



UNGARISCHE RUNDSCHAU FÜR HISTORISCHE UND SOZIALE WISSENSCHAFTEN

UNTER MITWIRKUNG VON VIKTOR
CONCHA, FRIEDRICH RIEDL, LUDWIG
VON THALLÓCZY HERAUSGEBEN VON
PROF. DR. GUSTAV HEINRICH
GENERALSEKRETÄR DER UNG. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

IV. JAHRGANG ◻ 1915



VERLAG VON DUNCKER & HUMBLOT
❖ MÜNCHEN UND LEIPZIG ❖



Alle Rechte vorbehalten.

DB
901
U532
Jg. 4

Inhalt des IV. Jahrganges.

Aufsätze:

	Seite
Áldásy, Anton, Die Gesandtschaft des ungarischen Reichstages an Ladislaus V, 1452	186
Bischoff, Heinrich, Lenau und Lamartine	136
— — Nikolaus Lenau in Amerika	509
— — Nikolaus Lenaus «Waldlieder»	517
Concha, Viktor, Zur Reform des Parlaments und Bindings Vorschläge . .	460
— — Machiavellis Auferstehung	39
Czászár, Mich., Academia Istropolitana Die Universität des Königs Mathias zu Pozsony	907
Czeke, Marianne, Das ungarische Shakespeare-Jahrbuch für 1914	515
Eckhart, Franz, Das erste staatliche Archiv Ungarns	528
— — Zur Geschichte des gemeinsamen Zollgebietes	896
Földes, Béla, Ein unbekanntes Memorandum Friedrich Lists über das Verkehrswesen Ungarns	487
Fraknói, Wilhelm, König Matthias Corvinus und der deutsche Kaiserthron .	1
— — Béla IV. von Sizilien	527
— — König Matthias und die Hohenzollern	535
Gragger, Robert, Deutsche Handschriften in ungarischen Bibliotheken . .	715
Heinrich, Karl, Die Sage vom Wunderhirsch bei den Byzantinern	204
Heinrich, Gustav, Der älteste deutsche Dichter Ungarns	524
Herczeg, Franz, Zu Maurus Jókais Gedächtnis	27
Karácson, Emerich, Die Pforte und Ungarn im Jahre 1788	79
Karácsonyi, Johann, Das Land Borodnok	131
Kohut, Adolph, Ein ungedruckter Brief K. M. Kerbenys aus dem Jahre 1848	526
Marczali, Heinrich, Franz von Pulszky 1814—1897	630
Molden, Ernst, Zur Geschichte der orientalischen Frage	148
Molnár, Josef, Das albanische Problem	934
Munkácsi, Bernhard, Professor Hermann Vámbéry, 1832—1913 (II. Teil)	88
— — Professor Hermann Vámbéry, 1832—1913 (III. Teil)	386
Nagy, Géra, Zur Frage der künstlichen Hügel in Ungarn	409
Osztern, S. P., Der «heilige Krieg» nach mohammedanischem Recht	673
Patek, Franz, Die Jesuiten in Ungarn	143
Rácz, Ludwig, Montesquieu in Ungarn	499
Sieghart, Rudolf, Die Denkschrift Friedrich Lists über die Verbesserung des ungarischen Transportwesens (Mit 1 Abbildung)	745
Sufflay, Milan von, Zu den ältesten kroatisch-ungarischen Beziehungen .	883
Szentpétery, Emerich, Das Banat von Machow (Macsó)	873
Takáts, Alexander von, Vezir Szokolli Musztafa Pascha (Der große Musztafa)	788
Tarczai, Elisabeth, Hexenprozesse in Kroatien	193
Thallóczy, Ludwig von, Johann Christian von Engel und seine Korrespondenz	247
Thienemann, Theodor, Goethes ungarischer Schüler	814
Tolnai, Wilhelm, Etymologisches Wörterbuch der ungarischen Sprache . .	492

	Seite
Trostler, Josef, Ungarische Stoffe in der deutschen Literatur des XVII. Jahrhunderts	157
Vargha, Damján (O. Cist), H. A. Seuse in der ungarischen Codex-Literatur	924
Vonház, Stefan, Die deutsche Ansiedelung im Komitat Szatmár (I. Teil)	54
— — Die deutsche Ansiedelung im Komitat Szatmár (II. Teil).	432
Weber, Arthur, Über die Zipser Hunnensage	917
Wertheimer, Eduard von, Eine ungedruckte Charakteristik des Baron Nikolaus Wesselényi	113
— — Neue Beiträge zur Geschichte der ungarischen Altkonservativen	848
Wertner, Moritz, Zur Familiengeschichte der Habsburger	179

Kleine Beiträge zur deutschen Literatur:

Bexa, Desider, Faust auf der ungarischen Bühne.	952
Gragger, Robert, Ungarisches zu Goethes Legende vom Hufeisen	938
Kohut, Adolph, Emanuel Geibel und Ungarn	212
Peisner, Ignaz, Das deutsche Theater in Budapest (bis 1812).	214
Schwartz, Elemér, Der Name «Hienz»	946
Trostler, Josef, Boeners «Rennbahn der Ehren» (1688).	207
Weber, Arthur, Zur politischen Lyrik des Kriegsjahres 1809.	218
— — Ein deutsches Schmähdgedicht auf die Kurutzen	942

König Matthias Corvinus und der deutsche Kaiserthron. Von Bischof Wilhelm Fraknói.

DIE ungarische Nation vermochte es jederzeit, die Bestrebungen des auf dem Boden unserer heutigen Heimat geschaffenen Staates, welche auf die Sicherung der Unabhängigkeit und des nationalen Charakters abzielen, mit den Anforderungen der eigentümlichen Situation in Einklang zu bringen, welche im europäischen Staatensystem, in der Einkeilung zwischen zwei kraftvollen Völkerrassen und zwei großen Reichen, gegeben sind.

Dieser doppelte Gesichtspunkt leitete die Könige aus dem Hause der Árpáden in der Schließung politischer — und Ehebündnisse, durch welche sie mit anderen Dynastien in Interessengemeinschaft traten; und veranlaßte die Nation, nach dem Erlöschen des Mannestammes der ungarischen Dynastie, durch anderthalb Jahrhunderte fremde Fürsten auf den Thron zu erheben.

Die Überzeugung, daß Ungarn allein und isoliert, seiner Bestimmung nicht gerecht werden könne, offenbarte sich gerade damals am auffallendsten, als in der einstimmigen Wahl Matthias Hunyadis zum König von Ungarn die Wiederherstellung des nationalen Königreiches in Erfüllung ging.

Die Führer der sieghaften Partei, — erbittert durch die Fehler und Verbrechen der deutschen Herrschaft — drohten mit brutalem Ernst, daß «bevor noch ein Jahr seinen Lauf erfüllt hätte, die Pferde ungarischer Helden bis zu den Knien in deutschem Blute waten würden»¹⁾. Und dennoch war kein Jahr vergangen, als eine mächtige Partei den deutschen Kaiser zum ungarischen König proklamierte. Matthias aber, anstatt mit Waffen seinen Gegner zu bezwingen, schloß mit diesem ein Bündnis, ließ sich von ihm an Sohnes statt annehmer und versprach, ihm Gefühle kindlicher Liebe entgegenzubringen; ja, in kürzester Frist bat er den Kaiser als gehorsamer Sohn, er möge für ihn, nach eigenem Ermessen eine Gattin wählen²⁾.

1) In dem am 18. Februar 1458 an seinen Fürsten gerichteten Bericht des Gesandten von Mailand am kaiserlichen Hofe wird dieser Ausspruch der Mutter König Matthias' zugeschrieben. Fraknói: Matthias Corvinus, König von Ungarn. (Freiburg 1891), 67.

2) Vergleiche die Abhandlungen des Verfassers vorliegender Zeilen «Die Adopktion König Matthias' durch Kaiser Friedrich», erschienen in der «Budapesti Szemle», Jahrgang 1910, Band 141.

Aber die phrasenhaften Äußerungen der Selbstdemütigung waren nur die deckende Maske für einen stolzen Gedanken. Zwischen dem deutschen Reiche und dem ungarischen Staate sollte in der Weise eine innige Beziehung geschaffen werden, daß nicht der ungarische Staat einen deutschen, sondern vielmehr das deutsche Reich einen ungarischen Herrscher erhalte.

Zweifellos war es ein ganz ungewöhnlicher Ehrgeiz, der in dem Enkel des Kleinadeligen aus dem Hunyader Comitate den Wunsch entfachte, über die Habsburger, Wittelsbacher und Hohenzollern zu herrschen. Aber der Sohn des Erretters der Christenheit und Erbe seiner Mission durfte sich würdig fühlen, die höchste weltliche Würde zu bekleiden, welche das Christentum zu verleihen hatte. In seinem Unternehmen bestärkte ihn der Umstand, daß sein Zeitgenosse, Georg Podiebrad, König von Böhmen, der weder der Sprosse eines fürstlichen Hauses, noch aber auch deutscher Abkunft war, die Absicht hatte, sich noch zu Lebzeiten des Kaisers zum Teilhaber und Erben des deutschen Thrones mit dem Titel eines römischen Königs erwählen zu lassen. Diesen Plan Podiebrads, welcher an dessen unerschütterlicher Zugehörigkeit zur hussitischen Sekte scheiterte, wollte Matthias verwirklichen.

Schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts übergaben die deutschen Archive jene Briefwechsel der Öffentlichkeit, welche sich auf drei Versuche Matthias, die Kaiserkrone zu erwerben, beziehen. Hingegen sind die im herzoglich-ferrarischen Archive aufbewahrten diplomatischen Berichte, welche von einem vierten Versuche Kunde geben, bisher noch nicht in die Öffentlichkeit gedrungen. Diesen letzten Versuch König Matthias' im vorliegenden zu erörtern, ist meine Absicht.

I.

Das erstemal war zu Beginn des Jahres 1468 von der Wahl König Matthias' zum König von Rom die Rede; damals hatte Podiebrad die kirchliche Exkommunikation auf sich gezogen und mit seinen Scharen Österreich überschwemmt. Sowohl der Kaiser, wie auch der Papst wandten sich an den ungarischen König um Hilfe. Ihre Gesandten boten Matthias die Würde des Königs von Rom an. Er befreite nun den Kaiser von seinen Feinden und drang in Böhmen ein, um den glaubensabtrünnigen König seines Thrones zu berauben. Der Kaiser indessen weigerte sich nachträglich, sein Versprechen zu erfüllen.

Da unternahm Matthias den Versuch, ohne seine Hilfe und gegen seinen Willen die Wahl durchzuführen. Er willigte in den Antrag

des Königs von Böhmen ein, ihm die Stimmen der Kurfürsten zu verschaffen, wenn er seinerseits die eroberten böhmischen Gebiete zurückerstatte. An den Bemühungen Podiebrads, das geplante Ziel zu erreichen, nahm auch Matthias selbst teil; er trat mit dem Hause Hohenzollern in Verbindung, das von ihm zum ersten Male Worte vernahm, die zum Kampfe gegen die Habsburger aufmunterten. Aber ihre Bemühungen scheiterten an dem ausgeprägten Nationalgefühl der deutschen Fürsten und deren unerschütterlicher Treue zum Kaiser.

Und darum wandte sich Matthias zu Beginn des Jahres 1470 aufs neue an Kaiser Friedrich. Zu dieser Zeit war er bereits erwählter König von Böhmen, Mähren, Schlesien und der Lausitz und nahm als solcher unter den weltlichen Kurfürsten des Reiches die erste Stelle ein. Um durch Prachtentfaltung und den Zauber seiner persönlichen Liebenswürdigkeit zu wirken, stattete er dem Kaiser in Wien einen Besuch ab. Selbst das Opfer, sich mit der dreijährigen Erzherzogin Kunigunde zu verloben und so die Möglichkeit der Gründung einer Familie auf lange Zeit zu verzögern, dünkte ihm nicht zu hoch. Der Kaiser hingegen gelobte, daß falls er und sein Sohn keine Erben hinterlassen würden, Matthias die Nachfolge gesichert sei; der Kaiser versprach noch, mit ihm gemeinsam auf dem deutschen Reichstage zu erscheinen. Prahlend verkündete Matthias dem Gesandten von Mailand, daß er mit dem Kaiser «ein Leib und eine Seele» sei. Indessen verzögerte Friedrich die Sanktionierung des Übereinkommens von Tag zu Tag. Matthias aber, dem man den Glauben an ein gegen sein Leben geplantes Attentat einflößte, verließ plötzlich, ohne Abschied zu nehmen, den Hof³⁾.

Er überzeugte sich in Kürze davon, daß der Kaiser nicht nur seiner Machtvergrößerung feindlich gegenüberstand, sondern daß er sogar bemüht war, ihn seines Thrones zu berauben und sich zu diesem Zwecke mit den Jagellonen verbündete.

Matthias sah sich gezwungen, die Hoffnung, daß er noch zu Lebzeiten Friedrichs dessen erwählter Nachfolger werde, aufzugeben. Nunmehr konzentrierte er seine Bemühungen darauf, daß er nach des Kaisers Tode mit Aussicht auf Erfolg als Thronbewerber auftreten könne.

Während er einerseits bemüht war, den Kaiser zu demütigen und verhaßt zu machen, ergriff er mit unerschöpflicher Invention jede

³⁾ Die auf diese drei Versuche bezüglichen Daten: «König Matthias Corvinus», 151—233, dann «Die diplomatischen Beziehungen König Matthias' zu den Hohenzollern». Erschienen in «Történelmi Szemle», Jahrgang 1914, 63—72.

Gelegenheit, um die Fürsten und Stände Deutschlands sich zu verpflichten und für sich zu gewinnen.

Er verlieh allen jenen, die der Kaiser in ihren Rechten und Interessen geschädigt hatte, seinen Schutz, so den unzufriedenen Herren von Österreich und den Bischöfen von Salzburg, Passau, Seckau und Lavant. Mit den Fürsten von Bayern, Brandenburg und Sachsen schloß er Bündnisse. Er legte Gewicht darauf, daß einzelne Glieder deutscher Fürstenhäuser in seinem Heere Kriegsdienste annahmen; bei den Markgrafen von Brandenburg blieben seine diesbezüglichen Schritte zwar erfolglos, aber Graf Ulrich von Württemberg und die bayerischen Herzöge Otto und Christoph nahmen sein Anerbieten gern an⁴⁾.

Als echter Vertreter der Renaissance war Matthias, dieser geniale Diplomat und siegreiche Heerführer, auch durchaus fähig, die Macht der öffentlichen Meinung entsprechend zu würdigen. Er erließ häufig Manifeste und versandte Briefe, in welchen er den Kaiser für die mit ihm geführten Kriege verantwortlich machte, seinem inbrünstigen Wunsche Ausdruck verlieh, mit dem heiligen deutschen Reiche und der deutschen Nation in Frieden zu leben und vereint mit ihnen seine Kräfte der Bezwingung des gemeinsamen Feindes der Christenheit zu widmen.

Zweifellos war Matthias der erste Fürst, welcher die Presse in Diensten politischer Agitation verwendete. Im städtischen Archiv von Straßburg ist ein kaiserlicher Erlaß aufbewahrt, welcher die Verbreitung und neuerliche Drucklegung einer im Auftrage des ungarischen Königs verfaßten, schmähenden Flugschrift verbietet⁵⁾.

Das Ziel, welches Matthias vorschwebte, war sowohl Freunden als Feinden klar. Die italienischen Humanisten — so berichtet einer derselben in einem Werke — «erwarteten mit Ungeduld das Heranbrechen des Tages, an dem sie ihn als römischen König und als Kaiser feiern könnten»⁶⁾.

Der Kaiser hingegen versäumte nicht den deutschen Fürsten abschreckende Bilder von der Gefahr und dem Verderben zu machen, das ihnen bevorstand, wenn es Matthias gelingen würde sein Ziel zu erreichen. «Wenn der König von Ungarn sein Fürnehmen allein darauf stellet, seine kaiserliche Maiestät und die königliche Würde

4) Bezüglich dieser Details verweise ich ebenfalls auf meine in obiger Randbemerkung zitierten Arbeiten.

5) Vom 30. Oktober 1485 datiert.

6) Carbo: «De rebus gestis Mathiae regis». «Ungarische literaturgeschichtliche Denkmäler.» (Magyar Irodalomtörténeti Emlékek), II. 214.

zu Böhmen zu verdrücken und ihre Lande in sein Gewaltsam zu bringen, und ihm damit Eingang in das heilige Reich und deutsche Nation zu machen ⁷⁾.)»

II.

Matthias rechnete darauf, den um zwanzig Jahre älteren Kaiser zu überleben; bei einer Gelegenheit ließ er diesem die Nachricht zukommen, er möge — trotz der Verkündigung seiner Astrologen — nicht auf seinen, Matthias', nahe bevorstehenden Tod rechnen, da er Nestors oder Methusalems Alter zu erreichen gedenke ⁸⁾).

Matthias wartete daher mit Geduld den Zeitpunkt ab, da mit dem Tode des Kaisers der deutsche Kaiserthron frei würde.

Friedrich klammerte sich nämlich an seine Machtstellung und erklärte wiederholt, daß er weder einen Teilinhaber der Macht, noch die Wahl eines Nachfolgers dulde. Sein Sohn, Erzherzog Maximilian, gab gern seine Einwilligung zu diesem Entschluß, da seine ganze Aufmerksamkeit sich der Sicherung des burgundischen Erbes zuwandte; seines Vaters klägliche Bemühungen und die bedrohte Lage der österreichischen Provinzen ließen ihn gleichgültig; ja, als er im Jahre 1485 mit der Leitung des deutschen Reichstages betraut wurde, versäumte er es zu erscheinen und verletzte dadurch die deutschen Fürsten aufs tiefste.

Am 1. Juni desselben Jahres bemächtigte sich Matthias der Stadt Wien, nahm den Titel eines Herzogs von Österreich an und schloß einige Monate später mit den Türken einen Waffenstillstand, um die Eroberung der österreichischen Provinzen beschleunigen zu können.

Indessen verursachten gerade diese Erfolge der Waffen, welche berufen schienen, ihm bei einem Thronwechsel die Kaiserwürde zu sichern, unerwartete Enttäuschungen.

Der Kaiser sah ein und gestand es auch offen zu, daß seine eigene Kraft zur Errettung der Erblande nicht ausreiche. Sein Vertrauen dem deutschen Reiche gegenüber war durch die Enttäuschungen, die er von dieser Seite erfahren, erschüttert. Er zweifelte nicht daran, daß sein Sohn, Erzherzog Maximilian, nach seinem Tode auf die Stimme der Kurfürsten nicht rechnen könne, und daß mit dem Verluste der Kaiserkrone und der österreichischen Erblande das Haus Habsburg in seine einstige Bedeutungslosigkeit versinken müsse.

⁷⁾ Brief vom 2. Mai 1483 im k. k. Statthalterei-Archive Innsbruck.

⁸⁾ Brief König Matthias', 2. Februar 1485. Mátyás király levelei. Külügyi Osztály. II. 291.

Andererseits erfüllte den Kaiser die Hoffnung, daß im Falle der Wahl des Erzherzogs Maximilian zum römischen König, dieser den ihn erwartenden Pflichten genügen und durch den Einfluß seiner hervorragenden persönlichen Eigenschaften den Geist der Opferfreudigkeit im deutschen Reiche anfachen würde. Der Kaiser rechnete auch darauf, daß Maximilian im Interesse der Wiederherstellung der habsburgischen Macht sich der reichen Einnahmequellen der Niederlande bedienen werde⁹⁾.

Inseheim begann er Unterhandlungen mit den Kurfürsten, die um den Preis verschiedener Begünstigungen das Versprechen gaben, auf dem für den 20. Januar 1486 nach Frankfurt berufenen Reichstag Erzherzog Maximilian zum römischen König zu wählen. Das kaiserliche Einberufungsschreiben enthielt aber keine Erwähnung dieser Angelegenheit, denn der Kaiser wünschte, daß der König von Böhmen von dem Plane nichts erfahre, auf dem Reichstage nicht erscheine und an der Wahl nicht teilnehme.

Es war nämlich vorauszusehen, daß Wladislaw von Böhmen, der auf Grund des mit Matthias im Jahre 1479 geschlossenen Vertrages die mit dem Besitze der böhmischen Königskrone verbundenen Rechte eines Kurfürsten ausüben konnte, falls er auf dem Reichstage erschiene, seinen Einfluß gegen Maximilian geltend machen würde; es war auch zu erwarten, daß Matthias durch drohendes Auftreten die Kurfürsten beeinflussen und dadurch die Wahl vereiteln könnte. Deshalb richtete der Kaiser erst nach Eröffnung des Reichstages, Anfang Februar die Aufforderung an die Kurfürsten, unverzüglich seinen Nachfolger zu wählen. Er begründete diese Dringlichkeit damit, daß in dem Falle des bei seinem Tode eintretenden Thronwechsels während der Zeit, die bis zum Versammeln der Kurfürsten in Frankfurt verstreiche, das deutsche Reich dem König von Ungarn und dessen Verbündeten, den Türken, schutz- und wehrlos gegenüberstände. Ohne seinen Kandidaten zu benennen, wies er darauf hin, daß wenn der zukünftige Herrscher keine Wohlgesinntheit für die österreichischen Erblande bekunde, diese für ewige Zeiten unter das Zepter fremder Nationen gelangen würden¹⁰⁾.

⁹⁾ H. Ulmann, Kaiser Maximilian I. (Stuttgart 1884), I. 7.

¹⁰⁾ «Man habe zu betrachten die grausam mächtige und schwere Übung des Kriegs, die der König in Ungarn und die Türken, so sich deshalb miteinander vereinet und vertragen hätten, und dadurch der König und Türken aus unnötigster leichtfertiger Übergab der Bischöfe zu Salzburg, Passau, Seckau und Lavant Schlösser, Städte und Befestigungen, die inmitten in Kaiserlicher Maiestät Erblande liegen, so ferne und tief in diesen dero Landen gewachsen sei, dass sie

Der Erzbischof von Mainz setzte am 13. Februar den Akt der Wahl schon für den vierten Tag an. Die anwesenden drei weltlichen und die drei geistlichen Kurfürsten gaben ihre Stimmen auf Erzherzog Maximilian ab.

Die Reichsversammlung bestimmte danach die Aufstellung eines aus 34 000 bewaffneten Mannen bestehenden Heeres gegen Matthias und da ihr die dazu nötige Zeitpause zu lange dünkte, ordnete sie an, daß unverzüglich 4000 Bewaffnete in das kaiserliche Lager entsendet werden sollten; überdies votierte sie anderthalb hunderttausend Gulden für Kriegszwecke. Maximilian versprach, sich an die Spitze des kaiserlichen Heeres zu stellen¹¹⁾.

III.

Nach der stattgehabten Wahl sah Matthias die Hoffnung, nach des Kaisers Tode den Weg zum deutschen Kaiserthron frei zu finden, vereitelt. Gleichzeitig drohte ihm die Gefahr, daß an die Stelle des unbeliebten und kraftlosen Kaisers in Person des genialen Sohnes ein gefährlicher Gegner treten wird.

Dennoch wollte Matthias sich dem Drucke der vollzogenen Tatsachen nicht beugen. Auch ihm widerfuhr das Schicksal vieler, vom Erfolge verwöhnter genialer Herrscher, deren sicheres und scharfes Urteil durch die Überschätzung der eigenen und die Unterschätzung der fremden Kräfte getrübt wird.

Nicht ganz drei Wochen vor der Frankfurter Wahl war es geschehen, daß Matthias dem an seinem Hof weilenden ungarischen Hochadel und den fremden Diplomaten feierlich erklärte, daß er den Vater seiner Gattin, den König von Neapel gegen den Papst, der dem König den Krieg erklärt hatte, unterstützen werde und an ein Generalkonzil appelliere. Besonderen Nachdruck erhielten seine

mit ihrer selbst Macht sich vorstehen möchte. Gleichwie nun diese ihrer Maiestät Lande die Pforte und Schild gegen den Türken und dermassen geschickt wären, wo die in der Feinde und fremder Nation Hände kämen, daß daraus das heilige Reich und Deutsche Nation, der für anderen durch das fremde Gezunge zugesetzt würde, schwerlichen bekrieget werden möchten.» Jo. Joachim Mülleri Reichstags Theatrum Maximiliani I. (Jena 1718), I. 5. Müller zitiert aus dem Krantzschens Buche «Saxonia» die Behauptung, daß Matthias bemüht war, die Wahl zu vereiteln; es ist jedoch sicher, daß auf dem Reichstage kein ungarischer Abgesandter anwesend war.

¹¹⁾ Dieser Umstand ist uns aus den vom 25. November 1486 und 5. Januar 1487 datierten Briefen des Kaisers an Maximilian bekannt. Victor von Kraus, Maximilians I. vertraulicher Briefwechsel mit Sigmund Pruschenk. (Innsbruck 1875), 56, 58.

drohenden Worte durch den Umstand, daß er bewaffnete ungarische Scharen nach Neapel schickte¹²⁾.

Während er also mit offenem Visier den Kampf mit dem heiligen Stuhl aufnahm, beschloß er gleichzeitig die Wahl des Erzherzogs Maximilian anzufechten und seine eigene Wahl mit Waffengewalt durchzusetzen. Zu diesem Zwecke gedachte er die Könige von Frankreich, Polen und Böhmen, die italienischen Staaten und die Schweizer Kantone in einem Bündnis zu vereinigen.

Wladislaw, König von Böhmen, dessen Räte für das am Frankfurter Reichstage der böhmischen Krone widerfahrere, verletzende Vorgehen je eher Vergeltung zu üben forderten, bot sich aus eigenem Antriebe zum Bundesgenossen an.

Kaiser Karl IV. hatte nämlich in der vom Jahre 1348 datierten, unter goldenem Siegel erlassenen, dem König von Böhmen das Wahlrecht zusichernden Urkunde bestimmt, daß tausend Mark Strafe in Gold zu entrichten hätte, wer den König in der Ausübung dieses Rechtes hindern sollte¹³⁾. Sich auf diese Verfügung berufend, forderte Wladislaw am 16. April 1486 die Kurfürsten einzeln auf, dieses Sühnegeld zu bezahlen. Insofern dieselben «dieser Aufforderung nicht genug tun würden, drohte er, seine Rechte mit Hilfe Gottes und der tätigen Anteilnahme seiner Freunde und Untertanen zu wahren¹⁴⁾.

Er focht die Gültigkeit der Wahl nicht an; da aber mit Sicherheit anzunehmen war, daß die Kurfürsten sich weigern würden, das Sühnegeld zu entrichten, so bot sich Gelegenheit zum Waffenkampf.

Um Wladislaw und die böhmischen Stände zu kriegerischen Entschlüssen anzuspornen, beschloß Matthias, seinen persönlichen Einfluß geltend zu machen. Zu diesem Zwecke lud er den König in die mährische Stadt Iglau ein. Eine große Rolle hatte Matthias bei diesen Unterhandlungen dem aus Böhmen stammenden Bischof von Várad, Johann Filipecz, zgedacht, den er kurz vorher nach Mailand gesandt hatte, um bei der Schließung des Ehevertrages zwischen seinem Sohne und der Herzogin Bianca anwesend zu sein, der aber auf seinen Befehl schleunigst umkehren mußte¹⁵⁾.

Über den Zweck der Iglauer Zusammenkunft verbreiteten sich an den deutschen Höfen beängstigende Gerüchte. Der sächsische

¹²⁾ Matthias Corvinus, 316.

¹³⁾ Müllers zitiertes Werk. I. 19.

¹⁴⁾ Minutoli, Das Kaiserliche Buch des Markgrafen Albrecht Achilles. (Berlin 1850), 212.

¹⁵⁾ Der Gesandte des Königs Matthias, welcher dann am 5. Juli in Mailand erschien, berichtet darüber.

Kurfürst benachrichtigt in einem Briefe den Markgrafen von Brandenburg, daß in Iglau über den gegen sie beide zu führenden Krieg beratschlagt werde¹⁶⁾.

IV.

Unterdessen war Maximilian, ohne sich um die in Frankfurt übernommenen Verpflichtungen zu kümmern, in die Niederlande zurückgekehrt; anstatt im Interesse Österreichs zu dessen Schutze sich zu rüsten, traf er Vorbereitungen zu einem Kriege gegen Frankreich, dessen innere Wirren ihm den geeigneten Zeitpunkt zu bieten schienen, um das im Frieden von Arras vor vier Jahren abgetretene Gebiet von Burgund zurückzuerlangen, ja es durch Eroberungen zu vergrößern.

Er schloß mit jenen Gliedern der königlichen Familie, die mit Anna Beaujeu, der männlich charakterstarken Tochter Ludwigs XI., dem Vormunde Karls VIII., in Zwist lagen, ein Bündnis¹⁷⁾ und um seine ganze Kraft ungestört diesem Unternehmen widmen zu können, versuchte er mit dem König von Ungarn eine Versöhnung anzubahnen. Er schickte Gesandte zu ihm und erwirkte sich die Fürsprache der Herzogin von Ferrara, der Schwester der Königin von Ungarn¹⁸⁾.

Matthias ließ sich indessen nicht in Verhandlungen mit ihm ein, sondern trachtete die Vorteile der politischen Situation zu verwerten, indem er mit dem französischen Hofe in Verbindung trat. Zu diesem Zwecke schickte er einen Geistlichen von bescheidener Stellung dahin; es war dies Anton Sankfalvi, Hofkaplan und Domherr von Várad, der als Mitglied königlicher Gesandtschaften in Polen, Rom und Neapel seine politische Laufbahn begonnen hat. Zweifellos verdankte er diese jetzige wichtige Sendung seiner Verziertheit in der französischen und italienischen Sprache¹⁹⁾.

Er übernahm das Beglaubigungsschreiben am 10. Juni²⁰⁾. Am 4. Juli langte er in Mailand an, wo er für die Verzögerung der diplomatischen Mission des Bischofs von Várad eine entschuldigende Erklärung abzugeben hatte.

¹⁶⁾ Der vom 7. Juni 1486 datierte Brief befindet sich im Königlichen Staatsarchiv in Berlin.

¹⁷⁾ Cherrier, *Histoire de Charles VIII.* (Paris 1868), I. 145.

¹⁸⁾ Brief der Herzogin von Ferrara an ihre Schwester Beatrix, 20. Mai 1486. Berzeviczy, *Beatrix-Okleveltár*, 88.

¹⁹⁾ Seine Biographie ist in meiner Abhandlung «König Matthias' Ungarische Diplomaten» enthalten. (Századok 1898.) In seiner Urkunde vom 16. November 1489 erwähnt Matthias diese diplomatische Sendung Sankfalvis in Frankreich.

²⁰⁾ Mátyás Kiraly levelei. II. 303.

Schon am nächsten Tage wurde er im Beisein der Räte und fremden Diplomaten von dem Fürsten und dessen Onkel, dem Herzog Ludovico Moro empfangen.

Nachdem er den Gruß und die Versicherung der Dienstfertigkeit seines Herrschers zum Ausdruck gebracht, verbreitete er sich detailliert über die Angelegenheit, welche Veranlassung zur Rückberufung des Bischofs von Várad gewesen; ohne Rückhalt eröffnete er, welche Stellung König Matthias der römischen Königswahl gegenüber einnahm. Ja, er schreckte, um die Wirkung seiner Mitteilungen noch zu steigern, nicht davor zurück, auch den Tatsachen nicht entsprechende Behauptungen zu äußern.

Er trug vor, daß Maximilian in hinterlistiger, betrügerischer Weise auf gesetzwidrigem Wege gewählt worden war, da man nicht alle Personen, die zur Teilnahme an der Wahl berechtigt gewesen wären, eingeladen hatte. Alte, beglaubigte Urkunden, Erlasse und Gesetze bestimmen nämlich, daß die Wahl, welche in der Abwesenheit und ohne die Einwilligung des Königs von Böhmen abgehalten wird, als ungesetzlich zu betrachten sei. Da nun der König von Ungarn, zu dessen Besitz ein großer Teil Böhmens gehört, der dessen Königstitel trägt und dem somit unter den Kurfürsten ein Platz gebührt, nicht zur Wahl berufen wurde, beschloß derselbe gemeinsam mit König Wladislaw und dem Herzog von Sachsen, zu einer neuen Königswahl zusammenzutreffen. Es könnte nun leicht geschehen, daß diese Wahl auf den König von Ungarn fiel. Da der Bischof von Várad am besten in diese Angelegenheit eingeweiht war, konnte seine Anwesenheit bei der Zusammenkunft in Iglau nicht entbehrt werden.

Nach Sankfalvis Unterbreitungen antwortete der Kanzler von Mailand kurz, daß der Fürst gegen die Verzögerung der Sendung des Bischofs nichts einzuwenden habe und die «weisen Pläne» des Königs von Ungarn zustimmend zur Kenntnis nehme²¹⁾.

Noch klarer äußerte sich Sankfalvi über die Pläne seines Herren dem Gesandten des Herzogs von Ferrara gegenüber, dem er volles Vertrauen entgegenbringen konnte. Er sagte: «Der König von Ungarn befürchtet, daß Maximilian, wenn er sich der Sorge des mit Frankreich geführten Krieges entledigt, mit den niederländischen Scharen seinem Vater zu Hilfe eilen und von den deutschen Kurfürsten unterstützt, im Bündnis mit dem König von Polen und vielleicht sogar mit der Republik Venedig, unverzüglich den Krieg er-

²¹⁾ Bericht des herzoglich-ferrarischen Gesandten am Hofe zu Mailand vom 5. Juli 1486 im königlichen Staatsarchive in Modena.

klären wird, um Wien und die österreichischen Gebiete zurückzuerobern. Deshalb ist es des Königs Absicht, den Erzherzog nicht zur Ruhe kommen zu lassen, ihm wegen seiner Wahl Schwierigkeiten zu bereiten und mit Frankreich und den italienischen Fürsten Bündnisse schließend, seine eigene Wahl zum römischen König durchzusetzen.» *Cerca farsi lui Re de Romani*²²).

Einige Tage später setzte der ungarische Gesandte seinen Weg fort und langte in der zweiten Hälfte des Juli in Paris an. Da kurz vorher das 15 000 Mann starke Heer Maximilians die Feindseligkeiten begonnen hatte, wurde Sankfalvi von seiten der regierenden Herzogin mit lebhafter Freude empfangen. Schon am 5. August konnte er die Urkunde des französisch-ungarischen Bündnisses nach Mailand einsenden²³).

Während Sankfalvi seine Mission am prunkvollen französischen Hofe erfüllte, weilte ein deutscher Diplomat des Königs, Georg Schönberg, Propst von Pozsony, in dem bescheidenen Kreise der Schweizer Kantone.

Matthias war sich der Bedeutung, welche die geographische Lage der Schweizer Republik und die Kriegstüchtigkeit seines Volkes mit sich brachte, klar bewußt. Um zu vermeiden, daß die Republik etwa den Kaiser unterstütze, hatte er im Jahre 1479 ein auf zehn Jahre sich erstreckendes Bündnis mit ihr geschlossen und sich deren führende Männer durch Zahlung von Pensionen verpflichtet.

Trotzdem nun dieses Bündnis zur Zeit der Frankfurter Wahl noch bestand und sich auch Frankreich in dem Verhältnisse eines Bundesgenossen zur Schweiz befand, sah doch Matthias voraus, daß auch Maximilian sich an die Republik wenden werde, und daß es notwendig sei, dem Erfolge dieser Bemühungen vorzubeugen. Darum versah er seinen Gesandten reichlich mit Geld, so daß dieser nicht nur den unbeglichenen Rest der vor sieben Jahren angebotenen Pensionen bezahlen, sondern auch neue Geldspenden verteilen konnte. In gemeinsamer Aktion mit dem französischen Gesandten gelang es tatsächlich, den Erfolg von Maximilians Anträgen zu vereiteln²⁴).

²²) Der vom 9. Juli datierte Bericht des Gesandten von Ferrara befindet sich in Modena.

²³) Vom 18. August datierter Bericht des nämlichen Gesandten in Modena. Leider ist die Urkunde weder in den französischen noch in den italienischen Archiven erhalten.

²⁴) Das Protokoll der am 21. Mai 1486 abgehaltenen Versammlung der Schweizer Kantone im Staatsarchiv Zürich. Der Bericht des mailändischen Gesandten in der Schweiz vom 20. Juli im Staatsarchiv Mailand. Die vom Pozsonyer Probst

V.

Zweifellos verzögerte König Matthias die Iglauer Zusammenkunft, weil er den Erfolg der mit Frankreich geführten Unterhandlungen abwarten wollte. Wladislaw langte in der zweiten Hälfte des Monats Juni, von zweitausend Bewaffneten begleitet, in Deutschland an. Hier erschien der Bischof von Várad mit der Botschaft, daß seinen Herrscher wichtige Angelegenheiten und sein leidender Zustand in Buda zurückhielten, daß er aber — sobald sein Befinden es gestatte — kommen werde. Als bald langte auch ein Brief von Matthias an, in welchem dieser versichert, daß er diese Zusammenkunft nicht in seinem eigenen, sondern in Wladislaws Interesse wünsche, und daß er letzterem so bedeutende Vorteile zu sichern gedenke, wie sie uneigennütziger von einem Vater oder Bruder nicht zu erwarten wären.

Wladislaw sah sich genötigt, zwei Monate an diesem Orte auszuharren. Nachdem Matthias in Österreich, wo unter seiner Leitung die Belagerung der Stadt Laa erfolgt war, einige Wochen zugebracht hatte, traf er am 29. August in Iglau an; am viertnächsten Tage traf auch der König von Böhmen ein²⁵⁾.

Die beiden Herrscher verbrachten elf Tage miteinander; das Ergebnis ihrer Besprechungen war vollstes Einverständnis in dem Maximilian gegenüber einzuschlagenden Vorgehen.

Beide Herrscher erachteten es für notwendig, ihrem Unternehmen den Anschein der Gesetzlichkeit zu verleihen.

In dem den Anklagebrief Wladislaws beantwortenden Rückschreiben bemühten sich die Kurfürsten, die verletzte Außerachtlassung des Königs von Böhmen damit zu rechtfertigen, daß sie sich erst im Verlaufe des Reichstages davon überzeugen konnten, wie sehr «die Angriffe, welchen das Reich von mehreren Seiten ausgesetzt war» und andere wichtige Gründe, welche in einem Briefe mitzuteilen nicht ratsam ist, die Wahl Maximilians dringend erforderten²⁶⁾.

Wladislaw richtete hierauf aus Iglau einen zweiten Brief an die Kurfürsten, in welchem er die dringliche Notwendigkeit der Wahl und auch die Behauptung, daß das Reich Angriffen ausgesetzt wäre, leugnet, indem der König von Ungarn gegen den Kaiser und die

gezählten Jahresrenten erwähnt ein anderer Gesandter Matthias' in einem vom 14. September 1487 datierten Bericht, in dem Buche Segessers: Die Beziehungen der Schweizer zu Matthias Corvinus (Luzern 1860), S. 88.

²⁵⁾ Archiv Český. VI. 206 207. *Scriptores rerum Silesiacarum*. XIV. 103, 104.

²⁶⁾ 24. Juni 1486. *Zeitschrift für preußische Geschichte*. XVIII. (Berlin 1881), 342.

Erblände, nicht aber gegen das deutsche Reich Krieg führe; den Kurfürsten habe er immer nur Wohlwollen gezeigt und ihnen Gefälligkeiten erwiesen. Er, Wladislaw, bestehe daher auf seiner Auffassung, daß die Rechte der böhmischen Krone geschmälert worden, daß ihm und seinem Lande Schmach widerfahren sei, weshalb er sich auch mit schönen Worten nicht zufrieden geben werde und die je eher zu erfolgende Bezahlung des in der goldenen Bulle gesetzlich bestimmten Bußgeldes erwarte²⁷⁾.

Um diese Forderung zu unterstützen, wandte sich Matthias ebenfalls brieflich an die Kurfürsten. Er teilte ihnen mit, daß sein «besonders geliebter Bruder und Freund», der König von Böhmen, mit dem er bezüglich all jener Fragen, die zwischen ihnen Unfrieden gestiftet, freundschaftliche und brüderliche Vereinbarung getroffen, sich Klage führend über die bei der römischen Königswahl ihm angetane Kränkung an ihn gewandt habe; der König von Böhmen habe ihm die sein Wahlrecht sichernden Urkunden vorgelegt und von ihm Rat und Hilfe erbeten, um sich für die erlittene Schädigung Genugtuung zu verschaffen. Er, Matthias, habe sich von der Gesetzlichkeit dieser Ansprüche überzeugt und ersuche nun die Kurfürsten, mit dem König von Böhmen zur Entschädigung für die erlittene Unbill einen friedlichen Ausgleich zu treffen und das geforderte Sühngeld je eher zu entrichten. An diese Aufforderung schloß sich eine geharnischte Erklärung: «Soll Euer Lieb warlich wissen, dass wir unseren lieben Bruder . . . aus vorbemeldeter Bündnisse, auch sonst brüderlicher Liebe und Freundschaft dermassen verwandt und verbündet seien, dass wir ihn keineswegs verlassen möchten, sondern würden auf sein Ersuchen ihm unsere Hülfe nach allem unserem Vermögen darstrecken und mitsamt ihm Weise und Wege fürnehmen und erdencken und darinnen nicht feiern, damit das so ihm zu Unrecht geschehen ist, vergleicht und die Poene, was ihm . . . gebührt, dennoch bezahlt würde. Wir versehen uns aber Ihr werdet es dazu nicht kommen lassen²⁸⁾.»

Matthias war indessen davon überzeugt, daß auch seine Intervention die Kurfürsten nicht zur Zahlung des Bußgeldes veranlassen werde, und daß er sich somit einen Rechtstitel verschafft habe, den Krieg zu beginnen, dessen Zweck die Annullierung der Frankfurter Wahl war. Er machte vor Vertrauten aus dieser seiner Absicht kein Geheimnis. Der Gesandte des Herzogs von Ferrara, der Matthias nach Iglau begleitet hatte, schrieb seinem Herrn: «Möge es Euer Hochgeboren zur Kenntnis dienen, daß der König von Ungarn kein

²⁷⁾ 9. September 1486. Minutolis zitiertes Werk, 266.

²⁸⁾ 9. September 1468. Minutoli, 227.

Mittel unbenützt lassen wird, um die Annullierung der Wahl herbeizuführen. Non lassará cosa a fare infringere tale elezione»²⁹⁾.

Darum traf Matthias mit Wladislaw bereits jetzt ein Übereinkommen, wie der Krieg vorzubereiten und der König von Polen für die gemeinsame Aktion zu gewinnen sei. Gleichzeitig versprach Matthias dem König von Böhmen, daß er ihm nach dem Ableben seines Vaters den Thron von Polen verschaffen wolle. Damit Wladislaw die drückenden Lasten der Kriegsausrüstung nicht allein trage, besteuerte Matthias das unter seiner Herrschaft stehende Schlesien und Mähren zugunsten des Königs von Böhmen. Um sich die böhmischen Herren zu verpflichten, erbrachte er in den unter der Regierung von zwei Herrschern stehenden Ländern der böhmischen Krone einheitliche Maßregeln für die Geldprägung und die Gerichtsbarkeit³⁰⁾.

Den Ergebnissen der Iglauer Zusammenkunft maß Matthias sehr große Bedeutung zu; er verständigte seine Bundesgenossen von denselben in so überschwenglichen Worten, als ob es sich um einen errungenen glänzenden Sieg handeln würde. So schreibt er dem Herzog von Mailand: «In dem Bestreben Euer Hochgeboren das Gefühl der Wonne zu verursachen, theile ich Euch mit, dass Wir in den jüngst vergangenen Tagen mit unserem geliebten Bruder, König Wladislaw, eine Zusammenkunft hatten, . . . nebst Erledigung vieler nützlicher Fragen, mit ihm Bündnis schließend, in innigste freundschaftliche und brüderliche Beziehung getreten sind, so dass wir von nun an so zu sagen in eine Person verschmolzen sind.» «Ut penes unus homo videamur»³¹⁾.

Ein Schreiben desselben Inhaltes wurde von Iglau nach Frankreich gesandt³²⁾.

Als bald begannen die Unterhandlungen, um Polen in das Bündnis einzubeziehen. Obzwar König Kasimir vor einigen Monaten noch im Bunde mit dem Kaiser die Republik Venedig zum Angriffe gegen Ungarn angespornt hatte, schickte er jetzt Gesandte an den Hof seines Sohnes nach Prag, die dem dort erschienenen ungarischen Gesandten die Hilfe des Königs von Polen anboten³³⁾.

²⁹⁾ 28. September 1486. *Diplomatiai Emlékek Mátyás Király Korából*, III., 188.

³⁰⁾ Pessina. *Mars Moraviae* (Prag 1677), 894. *Archiv Český*. X. 289. *Scriptores rerum Silesiacarum*. XIV. 109.

³¹⁾ 23. Oktober 1486. *Mátyás Király levelei*. II. 310.

³²⁾ Dies erwähnt in seinem Bericht vom 31. Dezember 1486 der Gesandte von Ferrara. *Diplomatiai Emlékek*. III. 374.

³³⁾ Bericht des Gesandten von Ferrara vom 18. Oktober in Modena.

VI.

Um die Bestätigung des Pariser Vertrages zu beschleunigen, hatte der französische Hof in Begleitung des rückkehrenden Sankfalvi einen vornehmen, weltlichen Herrn, Christophe de Plailly, zu Matthias gesandt, welcher letzterer dazumal in Niederösterreich mit nachdrücklicher Energie seinem Kriegsgeschäfte oblag und nacheinander Städte und Festungen einnahm. Matthias empfing den französischen Gesandten im Lager, behielt ihn länger als vier Monate bei sich und entließ ihn dann, in den Ritterstand erhoben und freigebig mit Geschenken versehen, wieder in seine Heimat³⁴⁾.

Matthias gedachte die Bundesgenossenschaft mit Frankreich nicht nur gegen Maximilian, sondern auch in anderer Richtung zu verwerthen. Während er seine Interessen in Deutschland verfocht, lebte unablässig der Gedanke in ihm, gegen die Türken die kriegerische Offensive zu ergreifen. Es bot sich hierzu eine günstige Gelegenheit, als der Neffe des Sultans Bajasid II., Herzog Dsem, gegen seinen Oheim als Thronprätendent auftrat, dann ins Ausland entfloh und nach Frankreich kam. Ihm hatte König Matthias in dem geplanten Feldzuge eine Rolle zgedacht. Ein von Iglau an den französischen Hof gesandter Eilbote vermittelte den Wunsch Matthias', man möge

³⁴⁾ Bonfinius, welcher zu dieser Zeit am Hofe des Königs Mathias sich aufhielt, erwähnt, daß der französische Gesandte, den er «magnificus» betitelt, Christoph hieß. (*Rerum Ungaricarum Decas IV. Liber VII.*) Nachdem wir aber auf Grund eines Briefes, den Christophe de Plailly am 15. Oktober 1487 an den König von Frankreich richtet, wissen, daß er es war, der den Gesandten Matthias' auf seinem Wege in Frankreich begleitete und sich im Interesse des französisch-ungarischen Bündnisses betätigte (Pelicier, *Lettres de Charles VIII.* [Paris 1898], I. 384.), kann kein Zweifel darüber herrschen, daß derselbe Christophe de Plailly der nach Ungarn beordnete Gesandte Frankreichs ist. In seinem an den Herzog von Mailand gerichteten, vom 23. Oktober datierten Brief erwähnt Matthias, daß der französische Gesandte «his diebus» angelangt ist. Cäsar Valentini berichtet am 4. November, daß der französische Gesandte «mostra essere persona molto nobile e modesta, in Franza tiene cucora qualche bone castello». Des weiteren sagt er, daß ein «reverendo Abbate di questo regno, quale bon tempo fá, ha habitato in Franza, religioso certe e prelato di bona presenza, ma de vita e costumi molto piú apparente e laudabile, quale é stato quello che con la prudentia et astutia sua lo ha conducto di quá et salveza». (Es ist zweifelhaft, ob die Person dieses Abtes mit Sankfalvi für identisch zu halten ist.) Über die gepflogenen Unterhandlungen konnte der Gesandte von Ferrara sich nicht sichere Kunde verschaffen. (*Diplomatiai Emlékek. III., 204.*) Bonfinius wußte, daß der französische Gesandte «ad ineundum contra Maximilianum foedus» gekommen ist und daß «percussum inter Ungarum Gallumque foedus et fraterna inita est societas». In seinem Bericht vom 5. Februar 1487 schätzt Valentini die Geschenke des französischen Gesandten auf 3000 Dukaten. *Diplomatiai Emlékek III., 256.*

Herzog Dsem seinen Aufenthalt in Ungarn anweisen. Die Antwort von seiten des französischen Hofes war eine günstige.

Im Jahre 1487, zu Beginn des Monates Februar, wurde der Bischof von Várad, Johann Filipecz mit der doppelten Betrauung nach Frankreich geschickt, die feindliche Stimmung gegen Maximilian zu bestärken und die Auslieferung Herzog Dsems zu erwirken. Er brachte dem König mit kostbarem Sattelzeug versehene türkische Pferde, der regierenden Herzogin prächtigen Schmuck, orientalische Stoffe und eine ganze Schlafzimmersausstattung als Geschenk mit. Um der Wichtigkeit seiner Sendung Nachdruck zu verleihen, mußte das Auftreten des Boten von fürstlichem Glanze sein. Er erregte überall, wo er mit seinem Gefolge von hundertdreißig prächtig gekleideten Rittern auf purpurbedeckter Karosse erschien, größtes Aufsehen.

In Frankreich wurde seine Ankunft ungeduldig erwartet. Der venetianische Gesandte berichtet, daß man sich am Hofe wiederholt bei ihm erkundigte, ob der ungarische Prälat schon in Venedig angelangt sei. Der italienische Diplomat gab seiner Überzeugung Ausdruck, daß man seinem Wunsche willfahren werde³⁵⁾.

Der Bischof von Várad wurde auf seinem Wege und bei Hofe mit hohen Auszeichnungen überhäuft.

Die Erfüllung der unterbreiteten Bitte fand indessen in den Gesandten des Papstes und der venetianischen Republik, welche wünschten, daß Herzog Dsem in Rom ausgeliefert werde, mächtige Gegner. Daher erhielt der ungarische Gesandte zwar Versicherungen der Geneigtheit, die Diplomaten jedoch wußten, daß man Herzog Dsem nur so lange in Frankreich halten würde «als der französische König des Königs von Ungarn bedurfte». Als daher am 27. Juli die Scharen Maximilians eine Niederlage erlitten, sank auf einmal der Wert des Bündnisses mit Ungarn ganz bedeutend. Der Bischof von Várad verließ Frankreich, wo er ein halbes Jahr zugebracht hatte, ohne Erfolg³⁶⁾.

Zur selben Zeit setzte Nikolaus von Kökericz, der vor kurzem vom sächsischen Hof in die Dienste König Matthias' getreten war, bei dem Schweizer Bund die durch den Propst von Pozsony begonnene Aktion fort. Auch er erschien mit einem glänzenden Gefolge, versprach und bezahlte mit verschwenderischer Freigebigkeit Jahresrenten. Auch schmeichelte sein Herr der Eitelkeit der stolzen Bürger. In einem seiner Briefe fordert er sie auf, Gesandte an den

³⁵⁾ Diplomatai Emlékek. III. 299.

³⁶⁾ Thuasne, Le Sultan Djem. (Paris), 155—171. Pelicier. I. 228, 354. Diplomatai Emlékek. III. 299, 356, 381.

ungarischen Hof zu schicken, um «ihnen die Absichten seines königlichen Herzens, welche auf das Wohl der Christenheit, des heiligen Reiches und der deutschen Nation gerichtet sind, zu offenbaren». Unter letzterem konnten natürlich nur seine auf den deutschen Thron bezüglichen Pläne gemeint sein.

Trotz all dieser Bemühungen schlossen fünf von den acht Kantonen am 14. September 1487 mit Maximilian ein Bündnis. Hingegen machte sich Luzern erbötig, den König von Rom in der Anwerbung von Schweizer Söldnern zu hindern und bei dem Könige von Frankreich die Auslieferung des Herzogs Dsem zu erwirken; für diese Dienste aber erwartete es für jedes einzelne Mitglied des Rates eine Jahresrente und einen jährlichen Beitrag von «einigen tausend Gulden» in die Kantonskasse³⁷⁾.

Unterdessen bemühten sich Matthias und seine Bundesgenossen, denen es um die Annullierung der Frankfurter Wahl zu tun war, darum, die Anerkennung dieser Wahl bei dem heiligen Stuhle in Rom zu hintertreiben.

In dieser Angelegenheit konnte Matthias selbst nicht vorgehen, denn er hatte durch die tatkräftige Unterstützung der Interessen des Königs von Neapel den Groll Innocents VIII. auf sich gezogen³⁸⁾.

Aber zu Anfang des Jahres 1487 ließ der König von Frankreich dem Papste zur Kenntnis gelangen, daß die Wahl Maximilians dessen Position Frankreich gegenüber festige, und «auch in anderen Ländern Wirren hervorrufe», weshalb die Sanktionierung dieser Wahl «zur Entstehung großer Ärgernisse führen würde³⁹⁾». Im Monat Mai gelangten die Gesandten des Königs von Böhmen in Rom an und erhoben vor dem Konsistorium der Kardinäle feierlich Einsprache gegen die Frankfurter Wahl und wandten sich mit der Bitte an den Papst, er möge an die deutschen Fürsten die Aufforderung ergehen lassen, daß sie «den König von Böhmen seines Rechtes nicht berauben und ihn zur Wahl zulassen mögen».

Auf diese Erklärung antwortete der Papst nicht und verhielt sich

³⁷⁾ Über die diplomatische Tätigkeit des Kokericz enthalten ausführliche Mitteilungen die Berichte des mailänder Gesandten in der Schweiz im königlichen Staatsarchiv Mailand. Teilweise veröffentlicht von E. Gagliardi. Dokumente zur Geschichte des Bürgermeisters Hans Waldmann. (Basel 1911.)

³⁸⁾ Der vom 18. November 1486 datierte Bericht des venetianischen Gesandten an den Herzog von Mailand im Staatsarchiv Mailand.

³⁹⁾ Der vom 4. Februar 1487 datierte Brief des Königs von Frankreich an Lorenz von Medici, und die am 17. Februar von seiten des letzteren an den römischen Gesandten geschickten Anweisungen teilt Agenore Galli im Archivio Storico Italiano mit. Terza Serie. XV. 289.

einige Zeit abwartend⁴⁰⁾. Zu Anfang des Jahres 1488 indessen ermunterte er, beeinflußt durch die Republik Venedig, Maximilian, seine Huldigungs-Gesandtschaft nach Rom zu entsenden.

Als der römische Gesandte des Königs Matthias, Johann Vitéz Bischof von Szerém, davon erfuhr, daß die deutschen Gesandten unterwegs seien, forderte er zwar energisch, daß der Papst dieselben nicht empfangen möge, doch blieb sein Bemühen ohne Erfolg⁴¹⁾.

Bei ihrer Ankunft am 29. Januar wurde die deutsche Gesandtschaft mit dem, königlichen Gesandten zukommenden feierlichen Zeremoniell in die Stadt geleitet, und als sie am 4. Februar vor dem Konsistorium die Huldigung ihres Herrn darbrachte, betitelte das über diesen Akt aufgenommene Protokoll Maximilian als «erwählten König von Rom⁴²⁾».

Matthias war über diese Wendung der Dinge unsagbar empört. Dem an seinem Hofe weilenden päpstlichen Legaten gegenüber klagte er in heftiger Rede darüber, daß der Papst die Gesandten Maximilians der Republik Venedig zuliebe empfangen habe, trotzdem derselbe seinen Gesandten versprochen hatte, ihnen keine Audienz zu gewähren und trotzdem derselbe wußte, daß er sich «um die Annullierung dieser rechtlos und in ungewöhnlicher Weise erfolgten Königswahl bemühe». Später kehrte Matthias im Laufe des Gespräches auf diese Angelegenheit zurück, nannte das Vorgehen des Papstes ein «klägliches» und behauptete, der Papst hätte die deutschen Gesandten nur deshalb ausgezeichnet, weil ihr Herrscher Venedigs Freund und sein Gegner sei⁴³⁾.

VII.

Während Maximilian in Frankreich, der Schweiz und in Rom diplomatische Erfolge erzielte, mußte sein Vater in Deutschland den bitteren Kelch der Demütigungen bis zum Grunde leeren.

Die Beschlüsse des Frankfurter Reichstages blieben papierne Versprechungen. Die Vorbereitungen zur Ausrüstung des großen Reichsheeres unterblieben, die bewaffneten Scharen, welche drin-

⁴⁰⁾ Burchardi Liber Notarum. (Neueste Ausgabe in Citta di Castello.) 201.

⁴¹⁾ Dies erfahren wir aus einer Äußerung Matthias' vor dem päpstlichen Legaten Ende Januar 1489.

⁴²⁾ Burchardus' zitiertes Werk, 221,222.

⁴³⁾ Matthias Corvinus, 251.

gend Hilfe bringen sollten, gingen nicht ab; kaum ein Drittel der zugesagten Geldsummen wurde abgeliefert⁴⁴⁾.

Mehr noch als die Gleichgültigkeit der Reichsstände schmerzte den Kaiser das Gebaren seines Sohnes. Maximilian nämlich, der seine ganze Aufmerksamkeit den Unternehmungen in Frankreich zuwandte, hatte der in Deutschland übernommenen Aufgaben vollständig vergessen. Kaiser Friedrich forderte in kraftvollen und rührenden Worten das Erscheinen seines Sohnes; er machte ihn aufmerksam, daß sein weiteres Fernbleiben deprimierend auf die Getreuen in Österreich wirken und die deutschen Fürsten in ihrer untätigen Teilnahmslosigkeit bestärken müsse. Selbst vor der drohenden Äußerung schreckte er nicht zurück, daß er gezwungen sein werde, um dem vollständigen Ruin zu entgehen, einen Ausweg zu suchen, welcher für Maximilian nachteilige Folgen nach sich ziehen wird⁴⁵⁾.

Er erreichte indessen nichts.

Auch die Kurfürsten, die er zu Ende des Jahres 1486 um sich sammelte, konnten ihm keinen anderen Rat erteilen, als neuerlich den Reichstag einzuberufen und Wladislaw dem ungarischen König abtrünnig zu machen.

Der Kaiser schickte Gesandte mit dem Anerbieten nach Prag, daß er eine Urkunde ausstellen werde, welche die Rechte der böhmischen Krone zur Krönungswahl sichert⁴⁶⁾. Den Reichstag berief der Kaiser für den 3. Februar nach Nürnberg. In dem diesbezüglichen Einberufungsschreiben wies er auf die Gefahr hin, welche das deutsche Reich bedrohte; denn — so hieß es — es sei zu erwarten, daß «das heilige Reich und deutsche Nation ganz unter des gemeldeten Königs oder anderer fremden Herrschaft gewaltsam gedrungen werde⁴⁷⁾».

Das Bewußtsein dieser Gefahr führte auf dem Reichstage zu dem bedeutungsvollen Plane, das deutsche Reich auf Grundlage der Bundesgenossenschaft zu reorganisieren. Der Urheber dieses Gedankens, der Erzbischof von Mainz, begründete die Notwendigkeit mit Hinweis auf «das Betrachten und Fürnehmen fremder Gezung wie sie vermeinen die Glieder des Reiches anzu-

⁴⁴⁾ Die Rechnungen Beckensloers, des Verwalters der Reichscasse. Forschungen zur deutschen Geschichte. XXIV. 485—91.

⁴⁵⁾ Siehe Victor Kraus, zitiertes Werk.

⁴⁶⁾ Dies bezeugt ein am 1. Dezember 1487 an den Kurfürsten von Brandenburg gerichteter Brief des Kaisers. Forschungen. XXIV. 519.

⁴⁷⁾ Dieses Schriftstück vom 3. Februar 1487 befindet sich im Archiv der Stadt Frankfurt.

fechten, zu trennen und ferner mit der Zeit Ehre, Würde und des Reiches Oberkeit Deutscher Nation zu entziehen und in ihre Hände zu bringen⁴⁸⁾».

Indessen wandte sich Matthias zu diesem Zeitpunkte ebenfalls an die deutschen Kurfürsten.

Er pflegte in seinem diplomatischen Verkehr die Waffen unverhüllter Drohung und schmeichelnder Überredungskunst in oft überraschender Weise wechselnd zu gebrauchen. Seinen großen Zielen zustrebend, hielt er es für überflüssig, in der Wahl der zum Ziele führenden Wege den Anschein der Inkonsequenz zu vermeiden.

Das Schreiben drohenden Inhaltes, welches Wladislaw zur Unterstützung seiner Forderungen nach Deutschland gesandt hatte, blieb ohne Wirkung. Auf Grund der zu Anfang des Jahres 1487 abgehaltenen Besprechung der Kurfürsten, erhielt der König von Böhmen einen Brief, in welchem man ihm versicherte, daß niemand seine Rechte zu schmälern gedachte, und daß man ihn bitte, seine Forderungen fallen zu lassen. Matthias aber wurde nicht einmal einer Antwort gewürdigt.

Daher hatte sich die Situation seit der Iglauer Zusammenkunft nicht geändert. Trotzdem ließ Matthias die Kurfürsten nicht nur in Frieden, ja als er von der Einberufung und Bestimmung des in Nürnberg abzuhaltenden Reichstages erfuhr, trachtete er sogar sie zu beruhigen. An die Reichsstände richtete er Briefe, in welchen er die Angelegenheit der Königswahl vollständig mit Schweigen überging, dagegen aber bat, falls der Kaiser aufs neue gegen ihn Klagen erheben sollte, denselben nicht Glauben zu schenken und ihm nicht Hilfe zuzusagen. Des weiteren erklärte er sich bereit, nach Nürnberg oder wohin immer Gesandte zu schicken, welche sein dem Kaiser gegenüber befolgtes Vorgehen rechtfertigen würden⁴⁹⁾.

Die Abgesandten der Fürsten und Städte wiesen dem Kaiser die Briefe Matthias'; welche sie zu gleicher Zeit erhalten hatten, vor; man ließ immerhin die sich darbietende Gelegenheit zur Wiederherstellung des Friedens nicht unbenützt vorübergehen. Die anwesenden Kurfürsten boten Matthias in einem in freundlichem Tone verfaßten, gemeinsamen Schreiben ihre Intervention zu einem friedlichen Ausgleich des obwaltenden Zwistes mit dem Kaiser an⁵⁰⁾.

Mit auffallender Schnelligkeit und Zuvorkommenheit nahm

⁴⁸⁾ Forschungen. XXIV. 497.

⁴⁹⁾ 18. April 1487. Mátyás király levelei. II. 314.

⁵⁰⁾ Dieser nicht datierte Brief befindet sich im k. u. k. geh. Staats-, Haus- und Hofarchiv in Wien.

Matthias das Anerbieten an, die Kurfürsten bittend, sie mögen die Mittel zur Befriedigung seiner gerechten und billigen Forderungen finden ⁵¹).

Gleichzeitig mit diesem Schreiben langte in Nürnberg die Nachricht an, daß die Besatzung und Bürgerschaft von Wiener-Neustadt mit Matthias einen Waffenstillstand geschlossen habe, in welchem sie sich verpflichteten, ihm, falls in neunundvierzig Tagen das Ersatzheer nicht einträte, die Tore der Stadt zu öffnen.

Trotzdem der Kaiser nicht hoffen durfte, bis zu dem anberaumten Tage die Stadt durch Entsendung von Hilfsscharen zu retten, erklärte er, in trotziger Aufwallung, daß er mit dem Könige so lange nicht in Unterhandlung trete, bis dieser den Krieg nicht abgebrochen habe. Diese Entschließung des Kaisers wurde durch die Kurfürsten Matthias mitgeteilt. Letzterer griff in seiner Antwort den Kaiser heftig an, wies die Bedingung zurück, wiederholte aber den Kurfürsten nochmals sein Anerbieten, zur Anbahnung der Verhandlungen Gesandte zu entsenden, und beteuerte gern, daß er ihnen die Beweise seiner wohlwollenden und freundschaftlichen Gesinnung erbringen wolle ⁵²).

Die Ausdauer und Konsequenz des Kaisers hatte den Erfolg, daß auf dem Reichstage endlich die kriegerische Tendenz die Oberhand gewann. Es wurden aufs neue die Ausrüstung von Truppen und die Aushebung von Steuern beschlossen. Herzog Albrecht von Sachsen übernahm die Führerschaft des gegen Matthias zu entsendenden Reichsheeres und schickte ihm am 9. August seine Kriegserklärung.

In seiner darauf bezüglichen Antwort betonte der König von Ungarn nochmals, daß er dem heiligen römischen Reich niemals eine Beleidigung angetan, noch es angegriffen habe, daß er die deutschen Fürsten jederzeit als seine besonders geliebten Brüder und Freunde angesehen. Er mache den Kaiser, der seinen Verpflichtungen nicht nachgekommen sei und seine, Matthias', Rechtfertigung anzuhören sich geweigert habe, für den Krieg verantwortlich. In Gottes gerechten Willen sich ergebend, hoffe er, daß den Herzog für sein tollkühnes Unternehmen die verdiente Strafe ereilen werde ⁵³).

Tatsächlich fand Albrecht alsbald hinlänglich Ursache, sein Unternehmen zu bereuen, da die Reichsfürsten ihre Versprechungen, mit

⁵¹) 1. Juli 1487. Mátyás király levelei. II. 316.

⁵²) 29. Juli 1487. Mátyás király levelei. II. 318.

⁵³) 15. August. Ebendort. II. 321.

denen sie ihn zur Übernahme der Führung veranlaßt hatten, nicht erfüllten.

Der Kaiser geißelte sie mit schonungslosen Vorwürfen und machte sie darauf aufmerksam, daß ihre Saumseligkeit verhängnisvolle Folgen haben werde. «Dadurch derselb König, dem wir aus unser selbst Macht, als ihr wisset, nicht widerstehn mögen, mit dem Krieg in unsere erbliche Lande so fern gewachsen, daß nun nicht anders daraus zu warten, dann sich dadurch in das heilige Reich, darauf der Anfang seines Krieges gesetzt ist, zu dringen und unter seine Gewalt zu bringen . . . Damit in unser gründliches Verderben . . . gesetzt habet, Ursacher seiet, daß der Deutschen Nation, die ihr Aufnehmen mit Mannlichkeit überkommen und damit die Würde des heiligen Reiches in ihr Gewaltsam gebracht hat, bei allen anderen Nationen ein ewig Laster, Schmach und Verachtung bringen würde, ihren rechten Herrn und ihre selbst Ehre, Würde und Stand dermassen zu verlassen und unter Gewaltsam des gemeldeten Königs von Ungarn, der vom geringen Herkommen und ein sonder Feind und Hassler der Deutschen ist, zu wachsen⁵⁴⁾.»

Um diese Gefahr zu verhüten, entschloß sich der Kaiser, seines hohen Alters und kränklichen Zustandes nicht achtend, im Frühling des nächsten Jahres die Führung des Reichsheeres selbst zu übernehmen und er forderte die deutschen Fürsten auf, sich ebenfalls mit ihren Scharen persönlich in dem Lager von Augsburg einzufinden.

Unterdessen war Albrecht von Sachsen ganz auf sich selbst angewiesen. Er drang mit den aus eigenem Gelde geworbenen 5000 Mann in die österreichischen Erblände ein; mußte sich aber auf die Verteidigung einiger kleinerer Festungen, die er mit Lebensmitteln und Besatzung versah, beschränken. Nachdem es ein Ding der Unmöglichkeit war, gegen die vier- bis fünfmal stärkeren ungarischen Kriegsscharen Krieg zu führen, tat Albrecht bereits in der ersten Hälfte des September Schritte, um einen Waffenstillstand zu erwirken und wünschte zu diesem Zwecke eine persönliche Zusammenkunft mit seinem königlichen Gegner.

Nach längerem Zaudern und Briefwechsel willigte Matthias in eine Begegnung mit Albrecht ein, die auch in der ersten Hälfte des Dezember in dem zu St. Pölten nahe gelegenen Markersdorf erfolgte. Matthias trat hier mit einem überraschenden Projekt hervor.

Er wünschte die Entscheidung dessen, ob sein mit dem Kaiser in

⁵⁴⁾ Vom 8. Oktober 1487. Forschungen. XXIV. 515.

den Erblanden geführter Krieg ein gerechter oder ungerechter sei, dem Papste anheimzustellen und erklärte, daß er sich dem Urteile des Papstes, auch wenn dieses für ihn ungünstig ausfallen sollte, unterwerfen werde. Hingegen stellte er — die Einwilligung des Kaisers zu diesem Projekte vorausgesetzt — die Bedingung, daß die deutschen Fürsten sich einzeln verpflichten, bei einer eventuell für den König von Ungarn günstigen Entscheidung, dem Kaiser in dem fortgesetzten Kriege nicht beizustehen. Gleichzeitig willigte er in den Waffenstillstand ein, der, falls der Kaiser den Vorschlag annehme, bis Anfang September, im entgegengesetzten Falle aber bis Anfang Juni dauern sollte.

Auf Grund dieser Verhandlungen kam am 16. Dezember das Übereinkommen zustande ⁵⁵⁾.

Die Situation auf dem Kriegsschauplatze war für Matthias so vorteilhaft, daß sein Interesse die Abschließung des Waffenstillstandes durchaus nicht erforderte; dabei konnte kein Zweifel darüber herrschen, daß der Kaiser den Vorschlag nicht annehmen werde.

In dem Vorgehen Matthias' trat also die Absicht zutage, seiner des öfteren wiederholten Behauptung, daß er mit dem deutschen Reiche in freundschaftlicher Beziehung zu stehen wünsche, Nachdruck zu verleihen; überdies wollte er sich ein angesehenes Mitglied des herzoglich-sächsischen Hauses verpflichten. Dies gelang ihm auch tatsächlich, denn einige Wochen später dankte Albrecht von der Führung des Reichsheeres ab.

Zur selben Zeit begann Matthias mit dem bayerischen Herrscherhause im Interesse eines neuen Bündnisses Verhandlungen zu pflegen. Die bayerischen Räte, welche in dieser Angelegenheit ihr Gutachten zu unterbreiten hatten, stellten in einem Memorandum alle Gründe, welche für das Bündnis oder gegen dasselbe sprachen, zusammen. Einerseits wiesen sie darauf hin, daß es Pflicht der deutschen Kurfürsten sei, auf Seite des deutschen Kaisers zu stehen, und auch darauf, daß Matthias, nachdem er den Ruin des Kaisers herbeigeführt, in seiner Herrschsucht auch Bayern nicht verschonen werde; andererseits ließen sie nicht unerwähnt, daß der König von Ungarn seit langem ein Freund des Hauses Wittelsbach sei, der Kaiser hingegen ein Feind desselben; ersterer nehme eine machtvolle Stellung ein, letzterer aber biete das Bild der Hilflosigkeit ⁵⁶⁾.

Gleichzeitig befaßte sich Matthias mit dem kühnen Gedanken, ein Mitglied des Hauses Habsburg, Erzherzog Sigismund, den Herren

⁵⁵⁾ Langenau, Herzog Albrecht der Beherzte. (Leipzig 1838.)

⁵⁶⁾ Mitteilungen Höflers im Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. XII. 367—369.

von Tirol, der mit dem Kaiser in Zwist lebte, für seine Pläne zu gewinnen. Er betraute den Bischof von Várad und den Ritter von Kökericz, Sigismund in Innsbruck aufzusuchen. Dieser aber war nicht geneigt, mit ihnen in Unterhandlungen zu treten⁵⁷).

Daran, die Markgrafen von Brandenburg, welche dem Kaiser unbedingt zugetan waren, für seine Pläne zu gewinnen, konnte Matthias nicht denken. Um ihnen aber dennoch, was die Unterstützung des Kaisers anbelangte, Hindernisse in den Weg zu legen, nahm er ihnen gegenüber eine drohende Haltung an; er bestimmte seinen Bundesgenossen, den König von Böhmen, zu Kriegsrüstungen. Kurfürst Johann benachrichtigte den Kaiser, daß es ihm unmöglich sei, im kaiserlichen Lager zu erscheinen. «Kaiserliche Maiestät weiss, — schreibt er — wie ich mit meinen Landen den Königen von Ungarn und Böhmen Gränzen besessen und in Unwillen stehe, und des Backenschlages täglich warten muss⁵⁸».

Während also Matthias den Kaiser vollständig isoliert hatte, traf er im Jahre 1487 Veranstaltungen, um Maximilian in seinen niederländischen Erbländen anzugreifen. Zu diesem Zwecke gab er seinem in der Schweiz weilenden Gesandten den Auftrag, dort fünftausend Söldner anzuwerben⁵⁹).

Eben in diesem kritischen Zeitpunkte traf das Haus Habsburg auch noch eine unerwartet hereinbrechende Katastrophe.

VIII.

Am 1. Februar 1488 nahmen die aufständischen Untertanen Maximilians, die Bürger der niederländischen Stadt Brügge, ihren Herren gefangen, bedrohten ihn mit dem Tode und vollstreckten an einigen seiner Räte das Todesurteil.

Selbst dieser Schicksalsschlag konnte die Energie Kaiser Friedrichs nicht brechen. Er beschloß, die Truppen, welche der Reichstag zur Errettung der österreichischen Erblande bestimmt hatte, unter seiner persönlichen Führung zur Befreiung seines Sohnes und zur Bestrafung des Attentates zu verwenden. Um diese Absicht ausführen zu können, mußte er sich erst darüber Sicherheit verschaffen, daß während seiner Abwesenheit von seiten Matthias' kein Angriff erfolgen werde. Diese Notwendigkeit trat mit dramatischer

⁵⁷) Die Berichte des mailändischen Gesandten in der Schweiz vom 24. Dezember 1487 und vom 14. Januar 1488 im Staatsarchiv Mailand.

⁵⁸) Forschungen. XXIV. 533 a.

⁵⁹) Bericht des mailändischen Gesandten in der Schweiz vom 18. Januar 1488 im Staatsarchiv Mailand.

Schnelligkeit in den Vordergrund der Ereignisse. Noch am 3. März ließ der Kaiser den Kurfürsten ein Schreiben zugehen, in welchem er erklärt, daß er den von Herzog Albrecht abgeschlossenen Waffenstillstand nicht annehme, da der König von Ungarn denselben nur geschlossen habe, um sich das deutsche Reich je eher zu unterwerfen⁶⁰). Schon am nächsten Tage, nachdem die Nachricht des Überfalles in Brügge eingetroffen war, mußte der Kaiser indessen zur Verlängerung dieses Waffenstillstandes Schritte tun. Aber selbst in dieser traurigen Lage hielt ihn sein Selbstbewußtsein davor zurück, mit Matthias unmittelbar in Verbindung zu treten. Er betraute den Erzbischof von Salzburg, Johann Beckensloer, seinen vertrautesten Rat mit der Vermittlung.

Matthias empfing den Gesandten dieses Prälaten mit Zuvorkommenheit und genehmigte die Verlängerung des von dem Herzog von Sachsen geschlossenen Waffenstillstandes bis zum 1. September⁶¹). So ermöglichte er dem Kaiser, seine Absicht verwirklichen zu können.

Die dräuenden Wolken, welche sich über dem Hause Habsburg angesammelt hatten, verzogen sich in kurzer Zeit. Maximilian wurde aus der Gefangenschaft befreit; der König von Frankreich schloß mit ihm Frieden und der König von Böhmen anerkannte ihn als gesetzlich gewählten König von Rom.

Matthias hatte durch seine Neutralität dem Hause Habsburg keinen geringeren Dienst erwiesen, als es vor zwei Jahrhunderten Ladislaus IV. getan, der in der Schlacht auf dem Marchfelde gegen Ottokar von Böhmen den Sieg dem Begründer dieses Hauses zusicherte.

Matthias hätte durch feindliches Auftreten den Kaiser an seinem niederländischen Heereszuge verhindert, und wenn er den König von Frankreich in der Eroberung des burgundischen Erbes oder die Niederländer in der Erringung ihrer Unabhängigkeit unterstützt, den Niedergang der Macht des Hauses Habsburg hervorrufen können.

Ganz zweifellos beeinflußte den König von Ungarn, als er dieser Versuchung widerstand, zum Teile seine ritterliche Gesinnung, welche die Situation des in Gefangenschaft geratenen, kampfunfähigen Gegners nicht ausnützen wollte, und das monarchische Empfinden, welches rebellischen Untertanen gegenüber die Soli-

⁶⁰) Dieses kaiserliche Schreiben befindet sich im Staatsarchiv in Wien.

⁶¹) Matthias schickt am 14. März Balthasar Batthányi zu Beckensloer. (Mátyás levelei. II. 339.) Die auf die Verlängerung des Waffenstillstandes bezüglichen Dokumente (21. Mai und 5. Juni 1488) befinden sich im Staatsarchiv in Wien.

darität der Herrscher befahl. Indessen traten doch politische Motive in den Vordergrund.

Einige Tage vor der Annäherung des Kaisers empfing der König gleichzeitig die Nachricht von dem Empfange der Gesandten Maximilians am päpstlichen Hofe und die Berichte seiner aus der Schweiz und aus Frankreich heimkehrenden Gesandten.

Er mußte einsehen, daß die durch den päpstlichen Stuhl sanktionierte Königswahl nicht ungültig erklärt werden konnte. Außerdem überzeugte er sich davon, daß er weder auf die Auslieferung Herzog Dsems, noch auf eine tatkräftige Unterstützung von seiten Frankreichs rechnen könne; das intime Bündnis aber, welches in Iglau mit dem König von Böhmen geknüpft worden war, hatte sich schon gelockert.

Er ließ also den Plan seiner Wahl zum römischen König ganz fallen und trachtete seiner Politik eine neue Richtung zu geben.

Die deutsche Kaiserkrone war in seinen Augen ein Mittel und kein Endzweck gewesen. Ihr Besitz wäre ihm als Sicherstellung des nationalen Charakters des ungarischen Staates gegen Westen hin und zur Wahrung der territorialen Interessen nach Osten hin wichtig erschienen.

Er gedachte dieses Ziel durch ein auf Staats- und Familieninteresse basierendes, permanentes Bündnis zwischen der ungarischen Dynastie und dem Hause Habsburg zu erreichen.

Matthias rechnete darauf, sich den ritterlich gesinnten, vornehmenden Maximilian zu Danke zu verpflichten. Durch seine Hilfe hoffte er die Thronfolge seines Sohnes in Ungarn zu sichern und einen lange und inbrünstig gehegten Wunsch zu realisieren, den, an der Spitze der vereinigten Heere aller christlichen Mächte in das türkische Reich einzudringen.

Und er hatte sich nicht geirrt. Der König von Rom rechtfertigte das Vertrauen Matthias' durch Beweise dankbarer Anhänglichkeit. Als Maximilian im Frühling des Jahres 1489 nach Deutschland zurückkehrte, wünschte er eine persönliche Begegnung mit ihm. Er zeigte sich bereit, die Bedingungen des letzteren anzunehmen und den politischen Bund durch eine Doppelheirat zu festigen: Johann Corvin sollte seine Tochter heiraten, er gedachte ein Ehebündnis mit der Schwester der Königin Beatrix einzugehen⁶²⁾.

⁶²⁾ Schreiben des Kaisers an seinen Sohn vom 7. Juni 1489 im Staatsarchiv Wien. Bericht des päpstlichen Nuntius am ungarischen Hofe vom 25. Juni bei Theiner. (*Monumenta Hungariorum Sacram illustrantia*. II. 523.) Berichte des Gesandten des Herzogs von Ferrara am mailändischen Hofe vom 11., 13., 18. August, 2. Oktober im Staatsarchiv Modena.

Kaiser Friedrich blieb indessen unversöhnlich, da er an der Überzeugung festhielt, König Matthias verfolge noch immer seine früheren Projekte. Der Kaiser bemühte sich Ende des Jahres 1488 Wladislaw, den König von Böhmen davon zu überzeugen, daß «der König von Ungarn sein Fürnehmen allein darauf stellt, seine Maiestät und die königliche Würde von Böhmen zu verdrücken, und ihre Lande in sein Gewaltsam zu bringen und ihm damit Eingang in das heilige Reich und deutsche Nation zu machen⁶³⁾». An den im Jahre 1489 abgehaltenen Frankfurter Reichstag richtete er die Aufforderung, Heere gegen die Könige von Frankreich und Ungarn auszurüsten, welche beide «die ganze deutsche Nation» sich unterwerfen wollen und wenn sie nicht auf Widerstand stoßen «das heilige römische Reich zerstören werden». In einem Ende desselben Jahres an den Herzog von Sachsen gerichteten Brief behauptet er, daß das «heilige Reich und Deutsche Nation (es seien), nach denen desselben Königs von Hungern Herz und Gemüt steht⁶⁴⁾».

Der einige Monate später erfolgte Tod König Matthias' vernichtete die Hoffnungen, welche letzterer, Hand in Hand mit Maximilian, diesem ihm ebenbürtigen Rivalen, nach dem Ableben des Kaisers, den er zu überleben gedachte, verwirklicht hätte.

Was dieser mächtige Herrscher mit Waffengewalt erstritten, ging verloren, was sein Genie aufgebaut, sank in Trümmer; von unvergänglichem Werte aber ist der Glanz seines Namens, der Ruhm seiner Taten, die er den Nachkommen als Erbe hinterlassen!

Zu Maurus Jókais Gedächtnis.

Festrede von Franz Herczeg, Ehrenmitglied der Akademie¹⁾.

Bei alten Heidenvölkern war es Brauch, dem toten Fürsten, wenn er ins Grab versenkt wurde, Waffen und Kostbarkeiten, Abzeichen der Macht und des Reichtums, mitzugeben.

Als vor nunmehr zehn Jahren Maurus Jókai gestorben war, haben wir ebenfalls etwas von dem Unseren mit ihm begraben, etwas, was uns teuer war: ein Stück von unser Aller Jugend.

Er war der Sendbote des stürme- und blütenreichen Frühlings des

⁶³⁾ Die vom 7. Dezember 1488 datierte Botschaft des Kaisers befindet sich im Staatsarchiv Wien.

⁶⁴⁾ Der vom 10. Dezember 1489 datierte, an den Herzog von Sachsen gerichtete Brief im Hauptstaatsarchiv Dresden.

¹⁾ Vorgetragen in der Festversammlung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften am 10. Mai 1914.

heutigen Ungarn. Wie am Straßenrand der Akazienbaum, überschüttete er die Menschen mit Blüten und die wechselnden Geschlechter waren diesen Blütenregen von Märchen wie eine Naturerscheinung gewöhnt.

Ein Funke des magyarischen *Ver sacrum* hatte bis zu Ende in Jókais Tintenfläschchen phosphoresziert und als das Fläschchen verwaiste und vertrocknete, da wurde das Leben in Ungarn etwas farbloser und kälter, das Ungartum selbst etwas älter.

Ungarn wird ja noch einen Lenz haben. Der künftige wird vielleicht noch reichlicher blühen, als der vergangene — jedoch der Lenz, welcher die, in der dornigen Wildnis des Ständewesens schlafende Nation zu bewußtem Leben erweckte, kehrt nimmermehr zurück. Die beglückte Verwunderung, mit welcher die erwachende ungarische Gesellschaft die Welt und in der Welt sich selbst entdeckte, der von heiliger Einfachheit getragene Glaube der Jugend, welcher Berge versetzer wollte, der großzügige Optimismus in Jókais Generation, welcher die ungarischen Pußten mit Städten aus Gold voll baute, all dies kann niemals wiederkommen. Ungarn können noch neue Dichter erstehen, aber ein Maurus Jókai kann ihm nicht mehr geboren werden.

Eine Nation war an Asiens Grenze eingeschlafen und erwachte inmitten der Gedankenwelt Europas. Welch ein Erwachen! Die Luft war von Verlangen und Hoffen durchglüht, der Boden erzitterte im Fieber der Fruchtbarkeit. Was Kopf und Herz an Samen in sich trug, das begann zu keimen, zu knospen, zu blühen.

In der Wüste des ungarischen Gemeinlebens erscheint ein Heer titanischer Arbeiter. Der große Wecker pocht mit zorniger Ungeduld an die verschlossenen Tore; der größte Ungar reißt mit scharfer Pflugschar die Schollen auf; der geniale Soldat hütet mit bewaffneter Hand die Saaten, in der Ferne aber bereitet der Weise der Nation schon die Speicher, um hier die Ernte einzubringen, sofern sie vom Hagelschlag verschont bleibt.

Was die Literatur der Reformepoche an Knospen und Versprechen brachte, das reifte plötzlich zu Frucht und Wirklichkeit und die Bäume ächzten unter ihrer goldenen Last.

Dieses ganze Zeitalter zeigte ein Leben, als ob ein Jókai es geträumt hätte. In dieser großartigen Walpurgisfeier hatte das Gesetz der Schwere seine Geltung eingebüßt. Der Horizont füllte sich mit fliegenden Menschen.

Ein Lumpen ist zum Segeln gut,
Ein gutes Schiff ist jeder Trog;
Der flieget nie, der heut' nicht flog —

sagt der Dichter des Faust.

Nach Vörösmarty: Petöfi, Arany, Jókai . . .

Woher kamen sie in so stolzer Reihe? Wo säumten sie bis dahin? Der Geist der Weltgeschichte könnte darauf antworten. Wir wissen nur, daß sie, sobald ihre Stunde schlug, mit der Pünktlichkeit eines Fürsten erschienen.

Uns Schriftstellern steht es vielleicht am wenigsten an, die Bedeutung der Poesie im nationalen Leben zu überschätzen. Theseus, Herzog von Athen, sagt im «Sommernachtstraum»: «Das Beste in dieser Art ist nur Schattenspiel und das Schlechteste ist nichts Schlechteres, wenn die Einbildungskraft nachhilft.»

Männer der Tat, die nach außen leben, wie auch Shakespeares Theseus, haben oft die Neigung, die nationale Erhaltungskraft solcher «dieser Art» geringzuschätzen.

Der unbefangene Beobachter der historischen Ereignisse muß jedoch anerkennen, daß im Leben des Ungartums die Poesie einen nationalen Wirkungskreis von ungewöhnlicher Wichtigkeit auszufüllen verstand.

Die Nation wäre ja vielleicht aus ihrem asiatischen Traume gar nicht erwacht, wenn die Dichter ihr Horn nicht schon im dunkeln Morgengrauen hätten ertönen lassen.

Die Literatur gab dem aus dem Schlafe emporfahrenden Lande zur Verteidigung seiner nationalen Individualität eine fertige, herrliche Waffe in die Hand — das war die neue ungarische Sprache.

Die Gelehrten der praktischen Notwendigkeiten, also die Staatsmänner, stießen mit jedem Schritt nach vorwärts auf die ehernen Schranken der Wirklichkeit; die Männer der unbeschränkten Möglichkeiten, d. h. die Dichter, lebten schon längst über das Haupt der erbärmlichen Wirklichkeit hinaus ein vollkommenes und unabhängiges nationales Leben. Die damalige Literatur leuchtete am Horizont des damaligen Ungarns wie der Widerschein festlich beleuchteter Weltstädte, wo doch unten nur die Öllampen weniger ungarischer Kleinstädte matt glommen.

Zur vollen Höhe ihrer politischen Sendung erhob sich die ungarische Literatur, als sie sich in der schweren Trauer des Landes der Nation als Trösterin zugesellte. In den fünfziger Jahren saß Jókai am Krankenlager Ungarns und führte alle strahlenden Phantome seiner Einbildungskraft gegen die Gespenster des Fiebertraumes ins Treffen. Er vertröstete den Schwerkranken mit dem Ruhme der Vergangenheit und mit den Hoffnungen der Zukunft. Den Feind, der mit Waffen nicht zu besiegen war, griff er mit dem Pfeilregen der Satire an und setzte, um dem Patienten ein Lächeln abzulocken,

die Schellenkappe auf. Diese lange Nacht hatte mehr Licht, als der Sonnenschein der Wochentage.

Einen ungarischen Staat in politischem Sinne gab es nicht. Und eben damals hat die ungarische Literatur ihre Hegemonie so großartig fundiert, daß Ungarn seitdem in der Weltliteratur als unumstößliche nationale Einheit fungiert. Noch nie hat der Geist über den Stoff einen vollkommeneren Sieg davongetragen.

Wir können uns dem Eindrücke nicht verschließen, daß die Natur selbst Jókai zum Fabulisten bestimmt hat. Es war ein elementares Phänomen: ein Feuerquell entsprang dem Boden Ungarns und sprudelte gerade auf der Scholle Maurus Jókais in Révkomárom. Der Dichter selbst fühlte sich auch als Auserwählten des Schicksals, als Hüter und geweihten Priester der heiligen Quelle. Zufolge dieser ausgeprägten Einseitigkeit kam er sich in der Tageshelle des realen Lebens immer einigermaßen fremd, wie ein Gast vor. Sein wahres Leben verrann dort, wo die heiligen Feuer der Erzählerkunst loderten. Dort offenbarte sich seine ganze Energie, seine Lebenswissenschaft und Menschenkenntnis. Das reale Leben war ihm ein Motiv, auf welchem er seine Rhapsodien aufbaute. Seine Romane sind die Paraphrase der Wirklichkeit. Die Urmelodie des Lebens war in seinen Liedern, außerdem aber noch etwas: Jókais Poesie.

Er war der geborene Erzähler, und wir brauchten unsere Phantasie nicht übermäßig anzustrengen, um ihn auf den Stufen des Moscheebrunnens zu Bagdad oder Damaskus zu sehen, wie er den Leuten der Straße Geschichte auf Geschichte erzählt.

Der Soldat vergißt seines Dienstes, der Lehrjunge seines Meisters, der Bräutigam seiner Hochzeit — alle sitzen auf der Matte zu seinen Füßen und hören ihm mit gierigem Ohre zu. Das Auge des Erzählers erglänzt von demselben Feuer, wie das der Zuhörer, denn er wird von seinem eigenen Weine trunken und folgt schwankend dem Triumphzug des Gottes der Dichter.

Das Angebinde des wahren Erzählers, die dichterische Phantasie, schütteten ihm die Musen stromweise in die Wiege. Hätte vorher nicht Ariosto den Hippogryph gesattelt: Jókai hätte es besorgen können. Wäre Shakespeare nicht auf den Grund des Meeres getaucht, um Percys untergegangene Ehre bei den Locken gefaßt zu retten: Jókai hätte es besorgen können. Und wenn Rabelais nicht die Glocken von Nôtre-dame heruntergeholt hätte, um sie als Glöckchen der Stute Gargantuas um den Hals zu hängen: Jókai wäre dessen fähig gewesen. Diese Phantasie — sagt Jókai selbst, jedoch in anderem Bezuge — «bedeckt Länder und streut Wunderblumen und Goldfrüchte aus». Die Einbildungskraft ist nicht nur der große

mildernde Umstand des Lebens, sondern auch das Senfkorn aller Art menschlicher Größe. Nie werden wir davon Kenntnis erhalten, welche Neigungen und Fähigkeiten in den süßen, schwülen Stunden befruchtet wurden, welche die Generationen von heute in dem Wundergarten Jókais verbrachten. Nie werden wir es erfahren, wieviel in der Seele unserer Staatsmänner, Gelehrten, Soldaten, Kaufleute oder Ökonomen von dem Feuer glüht, welches der große Kesselheizer angefacht hat.

Ich möchte nun an Maurus Jókai näher herankommen, muß aber geradezu fürchten, im Urwalde seiner Poesie von Schwindel erfaßt zu werden und in die Irre zu geraten. Seine schöpferische Kraft ließ in der Wüste der Wirklichkeit eine ganze blühende Wildnis erstehen.

Ich wähle darum aus diesem Reichtum einen einzigen Roman: den *Goldmensch* — den Roman, über welchen der Dichter selbst äußerte: «Ich muß gestehen, daß dieser Roman mir der liebste ist. Auch beim Lesepublikum ist er am meisten verbreitet; er ist in die meisten fremden Sprachen übersetzt . . .»

Er ist eines jener wenigen Dichterwerke, in deren kristallklarer Tiefe der Leser noch den Kristallisierungspunkt des ersten Gedankens zu erkennen vermag. Dieser Punkt ist die Niemands-Insel. Die neutrale Zone der Schönheit, Reinheit, des Friedens auf dem Kriegsschauplatze des Lebens. Ein Ort, wo nicht die Gesetze des Staates und der Gesellschaft, sondern die des Herzens und der Seele befehlen. Dieser Roman ist nichts anderes, als die Sehnsucht der Wochentage nach dem Sonntage. Der gemeinsame seelische Exkurs des, der gesellschaftlichen Lügen satten Dichters und Lesers. Die Niemands-Insel ist — wenn ich gerade will — die Poesie selbst. Sicherlich hat manches Mitglied der heutigen ungarischen Intelligenz während des Genusses von Jókais Roman seine eigene Niemands-Insel gefunden, wo Noémi die Züge von Jókais Muse trug.

Die Phantasie des Dichters greift das Bild einer ungarischen Provinzstadt — Révkomárom — auf und erhebt es gleich einer Fata morgana über den Horizont der Wirklichkeit. Das Resultat, welches er erreicht, ist bedeutend: heute kennt bereits jeder gebildete Ungar zweierlei Städte mit dem Namen Komárom; die eine, das uralte Rév-Komárom¹⁾, sonnt sich flach und bescheiden am Zusammenflusse der Donau und der Vág, und über den Rauchfängen derselben, hoch in den Lüften steht Jókais Stadt, Köd-Komárom, welche

¹⁾ Rév ist Hafen, Fähre, also Rév-Komárom etwa wie Bremer-hafen, Frankfurt. Köd-Komárom ist eine kühne Neubildung des Vortragenden: Nebel- oder Traum-Komárom.

mit ihren regenbogenfarbigen Türmen kühn und stolz in den Himmel der Poesie dringt. Und auch diese Stadt der Einbildung ist ein Realbesitz der ungarischen Krone.

Wieviele ungarische Städte gibt es, von deren Dächern noch der Abglanz Jókaischer Poesie strahlt. Über den Häuserriesen des heutigen Budapest, im Rauche der Fabriken, ahnen wir das verblässende, melancholische Bild von Jókais altem Pest, und wieviele Ungarn gibt es, die das Székler Hochland, den Plattensee, die Zipserstädte, die Hortobágy oder das Eiserne Tor nur mit Jókais Augen zu erschauen vermögen.

Die suggestive Energie seiner Einbildungskraft ist so groß, daß oft, wenn er in seinen Schilderungen in einen unausgleichbaren Gegensatz zur Wirklichkeit gerät, das Gemeinbewußtsein für Jókai Partei nimmt. Um nur beim «Goldmensch» zu bleiben: Schiffsleute der unteren Donau sind nicht imstande, die von den Reisenden gesuchte Insel Noémi irgendwo auf der Landkarte unterzubringen, machen bald der einen, bald der anderen Donauinsel ihren ehrlichen alten Namen streitig, um dann dieselbe Niemand-Insel taufen zu können.

Kehren wir nach Kőd-Komárom zurück. Die Wolkenkolonie gleicht in allem der Mutterstadt am Donauufer, jedoch mit dem Unterschiede, daß jeder Stein in Jókais Stadt vom Glanze der Phantasie erstrahlt. Denn Jókai ist der literarische König Midas: was er angreift, erstrahlt. Das Auge des Dichters hat auch eine vergrößernde Linse: was er anblickt, das wächst. Die Kleinstadt wird zur städtischen Republik, die raizischen Getreidehändler werden Plutokraten mit tyrannischen Neigungen, unter den, aus bauchigen Fenstergittern hervorguckenden Bürgerstöchtern findet sich gar manche Laura und Lukretia Borgia.

Es gibt nichts Interessanteres, als die Gassen der Märchenstadt entlang zu schlendern. Hier wohnen nur originelle Menschen. An jeder Straßenecke begegnet uns eine Überraschung und unter jedem Haustore lauert uns ein Abenteuer auf. Der Oxygengehalt der Luft muß hier sehr groß sein, denn das Leben ist heiß und gierig pulsierend, jedermanns Auge glänzt, wie ein Edelstein, das Blut musiziert in den Adern und die Leidenschaften brennen in lodernen Flammen. In Kőd-Komárom können die Leute lieben und hassen, wie nirgends sonst auf der Welt.

Der Held: Der Goldmensch. Ein typischer Jókai-Held; eigentlich ist ja jeder wahre Jókai-Held ein Goldmensch. Die väterliche Zärtlichkeit des Dichters stattet den armen Schiffskommissar mit so viel geistigen und körperlichen Vorzügen aus, daß es zur Reformierung

eines ganzen herrschaftlichen Besitzes oder zur Eroberung eines Reiches genügen würde. Diese hervorragenden Eigenschaften hält der Held geheim, erst in den Stunden der Entscheidung, wo er nicht mehr geheim tun kann, entzünden sich plötzlich die Scheinwerfer seiner Seele, die Guten in Staunen, die Bösen in Schrecken versetzend. Die Überschwänglichkeit der väterlichen Liebe gereicht aber dem Helden oft zum Verderben; denn während die Nebengestalten des Romans von Lebenskraft und Wahrhaftigkeit förmlich strotzen und strahlen, siecht der Goldmensch an dem unheilbaren Übel der inneren Unwahrheit. Unwahre Helden in realistischer Umgebung machen den Eindruck, als hätten sie sich aus einer fernen, fremden und höher entwickelten Welt in dieses irdische Jammertal verirrt. Jókais Helden benehmen sich auch oft so, als wären sie verbannte Erzengel. Sie sind die Wissener großer Geheimnisse und auf ihren Mienen sitzt der Ausdruck der Melancholie, als hätten sie Heimweh nach ihrer Sternenheimat. Man könnte an die geheimnisvollen Gäste des irdischen Lebens denken, von welchen die Bücher Mosis sagen: «Die Söhne der Götter vereinigten sich mit den Töchtern der Menschen . . .»

Von den Töchtern der Menschen sind unserem Dichter besonders zwei lieb; die eine ist die Verkörperung der heißen Sünde und heißt im «Goldmensch» Athalia, die andere die Vertreterin der kühlen Tugend, diesmal mit Namen Timea. Sie werden miteinander einen Kampf auf Leben und Tod bestehen und dieser wird ein Treffen im ewigen Feldzuge der Nacht mit dem Tage sein. Der schöne Dämon, welchen der Dichter zuweilen auch mit Charakterzügen von Amazonen auszustatten pflegt, findet ja endlich die verdiente Strafe, immerhin ist es offenbar, daß diese Gestalt dem Herzen Jókais näher steht, als die des schneeweißen, blutlosen Engels.

Jókai befolgt in der Charakterzeichnung oft die Art der heutigen Meister des Zeichnens: er läßt die zufälligen und unwesentlichen Züge des Charakterkopfes weg und begnügt sich mit der Ausarbeitung der charakteristischen Details. Entweder sind dann seine Menschen sehr edel oder ganz verachtenswert; sprühend von Geist oder zum Lachen einfältig; Halbgötter oder ganz Tier. Diese drastische Methode, welche er besonders bei Episodengestalten anwendet, bewährt sich gewöhnlich ausgezeichnet; mit wenigen Strichen schafft er ganze Menschen, die wir gern und für die Dauer in unseren Bekanntenkreis aufnehmen.

. . . . Am schlammigen Flußufer Komároms liegen einige Schlepsschiffe. Das eine, ein Getreideschiff mit schneckenförmigem Schnabel trägt den Namen Sankta Barbara. Wir kennen es; es ist uns eine

ebenso teure schwimmende Reliquie, wie den Engländern Nelsons Admiralsschiff. Die Sa. Barbara wird von Pferden den stillen Lauf der Donau hinaufgezogen, dabei aber auf mancher Reise von mehr Abenteuern und Gefahren bestürmt, als die Entdecker, welche als erste den Kongo in Afrika befuhren.

Der Leser verfolgt den Weg der Sa. Barbara mit banger Erregung, denn er weiß, daß Jókais Schiff in seinen Getreidesäcken Gold, Edelsteine und Perlen befördert, und er ahnt, daß die Reisenden des Schiffes von einem geheimnisvollen und übermächtigen Feind mit tödlichem Hasse gesucht werden.

Die Kritik hat den Dichter oft getadelt, weil er in der Erdichtung seiner Fabel in so großem Maße das Überraschende, Außerordentliche, die Aufregung, oder, wie wir heutzutage sagen würden, die Sensation sucht. Dies ist aber seinerseits kein Zugeständnis an den Geschmack seiner Zeit und seines Publikums, vielmehr eine Konzession an seine eigene frische Fabulierungskunst. Er, der urwüchsige Erzähler steht seiner eigenen Fabel selbst als Publikum gegenüber und überläßt sich oft in seliger Kritiklosigkeit der hinstürmenden Flut.

Einmal, im Alter von achtundsechzig Jahren, vielleicht eben darum, weil ihm die erwähnten kritischen Ausstellungen Bedenken erregten, schrieb er mit Verachtung aller Kunstgriffe der romantischen Effekthascherei, mit strenger Selbstdisziplinierung und mit den puritanen Mitteln der Kunst den Stolz unserer Erzählliteratur: «Die gelbe Rose». Jókai vermochte auch mit unterbundenen Schwingen zu fliegen.

Aber auch wenn er Gift mischt und Testamente fälscht, wenn er verkleidet durch unterirdische Gänge schlüpft und mit titanischer Hand die empörten Kräfte der Natur bändigt, wenn er sein kleines Getreideschiff mit dem schneckenförmigen Schnabel sicher durch allerlei Scyllas und Charybdise steuert: auch dann kann der Leser seinen Wegen mit andächtiger Erregung folgen, weil Jókai der Sensation so viel Kunst, dem Abenteurer so viel Lebenswahrheit, der Erzählung so viel menschliches Empfinden beifügt, Menschen und Natur so plastisch malt, unser Interesse mit solcher unwiderstehlichen schriftstellerischen Liebenswürdigkeit an seine Helden fesselt, daß wir uns am Ende nicht nur als die Leser, sondern auch als die Mitwirkenden des Romans fühlen.

Seine Handlung schweift oft so abenteuerlich ab, wie der Specht im Buchenwalde. Der Leser aber beklagt es selten, wenn er ihm auf seinen launenhaften Wegen folgt, denn wohin der Dichter ihn führt, gibt's Schätze oder blühen mindestens Blumen. Jókaische

Blumen, in deren Kelch Diamanttau glitzert; Märchenblumen, welche Harfe spielen, wenn die Sonne scheint und schluchzen, wenn das herbstliche Welken naht.

Die klassifizierenden Schachtelmayer, welche auf ihrem Regale für jede literarische Erscheinung ein eigenes Fach haben, nennen manchmal Jókai mit den westeuropäischen, besonders französischen Romanschriftstellern seiner Zeit zusammen. Obwohl Jókai sich in seinen schriftstellerischen Äußerlichkeiten der westeuropäischen Mode niemals verschloß, dürften wir doch seine Seelenverwandten nicht im Westen, sondern in der östlichen Urheimat des Märchens suchen.

Vor der schlechten Gesellschaft der französischen und deutschen Romanfabrikanten bewahrte ihn seine strahlende Phantasie und sein gottbegnadeter Humor. Dieser ist von fatalistischer Überlegenheit, zuweilen sanft melancholisch, oft kühn und beißend, aber immer von unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit. Diese schriftstellerische Gabe strömte ihm aus den Tiefen der Volksseele zu. Denn darüber müssen wir doch im klaren sein, daß keiner unser Volk besser kannte, mehr liebte, gründlicher verstand und lebhafter empfand, als Jókai. Seine Bauern, vom Alföldler Landwirt mit seiner ersten Würde bis zum verschlagenen Székler, vom Herrschaftsdienner bis zum Pußtenräuber sind alle, selbst in der Karikatur, durchaus wahr.

Jókais Humor breitet sich über alles, wie glänzender Goldbrokat, bedeckt den Schmutz und die Risse des Lebens, stumpft die scharfen Ecken ab und macht die Welt schön, warm, wohnlich.

Aus dem «Goldmenschen» zitiere ich aufs Geratewohl folgende Zeilen — nicht eben die belustigendsten, doch für Jókai überaus charakteristisch:

«Der Salzschnuggel hatte dort seine Mode» (an der unteren Donau). «Der Staat verkaufte am türkischen Ufer für anderthalb Gulden das Salz, welches zu Hause sechshalb Gulden kostete; dasselbe brachte der Schnuggler vom türkischen Ufer zurück und verkaufte es für vierthalb Gulden. Und so hatte jeder seinen Gewinn daran: der Staat, der Schnuggler und der Käufer. Ein freundschaftlicheres Verhältnis, als dieses, läßt sich kaum vorstellen. Wer aber am wenigsten mit dem Gewinn zufrieden war, das war der Staat, der zu seinem Schutze das lange Grenzufer entlang Wächterhäuser aufstellte, hier die männlichen Bewohner der umliegenden Dörfer mit der Flinte einstellte, damit sie die Grenze bewachen. Jedes Dorf lieferte Grenzwächter und jedes Dorf hatte seine Schnuggler. Daher nur die eine Verfügung nötig war, daß, wenn die Jünglinge des einen Dorfes eben die Wache haben, die Alten

desselben Dorfes gleichzeitig ihr Schmuggelschiff in Bewegung bringen . . .»

So hätte ein Deutscher oder ein Franzose diese Zeilen niemals schreiben können. Eher der Märchenerzähler in Bagdad oder Damaskus. Die überlegene Devotion dem Leben gegenüber, der heitere Fatalismus, welcher sich beugt, jedoch mit dem Vorbehalt, zu lächeln, — das sind schon halb orientalische Züge. Jókai steht am Zusammenfluß des Morgen- und des Abendlandes, genau an dem Punkte, wo in den, seit Jahrhunderten einander begegnenden Strömungen das ungarische Temperament und die ungarische Denkweise sich vermengten. Darum ist er auch so sehr Ungar.

Auch in seiner Sprache trachtete er die orientalische Kraft und Pracht mit der westlichen Feinheit und Vornehmheit zu vereinigen. Sein großer und ewiger Ruhm bleibt die künstlerische Goldschmiedearbeit, welche er an der ungarischen Literatursprache verrichtete.

Daß die noch kürzlich so rauhe und schwerfällige Sprache klangvoll, kräftig, glänzend und so schmiegsam wurde, wie die edle orientalische Schwertklinge, daß sie das ebenso geeignete, wie prächtige Ausdrucksmittel des rhetorischen Schwunges, der graziösen Unterhaltung, der verwickelten Determinationen der Fachwissenschaften, des geschäftlichen Verkehrs und der raffinierten dichterischen Wirkungen geworden ist, können wir zum nicht geringen Teile der stählenden und polierenden Arbeit verdanken, durch welche die ungarische Sprache im Feuer der Jókaischen Poesie gegangen ist.

In jedem Tropfen seines Blutes, in jedem Atemzuge war er ein ungarischer Schriftsteller — nicht programmgemäß, sondern weil er zufolge seiner Begabung und seines Temperamentes kein anderer sein konnte. Im Grunde genommen fühlte er sich allem verwandt und zu allem hingezogen, was ungarisch war; auch zu dem, was er im Leben der Nation als Übel und Gefahr erkannte und wogegen er im Interesse der Zukunft ankämpfte. Niemand geißelte energischer das alte ständische Ungarn, als er, und niemand errichtete dieser nunmehr verschwundenen Welt ein schöneres und dauernderes Denkmal, als er.

Jókai hat eine phantastische Erzählung — welche übrigens nicht zu seinen gelungensten Schöpfungen gehört — mit dem Titel «Álmodád, ein Märchen aus vorsintflutlicher Zeit».

Álmodád ist der Name der jüngsten und liebsten Enkelin Vater Noahs. Der Dichter erzählt, daß das strahlend-schöne Mädchen in einem kleinen Teiche baden will.

«Dieser Teich aber,» heißt es weiter, «war kein Wasser, sondern der geheimnisvolle Bergkristall in der Zeit seines flüssigen Zu-

standes. Jetzt ist er noch eine Kieselsäure-Lösung; wenn auch nur ein aus der Luft herabgefallenes Insekt hineingerät, verdichtet er sich sofort plötzlich zum Kristall . . .»

Für einen Augenblick eröffnet uns Jókais Phantasie ihren glühenden Hochofen. Der Dichter mochte einmal ein Stück Bernstein betrachtet haben, in welchem irgend ein urweltliches Insekt eingeschlossen war. Vielleicht eine Gelse. Seine Phantasie vergrößerte die Gelse — nicht zu einem Elefanten, sondern zu einer Schönheit.

Denn auch um Álmodád verhärtet sich plötzlich die Flüssigkeit und sie ist in ein ungeheuer großes, durchsichtiges Kristallprisma eingeschlossen. Die Augen zu, der Körper von ihrem Goldhaar bedeckt, die Hände auf der Brust gefaltet. «Sie begann ihren langen Schlaf; ihre lange Reise nach der Sonne aller Sonnen.»

(Dem Motive der in einem Kristall eingeschlossenen Schönheit begegnen wir auch sonst noch bei Jókai.)

Was mit Noahs lieblicher Enkelin geschah, das führte der Dichter selbst mit dem ständischen Ungarn aus: er schloß es in das riesige Kristallprisma seiner Kunst. So reist eine vergangene Welt in ewiger Schönheit nach «der Sonne der Sonnen», und wir betrachten sie in träumerischem Entzücken.

Jókais Unersättlichkeit im Erzählen kreiste wie eine olympische Elster über dem Leben, und wenn sie drunten etwas Glänzendes gewahrte, stieß sie nieder, erfaßte es und brachte es in ihr Wolken-nest. Nicht nur über Rév-Komárom trug sie ein Kőd-Komárom zusammen, — auch ein ganzes Fata-Morgana-Ungarn entstand in den Lüften.

Sie flog überall hin, wo sie Beute vermutete. Von den Schönheiten des Alföld nahm sie ebenso Besitz, wie von den Farben der Perlen-muscheln im Plattensee, sie plünderte die Goldgruben Siebenbürgens ebenso, wie dessen Lager von schwarzen Diamanten.

Sie war in den Klubs der vornehmen Herren, in den Boudoirs der vornehmen Damen, in der vom Betyárengesang schallenden Csárda; sie unterhielt sich mit den Ahnen, die das Land eingenommen, und trauerte mit den Kurutzen und lag mit den Rotkappen zu Felde: sie stieg in die Tiefen der Erde und erhob sich auf Maschinen eigener Konstruktion über die Wolken; sie drang zuerst bis zum Nordpol vor, sie geleitete Karawanen durch die Wüste, durchschweifte die Urwälder Afrikas, trieb sich auf fernen Inseln umher, wo ein durstiger blauer Himmel über den Palmen strahlt. Sie ging in die Vergangenheit zurück, in die Zeit der Mastodons und Saurier und fliegt der Zukunft voraus, in das Reich des menschlichen Intellekts. Es ist

uns keine Zeit und kein Ort erdenklich, wo wir den sprühenden Spuren ihrer Kometenbahn nicht begegnen würden.

Auch was er aus dem Auslande brachte: in seiner Hand wurde es ungarisch. Wenn nach Koloman Mikszáth das Blut der alten Stadtrichter von Lőcse (Leutschau) eine bodengewinnende Kraft besaß, so hatte auch Jókais Tinte eine solche Kraft. Er eroberte dem Ungarum neue Untertanen, Provinzen, Weltteile und Planeten.

Es lohnt sich, zu beobachten, wie Jókai mit den fremden Nationen vorgeht. Seine Türken oder seine Franzosen haben einen gemeinsamen Familienzug, welcher sie zu lieben Verwandten macht; dieser Zug ist der ungarische Humor. Seine Türken sind beileibe nicht echte Osmanli, seine Pariser keine Vollblutfranzosen, und doch steckt viel dichterische Wahrheit in ihnen, sogar auch ethnographischer Wert, weil Jókai die Türken und Franzosen so beschreibt, wie sie der Ungar kennt, beziehungsweise sich vorstellt. Und dazu ist er ja am Ende berechtigt, denn in der Literatur ist ebenso, wie in der internationalen Politik die Quelle jedes Rechtes die Macht. Und in diesem Falle ist die Macht in Jókais Händen.

Jókais Poesie ist eine ganze ungarische Welt. Wenn eine neue Sintflut Ungarn verschlingen würde, — Jókais Ungarn würde sein einsames Leben in der Arche über den Häuptern der Welt noch Jahrhunderte hindurch weiterleben.

Wenn wir uns heute, zehn Jahre nach dem Heimgange des Dichters, wieder — und vielleicht mit einiger pietätvoller Sorge im Herzen — in den tropischen Urwald hineinwagen, mit welchem man das Resultat von Jókais Wirksamkeit am häufigsten und treffendsten zu vergleichen pflegt, dann beobachten wir mit seliger Erleichterung, daß ihrer die schwindende Zeit kaum etwas abgetragen. Hier und da ist das Laubgehege vielleicht gelichtet, stellenweise zuckt vielleicht ein nüchterner Sonnenstrahl in das geheimnisvolle goldne Dämmerlicht, einige schwache Sprößlinge oder Schmarotzer, deren Samen der große Gärtner in der Hitze der fieberhaften Tätigkeit ohne Wahl gesät hat, sind vertrocknet und abgestorben: doch der erhabene Wald selbst lebt, blüht und prangt, über unsern Häuptern rauschen die immergrünen Baumpatriarchen, wie die Saiten einer Riesenharfe, die Wunderblumen sprießen und duften noch, die Vögel singen noch, die Schmetterlinge flattern noch. Auf fernen Lichtungen edle und liebe Menschenpaare: Jókais Helden, die dem Herzen des ungarischen Lesepublikums so viel süße Seligkeit und so viel noch süßeren Schmerz bereiteten.

Es mögen Zeiten kommen, wo der stets wechselnde Tagesgeschmack den Weg der, Zerstreuung und Ergötzung Suchenden

für kurze Zeit ablenkt; sicherlich aber werden die Moden vergehen, während Jókais Poesie bleibt, als stolzer Schmuck und Reichtum der ungarischen Erzählliteratur.

Von Maurus Jókai ist nichts gestorben, nur der Körper. Die Worte, welche Alexander Petöfi in den seligen und glühenden Tagen ihrer jungen Freundschaft an ihn richtete, gelten für ihn auch heute noch:

«Dort stehst du . . . nur du . . . allein für dich . . .
Zu stürzen dich vermochte keiner.»

Machiavellis Auferstehung.

Von Univers.-Prof. Hofrat Viktor Concha.

ALS unter den bisher noch niemals und noch von niemand gehörten Flügelschlägen der Weltgeschichte in uns das Bedürfnis der Reflexion, der Forschung, der seelischen Orientierung und Einkehr erwacht, wendet sich unsere Seele, was auch der Gedanke erfassen mag, immer unwillkürlich dem gigantischen Ereignisse, dem gegenwärtig wütenden Weltkrieg zu und sieht sich vor allem dem großen Fragezeichen des Krieges gegenüber, auf welches die jüngste Vergangenheit in ihrer degenerierten, genußsüchtigen Empfindlichkeit, mit ihrer in die Irre geratenen Denkweise und kindischen Leichtgläubigkeit eine so apodiktische, ihrer Meinung nach unappellable Antwort gegeben hat.

Der Krieg, sagte der Pazifismus, ist eine Schmach für die Menschheit, ein Triumph der Bestialität über die Menschlichkeit, — den Krieg können nur Barbaren führen, nicht aber die Elite der Menschheit, die Nationen Europas.

Seit drei Monaten führen die ersten Nationen der Menschheit Krieg und ich frage: empfindet ihr Gewissen die Schmach, fühlen sie selbst den Sieg der Bestialität über ihre eigene Menschlichkeit? Erscheint ihrer Seele der Krieg trotz seiner Greuel, Leiden, körperlichen, seelischen und wirtschaftlichen Verwüstungen nicht als etwas anderes, als wofür ihn die Weichheit der sich selbst verzärtelnden Eigenliebe, der falsche Irrlichtschein der in den Wolken schwärmenden Einbildung ausgegeben hat?

Wenn der Krieg keine Schmach ist, wenn das Verbluten auf dem Schlachtfelde, wie wir wenigstens glauben, ein ehrenvoller, glorreicher Tod ist, wenn der Krieg keine Bestialität ist, weil das Tier,

die Bestie einer Selbstaufopferung nicht fähig ist, dies aber bereits eine positive Tatsache ist, und wenn es nicht minder Tatsache ist, daß zu solcher Selbstaufopferung die freien Bürger großer Nationen nicht mit der russischen Knute und nicht mit reichlichem englischem Sold, sondern von der freien Strömung ihrer Vaterlandsliebe getrieben werden, dann frage ich: was ist nun eigentlich der Krieg?

Der Krieg ist in seinem Wesen eine sehr einfache Tatsache des menschlichen Lebens, in seinen Erscheinungen aber, unter welchen er in die Welt tritt, ist er unendlich verwickelt.

Der Krieg ist die höchste, intensivste, die physischen, intellektuellen, wirtschaftlichen und moralischen Kräfte einer Nation in sich vereinigende Offenbarung des nationalen Willens. Und weil jeder Wille, welcher mehr als Absicht ist, sowohl Zweck und Idee, als auch physische Kraft darstellt, so ist der Krieg, als der Wille des Staates ebenfalls die gleichzeitige Bewegung des Leibes und der Seele, des Physikums und der Psyche einer Nation.

Er gehört unzertrennlich zum Leben der Nationen, denn diese wohnen auch auf der Erde und nicht nur in der ätherischen Welt des Geistes.

Ohne Krieg, d. h. ohne Geltendmachung ihres Willens durch physische Kräfte würden die Nationen sich zu Gespenstern, zu körperlichen Spukgestalten umwandeln.

Die Träumer hegen den Glauben, daß der Krieg nur durch die Trennung der Menschheit in Nationen und Staaten verursacht werde und aufhören würde, wenn die Menschheit sich zu einem Staat, zu einer Nation vereinigen würde. Welch riesiger Irrtum! Jede Nation muß auch in ihrem eigenen Hause ihren Willen haben, und wenn diesem dort ihre eigenen Angehörigen widerstehen, bleibt ihr, um die Rebellen ihrem Willen zu beugen, kein anderes Mittel, als die Kraft der Waffen.

Im 19. Jahrhundert war der blutigste, vier Jahre lang währende Krieg in Nordamerika (1861—1865) ein Bürgerkrieg. Die nordamerikanische Nation führte ihn — sozusagen ohne ständiges Heer, denn die Anzahl der regulären Soldaten war verschwindend im Verhältnis zur Anzahl der Bürger — gegen ihre südlichen Teile, welche sich nicht nur der Aufhebung des Sklavenhandels widersetzen, sondern zu dessen Aufrechterhaltung auch noch die Hilfe der anderen Teile, der ganzen Union beanspruchten. Gleichfalls im 19. Jahrhundert war der schmachlichste Krieg derjenige, den die Pariser Commune im Jahre 1871 gegen die französische Republik führte — auch ein Bürgerkrieg. Ich nenne ihn den schmachlichsten,

denn ihn führten gegen das von den Deutschen besiegte, gedemütigte Frankreich dessen eigene Söhne, die landesverräterische Gemeinde Paris, als der Feind das Land okkupiert in seiner Macht hatte. Vor langer Zeit sagt schon der ungarische Dichter:

Bei Gott ist Erbarmen!
 Verzeihung der Sünden;
 Nur eine verzeiht er nie
 Den Vaterlandsverrat! (Johann Garay.)

Der Krieg ist also, wie immer man die Sache fassen mag, ein Wille, der Wille der Nationen, ohne welchen sie vollständig nie drauskommen, ja nicht einmal bestehen können.

In anderem Bezuge läßt sich auch sagen, der Krieg sei der Wille des Staates, doch haben wir mit dem neuen Wort nur das vorige wiederholt, denn was ist der Staat für die mündig gewordenen, freien Individuen der gebildeten Menschheit im 20. Jahrhundert anderes, als die Tätigkeit der Nationen, mit welcher sie sich selbst lenken. Selbst der Zar oder der Sultan kann ohne den dienstfertigen, frohen, oder unmutig trotzens Willen der russischen, respektive türkischen Nation nicht wollen.

Jeder Wille auf der Welt, sei es nun der einer Nation oder eines Individuums, ist dem Gesetze des Gewissens, der Wahrheit, der Klugheit, der Zweckmäßigkeit unterworfen. Er kann aufrichtig, ehrlich oder falsch, berechtigt oder unberechtigt, vernünftig oder unvernünftig, zweckmäßig, entsprechend, zeitgemäß oder unpassend, unkorrekt oder unzeitig sein. Vom Gesichtspunkte der Bewertung kann er gleichzeitig von sehr verschiedenem, ja sogar von, aus entgegengesetzten Elementen gebildetem Werte sein.

Wir wollen also die schwindelnd hohe und ebenso tiefe Anspannung des Willens der Nationen betrachten, von welcher wir Ungarn bis in die Wurzel unserer Existenz berührt sind, und welche größer ist, als sämtliche Kriege, welche die Menschheit bis auf den heutigen Tag erlebt hat. Denn unstreitig sind nicht nur die Dimensionen, in welchen der große Kampf gekämpft wird, größer, als die Dimensionen aller, von der Menschheit bisher geführten Kriege, sondern auch die gegenwärtig auf dem Spiel stehenden Werte sind es.

Die Kämpfe zwischen Xerxes und Griechenland, Rom und Karthago, Alexander dem Großen und dem Orient, zwischen Attila oder der Türkei und dem Christentum, Napoleon und Europa sind ja auch räumlich beengter, als der heutige Kampf, denn dieser berührt sämtliche Teile der Menschheit direkt oder indirekt zufolge des innigen Kontaktes, welcher zwischen den fünf Weltteilen in wirt-

schaftlicher, geistiger und sittlicher Beziehung zustande gekommen ist. Die Menschenrassen, die Weißen, Gelben und auch die Schwarzen wurden viel mehr in den Kampf hineingezogen, als je. Die Werte aber, um welche gekämpft wird, sind die durch die märchenhaften Fortschritte der vieltausendjährigen Kultur der Menschheit im 19. Jahrhundert so sehr angewachsenen, sämtliche Schichten der Völker, auch die untersten emporhebenden, einem besseren Schicksale zugeführten Werte.

Das bessere, schönere, edlere Menschendasein, zu welchem wir uns Dank den Bemühungen des 19. Jahrhunderts durch die menschliche und bürgerliche Freiheit, durch die die Wunden der leidenden Klassen heilende, deren Kraft entwickelnde Arbeit der humanen Sozialpolitik, durch die Bereicherung des menschlichen Geistes erhoben, und zwar nicht nur in den allgemeinen Errungenschaften der Wissenschaft, sondern auch in den originellen, reichen Früchten der psychischen Unterschiede der einzelnen Völker — um dieses Menschendasein höheren Grades, um seine Werte wird der Kampf gekämpft.

Diese großen Werte zu vernichten ist der Wille englischen Eigendünkels, russischer Tyrannei, serbischer Räuberhabsucht.

Denn unsere Niederwerfung und die unseres deutschen Verbündeten würde nicht nur uns, sondern auch andere Völker der, die fremden Nationen als minderwertig betrachtenden englischen insularen Verblendung, dem russischen Servilismus, der serbischen Wildheit zur Beute hinwerfen.

Mit frommer Pietät und berechtigtem Stolze blicken wir in unseren Gedanken auf unseren Kampf auf Leben und Tod im Jahre 1848/1849 zurück, und doch ist unser heutiger Kampf in seiner Tragweite viel weiter gehend, denn nicht nur wir gingen darin unter, wenn wir unsere Kräfte nicht bis zum äußersten anzuspannen vermögen, sondern die ganze Menschheit würde ein unermeßlicher Verlust treffen und die, unsere Auferstehung verhindernde Steinplatte würde sich für ewig schließen.

Diesem herzerreißenden, ins Mark dringenden, leidensvollen Kampfe entsproßen unter einem die edelsten Blüten der Seelenstärke. Die Todesverachtung, die Opferwilligkeit, die Selbstverleugnung erreicht den höchsten Grad bei denen, welche im Feuer stehen, die Hingebung, das Dulden und Leiden, wie die Entsagung aber bei den Heimgebliebenen. Doch merkwürdigerweise erscheint bei letzteren und gerade bei den Edelmütigen auch eine, an sich unedle Eigenschaft: der Neid.

Jawohl, die durch Alter oder Körperkonstitution vom Schlacht-

felde ferngehalten werden, blicken mit einer Art Beschämung und Neid auf diejenigen, denen es gegönnt ist, durch die Gefährdung ihres Lebens Zeugnis dafür abzulegen, was dem Menschen heilig ist: die in seine freie nationale Existenz gefaßte, ihm eigenste Welt der Phantasie, der Empfindung und Moral samt ihren Einrichtungen in Familie und Gesellschaft.

Denn der Mensch wird nicht einfach von der Erde getragen, sondern von der Erde, die seine Seele gewählt hat, welche geweiht ist von dem Blute, Schweiß, von der Asche jener, die ihm heilig und teuer sind, die aus seiner Welt hervorgegangen waren. Denn der Mensch wird nicht einfach von leiblicher und geistiger Nahrung erhalten, sondern von der leiblichen und geistigen Nahrung, welche er sich auf seine eigene Weise verschafft, welche die Frucht seiner seelischen Arbeit, wie die seiner Vorfahren, seiner ihm eigentümlichen Kämpfe, seines besonderen Temperamentes, seiner Denkart ist.

So wie jedem seine eigene Seelenwelt ein Schatz und heilig ist, weil er außerhalb derselben nicht leben kann, ebenso ist es ihm auch die größere Seelenwelt, welche um ihn die nationale Existenz durch die festgesetzten Erfordernisse der Moral, des Rechtes, der Menschlichkeit, durch alte Erscheinungsformen des Schönen, durch die Gewohnheiten des alltäglichen Lebens errichteten.

Diese größere Seelenwelt ist der Stützpunkt seines ganzen menschlichen Wesens, seiner moralischen Existenz, und er ist in seiner Menschlichkeit erschüttert, sobald er den Stützpunkt verliert. Doch ist diese besondere Seelenwelt etwas Einziges in seiner Art, welches zu ersetzen, mit einer anderen Seelenwelt zu vertauschen unmöglich ist. Die Qual der Verbannten oder durch einen anderen Schicksalsschlag heimatlos gewordenen, ihre Sehnsucht nach dieser eigenen Seelenwelt, nach deren Schauplatz, dem heimatlichen Boden erklärt am besten das Einzigsein, die Unersetzlichkeit dieser eigenen nationalen Welt.

Die zum Sterben für die nationale Existenz entschlossene Anhänglichkeit hat ihresgleichen nur in der ganzen, vollen, bis übers Grab währenden Liebe, welche diesen Mann nur jener Frau, diese Frau nur jenem Mann für ewig, unzertrennlich verbindet.

Dieses Einzigsein, man möchte sagen diese Unerklärlichkeit der nationalen Existenz hat der Anhänglichkeit an sie denselben Namen gegeben, welcher das den Mann fürs Leben an die Frau knüpfende Band Liebe nennt.

Wie sittlich erhaben die hingebungsvolle, unerschütterliche Liebestreue auch ist, sittlich noch höher steht die Vaterlandsliebe, denn

diese einzige Nation, welche die Grundlage und Trägerin unserer Seelenwelt ist, ist auch in ihrem Einzigsein für die ganze Menschheit ein viel entscheidenderer Faktor, als jedes hervorragende, einzige Menschenwesen.

Der Neid der Heimgebliebenen darüber, daß wir unserer Nation nicht so dienen können, wie die, die in den Kampf gezogen, daß wir unsere Vaterlandsliebe nicht mit der Aufopferung unseres Lebens beweisen können, ist in ultima analysi, auch trotz dem äußeren Scheine, eine der edlen, moralischen Offenbarungen der Seele, welche unser Kampf, unser Kriegslager, d. h. unser aufs höchste gesteigerter nationaler Wille hervorruft.

O, der Krieg ist bei allen seinen unaussprechlichen Übeln und Schlägen eine große Revelation: Die Offenbarung jenes großen Geheimnisses, von welchem Shakespeare in «Troilus und Cressida» (III. Aufz. 3. Sz.) spricht:

Geheime Kraft wohnt in des Staates Seele
Und ihre Wirksamkeit ist göttlicher,
Als Wort und Griffel ihr kann Ausdruck leihn.

Erst im Kriege, nur in ihm und durch ihn wird es wahrhaft klar, was der Staat ist, was die Nationen sind, die durch ihn ihr Gesamtleben und das ihrer einzelnen Mitglieder lenken.

Die kleinlichen, kurzsichtigen Auffassungen vom Staate fallen wie Kartenhäuser in sich zusammen, sobald zwischen den Nationen die Kriegstrompete erschallt. Da zeigt es sich am deutlichsten, daß die Staaten keine künstlichen Machwerke, sondern die natürlichen Fortsetzungen, Ergänzungen des menschlichen Lebens, die Krone des individuellen Lebens sind und dem Leben des Individuums ebenso angehören, wie seine selbst- oder familienerhaltende, religiöse, menschenfreundliche, künstlerische oder wißbegierige Tätigkeit.

Im Kriege fallen die Schranken, welche das natürliche Erfordernis der menschlichen Bestimmung zwischen das Individuum und den Staat setzt, und der einzelne Bürger schmilzt in das Leben seiner Nation hinein, die in den Kampf ziehenden gänzlich, die Daheimgebliebenen mit dem Herzen, aber mit dem größeren Teil ihrer Tätigkeit auch in höherem Maße, als in normalen, friedlichen Zeitläuften.

Auch heute wird pro aris et focis gekämpft und es gelangen solche Gesetze der sittlichen Weltordnung zur Anwendung, für welche die Friedenszeiten keine Fälle bieten. Nachdem es aber nur eine sittliche Weltordnung gibt, ist es klar, daß wie die einzelnen Menschen, so auch die Staaten mit ihrem Willen und ihren Handlungen, aus welchen die schreckliche Mechanik des Krieges entspringt, sittlichen

Gesetzen untergeordnet sind. Der Krieg ist keine einfache Mechanik, keine leere Schlacht der Kanonen und anderer Waffen, er ist auch nicht bloß die Entscheidung eines Rechtsstreites, der Krieg ist eine Offenbarung der Moral und als solcher kann er von der einen oder anderen Seite oder auch von beiden Seiten gut oder schlecht sein.

Mit einem Worte, im Kriege zeigt es sich am besten, wie sehr der Staat eine sittliche Gestaltung ist, da doch seine höchste Lebensäußerung, der Krieg, den Gesetzen der Sittlichkeit untergeordnet ist.

Ein Menschenleben hindurch lehre ich, — ich könnte sagen, gegen die allgemeine Auffassung, welche den Staat für eine mechanische und juristische Maschinerie ansieht, — daß im Leben des Staates die Sittlichkeit ein größerer Faktor ist, als das Recht. Dem Staate dient das Recht nur als Mittel, um das zu ermöglichen, was die Moral befiehlt.

Die moralische Wesenheit des Staates ist in den Äußerungen seines alltäglichen Lebens für den ersten Blick nicht augenfällig, denn die Errichtung der Armee, die Besteuerung, der Polizeizwang, die Strafhäuser, die Lizitationen, die Förderung der Gesundheit und des materiellen Wohlstandes sind Institutionen, deren Wurzeln tief in den Boden reichen.

Wenn aber die Nation in ihrer staatlichen, hoheitlichen Wesenheit zum höchsten Zielpunkte ihres Lebens, wenn sie zur Endursache ihrer Existenz, zur Geltendmachung ihres, ihre gesamte Energie konzentrierenden Willens gelangt, weil man sie an der Erreichung ihres Zieles von außen verhindern will, weil ihre Existenz im ganzen oder in ihrer Ausdehnung angegriffen wird, dann wird es klar, daß der Staat und das Volk, welches durch ihn sein eigenes Leben in der großen Gesellschaft der Menschheit lebt, in der tiefsten Tiefe und im tiefsten Innern ihrer Natur moralische Wirklichkeiten sind, deren Taten und Verhalten oder, konventionell gesprochen, deren Politik in äußerster Linie doch gerade so den höchsten und innersten Gesetzen der Sittlichkeit untergeordnet sind, wie die des allerletzten gewöhnlichen Sterblichen.

Das reine Recht vermag mit seinen formellen, äußerlichen Regeln die höchsten, entscheidenden Probleme dieses Verhaltens nicht zu lösen; es ist nur imstande, einzelne begrenzte Gebiete dieses Verhaltens, z. B. in Friedenszeiten die Frage der Landesgrenzen, die Modalitäten des Verkehrs, der Kooperation der Staaten und ihrer Bürger, die Entschädigung für einander verursachte Schäden, im Kriege die Schranken der Kriegsführung zu Wasser und zu Land mit seiner Regeln zu umschreiben.

Ist dagegen der Krieg eines Staates zu rechtfertigen, ist sein

Zweck, sein Dasein zu rechtfertigen? Kann er seinen Platz in der großen Gesellschaft der Menschheit behaupten oder muß er ihn einem neuen, noch nicht existierenden, nach einem Staatswesen erst noch strebenden Volke überlassen? ist er in seinen Existenzinteressen, in seiner Ehre verletzt? — Auf all diese überaus wichtigen Fragen vermag nur mehr die Moral eine Antwort zu erteilen, welche über den inneren Wert der kämpfenden Parteien, über ihre Eignung, den Zielen der Gesamtmenschheit zu dienen, entscheidet.

Betrachten wir nun etwas näher die Gesetze der das Leben der Menschheit beherrschenden moralischen und juristischen Weltordnung und ihre Anwendung auf die Ereignisse unserer Tage.

Den Anfang dieser Ereignisse brauche ich wohl nicht des längeren zu wiederholen; er ist sattsam bekannt. Serbien, unser Nachbar, den wir verteidigt und geschützt haben, den wir aus der türkischen Herrschaft befreien halfen, in seinem Kriege gegen Bulgarien bei Slivnica vor der Vernichtung bewahrten, hat seinem vor zwei Jahren gegebenen feierlichen Versprechen entgegen die organisierte Verschwörung, welche Bosnien und die Herzegowina uns entreißen wollte und zu diesem Zwecke unseren Thronfolger mit seiner Gemahlin ermordete, geduldet, zugelassen und sogar unterstützt.

Auf unsere Forderung, die Untersuchung gegen die Verschwörungsorganisation und gegen die Teilnehmer am Attentate mit unserer Mitwirkung durchzuführen und zur Verhinderung ähnlicher Anschläge in der Zukunft mit uns vereint ein gemeinschaftliches Verfahren ins Leben zu rufen, hat Serbien einen abschlägigen Bescheid gegeben und uns in die Notwendigkeit der berechtigten Selbsthilfe versetzt, welche den Krieg zwischen den Nationen vor Gott und der Welt rechtfertigt. Rußland stellte unsere Forderung als Vernichtung Serbiens hin und begann sofort mit der Mobilisierung, wo wir doch erklärt hatten, daß wir die territoriale Integrität Serbiens nicht zu berühren wünschen, sondern nur Garantien gegen die ständige Gefährdung unserer Sicherheit suchen.

In voller Anerkennung unseres Rechtes stellte sich Deutschland auf unsere Seite und übernahm auf Englands Ersuchen die Vermittlung zwischen uns und Rußland. Während diese Vermittlung im Gange war und die russischen Staatsmänner auf Ehrenwort versicherten, daß ihre Armee nicht mobilisiert würde, war die Mobilisierung bereits mit ihrem Wissen oder ohne dasselbe vom Zaren angeordnet worden. Die Veröffentlichung des vertraulichen Depeschenwechsels zwischen dem deutschen Kaiser und dem Zaren war das einzige Mittel zur Entlarvung dieses unredlichen Treibens und ihre Folge waren die Kriegserklärungen, welche sowohl unser-

als auch deutscherseits wieder nur das Mittel der Selbstverteidigung gegen die Expansionsgelüste der russischen Macht waren. Damit war aber auch für Frankreich die Gelegenheit gekommen, den mit dem Zaren längst besprochenen und vierzig Jahre lang vorbereiteten Revanchekrieg gegen Deutschland zu beginnen, für welchen Frankreich zu der russischerseits nötigen Ausrüstung seit fünfzehn Jahren seine Milliarden hinüberströmen ließ.

An der deutschen Grenze seit vierzig Jahren bestens verschanzt, zwang Frankreich die deutsche Heeresmacht, den Angriff gegen Frankreich durch das neutrale Belgien — auch ohne dessen Erlaubnis — zu beginnen.

Nachdem Deutschlands Versuch, Belgien durch alle nur möglichen Garantien zu beruhigen, auch die Versicherung, daß der Durchzug der deutschen Truppen weder Belgiens territoriale Integrität, noch seine Souveränität in irgendeiner Weise berühren oder gar beeinträchtigen wird, und daß jeder Schaden, den Belgien erleiden sollte, vergütet wird, erfolglos blieb, fiel Deutschland im Interesse seiner Selbsterhaltung und mit dem offenen Geständnis, eine Rechtsverletzung zu begehen, in Belgien ein.

Darin suchte England, nachdem es Deutschlands Friedensanträge angehört und seine eigenen friedfertigen Bestrebungen eine Zeitlang scheinbar noch fortsetzte, einen Vorwand, sich unter Aufgeben seiner Neutralität in den nicht gegen seine Macht gerichteten Krieg zu mischen.

Der andere Rechtstitel war seine Freundschaft zu Frankreich, mit dem es, wenn schon nicht durch Vertrag, so doch durch das wohlwollende Übereinkommen, daß sie in ihren gemeinsamen internationalen Interessen zusammengehen, verbunden war, während die englische Regierung im Parlament standhaft leugnete, ihre Bewegungsfreiheit in irgendeiner Weise gefesselt zu haben.

Hierauf nahm England seinen japanischen Verbündeten in Anspruch, so daß diese asiatische Heidenrasse in den Krieg des christlichen Europas einbezogen wurde.

Ob Deutschland einen Grund hatte, Belgien zu verdächtigen, daß es seine Neutralität gegen Frankreich nicht verteidigen werde, ja mit Frankreich bezüglich des Durchmarsches der Truppen bereits eine Vereinbarung getroffen habe, ist im Augenblicke noch nicht endgültig entschieden. Die Entscheidung ist aber auch gar nicht nötig, um über die Ursachen, den Anfang und den weiteren Verlauf des heutigen Weltkrieges der Stimme der sittlichen Weltordnung Gehör zu verschaffen.

Und diese Stimme ist besonders niederschmetternd für die zwei

leitenden Nationen Europas, die sich stets rühmen, auf dem Boden der Gesetze der sittlichen Weltordnung zu stehen, für die Franzosen und ganz besonders für die Engländer, denn sie wurden die Mitschuldigen Rußlands, des mächtigsten Gegenfüßlers der westlichen Kultur, und, was noch gravierender ist, sie nahmen in ihren Schutz Serbien, das an Größenwahn leidet, mit unmenschlicher Wildheit kämpft und den politischen Mord zum regelmäßigen instrumentum regni seines Staatslebens erhob.

Warum spreche ich immer von der sittlichen Weltordnung und nicht von der internationalen Rechtsordnung? — Weil wir von der letzteren eine Antwort auf die hier im Kampfe stehenden Ansprüche vergeblich erwarteten. Diese Ansprüche sind nämlich keine eigentlichen Rechtsansprüche, sondern Ansprüche der geistigen Superiorität, der Sittlichkeit, welche das Recht nicht ordnen und umschreiben kann, weil diese Ansprüche über die äußere Welt des Rechtes hinaus auf die geistigen Wertdifferenzen, auf die innere Würdigkeit des Charakters gegründet sind, deren Maße und Normen auch das Recht nicht aus sich heraus, sondern anderswoher, nämlich aus der Ordnung der geistigen Welt schöpfen könnte, in welcher die Nationen nach ihrer geistigen Stärke rangieren, ferner aus jenen Regeln der anerkannten Gemeinmoral, bezüglich deren auf der ganzen Welt in der Auffassung der Menschen kein Unterschied besteht.

Wovon ist nämlich in diesem Kampfe auf Leben und Tod die Rede? Davon, ob den Zwecken der Menschheit das um Bosnien, die Herzegowina, Dalmatien, Kroatien, Istrien vergrößerte Serbien bessere Dienste leisten wird, — oder wir? Ob es für die Bestrebungen der Gesamtmenschheit dienlicher ist, — von den Dardanellen gar nicht zu sprechen, — wenn das über Serbien zum Adriatischen Meer gelangende Rußland und das die deutsche Nation vom Weltmarkte verdrängende England in der Welt zur Herrschaft gelangen oder wenn in diesen Bestrebungen wir und unsere Verbündeten entscheidend mitzureden haben? Ob es im Interesse der europäischen Zivilisation gelegen ist, daß in der Weltherrschaft Russe und Engländer sich teilen — denn die wahrhaft große, doch ihrer physischen Lebenskraft bereits verlustige französische Nation wird ja in hundert Jahren zu einem Volke von 25—30 Millionen zusammenschmelzen — oder daß in der Lenkung des Geschickes der Menschheit jeder würdigen Nation der Welt der ihr gebührende Teil zukomme?

Das sind lauter juristisch unbestimmbare, juristisch unmeßbare, wahrhafte Imponderabilien, und darum habe ich bei der Beurteilung unseres Weltkrieges nicht von der internationalen Rechtsordnung gesprochen.

Ich halte den in der Form des gegenwärtig ausgebrochenen Riesenkampfes geführten internationalen Prozeß nicht aus dem Grunde für juristisch unentscheidbar, aus welchem Graf Albert Apponyi, der übrigens ein Anhänger der gerichtlichen Entscheidung internationaler Konflikte ist, sich diesmal auch für die Entscheidung durch die Waffen ausgesprochen hat. Seiner Meinung nach konnte man aus der Vorgeschichte des Konfliktes nicht auf die bona fides des Geklagten und seiner sich im Prozesse einlassenden Streitgenossen rechnen, daß sie sich vor dem gefällten Urteile beugen werden. Der Grund liegt, wie ich glaube, anderswo. Auch der privatrechtliche Richter entscheidet nicht, was die Moral befiehlt, wenn er über die turpis causa urteilt, sondern er übernimmt einfach die Norm der Gemeinmoral. Wo aber soll in diesem Weltprozesse das Haager, oder was immer für ein Schiedsgericht das Maß zur Entscheidung über die geistige Suprematie und die Würdigkeit des Charakters hernehmen, wenn nicht aus dem Maß- und Normensystem der geistigen und sittlichen Weltordnung?

Darum beurteilen wir den grandiosen welthistorischen Zusammenstoß nur aus dem Gesichtspunkte der sittlichen Weltordnung, wie wir diese nach unserem besten Wissen und Gewissen durch eine zweitausendjährige Bemühung der christlichen Menschheit festgestellt finden.

Im Gegensatz zu dem Kodex unserer sittlichen Weltordnung öffnet sich aber im Jahre des Herrn 1914 plötzlich ein vor genau 400 Jahren, also 1514 geschriebener, aber nur mehr die Neugierde des Literaturhistorikers reizender Kodex, scheinbar voll unlösbarer Rätsel: der Kodex über die Pflichten des Staatsmannes unter dem Titel «Der Fürst» von Niccolò Machiavelli.

Und im Wege der *facta concludentia* erklären Serbien, Rußland, Frankreich und England, daß es darin keine Rätsel gibt, daß die Kirche sehr übel getan, als sie den Kodex verdammt, Friedrich der Große gefehlt hat, als er ihn angriff, Macaulay einfüchtig war, als er darin Rätsel erblickte und einen Sinn suchte.

Es finden sich keine Rätsel darin, sondern klare, einfache Wahrheiten, welche die genannten Länder — gegebenenfalls — auch für befolgenswert halten.

Hier zum Beispiel einige dieser einfachen, nicht mißzuverstehenden Wahrheiten. «Daß Romulus seinen Bruder tötete und dann der Ermordung des Titus Tatius zustimmte,» sagt Machiavelli, könne nicht mißbilligt werden, «wenn man die Absicht betrachtet, welche zum Morde führte.» «Als allgemeine Regel muß gehalten werden, daß ... wegen außerordentlicher Mittel niemand verdammt werden kann,

wenn diese für die Ordnung eines Königreiches oder zur Gründung einer Republik notwendig sind.» «Wenn auch die Handlung verbrecherisch ist, — hat sie nur Erfolg, gibt's keine Anklage.» «Wo von der Rettung des Landes die Rede ist, darf nicht darauf gesehen werden, was recht oder unrecht, milde oder grausam, schmähdlich oder lobenswert ist, — alle Rücksichten beiseite, muß zu dem Mittel gegriffen werden, welches ihm Leben oder Unabhängigkeit rettet.»

Machiavelli hatte schon in seinem Werke über die Republik, in den *Discorsi* über die Geschichtsbücher des Livius sich offen zu dem Grundsatz bekannt, daß der Zweck die Mittel heiligt, daß der Staatsmann Fuchs und Wolf in einer Person sei, was er in seinem «Fürsten» in Fuchs und Löwe ändert.

In letzterem Werke stellt er denen, die einen neuen Staat zu gründen wünschen, Cäsar Borgia als Muster hin und überhäuft dessen Heuchelei, Betrügereien und Morde mit Lobpreisungen. So verherrlicht er die Hinrichtung der Orsini in Sinigaglia: «Um von diesen nicht zugrunde gerichtet zu werden, half er sich mit der Verstellung und verstand es so gut, seine Gefühle zu verheimlichen, daß die Orsini wieder anfangen, ihm zu vertrauen, und dieses Vertrauen strebte der Prinz in jeder Weise zu festigen, schenkte ihnen Juwelen, Kleider, Pferde, so daß ihm ihre Einfältigkeit in Sinigaglia alle Köpfe auslieferte.» «Und da er bemerkte, daß seine bisherige Strenge einigen Unwillen erweckte, gab er, um die Sorgen der Untertanen zu zerstreuen und seinen Einfluß nicht zu schwächen, die Erklärung ab, daß die Grausamkeiten in der Vergangenheit nicht von ihm, sondern von seinen Ministern begangen wurden. Um dies in einer, jeden Zweifel ausschließenden Weise zu erhärten, ließ er den Gouverneur — den er wegen seiner ungeheuren Erfahrung in Grausamkeiten mit ganzer Vollmacht ausgestattet hatte — auf dem Marktplatze von Cesena entzwei geschnitten zwischen blutigen Schwertern aufnageln.»

Und nachdem Machiavelli im berühmigten VII. Kapitel des «Fürsten» Cäsar Borgia's sämtliche Niederträchtigkeiten und zur Gründung seiner Macht ausgeführte Greuelthaten erzählt hat, schließt er seinen Vortrag mit den Worten: «Bei Behandlung der Laufbahn des Fürsten kann ich es nicht tadeln, ja ich muß dem, wie ich schon bisher getan, zustimmen, daß jeder sich den zum Beispiel nehmen soll, der durch Glück oder mit der Hilfe anderer zur Macht gelangt ist.»

Er zeigt aber auch an solchen, die mit Hilfe von Verbrechen zur Macht gelangen, ohne daß er sie, wie er sagt, würdigen wollte, Beispiele denen, die einmal notgedrungen solche nachahmen müßten.

So stellt er Agathocles, den von unvergleichlichem Glück begleiteten sizilianischen Bürger dar, der König von Sizilien geworden ist. «Er war der Sohn eines Töpfers, sagt er, und trieb während seiner ganzen Laufbahn ein ehrloses Leben, führte aber seine Schandtaten mit solcher geistigen und körperlichen Geschicklichkeit durch, daß er sich bis zur Monarchie erheben konnte. Fragen wir, wie Agathocles imstande war, sich nach so vielen niedrigen Verbrechen in der Macht sicher zu behaupten? — Dies hängt nur von der richtigen oder unrichtigen Anwendung der Grausamkeit ab. Die richtig angewendete Grausamkeit ist die, welche der betreffende im Interesse seiner Sicherheit einmal verübt, unrichtig aber ist sie, wenn er sie auch späterhin fortsetzt.»

«Die Erfahrung unserer Zeit beweist es, daß die Fürsten großes geleistet haben, die sich um ihr Wort, ihr gegebenes Versprechen nicht kümmerten, es aber verstanden, den Leuten mit Schlaueit den Kopf zu verdrehen und schließlich über die Ehrlichen triumphierten . . . Der Fürst muß den Löwen und den Fuchs vor Augen halten, denn der Löwe ist nicht imstande, der Schlinge auszuweichen, und der Fuchs vermag nicht den Kampf mit dem Wolf zu bestehen. Er muß also ein Fuchs sein, um die Schlinge zu erkennen, und ein Löwe, um die Wölfe zu vertreiben. Die nur den Löwen spielen wollen, gehen zugrunde.»

«Ich kann kühn behaupten: es ist sehr nachteilig, immer ehrlich zu sein, dagegen fromm, treu, menschlich, gottesfürchtig scheinen ist sehr nützlich . . . Denn die Menschen urteilen im großen und ganzen mehr mit ihren Augen, als mit ihren Gefühlen. Die Augen hat jeder offen, wenige haben ein richtiges Gefühl. Jeder sieht, was du zu sein scheinst, aber wenige sehen, wie du bist . . . Der Fürst soll daran denken, sich Leben und Macht zu sichern, die Mittel dazu wird man immer achtenswert finden und loben, weil die Menge sich immer nach dem Schein und dem Erfolg richtet. Auch gegenwärtig spricht ein Fürst, der besser ungenannt bleibt, immer nur vom Frieden und vom Worthalten und ist beider Feind, seine Macht und seinen Ruhm aber hätte er schon längst verloren, wenn er ihnen treu geblieben wäre.»

Doch schließe ich nun meine Zitate mit diesem kennzeichnendsten Kapitel aus Machiavellis «Fürsten» und mit dem letzten Satze dieses Kapitels, welcher nach vierhundert Jahren noch ebenso wahr ist, wie er es vor vierhundert Jahren war. Auch ich brauche keinen Namen zu nennen, jedermann weiß, wer mit dem Munde der Friedensherold war, ich brauche auch die übrigen Analogien von Heuchelei, Wortbruch, Grausamkeit und Mord nicht mit Namen

anzuführen, welche die drei führenden Staaten Europas teils in eigener Person, teils aber als Mitschuldige Serbiens, der Mörder Michaels und Alexanders Obrenovics und Franz Ferdinands, begangen haben.

Das Resultat, zu welchem wir aus dem Gesichtspunkte der sittlichen Weltordnung bezüglich der Ereignisse unserer Tage gelangen, ist, daß die drei führenden Nationen Europas auf der Basis der vor vier Jahrhunderten verkündeten, empörenden politischen Moral Machiavellis stehen, und daß das sich als Fahnen Träger des menschlichen Fortschritts gebärdende Frankreich, das scheinheilige Rußland und das heuchlerische England in ihren Taten diese Machivellische Moral verwirklichen.

Die Menschheit aber, welche sich unter den wuchtigen Folgen dieser Taten krümmt, geht der traurigsten Zukunft entgegen, wenn es nicht gelingt, diesen Machiavelli in den Bücherschrank des Literaturhistorikers zurückzusperren. Nach unserem nationalen Gewissen — und wir haben keinen anderen Kompaß, können keinen anderen haben — dürfen wir eine solche Zukunft nicht zulassen.

Die individuelle Gewissensfreiheit ist ein Gemeingut der gebildeten Menschheit. Im heutigen Kampfe handelt es sich um die politische Gewissensfreiheit der Nationen, welcher das politische Glaubensbekenntnis, die politische Moral Machiavellis aufgezwungen werden soll. Unser Kampf ist darum wahrhaftig ein heiliger Krieg um die reine politische Moral.

Der moralisch tiefe Fall nämlich, welchen die Protegierung des Serajevoer Attentates und das durch dieselbe erfolgte Hineinzerren Europas in den gigantischen Kampf bedeutet, ist viel größer, als er auf den ersten Blick scheint: es ist dies ein wirklicher Rückfall noch weit über Machiavelli zurück. Denn dieser hatte eine Entschuldigung, als er seine haarsträubenden moralischen Lehren ersann. Es war verbrecherisch, aber sein Verbrechen wird durch mildernde Umstände vermindert.

Italien, Europas Lehrmeister, die Wiege der europäischen Zivilisation befand sich vor vierhundert Jahren, als Machiavelli sein Werk beendete, in dem bedauernswertesten Zustande. Es war die Beute roher Gewalttätigkeit, arger Sittenverderbnis, kleiner Tyrannen und des Einbruches ausländischer Staaten, die Heimat vollkommener Anarchie.

Machiavelli, der eifrige Forscher alter Geschichten, der an den politischen Ereignissen seinerzeit beteiligte Denker, wird von seinem starken italienischen Nationalgefühl irreführt und in seiner patrio-

tischen Verzweiflung entwirft er seine unsittliche Politik, in der Meinung, die Anarchie werde — mit welch unsittlichen Mitteln auch immer — in Italien endlich aufhören, und wenn sein Volk sich in einem starken Staate zu vereinigen vermag, werde dieser ihm die auch Machiavelli so teure Freiheit, die Ordnung, das Recht, die Moral zugänglich machen.

Seine Nachfolger aber, Serbien und Rußland, haben keine Entschuldigung, wenn sie unter dem heiligen Vorwand einer nationalen Staatengründung Machiavellis Ratschläge befolgen. Dem Verlangen Machiavellis, daß die Italiener sich zu einem Staate zusammenschließen, bot die größte Kulturkraft des damaligen Europas die Grundlage. Serbiens Kultur steht im Zeichen der Morde, Rußland aber, welches die Kriegserklärung mit Berufung auf das Prinzip des serbischen Nationalstaates abgab, vernichtet in seinem eigenen Staate unbarmherzig selbst die geringste Geltendmachung des nationalen Prinzips den Finnen, Polen, Kleinrussen, Rumänen und vielen anderen Nationalitäten gegenüber.

Das Serajevoer Attentat nebst allem, was ihm vorausging, war allerdings nur eine Gelegenheit zum Ausbruch dieses großen Ringens, dessen wahre Triebfeder in ultima analysi das Streben nach Gestaltung des Nationalstaates, nach Geltendmachung der bestehenden Nationen, nach Erhaltung und Ausbreitung ihrer Macht war.

Immerhin wäre es ein Fehler, sich deswegen über diese Gelegenheit und ihre Vorgeschichte hinwegzusetzen, denn ohne Kritik des Serajevoer Attentates und der damit zusammenhängenden vorausgegangenen und nachfolgenden Ereignisse läßt sich über die heutige internationale Moral kein Urteil bilden.

Auch das deutsche Volk hat sich zu einem Volke zusammengeschlossen, auch das italienische erkämpfte sich seine einheitliche politische Existenz im Jahre 1870, jedoch ohne Mord, Wortbruch, Betrug und Lüge.

Die ins Gewissen greifenden Fälle der politischen Moral oder kurz: die der Politik sind viel verwickelter, als die der Privatmoral. Auch Cavour, der Moses Italiens, rief, wie man sagt, während des politischen Aufbaues seiner Nation wohl des öfteren aus: bin ich ein ehrlicher Mensch oder werde ich ein Schurke?

Doch bei den Handlungen Serbiens und deren Guttheißung durch seine Protektoren ist von solchen *casus conscientiae* nicht die Rede. Es ist nicht nötig, sich auf den hohen Standpunkt der rigorosen Moral zu stellen, es ist von *prima facie* evidenten Verbrechen die Rede — und damit unter einem von der Zukunft der Menschheit, ob sie auf

das moralische Niveau des Machiavellismus zurücksinken will, oder gar noch darunter?

Unsere Heere kämpfen in den Steppen Rußlands und Galiziens und in den Bergen Serbiens nicht nur für unsere nationale Existenz, sondern auch für das moralische Niveau der Menschheit gegen den Kodex Machiavellis.

Und weil die Bürger Ungarns und Österreichs von einem Willen durchdrungen sind, wird der Sieg uns und der reinen politischen Moral zufallen, denn heute gilt noch in größerem Maße, als im Jahre 1849 Petöfis Verheißung:

Ein Herz, eine Seele, ein Arm sind wir:
 Wann siegest du, Ungar, wenn nicht hier?
 Das Vaterland ein Mann — und dieser zu sterben bereit,
 Drum, teures Volk, bestehst du in aller Ewigkeit!

Die deutsche Ansiedelung im Komitat Szatmár.

Von Professor Stefan Vohnáz.

WÄHREND des Rákóczischen Freiheitskrieges verminderte sich die Bevölkerung der nördlichen und nordöstlichen Teile Ungarns in großem Maße. Das unglückliche Volk litt nicht nur unter den Schrecken des Krieges, sondern auch an Seuchen, die dem Kriege folgen. Dazu kamen noch Elementarschäden, wie Überschwemmungen, Feuersbrunst, Hungersnot. Das Komitat Szatmár teilte das Schicksal der erwähnten Landesteile, und war vielleicht von all diesem Elend viel mehr heimgesucht, als die übrigen Komitate. Inmitten von eingäscherten und zerstörten Dörfern unterzeichneten die kriegführenden Parteien am 30. April 1711 den Frieden von Szatmár.

Kaum hatten sich die Kurutzen von der Ebene Nagymajtény zerstreut, beschäftigte sich Alexander Károlyi, der heldenmütige Feldherr der Kurutzen, schon mit dem Gedanken, wie er die unbewohnten Dörfer bevölkern und die in Trümmern liegenden Gemeinden aufbauen könnte. Die ungarische Bevölkerung bewies sich unzulänglich, die großen Flächen von Brachfeldern zu bebauen. Deshalb faßte Károlyi den Entschluß, aus Deutschland Schwaben hereinzurufen, die infolge der Unfruchtbarkeit ihres heimatlichen Bodens ihr Vaterland ohnedies verlassen mußten.

Seine Absicht gab er der Hofkanzlei, wie auch dem Hofkriegsrate

in je einem lateinischen Gesuche desselben Inhaltes zur Kenntnis¹⁾. Das Datum der Gesuche fehlt, aber ihr Inhalt beweist, daß es die ersten Eingaben dieser Art sind. Sie beziehen sich gewiß auf die erste, von Alexander Károlyi veranstaltete schwäbische Ansiedelung, welche im Juni 1712 stattfand. So müssen die fraglichen Gesuche vor Juni 1712 eingereicht worden sein. In diesen Gesuchen wird Alexander Károlyi folgerichtig «Graf» genannt, da ihm aber der gräfliche Titel erst am 5. April 1712 verliehen wurde, konnten diese Schriften nur nach dem 5. April 1712 verfaßt worden sein. Unsere zwei Gesuche entstanden also zwischen April und Juni 1712. In diesen weist der Graf auf die Notwendigkeit der schwäbischen Ansiedelung von wirtschaftlichem Gesichtspunkte hin und betont den großen Nutzen, den die katholische Religion daraus ziehen würde. Er bittet die Hofkanzlei und den Kriegsrat, diese anzusiedelnden Schwaben unterwegs von den Mauten und Dreißigstzöllern, in Ungarn aber einige Jahre hindurch von der allgemeinen Steuerpflicht, der Rekrutierung und der Einquartierung zu befreien. Zur Sicherung all dieser Vorrechte verlangt er einige Freiheitsbriefe.

Nach günstiger Erledigung der Gesuche langte die erste Gruppe der schwäbischen Ansiedler an. Der Briefwechsel des sich in Preßburg aufhaltenden Alexander Károly und seiner Gemahlin Christine Barkóczy enthält den genauen Verlauf der ersten Ansiedelung²⁾. Am 16. Juni 1712 fuhr der herrschaftliche Beamte Johann Kereskényi mit den Schwaben aus Preßburg nach Nagykaroly. Mit den ersten Ansiedlern kam auch ihr Pfarrer, dessen Jurisdiktion (Bevollmächtigung) auf die Gemeinde Kaplony lautete. Die Gräfin wartete ungeduldig auf die Ankömmlinge; sie rechnete höchstens auf hundert Personen. Desto größer wurde ihre Angst, als sie aus dem Briefe ihres Gatten erfuhr, daß mehrere Hunderte ankommen werden. Wie wird sie imstande sein, eine so große Menge in dieser teuren Zeit zu erhalten! Eifrig ließ sie in Olcsva³⁾ und Szatmár das Mehl mahlen, wie ihr Gemahl brieflich befohlen hatte. Auch für geistige Getränke mußte sie Sorge tragen. «Wo die Schwaben sich aufhalten werden, lasset Wein, Bier und Branntwein feil haben, mein Herz, weil sie, an das Wasser nicht gewohnt, davon zu Grunde gehen.» Mit Herrn Eötvös besuchte sie der Reihe nach die

¹⁾ Sämtliche Urkunden, Konskriptionen und Namensregister, auf welche ich mich berufen werde, befinden sich im Archiv der Grafen Károlyi, Budapest, unter dem Titel »Acta Svevorum« (Ladula Scs).

²⁾ Der erste ungarische Brief dieses Inhaltes ist vom 16. Juni 1712, der letzte vom 21. September 1712 datiert.

³⁾ Kleingemeinde im Komitat Szatmár, nördlich von Mátészalka.

für die Ansiedler bestimmten Dörfer, besah die ihnen angewiesenen Gassen und Häuser.

Am 14. Juli 1712 langte der Sohn des Preßburger Hauswirtes des Grafen mit einem Teile der Schwaben zu Nagykároly an. Der andere Teil blieb aus Mangel an Wagen unter der Aufsicht des herrschaftlichen Beamten Johann Kereskényi in Debreczen zurück; ungefähr hundert Personen wurden noch aus Debreczen nach Olsva geschickt. Am 21. Juli war Kereskényi auch schon in Nagykároly, aber einen Teil seiner Schwaben mußte er, wieder aus Mangel an Fuhrwerken, dem herrschaftlichen Beamten Andrási anvertrauen und in Debreczen zurücklassen. Endlich am 27. Juli konnte Christine Barkóczy ihrem Gemahl berichten, daß auch Herr Andrási mit seinen Leuten angekommen sei, und so war nun die in drei Gruppen angelangte erste schwäbische Kolonie beisammen. Die am 14. Juli angekommene erste Gruppe wünschte sich in Erdöd niederzulassen, aber die Gräfin wollte sie nicht so weit von sich fortlassen. Die Gemeinden Nagykároly⁴⁾, Csanálos, Kaplony und Csomaköz wurden die Wohnsitze der bisher erwähnten schwäbischen Ansiedler. In Csomaköz ließ sich ein Teil der mit Andrási Angekommenen nieder, nach Olsva übersiedelten die Handwerker, nach Majtény die Müller.

Die Lage der schwäbischen Ankömmlinge muß in den ersten Monaten ihrer Ankunft nicht beneidenswert gewesen sein. Christine Barkóczy schildert deren Elend in den Briefen an ihren Gemahl mit verzweiflungsvollen Farben. Die edelmütige Gräfin trachtete zwar die Ansiedler zu unterstützen, das Korn gab sie ihnen zum Abernten gegen einen bestimmten Anteil, sie ließ Mehl und Brot unter die Armen verteilen, aber infolge ihrer großen Anzahl konnte sie ihnen weder genug Arbeit geben, noch hinreichende Nahrungsmittel verschaffen. Die Ansiedler waren gezwungen, zu ihrem mit sich gebrachten geringen Bargelde zu greifen, um ihre Familie vor der Hungersnot zu retten. Vergeblich mahnte sie die Gräfin zur Sparsamkeit, vergeblich riet sie ihnen, für ihr Geld Vieh zu kaufen. Das augenblickliche Bedürfnis war größer, als das Verständnis für ihr künftiges Fortkommen! Sie klagten wohl, daß, wenn sie sich jetzt keine Ochsen verschaffen und im Herbst nicht säen können, sie im nächsten Jahre ebenso arm sein werden. Sie wollten aber, daß die Herrschaft ihnen Vieh kaufen sollte. Im Jahre 1712 hatten sie nur provisorische Häuser, zum Schutze gegen die Kälte des Winters. Schöne, große, standhafte Häuser beabsichtigten sie erst im künf-

⁴⁾ Die Parochie blühte schon vor 1333, hörte 1545 auf, wurde aber 1723 von den Katholiken zurückerobert. Matrikeln seit 1734. Einwohner 1910: Röm. Kath. 5932, Griech. Kath. 3893, Ref. 3500, Isr. 3491, Evang. 230, Griech. Orient. 25.

tigen Frühling zu bauen. Es ist also kein Wunder, daß die Anzahl der Flüchtlinge unter ihnen so groß war! Besonders die deutschen Soldaten entführten viele von den schwäbischen Ansiedlern.

Inmitten dieses vielfachen Elendes verständigte Alexander Károlyi am 21. Juli 1712 seine Gattin, daß Ajtai an diesem Tage aus Preßburg mit einer neuen Gruppe von Schwaben abfahren werde. In seinem Briefe vom 23. schrieb er ihr, daß der herrschaftliche Beamte Grabarics mit den Ansiedlern schon nach Nagykaroly aufgebrochen sei. Der Graf bedauerte zwar, daß er auch diese Gruppe wegschickte, aber er bekam den Klagebrief seiner Gemahlin schon zu spät. Er empfahl also, den überflüssigen Teil der Schwaben nach Várad (= Großwardein), Diószeg, Micske oder Székelyhid zu senden. Er ließ deshalb eine so große Menge auf einmal aus Deutschland herführen, weil er der Meinung war, daß sich eine so günstige Gelegenheit zwei oder drei Jahrhunderte lang nicht mehr bieten werde. Ihm allein hätten auch 100 oder 200 Familien genügt; diese große Menge aber schickte er nicht nur für sich, sondern zur Besiedelung des ganzen Komitats.

Wir sind kaum imstande, die Anzahl der im Sommer von 1712 angekommenen schwäbischen Ansiedler genau zu bestimmen. Wir können uns darüber nur beiläufig äußern. Ein undatiertes Verzeichnis enthält nämlich die Namen und die Anzahl der vorhandenen, gestorbenen und entflohenen schwäbischen Männer in den Gemeinden Nagykaroly, Kaplony, Csomaköz und Csanálos. Dies undatierte Verzeichnis ist jedenfalls vor 1714 entstanden, da wir aus diesem Jahre andere Konskriptionen haben, welche ohne Zweifel jünger sind, als das fragliche Verzeichnis. Wir können mit Zuversicht behaupten, daß unser Namensregister aus dem Jahre 1712 herrührt und nach der endgültigen Verteilung der schwäbischen Ankömmlinge verfaßt wurde. Auf 1712 läßt uns auch die Genauigkeit schließen, mit welcher die Lebenden, Toten und Flüchtlinge aufgezählt werden. Demnach waren im Jahre 1712 in:

Nagykaroly	75 schwäbische Männer,	gestorben 16,	entflohen 33 =	124
Kaplony	30	„	5,	28 = 63
Csomaköz	27	„	7,	30 = 64
Csanálos	42	„	(diese fehlen)	= 42
<hr/>				
Zusammen	174 schwäbische Männer,	gestorben 28,	entflohen 91 =	293

Wenn wir in Csanálos die Anzahl der fehlenden toten und entflohenen schwäbischen Männer, mit den übrigen Gemeinden verglichen, auf 37 setzen, so erhalten wir zusammen 330 Mannspersonen. So hätte Graf Alexander Károlyi im Jahre 1712 etwa 330 schwäbische Familien im Komitat Szatmár angesiedelt. Wenn man eine

Familie durchschnittlich aus 4 Personen bestehend berechnet, so sind es 1320 Seelen. Dies wäre also die schwäbische Bevölkerung der vier Gemeinden im Jahre 1712 gewesen. Wenn zu dieser Anzahl noch jene 100 Personen hinzugerechnet werden, welche nach dem Briefe der Christine Barkóczy vom 14. Juli 1712 aus Debreczen nach Olcsva hinübergeführt wurden, können wir als Endergebnis feststellen, daß Károlyi im Laufe des Jahres 1712 ungefähr 1400 Personen aus dem Schwabenlande nach Ungarn kommen ließ.

Ein deutscher Vergleich, welchen Károlyi am 25. Juni 1712 in Preßburg mit einigen schwäbischen Familien einging, berichtet auch über die Bedingungen, unter welchen die Ansiedler ihre alte Heimat verließen. Laut dieses Vergleiches werden die Ankömmlinge von den herrschaftlichen Lasten drei Jahre, von den öffentlichen oder Komitatslasten aber sechs Jahre lang frei sein. Nach Verlauf der drei Jahre müssen sie der Herrschaft ebenso Steuer zahlen und arbeiten, wie die übrigen Fronbauern. Sie werden unter der Verwaltung deutscher herrschaftlicher Beamten stehen und eine eigene Gemeinde ohne ungarische Einwohner bekommen. Sie sollen einen selbsterwählten Magistrat und einen eigenen Geistlichen haben. Damit sie die Schwierigkeiten des Anfangs desto leichter überwinden können, borgt die Herrschaft jedem Bauern zwei Ochsen, eine Melkkuh, 12 Kaschauer Viertel Getreide zur Saat. Für ein Viertel Getreide zum Verbrauch müssen sie einen rheinischen Gulden zahlen. Sie bekommen das Korn der Herrschaft zum Abernten und Dreschen. Ihrem Wunsche gemäß wird ihnen die Gemeinde Erdöd in der Nähe der Stadt Szatmár überlassen werden. Sie müssen sich aber verpflichten, an ihrem Wohnorte beständig zu verbleiben. So wird der Graf sie seines Schutzes und seiner Gnade theilhaftig machen.

Obwohl der Vergleich vom 25. Juni 1712 den Anfangszeilen nach nur mit einigen schwäbischen Familien zustande gekommen ist, ist es wahrscheinlich, daß sämtliche schwäbische Ansiedler sich unter ähnlichen Bedingungen in den Károlyischen Besitzungen niedergelassen haben. Die Ankömmlinge verpflichteten sich zu beständigem Aufenthalte; um so überraschender ist die große Anzahl der Flüchtlinge. Laut des obenerwähnten Namensverzeichnisses aus dem Jahre 1712 sind von den 251 Männern der Gemeinden Nagykároly, Kaplony und Csomaköz 91 entflohen, also mehr als ein Drittel. Aufklärung über diese große Anzahl der Entweichungen gibt uns ein deutsches Gesuch, welches die Gesamtheit der Nagykárolyer Schwaben am 12. Dezember 1712 an den Grafen gerichtet hat. Die neuen Einwohner klagen darin, daß sie infolge der Nachlässigkeit der herrschaftlichen Beamten nicht in den Besitz jener Hilfsmittel (Vieh und

Nahrungsmittel) gelangen können, ohne welche ihr weiterer Aufenthalt im Lande ausgeschlossen ist. Sie legen die vom herrschaftlichen Beamten Iványi (vielleicht Szentiványi?) zusammengestellten Fronpflichten bei und bitten um deren Milderung, da es unmöglich sei, sie zu erfüllen. Für diejenigen aber, welche in ihre alte Heimat zurückkehren wollen, flehen sie um Entlassung und Reisepaß. Zwei wichtige Ursachen hatten also die Entweichungen: das Ausbleiben der versprochenen Hilfe und die Unerträglichkeit der Urbariallasten.

Die Flucht und Zurückwanderung muß in den Jahren 1713 und 1714 ein noch größeres Maß angenommen haben. Von den 75 Männern Nagykároly's blieben nach der Konskription vom 21. April 1714 nur noch 29. Weder Kaplony, noch Csomaköz kommen in den späteren Konskriptionen als schwäbische Gemeinden vor. Aus Kaplony gingen 10 Männer nach Csanálos über, und samt diesen hatte Csanálos nach der Konskription vom 30. März 1714 nur 35 Männer gegen 42 vom Jahre 1712. Und 1716 ist nur noch Csanálos⁵⁾ die einzige schwäbische Gemeinde im Komitat. Inzwischen übersiedelten auch die Nagykárolyer dorthin (26 Männer), und in der Konskription vom 17. Juni 1716 hatte Csanálos 62 erwachsene männliche Einwohner. In Großwardein waren 17, in Nagykároly 2, in Csomaköz 3 Männer. Eine Csanáloser Konskription aus dem Jahre 1717 weist 65 Männer aus als die Vertreter der ganzen schwäbischen Bevölkerung, gegen 174 des Jahres 1712. Dies ist fürwahr ein trauriges Ergebnis nach dem großartigen Beginn!

Alexander Károlyi bedurfte aber der Fronbauern, und so setzte sich das Werk der schwäbischen Ansiedelung fort. Eine Ansiedelung, welche der des Jahres 1712 ähnlich wäre, sehen wir innerhalb eines Jahrzehnts nicht. Seine Agenten werden die Ankömmlinge wohl in kleinen Gruppen befördert haben. So kamen nach einem summarischen Ausweise vom 29. September 1726, auf welchen wir uns im Laufe unserer Abhandlung häufig berufen werden, 1719 neun schwäbische Bauern samt ihren Familien nach Csanálos. Eine größere Aufmerksamkeit verdient die Ansiedelung des Jahres 1720. Nicht die Anzahl der Ansiedler verleiht dieser Ansiedlung eine Wichtigkeit — es handelt sich nämlich im besten Falle nur um 28 bis 30 Familien —, sondern ein glücklicher Zufall. Unter den Schriften dieser Ansiedlung befinden sich nämlich zwei von den ausgesendeten

⁵⁾ Kleingemeinde im Komitat Szatmár, nordwestlich von Nagykároly in dessen unmittelbarer Nachbarschaft. Pfarre seit 1725, Matrikeln infolge eines Feuerbrandes nur seit 1832. Einwohner: röm. kath. Schwaben 1594; griech. kath. 125, Ref. 29, Isr. —.

Agenten herrührende Kostenrechnungen, welche über den Ursprungsort der schwäbischen Ansiedler Licht verbreiten.

Die ungarische Kostenrechnung, deren Aussteller unbekannt ist, enthält vom 15. April 1720 bis 28. Juni 1720 von Tag zu Tag detaillierte Ausgaben. Der Gesamtbetrag der Ausgaben ist 140 rheinische Gulden und 33 Kreuzer, von welcher Summe der Junker Palocsay auf Befehl des Grafen dem Aussteller 100 rheinische Gulden schon am 15. April 1720, also am Tage des Reiseantrittes, im voraus auszahlte. Die Kostenrechnung gibt uns das treue, chronologische Bild jenes Weges, welchen der mit der Führung der Schwaben beauftragte Agent machte. Am 15. April 1720 reiste er aus Preßburg ab, am 18. war er in Wien, wo er drei Tage auf die nötigen Reisepässe warten mußte. Am 20. April verließ er Wien zu Schiffe, und, an den Städten Passau, Straubing, Neustadt, Engelstadt, Neuburg vorbeifahrend, respektive in diesen und noch anderen Ortschaften mehr oder weniger Zeit verbringend, kam er am 30. April in Ulm an. Vom 1. Mai bis 12. Juni bereiste er den östlichen Teil des heutigen Württemberg von Biberach bis Ravensburg hinunter. So war er am 1. Mai in Ringschnait und Ochsenhausen, am 3. in Biberach, dann in den Gemeinden Ellmannsweiler, Stein, Laupertshausen, Schweinhausen. Am 10. Mai sehen wir ihn in Waldsee, am 12. in Weingarten, am 14. in Ravensburg. Von hier wendete er sich wieder nach Norden, besuchte am 15. Mai Füramoos, am 16. Reinstetten, am 18. Maselheim; vom 18. bis 29. hielt er sich im Heggbacher Kloster der Bernhardinerinnen auf. Am 2. und 3. Juni war er von neuem in Biberach, am 6. in Sulmingen, am 8. in Ergeldorf (Uigendorf?), am 9. in Ersingen, am 11. in Gutenzell. Am 12. Juni langte er in Ulm an. In den erwähnten schwäbischen Städten und Dörfern ließ er die Patente des Grafen Károlyi verkündigen und trachtete je mehr Leute von den Vorteilen der Auswanderung nach Ungarn zu überzeugen. Am 15. Juni ging er mit seinen Schwaben in Ulm an Bord und kam auf der Donau am 22. nach Wien, am 24. nach Preßburg, am 26. nach Komárom und endlich am 28. nach Pest.

Der Aussteller der zweiten, lateinischen Kostenrechnung ist Anton Elmajer, schwäbischer Einwohner von Csanálos. In den Anfangszeilen der Rechnung bittet er den Grafen, ihm die Kosten seiner Reise in das Schwabenland, nach Abzug des im vorigen Jahre erhaltenen Vorschusses von 100 rheinischen Gulden, je eher auszahlen zu wollen. Seine sämtlichen Ausgaben machen 190 rheinische Gulden und 20 Kreuzer aus. Das Datum der Rechnung fehlt; aus den Anfangszeilen erfahren wir im ganzen nur so viel, daß Elmajer den Vorschuß von 100 Gulden ein Jahr vor Zusammenstellung der

Kostenrechnung empfing. Obwohl die Jahreszahl in der Rechnung nirgends erwähnt wird, fällt die Reise Elmajers nach Schwaben doch in das Jahr 1720. Einem Posten nach liess nämlich Elmajer unterwegs einem gewissen Josef Heiler 2 Gulden, und einem andern Posten nach einem gewissen Johann Schneider 3 Gulden. Josef Heiler und Johann Schneider waren aber beide neu angekommene Schwaben und gelangten 1720 in die Gemeinde Fény, wie die Kon-skription dieser Gemeinde vom 16. Januar 1729 beweist. Wir sind ferner im Besitze eines undatierten ungarischen Briefes, in welchem Michael Kenzli und Genossen, Einwohner von Fény, den Grafen gemeinschaftlich bitten, einen gewissen Anton, Schwaben von Csanálos, zur Rückerstattung jener 150 Gulden zu zwingen, welche er von ihnen damals entlehnte, als er sie aus ihrer Heimat hierher brachte. Sie seien in sehr großer Not, da sie bis jetzt auf diesem fremden Boden noch gar nichts besitzen. Michael Kenzli kam laut der Kon-skription vom 16. Januar 1729 ebenfalls im Jahre 1720 nach Fény; der Schwabe Anton aus Csanálos ist offenbar kein anderer als Anton Elmajer. Und so müssen wir behaupten, daß sich die Kostenrechnung Anton Elmajers ebenfalls auf eine, im Jahre 1720 stattgefundene schwäbische Reise bezieht.

Elmajer brachte der Rechnung nach in Gesellschaft des Fleisch-hackers 40 Tage auf schwäbischem Boden zu, wo sie Ansiedler suchten und, für die tägliche Verpflegung einer Person 20 Kreuzer gerechnet, während der 40 Tage 26 rheinische Gulden und 40 Kreuzer für sich beide ausgaben. Am 5. Juni traten sie den Rückweg nach Ungarn an, und so müssen sie am 26. April 1720 im Schwabenland angelangt sein. Zu Schiffe auf der Donau kamen sie mit den schwäbi-schen Ansiedlern von Ulm herunter; sie waren am 13. und 14. Juni in Wien, am 15. in Preßburg, am 21. in Pest.

Die Ergebnisse beider Kostenrechnungen zusammenfassend, können wir feststellen, daß sowohl der unbekannte Agent als Elmajer aus Preßburg auf der Donau nach Ulm und von dort auf schwäbischen Boden fuhren. Der unbekannte Agent zählt mit auffallender Pünkt-lichkeit jene schwäbischen Städte und Dörfer auf, aus welchen er Ansiedler brachte. Biberach, Ochsenhausen, Heggbach, Wald-see, Weingarten und Ravensburg sind jene großen Mittelpunkte, wo er seine Schwaben sammelte. Elmajer gibt keine Ortschaften an, er spricht nur im allgemeinen vom Schwabenland; wir können aber mit Bestimmtheit behaupten, daß er auch dasselbe Gebiet be-reiste wie sein anonymer Genosse. Beide brachten schwäbische An-siedler auf der Donau von Ulm bis Pest mit sich und beförderten sie dann weiter nach Nagykároly. Es ist also Tatsache, daß die im Jahre

1720 angekommenen Schwaben aus dem östlichen Teile des heutigen Württemberg, und zwar aus dem Gebiete zwischen Biberach und Ravensburg, ausgewandert sind. Daß die vor und nach 1720 angelangten schwäbischen Ansiedler ebenfalls aus dieser Gegend stammen, werden wir später zeigen.

Sämtliche im Sommer 1720 angelangten neuen Schwaben ließen sich in der Gemeinde Fény⁶⁾ nieder und waren die ersten schwäbischen Ansiedler dieses Dorfes. Was ihre Anzahl anbelangt, erwähnt der Ausweis vom 29. September 1726 nur 17 Familien, die Kon-
skription der Gemeinde Fény vom 16. Januar 1729 aber 27. Die höhere Zahl ist die wahrscheinlichere. Mit den Ansiedlern kam auch ihr Pfarrer; Elmajer erwähnt ihn in seiner Kostenrechnung. Es scheint Brauch gewesen zu sein, daß der Geistliche seine Gläubigen in ihre neue Heimat begleitete und mit ihnen hier blieb. Károlyi spricht in seinem Briefe vom 16. Juni 1712, wie wir oben gesehen haben, auch von einem solchen Geistlichen.

Charakteristisch für die Lage der neuen Ansiedler ist der ungarische Brief, welchen sie einige Monate nach ihrer Ankunft an den Grafen richteten. Sie wissen noch nicht bestimmt, ob sie endgültig in Fény bleiben dürfen oder ob sie anderswohin übersiedeln müssen. Und doch näherte sich schon der Winter, und es sei bedenklich, auf der Heide ohne ordentliche Häuser zu bleiben. Mehrere unter ihnen haben diesen Sommer auf den Feldern der Gemeinde Csanálos Korn geerntet, und von diesen verlange jetzt der herrschaftliche Beamte Herr Andrási je zwei Groschen Sichelgeld. Sie seien es noch nicht schuldig, da sie sich erst jetzt niederlassen wollen. Sie flehen also um dessen Nachlaß. Nach dem Beispiele der alten Schwaben, bitten sie die Herrschaft auch um je eine Melkkuh; das Geld sei ihnen ganz ausgegangen, da sie unterwegs alle Unkosten selbst haben bestreiten müssen. Ihr Führer Lorenz habe außer den 30 Gulden für Wagen von Ofen bis hierher nichts gezahlt. Das Datum des Briefes fehlt, aber sein ganzer Inhalt und auch der Name des Führers beweisen, daß er im Herbst 1720 geschrieben wurde. Es ist darin von Lorenz Zarnóczy die Rede, der dem Anton Elmajer bei der schwäbischen Reise 1720 von Preßburg bis Nagykaroly behilflich war, und dessen Name auch in der Kostenrechnung häufig vorkommt.

Über die folgende Ansiedelung von 1721 wissen wir außer den Zahlangaben gar nichts. Nach dem Ausweise vom 29. September

⁶⁾ Mezőfény, Kleingemeinde, westlich von Nagykaroly (7—8 km), Erbbesitz der Familie Károlyi. Die alte Pfarre (aus 1332) wurde von Alexander Károlyi 1720 wieder hergestellt. Matrikeln seit 1724. Einwohner: röm. kath. Schwaben 1724, griech. kath. 33, Ref. 13.

1726 kamen im Jahre 1721 nach Csanálos 10, nach Fény 9 schwäbische Bauern. Andere Konskriptionen der Gemeinde Fény geben die Ankunft von 15 schwäbischen Familien für 1721 an, so daß sich in diesem Jahre über 20 neue Familien in den zwei Dörfern niedergelassen hätten.

Unter den Ansiedelungen nach 1712 war der Anzahl der Ankömmlinge nach die von 1722 die größte. Laut des Ausweises vom 29. September 1726, kamen 1722 nach Csanálos 7, nach Fény 20 und nach Nagymajtény⁷⁾ 37 schwäbische Familien. Die Angabe hinsichtlich Fény's kann richtig sein, da die Konskription dieser Gemeinde vom 16. Januar 1729 für das Jahr 1722 von 17 neuen Ansiedlern spricht; der Unterschied ist also unbedeutend. Die Nagymajtényer 37 Familien halten wir aber für zu wenig, da in der Konskription dieser Gemeinde vom 15. Juni 1723 von 55 alten schwäbischen Bauern die Rede ist, die nur im Jahre 1722 nach Nagymajtény kommen konnten. Diese Gemeinde hat nämlich erst seit 1722 schwäbische Einwohner. Es scheint unwahrscheinlich, daß aus Csanálos oder Fény fast 20 Bauern (Unterschied zwischen 37 und 55) nach Nagymajtény hinübergezogen wären, nachdem das Werk der Ansiedelung auch in diesen Gemeinden noch nicht vollendet war. Wenn wir betreffs Nagymajtény die größere Zahl (55) annehmen, kamen 1722 mehr als 80 schwäbische Familien in die drei Gemeinden. Über Nagymajtény lesen wir in einer Konskription von 1723, daß die Felder und Wiesen noch nicht verteilt worden seien, weil die Einwohner erst im vorigen Jahre, d. h. 1722 angelangt seien und sich größtenteils jetzt niederlassen.

Die Flucht war noch immer gebräuchlich unter den schwäbischen Ansiedlern. Das läßt sich nach der lateinischen Instruktion vermuten, welche Károlyi am 26. Feber 1723 eigenhändig an seinen Leutnant richtete. Der Graf will seinem Versprechen nach Getreide zu Brot, Korn zur Frühlingssaat, Ochsen und Kühe unter die Schwaben verteilen. Er ordnet eine strenge Untersuchung gegen diejenigen an, welche entfliehen wollen, er verlangt ihre Verhaftung samt den Aufwieglern, damit sie nicht eventuell nach Verteilung der Hilfsmittel mit den empfangenen Gütern entfliehen. Diejenigen, welche schon den Eid geleistet, beständig zu verbleiben, sollten nach Csanálos gehen, sich dort Häuser bauen, und ein jeder von ihnen sollte auch ein Stück Weingarten bekommen. Die den Eid nicht leisteten und fortgehen wollten, oder sogar schon Reisepässe erhalten haben,

⁷⁾ Kleingemeinde, seit 1711 der Familie Károlyi gehörig. Die uralte Pfarre (1333) wurde 1724 wiederhergestellt. Matrikeln auch seit 1724. Einwohner: röm. kath. Schwaben 1759; griech. kath. 269; Ref. 45.

dürften nur dann wegziehen, wenn sie die auf sie verwendeten Kosten durch Tagelöhnerarbeit, täglich 12 Kreuzer gerechnet, abarbeiteten. Auf ähnliche Weise hätten auch die Zurückgebliebenen die auf sie verwendeten Kosten und den verursachten Schaden zu erstatten.

Die nächste Ansiedelung erfolgte im Juni 1723, wie die schon erwähnte Konskription vom 15. Juni 1723 beweist. Auf diese Ansiedelung bezieht sich eine eigenhändige ungarische Instruktion des Károlyi, welche uns aus mehreren Gesichtspunkten interessiert. Ihr Datum fehlt, aber aus dem Inhalte geht hervor, daß sie vor der Verteilung der 1723 angekommenen Schwaben geschrieben wurde. Der erste Teil der Instruktion enthält Fragen, welche der die Konskription verfertigende herrschaftliche Beamte an die neuen Ansiedler richten sollte. Solche Fragen sind: Aus wessen Besitztum ist er gekommen und wer war sein Grundherr? Hat er einen Entlassungsschein und Empfehlungsbrief, einen Tauf- und Heiratschein? Ist er verheiratet oder ledig? Hat er ältere oder jüngere Brüder, Söhne? Wie alt sind diese? Hat er Verwandte in Fény oder Csanálos? Will er sich in diesen Gemeinden niederlassen oder nach Majtény gehen? Der zweite Teil der Instruktion umfaßt Anordnungen über die Verteilung der neuen Schwaben in die einzelnen Dörfer. Von den in Preßburg angelangten 58 Paar Eheleuten (220 Personen) sollen 21 Paare nach Fény gehen; samt den früheren 59 Bauern werden dann dort 80 sein. In Majtény sollen sich 34 Paare niederlassen; mit den früheren 55 Bauern zusammen werden dort 89 sein. In Nagykároly sollen 3 Paare bleiben. Nach Csanálos dürfen keine Bauern mehr gehen, dort seien schon genug.

Auf Grund dieser Instruktion wurde meiner Meinung nach die Konskription vom 15. Juni 1723 verfertigt. Und wie wir aus dieser Konskription ersehen, hielten sich die Beamten betreffs der Verteilung der Ansiedler fast wörtlich an die Anordnungen des Grafen. Von den 58 neuen Paaren gingen 20 nach Fény und 38 nach Majtény. Die erwähnte Konskription gibt das Namensregister sämtlicher alten und neuen schwäbischen Bauern in den drei Gemeinden an. Demnach waren am 15. Juni 1723: in Csanálos 76 alte, in Fény 58 alte und 20 neue, in Nagymajtény 55 alte und 38 neue schwäbische Bauern, in den drei Gemeinden zusammen 247 Bauern.

Die Konskription vom 15. Juni 1723 ist aber nicht nur wegen ihres genauen Namensregisters und ihrer Zahlangaben wichtig. Unschätzbar wird sie durch jene zwei Rubriken, welche den schwäbischen Ursprungsort und den gewesenen Grundherrn eines jeden (alten ebenso wie neuen) Bauern mitteilen. Über die 1720 angekommenen Schwaben wußten wir nur im allgemeinen so viel, daß sie

aus dem Gebiete zwischen Biberach und Ravensburg stammen, nachdem der Agent diese Gegend bereist hatte. Unsere Konskription aber erwähnt jeden einzelnen schwäbischen Bauern namentlich und gibt dessen schwäbischen Wohnort und dortigen Grundherrn an. Dadurch wurde uns das Gebiet bekannt, welches für die bisherigen Ansiedelungen die Menschenmenge lieferte.

Die angeführte Rubrik unserer Konskription erwähnt 127 ausländische Ortschaften als Ursprungsorte von 237 angesiedelten Familien. (Bei 10 Familien steht kein ausländischer Wohnort.) Die große Mehrheit dieser Ortschaften (97 von 127) liegt im Gebiete des heutigen Königreichs Württemberg, und ganz natürlich kam auch der größte Teil der Ansiedler (von 237 Familien 199) aus diesen Gemeinden. Wir nehmen die einzelnen Oberämter des heutigen Württemberg nach der Zahlengröße der angegebenen Gemeinden, respektive der ausgewanderten Familien⁸⁾.

Oberamt Biberach: 24 Ortschaften mit 66 Familien: Assmannshardt (nordwestlich von Biberach) 8; Äpfingen (nordöstlich von Biberach) 3; Bebenhaus (südwestlich von Rottum) 1; Biberach 2; Ellmannsweiler (südlich von Laupertshausen) 2; Englisweiler (südöstlich von Rottum) 2; Freyberg (südwestlich von Hürbel) 1; Grodt (südwestlich von Biberach) 2; Heggbach (östlich von Äpfingen) 5; Hirschbronn (südlich von Steinhausen an der Rottum) 2; Hürbel (nordöstlich von Biberach) 3; Kirchberg (an der Iller) 1; Laupertshausen (nordöstlich von Biberach) 3; Maselheim (nordöstlich von Biberach) 4; Mettenberg (nordöstlich von Biberach) 2; Mittelbiberach (südwestlich von Biberach) 1; Muttenweiler (südwestlich von Biberach) 8; Ochenhausen (südöstlich von Biberach) 4; Reute (südwestlich von Biberach) 4; Rindenmoos (südlich von Biberach) 3; Ringschnait (südöstlich von Biberach) 2; Risseg (südöstlich von Biberach) 1; Rottum (an der Rottum, südöstlich von Biberach) 1; Ummendorf (südöstlich von Biberach) 1.

Oberamt Ravensburg: 21 Ortschaften mit 42 Familien: Altdorf (nordöstlich von Ravensburg) 4; Baienfurt (nordöstlich von Weingarten) 1; Berg (nordwestlich von Ravensburg) 1; Blitzenreute (nordwestlich von Ravensburg) 2; Danketsweiler (nordwestlich von Zogenweiler) 3; Hasenweiler (nordwestlich von Ravensburg) 2; Karsee (südöstlich von Vogt) 1; Luft (nördlich von Zogenweiler) 1; Mochenwangen (südöstlich von Wolpertschwende) 1; Mühlenreute (östlich von Schlier) 1; Oberhofen (nördlich von Ober-Eschach) 1; Ramsee (östlich von Zogenweiler) 1; Ravensburg 2; Ringgenweiler (südwestlich von Zogenweiler) 1; Schweinberg (südlich zwischen Karsee und Leupolz) 1; Staig (südöstlich von Blitzenreute) 1; Waldburg (südöstlich von Ravensburg) 1; Wechssetsweiler (nordwestlich von Zogenweiler) 6; Weingarten (nördlich von Ravensburg) 9; Wolketsweiler (westlich von Ravensburg) 1; Wolpertschwende (nördlich von Ravensburg) 1.

⁸⁾ Die nach dem Ortsnamen stehende Ziffer bezeichnet die Anzahl der Familien. Ungarische Rundschau. IV. Jahrg., 1. Heft.

Oberamt Waldsee: 15 Ortschaften mit 38 Familien: Aulendorf (nordwestlich von Waldsee) 7; Eisenfurt (nordwestlich von Thannweiler) 1; Engenreute (nordwestlich von Bergatreute) 3; Enzisreute (südlich von Reute) 2; Hedelberg (nordöstlich von Eberhardzell) 1; (Ober- und Unter-) Hornstolz (östlich von Eberhardzell) 1; Ingoldingen (nordöstlich von Schussenried) 5; Kürnbach (südöstlich von Schussenried) 1; Oberluizen (nordwestlich von Dietmanns) 2; Reute (südwestlich von Waldsee) 1; Rugetsweiler (südöstlich von Aulendorf) 1; Schussenried (nordwestlich von Waldsee) 4; Steinhausen (nordöstlich von Schussenried) 6; Volkertshaus (südwestlich von Mittel-Urbach) 1; Wolfegg (südöstlich von Waldsee) 2.

Oberamt Leutkirch: 10 Ortschaften mit 14 Familien: Albers (nordöstlich von Wurzach) 1; Arlach (an der Iller, östlich von Tannheim) 1; Bauhofen (südöstlich von Wurzach) 1; Ellwangen (nordwestlich von Leutkirch) 1; Limberg (südlich von Seibrantz) 1; Mettenberg (nördlich von Roth, an der Roth) 1; Oberopfingen (an der Iller, östlich von Berkheim) 1; Roth (an der Roth, nördlich von Leutkirch) 2; Seibrantz (nordwestlich von Leutkirch) 3; Zeil (Schloß-Zeil und Unter-Zeil, nordwestlich von Leutkirch) 2.

Oberamt Saulgau: 3 Ortschaften mit 9 Familien: Altshausen (südöstlich von Saulgau) 7; Ebersbach (südöstlich von Saulgau) 1; Reichenbach (östlich von Saulgau) 1.

Oberamt Laupheim: 6 Ortschaften mit 8 Familien: Baustetten (südlich von Laupheim) 1; Burgrieden (nordöstlich von Laupheim) 1; Gögglingen (an der Donau, südwestlich von Ulm) 1; Mietingen (südöstlich von Laupheim) 2; Schnürpflingen (nordöstlich von Laupheim) 1; Schwendi (südöstlich von Laupheim) 2.

Oberamt Riedlingen: 5 Ortschaften mit 8 Familien: Buchau 4; Dürmentingen 1; Dürnau 1; Heudorf 1; Oggelshausen 1 (sämtliche südöstlich von Riedlingen).

Oberamt Tettngang: 4 Ortschaften mit 4 Familien: Feurenmoos (südöstlich von Liebenau) 1; Neuhaus (nördlich von Ober-Theuringen) 1; Neukirch⁹⁾ (östlich von Tettngang) 1; Ober-Theuringen (nordwestlich von Tettngang) 1.

Oberamt Ehingen: 3 Ortschaften mit 3 Familien: Moosbeuren (südlich von Ehingen) 1; Ober-Marchtal (südwestlich von Ehingen) 1; Risstissen (südöstlich von Ehingen) 1.

Oberamt Wangen: 2 Ortschaften mit 3 Familien: Holzmajer (Hof, bei Prasberg, nördlich von Wangen) 1; Reute (nördlich von Leupolz) 2.

Oberamt Ulm respektive die Stadt Ulm mit einer Familie.

Oberamt Mergentheim: eine Ortschaft mit einer Familie: Markelsheim (im fränkischen Norden, südöstlich von Mergentheim).

Bei einer Familie steht die Ortsangabe: Landvogtei; ihr Grundherr war der Graf Königsegg, was so zu verstehen ist, daß die Grafen Königsegg zugleich Landvögte waren, und aus ihren Besitzungen stammt die fragliche Familie. Bei einer andern Familie lesen wir den allgemeinen Ausdruck: aus dem Lande Württemberg.

Außer dem Gebiete des heutigen Württemberg finden wir in der obenerwähnten Rubrik der Konskription vom 15. Juni 1723 noch

⁹⁾ Als Grundherr ist die kaiserliche Stadt Tryberg (im Schwarzwald) angegeben und so ist die Ortsbestimmung unsicher.

die Namen von badischen, bayerischen, schweizerischen und hohenzollernschen Gemeinden.

Im heutigen Großherzogtum Baden liegen die folgenden 13 angegebenen Ortschaften mit 20 Familien.

Ahausen (nordwestlich von Markdorf) 2; Hepbach (südöstlich von Markdorf) 1; Illwangen (südlich von Illmensee) 1; Konstanz (am Bodensee) 2; Langgassen (südöstlich von Pfullendorf) 1; Limpach (nördlich von Markdorf) 1; Meersburg (am Bodensee) 2; Pfullendorf (südlich von Sigmaringen) 1; Überlingen (am Bodensee) 4.

Eine Ortsangabe lautet: Bodensee mit einer Familie; der Grundherr war der Fürst von Meersburg, was beweist, daß irgendwelche, jetzt gewiß badische Ortschaft in der Nähe von Meersburg am Bodensee gemeint ist. Es kommen noch vor in Baden: Breisach (Alt-Breisach, am Rhein, nordwestlich von Freiburg) 1; Philippsburg (am Rhein, nordwestlich von Bruchsal) 1; Tryberg (im Schwarzwald, nordöstlich von Freiburg) 2.

Im heutigen Königreich Bayern 7 Ortschaften mit 8 Familien:

Altusried (östlich von Leutkirch, neben der Iller) 1; Bachhagel (nordwestlich von Lauingen an der Donau) 1; Hittistetten (südöstlich von Neu-Ulm) 1; Lauben (an der Iller, nördlich von Kempten) 1; Rechtis (südwestlich von Kempten) 1; Stras (an der Roth, östlich von Neu-Ulm) 2; Volkling (Amtsgericht Lindau, östlich von Roggenzell) 1.

In der heutigen Schweiz 2 Ortschaften mit 2 Familien: Sankt-Gallen (Abtei) 1; Waldkirch (nordwestlich Sankt-Gallen) 1.

In den Hohenzollernschen Landen: Sigmaringen mit einer Familie.

Folgende 7 Ortsnamen (mit 7 Familien) waren bisher trotz aller Bemühungen nicht zu identifizieren: Altfons (kaiserl. Besitz) 1; Kailer (Besitz des Grafen Aufburg?) 1; Kelcherwerk (Besitz des Grafen Kelcherwerk?) 1; Paksinhofen (den Augsburgsberger Nonnen gehörig; Pitzenhofen?) 1; Rainan (Besitz des Grafen Mittelbiberach) 1; Troberneg (Besitz des Grafen Stamis?) 1; Zagizze (zu böhmisch Sinfeld) 1.

Wir kommen also nach sorgfältiger Durchsicht sämtlicher angegebenen Ortschaften und ausgewanderten Familien zu den folgenden Endresultaten: von den 127 Ortschaften liegen 97 (mehr als drei Viertel) im heutigen Württemberg, 23 in benachbarten Ländern (in Baden 13, in Bayern 7, in der Schweiz 2, in den Hohenzollernschen Landen 1) und 7 Ortschaften sind unbekannt. Von den 237 Familien stammen 199 (mehr als fünf Sechstel) aus dem heutigen Württemberg, 31 aus den benachbarten Ländern (aus Baden 20, aus Bayern 8, aus der Schweiz 2, aus den Hohenzollernschen Landen 1) und 7 Familien aus unbekanntem Ortschaften. Von den 199 Familien der 97 württembergischen Ortschaften kamen 160 Familien aus 70 Gemeinden der Oberämter Biberach, Ravensburg, Waldsee und Leutkirch. Die meisten Ansiedler gab das Oberamt Biberach (66 Familien aus 24 Ortschaften); bedeutend weiter zurück stehen die Oberämter Ravensburg (42 Familien aus 21 Gemeinden) und Waldsee (38 Familien aus 15 Ortschaften); am schwächsten unter den vier

ist das Oberamt Leutkirch vertreten (14 Familien aus 10 Gemeinden). Aus jedem der obenerwähnten übrigen Oberämter Württembergs stammen weniger als 10 Familien (Saulgau 9, Laupheim 8, Riedlingen 8, Tettngang 4, Ehingen 3, Wangen 3, Ulm 1, Mergentheim 1). Die Oberämter Biberach, Ravensburg, Waldsee und Leutkirch lieferten also die Hauptmasse der von 1712 bis 1723 in Nagy-károly und dessen Umgebung angesiedelten Schwaben. Wenn wir die geographische Lage der angegebenen Ortschaften in diesen vier Oberämtern betrachten, so können wir uns das Auswanderungsgebiet der Hauptmasse als ein Viereck vorstellen, in welches auch die östlichen Hälften der Oberämter Riedlingen und Saulgau hineinfallen. Im Vierecke befinden sich genau 79 Ortschaften, welche für unseren Zweck in Betracht kommen, also jedenfalls die große Mehrheit sämtlicher (127), nicht nur württembergischer (97) Gemeinden.

Die nördliche Seite dieses Viereckes geht von Riedlingen bis zum Fluß Iller, die südliche Seite von Ravensburg auch bis zur Iller, die östliche Seite ist der Fluß Iller selbst, die westliche Seite zieht von Riedlingen durch Königseggwald bis in die Höhe von Ravensburg. Die Bewohner des beschriebenen Gebietes sind heute ebenso gute Katholiken, wie ihre Vorfahren vor zwei Jahrhunderten, und wir halten es für ganz selbstverständlich, daß der glaubenseifrige Károlyi seine Agenten nach katholischen Gegenden um Ansiedler schickte, auch wenn wir es in seinen Patenten nicht lesen. Es sei noch bemerkt, daß die schwäbischen Familiennamen des Szatmárer Komitats in den erwähnten sechs württembergischen Oberämtern zu den gebräuchlichsten Familiennamen gehören. Außer den geschichtlichen Angaben und den übereinstimmenden Familiennamen weist auch die Sprache der Szatmárer Schwaben auf das beschriebene Gebiet. Die Behandlung dieser Frage gehört nicht in den Rahmen dieses Artikels und wird den Gegenstand einer besonderen Abhandlung bilden. Hier sei nur soviel erwähnt, daß ich auf Grund selbstgemachter Erfahrung, d. h. persönlicher Bereisung dieser württembergischen Gegend, behaupten kann, der Dialekt der Szatmárer Schwaben sei mit der Sprache dieser Gegend identisch, d. h. aus den Elementen dieser Sprache hervorgegangen¹⁰⁾.

Unter den Schriften Károlyis aus dem Jahre 1724 befinden sich zwei Vergleiche, aus welchen wir die Urbarialpflichten der schwäbischen Ansiedler erfahren. Den ersten Vergleich schloß der Graf mit

¹⁰⁾ Jedenfalls sind die Bestandteile unseres Szatmárer Dialektes innerhalb des geschilderten Vierecks zu suchen.

den Csanáloser Schwaben, den zweiten mit sämtlichen Einwohnern der drei schwäbischen Gemeinden. Der mit den Csanálosern eingegangene Vergleich ist in zwei Exemplaren vorhanden: mit einem kürzeren ungarischen Texte vom 28. April 1724 (eigene Handschrift des Grafen) und mit einem längeren lateinischen Texte. Der Inhalt beider Exemplare ist im wesentlichen identisch. Interessant ist die Vorgeschichte des Vertrages. Die Bauern von Csanálos zahlten der Herrschaft von Anfang an nach einem ganzen Grunde 4, nach einem halben Grunde 2 rheinische Gulden Grundsteuer. Die Anzahl der Frontage war jährlich 25, von jedem Bodenerzeugnis führten sie das Neuntel ab. Diesen ursprünglichen Vertrag änderte Károlyi am 20. Juni 1723 ab und erhöhte die jährliche Grundsteuer auf 9 Gulden. Die Csanáloser hielten diese Steuer für zu hoch und zahlten ein Jahr lang weder Steuern, noch leisteten sie Frondienst. Der Graf ließ darauf einen Teil ihrer Haustiere mit Beschlag belegen und gab sie nur gegen den obenerwähnten Vertrag vom 28., respektive 30. April 1724 zurück. Die Einwohner von Fény und Nagymajtény mußten aber Bürgschaft leisten, daß die Csanáloser diesen Vergleich treu beobachten werden. Die Grundsteuer wurde wieder auf 4, respektive nach einem halben Grunde auf 2 rheinische Gulden herabgesetzt, auch die Anzahl der Frontage fiel von 25 auf 20. Das Neuntel blieb, wie es war. Nebenbei sei bemerkt, daß Károlyi die Gültigkeit dieses Vertrages auf die Bauzeit des Kollegiums der Nagykarolyer Piaristen außer Kraft setzte, weil sowohl die Einwohner von Csanálos, als auch die von Fény und Nagymajtény ihren Urbarialpflichten durch Teilnahme an dem Bau nachkamen. Inzwischen ging er mit der Gesamtheit der Bauern der drei schwäbischen Gemeinden den obenerwähnten zweiten Vergleich ein.

Das Original dieses lateinischen Vertrages ist vom 28. August 1724 datiert, die vorhandene Kopie vom 11. September 1731. Die Urbariallasten der schwäbischen Ansiedler verminderten sich wieder: die Grundsteuer wurde nach einem ganzen Grunde zu 3 rheinischen Gulden festgestellt; Frondienst sollte ein Bauer jährlich nur 15 Tage hindurch leisten, das Neuntel mußte er gerecht abführen. Diese Verbindlichkeiten bestanden fast unverändert den ganzen Zeitraum hindurch, der in den Kreis unserer Abhandlung fällt.

Unbedeutend sind die Ansiedelungen der Jahre 1724 und 1725. In Csanálos ließen sich am 10. Juni 1724 vier fränkische (!) Familien nieder, in Nagymajtény am 10. Juli 1724 auch vier neue Familien, wie die Anhänge der Konskription vom 15. Juni 1723 zeigen. Etwas bedeutender ist die Ansiedelung vom 19. Mai 1725, an welchem Tage nach Fény 6, nach Majtény aber 12 schwäbische Familien ge-

langten. Die Konskription von demselben Tage gibt auch den Ursprungsort und den gewesenen Grundherrn der neuen Ansiedler an. So kamen aus Weingarten 8, aus der vorderösterreichischen (oberschwäbischen) Landvogtei 6, aus Ravensburg 1, aus Altshausen (Oberamt Saulgau) 1, aus Waldhausen (Oberamt Saulgau, südöstlich von Königseggwald) 1, aus Bettenreute (Oberamt Ravensburg, bei Fronhofen) 1 Familie. Von 18 waren 12 die Fronleute des Benediktinerabtes von Weingarten.

Eine wichtige Rolle spielt in der Reihe der Ansiedelungen die vom 16. Mai 1726. Die Agenten des Grafen waren Franz Pelagius Settele und sein Genosse, Einwohner von Fény; Josef Fischer und Kaspar Felber, Einwohner von Nagymajtény. Franz Settele hatte sich am 15. Juni 1723 in Fény als neuer schwäbischer Ansiedler niedergelassen, und wie aus seinem lateinischen Gesuche an den Grafen zu ersehen ist, verbrachte er ein halbes Jahr mit dem Herabbringen von Schwaben. Auf seiner schwäbischen Reise gab er auch von seinem eigenen Gelde viel aus, und darum bittet er um zweijährige Steuerfreiheit. Das Datum des lateinischen Gesuches fehlt, auf der Rückseite steht aber die ungarische Antwort des Grafen vom 7. Juli 1726, und hieraus wissen wir, daß es sich um die Ansiedelung vom Mai 1726 handelt. Aus der Antwort erfahren wir noch, daß Settele nicht allein um Ansiedler aus war; sein Genosse entfloh aber nach Ankunft der neuen Schwaben. Der Graf gewährt die zweijährige Entlastung, wenn Settele seinen Leuten auf die Spur des Flüchtlings hilft.

Josef Fischer und Kaspar Felber waren beide am 19. Mai 1725 aus dem Schwabenland angekommen und wohnten demnach erst seit einigen Monaten in Nagymajtény, als Károlyi sie um neue schwäbische Ansiedler sandte. Wie in ihren zwei ungarischen Gesuchen an Franz Károlyi, Alexanders Sohn, zu lesen ist, ging ihnen das Geld auf dem Rückwege aus, so daß sie 31 deutsche Gulden entleihen mußten. Um die Rückerstattung dieses Betrages flehen sie in ihren Gesuchen, deren Datum zwar fehlt, aber aus den Antworten Franz Károlyis vom 7. und 29. Januar 1727 annäherungsweise bestimmt werden kann. Obwohl die Gesuche hiernach im Januar 1727 eingereicht wurden, beziehen sie sich doch auf die Ansiedelung vom 16. Mai 1726. Der Güterdirektor Georg Horváth war nämlich trotz der günstigen Antwort Franz Károlyis nicht geneigt, den zwei Schwaben die 31 Gulden zu vergüten. Sie richteten also auch an den Güterdirektor ein undatiertes ungarisches Gesuch, in welchem sie unter anderem erwähnen, daß sie zwei allein bis Preßburg die

Führer von 500 Personen waren. Eine so große Ansiedelung fand aber in den zwanziger Jahren nur 1726 statt.

Alexander Károlyi wählte demnach mit großer Umsicht und Planmäßigkeit von den angesiedelten Schwaben diejenigen aus, die er mit Beschaffung und Herabbringung von neuen Ankömmlingen beauftragte, da er gut wußte, daß ein Blutsverwandter auf das schwäbische Volk eine viel größere Anziehung ausüben werde, als ein Fremdling.

Laut der in Preßburg am 16. Mai 1726 gefertigten Konskription führen an diesem Tage 107 schwäbische Familien, respektive 414 Personen mit 85 Kisten aus Preßburg nach Nagykaroly ab. Nachträglich wurden noch 3 Bauern (= 8 Personen) in die Konskription eingeschaltet, so daß eigentlich 110 schwäbische Familien (= 422 Personen) Preßburg verließen. Von vorneherein waren 6 Bauern entflohen. Nach dem Namen eines jeden Bauern steht in der Konskription der Anfangsbuchstabe jener Gemeinde, in welcher er sich niederlassen wird. Der Plan der Einteilung wurde also schon in Preßburg entworfen. Nur die Anfangsbuchstaben der bisherigen drei schwäbischen Gemeinden kommen vor (Csanálos, Fény, Majtény). Der Anhang der Konskription zählt die Namen der Handwerker, respektive derjenigen, die ein Handwerk verstehen, mit Bezeichnung des Handwerkes, noch einmal auf; es sind ihrer 38.

Die am 16. Mai 1726 zusammengeschriebenen schwäbischen Ansiedler finden wir in einer Konskription vom 7. Juli 1726 schon in Gemeinden verteilt. Laut dieser Konskription gingen nach

Nagymajtény	64	Bauern,	respektive	233	Personen	mit	53	Kisten
Fény	30	„	„	98	„	„	20	„
Csanálos	10	„	„	49	„	„	6	„
Zusammen	104	Bauern,	respektive	380	Personen	mit	79	Kisten

Die übrigen sind inzwischen gestorben oder entflohen.

Die Ansiedelung von 1726 setzt einen Grenzstein in die Geschichte der drei schwäbischen Gemeinden; mit ihr vollendet sich die Besiedelung dieser Gemeinden. Die folgenden Ansiedelungen betreffen andere, bisher noch nicht erwähnte Gemeinden. Nach Wiederherstellung der Ruhe finden wir das Bestreben der schwäbischen Ansiedler selbstverständlich, ihr Verhältnis zu ihrem Grundherrschaft zu ordnen. Der erwähnte Urbarialvertrag vom 28. August 1724 hatte eine erhebliche Besserung ihrer Lage zur Folge gehabt. Das Neuntel, die Grundsteuer von 3 Gulden, der 15tägige Frondienst waren nicht unerträgliche Lasten. Wenn auch hie und da Nachlässigkeiten in der Abführung des Neuntels vorkamen, und die deshalb erfolgten strengen Exekutionen zu einigen Klagen Anlaß gaben, können wir

im allgemeinen behaupten, daß unsere Schwaben ihren Fronpflichten tüchtig Genüge leisteten. Größeres Mißverständnis entstand nur bei der Deutung des 15tägigen Frondienstes, dermaßen, daß Alexander Károlyi selbst zwischen den zwei streitenden Parteien, den herrschaftlichen Beamten und der Bevölkerung der drei schwäbischen Gemeinden, Gerechtigkeit üben mußte. In seiner lateinischen Anordnung vom 20. Dezember 1726 gab er den Beamten recht. Auch seiner Meinung nach ist jeder Zugvieh besitzende Bauer verpflichtet, einen Pflug allein beizustellen und damit jährlich 15 Tage zu pflügen. Auf keinen Fall erlaubt er, daß zwei, drei Bauern, ihr Zugvieh zusammenspannend, einen Pflug beistellen, und so diese zwei oder drei zusammen 15 Tage pflügen.

Die Gesamtheit der schwäbischen Bauern antwortete auf die Anordnung des Grafen in einem lateinischen Gesuche. Das Datum des Gesuches fehlt, aber sein ganzer Inhalt, besonders aber sein Schluß beweisen, daß es in den letzten Tagen des Monates Dezember 1726 verfaßt wurde. Die Gesuchsteller wünschen nämlich in den Schlußzeilen dem Grafen gelegentlich des nahenden Neujahrs Glück und Zufriedenheit. Was den strittigen 15tägigen Frondienst anbelangt, argumentieren sie, daß sie laut Urbarialvertrag nur mit so viel Vieh 15 Tage lang zu arbeiten schuldig seien, wie viel sie hätten. Sie seien nicht verpflichtet, zum Frondienst Vieh zu entleihen oder für Geld zu mieten, wenn sie auch ähnliches zum Anbauen ihres eigenen Feldes täten. Wenn also ein Bauer mit seinem Vieh selbständig einen Pflug beizustellen vermöge, so müsse er allein 15 Tage arbeiten; wenn er aber für einen Pflug nicht hinreichendes Vieh habe, so dürfen, der Notwendigkeit nach, zwei oder drei Bauern zusammenspannen und seien zusammen ebenfalls nur 15 Tage lang zu pflügen schuldig.

Die obenerwähnte gräfliche Anordnung vom 20. Dezember 1726 spricht auch von solchen Urbarialpflichten der schwäbischen Ansiedler, von welchen bisher noch keine Rede war. Unter diesen Verbindlichkeiten sind die zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten gebräuchlichen Schenkungen zu verstehen. Jede Gemeinde ist verpflichtet, zu diesen Feiertagen je einen Zentner Talg, Wachs und Butter abzuführen. Jeder Bauer ist außerdem jährlich drei Wagen Brennholz, drei Hennen und neun Eier schuldig. Lasten-, respektive Steuerfreiheit kann nur derjenige neue Ansiedler genießen, welcher sich auf leerem, ohne Gebäude stehenden Grunde niedergelassen hat. Kauft sich aber der neue Ansiedler für Geld ein fertiges Haus, so hat er keinen Anspruch auf die dreijährige Lasten- respektive Steuerfreiheit.

In das Jahr 1726 fällt auch die Besiedelung der Stadt Erdöd¹¹⁾ mit schwäbischen Einsiedlern. Ihre ersten Ansiedler waren größtenteils eben aus der Reihe der am 16. Mai 1726 aus Preßburg abgereisten Schwaben hervorgegangen. Laut der Erdöder Konskription vom 28. November 1726 gingen am 1. August desselben Jahres aus Nagymajtény 18, aus Fény 8 und aus Csanálos 4 solche schwäbische Bauern nach Erdöd, welche sich erst im Monate Mai 1726 in den erwähnten drei Gemeinden niedergelassen hatten. Außer diesen zogen auch alle Schwaben aus den drei Gemeinden nach Erdöd hinüber, so daß diese Stadt am 28. November 1726 schon 53 schwäbische Bauern zählte. Jeder Bauer erhielt ein Stück Weingarten; die Verteilung der Felder blieb auf nächsten Frühling. Vieh wurde ihnen aus Nagymajtény, Fény und Csanálos hinübergetrieben, und laut der Konskription sind sie für je ein Paar Ochsen oder Kühe zwei Tagwerke schuldig. Beide Tage dürfen aber nicht in dieselbe Woche fallen.

Die Konskription vom 28. November 1726 enthält außer den Erdöder Schwaben auch die Namen der in der Gemeinde Réztelek¹²⁾ wohnenden Franken. Wann aber diese Franken nach Réztelek kamen, darüber fehlen uns die Angaben. Sie waren ihrer 22 Männer, von welchen 8 aus Csehi¹³⁾ zurückgebracht wurden. Das Namensverzeichnis der Flüchtlinge ist auch angegeben, und zwar mit Bezeichnung des Zufluchtsortes. Es waren 14 Flüchtlinge, darunter 12 Handwerker.

Die Erdöder Ansiedlung setzte sich im folgenden Jahre fort. Eine undatierte partiale Konskription, die aber ohne Zweifel aus dem Jahre 1727 herrührt, berichtet über die Ankunft von 32 neuen schwäbischen Bauern, von welchen 25 aus dem Auslande und 7 aus den übrigen schwäbischen Gemeinden kamen. Interessant ist, daß diese ungarische Konskription die leeren, ohne Gebäude stehenden Gründe Nagyerdöds aufzählt, womit sie andeuten will, wie viel schwäbische Bauern sich dort noch niederlassen könnten. Demnach waren in Nagyerdöd 26 ganze, 3 halbe leere Gründe, und mit den 16 leeren Gründen, welche die Ungarn im Besitze haben, zusammen 45 Gründe. Die Konskription gibt auch die Namen und Anzahl der Erdöder unga-

¹¹⁾ Großgemeinde; die uralte Pfarre (1216) wurde von Alexander Károlyi 1737 wiederhergestellt. Matrikeln auch seit 1737. Die Kirche ließ Bartolomäus Drágffy, Woiwode von Siebenbürgen, 1482 erbauen. Einwohner: röm. kath. Schwaben 2388, griech. kath. 1488, Ref. 541, Isr. 182.

¹²⁾ Kleingemeinde, nordöstlich von Erdöd, in dessen unmittelbarer Nähe.

¹³⁾ Kleingemeinde im Komitat Nyitra, südöstlich von der Stadt Nyitra, in der Richtung der Nagyemöke.

rischen Adeligen, Freien und Bauern an. In Nagyeröd waren 35, in Kiseröd 29.

Die Erdöder Schwaben litten sehr viel von diesen Ungarn. Rührend ist in seiner Einfachheit und Unmittelbarkeit der lateinische Klagebrief, den die Ansiedler am 25. August 1728 an Alexander Károlyi richteten. Ihre einzelnen Klagen nennen sie sehr treffend «Elend» und sprechen vom ersten, zweiten, dritten Elend. Weder Heu, noch Holz können sie sich in hinreichender Menge verschaffen; die angebauten Felder nehmen ihnen die ungarischen Herren weg; ihre auf die gemeine Weide getriebenen Pferde spannen sie ein. Die Ansiedler müssen bei jeder Gelegenheit drei, vier Tage in der Mühle verbringen, denn sobald ein Ungar ankomme, werde dessen Getreide gemahlen. Sie flehen inständig, der Graf möge ihnen entweder einen anderen Ort anweisen, wo sie sich ein neues Dorf gründen könnten, oder er geruhe sie in Erdöd von den Ungarn abzusondern. Es seien von ihnen schon 11 oder 12 Paare entflohen und es möge den Grafen nicht wundernehmen, daß im laufenden Jahre so wenig neue Ansiedler gekommen seien. Die Flüchtlinge hatten in ihrer alten Heimat das Elend der Zurückgebliebenen kundgegeben. Dieser Brief erklärt uns, warum wir in der ungarischen Konskription vom 6. Januar 1729 so wenig neue Ansiedler finden (aus dem Auslande 3, aus den schwäbischen Gemeinden auch 3). Laut dieser Konskription befanden sich 60 schwäbische Bauern in Erdöd, gestorben sind 7, entflohen 10.

Der Wunsch der Erdöder Schwaben ging in Erfüllung; der Graf sah auch ein, daß ihre Lage unter den Ungarn unerträglich sei und wies ihnen eine andere Gemeinde an. Im Inventarium und Urbarium der Gemeinde Béltek vom 13. Februar 1731 ist zu lesen, daß die hier benannten Schwaben im Monate Mai 1730 aus Erdöd nach Béltek übersiedelt wurden. Damit sie aber Häuser bauen und an Vermögen zunehmen könnten, seien sie der Herrschaft drei Jahre weder Frondienst, noch Steuer schuldig. Laut der lateinischen Konskription vom 12. Juni 1730 wohnten in Béltek schon 47 schwäbische Bauern, von welchen 41 aus Erdöd, 4 aus anderen Gemeinden und nur 2 aus dem Auslande gekommen waren.

In Erdöd blieben fast keine schwäbischen Einwohner. Das erwähnte Urbarium vom 13. Februar 1731 gibt in Erdöd 15 schwäbische Bauern und in Réztelek 10 Franken an. Die partiale Konskription vom 30. Dezember 1732 erwähnt in Erdöd nur noch 6 Schwaben und in Réztelek 5 Franken. Die übrigen zogen nach Béltek oder in andere schwäbische Gemeinden. Die Erdöder Ansiedelung von

1726 schlug also fehl. Statt dessen entstand eine blühende neue schwäbische Gemeinde: Béltek¹⁴⁾.

Die Ansiedelungen von 1729—1731 knüpfen sich an den Namen des gewesenen Leutnants Reinhard Lang, der Alexander Károlyis Agent wurde. Diese Ansiedelungen sind nicht wegen des erreichten Erfolges nennenswert; der Erfolg war nicht bedeutend; es handelt sich höchstens um die Herabführung von 40—50 Familien. Es wird aber über manche Fragen, welche mit der Ansiedelung zusammenhängen, und über den ganzen Verlauf der Ansiedelung bis in die kleinsten Einzelheiten Licht verbreitet. Vom kaiserlichen Patent angefangen bis zur Verteilung der neuen Ansiedler in die ihnen angewiesenen Gemeinden, können wir alles mit Aufmerksamkeit verfolgen. Die ganze Tätigkeit des ausgesendeten Agenten spielt sich vor unseren Augen ab.

Der Name Langs kommt zuerst in einem deutschen kaiserlichen Patent vom April 1729 vor, in welchem Karl VI., Kaiser und König, dem Alexander Károlyi gestattet, deutsche Ansiedler aus dem Reiche herabzubringen. Das Patent sichert Lang, als dem Agenten des Grafen, freies Geleit. Im Besitze des kaiserlichen Patentes, gab Károlyi seinem Agenten im September 1729 einen deutschen Reisepaß zur Herabführung von Handwerkern aus Österreich und Schwaben. In diesem Reisepaß zählt der Graf die verschiedenen Handwerke auf, welche die neuen Ansiedler verstehen sollten. Er wünscht deren Ankunft in drei Gruppen: im Mai 1730, zu Pfingsten und zur Erntezeit. Die Ankömmlinge müssen sich in Nagykároly, Nagymajtény oder Erdöd niederlassen. Von den Lasten des Komitates sollen sie 15 Jahre, von den herrschaftlichen Lasten ein Jahr frei sein. Die Handwerker seien der Herrschaft nach einem Bauerngrunde 15 rheinische Gulden, die Nichthandwerker 3 Gulden und 16tägigen Frondienst, beiderlei Ansiedler außerdem noch das Zehntel schuldig. Wegziehen dürfe nur derjenige, welcher für sich einen entsprechenden Vertreter stelle: der Handwerker einen Handwerker, der Bauer einen Bauern.

Diesen Reisepaß ergänzt eine Instruktion, welche Károlyi am 1. Dezember 1729 aus Surány an den Leutnant Lang richtete. Die Instruktion ist in deutscher, lateinischer und ungarischer Sprache vorhanden; der letztere Text ist die Handschrift des Grafen. In den ersten Punkten spricht er von den am kaiserlichen Hofe zu besor-

¹⁴⁾ Krasznabéltek, Großgemeinde, südlich von Erdöd, ehemals Besitztum der Drágffy, seit 1700 der Familie Károlyi gehörig. Die Parochie wurde 1724 wiederhergestellt. Matrikeln infolge eines Feuerbrandes erst seit 1795. Einwohner: röm. kath. Schwaben 1704, griech. kath. 541, Ref. 62, Isr. 40.

genden Patenten, in den späteren von den Ansiedlern. In der Umgebung von Wien soll Lang nur Handwerker suchen, Bauern soll er aus Schwaben bringen. Die letzteren müssen Entlassungsschein, wie auch Tauf- und Heiratschein haben und mindestens 100 Gulden Bargeld bei sich führen. Sowohl die Handwerker, als auch die Bauern müssen katholisch sein. Der Agent melde sich bei den Grundherren, lasse das Patent durch die Pfarrer von der Kanzel verkündigen, Sorge für den Druck und die Kundmachung der Patente. Im künftigen Frühling bringe er 50 Bauern, vor Pfingsten und zur Erntezeit eben so viel. Bis Pest werden die Ansiedler auf eigene Kosten kommen, in Preßburg müssen sie sich im Hause des Grafen melden und die mit Langs Unterschrift versehenen Familienregister vorlegen.

So ausgerüstet machte sich der Agent des Grafen auf den Weg nach Österreich und Schwaben, um dort Handwerker, respektive Bauern zu suchen. Seine zwei lateinischen Kostenrechnungen geben eine treue Rechenschaft über seine Reisen. Die erste, undatierte Rechnung enthält Ausgaben vom 13. Juli 1729 bis 24. September 1729, ihr Gesamtbetrag ist 70 rheinische Gulden und 8 Kreuzer. Laut dieser Rechnung verließ Lang am 23. Juli 1729 Wien und fuhr zu Wagen nach Augsburg, Donauwörth, Ulm und in die umliegenden Dörfer um die gewünschten Familien. In den 63 Tagen gab er für Verpflegung, täglich 30 Kreuzer berechnet, 31 rheinische Gulden und 30 Kreuzer aus. Die zweite Kostenrechnung ist vom 20. Juni 1731 aus Wien datiert und enthält Ausgaben vom 23. Juni 1730 bis 17. Juni 1731. Der Gesamtbetrag macht 333 rheinische Gulden 53 Kreuzer aus. Uns interessiert die Reise des Agenten, welche er diesmal am 27. Oktober 1730 begann. An diesem Tage reiste er aus Wien ab und begab sich zu Wagen nach Augsburg, Ulm, Memmingen, Biberach und in die umliegenden Dörfer, wo er die Patente verkündigen ließ. So bereiste Lang laut beiden Kostenrechnungen Ulm und dessen Umgebung; die zweite Rechnung erwähnt noch Biberach und die umliegenden Dörfer. Wir müssen seine Reisen in diesen Ortschaften besonders hervorheben, um unseren oben bewiesenen Satz zu bekräftigen. Wir können mit Zufriedenheit konstatieren, daß Károlyi seine schwäbischen Ansiedler auch diesmal aus derselben Gegend bringen ließ, woher sie seit 1712 immer kamen.

Der Erfolg von Langs Bemühungen ist am besten aus den Briefen Károlyis, Langs und der herrschaftlichen Beamten zu ersehen. So verständigt Lang den Grafen am 1. Mai 1730 aus Regensburg, daß er mit 17 Handwerkern (= 70 Personen) in dieser Stadt ange-

langt sei. Er hoffte mit diesen Leuten am 15. Mai in Pest zu landen; deshalb sollen dort 5—6 Wagen zur Weiterbeförderung der Ansiedler bereitstehen. Lang war am 17. Mai 1730 mit den Handwerkern in Komárom, einige Tage später schon in Nagysurány, wo der Graf sie ansiedeln wollte; am 26. Mai erhielt aber Lang in Nagysurány 18 Gulden zur Beförderung derselben nach Nagykároly. Und doch gelangten Langs Handwerker nie nach Nagykároly! Alles erklärt uns der ungarische Bericht, den der herrschaftliche Beamte Josef Prileczky-Gombkötő dem Grafen am 9. Juni 1730 aus Pest schrieb. Ihn hatte nämlich Károlyi nach den aus Nagysurány abgefahrenen Schwaben geschickt. Laut dieses Berichtes traf Gombkötő die Ansiedler nicht mehr in Farkasd¹⁵⁾; er erreichte sie aber in Guta¹⁶⁾. Von hier kam er mit ihnen durch Komárom nach Pest. Schon unterwegs war ihr Sinn fortwährend auf die Flucht gerichtet; und während er in der Stadt Wagen suchte, mieteten sie in aller Eile ein Schiff und fuhren die Donau hinunter. Nur ihrer drei fanden sich wieder: ein Zimmermann, ein Töpfer und ein Schuster. Aus deren Geständnis erfuhr er die Flucht der übrigen.

Der Güterdirektor Franz Schillinger erwähnt in seinem ungarischen Briefe vom 22. Juni 1730 diese Entweichung ebenfalls. Er verständigt nämlich den Grafen aus Nagykároly, daß nur zwei Familien angekommen seien: ein Töpfer und ein Schuster; diese habe er nach Béltek übergesiedelt. Er berichtet, daß er mit Lang die Verrechnung gemacht habe. Nach Langs Äußerung lauere man in Pest und anderswo auf die schwäbischen Ansiedler und locke sie weg. Der Agent wisse, wo die Flüchtlinge seien, und werde dem Grafen ihren Zufluchtsort verraten, aber damals habe er ihnen wegen seiner Krankheit nicht nachgehen können. Lang spricht auch selbst in seinen lateinischen Briefen vom 27. Juni und 27. August 1731 von der Flucht dieser Ansiedler. In diesen schreibt er dem Grafen aus Wien, daß er die Leute in Ordnung bis nach Surány geführt habe; er könne nicht dafür, daß man sie dort so lange verweilen und Geld ausgeben ließ (sie hatten 2730 rheinische Gulden bei sich). Wenn man sie sofort nach Nagykároly befördert hätte, wären sie nicht entflohen.

Károlyi erwähnt in den Briefen an seinen Sohn Franz auch die Ankunft einer anderen Gruppe von Schwaben. Diese Ansiedler fuhren vor den entflohenen Handwerkern Langs und standen unter der Leitung des Beamten Gombkötő. Über ihre Anzahl haben wir keine An-

¹⁵⁾ Am Ufer des Flusses Waag, nordwestlich von Érsekújvár, im Komitat Pozsony.

¹⁶⁾ Im Komitat Komárom, an der Mündung der Waag bei der Donau, südwestlich von Érsekújvár.

gaben. Die Bélteker Konskription vom 12. Juni 1730 zeigt auf keinen Fall die Ankunft einer größeren Gruppe von Ansiedlern aus dem Auslande, sondern im ganzen nur zweier Familien.

Vom 27. Oktober 1730 bis Anfang Januar 1731 währte Langs zweite schwäbische Reise. Als Erfolg seiner Reise meldet er am 23. März 1731 aus Wien, daß aus 309 Personen bestehende 60 Familien bereit seien, im nächsten Mai herunterzukommen; jede Familie habe 200 Gulden bares Geld bei sich. Sie bitten aber den Grafen, ihre Reisekosten bis Pest zu zahlen, da auch andere ungarische Herren, wie zum Beispiel Graf Schönborn, so zu verfahren pflegen. Sie verpflichten sich, diesen Betrag zu vergüten und werden von Pest angefangen auf eigene Kosten weiterfahren. Der Schiffer verlange einen Gulden und 30 Kreuzer für eine Person, und so fielen 463 Gulden und 30 Kreuzer auf die 309 Personen. Die Hälfte dieses Betrages müßte vor Beginn der Reise gezahlt werden, die andere Hälfte aber nach Vollendung der Reise in Wien. Lang selbst möchte sich während des Sommers in Deutschland aufhalten, damit diese Familien um so mehr Vertrauen zu ihm fassen.

Sowohl in diesem, als auch in späteren Briefen erwähnt Lang Wiener Handwerker, die geneigt wären, sich in Ungarn niederzulassen, wenn sie nur die Patente des Grafen sehen könnten. Er bittet also um einige deutsche Patente, welche er auch bekommt. Über die Ankunft dieser Wiener Handwerker haben wir keine Angaben, aber schwäbische Ansiedler kamen wirklich an. Lang verständigt den Grafen in einem deutschen Briefe vom 26. April 1731 aus Wien, daß er am 22. April ein Schiff mit schwäbischen Ansiedlern zum herrschaftlichen Beamten Munkácsi nach Preßburg abgehen ließ. Über diese Ankömmlinge schreibt der Graf seinem Sohne Franz am 1. Mai 1731 aus Nagysurány, daß Johann (d. h. Munkácsi) die Schwaben zu jeder Stunde erwarte. Lang erwähnt in seinem Briefe vom 27. August 1731 wiederholt, daß er am 22. April 12 Familien zu Munkácsi nach Preßburg abgesendet habe.

Das gute Verhältnis, in welchem Alexander Károlyi mit seinem Agenten stand, nahm im Monate Juni 1731 plötzlich eine schlimme Wendung. Am 21. Juni 1731 schreibt der Graf dem Agenten, daß er ihn nicht beauftragt habe, aus Deutschland Ansiedler zu bringen und so viel Kosten zu verursachen. Er habe aus der bisherigen Tätigkeit Langs noch keinen Nutzen gezogen, aber desto mehr Schaden erlitten. Der Leutnant antwortete darauf am 27. Juni 1731, der Graf möge einmal jene Patente durchlesen, welche er seinem Agenten geschickt habe. Warum habe er neulich noch Patente zur Herabführung von Wiener Handwerkern gesendet? Der letzte Brief Langs

ist vom 27. August aus Wien datiert, und in diesem gibt er, der Behauptung des Grafen gegenüber, die Anzahl der von ihm geschickten Familien an. So habe er 1730 nach Surány 25, nach Pest 5, am 22. April 1731 aber nach Preßburg 12 Familien gesendet. Mehr habe er deshalb nicht herabgebracht, weil der Graf es ihm verboten habe. So seien jene 309 Personen draußen geblieben, welche er in seinem Briefe vom 23. März 1731 erwähnt habe.

(Schluß folgt.)

Die Pforte und Ungarn im Jahre 1788.

Von Emerich Karácson in Konstantinopel († 7. Mai 1911).

NACH dem Verrauschen der Rákóczi-Bewegung war eine geraume Zeit verstrichen bis zum Türkenkriege vom Jahre 1788, in welchem Kaiser Josef als Verbündeter Rußlands die Türkei angriff. Ungarns Bevölkerung nahm den Krieg gleichgültig, teilweise sogar unfreundlich auf. Keine Spur mehr von Rachegeleüst oder Feindseligkeit gegen die Türken, welche einst zur Zeit der Hunyadi und noch Jahrhunderte lang bis auf die Zrinyi die Nation zu erbitterten Kämpfen auf Leben und Tod begeistern und einen Krieg gegen die Türken populär machen konnten. Andererseits aber fehlte auch, oder konnte kaum in Betracht kommen die türkenfreundliche Empfindung und Tendenz, welche, zur Zeit König Johanns beginnend und dann fortwährend zunehmend, mit der Ankunft Rákóczis in der Türkei ihren Höhepunkt erreichte, als die Besten der Nation vom türkischen Waffenglücke eine günstige Wendung im Schicksale Ungarns und mit türkischem Protektorat die Neuerrichtung des selbständigen, freien und unabhängigen Ungarns erhofften.

Unter der langen Regierung Maria Theresias war eine neue Generation herangewachsen, und diejenigen, die auf das Schicksal der Nation Einfluß hatten, waren in einer Welt wesentlich anderer Ideen und Aspirationen erzogen worden. Der damals schon längst heimgegangene Rákóczi, ebenso Thököly und mit diesen die übrigen Helden der Kurutzenbewegung begannen bei den leitenden Kreisen des Ungartums in Vergessenheit zu geraten und mit ihnen auch die von ihnen vertretene politische Richtung.

Mit dem Frieden von Poscharewatz (Passarowitz), welcher die Türken gänzlich von ungarischem Gebiete verdrängte, war jegliche Einmischung der Pforte in die Angelegenheiten Ungarns und Siebenbürgens endgültig ausgeschlossen. Die Sonderstellung des Fürsten-

tums Siebenbürgen hatte aufgehört, die Verbannten der Rákóczi-Zeit waren alle gestorben und so riß nach und nach jeder Faden einer Verbindung zwischen der Pforte und der ungarischen Nation.

In solchem Zustand befand sich die ungarische Nation, als nach einem lange andauernden Frieden die Feindseligkeit zwischen dem Wiener Hofe und der Pforte aufs neue ausbrach.

In dem vollkommen ungeordneten Archiv des Serails von Stambul habe ich aus den Jahren 1788 und 1789 einige, ganz unmittelbar Ungarn betreffende türkische Dokumente gefunden, welche uns ein bisher vollkommen unbekanntes Ereignis aufrollen, indem sie Licht verbreiten über einen Plan der Pforte mit den Ungarn zu einer Zeit, als die unmittelbare Verbindung der leitenden ungarischen Elemente mit der türkischen Regierung längst aufgehört hatte. Unter der langen Regierung Maria Theresias bestand zwischen der Pforte und dem Wiener Hofe dauernd das beste Einvernehmen, welches sich jedoch bei der Thronbesteigung Kaiser Josefs änderte. Die auswärtige Politik des Kaisers, besonders die beginnende Freundschaft mit Rußland, wurde von den Türken mit mißtrauischer Aufmerksamkeit verfolgt. Gleich im Jahre 1781, als der Sohn der Zarin Katharina II. sich zum Besuche des Kaisers auf den Weg machte, schickte Ahmed, der Beg von Tuzla, im Auftrage der Pforte einen gewandten Spion aus Bosnien nach Ungarn, der die südlichen Teile des Landes bereiste; über seine Erfahrungen erstattete Ahmed den Bericht nach Konstantinopel¹).

Die deutsch-russische Freundschaft wurde nach dem Friedensschluß von Kainardschi noch fester und für die Türken noch bedrohlicher. Die Russen bedrängten die Pforte mit immer mehr Forderungen, und auch Kaiser Josef gab darin nicht nach, indem er von der Pforte sogar Bosnien forderte. Die abschlägige Antwort der Pforte war nur geeignet, das Bündnis des Kaisers mit den Russen zu kräftigen.

Kaiser Josef hegte den Plan, die Balkanprovinzen, welche einst zum Königreiche Ungarn gehörten, der Türkei wegzunehmen, — wohl nicht mit der Absicht, dieselben Ungarn anzugliedern und auf diese Weise den alten Glanz und die alte Macht des ungarischen Königreiches wieder herzustellen, sondern um sie dem von ihm ge-

¹ Das Original des Spionageberichtes im Archiv des Serails. Der Bericht ist vom 23. Dschemazi-ül-ewel 1195 oder nach unserer Zeitrechnung vom 16. Mai 1781 datiert. Das große Archiv des Serails, wo ich die einschlägigen Schriftstücke gefunden, befindet sich im zweiten Hofe des Serails, innerhalb der Heilspforte neben dem alten Kubbe-alti. Neuestens ist ein Teil des Schriftenmaterials in die Hohe Pforte verlegt worden.

planten einheitlichen Habsburgreiche einzuverleiben. Zum Beweise seines Rechtes auf die Balkanprovinzen hatte er schon im Jahre 1787 Georg Pray betraut, die Ansprüche der ungarischen Krone auf Bosnien, Serbien, die Walachei und Bessarabien mit historischen Belegen auszuarbeiten. In demselben Jahre besuchte er auch die Zarin Katharina in Rußland, als zwischen den Russen und den Türken die Spannung bereits so groß war, daß beide Teile sich ernstlich mit der Kriegsrüstung beschäftigten und der Krieg selbst nicht mehr zu vermeiden war. Dieser russisch-türkische Krieg ist bekanntlich im August desselben Jahres tatsächlich ausgebrochen, aus welchem Anlasse auch Kaiser Josef seine Heeresmacht nach jeder Richtung mobilisierte; in Konstantinopel aber war man noch immer nicht sicher, ob der Kaiser den Krieg beginnen werde. Ismail Pascha, der Kommandant von Khotin, erhielt den Befehl, den Zweck der deutschen Mobilisierung auszukundschaften. Ismail Pascha betraute mit dieser Aufgabe den Dolmetsch Ibrahim und den Mustafa von Fertislam aus der Walachei. Die Berichte dieser beiden waren aber über die Absicht der Deutschen, den Krieg zu beginnen, noch sehr unbestimmt. Das Original der Berichte habe ich nicht gefunden, doch ist die auf Grund derselben abgefaßte Unterbreitung des Großwesirs²⁾ vorhanden, auf welche der Sultan eigenhändig die folgenden Worte setzte: «Die Schriften des Kommandanten von Khotin habe ich zur Kenntnis genommen. Ich wünsche, besonders zu wissen, ob die Deutschen . . . dem Frieden oder dem Kriege zuneigen?» — Was der Sultan besonders zu wissen wünschte, erfuhr er amtlich im Februar 1788 aus der Kriegserklärung des Kaisers, worauf auch die Feindseligkeiten alsbald begannen.

Die ungarische Nation, welche unter Maria Theresia mit so großer Bereitwilligkeit auch in ferne Länder für das Herrscherhaus zu kämpfen eilte, leistete jetzt, wo der Krieg an der Grenze Ungarns ausgebrochen war und auch über die Grenze auf ungarisches Gebiet drang, nur gezwungen das, was unbedingt geleistet werden mußte, und faßte beinahe mit Besorgnis die Möglichkeit ins Auge, daß das kaiserliche Heer siegen könnte. Der Grund davon ist zur Genüge bekannt und auch begreiflich. Kaiser Josefs Regierung hätte unter anderen Verhältnissen genügt, um das Land in die Revolution zu treiben, nur war die Zeit Maria Theresias, die dem Herrscherhause eine von ihren Vorfahren nie erreichte Popularität zu schaffen wußte, noch zu frisch in der Erinnerung. Andererseits wieder wäre das Jahr 1788 überaus günstig gewesen zur Erfüllung jener Begehren und

²⁾ Das Original im Archiv des Serails; — ohne Datum. Am unteren Teile die eigenhändige Aufzeichnung des Sultans, von welcher aber ein Wort unlesbar ist.

politischen Bestrebungen, welche in der Kurutzenzeit einen großen Teil der Nation hingerissen und unter Rákóczi sozusagen die ganze Nation vereinigt hatten. Jetzt besaß diese Epoche keinen Rákóczi. In den untern Schichten lebte wohl noch Rákóczis Name und die Tradition seiner politischen Richtung, aber es gab in Ungarn keine geeignete Persönlichkeit, welche imstande gewesen wäre, die politische Richtung der Rákóczi-Zeit gehörig zu vertreten und ihr mit ihrer Individualität Volkstümlichkeit und Ansehen zu verschaffen. Die autokratische Regierung Kaiser Josefs erweckte nun die Ideen und Wünsche der Kurutzenzeit, denn während des Feldzuges vom Jahre 1788 wurde an vielen Orten Ungarns den türkischen Waffen der Sieg gewünscht, ja, sogar der Einmarsch der türkischen Heeresmacht nach Ungarn wurde erwartet³⁾. Noch fühlbarer äußerte sich der neuerwachte Kurutzengeist und der Deutschenhaß auf dem Schlachtfelde, wo sie die Tätigkeit der kaiserlichen Armee lähmten. Die ungarischen Soldaten begannen teils einzeln, teils in kleineren Truppen ins türkische Lager zu desertieren, und diese Deserteure brachten den Türken die Nachricht, daß sämtliche ungarische Soldaten die Deutschen in solchem Maße hassen, daß sie alle bereit sind, zu desertieren und sich mit den Türken zu vereinigen⁴⁾.

Diese ungarischen fahnenflüchtigen Soldaten wurden von den Türken mit großer Freude aufgenommen, mit Gunstbezeugungen überhäuft und auch ermuntert, die im Lager befindlichen ungarischen Soldaten brieflich zur Flucht aufzufordern; auch versprach ihnen die türkische Regierung, sie zu schützen und ihnen, wenn es nötig werden sollte, in der Türkei Wohnorte zu Niederlassungen anzuweisen. Auf der Pforte machte man sich große Hoffnungen, daß die massenhafte Desertion der ungarischen Soldaten «die zusammengelaufenen Truppen der Deutschen gänzlich auflösen und zerstören» werde⁵⁾. Dem walachischen Wojwoden wurde besonders aufgetragen, die fahnenflüchtigen ungarischen Soldaten auch seinerseits zuvorkommend zu behandeln; wer aber von den Deserteuren «um andere zur Flucht zu überreden, einen Brief schreiben will, möge beachten, daß er davon unbedingt verschiedene Vorteile haben wird». Der

³⁾ Diesbezüglich bietet sehr interessante Daten der Bericht des im Jahr 1791 nach Preußen geschickten türkischen Gesandten Ahmed Azmi über seine Erfahrungen in Ungarn. Mitgeteilt in meinem Werke: *Két török diplomata Magyarországról a XVIII. században*. Budapest 1894. Besonders die Bewohner von Szeged und Kecskemét wünschen den Einmarsch der Türken.

⁴⁾ Brief im Archiv des Serails vom 22. Schaban 1202 (28. Mai 1788). Enthält vertrauliche Weisungen an den walachischen Wojwoden und detaillierte Mitteilung der Ereignisse und Nachrichten, welche von den ungarischen Deserteuren verbreitet wurden.

⁵⁾ Aus dem angeführten Brief zitiert.

walachische Wojwode erhielt von der Pforte noch die Weisung: «Handle klug und trachte, zwischen den Deutschen und den Ungarn Grund zur Trennung und zum Zerfall herbeizuführen.»

Im kaiserlichen Heere herrschte auch Hunger und Entbehrung⁶⁾, ein größeres Übel aber war die schlechte Leitung, weshalb das kaiserliche Heer auf der ganzen Linie, besonders aber die Donau entlang, überall geschlagen wurde. Die Siege steigerten in hohem Maße das Selbstgefühl der Türken, und da inzwischen die Zahl der ungarischen Deserteure im türkischen Lager immer zunahm, glaubte nach den Reden der letzteren die Pforte bereits, daß nicht nur die ungarischen Soldaten zur Desertion, sondern auch das ganze Ungarn zur Empörung bereit sei. Zur Erforschung der Wahrheit waren die Spione der Kommandanten der türkischen Grenzbezirke in den verschiedenen Gegenden des Landes tätig. Unter den, im Khazine-i-Humána, unterirdischen Lokalitäten der kaiserlichen Schatzkammer aufbewahrten Dokumenten, fand ich in einem ziemlich feuchten Lokale einen dieser Berichte, welcher aber infolge der Feuchtigkeit leider zur Hälfte schon verfault ist⁷⁾. Der noch vollkommen lesbare Teil lautet (nach der ungarischen Übersetzung): «Erhabener, ruhmreicher, gefürchteter, mächtiger, gnädiger Herr und Sultan! — Schon lange war es zu hören, daß das ungarische Volk das deutsche haßt, darum habe ich jüngst durch Vermittlung des zu den walachischen Untertanen gehörenden Bojaren Cserness einen Priester beauftragt und zur Erforschung der Wirklichkeit nach Ungarn geschickt. Bisher ist aber von ihm noch keine Nachricht eingetroffen. Wie ich schon früher gemeldet, habe ich in dieser Angelegenheit auch den walachischen Wojwoden und den Kommandanten von Krajova, Ibrahim Pascha, beschäftigt. Nach unseren gegenwärtigen glänzenden Siegen müssen wir die Ungarn für das hohe Reich gewinnen, wie immer es nur möglich ist; dies habe ich dem walachischen Wojwoden anbefohlen. Sobald ich darüber eine Nachricht erhalte, werde ich sie unverzüglich Eurer Schah-Majestät melden.»

Die Meldungen, welche über die Aufwiegelung der Ungarn an die Pforte gelangten, besagen alle, daß es gelingen werde, die Ungarn mit

⁶⁾ Auch die Deserteure meldeten dies den Türken. Übrigens ist es bekannt, daß das ungarische Volk der kaiserlichen Armee nicht einmal für Geld Getreide liefern wollte, so unbeliebt war Kaiser Josefs Herrschaft.

⁷⁾ Aus der Schatzkammer im dritten Hofe des Serails, innerhalb des Tores der Glückseligkeit, wurden mir auf ein Irade des Sultans vier Kisten mit Dokumenten, zumeist aus der Zeit Napoleons, zur Verfügung gestellt. Die auf Ungarn sich beziehenden habe ich kopiert. Mehr Schriftstücke gibt es dort nach Aussage des Khaznetjar überhaupt nicht, wovon ich mich aber nicht überzeugen konnte, da mir der Eintritt in die unterirdischen Räume unter keiner Bedingung gestattet wurde.

den Deutschen zu entzweien und für die Türken zu gewinnen; man müsse die Ungarn nur gut behandeln und ihnen mit freundlichen Worten schön tun. Auf Grund dieser Meldungen schickte die Pforte an die Wojwoden der Walachei und der Moldau gleichlautende Erlässe, in welchen es heißt: «Zwischen den Deutschen und den ihnen untergeordneten Ungarn ist seit einiger Zeit eine Uneinigkeit und Entfremdung eingetreten, und aus den von dort eintreffenden Briefen, aus den Meldungen der gefangenen oder in die Armee des Sultans eingetretenen Ungarn, sowie aus den Berichten anderer verlässlicher Personen zeigt es sich, daß das ungarische Volk, wenn ihm vonseiten des hohen Reiches zuvorkommende Freundlichkeit erwiesen würde, sich von den Deutschen gänzlich abwenden und dem hohen Reiche zuneigen würde⁸⁾.» Beiden Wojwoden trug die Pforte auf, mit jedem, bei dem sie es für nötig halten, in Verbindung zu treten und jedes Mittel anzuwenden, um die Ungarn dem Herrscherhause abwendig zu machen und für die Türkei zu gewinnen. Über die Anzahl der zu den Türken desertierten Ungarn fand ich keine näheren Angaben, doch glaube ich nicht, daß dieselbe die numerische Kraft der kaiserlichen Armee ernstlich berührt hätte. Diese Deserteure hegten aber sanguinische Hoffnungen bezüglich der Empörungslust der Daheimgebliebenen und gaben auch den Türken maßlose Versicherungen. In Konstantinopel war man auch davon gut unterrichtet, daß in Ungarn Komitatskongregationen voll Unruhe und Gärung stattfinden, und in diesen Erscheinungen erblickte man den Beweis dafür, daß in Ungarn die Revolution — sobald sich eine Gelegenheit dazu bietet — mit ganzer Gewalt ausbrechen werde.

Auf dem Schlachtfelde hatten die Türken die ungarische Grenze bereits überschritten, und da hielt man auf der Pforte die Zeit für gekommen, den bisher schwankenden Vorsätzen eine bestimmte Form zu geben. Die Erinnerung an die von Rákóczi vertretene politische Richtung war bei den Türken noch lebendig und die Pforte, ermutigt durch die Erfolge der türkischen Waffen, hielt den Augenblick für gekommen, jene Pläne, an welchen sie zur Zeit Franz Rákóczis und dessen Sohnes Josef Rákóczi erfolglos gearbeitet hatte⁹⁾, endlich auszuführen. In Konstantinopel war man der Meinung, daß in Ungarn noch immer der Geist der alten Zeit lebe, und daß das Land noch immer von den türkischen Waffen die bessere Zukunft

⁸⁾ Den Text des Erlasses vom 15. Servat 1202 (19. Juni 1788) habe ich im Archiv des Serails gefunden.

⁹⁾ Der Vertrag der Türkei mit Josef Rákóczi, detailliert bei Koloman Thaly: Századok (Ungar. histor. Zeitschrift), 1890. Wie ich vermute, ist derselbe mit einigen Abänderungen nach dem für Franz Rákóczi ausgestellten Verträge ausgearbeitet.

erhoffe. Auf Grund dieser Meinung hat sich die Pforte — um für den österreichischen Angriff Rache zu nehmen — im Jahre 1788 mit dem überraschenden Plan beschäftigt, mit türkischer Waffengewalt das gesonderte, unabhängige Ungarn mit einem nationalen König an der Spitze und das gesonderte Fürstentum Siebenbürgen gleichfalls mit einem nationalen Fürsten herzustellen. Mit der Ausführung dieses Planes wollte die türkische Regierung den schwersten Schlag gegen den Kaiser führen, gleichzeitig aber eine Scheidewand zwischen dem deutschen Kaiserreich und der Türkei ziehen.

Im Archiv des Serails habe ich ein interessantes Dokument vom 7. Zilkade 1202 (9. August 1788) gefunden, ein intimes Schreiben des Sultans Abd-ul-Hamid I., welches den ganzen Plan und dessen Ausführung auseinandersetzt. Das Interessanteste an der Sache ist, daß die Pforte für das Fürstentum Siebenbürgen bereits einen Kandidaten oder wenigstens bezüglich der Wahl eines solchen einen Wunsch hatte. Die Pforte hoffte, daß die Siebenbürger zum Fürsten ein Glied der Familie Bethlen wählen werden. «Zweifellos — sagt des Sultans Brief — werden sie einen aus dem unter ihnen so angesehenen und dem hohen Reiche von jeher freundschaftlich gesinnten Geschlechte der Bethlen zum König wählen.» Daß die Familie Bethlen oder einer ihrer Sprossen wegen Erreichung des Fürstentums Siebenbürgen mit der türkischen Regierung insgeheim in Verbindung getreten wäre, davon findet sich nirgends eine Spur; wenigstens enthalten die Bibliotheken in Konstantinopel darüber nicht einen Buchstaben; auch dafür fehlt jeder Beweis, daß ein Bethlen in Siebenbürgen an der Anstiftung einer Empörung gearbeitet hätte. Die Kandidierung ist also ohne Wissen der Familie Bethlen erfolgt. Der Grund ist leicht zu erraten, wenn man an den mächtigen Fürsten von einst, Gabriel Bethlen, denkt, dessen gewaltige Individualität und ungemeines Ansehen bei der türkischen Regierung so tiefe Spuren hinterließ, daß noch nach anderthalb Jahrhunderten den Türken vor allem der Name Bethlen einfiel.

Für die Person des zu wählenden ungarischen Königs hatte die Pforte überhaupt keinen Kandidaten. Unter den ungarischen Magnaten gab es keine so hervorragende Individualität, welche die Pforte zu einer so revolutionären Rolle hätte in Betracht ziehen können; es gab aber unter den Familien von historischer Bedeutung auch keine, deren Vorfahren mit den Türken in einem besonders freundschaftlichen Verhältnisse gestanden hätte. Dieser Umstand erklärt es auch, warum die Pforte trotz ihrer vielen, in Ungarn tätigen Spione mit den Ungarn keinerlei engere Beziehungen hatte.

Der Plan des Sultans war durchaus ernst gemeint, doch gar nicht vorbereitet. Den Ernst beweist das große Versprechen, welches der Sultan für den Fall des Gelingens dem walachischen Wojwoden Mavrogani gab: «Die walachische Wojwodenschaft schenke ich als würdigen kaiserlichen Lohn dir, deinen Kindern und Kindeskindern für ewige Zeiten.» (Dies und die folgenden Zitate sind aus dem erwähnten Brief des Sultans vom 9. August 1788.) Nach dem Plane sollte zuerst das selbständige Fürstentum in Siebenbürgen hergestellt werden. «Sobald in Siebenbürgen ein König bestellt ist, wird nach diesem Beispiele und in dieser Richtung auch das ungarische Volk aus seiner Mitte einen König wählen.» Zur Wiederherstellung des Fürstentums Siebenbürgen «soll in Siebenbürgen Militär in genügender Anzahl einmarschieren», dessen Kommandant diese Nachricht zu verbreiten hat, mit der Erklärung: «Unsere Absicht ist nur, euch von den Deutschen zu trennen, von deren Tyrannei und Willkür zu befreien und unter dem Schutze des hohen Reiches über euch einen König zu setzen, wie es seinerzeit war.» Angegeben ist auch, in welcher Richtung die einmarschierende Armee ziehen und was sie zunächst okkupieren soll. «Vom Vulkan her oder wo es sonst zweckmäßiger ist, muß der Sitz der Statthalterei, Szeben, eingenommen werden, weil die vornehmsten der siebenbürgischen Leute, der Bojaren, an der genannten Festung interessiert und mit ihr in Verbindung sind, denn ihre Ämter befinden sich dort, und auch die, die auswärts wohnen, gehen dort fortwährend aus und ein.» In Konstantinopel lebte man in dem Glauben, daß die Türkei mit der Einnahme von Nagyszeben gewonnenes Spiel haben werde. «Sobald in diesen Tagen Szeben mit leichter Arbeit eingenommen und mit Gottes Hilfe in den Besitz des Islams gelangt ist, wird der erwünschte Abfall des ungarischen und des siebenbürgischen Volkes ganz gewiß plötzlich und leicht gelungen sein.»

Was man sich in Konstantinopel so leicht dachte, war eine überaus schwere Sache. Vergeblich hatte der Sultan dem walachischen Wojwoden das erbliche Fürstentum versprochen, vergeblich erteilte er ihm Vollmacht zur Aufstellung eines Heeres; weder die Truppen des Wojwoden, noch die der Türken vermochten in Siebenbürgen einzumarschieren, hauptsächlich aber waren sie weder in Siebenbürgen, noch in Ungarn imstande, eine Revolution zu entfachen. So unzufrieden auch Ungarns Volk war, der Unwille machte sich nirgends Luft.

Der Großwesir Jussuf Pascha hatte noch einen anderen Plan. Als die türkischen Streitkräfte von Mehadia und Pancsova her in das Gebiet der drei südungarischen Komitate eindrangen, hatte der Großwesir die Absicht, Pancsova, Mehadia oder wenigstens ein kleines Gebiet

am linken Donauufer der Türkei zu unterwerfen¹⁰⁾. Die zuchtlosen türkischen Truppen wollten jedoch nicht erobern, sondern nur rauben, und streiften, trotz dem Verbote des Großwesirs, plündernd und mordbrennend umher, und weil die Operationen gegen die Russen nicht eben glücklich waren, gab der Großwesir seine Eroberungspläne auf und zog die türkischen Truppen vom linken Donauufer zurück.

Die Wiedererrichtung des ungarischen nationalen Königreiches war aber damals von den Türken noch nicht aufgegeben. Auf der Pforte hatte man sich in den Gedanken hineingelebt, daß die Ungarn den Gang der historischen Ereignisse umkehren werden und den längstvergangenen Zustand, ein ungarisches Königreich und ein siebenbürgisches Fürstentum unter türkischem Protektorat, wieder herstellen wollen. Anfangs 1789, als auch von einer preußischen Mobilisierung gegen Kaiser Josef gesprochen wurde, gelangten noch immer neuere Berichte über die Insurrektionsneigungen der Ungarn nach Konstantinopel¹¹⁾. Der Belgrader Serasker Abdi Pascha, sowie der Walipascha von Rumelien sandten solche Meldungen an die Pforte, woher dann immer die ungeduldigen Fragen zurückkamen: «Wie gestaltet sich die Sache? In welchem Zustande befinden sich die Ungarn gegenwärtig¹¹⁾?» Noch immer hoffte man, daß eines schönen Tages sämtliche ungarischen Soldaten desertieren werden, Ungarns Volk aber gegen den Kaiser zu den Waffen greifen werde¹²⁾. Von den ungarischen Deserteuren erfuhren die Türken auch den leidenden Zustand des Kaisers¹³⁾, was der Wahrheit entsprach. Dagegen wurde ein anderes Gerücht niemals zur Wahrheit, daß nämlich das ungarische Volk gegen den Kaiser zu den Waffen greifen und von dem Herrscherhause offen abfallen will. Darüber erhielt im Jahre 1789 die türkische Regierung volle Gewißheit und unterließ jedes weitere Pläneschmieden zur Wiedererrichtung des ungarischen nationalen Königtumes.

Die Nation hatte die politische Richtung der Kurutzen-Epoche längst verlassen. Sie wollte sich nicht mehr von Habsburg losreißen, sondern unter der Herrschaft der Habsburger ihre Verfassung und ihre gesetzliche Freiheit ungeschmälert erhalten.

¹⁰⁾ Vgl. Mustafa Paschas Werk: »Netaïds-ül-vukuât«, IV. Bd. 19 S. (Jahre lang nur im Manuskript, Veröffentlichung durch den Druck erst 1910 von der Zensur gestattet.)

¹¹⁾ Brief im Archiv des Serails vom 12. Rebi-ül-akhir (9. Januar 1789).

¹²⁾ Brief vom 12. Ramazan 1203 (5. Juni 1789).

¹³⁾ Antwort an den Serasker von Belgrad Abdi Pascha vom 22. Ramazan 1203 (15. Juni 1789).

Professor Hermann Vámbéry, 1832—1913.

Von Dr. Bernhard Munkácsi.

II.

DAS Durchforschen des uralten uigurischen Sprachschatzes hatte Vámbérys Kenntnis bezüglich der osttürkischen Dialekte beträchtlich erweitert, so daß er sich nun jener Aufgabe widmen konnte, deren außerordentliche Bedeutung für die ungarische Urgeschichte und Sprachforschung er schon seit einem Jahrzehnt betonte und die ihn in seiner asiatischen Studienreise als Hauptmotiv leitete: der ungarisch-türkischen Sprachvergleichung. Auch die ungarischen Sprachforscher erwarteten von Vámbéry, als dem berufensten Manne auf diesem Gebiete, die Lösung dieser Aufgabe, da besonders nach dem Erscheinen des Budenzschen Werkes «A magyar és finn-ugor nyelvekbeli szóegyezések» (Die Wortübereinstimmungen der ungarischen und finnisch-ugrischen Sprachen in Nyelvtud. Közlem. VI.—VII. Bd., 1867—9), ein Fordernis des ferneren ersprießlichen Fortschrittes die Klarstellung der türkischen Elemente in der ungarischen Sprache war. Vámbéry beeilte sich dieser Erwartung zu entsprechen und verfaßte noch während der Herausgabe der «Uigurischen Sprachmonumente» im Jahre 1869 seine Arbeit «Magyar és török-tatár szóegyezések» (Ungarische und turko-tatarische Wortübereinstimmungen), welche im Jahre 1870 erschienen ist (ebenda, VIII. Bd.). Viele unliebsame Folgen entstanden später aus dieser Arbeit, welche, statt die sich gesetzte Aufgabe gemäß der richtig erkannten Bedeutung derselben mit der nötigen linguistischen Vorbereitung und der gehörigen kritischen Gründlichkeit zu behandeln, ohne Überlegung und Auswahl nur jene oberflächlichen etymologischen Einfälle zusammenstellte, auf welche der Verfasser während seiner Studien im Laufe der Jahre geraten war. Den Grund dieser lexikalischen Übereinstimmungen, beziehungsweise das Verhältnis der ungarischen und türkischen Sprachen faßt Vámbéry im großen und ganzen derart auf, wie Paul Hunfalvy in seinem Werke «Land und Volk der Wogulen» (1864), obwohl die hier ausgeführte Ansicht nach dem Erscheinen der obenerwähnten grundlegenden Arbeit von Budenz teilweise schon überholt war. Auch nach Vámbéry «gehört die ungarische Sprache in ihren primitivsten Bestandteilen zum ugrischen Stamme der turanischen Sprachen» und dieser ugrische Stamm bildet «die Vermittlung zwischen den finnischen und türkischen Sprachen» (ebenda, VIII., 116). Er

gibt zu, daß «die ungarische Sprache in erster Linie bloß mit den finnisch-ugrischen Sprachen, und zwar mit dem Wogulischen nächstverwandt ist», doch bezeichnet er das Verhältnis des Ungarischen zu den turko-tatarischen Sprachen ebenso wie Hunfalvy und vorher Budenz auch als «Verwandtschaft», wenn auch «in zweiter Linie» (ebenda 114). Das Verwandtschaftsverhältnis der ungarischen Sprache zur türkischen kann seiner Meinung nach «eher als ein jüngerer, als ein geringerer bezeichnet werden, das heißt, dieses Verwandtschaftsverhältnis ist das Resultat einer späteren Berührung oder gar Verschmelzung, welche zwischen den im ugrischen Volkstamm sich schon abgesonderten Ungarn und zwischen den rein türkischen Volkselementen stattgefunden hatte» (ebenda 116). Es ist aus diesen Erörterungen ersichtlich, daß Vámbéry die türkische Schichte der ungarischen Sprache mit vollkommen richtiger Einsicht als eine neuere historische Formation auffaßt, und wenn er trotzdem das Verhältnis der ungarischen und türkischen Sprachen als «Verwandtschaft» bezeichnet, so ist dies seinerseits nur ein unzutreffender Ausdruck für jene Ansicht, welche in seinen späteren Werken oft behandelt wird, wonach nämlich das Ungarische im Grunde genommen eine «Mischsprache» sei, zu deren Entstehung das Türkische ebensolch wichtige Bestandteile beigetragen hat, als das Finnisch-ugrische, obwohl letzteres ohne Zweifel den ursprünglichen Grundstock der Sprache bildete. Darum betont er schon in dieser Arbeit, daß «ein derartiges Verwandtschaftsverhältnis, wie es zwischen dem Ungarischen und den turko-tatarischen Sprachen besteht, bei keiner anderen uns bekannten Sprache beobachtet werden kann». Die Eigentümlichkeit dieses Verhältnisses besteht laut den weiteren Ausführungen Vámbérys darin, daß, obgleich das Ungarische unstreitig eine finnisch-ugrische Sprache ist, kann es trotzdem «einem in linguistischer Hinsicht nicht genügend geschulten Beobachter auf Grund einer Vergleichung mit den türkischen Dialekten entschieden als eine zu den türkischen Idiomen gehörende Sprache erscheinen», insofern «nicht bloß eine beträchtliche Zahl von Haupt- und Zeitwörtern, sondern auch zahlreiche Sprachformen und besonders die Wortbildung auf eine solche Stufe der näheren Verwandtschaft hinweisen» (ebenda 114). Doch weiterhin behauptet er, daß «die Theorie, laut welcher die ungarische Sprache ihrem Ursprunge nach ugrisch ist, jedoch infolge späterer ethnischer Berührungen und historischer Veränderungen gleicherweise ugrischen und türkischen Charakter angenommen hätte, unumstößlich sei» (ebenda 120).

Diese unwissenschaftliche Ansicht ist keine selbständige Erfindung Vámbérys, da dieselbe in engem Zusammenhange mit jenem schon

obenerwähnten Gedanken Hunfalvys steht, wonach das Ungarische eine «Mittelstellung» zwischen den finnischen und den türkischen Sprachen einnimmt, woraus natürlicherweise folgt, daß der Verwandtschaftsgrad nach beiden Richtungen gleich ist, beziehungsweise daß, laut den Worten Vámbéry's, die ungarische Sprache «gleicherweise ugrischen und türkischen Charakter hat». Von dieser Idee konnten sich Budenz und Hunfalvy infolge der kühlen Sachlichkeit ihrer Forschungen leichten Herzens lossagen, jedoch keineswegs Vámbéry, dem auf seiner literarischen Laufbahn von Anfang an der Gedanke vorschwebte, daß es ihm gelingen wird, den Ursprung der ungarischen Sprache und des ungarischen Volkes aus dem Türkentume nachzuweisen und dem darum die Ansicht nicht gleichgültig sein konnte, nach welcher die aus dem Orient herstammenden alttürkischen Elemente in der ungarischen Sprache ebensolche Fremdlinge wären wie die slawischen und deutschen Bestandteile. Budenz hat in seiner Kritik dieses Vámbéry'schen Werkes mit Recht darauf hingewiesen, daß der Verfasser sich «in der Behandlung des Verhältnisses der ungarischen und türkischen Sprachen nicht mit der gehörigen Unbefangenheit ans Werk gemacht hat» (ebenda, X: 70), da aus einem jeden Teile seines Aufsatzes das Streben ersichtlich ist, die türkisch-ungarischen Wortvergleichen in möglichst vorteilhaftem Lichte aufzuweisen, wenn auch auf Kosten der offenkundigen Wahrheit. Die türkisch-ungarischen Wortvergleichen scheinen hier mit den finnisch-ugrischen wie in einem Wettstreite um die Palme des Sieges zu kämpfen. Es wird viel Gewicht auf die möglichst gleiche Zahl der beiderseitigen Wortvergleichen gelegt, und wenn Vámbéry gegenüber den von Budenz angeführten 859 finnisch-ugrischen Übereinstimmungen mit großer Mühe bloß 711 türkische anführen kann, so soll der also entstandene Mangel der letzteren durch die Versicherung gedeckt werden, daß nach dem vollständigen Erscheinen der Werke Radloffs die Zahl der türkischen Wortübereinstimmungen «dieselbe Stufe erreichen wird», wie diejenige der anderen Partei (ebenda, VIII: 120). Er bekennt wiederholt, daß das Ungarische zur engeren Verwandtschaft der finnisch-ugrischen Sprachen gehört, und trotzdem läßt er die sichersten finnisch-ugrischen Entsprechungen außer acht und führt an deren Stelle wertlose türkische Vergleichen an. Er schätzt den schwachen Zusammenklang der ungarischen Wörter hal «fisch», hat «sechs», fül «Ohr» und eb «Hund» mit den türkischen Wörtern balyk, alty, kulak und it höher als jene regelrechten Lautentsprechungen, welche zwischen diesen ungarischen Wörtern und den wogulischen çul, çät, päl', ämp, mordwinischen kal, kota,

pilä etc. Formen vorhanden sind. Unter den vielen, aus unmethodischem Verfahren und mangelhafter Fachkenntnis stammenden Fehlern, welche in der Budenzschen Kritik dieser Arbeit Vámbérys nachgewiesen werden, ist die Bemerkung besonders gewichtig, daß die Lautform oder die Bedeutung der verglichenen türkischen Wörter oftmals nicht den Tatsachen entsprechend angeführt sind, um durch diese Änderung das betreffende türkische Wort dem ungarischen anzugleichen. So schreibt Vámbéry z. B. das türkische Verbum *öbül-*, sich abnützen, abwetzen' in der Form *obul-* um es dem ungarischen Worte *avúl-* ‚veralten, altern' (von *ó*, ‚alt') phonetisch näher zu bringen; desgleichen behauptet er hinsichtlich des ungarischen Wortes *tart-* ‚halten, fassen', daß das türkische Wort *tart-* ‚halten, dauern, ziehen' und das mit dem ungarischen Worte *csombók* ‚Knoten' verglichene türkische *džumbak* ‚Knoten, Haufen, Rätsel' bedeutet, wo doch türk. *tart-* nur die Bedeutung ‚ziehen' und *džumbak* nur die Bedeutung ‚Rätsel' hat. Es ist jedoch eine Übertreibung, diese Unrichtigkeiten einem Mangel der bona fides zuzuschreiben, oder sie sogar als bewußte «Fälschungen» zu qualifizieren, da der Verfasser mit diesen offenbar die Annehmbarkeit oder Möglichkeit jener tatsächlich nicht nachweisbaren Formen oder Bedeutungen andeuten wollte, also nur die besondere Bezeichnung dieser nicht belegbaren, sondern nur erschlossenen Angaben (wie dies in den modernen linguistischen Arbeiten mit einem angelegten Sternchen * geschieht) unterließ.

«Herrgott, du hast Regen gegeben, aber Dankwürdiges ist nichts darin» — mit diesem ungarischen Spruche faßt Budenz zusammen das Endergebnis seiner Kritik über die ungarisch-türkischen Wortvergleichen Vámbérys (ebd. X: 128); mit dem ruhigeren Urteil der Gegenwart können wir jedoch getrost behaupten, daß etwas Dankwürdiges sich auch in dieser mißlungenen Arbeit Vámbérys vorfindet. Das Material dieser Wortvergleichen lieferte für Budenz die Grundlage zum ersten zuverlässigen Verzeichnis der türkischen Lehnwörter im Ungarischen, sowie auch zur Sammlung derjenigen Belege, welche hinsichtlich der ugrisch-türkischen Urverwandtschaft hauptsächlich in Betracht kommen können, und es ist sehr beachtenswert, daß Budenz selber in diesem Ausweise viel mehr als ein Drittel des Vámbéryschen Materials (aus 715 Wortvergleichen 268) als stichhältig anerkannte. Wir müssen dieses Resultat als sehr schätzbar bezeichnen, wenn wir in Betracht nehmen, daß diese von Budenz als richtig anerkannten Wortvergleichen mit wenigen Ausnahmen ihre Stichhältigkeit bis heute nicht eingebüßt haben, und daß wir anderseits kaum zu einem günstigeren Ergebnis

gelangen könnten, wenn wir feststellen wollten, wie viel etymologisches Material sich in den Werken Budenz' bis heute noch als gültig erhalten hat. Eine gerechte Kritik muß auch jenes Verdienst des Vámbéry'schen Werkes anerkennen, daß die osttürkischen, sibirischen und Wolga-Dialekte hier zuerst in größerem Maße als Quellen der ungarisch-türkischen Wortvergleichung gebraucht werden, ferner daß Vámbéry das kaum bekannte Material der bisher erschienenen Arbeiten hier mit ungefähr 50 ganz neuen und als richtig anerkannten Wortvergleichen vermehrte. Wenn also diese Arbeit Vámbéry's auch keine befriedigende Lösung der gestellten großen Aufgabe darbietet, so muß sie trotzdem anbetrachts ihres reichen und wertvollen Materials als eine bedeutende Vorarbeit anerkannt werden.

Vámbéry ließ vorläufig die niederschlagende Kritik von Budenz ohne Antwort, da ihn in der ersten Hälfte der siebziger Jahre andere, sich zum Teil mit den Tagesfragen der Weltpolitik befassende Werke in Anspruch nahmen. Diese waren: «Rußlands Machtstellung in Asien» (Leipzig, 1871), «Zentralasien und die englisch-russische Grenzfrage» (Leipzig, 1873) und «Der Islam im 19. Jahrhundert» (Leipzig, 1875). Auch das zweibändige Buch «Geschichte Bokharas» (Stuttgart, 1872), das auch in englischer und russischer Übersetzung erschienen ist, sowie die «Sittenbilder aus dem Morgenlande» (Berlin, 1876) gehören dieser Periode an. Da wir uns hier nur die ethnologische und linguistische Wirksamkeit Vámbéry's zu schildern zur Aufgabe stellten, führen wir bloß den Titel dieser letztgenannten Werke an. Die nächste Arbeit Vámbéry's auf dem Gebiete der türkischen Sprachforschung war das «Etymologische Wörterbuch der turko-tatarischen Sprachen», erschienen im 13. Band der Zeitschrift «Nyelvtudományi Közlemények», und auch als Sonderabdruck (1877), ferner in deutscher Sprache zu Leipzig im Jahre 1878. Eine wertvolle Grundlage zu dieser Arbeit bot das vom russischen Gelehrten L. Budagow herausgegebene «Vergleichende Wörterbuch der turko-tatarischen Dialekte» (Sravnjitelnyj slovarj turecko-tatarskich narêčij, St. Petersburg, 1869—71), aus dessen reichem und geordnetem Material Vámbéry bequem die zur Vergleichung geeigneten Wörter auswählen konnte, so daß zu diesen bloß noch die jakutischen und tschuwaschischen Entsprechungen hinzugefügt werden mußten, zu welchem Behufe ihm in den Wörterbüchern von Böhtlingk und Zolotnjickij auch ausgezeichnete Behelfe zur Verfügung standen, da in denselben selbst die etymologischen Beziehungen gewissenhaft nachgewiesen sind. Vámbéry hätte die dankbare Anerkennung der

Wissenschaft verdient, wenn er sich gemäß der eigentlichen Bestimmung eines etymologischen Wörterbuches der türkischen Sprachen auf die methodische Darstellung der einander entsprechenden Wortformen beschränkt hätte; er war jedoch weit über die Grenzen dieser Aufgabe auch darauf bestrebt, womöglich das Etymon, d. h. die latente Grundbedeutung der Wörter, zu entdecken, zu welchem Zwecke er die einzelnen Wörter mit Anwendung aller möglichen und unmöglichen linguistischen Spitzfindigkeiten in Wortfamilien gruppierte, was ihm in solchem Maße gelungen war, daß er fast den ganzen ursprünglichen Wortbestand der türkischen Sprachen in 232 Stammgruppen zusammendrängen konnte. So z. B. begnügt er sich nicht damit, die Varianten des osmanischen Wortes *äv* 'Haus' im altaisch-tatarischen *äb* und osttürkischen *öj*, *üj* aufgefunden zu haben; sondern er sucht auch die Vorgeschichte der Bedeutung 'Haus' derart, daß er die Form *öj* mit den Wörtern *oj* 'Tal' und *oj* 'graben' verbindet, weiterhin aber (da einem türkischen in- und auslautenden *j* im Jakutischen manchmal *t* entspricht), sogleich auch das jakutische Wort *üt* 'Loch' hierher zieht, dann fügt er noch willkürlicherweise der Bedeutung 'Loch' die Übersetzung 'Grube' hinzu (offenbar um eine Annäherung der Bedeutungen mit *oj* 'Tal' zu erzielen), endlich setzt er auch das osttürkische Wort *otag*, osman. *oda* 'Zelt, Zimmer' hieher und gelangt so zu dem Resultate, daß das türkische Wort *äv*, *äb* 'Haus' ursprünglich 'Vertiefung, Loch' bedeutete, da die Menschen in der Urzeit in Höhlen wohnten. Dieses ganze Luftgebäude fällt sogleich auseinander, wenn wir lediglich bedenken, daß im Sumerischen *ab* die Bezeichnung von 'Haus' ist, und daß mehrere türkische Kulturwörter aus dem uralten, vorderasiatischen Kulturkreise herkommen. «Der Reiz der Entdeckung,» so äußert sich Vámbéry über die Entstehung dieses seines Werkes, «übte eine solche Wirkung auf mich, daß die türkischen Wortstämme Monate hindurch Tag und Nacht mir nicht aus dem Sinn gingen, und es gereichte mir zu wahren Vergnügen, die Veränderungen und Umbildungen eines und desselben Begriffes möglichst weit zu verfolgen und den Zusammenhang derselben festzustellen.» (Meine Kämpfe, 326.) Dieses gewaltsame Vorgehen hatte eine Menge Fehlgriffe zur Folge, zu deren Rechtfertigung wir bloß darauf hinweisen können, daß Vámbéry mit seinem etymologischen System eigentlich den angesehenen Meister der Wortforschung, Budenz, nachahmte, freilich derart, daß er die Mängel der Vergleichungsmethode des letzteren maßlos übertrieb. Wenn für Budenz, so meinte wohl Vámbéry, richtig und erlaubt war, die ungarischen Wörter *tát*- 'öffnen' und

száj 'Mund', sowie ungar. csap- 'hauen' mit mordwin. tap- 'schlagen' zu vergleichen, warum wäre es ihm verboten, die türkischen Wörter tere- und ser- 'ausbreiten' (Etym. Wörterbuch, 167—8), tük- 'herausfallen' und sökü- 'herabfallen' (ebd. 192), tal-la-, tal-gala- 'schaukeln, hin und her bewegen' und sal- 'werfen, schleudern' (ebd. 146—7), tob 'Haufen, Bündel' und čobul- 'verwickeln, vermengen' (ebd. 184), tok 'voll, satt' und čok 'viel' (ebd. 184—5), tögre- und čevir- 'drehen, umkehren' (ebd. 176—9) in etymologische Verbindung zu bringen? Und wenn Budenz von den angeblich 'gehen, schreiten' bedeutenden doppelförmigen finnisch-ugrischen Wortwurzeln kogo-, kege- und jogo-, jege- eine ganze Schar von Wörterfamilien herleiten durfte, warum hätte es ihm verwehrt sein sollen, aus den gleichartigen türkischen Wortstämmen kab-, keb-, kob-, köb- «aufstehen» (ebd. 74), tak-, tek-, tik-, tok- «schneiden» (ebd. 164), tam, tem, tim, tom, töm, tum, tüm etc., «versammelt, eng, fest» (ebd. 170), und bag, beg, bog, bik, бүk etc. «Band» (ebd. 197) auch weitverzweigte Sprößlinge hervorgehen zu lassen?! Da also die vielfache Möglichkeit der Lautveränderungen die kühnen, etymologischen Zusammenstellungen wenig störte, konnten für diese bloß die Schranken der Bedeutung hie und da hinderlich sein; jedoch war mit Annahme einer vorgeschichtlichen Bedeutung auch dieses Hindernis leicht wegräumbar, was an sich kein Fehler gewesen wäre — ist doch dies in jedem etymologischen Werke üblich —, doch hat Vámbéry, wie in seiner früheren Arbeit, auch hier die Unachtsamkeit begangen, die tatsächlichen und nur supponierten Bedeutungen ohne Unterschied zu vermischen, weshalb die Authentizität seiner Angaben immer aus den ursprünglichen Quellen kontrolliert werden muß. Aus diesen Gründen hat auch dieses Werk seinem Verfasser nicht viel Ruhm gebracht. Die ungarische Literatur nahm kaum Notiz davon und auch in der ausländischen befaßt sich damit bloß Radloff ausführlicher an mehreren Stellen seines Werkes «Phonetik der nördlichen Türksprachen, 1882» (S. 141—3, 146—151, 166, 182—4), indem er die phonetischen Ansichten Vámbérys widerlegt und besonders das Unmethodische seines etymologischen Verfahrens, sowie die mangelhafte Zuverlässigkeit seiner Angaben in scharfer Weise tadelt. Es ist interessant, wie Vámbéry selbst von dem wissenschaftlichen Werte seiner Etymologien denkt: «Auf diesem schlüpfrigen Gebiete», schreibt er mit Hinweis auf seine Wortvergleichen, «wo selbst die größten Autoritäten der Wissenschaft ausgleiten und durch ihren plumpen Sturz die Fachgelehrten entrüsten und alle Welt belustigen,

habe ich infolge der mir mangelnden unentbehrlichen Fachkenntnisse noch größere und mehrere Fehlritte gemacht; trotzdem aber können selbst meine grimmigsten Feinde nicht bezweifeln, daß es mir gelungen ist, das Etymon einer ganzen Menge von türkischen Wörtern zu ermitteln und die konkrete Bedeutung abstrakter Begriffe aufzuklären.» (Meine Kämpfe, 326.) Wer geneigt ist, nicht bloß die Mängel in Vámbérys Wirksamkeit zu bemerken, muß zugeben, daß, wie der Vordersatz, auch die letzte These dieser Selbstkritik treffend ist, denn in der großen Masse jenes wertlos scheinenden Schuttes, den Vámbérys etymologisches Wörterbuch aus dem Schachte des uralten türkischen Sprachschatzes zutage gefördert und zusammengehäuft hat, gibt es auch Edelmetall in Fülle. Diese wertvollen Bestandteile wird ein Mann der Zukunft, der die Aufgabe eines etymologischen Wörterbuches der türkischen Sprachen mit gründlicherer Fachkenntnis wieder in Angriff nehmen wird, gewiß auffinden und dankbar würdigen.

Die türkischen etymologischen Forschungen veranlaßten Vámbéry zur Verfassung des Werkes «Die primitive Kultur des turko-tatarischen Volkes» (Budapest 1879), welches in seiner wissenschaftlichen Wirksamkeit den Übergang vom Gebiete der Linguistik zur Volkskunde bezeichnet. Diese Arbeit gehört zu den gelungeneren Werken Vámbérys, deren Ergebnisse oft mit Anerkennung angeführt werden. Sie behandelt die linguistische Paläontologie des Türkischen, eine Aufgabe, welche hinsichtlich der finnisch-ugrischen Völker durch das Werk von Ahlquist «Die Kulturwörter der westfinnischen Sprachen» (1875) schon früher für seine Zeit mit sehr schönem Erfolge gelöst war. Vámbérys Arbeit ist, wie es auch das Vorwort betont, hauptsächlich unter dem Einflusse dieses Werkes entstanden, jedoch ist darin auch das Studium einiger Werke gleichen Inhaltes aus dem indogermanischen Gebiete, so insbesondere der Werke von Theodor Pösche «Die Arier, ein Beitrag zur historischen Anthropologie» (Jena, 1878), Viktor Hehn «Kulturpflanzen und Haustiere» (Jena, 1870) und Curtius «Grundzüge der griechischen Etymologie» (Leipzig, 1858) bemerkbar. In den lehrreichen Ausführungen der Einleitung weist V. darauf hin, wie sehr jener starre Konservatismus, welcher das Volksleben der Türken charakterisiert, auch in der Sprache bemerkbar ist, so daß infolgedessen die Sprache des uigurischen Sprachmonumentes Kudatku Bilik aus dem XI. Jahrhundert oder die eines kumanischen Kodex vom Anfang des XIV., einige geringe Dialekteigenheiten abgerechnet, kaum irgendeine Abweichung von der heutigen Sprache aufweist, und daß darum hier von einer Sprachgeschichte in dem Sinne,

wie bei anderen Sprachen, kaum die Rede sein kann. Vielleicht hängt mit diesem Umstande jene merkwürdige Eigenheit des türkischen Sprachschatzes zusammen, daß der etymologische Bau viel deutlicher und durchsichtiger ist, als in anderen Sprachen; so daß selbst in den ältesten Elementen der Sprache in vielen Fällen die Grundbedeutung und Bildung ebenso deutlich zu erkennen ist, wie in den ganz neuen Gebilden der Sprache. Diesbezüglich bieten die Namen der Körperteile ein interessantes Beispiel, bei denen wir z. B. im Ungarischen hinsichtlich der Wörter *kéz* «Hand», *láb* «Fuß», *szem* «Auge», *fül* «Ohr», *fog* «Zahn» usw., selbst durch Heranziehung der verwandten Sprachen die ursprünglichere Bedeutung nicht ermitteln können, wohingegen es kaum zu bezweifeln ist, daß das türkische *ajak*, *adak* «Fuß» eine Ableitung des Grundwortes von *ad-yam* «Schritt», *at-la-* «schreiten» ist, also «den Schreitenden» bedeutet, ebenso wie *köz* «Auge» nach dem Zeugnisse der Wörter *kör-* «sehen», *köz-ät-*, *kös-tür-* «zeigen (sehen lassen)» «den Sehenden», ferner *tutkak*, *dudak* «Lippe» als Bildung von *tut-*, *dut-* «halten, fassen» «den Fassenden» (S. 28). Gleichermassen kann unter den Benennungen der Familienmitglieder nachgewiesen werden, daß *katyn* «verheiratete Frau, Weib» aus dem Zeitworte *kat-* «beifügen, verbinden» gebildet ist, also eigentlich «die zur Lebensgefährtin gegebene» bedeutet, und mit derselben Endung bedeutet *kälin* «Schwiegertochter, Schwägerin», aus dem Zeitworte *käl-* «kommen» gebildet, «(zum Hause) gekommen» Person (S. 67); wohingegen z. B. die ungarischen Wörter *nő* «Weib» und *meny* «Schwiegertochter» oder die gleichbedeutenden wogulischen *nê* und *mänj* hinsichtlich ihrer Grundbedeutung, wenigstens nach unserem heutigen Wissen, nicht analysierbar sind. Treffend betont Vámbéry auch jene Eigenart des türkischen Sprachschatzes, daß die Begriffe und Gegenstände der primitiven Kultur hier meistens mit ursprünglichen Ausdrücken bezeichnet werden, wohingegen in den finnisch-ugrischen Sprachen zu diesem Zwecke bloß Lehnwörter zur Verfügung stehen. So sind z. B. die Bezeichnungen von «Acker», «Pflug», «Lamm», «Huhn», «Kessel», «Geld» usw. im Finnischen (*peltto*, *atra*, *lamma*, *kana*, *kattila*, *penninki*) skandinavischen oder lithauischen Ursprungs; im Ungarischen sind diese Wörter (*tarló*, *eke*, *bárány*, *tyúk*, *katlan*, *pénz*) türkischen oder slawischen Ursprungs, dagegen sind die entsprechenden türkischen Bezeichnungen (*tarlak*, *sapan*, *kuzu*, *tauk*, *kazan*, *tängkä*) rein türkische, genuine Wörter (S. 23). Die allgemeine Wahrheit dieser Behauptung kann kaum in Zweifel gezogen werden, wenn auch leicht möglich ist, daß die spätere Forschung von manchen der für echt tür-

kisch gehaltenen Kulturwörter einen arischen oder vorderasiatischen Ursprung nachweisen wird. Auf den ersteren weist schon Vámbéry hin, indem er, obzwar ohne jede Begründung, die Meinung äußert, 'daß es einzig und allein die arische, resp. die altiranische Kulturwelt war, die schon im grauen Altertum auf das Türkenvolk den ersten bildenden Einfluß ausgeübt hatte', wie dies die Sprache beweist, in welcher 'die Namen der aus südlichen Breitengraden in die vermutliche Urheimat importierten Gegenstände, Kleider oder Tierarten nie in chinesischen, aber durchweg in iranischen Fremd- und Lehnwörtern anzutreffen sind' (S. 35). In den folgenden Abschnitten behandelt der Verfasser einzeln alle jene Wörter, welche die Begriffs-kreise: Mensch und menschlicher Körper, Geschlecht und Altersstadien, Familie, Haus und Hof, Hausgerät, Kleider und Stoffe, Speisen und Getränke, Jagd und Ackerbau, Handel und Gewerbe, Waffen, Krieg und Friede, Stände und Regierung, Poesie, Musik, Tanz und Spiel, Welt, Himmel, Sterne, Sonne und Mond, Witterungsverhältnisse und Himmelserscheinungen, Land und Wasser, Tier- und Pflanzenreich, Farben, Gott und Religion, Sittlichkeit und andere abstrakte Begriffe bezeichnen, und erwähnt bei jedem einzelnen Worte die etymologischen Beziehungen und die aus diesen hervorgehende ursprüngliche Bedeutung, resp. Auffassung. An diese Ausführungen knüpfen sich Bemerkungen aus dem Kreise des Volkslebens und der Natureigenschaften Mittelasiens, welche zumeist auf persönlichen Beobachtungen des Verfassers beruhen und den wertvollsten Teil des Werkes bilden. In den etymologischen Erklärungen wiederholen sich freilich oft die Fehlgriffe des Etymologischen Wörterbuches, und es ist ein noch größerer Übelstand, daß auch hier, wie in den früheren linguistischen Werken Vámbérys, stellenweise imaginäre Angaben vorkommen. Eine solche ist z. B. das angebliche türkische Verbum *ku l* - 'hören', welches, in diesem Werke in der Reihe der tatsächlichen sprachlichen Daten ohne Unterscheidung angeführt (S. 28), den Glauben erweckt, daß es in der Sprache gleichfalls wirklich vorhanden ist, wo doch aus dem betreffenden Artikel des Etymologischen Wörterbuches (Nr. 99) hervorgeht, daß es in Wirklichkeit nicht existiert, sondern bloß aus dem türkischen *ku l - a k*, uigurisch *ku l - g a k* «Ohr» abstrahiert ist, unter der Voraussetzung, daß dessen Grundwort mit finn. *ku le* -, tscherem. *ku l* -, wogul. *ꞥôl* -, ung. *hall* - 'hören' usw. identisch sein mag. Mehrere Autoren wurden durch die Behauptung Vámbérys irregeführt, daß der 'Köcher' im Türkischen einen genuinen, seiner Beschaffenheit ganz entsprechenden Namen habe, nämlich das kirgis. *tigis* von *tik me k* 'hineinstecken', welches Vámbéry auch mit ung. *tegez*

‘Köcher’ identifiziert (S. 120). Dieses kirgisische Wort kommt nämlich weder im «Čagataischen Wörterbuche», noch unter den ungarisch-türkischen Wortvergleichen Vámbéry’s vor; es ist auch den kirgisischen und sonstigen orientalischen Wörterbüchern unbekannt, in welchen überall *s a d a k* als türkische Bezeichnung des ‘Köchers’ angegeben ist, ja selbst im Etymologischen Wörterbuche Vámbéry’s ist es nicht zu finden, wo es doch wenigstens zwischen den Ableitungen der Verbalwurzel *t i k* - ‘stecken’ (Nr. 202) angeführt sein müßte. Unter solchen Umständen kann man nicht den Verdacht für unberechtigt halten, daß dieses kirgisische *t i g i s* ‘Köcher’ vielleicht nur ein Phantasiegebilde oder ein Gedächtnisfehler des Verfassers ist, d. h. seine Existenz nur der Annahme verdankt, daß das ungarische Wort *t e g e z* ‘Köcher’ auf türkischem Boden durch das türkische Verbum *t i k* - «hineinstecken» gut erklärt werden könnte. Wir könnten über diese Frage lange nachsinnen, wenn uns Vámbéry selbst nicht auf die Spur führen würde dadurch, daß er auf eine Stelle, wo das betreffende kirgisische Wort vorkommt, folgendermaßen verweist: «kirg. *t e g e š* = ‘Köcher’ (vgl. Radloff Kirg. Sprichwörter, Text, Band III, S. 1), eigentlich: Geschirr, in welches man irgendetwas hineinlegt, entstammt aus der Wurzel *t i g* -, *t e g* -, *t i k* - ‘hineinstecken’» (Ursprung der Magyaren, S. 635). Indem wir die zitierte Stelle nachschlagen, finden wir daselbst richtig das Wort *t e g ä š*, doch zu unserer Überraschung wird als Bedeutung desselben nicht ‘Köcher’, sondern ‘Schale’ angegeben (vgl. Budenz: *Nyelvtud. Közl.* 18:10); die Übersetzung des kirgisischen Textes lautet: ‘Trittst du bei Vornehmen ein, wird vor dem Mächtigen Speise in den Napf gegossen, *a s k u j u n d u t e g ä š k ä*’. Auch ist uns eine Version dieses kirg. *t e g ä š* ‘Schale’ (vgl. Radloff: Wörterbuch der türk. Dialekte, III:1033) im tobolskisch-tatarischen *t i g ä č* ‘Schale, Schüssel’ (ebd. III:1353 und in Budagows Wörterbuch, I:416) bekannt, sowie ein anderes Wort aus demselben Stamme im kirgisischen *t e g ä n ä*, kumanischen *t ä g ä n ä* ‘große Holzschale’ (ebd. III:1031), ferner im osmanischen und osttürkischen *t ä k n ä* ‘großes Holzgeschirr, Trog’, welches letzteres Wort als Entlehnung im ungarischen *t e k n ö* ‘Trog’ vorliegt. Ein solches Verfahren in der Mitteilung von sprachlichen Angaben kann bei den Fachkundigen Mißtrauen hinsichtlich aller jener Angaben Vámbéry’s erwecken, welche aus sonstigen Quellen nicht bekannt sind, wenn dahinter irgend etwas linguistisch Interessantes steht. Derartig ist z. B. auch jene Behauptung, daß die Özbegen der drei Khanate statt der gemeintürkischen Zahlwörter *s e k i z* «acht» und *t o k u z* «neun» diese Ausdrücke benützen: *i k e k e m o n* «zehn weni-

ger mit zwei» und bir kemon «zehn weniger mit eins» (S. 115), wo es doch kaum anzunehmen ist, daß die Herausgeber der Wörterbücher und Sammler des osttürkischen Sprachmaterials diese außerordentlich interessanten und lehrreichen Ausdrücke außer acht gelassen hätten, wenn dieselben irgendwoher in der Literatur nachgewiesen, oder in der Gemeinsprache bekannt wären. Vámbéry vertraute allzusehr seinem Gedächtnisvermögen, und es ist sehr leicht möglich, daß in diesem Falle und in anderen ähnlichen Fällen hierin die Ursache seiner Fehlgriffe war; oder aber hatte seine Phantasie unter der Einwirkung seiner Lektüre das Ungewisse zur Wirklichkeit belebt.

Während dieser linguistischen Studien interessiert sich Vámbéry lebhaft auch für die osttürkische Literatur. Dies bezeugt eine ebenfalls im Jahre 1879 erschienene Abhandlung «Über die Sprache der Turkomanen», in der 30 Gedichte und Fragmente aus dem Divan des turkomanischen Volksdichters Mahdumkuli aus dem XVIII. Jahrhundert nebst Übersetzung und Anmerkungen mitgeteilt sind (Nyelvtud. Köz. Bd. XV). Die Einleitung charakterisiert den Dichter und sein Werk und gibt eine kurze Schilderung über die Sprache der Turkomanen, nach welcher dieser türkische Dialekt in seinen Haupteigenschaften mit dem osmanisch-türkischen übereinstimmt. Dieser Umstand wäre ein Zeugnis dessen, daß der gemeinsame Ursprung dieser beiden Völkerschaften, der Turkomanen und Osmanen, im historisch berühmten Stamme der Seldschuken zu suchen ist.

Mit eifrigem Interesse beschäftigte sich Vámbéry zu dieser Zeit auch mit den Fragen der ungarischen Ethnologie, welche er mit den einleitenden Bemerkungen seiner «Ungarisch-turkotatarischen Wortvergleichen» durchaus nicht für erledigt betrachtete. Schon hier hat er seine Grundansicht angedeutet, nach welcher das ungarische Volk, ebenso wie die ungarische Sprache, aus einer Verschmelzung finnisch-ugrischer und türkischer Elemente entstanden ist, also eine derartige Formation darstellt, wie das aus türkisch-slawischer Mischung entstandene bulgarische Volk oder der in den Hindukushtälern wohnhafte Volksstamm der Hezaren, welcher, durch Timur daselbst angesiedelt, seine ursprüngliche mongolische Sprache mit der persischen vertauschte (Nyelvtud. Közlem. VIII:117). Die ausführliche Begründung dieses Gedankens bildet das Hauptthema in dem großzügigen Werke Vámbérys «Der Ursprung der Magyaren. Eine ethnologische Studie. Leipzig 1882» («A magyarok eredete. Ethnologiai tanulmány. Budapest, 1882»), welches trotz zahlreicher Fehler zu den bedeutendsten Schöpfungen auf dem Gebiete der ungarischen Urgeschichte gehört. Die Einleitung dieses Buches behandelt den Ursprung der Skythen und Saken, die die Türken des

Altertums gewesen sein sollten, sowie auch der Hunnen, Awaren, Bulgaren, Chasaren und Petschenegen, mit besonderer Berücksichtigung nicht bloß der diesbezüglichen Berichte der orientalischen und byzantinischen Schriftsteller, sondern auch der in den Personen- und Ortsnamen sowie in den Würdentiteln erhaltenen Sprachdenkmäler, aus welchen klar hervorgeht, daß die Hauptmasse und die regierende Klasse dieser Völker türkisch war. In ihrem ethnischen Charakter gleichen die Ungarn vollkommen den übrigen Stämmen der Völkerwanderung, und ihr Türkentum kann um so weniger bezweifelt werden, da Ibn Rosteh ganz deutlich bezeugt, daß «die Ungarn zum Geschlecht der Türken gehören» und Constantinus der Purpurgeliebte sie gar nicht anders als bloß *Τούρκοι* benennt. Viele ehemalige ungarische Personennamen und einige Würdenbezeichnungen können gleichfalls am geeignetsten aus dem Türkischen erklärt werden. Als dieser Ansicht widersprechender Umstand kann höchstens nur die heutige ungarische Sprache in Betracht kommen, deren finnisch-ugrischer Ursprung nämlich durch die wissenschaftliche Forschung der letzten Jahrzehnte einstimmig und mit voller Entschiedenheit festgestellt wurde. Nach Paul Hunfalvy folgt hieraus mit unbedingter Bestimmtheit, daß auch das ungarische Volk finnisch-ugrischen Ursprunges sei, denn wie er in seinem berühmten Werke «Ethnographie Ungarns» (1876) betont, 'ist die Sprache die Seele der Nation, die Geschichte der Sprache ist die Geschichte des Volksgeistes; zugleich deutet die Sprache die Zugehörigkeit, Verwandtschaft, Stellung eines Volkes zu den andern Völkern in unfehlbarer Weise an' (in der ungarischen Ausgabe S. 221). Demgegenüber behauptet Vámbéry, sich auf Peschel und andere Autoritäten berufend, daß die Sprache als Grundlage der ethnischen Klassifizierung durchaus nicht von ausschlaggebender Bedeutung ist, vielmehr 'ist die Zahl derjenigen Kulturvölker, welche im Laufe ihrer historischen Entwicklung ihre Sprache entweder ganz umändert oder mit fremdem Wortschatze bereichert haben, viel größer als die Zahl derjenigen Völker, welche ihre mit historischer Bestimmtheit nachweisbare ehemalige Nationalsprache bewahrten» (S. 217). Die Zeugenschaft der Sprache kann hinsichtlich der Frage nach dem Verwandtschaftsverhältnisse zwischen den Völkern bloß als ein Moment in Betracht kommen, jedoch sind wir keineswegs berechtigt, bloß aus dem Gepräge der heutigen Sprache irgend eines Volkes auf die Urzeit oder auf den Ursprung dieses Volkes in allen jenen Fällen Schlußfolgerungen zu ziehen, in welchen die Zeugnisse der Geschichte und die ethnographischen Erscheinungen den Zeugnissen der Sprache widersprechen. Nach Vámbérys Meinung kann der tür-

kische Ursprung des ungarischen Volkes infolge der zweifellosen geschichtlichen und ethnographischen Beweise auch in dem Falle als sicher betrachtet werden, wenn man die Sprache auch tatsächlich mit einer jede andere Annahme ausschließenden Gewißheit als finnisch-ugrisch bezeichnen müßte; er bestreitet jedoch, daß diese Gewißheit so fest wäre, daß sie durch keinerlei Zweifel und Einwände wankend gemacht werden könnte (S. 220). Deshalb beginnt er einen titanenhaften Streit mit den beiden anerkannten Größen der ungarischen Linguistik, Hunfalvy und Budenz, und obzwar seine Kampfrüstung unvergleichlich schwächer als diejenige seiner Gegner ist, trifft er oft die verwundbaren Stellen derselben. Seine Beschuldigung richtet sich hauptsächlich gegen die ungarischen Sprachforscher, die nach seiner Meinung in ihren Wortvergleichungen 'dem finnisch-ugrischen Sprachschätze viel mehr Aufmerksamkeit als dem turko-tatarischen zugewendet haben' und demzufolge sie auch ihr Urteil hinsichtlich des Ursprungs der ungarischen Sprache 'in einseitiger und übereilter Weise' gebildet haben (S. 240—41). Nach einer kurzen Übersicht der phonetischen und morphologischen Eigenschaften der ungarischen Sprache gelangt er zu dem Schlusse, daß diesbezügliche Übereinstimmungen im Türkischen in gleichem Maße nachgewiesen werden können als in den finnisch-ugrischen Sprachen; infolgedessen muß die ungarische Sprache schon aus diesem Grunde 'streng genommen als ein ergänzender Teil der beiden Hauptgruppen betrachtet werden, und man kann sie hinsichtlich eines engeren Verwandtschaftsgrades weder zur einen noch zur anderen Gruppe hinzurechnen', mit anderen Worten: sie ist 'eine Mischsprache' (S. 230). In dieser Auffassung wird Vámbéry noch mehr bestärkt durch die etymologische Untersuchung des Sprachschatzes, zu welchem Zwecke er in einem voluminösen Anhang seines Werkes das Material des Budenzschen Ungarisch-ugrischen vergleichenden Wörterbuches einer strengen Kritik unterzieht, und nachdem er einen beträchtlichen Teil desselben als unhaltbare Vergleichung verwirft, kommt er zu dem Schlusse, daß 'ungefähr zwei Drittel des ungarischen Wortschatzes in engem Zusammenhange mit dem türkischen Wortschatze steht, und kann bloß mit Hilfe des letzteren etymologisch analysiert und aufgeklärt werden'. Dieser Umstand beweist nach seinem Dafürhalten 'unverkennbar, daß der ungarische Wortschatz in einem näheren und engeren Verwandtschaftsverhältnisse zum turko-tatarischen, als zum finnisch-ugrischen Wortschatze steht' (S. 252). Zur Begründung dieser Behauptung dient jener meisterhaft bearbeitete und den Laien vollends bestechende Abschnitt seines Werkes, in welchem er die Kulturwörter

nach ihren Begriffskreisen gruppiert darstellt und nachweist, daß die Ausdrücke der primitiven Beschäftigungen, insbesondere des Ackerbaues, der Viehzucht sowie des Nomadenlebens im Ungarischen größtenteils türkischen Ursprungs sind, und zwar sind diese Ausdrücke nach seiner Ansicht nicht Lehnwörter, wie es die Verfechter der finnisch-ugrischen Herkunft behaupten, sondern ursprüngliche, angestammte Wörter aus der längstverflossenen Urzeit der Sprache (S. 275).

Infolge all dieser Gründe behauptet Vámbéry, daß das ungarische Volk türkischen Ursprungs ist, als solches 'gleich einem Wachtposten in den nördlichen und nordöstlichen Grenzgebieten der turko-tatarischen Stämme auf dem Berührungspunkte mit den ugrischen Völkern wohnte, daher tiefgehende Spuren des Verkehrs mit ugrischen Völkern aufweist' (S. 419. Seine Meinung weicht also wesentlich von der Ansicht Hunfalvys ab, wonach das ungarische Volk gerade im Gegenteil finnisch-ugrischen Ursprungs ist, als solches im südöstlichen Winkel des ugrischen Völkergebietes in der unmittelbaren Nachbarschaft der Türken wohnte und infolge des anhaltenden und innigen Verkehrs mit diesen prägnante Spuren des türkischen Einflusses zeigt. Aus dem Umstande, daß die Übereinstimmungen der finnisch-ugrischen Elemente der ungarischen Sprache in der ganzen finnisch-ugrischen Sprachgruppe zerstreut, d. h. teils im Wogulisch-Ostjakischen, teils im Finnisch-Lappischen, teils anderwärts vorkommen, folgert Vámbéry, daß die türkisch-ungarische Sprache 'diesen finnisch-ugrischen Wortschatz bloß in jener, aller historischen Berechnung fernstehenden Urzeit sich angeeignet haben konnte, als die Zweige der heute und gewiß auch schon vor Christi Geburt abgesondert und geographisch weit von einander zerstreut lebenden finnisch-ugrischen Stämme noch eine Volkseinheit bildeten» (S. 420). Der Mischcharakter der ungarischen Sprache ist also un-
gemein alt.

Mit dieser Theorie sucht Vámbéry nicht bloß die Urzeit des ungarischen Volkes, sondern auch dessen geschichtliche Entwicklung, sowie dessen Charakter und Geisteswelt zu erklären. Selbst die Grundlagen der Zukunft der ungarischen Nation erblickt Vámbéry hierin. In den letzten Ausführungen seines Werkes weist er mit gleichsam dichterischem Schwunge auf jene Liebe und Anhänglichkeit hin, mit welcher das Ungartum seine nationale Eigenart infolge jener sittlichen Kräfte, welche es aus der Nomadenzeit seiner türkischen Urahnen erbe, treu bewahrt hat, in einer Weise, 'wie es bei keiner anderen Nation der Fall ist, welche aus der asiatischen Steppenwelt in die kultivierten Gegenden Asiens und Europas ver-

pflanzt wurde'. 'Jene sittliche Kraft, so lauten seine Worte, welche die Ungarn über Petschenegen, Kumanen, Chasaren und die übrigen Stammverwandten und Fremden in Pannonien zur Herrschaft gelangen ließ, dieselbe Kraft lebt in den Magyaren, welche sich inmitten der ihnen an Zahl überlegenen Volkselemente der Slawen, Rumänen und Germanen erhalten haben, auch nach tausend Jahren ungeschwächt. Das Talent zur Bildung eines Staates fehlte zwar auch bei den anderen Völkern turko-tatarischen Ursprungs nicht; saßen doch bis zur Neuzeit auf den Thronen Asiens von China bis zum Balkan hauptsächlich turko-tatarische Herrscher, und solche nehmen teilweise noch heutzutage diese Throne ein; jedoch bewahrte bloß das Ungarnum seine staaterhaltende Macht. Das Ungarnum hatte sich, trotzdem es asiatischen, resp. turko-tatarischen Ursprungs ist, in Europa eingebürgert, hatte sogar diesem Erdteile wichtige Dienste geleistet und ist dazu berufen, während der unausbleiblichen Umgestaltungen im Osten unseres Erdteiles noch wichtigere Dienste zu leisten' (S. 457). — Eine weitblickende politische Prophezeiung ist in diesen Worten ausgesprochen!

Es ist wohl verständlich, daß dieses Werk eine begeisterte Aufnahme bei dem ungarischen Publikum gefunden hat. Jene Ehrungen, welche Vámbéry bei seiner Rückkehr von seiner asiatischen Reise von seiner Nation erhofft hatte, wurden ihm erst jetzt zuteil, als er, das Versprechen seiner Jugend erfüllend, bewiesen hatte, daß seine osttürkischen Studien tatsächlich viele und bedeutende Resultate zur Aufklärung der ungarischen Urgeschichte ergaben. Die Tageszeitungen priesen Vámbérys Buch als ein nationales Ereignis, und unter den ungarischen Gelehrten waren insbesondere die Historiker höchlich erfreut, daß ein Schriftsteller von europäischem Ruf statt der kleinen und unbedeutenden finnisch-ugrischen Völkerchen das kriegerische und welterobernde türkische Volk in die nächste Verwandtschaft des Ungarnums stellte. Die blendende Wirkung, welche im Werke Vámbérys die tendenziös einseitige Gruppierung der historischen, ethnographischen und sprachlichen Beweise, sowie die anziehende Leichtigkeit des Vortrags ausübte, wurde noch dadurch ungemein gesteigert, daß die ganze Richtung des Buches der nationalen Eitelkeit huldigte, ja sogar mit pathetischem Schwunge jene historischen Träumereien verteidigte, deren Unhaltbarkeit die historische Forschung längst bewiesen hat. Trotz der in mehreren Arbeiten dargelegten triftigen Beweise Hunfalvys, nach welchen sämtliche Angaben der alten ungarischen Chronisten über eine historische Verbindung der Ungarn mit den Hunnen, nichts weiter als Märchen und ebenso alle ihre diesbezüglichen Er-

zählungen Erdichtungen sind, welche nicht aus einer ungarischen mündlicher Tradition, sondern aus deutschen literarischen Quellen herrühren: unterrichtet uns Vámbéry in seinem neuen Werke darüber, daß Hunnen und Magyaren Abkömmlinge desselben Volkstammes sind, daß die Teilnahme der Ungarn an den Wanderungen der Hunnen 'kaum zweifelhaft sein kann', daß — wie es in der Chronik heißt — in den Sagen und Liedern der landnehmenden Ungarn das Andenken der ruhmvollen Taten ihrer mit Attila in den Krieg ziehenden Vorfahren fort dauerte, daß es sogar 'überhaupt undenkbar' wäre, daß diese Überlieferung 'bei den Ungarn verblaßt, oder gar in Vergessenheit geraten, und nicht eine der Beweggründe geworden wäre, als sie ihre Urheimat verließen und eine neue Heimat suchten' (S. 424). Durch derartige Behauptungen schmeichelte Vámbéry außerordentlich dem ungarischen Rassenbewußtsein, und es ist kein Wunder, daß die erste Auflage seines Werkes angeblich schon binnen drei Tagen vergriffen war, weshalb in Bälde eine zweite Auflage herausgegeben werden mußte, aus welcher jedoch der fachwissenschaftliche und das große Publikum weniger interessierende linguistische Anhang weggelassen wurde. Auch die Ungarische Akademie der Wissenschaften würdigte die populäre ethnologische Theorie einer Anerkennung, als sie Vámbéry betraute, in ihrer Festsetzung im Jahre 1886 über einen, mit dem Ursprung der Ungarn in Beziehung stehenden Gegenstand einen Vortrag zu halten.

Dieser tobende Taumel erweckte im Kreise der gelehrten Anhänger Hunfalvys und der Schüler Budenz' Verstimmung und Überraschung, und ohne jede vorherige Verabredung erachteten es unter ihnen alle, die sich mit dem Studium des Türkentums befaßt haben, als ihre Pflicht, die Ehre ihrer wissenschaftlichen Bestrebungen und die bestrittenen Wahrheiten ihrer angegriffenen Meister zu verteidigen. Aus der kleinen Schaar der Verfechter der türkengegnerischen Meinung begann als erster der Schreiber dieser Zeilen den Kampf gegen Vámbérys Theorie mit einem im Feuilleton der Tageszeitung «Pesti Napló» vom 23. September 1882 unter dem Titel «Es beginnt der Krieg!» erschienenen Artikel, welcher in der Tagespresse eine Entzündung hervorrief, wie wenn ein festverderbendes Attentat begangen worden wäre. Alsbald wurde der Streit mit mächtigeren Kampfesmitteln weitergeführt. In der Akademie der Wissenschaften begann Budenz in der Novembersitzung 1882 eine Reihe von Vorträgen unter dem Titel: «Antwort. Linguistische Bemerkungen zum Werke Vámbérys über den Ursprung der Ungarn», in welchen er das kritische Verfahren seines Gegners in scharfer Weise beleuchtet und hauptsächlich darauf hinweist, daß 'ein bedeutender Teil seiner

türkischen Angaben teils hinsichtlich der Wortform, teils hinsichtlich der Bedeutung von der bisherigen Kenntnis des Türkischen abweicht, und zwar derart, daß durch diese Abweichung die betreffende Angabe in allen Fällen zur Vergleichung mit dem Ungarischen geeigneter wird, als es laut den bisherigen Kenntnissen war'. Gleichzeitig erschien eine Reihe von Artikeln über Vámbérys Buch von mir in der Zeitschrift «Magyar Nyelvör» (1882—83) unter dem Titel «Der Ursprung der ungarischen Sprache». Zu Anfang des Jahres 1883 tritt auch Hunfalvy in die Kämpferlinie mit der akademischen Abhandlung «Ist die ungarische Nation igrischen oder turko-tatarischen Ursprungs?», welche mit mehreren Zusätzen auch deutsch erschienen ist unter dem Titel «Vámbérys Ursprung der Magyaren» (Wien und Teschen, Verlag von Karl Prochaska, 1883). Die letzte Veröffentlichung wurde durch die deutsche Ausgabe des Vámbéryschen Werkes veranlaßt und hatte zum Zwecke, das in dieser Streitfrage zur Stellungnahme aufgeforderte deutsche Publikum in entsprechender Weise zu orientieren.

In diesen Arbeiten beschwert sich Hunfalvy erbittert darüber, daß Publikum und Tagespresse fortwährend eine ungerechtfertigte Abneigung gegen die Idee der finnisch-igrischen Sprachen- und Stammesverwandtschaft bekunden. Sodann zur Kritik der Beweise Vámbérys übergehend, findet er, daß die Theorie vom türkischen Ursprunge der Ungarn sich hauptsächlich auf drei Argumente stützt. Das erste ist, daß die orientalischen und byzantinischen Quellen die Ungarn als Türken bezeichnen; dieses grundlegende Argument entkräftet jedoch Vámbéry selber, indem er an einer anderen Stelle seines Werkes (S. 145) darauf hinweist, daß 'im XII. und XIII. Jahrhundert die Muselmanen Europa und deren Bewohner bloß mit dem Sammelnamen *Fr ends* oder *Efr ends* bezeichneten, welche Bezeichnung aus einer Reminiszenz auf das fränkische Reich Karls des Großen entstanden ist', und fügt dieser Bemerkung hinzu, daß 'zur Zeit Konstantins und Leos auch der Volksname «Turk» derart angewendet wurde, und dies mag die einzige Ursache gewesen zu sein, derzufolge die damals noch unbekanntenen Ungarn mit dem ihnen zukommenden Sammelnamen als «Turken» bezeichnet wurden'. Das zweite Argument folgt aus jenem ethnischen und gesellschaftlichen Gegensatze, welcher zwischen den 'friedliebenden, mit Fischerei und Wieseljagd beschäftigten' Ugriern und zwischen den nomadischen, kriegerisch gesinnten Magyaren so auffallend ist und welcher den türkischen Ursprung der letzteren in solch entschiedener Weise bekräftigt, daß 'eine entgegengesetzte, den finnisch-igrischen Ursprung behauptende Meinung aus dem Kreise der Kombinationen

vollends auszuschließen ist'. Demgegenüber weist Hunfalvy darauf hin, daß auch die Vorfahren der Ungarn, laut den übereinstimmenden Zeugnissen der orientalischen Quellen und der ungarischen Chronisten, sich mit Fischerei und Jagd beschäftigten, und auch in ihrer gegenwärtigen Heimat erwarben sie anfangs ihren Lebensunterhalt eher durch Fischerei, Jagd und Viehzucht, als durch den Ackerbau. Andererseits ist jedoch auch jene Auffassung durchaus irrig, wonach irgendein Volk unter veränderten geographischen und gesellschaftlichen Verhältnissen bloß jene Lebensweise fortführen könnte, an welche es sich in seiner ursprünglichen Heimat gewöhnt hatte. Die Nachkommen des Dschingiz-Chan in Peking und der Osmanen in Stambul bedienen sich nicht derselben Gebräuche, Sitten und Institutionen wie ihre Vorfahren auf den mittelasiatischen Steppen. Andererseits kann auch das nicht angenommen werden, daß die auf einem weiten geographischen Gebiete sich verbreitenden finnisch-ugrischen Völker sämtlich und zu jeder Zeit dieselbe Lebensweise geführt hätten, und daß zwischen ihnen, ebenso wie bei anderen Völkerschaften, friedliche und kriegerische, starke und schwache Volksstämme nicht gleicherweise existiert hätten. Das dritte Argument, aus welchem Vámbéry den türkischen Ursprung der Ungarn folgert, ist das Zeugnis der Sprache. In der Theorie schätzt Vámbéry die Sprache als Grundlage und Mittel einer Klassifizierung der Völker sehr gering und betont öfters, daß mit Hilfe der Sprache der Ursprung und die Urheimat eines Volkes nicht ermittelt werden kann. In der Praxis dagegen schätzt er die ethnologischen Zeugnisse der Sprache sehr hoch ein, ja, sogar der überwiegende Teil seines Werkes besteht aus Linguistik, aus welcher Quelle er seine schätzbarsten Beweise schöpft dafür, daß der Stamm der Ungarn türkisch ist, wie auch seiner Ansicht nach 'der ungarische Wortschatz in einer näheren und engeren Verwandtschaft zum turko-tatarischen als zum finnisch-ugrischen Wortschatze steht'. Doch fällt Hunfalvy ein sehr ungünstiges Urteil über den Wert dieser türkisch-ungarischen Sprachvergleiche. Nach diesem ist Vámbéry 'in der ungarischen Sprachwissenschaft unbewandert' und 'verfährt leichtfertig auch mit den türkischen Sprachen'; infolgedessen kann er 'seinen Etymologien und Kulturklügeleien, von woher immer das Material zu diesen geschöpft sein möge, nicht viel Vertrauen schenken'. In seiner deutschen Arbeit knüpft Hunfalvy an diese Erörterungen noch fünf einleitende Kapitel, in welchen die auf die Skythen, Hunnen, Awaren und Bulgaren bezüglichen Abschnitte kritisiert und insbesondere die gewaltsamen Erklärungen der Personennamen mißbilligt werden. Dieser ergänzende Teil behandelt außerdem einen Zeitungsartikel von Aurel

Török, in welchem anlässlich des Erscheinens des Vámbéryschen Werkes die Tendenz desselben mit großer Anerkennung besprochen und auf die Wichtigkeit der anthropologischen Erforschung in ethnologischen Fragen hingewiesen wird. Hunfalvy ist der Meinung, daß die anthropologischen Umstände bei ethnologischen Forschungen nicht von Bedeutung sein können, da sie bloß den physischen Bau des Menschen bestimmen, wo doch mit derselben Sprache und derselben Kultur sich Menschen zu einer einheitlichen Nation zusammenschließen können, bei denen Schädelumfang, Auge, Haupthaar, Hautfarbe, Körperbau große Verschiedenheiten und Abweichungen aufweisen. Wenn auch die Anthropologie bei Finnen, Esten und Baschkiren zwei verschiedene Typen feststellt und wenn sie auch die Székler von den Ungarn absondert, so bilden doch diese unzweifelhaft eine einheitliche Nation.

Nun traten von beiden Seiten neue Kämpfer auf dem Kriegsfelde auf. Josef Szinnyei veröffentlicht im Jahrgang 1883 der Zeitschrift «*Philologiai Közlöny*» unter dem Titel «*Der Ursprung der ungarischen Sprache*» seine lehrreichen Bemerkungen zum linguistischen Teile des Vámbéryschen Werkes und beweist ausführlich, daß das in demselben befolgte etymologische Verfahren unmethodisch ist, und daß auch die Angaben nicht verlässlich sind, da sie in vielen Fällen im Interesse der Vergleichung willkürlicherweise umgestaltet sind. 'Vámbéry konnte das auf festem Fundamente stehende Gebäude, welches er umstürzen wollte, nicht einmal wankend machen' — so lautet sein zusammenfassendes Urteil. 'Vámbérys Buch — heißt es an einer anderen Stelle — gefiel dem Publikum nicht darum, weil es die Frage nach dem Ursprung der Ungarn auf wissenschaftlicher Grundlage behandelt, sondern weil es diese Frage in einer der nationalen Eitelkeit schmeichelnden Weise löste. Andererseits aber — so fährt er fort — ist Vámbérys Buch so geschickt verfaßt, daß es den Laien vollständig überzeugt; die türkische Verwandtschaft der ungarischen Sprache ist darin so evident und handgreiflich dargestellt, daß der Leser darüber erstaunen und sich über diejenigen verblendeten Gelehrten ein sehr sonderbares Urteil bilden muß, welche seit drei vollen Jahrzehnten die ungarische Sprache in jeder Richtung durchforscht und auch die türkischen Sprachen studiert haben, und trotz der glänzenden Beweise der letzteren hartnäckig an ihrer Meinung festhalten, daß die ungarische Sprache nicht türkischer, sondern ugrischer Art ist.' In der Polemik nimmt ferner Ferdinand Barna teil mit seiner gehaltvollen Abhandlung «*Kritik einiger Behauptungen des Vámbéryschen Werkes über den Ursprung der Magyaren*» (1884), welche in der Akademie der Wissenschaften verlesen

wurde. Als Verfechter des Vámbéry'schen Standpunktes treten auf: Karl Pozder, der in einer Rezension (*Philologiai Közlöny*, 1883) das Vámbéry'sche Buch «epochemachend» nennt und insbesondere die «achtunggebietende Unparteilichkeit» des Verfassers hervorhebt; ferner Joseph Thury, der in seinen Abhandlungen «Die Methoden unserer Ethnologie» (ebd.), «Die ugrisch-ungarische Theorie» (ebd. 1884) und «Die Apologie des türkischen Wortschatzes» (ebd. 1885) mit gründlichen Kenntnissen die türkische Theorie verteidigt und über die Richtung der Forschungen von Hunfalvy und Budenz wiederholt das Todesurteil ausspricht mit den Worten *Catos: Censeo Carthaginem esse delendam!* Endlich würdigt Heinrich Marczali im Jahrgang 1883 der Zeitschrift «*Budapesti Szemle*» aus historischem Gesichtspunkte Vámbéry's Werk, welches er 'außerordentlich wertvoll', 'ausgezeichnet und geistvoll' nennt und darin insbesondere den Abschnitt über die 'Kulturmomente' hervorhebt, durch welchen 'Vámbéry sich einen vornehmen Platz unter den berufensten Forschern des ungarischen Sprachgeistes erworben hat'. Bezüglich der historischen Teile des Werkes lautet das Urteil Marczalis minder beifällig. 'Die historische Methode des Werkes ist strengen Anforderungen eben nicht entsprechend' — so urteilt er an einer Stelle und bemängelt am meisten, daß Vámbéry trotz seiner Grundansicht, die Sprache könne hinsichtlich der Verwandtschaft nicht entscheiden, seine Hauptargumente doch aus der Sprache schöpft. 'Daß die Awaren, Hunnen, Chazaren usw. ebenso wie die Ungarn türkischen Ursprungs sind, wird aus rein sprachlichen Gründen bewiesen. Wenn auch stellenweise schöne und zutreffende Bemerkungen über das Leben auf der Steppe und über die Völker Mittelasiens mitgeteilt sind, wird dennoch das Hauptgewicht auch hier auf die sprachlichen Erscheinungen gelegt. In den historischen Quellen interessieren ihn am meisten die Namen, aus welchen er den türkischen Ursprung der Ungarn beweist; anderseits tritt auch in der Charakteristik der Kulturzustände die Sprache, die Erörterung der Namen immer in den Vordergrund.' Marczali schätzt die Beweiskraft der ethnographischen Analogien nicht hoch ein, denn 'beinahe alle Ausführungen Vámbéry's zur Charakteristik des mittelasiatischen Türkentums machen auf ihn den Eindruck, als ob alle diese Angaben für die Mongolen, ja sogar für die finnisch-ugrischen Stämme ebenso zutreffend wären, wie für die Türken'. An diese Kritik Marczalis, welche unter dem Titel «Vámbéry's Werk über den Ursprung der Magyaren» erschienen ist, knüpfte Hunfalvy, ebenfalls im Jahrgange 1883 der «*Budapesti Szemle*» einige Bemerkungen, in welchen er einige Behauptungen des ersteren mißbilligt.

Jedoch unterließ es auch Vámbéry nicht, seinen Gegnern zu antworten. Im folgenden Jahre, 1884, verlas er in der Akademie zwei ausführliche Abhandlungen unter dem Titel «Der Ursprung der Magyaren und die finnisch-ugrische Sprachwissenschaft», in welchen er sich mit den kritischen Bemerkungen Hunfalvys und Budenz' auseinandersetzt. Vámbéry liefert auch in diesen Abhandlungen Meisterstücke schriftstellerischer Kunst und gewandter Dialektik, und wer diese Streitschriften nicht sehr aufmerksam und mit entsprechender Fachkenntnis durchlas, mußte aus denselben den Eindruck gewinnen, daß hier sämtliche, bisher gewonnenen Resultate der ungarischen vergleichenden Sprachwissenschaft und ethnologischen Forschung einer vernichtenden Kritik anheimgefallen sind. Auffallend ist der scharfe und gereizte Ton, den Vámbéry in dieser Polemik gegen seine Widersacher anschlägt. Nachdem er alles niedergestampft, faßt er sein Endurteil im Ausdruck seiner 'festen Überzeugung zusammen, es werde eine Zeit kommen, in welcher die ungarische Wissenschaft beschämt auf diese ihre Epoche zurückblicken wird' — auf jene nämlich, in welcher Hunfalvy und Budenz wirkten. Am Ende wendet sich Vámbéry mit folgenden Worten an das Publikum: 'Der Unglaube und die Antipathie, mit welcher die Mehrheit des ungarischen Publikums die von Hunfalvy erreichten Resultate empfing, war im Grunde durchaus gerechtfertigt, und die Ursache hievon war nicht irgendein Eitelkeitsgefühl, sondern die nüchterne Einsicht, das instinktive, auf nationalen Traditionen beruhende, richtigere Urteil. Ich hoffe — so setzt er fort —, daß meine Kompatrioten auch künftighin behutsam sein werden und ihre aus geheiligter nationaler Tradition entsprungene und durch nüchterne Einsicht gebilligte Überzeugung den Hirngespinsten theoretisierender Gelehrten nicht aufopfern werden; denn gleichwie hinsichtlich der Frage des ethnischen Ursprunges der Glaube und die Überzeugung des ungarischen Volkes triumphiert, wird auch hinsichtlich der Sprachenfrage sein Urteil stichhältig sein. Beide Urteile werden einander ergänzen und dann werden die auf den Ergebnissen der modernen Wissenschaft beruhenden unvoreingenommenen Ansichten nicht zulassen ein Vorgehen wie jenes, welches Hunfalvy inauguriert und befolgt hatte, wodurch er nämlich alle führenden Fackeln der nationalen Tradition zu verlöschen und somit die ungarische Urgeschichte all ihres Glanzes zu berauben bestrebt war.'

Diese Äußerungen mußten Hunfalvy, den greisen Gelehrten, sehr schmerzlich berühren. Er war darauf gewiß nicht gefaßt, daß seine beinahe durch vier Jahrzehnte mit so großer Begeisterung und mit so vielem Fleiße ausgeübte Wirksamkeit an seinem Lebensabende

eine derartige Würdigung erfahren werde. Während Budenz von den 'donnernden Worten' nicht eingeschüchtert wurde und unter dem Titel «Ein kleiner Widerhall auf die Antwort des Herrn H. Vámbéry» (1885) den ihm versetzten Hieb mit leichter Ironie abwehrte, unterblieb diesmal die Antwort Hunfalvys, wahrscheinlich darum, weil ihm eine weitere Polemik zwecklos erschien und er kein Vertrauen mehr hatte, daß seine wissenschaftlichen Gründe weder Vámbéry noch dessen Anhänger überzeugen könnten. Er äußerte sich bloß noch einmal in dieser Streitfrage, als Vámbéry unter dem Beifallsklatschen des Publikums in der Festsitzung der Ungarischen Akademie im Jahre 1886 unter dem Titel «Charakteristik der landnehmenden Ungarn» einen Vortrag hielt (Akad. Jahrbücher, Bd. XVII). Diese kleine Abhandlung kann, vermöge ihres Inhaltes, eher für eine patriotische Rede, oder eine auf die Epoche der Landeinnahme bezügliche phantastische Zeitschilderung, als für eine auf ernste Beweise gegründete historische Studie gehalten werden; darum gefiel sie auch der Hörerschaft ungemain, erregte jedoch in Hunfalvy lebhaftes Mißfallen. Schon nach zwei Wochen verlas Hunfalvy in der Akademie seine diesbezügliche Kritik, welche in der Zeitschrift «Budapesti Szemle» (Jahrg. 1886, Bd. 47) unter dem Titel: «Anmerkungen zur Vámbéryschen Charakteristik der landnehmenden Ungarn» mit dem Motto: «Große Worte, kleiner Sinn» erschienen ist. Nachdem er im Lichte der positiven geschichtlichen Forschungen die wichtigeren Behauptungen der wirkungsvollen Rede Vámbérys dargestellt, gibt er seiner Meinung Ausdruck, daß dieselben großenteils geistreiche Einfälle und Ahnungen sind, welche mit den beglaubigten Daten und den Erfahrungstatsachen nur in lockerem Zusammenhange stehen. Zum Schlusse äußert er sich auch darüber, wodurch er dazu bewogen wurde, in dieser ungewohnten Weise eine akademische Festrede nachträglich zu kritisieren und sogar zu verurteilen. 'Eine derartige Charakteristik — so lauten Hunfalvys Worte — wie sie Vámbéry über die landnehmenden Ungarn gegeben hat, ist dadurch, daß sie der nationalen Eitelkeit schmeichelt, dazu geeignet, wenn auch unabsichtlich, der geistigen Lümmelei Vorschub zu leisten, d. h. einer Denkweise, welche in einer grundlosen Selbstüberhebung und ebenso grundloser Verachtung anderer besteht. Bei uns tritt auf so manchen Gebieten des Lebens die Neigung zur geistigen Lümmelei zutage, und dies ist eine gefährliche Krankheit; darum bedaure ich es, wenn ich wo immer und bei welcher Gelegenheit immer bemerke, daß irgendjemand die geistige Lümmelei nicht bekämpft, sondern ihr Vorschub leistet.' 'Die Ungarische Akademie der Wissenschaften — so fährt er fort —

repräsentiert gleichsam offiziell die ungarische Wissenschaft. Der Umstand, daß Vámbéry seine Charakteristik der landnehmenden Ungarn in der Generalversammlung der Akademie verlas, muß bei den Fremden, die unsere Akademie ihrer Aufmerksamkeit würdigen, den Glauben erwecken, daß Vámbérys Äußerungen die Meinung der Akademie, d. h. der ungarischen Wissenschaft darstellen; ich aber erachtete es als meine unerläßliche Pflicht, diesem Glauben entgegenzutreten und ihn zu zerstören.' Mit vor Erregung bebender Stimme hatte Hunfalvy diese harten Worte gegen Vámbéry gerichtet, der bei dieser Sitzung anwesend war und ebenfalls in erregtem Tone replizierte.

Eingehender hat Vámbéry seine Bemerkungen bezüglich der letzteren Abhandlung Hunfalvys in einem akademischen Vortrag unter dem Titel: «Urgeschichte und nationale Eitelkeit» ausgeführt, welcher gleichfalls in der Zeitschrift «Budapesti Szemle» erschienen ist (Jahrg. 1887, Bd. 49), und damit endigte «der ugrisch-türkische Krieg», welcher, großen Staub aufwirbelnd, beinahe vier Jahre hindurch die gelehrten Kreise und die öffentliche Meinung beschäftigt hatte. In den Schlußworten der letzterwähnten Abhandlung bekennt Vámbéry freimütig, welche Beweggründe ihn zu seinem merkwürdigen Angriffe veranlaßten. 'Ich werde jene Idee — so äußert er sich —, welche ich schon in meinen Jugendjahren faßte, welcher ich die schönsten Jahre meines Lebens aufopferte und für welche ich mich in so viele Abenteuer stürzte, so viel Entbehrungen litt, so viel Selbstverleugnung mir auferlegte: ich werde und kann diese Idee nicht fahren lassen, bloß weil meine Forschungen zu einem Ergebnisse geführt haben, welches den Meinungen des Herrn Hunfalvy schnurstracks widerspricht; denn ich bin fest überzeugt, daß die Resultate meiner Forschungen durchaus begründet sind. Ich erachte es daher als meine Lebensaufgabe, auch künftighin nicht zu rasten, bis ich die völlig unbegründete und auf durchaus irrige Ansichten basierte finnisch-ugrische Theorie endgültig widerlegt und aus dem Wege geräumt habe; denn ich will und darf es nicht zulassen, daß dieser in der Geschichte der wissenschaftlichen Forschung beispiellos dastehende Irrtum gerade im Glauben meiner Nation Wurzel fassen soll.' Diese Androhung war jedoch bloß ein trockner Blitz, welcher zuckte und donnerte, jedoch nicht einschlug. Überhaupt fügte Vámbéry der finnisch-ugrischen Theorie in wissenschaftlicher Hinsicht wenig Schaden zu, im Gegenteil — wie wir weiter unten sehen werden — hat sich Vámbéry selbst kurz nach dem Tode Hunfalvys und Budenz', wenigstens hinsichtlich der ungarischen Sprache, die Grundansicht der Genannten angeeignet.

Obzwar solcherart der leidenschaftlich geführte «ugrisch-türkische Krieg» zu keinen wesentlich neuen Resultaten führte, war er doch von nützlicher Wirkung, insofern der Sturm der Kritik die Luft in den Revieren der ungarischen vergleichenden Sprachwissenschaft reinigte und die Aufmerksamkeit auf viele Einseitigkeiten und Mißstände lenkte. Auch die Anhänger der finnisch-ugrischen Schule mußten zugeben, daß Vámbéry öfters Recht hatte, als er die Etymologien Budenz' wegen ihrer kühnen phonetischen und semasiologischen Verbindungen tadelte, wie denn auch die heutige Wissenschaft diese von Vámbéry beanstandeten Wortvergleichen in den meisten Fällen verwirft. Auch jener Einwand Vámbérys erscheint heute gerechtfertigt, daß die Erforschung der türkischen Elemente der ungarischen Sprache nicht mit demselben Eifer vollführt wurde, wie es mit den finnisch-ugrischen Bestandteilen geschah, und daß Budenz in mehreren Fällen (so in der Erklärung der Wörter *orsó* «Spindel», *olcsó* «billig», *óll* «Stall», *ész* «Verstand», *erő* «Kraft», *ép* «unversehrt» und *ér-* «reichen») den zweifellos türkischen Ursprung wegdisputieren wollte (vgl. Urspr. der Magy. und die finn-ugr. Sprachwiss. II: 55—56). Ein sehr wichtiger Streitpunkt war der Ursprung der iranischen Elemente in der ungarischen Sprache. Hinsichtlich dieser Elemente ging die ältere Auffassung dahin, daß sie durch Vermittlung des Türkentums in die ungarische Sprache gelangten selbst in solchen Fällen, wenn die betreffenden Wörter in den türkischen Sprachen unbekannt waren. Demgegenüber betont Vámbéry wiederholt, daß «die alten Magyaren in den Gegenden nördlich vom Kaukasus eine längere Zeit hindurch in unmittelbarer Berührung teils mit den Persern, teils mit den Osseten gestanden haben» («Budapesti Szemle», Jahrg. 1887, S. 85; Akad. Jahrb. XVII: 19), und auch die heutige Wissenschaft vertritt diesen Standpunkt. Auch in mehreren ethnologischen Fragen hat die öffentliche Meinung der Gelehrtenwelt den Ansichten Vámbérys beigepflichtet. Heutzutage behauptet z. B. niemand mehr, daß Hunnen, Awaren und Bulgaren Völker finnisch-ugrischen Ursprungs waren; es ist sogar so sehr offenkundig, daß die Bulgaren ursprünglich Türken waren, daß die Linguisten die alten türkischen Lehnwörter der ungarischen Sprache gewöhnlich als «altbulgarisch» bezeichnen. Ebenso wurde auch jene, vielfach bestrittene These Vámbérys allgemein anerkannt, wonach die herrschende Klasse der landnehmenden Ungarn hauptsächlich aus türkischen Stämmen bestand, demzufolge die methodisch vorgehenden Forscher heutzutage die Erklärung der nichtchristlichen alten ungarischen Personennamen in erster Reihe auf türkischem Sprachgebiete suchen. Hinsichtlich dieser Gedanken ge-

bührt zwar Vámbéry nicht der Ruhm der Erfindung; trotzdem ist es sein Verdienst, daß er nach den früheren Schwankungen die Geltung dieser Gedanken durch neue Beweisgründe befestigte, und dieses Verdienst wird dadurch nicht beeinträchtigt, daß in seinem Werke über den Ursprung der Magyaren und in den diesbezüglichen Streitschriften, sowie auch in vielen anderen Arbeiten Vámbérys die zahlreichen wertvollen und anregenden Partien mit vielleicht noch zahlreicheren wertlosen und leichtfertig geäußerten Einfällen abwechseln.

(Schluß folgt.)

Eine ungedruckte Charakteristik des Baron Nikolaus Wesselényi.

Von Professor Eduard von Wertheimer.

ZU den Männern, die sich seit dem dritten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts unvergängliche Verdienste um die Wiederbelebung und Erstarkung des nationalen Lebens in Ungarn erwarben, gehört unstreitig Baron Nikolaus Wesselényi. Er war eine urkräftige, originelle Natur, in der sich alle Vorzüge seines Volkes in gesteigertem Maße offenbarten. Höher als alle Güter der Erde stand ihm die Erhaltung seiner Nation, für die er gerne bereit war, die größten Opfer zu bringen. Als Abgott der «Landtagsjugend»¹⁾ und Haupt der Opposition, in deren Interesse er mit dem lebendigen Wort und der Feder stritt, war er längst dem Wiener Hof mißliebiger.

Eine von derartigem Streben erfüllte Persönlichkeit, die man auch beargwohnte, in Verbindung mit der «revolutionären Propaganda» zu stehen, mußte unbedingt über kurz oder lang in Konflikt mit den auf die Zentralisation der Monarchie hinstuernden Tendenzen

¹⁾ Zum vormärzlichen ungarischen Reichstag gehörten als wesentlich intergrierender Teil die «Juraten», die man unter dem Sammelnamen »Landtagsjugend« zusammenfaßte. Als «geschworene (jurati) Notare» der königlichen Tafel, die während der Dauer der Reichstagsverhandlungen ihren Sitz in Pozsony (Preßburg) hatte, strömten die jungen Juristen zahlreich nach der alten Krönungsstadt, um vor diesem Gerichtshofe die Advokaturprüfung — Zensur genannt — abzulegen. Kein der vermögenden Klasse angehöriger junger Mann durfte sich, wofern er nicht als minderwertig angesehen sein wollte, diesem Examen entziehen. Auf dem Reichstage erhielten die Juraten ihre letzte Ausbildung. Aus diesem Kreise gingen die künftigen Abgeordneten hervor. Sie versahen das Amt von Sekretären der Reichstagsabgeordneten; bei den Verhandlungen des Reichstages waren sie zugegen und suchten durch Beifall oder Tadel, den sie den einzelnen Rednern spendeten, das Schicksal der Abstimmung über wichtige Fragen zu beeinflussen.

der Wiener Regierung geraten, in deren Augen die Pflege ungarischer Sprache und ungarischen Wesens gleichbedeutend mit Separation und Lostrennung von Österreich galten. Es kann nicht wundernehmen, daß das Wiener Ministerium und dessen ungarische Vertrauensmänner das Wirken Wesselényis und der mit ihm verbündeten Genossen mit sehr scheelen Blicken verfolgten und darin vom ersten Augenblick an die Spuren eines Hochverrats zu sehen meinten. Nichts war daher den Wiener Ministern, die damals nach ungarischer Auffassung ein «Regiment des Degens»²⁾ zu begründen trachteten, mehr erwünscht, als wenn Wesselényi und dessen Anhänger solche Handlungen begingen, die sich als Verbrechen des Hochverrates bezeichnen ließen — geeignete Handhaben dafür, um jene Männer unschädlich und mundtot zu machen. Es dauerte tatsächlich nicht lange, daß Baron Wesselényi den auf eine Gelegenheit zum Einschreiten gegen ihn Lauernden das Mittel bot, ihr Ziel zu erreichen. Am 9. Dezember 1834 hielt er in Nagykároly (Szathmárer Komitat) seine berühmte Rede, in der er, unerschrocken wie er war, die Regierung beschuldigte, daß sie 9 Millionen Bauern das Mark ausgesogen habe. Wegen dieses Ausspruches wurde gegen ihn die Anklage auf Hochverrat erhoben. Bei dem großen Einflusse, den Wesselényi auf seine Landsleute ausübte, mußte der Wiener Regierung viel daran gelegen sein, genaue Auskunft über Charakter, Tun und Lassen des Führers der Opposition zu erhalten. Sie legte großes Gewicht darauf, über ihn von einem Manne, der viel mit Wesselényi verkehrt und dessen Vertrauen besessen, eingehende Nachrichten zu erlangen. Polizeirat von Ferstl, einer der tüchtigsten Beamten der Wiener Polizeihofstelle, der sich eine umfassende Kenntnis Ungarns erworben und auch im Hochverratsprozeß der Juraten³⁾

²⁾ Bericht Ferstls an Graf Sedlnitzky, Pest 4. Juni 1836. Alle hier für diese Arbeit benutzten Akten sind ungedruckt.

³⁾ 1834 war in Pozsony nach dem Muster der Lafayetteschen »Société des droits de l'homme« ein »Juratenverein« gegründet worden, der sehr bald den Argwohn der Regierung erregte. Die angekündigte Pflege der Literatur in dem Verein hielt man nur für ein Aushängeschild, um die wahren revolutionären Ziele zu verdecken. Lapsánszky, der seit April 1835 als faux frère und geheimer Berichterstatter der Polizei über den Juratenverein fungierte, lieferte das Material zu der Mai 1836 erfolgten Verhaftung einiger der vornehmsten Mitglieder desselben, wie des Ladislaus und Franz Lovassy, des Johann Tormássy. Außerdem wurde zum Schein auch der Verräter Lapsánszky gefangen genommen. Zum Schein, um ihn für einige Zeit verschwinden zu machen, und seinen Verrat zu verhüllen, wurde auch Lapsánszky, gleich Ladislaus Lovassy 22. Februar 1837 zu zehnjährigem Kerker, Tormássy zu 1½-jährigem Kerker vom Tage der Verhaftung an gerechnet, verurteilt. Franz Lovassy wurde in Freiheit gesetzt. Man rechnete ihm die verbüßte Untersuchungszeit als Strafe an. Siehe über den Juratenprozeß meine in ungarischer Sprache in der Zeitschrift »Budapesti Szemle« erschienene Abhandlung.

eine hervorragende Rolle spielte, hatte die Aufgabe, einen solchen Mann ausfindig zu machen. Seine Bemühungen waren von Erfolg gekrönt. Am 20. Dezember 1836 vermochte er seinem Chef, dem Grafen Sedlnitzky, Präsidenten der Polizeihofstelle, eine: «Manches über Wesselényi» betitelte Denkschrift vorzulegen, die er mit folgenden Worten einbegleitete: «Die beigegebenen Notizen über Niklas Baron Wesselényi dürften von Bedeutendheit sein; die Schriftzüge derselben müssen aber ebenfalls geheim bleiben. Ich glaube, an diesem Herrn von Hormayer ein brauchbares Individuum gefunden zu haben⁴⁾.»

Doch Hormayer — nicht zu verwechseln mit dem berühmten österreichischen Geschichtsforscher Freiherr von Hormayr — ist nur ein Deckname, um den des wirklichen Verfassers der Charakteristik nicht preiszugeben, der allen Grund hatte, seine Entdeckung zu scheuen. Es ist uns gelungen, den wahren Namen des sogenannten Herrn von Hormayer zu enträtseln. Es ist dies der Ablegatus absentium Paul von Harsányi, der sich seinerzeit als Schriftsteller und Journalist bemerkbar gemacht. Aus einem begeisterten Anhänger Wesselényis und Kossuths hatte er sich mit der Zeit in einen geheimen Vertrauten der Wiener Polizeihofstelle verwandelt. Es erscheint nötig, sich hier auf Grundlage der uns zur Verfügung stehenden Daten etwas eingehender mit der Persönlichkeit Harsányis zu befassen, umsomehr, als in den über ihn vorhandenen Nekrologen nichts von dem steht, was wir hier über ihn zu sagen haben.

* * *

Paul von Harsányi hatte 1806 in Gyüre (Szabolcser Komitat) das Licht der Welt erblickt, als Sohn des gleichnamigen, 1818 verstorbenen Advokaten und Grundbesitzers. Nachdem er seine juridische Praxis vollendet und 1830 die Advokaturprüfung bestanden, suchte er sich in Pest zu etablieren. Bald jedoch verlor er die Lust am Advokatenstande und fand mehr Geschmack an der Tätigkeit eines Schriftstellers. Zur Bestreitung seines Unterhaltes gab er nach Art des «Vaterländischen Pilgers» unter dem Titel «Honni-Vezér» («Heimischer Führer») einen Kalender, sowie einige Erzählungen: «Mulattató» («Unterhaltungsblatt») heraus, die bei dem Pester Buchdrucker Landerer erschienen⁵⁾. Mit dem von seinen Schriften erhaltenen

⁴⁾ Ferstl an Sedlnitzky, 20. Dezember 1836.

⁵⁾ Der «Mulattató» war eine schönliterarische Sammlung, die — nach Szinnyei — von 1832—33 in 12 Bänden erschien.

Honorar und dem ihm aus seiner Heimat gesandten Gelde lebte er zwei Jahre in Pest.

Während seines Aufenthaltes in der ungarischen Hauptstadt machte er die Bekanntschaft des in ungarischen literarischen Kreisen wohlbekannten Josef von Orosz, des nachmaligen Herausgebers des von der Regierung unterstützten offiziellen «Hirnök» («Bote»). Orosz, der der nationalen Sprache nicht vollständig mächtig war, benützte Harsányi, damit er ihm seine ungarisch geschriebenen Artikel durchsehe und verbessere. Als 1832 der Reichstag nach Pozsony (Preßburg) einberufen wurde, machte Graf Wartensleben, den er schon von früher her kannte, dem Harsányi den Antrag, ihn auf demselben, wie üblich, als *ablegatus absentium* zu vertreten. Mit größter Bereitwilligkeit ging er auf diesen Vorschlag ein, der ihm um so erwünschter kam, als er bereits mit dem Pester Buchdrucker Landerer, dem Herausgeber der Landtagsakten, ein Übereinkommen betreffs deren Korrektur abgeschlossen hatte. Die Stellung eines *ablegatus absentium* lockte ihn auch schon deswegen, weil damit die Begünstigung einer freien Wohnung in Pozsony verbunden war. Außerdem hoffte er, aus dem öffentlichen Leben während der Dauer des Reichstages bedeutenden Nutzen für seine politische Ausbildung und seine schriftstellerischen Arbeiten ziehen zu können.

Sieben oder acht Monate nach Eröffnung des Reichstages suchte Orosz den Harsányi zu bereden, gemeinschaftlich mit ihm die Herausgabe einer Landtagszeitung, zu der schon alle Anstalten getroffen worden waren, zu übernehmen. Voll Eifer ging Harsányi hierauf ein. Er und Orosz besoldeten zu diesem Behufe einige Schreiber. Die Zahl der Abonnenten stieg rasch auf 70—80 Pränumeranten, ein für die damaligen Verhältnisse recht ansehnlicher Erfolg. Wie es heißt, erzielten sie aus der Landtagszeitung einen erheblichen Gewinn, den sie untereinander aufteilten.

Als jedoch 1834 der Sohn des Wiener Buchdruckers Anton von Schmid nach Pozsony kam und da für seine Rechnung eine Buchdruckerei ankaufte, trat eine Wendung in Harsányis Schicksale als Journalist ein. Schmid hatte für die Redaktion des von ihm nach dem Muster des Leipziger «Pfennigmagazin» zu begründenden Wochenblattes «Fillértár» («Pfennigmagazin») zuerst den Neophiten Simon Eckstein gewonnen, der jedoch der ungarischen Sprache vollkommen unmächtig war. Der vielen, hieraus entspringenden Mißlichkeiten wegen sah sich Schmid, der gleichfalls nichts vom Ungarischen verstand, schon nach dem Erscheinen der vierten Nummer genötigt, einen Wechsel in der Redaktion vorzunehmen. Er bestellte für diese den Orosz, der allerdings in der ungarischen Sprache auch nur halb-

wegs bewandert war. Orosz zog daher den Harsányi an sich heran, der das nationale Idiom vollkommen beherrschte⁶). Tatsächlich oblag ihm von nun an sowohl die Führung des «Fillértár» wie auch der Landtagszeitung. Im Sinne gemeinsam getroffenen Übereinkommens, behielt Orosz für sich den Ertrag des «Pfennigmagazins», während dem Harsányi, als Ersatz hiefür, das Eigentumsrecht an der Landtagszeitung zufiel⁷).

Infolge der Intimität mit seinem bisherigen Kompagnon kam Harsányi auch in engere Berührung mit Kossuth, der in Gemeinschaft mit Orosz seine damals mit wahrer Gier gelesenen «Törvényhatósági Tudósítások» («Jurisdiktionelle Berichte») verfaßte und nach allen Gegenden Ungarns versandte. Der rege Verkehr mit Kossuth und Orosz hatte Harsányi längst vor den höheren Behörden verdächtig gemacht. Dem ungarischen Hofkanzler Grafen Reviczky erschien es daher nicht ungläublich, daß der, wie es heißt, wegen seiner bedenklichen Grundsätze und seines verderblichen Einflusses auf die Jugend berüchtigte Mann⁸), ins Ausland gesandt werden solle, um dort als Werkzeug der Umsturzpläne der ungarischen Opposition zu wirken⁹). Besonders aber besorgte man, daß er mit der Mission betraut sei, einige gegen die Regierung gerichtete, sehr gefährliche Manuskripte des Kossuth über die Grenze zu schmuggeln, um sie in Deutschland drucken zu lassen¹⁰). Wie hätte auch Reviczky einer solchen Anzeige nicht zugänglich sein sollen, wenn sie ihm gerade von einem der Intimsten des Harsányi zukam? Denn niemand anderer als Orosz selbst war es, der dem ungarischen Hofkanzler genaue Mitteilungen über diese Reise und deren angebliche Ziele machte¹¹). Ihm, der schon seit einiger Zeit im geheimen Solde des

⁶) Ferstl an Sedlnitzky, Preßburg 19. Oktober 1834. In dem mit ihm am 6. August 1836 vom Wiener Polizeidirektor Hofrat von Amberg angestellten Verhöre hat Harsányi den Sachverhalt anders dargestellt. Da gab er an, daß Schmid ihn zum Redakteur des «Fillértár» bestellt habe, daß aber Orosz, kaum daß er Wind davon bekommen, alles in Bewegung setzte, um als dritter in den Bund aufgenommen zu werden. In dieser Beziehung verdient aber Ferstl mehr Glauben als Harsányi, der sich augenscheinlich in diesem Verhöre ein wenig herausstreichen wollte.

⁷) Alle Angaben über den Lebenslauf Harsányis mit Ausnahme der Gründungsgeschichte des «Fillértár» auf Grundlage eines Berichtes des Wiener Polizeidirektors Hofrat von Amberg an Graf Sedlnitzky, Wien 6. August 1836. Harsányi hatte selbst dem Amberg in dieser Weise sein Leben geschildert.

⁸) Ferstl an Graf Sedlnitzky, Preßburg 4. Februar 1836.

⁹) Sedlnitzky, 30. Januar 1836. «Harsányi hat solchergestalt die Rolle des Emissärs einer der Regierung pflichtwidrig entgegenstehenden Partei übernommen.»

¹⁰) Es waren dies die Schriften: «Vallászabadság» («Glaubensfreiheit») und: «Országgyűlési tárgyalások» («Verhandlungen des ungarischen Reichstages»).

¹¹) Graf Reviczky an Graf Sedlnitzky, 4. Juni 1836. — — «Der (Orosz) mir die Ew. Exzellenz über dessen (Harsányi) Reise und Absichten früher eröffneten Notizen im geheimen anvertraute.»

ungarischen Hofkanzlers stand¹²⁾, schien jetzt die passende Gelegenheit gekommen zu sein, um seinem Auftraggeber einen wichtigen Beweis seiner Verlässlichkeit zu geben. Er schreckte daher nicht vor dem Verrat am Freunde zurück, um sich dadurch das Vertrauen des Hofkanzlers noch mehr zu erwerben. Graf Reviczky nahm die Eröffnungen des Orosz mit großer Befriedigung entgegen, da sowohl ihm wie auch Metternich ungemein viel daran gelegen war, die Drucklegung der Kossuthschen Schriften in Deutschland um jeden Preis zu verhindern¹³⁾.

Bald erfuhr man denn auch, daß Harsányi ernstliche Anstalten zur Abfahrt treffe, daß er sich unter Verschweigung seines Adels und der Vorspiegelung, ein Weinhändler zu sein, bei der ungarischen Statthalterei einen Auslandspaß erschlichen habe¹⁴⁾. Es wurde nun angeordnet, ihn von Wien aus, wo er scharf beobachtet wurde, ruhig nach Linz abreisen zu lassen. In der österreichischen Hauptstadt hatte der dortige Polizeidirektor dafür Sorge zu tragen, daß ein geschickter Beamter von angenehmen Formen gleichzeitig mit Harsányi in demselben Eilwagen die Fahrt nach Salzburg antrete; durch Liebenswürdigkeit und Entgegenkommen hatte er dessen Vertrauen zu erwerben, um auf diese Weise in sein geheimes Vorhaben einzudringen. Außerdem sollte unter dem Vorwand einer sogenannten Bankalvisitation bei der Saalbrücke vor Salzburg das ganze Gepäck Harsányis untersucht werden. Als Ergebnis der amtlichen Visitation hätte ihm dann gesagt werden sollen, daß er gar kein Weinhändler sei, sich daher im schriftlichen Wege von der ungarischen Hofkanzlei die Bestätigung des angegebenen Charakters zu verschaffen habe. Bis zum Einlangen der Rückantwort mußte er in strengen, wenn auch anständigen Gewahr genommen werden, der allen brieflichen Verkehr mit Ungarn wie jeden Fluchtgedanken zur Unmöglichkeit mache¹⁵⁾. Doch sollte alles vermieden werden, was auf die Behörden auch nur den geringsten Schatten von Verdacht lenken könnte, daß sie von der Reise Harsányis Kenntnis gehabt und ihn trotzdem fahren ließen, um ihn dann in dem ihm gestellten Netze fangen zu können¹⁶⁾. Die Verfügungen Metternichs und Reviczkys wurden pünktlich befolgt. Nachdem sich Harsányi am 13. Februar

¹²⁾ Ferstl an Sedlnitzky, 10. Januar 1837.

¹³⁾ Metternich an die Gesandten und Vertreter in Deutschland, 25. Januar 1836.

¹⁴⁾ Metternich an Sedlnitzky, Wien 1. Februar 1836. Idem an die Gesandten in Deutschland und den Generalkonsul in Leipzig 25. Januar 1836.

¹⁵⁾ Metternich an Sedlnitzky, Wien 1. Februar 1836. Reviczky an Sedlnitzky, 30. Januar 1836.

¹⁶⁾ Reviczky an Sedlnitzky, 4. Juni 1836.

nach Linz begeben, wo sich ihm der Vertraute, Ludwig von Löwenfels, am 14. anschloß, wurden er und seine Effekten am 16. tatsächlich bei dem k. k. Grenzzollamt an der Saalbrücke, kaum eine Stunde vor Salzburg, einer sehr eingehenden mautämtlichen Untersuchung unterworfen. Sie hatte, wenigstens nach dem Berichte des Wiener Polizeidirektors, Hofrat von Amberg, zum Ergebnis, daß bei dem angehaltenen Reisenden die «bedenklichsten» Schriften entdeckt wurden und er in dem mit ihm aufgenommenen Protokoll «den Zweck seiner Reise eingestehen und sofort in strengen Verhaft genommen werden mußte¹⁷⁾».

Kaum hatte Metternich die Nachricht von der gelungenen Anhaltung und dem Erfolge der mautämtlichen Visitation erhalten, als er auch schon Sedlnitzky anwies, «die vorliegenden Daten mit aller Klugheit zu verfolgen und dessen (Harsányis) Verbindungen und eigentliche Absichten im Auslande, dann die revolutionären Umtriebe im allgemeinen und die speziellen Verhältnisse zu Ungarn so genau als möglich zu ermitteln.» Dieses Geschäft sollte einem der «gewandtesten und verlässlichsten» Beamten übertragen werden¹⁸⁾.

Allein die im ersten Moment gehegten Erwartungen, in der Person Harsányis einen guten Fang gemacht zu haben, erfüllten sich nicht. Anfangs hatte wohl Hofrat Amberg, dem die endgültige Untersuchung gegen Harsányi anvertraut worden, auf Grundlage der Berichte der Polizeikommissäre von Linz und Salzburg auf ergiebige Ausbeute gerechnet. Aber selbst das schärfste Kreuzverhör brachte keine solch belastende Momente zutage, die zu einem weiteren Einschreiten und einer Verurteilung die Rechtsgrundlage geboten hätten. Unter den beschlagnahmten Manuskripten hatte sich weder das Werk Kossuths über Religionsfreiheit, noch jenes von ihm über den letzten Reichstag vorgefunden. Die Schriften enthielten nichts, was nicht schon längst bekannt und verbreitet gewesen wäre¹⁹⁾. Der einzige Grund zur Verdächtigung Harsányis bestand in der Erschleichung des Passes und seiner anscheinend engen Verbindung mit dem, wie es heißt, «als ultraliberal bezeichneten ungarischen Schriftsteller Orosz»²⁰⁾. Wenn Amberg infolgedessen die Bedenklichkeit des Harsányi auch nicht in Zweifel zog, so mußte er doch offen bekennen, daß es an jeder gesetzlichen Handhabe fehle, ihn noch ferner seiner Freiheit zu berauben. Er war daher der Ansicht, den Gefangenen, der sein Vergehen schon hin-

¹⁷⁾ Amberg an Sedlnitzky, Wien 18. Februar 1836. M. d. J.

¹⁸⁾ Metternich an Sedlnitzky, 3. März 1836.

¹⁹⁾ Reviczky an Sedlnitzky, 4. Juni und id. an Amberg, 19. Juni 1836.

²⁰⁾ Amberg an Sedlnitzky, Wien 6. August 1836.

länglich durch die Untersuchungshaft gebüßt, zu entlassen und nach seiner Heimat zu senden, wo er unter Aufsicht gestellt werden solle²¹⁾. Gemäß dem Antrage des Wiener Polizeidirektors, wurde Harsányi in Freiheit gesetzt, ihm aber gleichzeitig bedeutet, daß er keinen Anspruch auf Schadenersatz erheben könne, da er durch sein Vergehen hinlänglichen Anlaß zu Bedenken gegen seine Person gegeben habe²²⁾.

In dem Moment jedoch, als der aus der Haft Entlassene in seine Heimat zurückkehren sollte, erhielt Amberg kurzer Hand von Graf Sedlnitzky die Weisung, ihn unbeirrt in Wien zu lassen. Erst am 19. September begab er sich nach Pozsony²³⁾. Hier traf er wieder mit Orosz zusammen, von dessen Verrat er keine Ahnung hatte. Aller Wahrscheinlichkeit nach im Auftrag der Polizeihofstelle, mit der Orosz schon innigere Verbindungen unterhielt, suchte dieser den Harsányi dahin zu bringen, daß er sich ruhig in sein Schicksal füge und von seiner Affäre nichts verlauten lasse. Denn daß Orosz im Einverständnis mit der Polizeihofstelle handelte, beweist seine Meldung an diese vom 20. September, daß seine anfangs erfolgreichen Bemühungen zur Beschwichtigung des Harsányi gänzlich zu Wasser geworden seien. An diesem Tage kam nämlich Harsányi in größter Aufregung zu Orosz. Er sagte ihm, daß er sich unverzüglich nach Pest begeben, um, wie er sich ausdrückte, die Geschichte seiner Einkerkering im Klub des Kossuth und Wesselényi kundzumachen und von diesen Rat für sein weiteres Verhalten in dieser Angelegenheit zu verlangen. Außerdem erklärte er, die Absicht zu haben, mittels eines Schreibens alle Komitate aufzufordern, ihm Schutz gegen die in seiner Person verletzten adeligen Rechte zu gewähren und ihm eine Entschädigung für die ihm angetane Kränkung zu erwirken. Als ihn Orosz fragte, was denn diese plötzliche Umwandlung seiner bisherigen Haltung erzeugt habe, antwortete er, daß ihm wohl der Hofkanzler eine rasche Erledigung seines Gesuches um Hilfe zugesagt habe; er sehe jedoch, daß man ihn trotzdem schon wochenlang ohne Bescheid lasse und durch Verzögerung desselben mürrisch machen wolle.

Orosz, der, wie es gar keinen Zweifel erleidet, hier im Auftrage des Grafen Sedlnitzky seine Hand im Spiele hatte, geriet durch das ungestüme Vorgehen Harsányis in große Verlegenheit. Er befürchtete, daß für den Fall, als dieser wirklich sein Vorhaben ausführen sollte, man ihn für das Mißlingen und den dadurch veranlaßten Skan-

²¹⁾ Amberg an Sedlnitzky, 6. August 1836.

²²⁾ Sedlnitzky an Amberg, 2. September 1836.

²³⁾ Amberg an Sedlnitzky, 7. Oktober 1836.

dal verantwortlich machen werde. Nun bot er alles auf, um Harsányi von seinem Vorsatze abzubringen, was ihm auch nach eindringlichen Vorstellungen gelang. Mit Mühe entriß er ihm das Versprechen, sich noch einige Zeit in Geduld zu fassen. Höchste Zeit aber schien es Orosz, daß auch die Behörden ein Entgegenkommen bezeigen und des Harsányi Wünsche erfüllen, wobei er von dem ganz richtigen Grundsatz ausging, daß, mag in dieser Sache am Ende wer immer persönlich kompromittiert sein, die Regierung unter allen Umständen kompromittiert wird. Würde es doch jedenfalls ans Tageslicht kommen müssen, daß sie, anstatt sofort einzugreifen, als sie die erste Nachricht von der Reiseabsicht des Harsányi erhielt, ihn förmlich in die Falle lockte, um eine ergiebige Ausbeute machen zu können. Seine Ausführungen beschloß Orosz mit folgenden Worten: «So stehen die Sachen im allgemeinen. Vielleicht wäre die Affäre durch ein paar tausend Gulden abzutun und dadurch einem ärgerlichen Lärm vorzubeugen²⁴⁾.»

Orosz hatte ein starkes persönliches Interesse an der baldigen Ordnung dieser Angelegenheit. Wollte er doch den Harsányi als vornehmsten Mitarbeiter für den eben von ihm in Pozsony ins Leben zu rufenden «Hirnök» gewinnen. Zu seiner großen Überraschung stieß er aber bei diesem auf entschiedene Ablehnung. Orosz brachte dies in Zusammenhang mit der unter der Jugend und den «Literatoren» herrschenden Opposition gegen die Regierung. Harsányi machte ihm auch den Eindruck, daß er entschlossen sei, der Aufforderung einiger Komitate Folge zu leisten, die ihn damit betrauen wollten, daß er unter ihrer Garantie an Stelle des seit 5. Mai 1837 verhafteten Kossuth eine seiner verbotenen ähnliche Zeitung herausgebe. «Für diesen Fall,» schrieb Orosz an Sedlnitzky, «wird er wahrscheinlich, um Aufmerksamkeit und Teilnahme zu erregen, seine Klage wegen Arrestation außer dem Lande, in der Pester oder Szabolcser Komitatsversammlung vorbringen, wobei zu bedauern, daß ihm hinsichtlich der verlangten Entschädigung mehrseitige Verheißungen gemacht und wiederholt Rekurse verlangt wurden, die gänzlich unerledigt geblieben und nun zu gehässigen Auslassungen Anlaß geben dürften²⁵⁾.»

Die Befürchtung des Orosz, daß Harsányi zum Nachfolger Kossuths bestimmt sein könnte, um dessen Zeitung fortzusetzen, war höchst überflüssig. Gleich ihm, ohne daß er nur die geringste Kenntnis davon besaß, hatte auch Harsányi den Weg zum geheimen Dienst der Polizeihofstelle gefunden. Dies teilte Graf Sedlnitzky dem Fürsten

²⁴⁾ Das Ganze auf Grundlage des Schreibens des Orosz an den Hofkonzipisten der Polizeihofstelle Ferdinand von Wernekingh, Preßburg 20. September 1836.

²⁵⁾ Orosz an Sedlnitzky, Wien 22. Mai 1837.

Metternich mit folgenden Worten mit: «Die ausgesprochene Besorgnis (des Orosz), er (Harsányi) dürfte in die Fußstapfen des Kosuth treten, hat um so weniger Grund, als er im hierortigen Dienstvertrauen steht, und daß die Ablehnung des ihm von Orosz gemachten Antrages um so entsprechender erscheint, als er bei seiner genauen Kenntniss der Umtriebe der Oppositionspartei als vertrauter Korrespondent in Pest nützlichere Dienste leisten kann als es bei seiner Teilnahme an der gedachten Zeitung und bei seinem dadurch bedingten Aufenthalt in Preßburg der Fall wäre²⁶⁾.»

In der Eigenschaft eines geheimen Polizeivertrauten verfaßte dann auch Harsányi seine hier nachfolgende, unseres Wissens bisher ungedruckte Charakteristik Wesselényis. Ohne Zweifel enthält sie viel des Neuen und Interessanten. Doch fordert ihr Inhalt auch zur Vorsicht auf. Man kann wohl mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß unserem Autor zuweilen der Groll gegen den großen Oppositionsmann, zu dessen Getreuen er einst gehörte und von dem er nun abgefallen war, die Feder geführt habe. Böswillige Verleumdung ist es, wenn in der vorliegenden Denkschrift Wesselényi ein harter, unbarmherziger Bedrücker der Bauern genannt wird, wenn sie ihn als geizig und als keinen guten Patrioten schildert, der infolgedessen um seine frühere Volkstümlichkeit gekommen sei. War ja doch gegen Wesselényi gerade wegen seiner warmen Parteinahme für die ungarischen Bauern der Hochverratsprozeß angestrengt worden! Bei einiger Zurückhaltung und Vorsicht von seiner Seite hätten ihn die Richter nicht zu mehrjähriger Kerkerstrafe verurteilen können. Aber wie für das Wohl der Bauern, kämpfte er auch rücksichtslos für die Freiheit der Rede, die zu jener Zeit so sehr bedroht war. Und welchen Opfermut entfaltete er nicht, als Pest im Jahre 1838 von einer verheerenden Überschwemmung heimgesucht wurde! Nirgends findet sich auch nur eine Andeutung darüber, daß er, wie ihn dessen Harsányi beschuldigt, geizig oder knickerisch gewesen wäre. Vollends ist es unstichhältig, daß er seine Volkstümlichkeit verloren hätte. Nichts zeugt gewiß mehr für ihn, als daß er sich der Hochachtung Franz Deáks erfreute, der 1839 eigens nach Wien reiste, um dort für den zum Kerker verurteilten Freund wohl nicht Gnade zu erflehen, sondern Aufschub der Kerkerstrafe zu erwirken, damit dieser in die Lage versetzt werde, in der Gräfenberger Heilanstalt Linderung seines Augenleidens zu finden²⁷⁾. Wesselényi genoß aber nicht

²⁶⁾ Sednitzky an Metternich. Zur eigenhändigen Eröffnung. Wien 24. Juni 1837.

²⁷⁾ Siehe meinen Artikel: «Franz Deák in Wien im Jahre 1839. Nach ungedruckten Akten». Pester Lloyd 31. März 1900. Als wertvolle Ergänzung hiezu der Artikel Fourniers: «Franz Deáks erste Ausgleichsaktion» in: «Historische Studien und Skizzen»,

nur die Hochachtung Deáks, sondern auch die Verehrung und Liebe der Bedeutendsten seiner Zeitgenossen²⁸). Als am Abend der Verkündigung des Urteilspruches über Wesselényi ein Ball im Pester adeligen Kasino stattfand, erschienen nur wenig Gäste, «denn» — wie es in einem Berichte aus jenen Tagen heißt — «der Geist des Vergnügens schien der Trauer für Wesselényi gewichen zu sein²⁹).» Von einem Manne, dem so allgemeine Hochschätzung zuteil wurde, kann sicher nicht gesagt werden, daß er sich durch angebliche üble Charaktereigenschaften um sein Ansehen bei der Mitwelt gebracht habe. Am wenigsten durfte das ein Harsányi behaupten, dessen Hauptgeschäft in der Vergiftung der Beziehungen zwischen der ungarischen Nation und der Regierung bestand, dem es aber trotzdem bis an sein Lebensende gelungen ist, Ungarn über seinen wahren Charakter zu täuschen. 1848 schrieb er für Kossuths «Hirlap», und von 1857—58 war er Mitarbeiter der von Karl Mészáros begründeten «Magyar Évlapok» («Ungarische Jahrbücher»). — Auch bekleidete er das Amt eines Direktionspräsidenten der «Képzőművészeti Társulat» («Gesellschaft für bildende Künste»). Verblindet von seinem Ehrgeiz, suchte er sich gleichfalls der Ungarischen Akademie der Wissenschaften zu nähern, der er noch bei Lebzeiten testamentarisch sein beiläufig 40 000 Gulden betragendes Vermögen vermachte. Diese Großmut reute ihn bald; er widerrief zugunsten seiner Pflegerin sein Testament und, um jeden dagegen erfolgenden Schritt von vorneherein wirkungslos zu machen, übergab er dieser sofort sein Vermögen. Da die Akademie der Wissenschaften sich in keinen, mit ihrer Würde unvereinbaren Prozeß einlassen wollte, entsagte sie freiwillig jedem Anspruch auf die 40 000 Gulden³⁰).

Die Charakteristik selbst ist in deutscher Sprache verfaßt und wir geben sie hier, ohne irgendwelche stilistische Änderung, getreu nach dem Original. Sie beweist, daß Harsányi der deutschen Sprache nicht vollkommen Herr war. Es mag noch bemerkt werden, daß

III. Serie, S. 293. Doch beruht es auf einem Versehen, wenn Fournier daselbst sagt, daß die von mir benutzten Akten für den Aufenthalt Deáks in Wien dem großen Quellenwerk Kónyis über Deák entnommen sind. Ich muß konstatieren, daß die Akten nicht Kónyi entnommen sind, in dessen Sammlung sie nicht enthalten sind, sowie, daß bis zum Erscheinen meines Artikels es überhaupt unbekannt war, daß Deák 1839 in Wien gewéilt und dort eine größere Aktion eingeleitet hatte.

²⁸) Siehe hierfür die Belege bei Samuel Kardos: «Báró Wesselényi Miklós élete és munkái» («Leben und Werke des Baron Nikolaus Wesselényi»), II. Band, 11. Kapitel, S. 404—496.

²⁹) Siehe den erwähnten Artikel im «Pester Lloyd» 31. März 1900.

³⁰) A Magyar Tudományos Akadémia Értesítője («Anzeiger der Ungarischen Akademie der Wissenschaften») 1886, S. 149. Direktionssitzung vom 8. Mai.

die in der Denkschrift erwähnten Persönlichkeiten stets nur mit dem Anfangsbuchstaben bezeichnet werden. Ein jedoch von der Hand Ferstls geschriebener, der Denkschrift aufgeklebter Zettel bietet die Auflöfung und nennt die einzelnen Personen.

Die Charakteristik, die dem Vortrage Sedlnitzkys vom 29. Dezember 1836, Nr. 4131, beiliegt, wie auch die für die Einleitung verwerteten Dokumente befinden sich im Archiv des k. k. Ministeriums des Innern in Wien. Für die Erlaubnis der Benützung der Archivalien sprechen wir an dieser Stelle den wärmsten Dank aus.

* * *

Manches über Wesselényi.

Pest, 17. Dezember 1836.

Um diesen Mann, wirklich von politischer Wirklichkeit, genau kennen zu lernen, scheint desto schwerer zu sein, je näher man ihn kennt. Denn er versteht sich meisterhaft darauf, in einem jeden seiner Geschäfte nur einen einzigen Menschen zu gebrauchen oder doch wenigstens so wenige, als nur immer möglich ist. Daher kommt es, daß selbst der intimste Vertraute zu ihm nicht alle seine Geschäfte weiß, denn er offenbaret ein jedes Geschäft nur demjenigen, den er in dem nämlichen Geschäfte gebraucht, und höchst selten einen zweiten, was nur dann geschieht, wenn er Gehülfe braucht oder einen guten Rat zu hören wünschet. So wird er in der Opposition zu einem Mittelpunkt, der selbst alles weiß und das Ganze leitet, um den aber alle andern nur einzelne Geschäfte wissen und im Vergleich mit ihm klein sind, wie die Sterne um den Mond.

Aus dieser Eigenheit stammt die zweite her: nämlich, daß er sich ganz untätig zu zeigen versteht. Einer seiner Vertrauten täuscht sich so weit, indem er nur eines seiner Geschäfte kennt, daß er meint, der Wesselényi tue gar nichts und er sei fast gar nicht bekümmert um die politische Welt. Indessen geschieht in Ungarn und Siebenbürgen nichts ohne seine Mitwirkung, das Meiste aber nimmt gerade von ihm den Impuls. Auf diese Art ist er ziemlich gesichert vor jeder Entdeckung und Verrat, da kein einziger alles von ihm weiß und auch selten vermutet, denn ein jeder wurde von ihm auf eine feine Art in den Wahn gesetzt, als wäre er einzig und allein sein Freund und Vertrauter und bestünde alles nur darin, was er weiß, die übrigen föhreten aber nur den leeren Titel des Freundes vom W(esselényi). Zugleich gewinnt er durch diese Männer so viel, daß er leicht denjenigen erratet, der ihn verraten hat, indem er weiß, was einem jeden in seiner Umgebung anvertraut war und folglich, was dieses oder jenes ausplaudern konnte. Daher ist im Gebrauche aller Notizen über ihn die größte Vorsicht von einer Behörde zu beobachten, wenn die Bemerkungen bei ihm gelingen sollen. Um von jeder Entdeckung desto gesicherter zu sein, föhrt er eine wichtige Korrespondenz nie unter seinem eigenen Namen, sondern er läßt die Briefe durch einen unbedeutenden Mann in dem Namen dieses selbst auf die Post setzen und per Receptisse oder Estafette befördern. Die Briefe sind aber wiederum an einen unbedeutenden Mann, öfters noch an Frauen-

zimmern adressiert, die sie dann einzuhändigen³¹⁾ wissen. Was aber in diesem Kunstgriffe am meisten täuscht, ist die pfiffige Invention, daß solche Briefe sehr oft an Personen adressiert sind, die bekannterweise als Royalisten oder Royalistinnen figurieren, von denen also niemand eine ähnliche Korrespondenz vermutet. Die Antworten kommen gerade auf diesem Wege zurück. So geschah (es) z. B. in Preßburg, daß manche Korrespondenzen zwischen Pest und Preßburg, dann zwischen Preßburg, Pest und Klausenburg durch die Gräfin und Dame du palais von Th(urn)³²⁾, durch die sonst unbedeutende Madame von B(ártfay)³³⁾ und durch einen unbekanntenen Kaßner (sic) in Siebenbürgen geführt wurden. In Preßburg nämlich ließ die Gräfin oder sonst ein Freund die Briefe, die in einander gelegt wurden, unter eigenem Namen an die Madame B(ártfay) per Estafette auf die Post nach Pest setzen. Hier bekam sie Madame B(ártfay), und unter einem neuen Couvert gab sie sie wieder auf die Post an den Kassner N. nach Siebenbürgen. Der Kassner N. verteilte sie an die respectiven Individuen. Die Antworten sammelte er zu sich, legte sie in einander, adressierte sie nach Pest an die Frau von B(ártfay). Diese machte wieder einen neuen Couvert, adressierte sie an die Gräfin Th(urn) oder an die Fräuln von Sch(arlach), von denen sie der W. dann persönlich erhielt. Ich erfuhr dieses Geheimnis zufällig, obwohl ich schon selbst ein vertrauter Freund von W. war. Später aber kam die Reihe auch an mich, so daß ich selbst manche Briefe auf diese Art beförderte.

Um die allerwichtigsten Korrespondenzen vor jeder Entdeckung sicher zu stellen, werden sie in Chiffren geführt. Die eigens von W. erfundene Chiffrierkunst ist diese: Es wird ein Brief geschrieben von gleichgültigem Inhalt; die inhaltschweren Wörter werden in verschiedenen Zeilen so angebracht, daß sie nach dem Inhalte des Briefes gerade dahin passen, wo sie stehen, so daß derjenige, der nicht eingeweiht ist, unmöglich etwas vermuten kann, da der Sinn des Briefes für sich selbst vollkommen klar ist und nichts Wichtiges zu bedeuten hat. Es wird zugleich der Inhalt des Briefes so konzipiert, als wenn die Rede von irgend einer Rechnung oder von einem Konto wäre. Diese Rechnung oder Konto wird nun in den Brief gelegt. Die Positionen in der Rechnung haben nichts zu bedeuten, diese schreibt der Korrespondent, wie es ihm einfällt, aber die Rubriken des Florins und des Kreuzers, die sind die Schlüssel, um das Verborgene lesen zu können. Denn die Rubrik des Florins bedeutet die Zeile und die in dieser Rubrik stehenden Ziffern bedeuten die Zahlen der Zeilen des Briefes, so daß, wenn nach einer gewissen Position in der Rubrik die Zahl 5 fl. steht, diese Zahl bedeutet die fünfte Zeile des Briefes und so weiter. Die Rubrik der Kreuzer ist die Rubrik der Wörter; die in dieser Rubrik vorkommenden Kreuzerzahlen bedeuten also das wievielte Wort zu nehmen sei in der Zeile des Briefes, die schon durch die in der Rubrik der Florenen vorgekommene Zahl angedeutet worden ist. Auf diese Art werden die Wörter aus einem Briefe ausgesucht, nach einander ausgehoben

³¹⁾ Es steht: zu einhändigen.

³²⁾ Es kann das nur die mit Georg Grafen von Thurn-Valsássina 1833 vermählte geb. Emilie Gräfin Chorinsky sein, die 1888 starb.

³³⁾ Die Frau des Ladislaus von Bártfay, der den Schriftstellernamen Vándorfy führte.

und obwohl zu kurz, doch von den allerwichtigsten Affären benachrichtigt. Da der Brief außerdem durch solche Menschen angefertigt ist und durch solche Hände geht, zu denen er nach dem Inhalt vollkommen paßt, so kann selbst derjenige nichts darin vermuten, der ihn vielleicht in Verdacht zog und aufmachte, denn der Brief wird durch diese Kunst so über allen Zweifel gesetzt und unwichtig gemacht, daß ihn niemand beachtet und niemand sieht, daß der Hase da liegt. Es wird z. B. ein Schneider ausgesucht und ihm ein so verfertigter Brief vorgelegt, der an einen liederlichen Herrn gerichtet ist. Der Schneider schreibt den Brief ab, worin er den liederlichen Herrn ersucht, langweilig lamentierend, daß er ihn endlich für die gelieferten Schneiderarbeiten befriedigen möge. Zugleich schließt er in den Brief seine Rechnung, die der liederliche Herr vorgeblich zu tilgen hätte. Der Schneider tut dieses alles aus Gefälligkeit gegen den W., denn er weiß gar nicht, was er tut, kann höchstens nur das nicht begreifen, wie er zu dieser seiner nagelneuen Prätension gekommen sei, da er den liederlichen Herrn noch nie zu Gesicht bekommen hat, ja, nicht einmal seinen Namen jemals gehört hat. Da ihm aber diese Prätension eher nützen als schaden kann und er gern gefällig gegen den W. sein will, so macht er den Spaß mit und schickt den Brief ab. Der liederliche Herr versteht aus diesem Briefe mehr, als der Schneider verstanden hat, der ihn kopierte, und weiß damit umzugehen. Er antwortet dem Schneider, daß er ihm seine Prätension schon lange vorher bezahlt hat, er schließt sogar zum Beweise eine alte Rechnung bei, die schon saldiert ist, obwohl nicht durch die Hand des Meisters, sondern durch die Hand vielleicht eines seiner Gesellen oder Lehrlinge, und obwohl das eine andere Rechnung sei und nicht die nämlichen Positionen enthalte. Der Schneider bekommt diesen Brief, teilt ihn dem W. mit, der ihn darum sorgfältig befragte. Der Schneider geht mit leeren Händen davon, da ihm seine Prätension durchgefallen ist, aber der W. liest davon etwas Wichtigeres als eine Schneider-Prätension. Dieser Briefwechsel geschieht jedoch mit unzähligen Variationen; dieser einzige Fall ist als Charakteristik angeführt worden, um die Kunst deutlicher darzustellen.

Diese Kunst erfuhr und lernte ich von W. selbst, da er sie mir einmal mitzuteilen unumgänglich notwendig hatte. Ob diese Schreibart vielen seiner Freunde bekannt sei, kann ich noch nicht genau bestimmen, vermuten läßt es sich aber sehr natürlich.

Seine Bekanntschaften und Verbindungen sind seltsam ausgedehnt, denn es gibt keine Klasse der Bevölkerung Ungarns und Siebenbürgens, in welcher er nicht seine Freunde und Anhänger hätte; alle diese kennen sich aber gegenseitig nur selten, auch meint ein jeder, wie schon bemerkt worden ist, daß nur er allein der Vertraute zu ihm sei, und so dient ein jeder, wenn es die Notwendigkeit erheischt, ihm bloß zum Werkzeuge. Der Handelsstand steht ihm besonders zum alltäglichen Dienste, denn durch Handelsleute kann er seine Geldmanipulation, seine häufigste Korrespondenz und den Druck seiner Werke betreiben. In unmittelbare persönliche Berührung kommt er jedoch nur mit Wenigen, durch diese übt er dann seinen Einfluß in die übrigen, die gleichsam aus der zweiten Hand von ihm den Impuls erhalten, den sie weitergeben auf eine viel ausgedehntere dritte Hand, und so fort.

Durch seine unermeßlichen Bekanntschaften kann er auf das Gesamte

der Nation von verschiedenen Punkten (aus) einwirken. Wo er selbst ist, dort gibt er den ersten Impuls, er mag in Preßburg, in Pest, in Klausenburg oder wo immer auf dem Lande sich aufhalten. Dieser Impuls ist sehr unbedeutend, wie die Quelle eines Flusses, aber in einer gewissen Entfernung wird er zum Strome, und nicht dort, (von) wo die erste Wirkung ausgeht, sondern in der Ferne ist erst sein Einfluß bemerkbar. Da er den ersten Impuls so meisterhaft zu geben versteht, entfernt er sich gewöhnlich von da, wo er einwirken will, damit er sogar den Schein von sich abwälze, denn, wo er immer ist, braucht er zu seinem Zwecke nur wenige Individuen, denen er seine Absicht nicht im mindesten merken läßt, und die es folglich nicht einmal vermuten, daß sie zu seinen Werkzeugen dienen, auch scheint er mit ihnen kein Geheimnis zu unterhalten; indessen arbeiten sie fast unbewußt an seine Hand, und die Wirkung erfolgt. Aus dieser Fähigkeit zieht er sehr viele Vorteile; erstens scheint er in der Welt nur mäßig sein Leben zuzubringen; zweitens macht er sich keinem Menschen verbindlich, denn er scheint alle entbehren zu können; drittens ist er nicht genötigt, die nämlichen Individuen in alle seine Geschäfte einzumischen; viertens, er zeigt sich so, als wenn er keine Verbindungen hätte, denn selbst diejenigen, die die nächsten zu ihm sind, sind nur manchmal um ihn, da er sich bald hier, bald dort aufhält.

So wirkt er z. B. auch jetzt in Pest, obwohl er sich im Oktober von hier wegbegeben hat. Er forderte nämlich durch den jungen Advokaten K(ováts) den Advokaten P(erger) auf, daß dieser den Vater des eingesperrten L(ovassy) nach Pest einberufen soll, um durch ihn den Zustand der eingesperrten Jünglinge³⁴⁾ erfahren zu können. Zu seiner Aushaltung, da er nicht Vermögen genug besitzt, auf eine längere Zeit hier verweilen zu können, resolvierte er alle Unkosten, so daß der L(ovassy) gar keine Sorge tragen soll um seinen hiesigen Aufenthalt. Nachdem er angekommen war, wurde ihm vermittels K(ossuth)³⁵⁾ alles vorgeschrieben, was er zu tun habe. Es ist ihm unter anderem aufgetragen worden, die Klagepunkte des k. Fiskus aus dem Gefängnisse zu stehlen; nachdem aber dieses Unternehmen mißlungen ist, wenigstens im Gedächtnisse alle diese Punkte gut einzuprägen, um sie ihnen mitteilen zu können. Der Vater tat es, wie er konnte, und der W. bekam die Punkte, durch K(ossuth) aufgesetzt, in seine Hände, um sie zu seiner Zeit gebrauchen zu können. Nämlich, wenn die Jünglinge verurteilt werden sollten, dann werden diese Klagepunkte im ganzen Lande veröffentlicht, im entgegengesetzten Falle der Angeber ad poenam talionis zitiert, und da die Klagepunkte ohnehin nicht wichtig genug sind, der k. Fiskus soll prostituiert werden, der die unglücklichen Opfer der Verfolgung in so hartem Gefängnisse schmachten läßt. Dann setzte der W. die Grundsätze auf, nach denen der K(ossuth) des Vaters L(ovassy) zweiten und dritten Rekurs verfertigte, die der Vater dem Personal³⁶⁾ einreichte. Zugleich hieß er ihn, durch K(ossuth) verlangen die Gründe, warum der L(apsánszky) auch eingesperrt sei, da er aus den Klage-

³⁴⁾ Bezieht sich auf die schon erwähnten verhafteten Juraten.

³⁵⁾ Ludwig von Kossuth.

³⁶⁾ So lautete die Bezeichnung für den Präsidenten der unteren Ständetafel des ungarischen Reichstages. Der Personal war gleichzeitig Vorsitzender der königlichen Tafel, des zweithöchsten ungarischen Gerichtshofes.

punkten Verdacht geschöpft hat, daß der Angeber der Jungen der L(apsánszky) und dieser nur zum Schein eingesperrt sei. Da der k. Fiskus keine Gründe vorgab und auf dieses Verlangen sogar etwas bestürzt wurde, so glaubt jetzt der W. schon auf der wahren Spur des Angebers zu sein. Kurz, alles, was der Vater L(ovassy) während seines hiesigen Aufenthaltes tat, geschah auf W's Anstiften, der ihn hier zugleich aushaltet.

Wenn er in Pest ist, kommen seine Freunde beim B(ártfay)³⁷⁾ zusammen, wo der Hauptsitz aller Wesselényi-Angelegenheiten sich befindet. Dort ist alles à la Wesselényi und selbst die Frau B(ártfay), die eine der Hauptrollen führt. Sie ist enthusiastisch eingenommen für Wesselényi und aus lauter Patriotism mehr für diesen als für ihren Mann geneigt. Da sie eine geborene Polin ist, so will sie sich in Patriotism von keinem Mann zuvor tun lassen, und obwohl sie sonst eine gebildete, kluge und verständige Frau ist, vergißt sie sich soweit, wenn die Rede von Wesselényi ist, daß sie ganz erhitzt, keinen andern Diskurs mehr führen kann. Eine Anekdote wird hier nicht überflüssig sein. Neulich machte sie eine Visite bei der Gräfin W(artensleben)³⁸⁾, wohin sie öfters zu gehen pflegt. In der Hitze des Diskurses äußerte sie ohne Rückhalt, daß sie unter allen Regierungsformen die republikanische am meisten schätzt; eine monarchische würde sie nur dann vorziehen, wenn der Wesselényi der Monarch wäre. Der Graf W(artensleben) machte ihr das Kompliment, daß er den Wesselényi unter allen Sterblichen auch am ersten zum Könige wählen würde. Da er bei dieser Äußerung etwas innehielt, machte die Frau B(ártfay) eine so heitere und vergnügte Miene, als wäre sie ganz entzückt. Denn, fügte der Graf W(artensleben)³⁹⁾ hinzu, dann würden alle Menschen, Männer und Weiber, ja, selbst die schönsten Mädchen, nackend herumgehen, und das wäre nur ein Jux. Wir lachten hoch auf, aber die Frau B(ártfay) wurde hochrot und konnte keine Silbe mehr vorbringen.

Was diesen Sitz der Musen beim B(ártfay) betrifft, davon das Nähere (ein) andersmal.

Der Wesselényi hat ganze Sammlungen von Landes- und Privatbeschwerden, noch mehr aber von solchen Fällen, wo die Regierung mißgegriffen hat, oder wo die Rechte des einzelnen Staatsbürgers beleidigt worden sind. Auch sammelt er Notizen von verschiedenen Verfahrungs- und Behandlungsarten der Regierung, so daß diese Sammlung schon ziemlich angewachsen ist und im Falle, wenn sie herausgegeben werden sollte, eine unberechenbare Sensation verursachen würde, da sie unter dem Titel: «Felfedezett despotismus» («Die entlarvte Despotie») wirklich imposante Data enthält. Er hat auch meine Geschichte⁴⁰⁾ sich ausgebeten für diese Sammlung, die ich ihm auch versprach, aber noch nicht übergab, sondern ihn auf seine Wiederkehr vertröstete.

In seinem Prozesse will er mehrere Grundsätze gewinnen⁴¹⁾, sonst würde

³⁷⁾ Ladislaus von Bártfay war früher Gutsverwalter Wesselényis, mit dem ihn intime Freundschaft verband.

³⁸⁾ Geborene Barbara Patay, vermählt mit August Wilhelm Ladislaus Graf von Wartensleben.

³⁹⁾ Der bereits erwähnte Gemahl der Barbara Patay.

⁴⁰⁾ Bezieht sich auf die Verhaftungsgeschichte des Harsányi.

⁴¹⁾ Soll wohl heißen: feststellen.

er ganz anders verfahren; er will unter anderem den Grundsatz gewinnen, daß durch keine Rede im Lande eine Nota zu inkurrieren möglich sei, denn wenn er diesen Grundsatz gewinnt, dann wird er, und auch ein jeder sonst, mit einer ganz andern Miene in solchem Falle auftreten können, wie der jetzige Fall der Jungen⁴²⁾ ist; auch bei dem Landtage und in den Komitatskongregationen soll dann eine andere Sprache geführt werden. Er moderiert sich aber jetzt, wie er sich ausdrückt, wegen dieses Grundsatzes, sonst wäre er schon auf dem Landtage aufgetreten und nachher in Komitats-Kongregationen, um Reden zu halten, woraus in seinen Umständen natürlich ein Feuer entstanden wäre, da endlich der Erzherzog-Palatin⁴³⁾ Gewalt zu gebrauchen gezwungen worden wäre, um ihn aus der Sitzung hinausführen zu lassen, er aber sich widersetzt hätte, bis endlich ein ganzes Feuer hätte auflodern müssen.

Bei⁴⁴⁾ allen seinen Unternehmungen und patriotischen Rollen, fängt er jedoch an, seine Popularität merklich zu verlieren, denn neben den etlichen guten Eigenschaften hat er viel mehr schlechtere, die ihn auf eine längere Zeit nicht nur nicht beliebt, sondern sogar unausstehlich machen. Er ist nämlich zu herrschsüchtig; nicht nur seine Untergebenen, sondern oft auch seine Vertrauten will er unumschränkt beherrschen und geht mit ihnen oft ohne Schonung um. So z. B. ist er der grausamste Grundherr, der nur existieren kann, gegen seine Untertanen, denen er Mark und Bein aussaugt, und sie fast schinden möchte. Seine Urbarial-Prozesse belaufen sich wenigstens auf 6. Dann hat er eine unersättliche Glanzsucht. Er will keinem eine Ehre oder einen Ruhm gönnen, er will nur der einzige Wesselényi sein, außer sich will er weder Talente noch Verstand noch Tugenden in einem andern finden, obwohl er sich in diesem Punkte sehr behutsam ausdrückt, da er nicht umhin kann, auch andere zu gebrauchen. Was aber bei einem politischen Manne der größte Fehler ist, ist seine Knickerei; denn nicht nur, daß er sich von einem jeden umsonst bedienen lassen will und er nie einen Dienst belohnt, sondern vielmehr lebt er selbst sehr gern auf den Kosten Anderer. So z. B. lebte er im ganzen Sommer auf dem Tische B(ártfay) und bewohnte dessen Quartier, ohne seine gar nicht reiche Familie auch im Geringsten auf irgend eine Art belohnt zu haben. Auf dem Landtage in Klausenburg war ihm der St(uller) die rechte Hand, zog ihn in viele Unannehmlichkeiten, so daß jener endlich flüchten mußte; da verläßt ihn der Wesselényi ganz und belohnte nie seine Dienste, obwohl jener nicht das tägliche Brot hatte. Es könnten viele ähnliche Fälle aufgezählt werden, die dem Publico nicht unbekannt blieben, allein es ist genug zu bemerken, daß ihn sein Geiz zu einer tätigen politischen Rolle unfähig macht, seine Anhänger hat er daher nur ihren eigenen Enthusiasmen und Patriotismen zu verdanken, die ihn aber natürlich verlassen, sobald sie die Not hernimmt. Seine übrigen Leidenschaften aber setzen es außer Zweifel, daß er kein echter Patriot ist, und eben aus diesen Gründen fängt er an, seine Popularität zu verlieren.

Der Graf R(aday)⁴⁵⁾ redete ihn im vorigen Sommer an, um ein Jagd-

⁴²⁾ Prozeß der Juraten.

⁴³⁾ Erzherzog Joseph.

⁴⁴⁾ Soll wohl heißen: trotz.

⁴⁵⁾ Gedeon Graf Ráday.

pferd. Mit einer Mäklerlobrede versprach er, ihm ein herrliches zu liefern, welches er ihm, als seinem Freunde, nur um 300 fl. C. M. nach P(éczel) hinauszuschicken versprach, indem er den Preis voraus aufnahm. Nach ein paar Wochen aber schickte er ein Bauernpferd um den Preis von 300 fl. C. M., das nicht 50 fl. W. W. wert war. Der Graf R(haday), höchst enttäuscht über eine solche Schmutzerei, schickte ihm das Pferd zurück, ohne das Geld wieder zu verlangen, aber im Kasino erzählte er öffentlich den Streich. Diese Woche geschah es, daß im Gasthause zur großen Pfeife manche Juraten wacker dem Vater Bacchus opferten bei ihrem Abendmahl. Der Juraten Streich wurde so stürmisch, daß alle Anwesenden verstummen mußten. Einer unter ihnen stand einmal auf mit einem vollen Glase in der Hand, grüßte den Wesselényi, indem er für ihn sein Glas leeren wollte, allein seine Kameraden, obschon gut aufgeräumt und erhitzt, erwiederten seinen Toast nur mit Stillschweigen. Darüber wurde der Redner sehr aufgebracht und schimpfte empörend (sic) gegen seine Kameraden, die für den Wesselényi nicht trinken wollten; um ihn zu beruhigen, nahm dann ein zweiter auch das Glas und trank mit, aber mit einem Fluch gegen Wesselényi. Da der Redner auf diese Art für den Wesselényi nichts ausrichten konnte, ging er mit schrecklichem Schimpfen über seine Kameraden, die sich, wie er sich ausdrückte, umgetauscht haben, davon.

In der Fechtschule⁴⁶⁾ stiftete der Wesselényi auch eine Aktie, wofür er das Recht hätte, einen Lehrling einzuführen; allein, er hat mehr als sechs eingeführt und dadurch mehrere andere Stifter auffallend verkürzt in ihren Rechten, da er auch ihre Stiftungen mit Lehrlingen besetzt hat und sich um die Apprehension nicht viel bekümmerte. Es ist in dieser Fechtschule im Gebrauche, daß die Stifter nach der Reihe Assauts geben. Der Assautgeber pflegt dann die Lehrlinge mit Schnitzel, Rostbraten etc. und mit einem Glas Wein zu bewirten. Der Wesselényi gab, als er noch da war, auch ein Assaut. 27 Lehrlinge haben sich mit ihm müde gekämpft, ohne daß er auch nur eine Minute ausgeruht hätte. Die jungen Leute bewunderten seine Bravour, sahen sich um die Schnitzel und Rostbraten um, da sie aber von allem diesem nichts bemerkten, schlichen sie sich heimlich nach einander davon und ließen den Helden ganz allein da. Bei der vormaligen Popularität des Wesselényi pflegten solche Anekdoten nicht zu geschehen.

* *

Die Verehrung, die jeder Ungar dem Andenken Wesselényis zollt, konnte uns nicht abhalten, eine ihm auch weniger günstige Beurteilung hiemit der Öffentlichkeit zu übergeben. Die historische Objektivität macht es zu einem Gebot der Gerechtigkeit, daß wir die Größen unserer Geschichte auch in der gegnerischen Beleuchtung kennen lernen. Vor allem aber erscheint es nötig, zu wissen, in welcher Weise den maßgebenden Stellen die bedeutenderen Männer Ungarns geschildert wurden, und wie dann jene von ihnen denken mußten. Manches, was später geschehen, erklärt sich aus solchem

⁴⁶⁾ Hierüber ist mir nichts Näheres bekannt geworden.

Vorgänge. All das gehört heute der Geschichte und einer unmöglich wieder auflebenden Vergangenheit an. Noch mehr als 1867, als erster Stufe hiezu, haben die eben sich vor unseren Augen abspielenden gewaltigen Ereignisse sie mit ewigem Schutt bedeckt. Aus den Kämpfen der Gegenwart, die wir nun durchleben, wird es der jetzigen Generation, dies- und jenseits der Leitha, immer klarer bewußt, daß wir unsere Kräfte nur in gemeinsamem Wirken entwickeln und nur mit vereinter Kraft unser Dasein zu retten vermögen. Das System Sedlnitzky, das sich noch manchmal in unserer Geschichte regte und dessen tiefste Wurzel in der Verdächtigung der ungarischen Nation ruhte, dürfte nunmehr, zum Heile sowohl Ungarns wie auch der Monarchie für immer aus der Welt geschafft sein.

Das Land Borodnok.

Von **Johann Karácsonyi**, Domherr in Nagyvárad.

HAT es denn auch ein solches gegeben? — wird wohl mancher fragen. Und wenn schon — was hat die Geschichte der ungarischen Nation damit zu tun? werden wohl noch mehr weiter fragen. Im folgenden will ich den Beweis versuchen, daß es ein solches Land tatsächlich gegeben hat, und daß die Feststellung dieser Tatsache auch für die Geschichte der ungarischen Nation von Nutzen ist.

Mit dem Namen Brodnik hat sich bisher sozusagen Paul Hunfalvy allein befaßt (Geschichte der Walachen I. S. 329—330), weil dieser Name mit der Einwanderung der Walachen einigermaßen zusammenhängt. Nur ließ Hunfalvy sich durch eine fehlerhafte Kopie irreführen, weshalb er die Brodniks für identisch mit den Walachen nimmt, wie aus seiner Auseinandersetzung ersichtlich wird:

«Papst Honorius bestätigte in demselben Jahre (1222) das wiederholte und erneuerte Geschenk des Königs, und zwar Wort für Wort; nur der Ausdruck: ‚ad terminos Protnikorum‘ lautet: ‚ad terminos Blacorum‘, und statt des Ausdruckes: ‚cum per terram Siculorum aut per terram Blacorum transierit‘ heißt es: ‚cum per Siculorum terram transierint, aut Valachorum‘.

«Die Urkunde des Königs und des Papstes aus dem Jahre 1222 ist für uns aber darum wichtig, weil die Gebiete diesseits der Donau betreffend dort die Rumänen zum ersten Male mit dem Namen Vlak, Blak bezeichnet werden. Und diese Namen will auch das Wort *protnik* erklären, dessen slawische Herkunft schon durch die Bildungssilbe *nik* erhärtet wird; *prot* ist offenbar = *brod* (der

Hafen, die Fähre) und kommt auch in Ortsnamen vor, wie Német-Bród, Magyar-Bród (Deutsch-Brod, Ungarisch-Brod) im westlichen Ungarn; ein Brod gibt es auch in Slawonien. Brodnik bedeutet also Fährmann. Dem slawischen brod entspricht das ungarische rév (Rév-Komárom, Nagy-rév) und das deutsche furt: Frankfurt, Querfurt, Schweinfurt usw. Die Fähren und Fährleute waren zur Zeit, als über die größeren Flüsse noch keine Brücken führten, von ungleich größerer Wichtigkeit als später.

«Das Wort brod, als Zeitwort broditi, bedeutet aber auch so viel, wie hin- und hergehen, umherlaufen, dann noch: mit dem Netze fischen. Brodnik kann somit auch einen Umherziehenden, Herumstreichenden oder einen Fischer bedeuten. Es ist nicht sicher, welche Bedeutung auf die «brodnik»s paßt, die Urkunden verstehen jedoch ganz gewiß darunter Walachen, mögen sie nun Fährleute, Fischer oder Nomaden gewesen sein.» So weit Hunfalvy.

Die Identifizierung von brodnik und blach stützt sich also darauf, daß der Brief des Papstes Honorius II. blach schreibt, wo die ungarische Königliche Kanzlei von brodnik spricht. Doch kommt der Ausdruck «usque ad terminos Blachorum» für «usque ad terminos Prodnicorum» nur bei Fejér: Cod. Dipl. III. 1. S. 432 vor; im Original des päpstlichen Briefes heißt es ebenso, wie im Brief des Königs «usque ad terminos Prodnicorum» (Urkundenbuch zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen I. p. 23. Fejérs Mitteilungen sind überhaupt sehr fehlerhaft; so schreibt er u. a. Szerzylon für Tertilou). Somit entfällt die ganze Übereinstimmung. Ebenso wenig Glück hat Hunfalvy mit der Bemerkung, daß der im Briefe vom Jahre 1223 erwähnte Brodnik-Boden «entweder von Slawen oder von Walachen bewohnt ist; ich würde ihn am Olt suchen, so, wie ich die Brodniks früher an der Bodza suchte» (I. S. 331). Dieses Brodnik oder Prodnik erhielt aber — wie die Urkunde deutlich sagt (Urkb. I. p. 27) — der Propst von Szeben als Ersatz für Kis-Disznód; nun klagt aber Propst Paul von Szeben im Jahre 1359, daß «quandam possessionem suam Prépostfalva alio nomine Prodnik nuncupatam, quae semper et ab antiquo ad dictam ecclesiam Zebeniensem pertinuisset», die Sachsen von Nagysink-szék in Besitz nahmen (Urkb. II. p. 170). Daraus geht also hervor, daß der im Jahre 1223 erwähnte Brodnik-Boden nichts anderes ist, als das heutige Prépostfalva im Komitate Nagy-Küküllő, nördlich von Szent-Ágota, von jedem Flußwasser weit entfernt, infolgedessen er auch mit dem Laufe des Olt nichts zu tun hat.

Wir müssen demnach einen andren Weg einschlagen, wenn wir das Land der Brodniks finden wollen. Die sicherste Orientierung bietet

diesbezüglich König Béla IV. resp. die ungarische Königliche Kanzlei im Jahre 1254. Wenn irgendwo, so mußte man doch in der ungarischen Königlichen Kanzlei Kenntnis davon haben, wo diese Brodniks sind und wo sie wohnen, denn niemanden in der damaligen zivilisierten Welt ging dieses Volk näher an, als die ungarische Nation. Am 11. November 1254 stellte die ungarische Königliche Kanzlei zu Potoka einen, an den Papst Innozenz IV. gerichteten und seiner hohen Bedeutung wegen mit goldenem Siegel beglaubigten Brief aus. Gewiß wurde jedes Wort darin wohlwogen, bat man doch den päpstlichen Stuhl um rasche und tatkräftige Hilfe gegen die Tataren und hätten doch im Falle von Unwahrheiten oder leicht nachweisbaren Übertreibungen die den Brief überreichenden ungarischen Gesandten statt der Hilfe nur Beschämung nachhause gebracht. In diesem Briefe sind die damaligen Nachbarn Ungarns wie folgt beschrieben: «Regnum Hungariae... diversis infidelium generibus circumspectum, utpote Ruthenorum, Brodnicorum a parte orientis, Bulgarorum et Bozensium hereticorum a parte meridiei, Alemanorum vero a parte occidentis et aquilonis¹⁾.» An dieser Stelle läßt die Stilisierung des Briefes den Verdacht zu, daß das Wort Brodnicorum nur ein Attribut zu «Ruthenorum» sein könnte. Diese Vermutung wird jedoch durch die bald darauf folgende Aufzählung der südöstlichen Nachbarländer zerstreut: «Tartaris... tributarias se constituerunt... regiones, sicut Ruscia, Cumania, Brodnici, Bulgaria, quae in magna parte antea nostro dominio subiacebant²⁾.»

Brodnici ist hier von Ruscia durch Cumania vollkommen getrennt, und so unterliegt es keinem Zweifel, daß die ungarische Königliche Kanzlei mit dem Worte Brodnici ein selbständiges Land bezeichnete, wie (Rot-) Rußland oder Bulgarien. Aus den beiden Beschreibungen geht auch hervor, daß das Land Brodnik östlich von Ungarn zwischen Rotrußland und Bulgarien zu liegen kam. Es konnte also nichts anderes, als das spätere Moldavia (die Moldau) sein. Die südöstlich liegende spätere Walachei war von der ungarischen Königlichen Kanzlei nicht dazugerechnet, weil die Walachei im XIII. Jahrhundert von den Ungarn immer Cumania (Kunország, das Land der Kumanen) genannt wurde. Die Sonderstellung des Landes Brodnik zeigt sich auch aus der Geschichte des vor dem Einfall der Mongolen errichteten, aber alsbald zugrunde gegangenen kumanischen oder Milkóer Bistums. Vor dem 31. August 1227 machte sich Erzbischof Robert von Esztergom auf die Reise ins Heilige Land; unterwegs aber erschien vor ihm der Sohn des kumanischen Fürsten mit der Bitte, nach Kumanien zu kommen, da sie geneigt wären, sich

¹⁾ Theiner, Monumenta Hungariae I, 30. ²⁾ Das. I, 231.

zum Christentume zu bekehren. Robert unterbrach sogleich seine Reise und erbat sich rasch von Papst Gregor IX. die Vollmacht eines päpstlichen Nuntius: «ut in Cumania et Brodnic, terra illa vicina, de cuius gentis conversione speratur... potestatem habeat predicandi, baptisandi, edificandi ecclesias, ordinandi clericos necnon et creandi episcopos³⁾.» Auch hieraus erhellt, daß das Land Brodnik (terra, regio) östlich von Ungarn gelegen war und so nur zwischen den Flüssen Patna, Szeret und Pruth liegen konnte, mit anderen Worten, die spätere Moldau war.

Das Land Brodnik kommt noch an einer anderen Stelle vor — ein Datum, welches eine noch pünktlichere Orientierung und auch eine interessante Aufklärung für die Geschichte der Besiedelung unseres Vaterlandes bietet. Im Jahre 1222 hat Andreas II. im Besitze des Burzenlandes die deutschen Ritter nicht nur bestätigt, sondern ihr Gebiet auch vergrößert. «Addidimus etiam postmodum castrum, quod Cruceburg nominatur, quod fratres praedicti de novo construxerant, et a fine terre Cruceburg terram, que radit usque ad terminos Prodnicorum⁴⁾.» Noch früher, im Jahre 1211, bestimmte der König ganz klar, daß das Land der deutschen Ritter nur bis an den Bach Prásmár (Tartlau, Tertylon) reicht. Die deutschen Ritter wollten sich aber schon im Jahre 1222 weiter nach Osten ausbreiten. Darum erbauten sie am Tatrang-Bach beim Dorfe Nyén die Cruceburg-Kreuzburg. Wenn also der König das Gebiet von der Gemarkung Nyéns bis zum Lande der Brodnik ihnen schenkte, so erklärte er damit, daß er die Besiedelung und Verwaltung des Gebietes zwischen Tatrang und der späteren Moldau, d. h. zwischen dem Ufer des Feketeügy (Schwarzbachs) und den Bergen den deutschen Rittern überträgt. Folglich war im Jahre 1222 der Teil des Komitates Háromszék am linken Ufer des Feketeügy noch vollkommen unbewohnt. Hätten sich die deutschen Ritter dort eingeknistet, so wäre dieses Gebiet ebenso von deutschen Bewohnern besetzt worden, wie das Burzenland. Doch schon nach drei Jahren vertrieb Andreas II. die unfähigen deutschen Ritter, denen auf diese Weise die Zeit genommen war, um das erhaltene große Stück Land mit Deutschen zu bevölkern. Die Besiedelung dieses Teiles von Háromszék konnte also erst nach dem Jahre 1225 begonnen haben, wenn sie überhaupt schon um diese Zeit begonnen hat. Doch diese Schenkung vom Jahre 1222 macht es evident, daß das Land der Brodnik östlich vom heutigen Komitate Háromszék, also in das Gebiet der späteren Moldau fällt. Nördlich aber erstreckte sich dieses Land nicht so weit, wie die Moldau im XIV.—XVII. Jahrhundert,

³⁾ Das. I, 87. ⁴⁾ Urkundenbuch I, 19.

denn im Jahre 1228 grenzt das Hochland Kelemen oberhalb Borszéks, resp. die Herrschaft Széplak bereits an Rußland (Ruscia), so daß die heutige Bukowina, einst ein ergänzender Teil der Moldau, im XIII. Jahrhundert noch zu Rotrußland und nicht zum Brodnikland gehörte⁵⁾.

Von diesen Brodniks sind einzelne Haufen in Ungarn eingewandert, ebenso wie von den Russen oder Petschenegen (Bissenern). Ein solcher Brodnikhaufe machte also auch auf dem Gebiete des heutigen Prépostfalva Halt, infolgedessen dieses Dorf im XIII. Jahrhundert Brodnik, der ungarischen Aussprache besser angepaßt: Borotnik (Borodnok) genannt wurde. Jedoch nicht nur haufenweise, sondern auch einzeln kamen Hirten recht häufig und ließen ihre Herden auf dem noch unbewohnten Gebiete von Háromszék weiden. Ihnen sind die, besonders im südlichen Teile von Háromszék, so zahlreich vorkommenden slawischen Ortsnamen zuzuschreiben, wie Lisznyó, Borosnyó, Szacsva, Kovászna, Papolcz, Zágón, Osdola, Piliske, Csemernye usw.

Wie lange das Land Brodnik bestanden hat, wissen wir nicht genau. In den Jahren 1227—1254 ist es nachweisbar. Erst erkannte es die Oberhoheit des ungarischen Königs an, seit 1238 war es den Tataren tributpflichtig. Wenn der Sitz des kumanischen Bistums Milkó tatsächlich in der Gegend des heutigen Foksán stand, dann ist das Land Brodnik um 1270 gänzlich vernichtet worden, denn die, auch unter den Tataren herumkommenden Franziskaner schicken 1278 an den apostolischen Stuhl die Meldung: «civitas de Milko posita in confinibus Tartarorum destructa fuerit⁶⁾.» Wenn aber Milkó damals nicht mehr in der Nähe der Brodniks, sondern der Tataren lag, so ist dies ein Zeichen dafür, daß das Land Brodnik zu bestehen aufgehört hatte. Einen ähnlichen Schluß können wir aus der Urkunde des Königs Ladislaus IV. vom Jahre 1288 ziehen, denn er sagt, daß er die im Jahre 1282 geflüchteten Kumanen «de finibus et terminis Tartarorum ultra Alpes» zurückgebracht hat⁷⁾, — auch ein Beweis dafür, daß in der späteren Moldau und Walachei schon damals ausschließlich die Tataren die Herren waren, so daß selbst der Name Brodnik verschwunden ist. Nach alledem können wir mit Bestimmtheit behaupten, daß das Land Brodnik 1263 von den Tataren vernichtet worden ist⁸⁾.

Es ist nämlich sicher, daß die Tataren im Jahre 1262, auf die Ermunterung (per incitationem vicinorum) der Nachbarn sich gegen Ungarn rüsteten und Stefan V., dem jugendlichen Könige, bereits

⁵⁾ Cod. Dipl. Patr. VI, 23. ⁶⁾ Theiner I, 337.

⁷⁾ Fejér, Cod. Dipl. V, 3, 410. ⁸⁾ Wenzel, Cod. Dipl. Arp. Cont. XII, 6—7.

den Krieg erklärt hatten⁹⁾. Glücklicherweise gelang es dem klugen Gesandten Stefans V., Banus Miskolcz Panyit, den Einbruch zu verhüten; doch der ganz gut informierte päpstliche Hof schreibt doch am 14. Oktober 1263: «Tartari partes Hungariae conterminas a diebus non longe preteritis crudelissime destruxerunt¹⁰⁾. Diese, Ungarn benachbarten und von den Tataren ins Verderben gestürzten Provinzen können nur das Land Brodnik und die alte kumanische Walachei gewesen sein. Der Fürst Danilo von Rotrußland unterwarf sich dem Kaiser der Tataren und entkam so der Vernichtung. Unterhalb Rotrußlands gab es bis Bulgarien kein anderes, an Ungarn grenzendes Land, als Brodnik und das alte Kumanien. Diese aber wurden von den Tataren nicht nur verwüstet, sondern auch in Besitz genommen, und daher kommt es, daß die Tataren sich schon 1263 als Nachbarn in die Angelegenheiten Bulgariens mengten.

Aus dem Vorausgeschickten wird es klar, daß das Wort *brodnik* nicht Fährmann bedeutet (sonst müßte es ja *brodár* lauten); dagegen kann es Wanderer oder Verbannten bedeuten; was es wirklich bedeutet, mögen die Slawisten entscheiden.

Traurig genug ist es, daß die walachischen (rumänischen) Schriftsteller von dem Märchen, als ob die Walachen ewig in diesen Gegenden ansässig gewesen wären, derart befangen sind, daß selbst Männer, wie z. B. Nikolaus Jorga, von der Geschichte der Moldau im XIII.—XIV. Jahrhundert keinen Begriff haben. Sie wissen nicht, daß dort zuerst die Brodniks ein Land gründeten, dann die Tataren daselbst herrschten und die Walachen erst am Ende des XIV. Jahrhunderts anfangen, sich nach und nach einzufinden.

Lenau und Lamartine.

Von Heinrich Bischoff, Professor a. d. Universität Lüttich.

WIE Klopstock, Hölty, Voß und Miller, gefiel sich der junge Lenau in der Behandlung des Themas von der künftigen Geliebten. Seine Gedichte «An Mathilde», «An die Ersehnte», «An der Bahre der Geliebten» sind durch die Dichter des Hainbundes angeregt und stark von ihnen beeinflusst, namentlich von Klopstock und Hölty, die überhaupt die Hauptvorbilder von Lenaus Jugendsichtung waren¹⁾. Ist es dem

⁹⁾ Das. XII, 7. ¹⁰⁾ Theiner I, 250.

¹⁾ Dies wird ausführlich dargelegt in meinem demnächst im Verlage der Weidmannschen Buchhandlung, Berlin, erscheinendem Werke: *Lenaus Lyrik. Ihre Geschichte, Chronologie und Textkritik.*

Zufall oder, was wahrscheinlicher, dem deutschen Einfluß, vielleicht Klopstocks, zuzuschreiben, daß auch Lamartine die künftige Geliebte, die «divine inconnue», wie er sie nennt, besungen? Sein Gedicht «A Laurence», das im Jahre 1823 in den «Nouvelles méditations poétiques» erschien, ward das Vorbild von Lenaus Versen «An die Ersehnte».

Umsonst! du bist auf immer mir verloren!

klagt Lenau, den Lamartineschen Vers

Retour perdu vers l'impossible

umschreibend. Auf immer verloren ist die wahlverwandte Ersehnte, weil sie «dieser Erde noch nicht geboren ist». Diese grundlegende Vorstellung findet sich auch bei Lamartine:

Oh! pourquoi, divine inconnue,
Pourquoi si tard es-tu venue
Du ciel, de l'air ou de la nue,
Passer et luire devant moi?
Du regard je t'aurais suivie!
Oh Dieu! qui me rendra ma vie!
Ma part de temps me fut ravie,
Puisque je vécus avant toi.

In der Zukunft Schattengängen, dichtet Lenau, schlummern noch die Stunden, die das Mädchen mit ihrer Bürde von Seligkeiten durchs Erdental geleiten. Eine dieser Schläferinnen wird eines Tages das Mädchen, in stilles Sinnen versenkt, an das Grab des Dichters locken.

Ces heures, en cercle enchaînées,
Qui dansaient au seuil des années,
Sortent du chœur découronnées,
Et leur aspect se rembrunit;
La dernière vers moi s'avance,
Et du doigt me montre en silence
La couche où le sommeil commence
Sur un oreiller de granit.

Dieses Grab ist ein moosig vergessener, mit Zypressen bepflanzter Hügel. Lamartine nennt es ein

... petit cercle d'ombre
Que décrit sur un tertre sombre
La flèche d'un jeune cyprès.

Wie offenbar die Nachahmung auch ist, so ist sie doch keine sklavische. Von Ausschreiberei kann keine Rede sein, wenn ein Dichter sein Vorbild so umbildet und verklärt.

Früh ward Lamartine in Wien bekannt, seine «Nouvelles méditations poétiques» namentlich sofort nach ihrem Erscheinen.

Lenaus Freund J. G. Seidl übersetzte einige Gedichte bereits im Jahrgange 1824 der Wiener «Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode» und gab im Jahre 1826 eine Übertragung der Elegien heraus. Spätere Freunde Lenaus, wie M. L. Schleifer und Gustav Schwab, waren glühende Verehrer und Übersetzer Lamartines. Daß Lenau ihn kannte, geht unmittelbar aus einer, freilich recht derben Bemerkung dem Freunde L. A. Frankl gegenüber hervor, die er durch den Zusatz milderte: «Der Lamartine kann schon etwas machen, aber ich kann es besser.»

Zu den Jugendgedichten, die sich auf den «unheilbaren Riß» beziehen, den die Untreue Berta Hauers bewirkte, gehört «An die Hoffnung». Lenau schloß es seit 1837 aus, vielleicht, weil er es als zu wenig selbständig empfand. Die Quelle des Gedichtes sind die Stances von Lamartine in den «Nouvelles méditations poétiques». «Kein holder Wahn täuscht» Lenau wie Lamartine, die «Sterne sind gefallen»:

Et j'ai dit dans mon cœur: «Que faire de la vie?
Irai-je encor
Imiter des mortels l'immortelle folie?»

Der eine, singt Lamartine, sucht Schätze im Meere.

Et la vague engloutit ses vœux et son navire.

So ergehts dem Lenauschen Eroberer, Bonaparte, den sein Verhängnis ergreift:

Schleudert ihn ins Meergefängnis;
Bald verschlingt ihn dort sein Grab.

Beim Meergefängnis hat vielleicht Lenau Lamartines Vers im Gedichte «Bonaparte» vorgeschwebt:

Un tombeau près du bord par les flots déposé.

Unschwer ist in Lenaus zweiter Strophe:

Dieser streckt nach einer Krone
Seine Hand verwegen aus;
Doch ihn stoßt der Tod mit Hohne
In sein enges, kühles Haus²⁾.

die Umschreibung von Lamartines Vers:

Celui-ci fonde un trône et monte pour tomber

zu erkennen. Dem Eroberer

Le guerrier frappe et tue,

²⁾ Vgl. Schiller, «Die Räuber», V. Aufzug, 2. Auftritt. Auch die Elegie auf den Tod eines Jünglings, Vs. 37.

gelten bei Lenau die 3. bis 6. Strophe. Und nun führt Lenau noch den Lamartineschen Gelehrten:

Le savant pense et lit,

und den Liebenden vor:

Dans des pièges plus doux aimant à succomber,
Celui-ci lit son sort dans les yeux d'une femme.

Sie sind sämtlich «ombres fugitives». Welches ist ihr Los?

Où vont-ils cependant? Ils vont où va la feuille
Que chasse devant lui le souffle des hivers.

Ähnlich schließt Lenau:

All dein Wort ist Windesfächeln,
Hoffnung!

Auf die Gedichte, die mehr oder minder Bezug auf das Verhältnis zu Berta Hauer haben, folgt chronologisch eine ganze Reihe allgemein-pessimistischen Inhalts. Einen logischen Abschluß dieser düsteren Poesie bildet die Phantasie «Die Zweifler», ein Gedicht auf die alles umfassende Herrschaft des Todes. Die Rede des ersten der beiden Zweifler berührt sich stark mit derjenigen, die Lamartine im Gedichte «L'Immortalité», das sich in den «Premières méditations poétiques» findet, den Materialisten in den Mund legt:

Insensé, diront-ils, que trop d'orgueil abuse,
Regarde autour de toi: tout commence et tout s'use,
Tout marche vers un terme et tout naît pour mourir:
Dans ces prés jaunissants tu vois la fleur languir,
Tu vois dans ces forêts le cèdre au front superbe
Sous le poids de ses ans tomber, ramper sous l'herbe;
Dans leurs lits desséchés tu vois les mers tarir;
Les cieux même, les cieux commencent à pâlir;

Vergänglichkeit! wie rauschen deine Wellen
Dahin durchs Lebenslabyrinth so laut!

— — — — —
— — — — — ich seh erbleichen

Die Sterne selbst und zitternd rückwärts weichen.

Die ganze Natur weiß, daß sie dem Tode verfallen, nur der Mensch glaubt an seine Unsterblichkeit:

Et l'homme, et l'homme seul, ô sublime folie!
Au fond de son tombeau croit retrouver la vie,
Et dans le tourbillon au néant emporté,
Abattu par le temps, rêve l'éternité!

Wenn auch die Wellen ihre Ufer fressen
Und du zum Meer hinwucherst, unermessen:

Doch stehn an deinem Ufer frohe Toren,
In ihren Traum ‚Unsterblichkeit‘ verloren.

Auch das Bild der «zitternd rückwärts weichenden Sterne», die «nicht sicher sind auf ihren Bahnen» und schließlich «heruntersinken», findet sich bei Lamartine:

Pour moi, quand je verrais dans les célestes plaines
Les astres, s'écartant de leurs routes certaines,
Dans les champs de l'éther, l'un par l'autre heurtés,
Parcourir au hasard les cieus épouvantés;

Die Rede des zweiten Zweiflers läßt sich auf eine Stelle in Lamartines Gedicht «La foi», auch in den «Premières méditations poétiques» zurückführen. Offenbar hat Lenau, namentlich bei den Versen:

Solang dies Herz auf Erden schlug,
Hab' ich erlebt genug, genug,
Um ein Vergehen, ein Verschwinden —
Ein Los der Sehnsucht wert zu finden

der berühmte Erguß vorgeschwebt:

J'ai vécu, j'ai passé ce désert de la vie,
Où toujours sous mes pas chaque fleur s'est flétrie;
Où toujours l'espérance, abusant la raison,
Me montrait le bonheur dans un vague horizon;
Où du vent de la mort les brûlantes haleines
Sous mes lèvres toujours tarissaient les fontaines.
Qu'un autre, s'exhalant en regrets superflus,
Redemande au passé ses jours qui ne sont plus,
Pleure de son printemps l'aurore évanouie,
Et consente à revivre une seconde vie:
Pour moi, quand le destin m'offrirait, à mon choix,
Le sceptre du génie ou le trône des rois,
La gloire, la beauté, les trésors, la sagesse,
Et joindrait à ces dons l'éternelle jeunesse:
J'en jure par la mort, dans un monde pareil,
Non, je ne voudrais pas rajeunir d'un soleil;
Je ne veux pas d'un monde où tout change, où tout passe;
Où, jusqu'au souvenir, tout s'use et tout s'efface;
Où tout est fugitif, périssable, incertain;
Où le jour du bonheur n'a pas de lendemain.

Lenau ist fest überzeugt, daß die Qualen dieser Erde mit in ein etwaiges Jenseits hinüberwandern. Lamartine stellt in «La Foi» die Frage:

Ame, qui donc es-tu? flamme qui me dévore,
Dois-tu vivre après moi? dois-tu souffrir encore?

Den finsternen, grausamen Gott, der seine Schöpfung, die Welt, verächtlich von sich stößt, sie dem blinden Schicksal, dem Unglück, als Beute überläßt, schildert Lamartine in «Le Désespoir». Auch in «La Foi» ruft der Verzweifelte zum grausamen Gott:

Réponds-moi, Dieu cruel! S'il est vrai que tu sois,
J'ai donc le droit fatal de maudire tes lois!

In einer seiner «*Harmonies poétiques et religieuses*», nämlich in «*Novissima verba*», nennt Lamartine das Leben:

Une dérision d'un être habile à nuire,
Qui s'amuse sans but à créer pour détruire,
Ou qui de nous tromper se fait un divin jeu!

und noch:

Un sarcasme amer d'une aveugle puissance.

Zu dem Schönsten, was Lenau gedichtet, gehören die im Monate Mai 1834 geschriebenen Faustszenen «*María*» und «*Der Maler*». Voll bestrickender Anmut sind namentlich die Verse, in denen der Dichter die Frauenschönheit preist, wozu ihm die Wirklichkeit in den Gestalten der Gräfin Marie von Württemberg und Sophie Löwenthal zwei glänzende Vorbilder bot, die sich in seiner Phantasie verschmolzen. In «*stummer Wonne*» sitzt Faust vor der holden Königstochter, wie Lenau vor Sophie gesessen. Hier sollte er «*schmerzlich inne werden*»:

Der wahren Frauenschönheit holder Macht
Kann widerstehen keine Macht auf Erden.

Heftig ergreift ihn die Sehnsucht, «*das süße Urbild zu umarmen*»:

Doch, wie auch flammt des Wunsches Leidenschaft,
Die Ehrfurcht hält ihn fest in scheuer Haft.
O Frauenschönheit! Vieles ist zu preisen
An dir, in ewig unerschöpften Weisen;
Das ist dein Schönstes: daß in deiner Nähe
Auch wilde Sünderherzen weicher schlagen,
Daß ein Gefühl sie faßt mit dunklem Wehe
Aus ihrer Unschuld längst verlor'nen Tagen.
Mag auch des Sünders Herz zur Lust entflammen,
Wenn er in deine Zauberfülle blickt,
Doch sieht er auch dein Ewiges und schrickt
An dir, du Himmelsabgrund! scheu zusammen.

So preist auch Don Juan als besonderen Reiz der Frauenschönheit den

Duft von Ewigkeit
Der über einem Frauenherzen schwebt.

Genau entspricht dieser Zug dem Lamartineschen «parfum de vie immortelle», den allein die Frau über das Menschenleben ausströmt:

Ce que la vie humaine a d'amer et de doux,
Ce qui la fait brûler, ce qui trahit en elle
Je ne sais quel parfum de vie immortelle,
C'est vous seules! (Novissima verba.)

Eine ähnliche Schilderung der Frauenschönheit, auch in «Novissima verba», hat Lenaus Preislied auf Maria im «Faust» beeinflusst. Man vergleiche mit den Lenauschen:

Wie diese sanftgehauchte Jugendglut,
Ein Traum von Rosen, auf den Wangen ruht,
Vom Morgenrot ein fernes Widerscheinen,
Das einst gestrahlt den Paradieseshainen,

die Lamartineschen Verse:

A la pourpre qui teint sa joue
On dirait que l'aurore s'y joue,
Ou qu'elle a fixé pour toujours,
Au moment qui la voit éclore,
Un rayon glissant de l'aurore
Sur un marbre aux divins contours?,

deren Einwirkung auf das in Amerika verfaßte Gedicht «Die schöne Sennin» nicht minder sichtlich ist:

Du Alpenkind, wie mild und klar
Strahlt mir dein blaues Augenpaar!
Wohl ist in diesen Himmelsnähen
Ein stilles Wunder einst geschehen.
In deiner Lämmer frohem Kreise
Hinknietest du, zu beten leise,
In heller Frühlingsmorgenstunde;
Mit Kindesblicken, innigfrommen,
War all dein Herz zu Gott geklommen:
Da sandte, freundlich dir begegnend,
Und deine fromme Seele segnend,
In's holde Auge dir zurück
Der Himmel einen warmen Blick,
Der sich vertieft in seinen Schimmer,
Geblichen ist, und scheidet nimmer.
O Sennin, sterblich! scheidet nimmer? —

Die Jesuiten in Ungarn.

Von Dr. Franz Patek.

Der mächtige Kampf, den in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts die katholische Kirche — jetzt schon als aggressiver Teil — gegen die Reformation führte, und dessen hervorragendsten Kämpfen auf der katholischen Seite die Jesuiten waren, ließ zwar naturgemäß seine Wirkung im ganzen damaligen Christentum spüren, entzündete sich aber doch am mächtigsten auf den Gebieten, wo von den kämpfenden Parteien keine die nötige Übermacht hatte, einen leicht errungenen, sicheren und entscheidenden Sieg über den Gegner davonzutragen. Belgien, Mittel- und Süddeutschland, die österreichischen Provinzen, Böhmen, Polen und Ungarn gaben die Hauptschauplätze des Kampfes her. In Ungarn komplizierten noch Momente der äußeren Politik, das Vordringen der Türken und nationale Gesichtspunkte den ohnedies schon heftigen und schweren Kampf; die Türkenherrschaft begünstigte scheinbar den Protestantismus; der Austreibung der Türken aber folgte — der Zeit nach, wenn auch nicht dem Grunde nach — die Erstarkung des Katholizismus auf den Spuren. Außer religiösen wirkten noch andere, sehr verschiedene Momente mit, die Kämpfe der Reformation und Gegenreformation in Ungarn schwer, ja, oft dramatisch zu gestalten, wobei die Hauptrollen auch hier den Jesuiten zufielen.

Nicht lange nach der Begründung des Jesuitenordens führten die Väter Lefèvre, Lejay und Bobadilla denselben auch in Deutschland ein, wo bald darnach eine unter- und eine oberdeutsche Provinz sich ausbildete. Aus der letzteren schied sich die österreichische Provinz aus, wo die Entwicklung so rasch und energisch erfolgte, daß es nötig war, Polen schon im Jahre 1574 zu einer selbständigen Provinz zu machen. Dieses schnelle Emporkommen ist zum guten Teil dem Wiener Ordenshaus zuzuschreiben, das schon als erste Rektoren solche hervorragende Köpfe wie Lejay, Delanoy und Vittoria aufwies, von denen man den ersten mit vollem Recht mit dem Ehrennamen «Pater provinciae Austriae» ausgezeichnet hatte. Aus diesem Ordenshaus löst sich der Zweig ab, welcher in Ungarn dann sein selbständiges, zwar einstweilen kurzatmiges Leben beginnt.

Um die Mitte des XVI. Jahrhunderts herum stand es mit der Sache der Katholiken wirklich schlecht. Die schweren inneren Wirren nach der Mohácserschlacht und das Vordringen der Türken haben das Umsichgreifen des Protestantismus sehr erleichtert; die Geistlichkeit, in der Zahl bedeutend vermindert, ihres Vermögens zum größten Teil beraubt, konnte dem mit jugendlicher Kraft vorwärtsdringenden Protestantismus keinen Einhalt bieten. Der Primas von Esztergom (Gran), der vielwissende und umsichtige Nikolaus Oláh, hoffte im neuen Orden der Jesuiten eine mächtige Stütze zu finden; deswegen ließ er schon im Jahre 1555 die Idee der Einführung der Jesuiten laut werden, und bald darauf, im Jahre 1560, mit der Einwilligung des Generals Laynez, beschloß er, sie in Nagyszombat (Tyrnau), in seine Residenzstadt, wirklich einzuführen.

Das Kolleg selber entstand erst ein Jahr später, als Vittoria, der Rektor des Wiener Ordenshauses, die ersten Väter des Kollegs herschickte. Unter den letzteren befindet sich schon ein Ungar. Reichliche Geschenke sollten

für die Zukunft des jungen Instituts sorgen, auch taten die Patres ihr Bestes, dasselbe sowohl durch Schulen, wie durch ihre berühmten Redner weit und breit bekannt und berühmt zu machen. Trotz alledem blieb dieses erste ungarische Unternehmen nur kurze Zeit. Die Gaben und Geschenke bildeten oft nur auf dem Papier das Eigentum des Ordens, in der Wirklichkeit verfügte ein mächtiger Adliger über sie; das weltliche Priestertum und die Tyrnauer Lehrerschaft sah wiederum die großen Erfolge des Ordens mit scheelen Augen an. Auch ließ das Verhalten der Jesuiten ihren Gegnern gegenüber oft vieles an Korrektheit und Vorsicht zu wünschen übrig. Das Unglück voll zu machen, verheerte Feuer das neue, eben im Bau begriffene Kolleg samt dem größten Teil der Stadt. Unter solchen Umständen beschloß der General, der heilige Franz von Borgia, den Orden im Sommer 1567 aufzulösen.

Nach einem glücklicheren Anfang endete ebenso traurig die erste siebenbürgische Jesuitenkolonie. Da war ihr Zustand insofern schwieriger, da hier die Protestanten das führende Element waren, und die Jesuiten konnten nur durch die Unterstützung des Fürstenhauses Báthory einstweilen bestehen. Stephan Báthory lernte die Jesuiten in Wien kennen im Jahre 1565, als er bei Gelegenheit seiner Gesandtschaft gefangengenommen wurde. Unter den Wiener Jesuiten war besonders ein Ungar, namens Szántó, den er später lieb gewann; derselbe hat auch in der Begründung des römischen Collegium Hungaricum große Verdienste. Der Fürst trug sich schon gleich nach seiner Erwählung mit dem Plane der Einführung des Jesuitenordens, konnte aber erst als König der Polen im Jahre 1579 denselben verwirklichen, während auf dem Throne Transsylvaniens Christoph Báthory saß.

Die nach Siebenbürgen gesandten 12 Jesuiten ließen sich zuerst in Kolomonosor nieder, versetzten aber bald darauf ihre Hauptresidenz nach Kolozsvár (Klausenburg), wo sie auch Collegium und Seminar begründeten. Auch anderswo: in Gyulafehérvár und Nagyvárad (Großwardein) entstanden Ordenshäuser. Diese eifrige Tätigkeit des Ordens, seine großen Erfolge, und gewiß auch sein Einfluß, den er im Fürstenhause genoß, reizte den zum größten Teil protestantischen Adel zu einer energischen Standnahme den Jesuiten gegenüber. Ihr mächtiger Schutzherr, Stephan Báthory, starb, in Siebenbürgen folgte der schwache Sigismund seinem Vater Christoph auf dem Throne, der auf dem Medgyeser Landtag die Einwilligung sich erzwingen ließ, die Jesuiten aus dem Lande zu treiben. In den folgenden stürmischen Jahren tauchen sie noch hie und da, wie das veränderliche politische Schicksal mit sich brachte, auf; zu einer dauernden Existenz kamen sie nie wieder. Lange Zeit hielt sie dann das Verbot Bocskays aus dem Jahre 1606 von Siebenbürgens Grenzen fern.

Ebenfalls durch Bocskays Aufstand, näher durch den Beschluß des Szerencser Landtages, wurden ihre Kollege in Znióváralja und Vágsellye vernichtet. Glücklicher gestaltete sich die Sache mit dem Agramer Ordenshaus, das, im Jahre 1606 entstanden, einer ruhigen Entwicklung entgegen ging.

Im XVII. Jahrhundert, namentlich nach der Wiedereröffnung des Tyrnauer Kollegs 1615 (die der Erzbischof von Esztergom, Franz Forgách, ermöglicht), erfolgt in Ungarn für die Jesuiten die Periode eines mächtigen Aufschwungs und einer allgemeinen Ausbreitung. Natürlich geht es auch

jetzt nicht ganz ohne heftige Angriffe und Verfeindungen — in Kassa leiden noch 1619 zwei Patres S. J. den Märtyrertod —, doch wurden die Hindernisse durch die rasche Ausbreitung, durch ihre erfolgreiche und einflußvolle Tätigkeit siegreich überwunden, so daß weiterhin die Existenz des Ordens hier schon nicht mehr gefährdet war.

Eben diese rasche Ausbreitung macht aber anderseits unmöglich, daß man hier die Begründung und das Schicksal der Ordenshäuser im Einzelnen und bis ins kleinste Detail verfolge. Die hervorragendste Gestalt dieses Zeitalters ist ohne Zweifel Peter Pázmány. Einer protestantischen Familie entsprossen, wurde er durch seine Talente nach seiner Bekehrung aus einfachem Jesuitenpater zum Primas von Esztergom erhoben, und wurde in seiner hohen Würde einer der mächtigsten Führer seines Ordens und seiner Nation. Außer seiner sehr bedeutenden literarischen Tätigkeit, erwarb er hauptsächlich durch die Begründung zahlreicher Seminare, Konvikte und Kollege großes Verdienst. So verdanken zum Beispiel auch das Tyrnauer Seminar, das Wiener Pazmaneum, die Preßburger und Raaber Kollegien ihm ihre Entstehung, welche letzteren — natürlich teilweise in veränderter Form noch heute bestehend — auf das gesamte Bildungswesen Ungarns und auf die Verbreitung des Katholizismus von unüberschätzbarem Wert waren. Seine monumentalste Schöpfung bleibt aber die Tyrnauer Universität, deren Grund er am Ende seines Lebens durch ein Geschenk von 100 000 Gulden gelegt hatte. Obzwar ihr einstweilen die juristische und medizinische Fakultäten fehlten, erwies sie sich lebensfähiger, als die früheren ungarischen Universitäten; es erfolgt für sie vor allem durch das Protektorat der Primase von Esztergom eine mächtige Entwicklung. Die Freigebigkeit derselben Schutzherrn ermöglicht im Jahre 1667 die Eröffnung der juristischen Fakultät. Nach der Abschaffung des Jesuitenordens verlegt die Universität ihren Sitz nach Ofen und bald darauf nach Pest, und wird dort die Grundlage der jetzigen Budapester Universität.

Pázmány, der in den Jesuiten die mächtigste Stütze des ungarischen Katholizismus erblickte, stand in dieser seiner Überzeugung nicht allein. Es fanden sich auch andere, die den Orden in der Begründung neuer Ansiedelungen unterstützten. So entstanden das Fiumer und Ungvárer Kolleg; dies letztere ist eigentlich das alte Homonnaer Kolleg, dessen Sitz der Graf Johann Drugeth nach Ungvár verlegt hatte. Außerdem entstanden noch andere Residenzen und Missionsstationen, welche berufen waren, unter dem Volk den katholischen Glauben zu erhalten und zu befestigen. Auch die von Pázmány erzogenen oder wenigstens unter seinem Geist stehenden Prälaten finden sich vielfach unter den freigebigen Patronen des Ordens. So begründete zum Beispiel Georg Lippay, Primas von Esztergom, das Trencséner, Graf Georg von Draskovich das Ödenburger Kolleg. Das Kassaer Kolleg und Akademie verdankt dem König Ferdinand III. und dem Bischof Benedikt Kisdy, die Sárospataker Residenz dagegen der Freigebigkeit der Fürstin Sophie Báthory ihr Entstehen.

In der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts gewinnt das Habsburger Königshaus viel durch die siegreichen Kämpfe gegen die Türken: einerseits erstarkt mächtig seine Herrschaft über die schon vorher ihm angehörenden ungarischen Gebiete, anderseits kamen noch neue Eroberungen dazu. Eine solche Machterweiterung des streng katholischen Königshauses

kam naturgemäß auch den Jesuiten zugute. Sie litten zwar in den oft sich erneuernden Kriegsgefahren, besonders in den Jahren 1683—86 und zur Zeit des Thökölyschen Aufstandes vielfach mit, doch kann man sagen, daß nach 1664 die Zukunft des Jesuitenordens und des Katholizismus endgültig, und seit dem Landtage im Jahre 1687 auch gesetzlich gesichert und beschützt war.

Dieser ununterbrochene Entwicklungsprozeß ist schon aus der Vergrößerung der Anzahl der Ordenshäuser zu konstatieren. Nach Löcse, eigentlich schon im Jahre 1604 hier eingeführt, halten die Jesuiten im Jahre 1673 ihren endgültigen Einzug. In Neusohl halten sie ihr Kolleg und Gymnasium kraft der königlichen Begründung im Jahre 1688 aufrecht. In Schemnitz entwickelt sich ihre schon früher begründete Missionskolonie immer mehr; im Jahre 1689 kommt noch Residenz und Gymnasium dazu. In Rozsnyó wird die frühere Missionsstation zur Residenz umgestaltet, in Gyöngyös beginnen sie sogleich mit einer Residenz. Die Zsolnaer Missionskolonie wird im Jahre 1684 durch den Primas Szelepcsényi zur Residenz entwickelt. In Szokolca entwickelt sich aus der früheren Missionskolonie in denselben Jahren eine Residenz und bald auch ein Kolleg. Aus der Residenz zu Kőszeg gestaltet sich Kolleg und Gymnasium, aus der Varasdiner Draskovich-Gründung ebenfalls ein bis zu Ende des Zeitalters wichtiges Kolleg.

Außer den hier erwähnten und anderen beständigen Ansiedelungen liegt der Jesuitenorden besonders auf denjenigen Gebieten mit gesteigertem Eifer seiner Pflicht — das Seelenleben des Volkes zu überwachen — ob, wo infolge der unsicheren politischen Verhältnisse oder wegen des allzu primitiven Zustandes der kirchlichen Institutionen das Volk einen beständigen geistlichen Führer entbehren mußte. So entstanden ihre siebenbürgischen, kroatisch-slawonischen und türkischen Missionen. Außerdem sendete der Orden auch in die Lager Missionsväter, die dort sozusagen in beständiger Lebensgefahr den seelischen Bedürfnissen der Soldaten entgegenkamen. Leicht zu verstehen ist also, daß zu der im Jahre 1687 erfolgten endgültigen und gesetzlichen Rezeption des Ordens außer dem Überhandnehmen der regierenden katholischen Partei, auch die eigenen Verdienste des Ordens vielfach beigetragen haben.

Von da aus ist der Entwicklungsweg der Institutionen des Jesuitenordens im ganzen Jahrhundert bis zu der im Jahre 1773 erfolgten Abschaffung des Ordens glatt und eben. Der Rákócziische Aufstand, unter einem streng katholischen Fürsten geführt, verursachte während seiner verhältnismäßig kurzen Dauer keine gefährlichen Erschütterungen. Siebenbürgen gelangte auch unter die Habsburger Herrschaft, und so kann man in ganz Ungarn und Siebenbürgen kaum eine einzige größere Stadt finden, wo die Jesuiten sich nicht eingebürgert hätten, so daß schon die einfache Aufzählung der verschiedenen Ordenshäuser allzu langwierig und mühsam wäre.

Die Wirksamkeit des Ordens ist in diesem friedlichen Zeitalter beinahe ausschließlich von kulturellem Charakter. Auf diesem Gebiet erlangt er aber eine mächtige und tiefe Bedeutung, die ohne Übertreibung einfach beispiellos in der Geschichte dasteht. Die gesamten Wissenschaften des ungarischen Geisteslebens: Theologie, Philosophie, Geschichte, Literaturwissenschaft, Linguistik und Naturwissenschaft sind ihm Dank und Achtung schuldig. Von den Geschichtsschreibern erwähnen wir nur die Namen

Gabriel Hevenesi, Georg Pray, Stephan Katona, Timon, Palma, Schmidt, Koller, Wagner, von den Pflegern der schönen Literatur Franz Faludi, Joseph Rájnis und David Szabó von Baróth, von den Linguisten Johann Sajnovics, von den Naturforschern Max Hell. Nicht von geringerem Wert ist, was die Jesuiten auf dem Gebiet der Kunst leisteten: ihre Kirchen gehören zweifellos zu den allerbedeutendsten Schöpfungen des damaligen Ungarn. Und was die Vertiefung und Verinnerlichung der Religiosität betrifft, kann man gewiß keinen anderen Orden neben den Jesuitenorden stellen. Der Umstand, daß in Ungarn, in diesem, so mannigfachen religiösen Einflüssen ausgesetzten Lande, der Katholizismus der Zahl nach heute überwiegt, ist vielleicht in erster Reihe den Jesuiten zuzuschreiben. Das größte leisteten sie aber ohne Zweifel auf dem Gebiete des Unterrichts. Ihre Schulen zeichneten sich vor allen anderen damaligen aus. Der Grund, auf dem sie auch in Ungarn ihren einheitlichen Lehrorden entwickelten, war auch hier die *Ratio Studiorum*.

Ladislaus Velics S. J. preßt in drei Hefte seines eben erschienenen Werkes¹⁾ mehr als zwei Jahrhunderte aus der Geschichte des Jesuitenordens hinein. Seine Leistung verdient ohne Zweifel alle Achtung; besaßen wir doch trotz der bedeutenden und wichtigen Rolle, die die Jesuiten bei uns spielten, keine einzige brauchbare ungarische Monographie über sie. Zu bedauern ist nur, daß der Verfasser sich nicht eine gründlichere, größere Geschichte des Jesuitenordens zum Ziel setzte, wodurch er wirklich einem fühlbaren und dringenden Bedürfnis entgegengekommen wäre.

Das Ziel des Verfassers war aber — wie auch er selber sagt — vielmehr, skizzierend die Vergangenheit der ungarischen Jesuiten uns vorzuführen; Musterbilder seinen jüngeren Ordensbrüdern vor die Augen zu stellen, um vielleicht einige unter ihnen zur Fortsetzung und Vervollkommnung seiner Arbeit zu begeistern. Zur Erbauung seiner Ordensbrüder hat er das Lebens- und Charakterbild vieler hervorragenden ungarischen Jesuiten in sein Werk verwoben. Er erleichtert sehr die Arbeit seiner Nachfolger dadurch, daß er von vielen, schwer zugänglichen Denkmälern des Ordens oder Handschriften Gebrauch macht, und so uns die Kenntnis einiger wertvoller Daten vermittelt. So gibt also das Werk mehr, als es zu geben verspricht, weniger aber, als eine ausführliche, vollkommene Ordensgeschichte, die wir so sehnlich gewünscht haben. Dies fällt besonders in der Art und Weise der Benützung der bisherigen Literatur ins Auge. Da gebraucht er oft gründlich solche — zum guten Teil handschriftliche — Quellen, die für den Orden wichtig sind, und übersieht oder benützt kaum Ausgaben, die die Rolle der Jesuiten in der ungarischen politischen und Kirchengeschichte gut beleuchtet hatten. So schleichen hie und da Fehler und Ungenauigkeiten in das Buch ein; einige Ereignisse kommen in eine nicht ganz richtige Beleuchtung. Kein Übel übrigens, dem nicht abgeholfen werden könnte. Hie und da stört uns eine etwas einseitige Stellungnahme, wie zum Beispiel in der Polemik mit Fináczy's wertvollem Buch, eine allzu sparsame Bezugnahme auf die Produkte der nicht kirchlichen Geschichtsliteratur; doch hat das wertvolle Werk Vorzüge genug, um uns in der Überzeugung zu befestigen, daß wir es hier mit einem vielversprechenden

¹⁾ Vázlatok a magyar jezsuiták múltjából (Skizzen aus der Vergangenheit der ungarischen Jesuiten). Budapest 1912—1914, zusammen 425 S.

Anfang und Vorboten einer gründlichen und großzügigen ungarischen Jesuitengeschichte zu tun haben.

Es wäre wirklich zu wünschen, daß eben Velics sich zu diesem wichtigen Unternehmen entschließe, der in seiner eben besprochenen Arbeit schon so viele wertvolle und achtungerregende Qualitäten zeigt.

Zur Geschichte der orientalischen Frage.

Von Ernst Molden.

Die türkische Großmacht in Europa, die habsburgische Großmacht und die Selbständigkeit des russischen Reiches sind — ein eigentümlicher Zufall! — etwa gleich alt. Aber während der Staat der Sultane und der der Habsburger sogleich in erbittertem Kampf aneinanderstoßen, treffen sich Russen und Türken und dann Russen und Österreicher erst nach der Zurückdrängung des polnischen Reiches an gemeinsamen Grenzen. So tritt denn das, was wir die orientalische Frage nennen, trotz der religiösen und verwandtschaftlichen Beziehungen zum alten zertrümmerten Byzanz, unter allen europäischen Staaten an Rußland am spätesten heran. Es betritt das Feld der orientalischen Politik erst in dem Augenblick, da sein türkischer Gegner, innerlich schon geschwächt, angesichts seines letzten Ziels, der Eroberung des kaiserlichen Wien, auch äußerlich zusammenbricht, in dem Augenblick zugleich, da sein österreichischer Rivale die siegreiche Straße zu den Erfolgen von Karlowitz und Passarowitz betritt. Anfangs scheint die Politik der beiden Konkurrenten demselben Ziele zuzustreben; sie ist — unter Eugen von Savoyen und Peter, später noch einmal unter Josef II. und Katharina — Aggressivpolitik; später erkennt man in Wien die Unmöglichkeit, neben der italienischen Front, die durch Frankreich, neben der deutschen, die neuestens überdies durch Preußen bedroht ist, nach einer dritten Seite offensiv aufzutreten, erkennt zugleich den hohen Wert der türkischen Nachbarschaft, und erkennt damit die Notwendigkeit, um jeden Preis zu verhindern, daß Rußland sich um die Donaumündung und am Balkan festsetze. Damit war — vor anderthalb Jahrhunderten — das neue, nun alte, aber im wesentlichen immer gültige Programm für die Orientpolitik der Monarchie aufgestellt, das Programm, für das der alte Kaunitz, um es zu wahren und die moldowalachische Ebene von den Russen freizuhalten, eine Armee mobilisierte und eine Allianz mit der Türkei abschloß, das Metternich nur zeitgemäß modifizierte, wenn er für den Fall des Untergangs der Türkei an ihre Stelle auf ethnographischer Grundlage unabhängige Kleinstaaten — auch Albanien fehlte schon damals nicht in ihrer Reihe — setzen wollte, das Andrassy verteidigte, indem er die Abmachungen von San Stefano zerriß. Rußland aber, das während dieser ganzen Zeit entschiedene Offensivpolitik machte, und in vier Türkenkriegen zweimal bis vor die Mauern Konstantinopels vordrang, sah sich schließlich auf die sehr unfreiwillige Rolle des Befreiers der Balkanchristen beschränkt. Der moralische Wert dieser Rolle war gewiß kein kleiner, gemessen aber an den heißen Wünschen einer Politik, die schon vor mehr als hundert Jahren einen neuen orthodoxen

Konstantin für das wiederzubegründende Kaisertum von Byzanz bereithielt, deren Sprecher am Sultanshof, die Stroganow, Menschikow, Ignatiew, als Herren und Gebieter aufzutreten liebten und deren Blutzeugen so zahlreich auf den Schlachtfeldern an der Donau und am Balkan lagen, war das ein herzlich geringer Erfolg. Die politische Karte der Balkanhalbinsel zeigt deutlich genug, bei wem der Erfolg und bei wem der Mißerfolg war.

Wir wurden zu diesen Gedanken über die orientalische Frage und ihre Geschichte neuerdings wieder angeregt durch das Werk über «Rußlands Orientpolitik», das vor kurzem als Publikation der Gesellschaft für neuere Geschichte Österreichs aus der Feder Hans Uebersbergers, des Wiener Professors für osteuropäische Geschichte, erschienen ist¹⁾. Der Mangel, der gerade auf diesem Gebiete der Geschichtsschreibung an ernstesten, wissenschaftlichen Arbeiten herrscht, läßt uns das Buch, das in seinem ersten Band neben einer reich bemessenen Einleitung das ganze achtzehnte Jahrhundert umfaßt, umso freudiger begrüßen. Die verdienstvolle Arbeit von Sax²⁾ über den Machtverfall der Türkei, jüngst bis in unsere bewegten Tage fortgesetzt, verfolgt naturgemäß ganz andere Ziele, und so war denn der der russischen Sprache unkundige Leser neben dem Werk Driaults³⁾ noch immer allein auf den Band der Beerschen «Orientpolitik Österreichs»⁴⁾ und dessen leider meist ganz wüst geschichtetes Material angewiesen, wenn er es nicht mit der Fülle der Monographien, wie die von Sorel, Rosen, Ringhoffer, Friedjung, Bamberg, aufnehmen wollte. Von allen diesen Werken hat das Uebersbergersche den Vorzug, daß seinem Autor Hilfsquellen zur Verfügung standen, die für eine Arbeit gerade über die russischen Dinge von der größten Bedeutung sein mußten, ja, sie überhaupt erst möglich machten: wir meinen neben den ausgedehntesten Sprachkenntnissen jene ausgezeichnete Sammlung russisch-historischer Literatur, die, durch die Munifizienz des Fürsten Franz Liechtenstein der Wiener Universität für ein Seminar für osteuropäische Geschichte geschenkt, der Grundstock der reichen Bibliothek dieses Seminars geworden ist. Dieses große bibliographische Material hatte Uebersberger schon in seinem Buche über die Beziehungen zwischen «Österreich und Rußland»⁵⁾ auf das glücklichste verwertet, und damit war auch zugleich die Vorarbeit für das vorliegende ausgezeichnete und überaus wertvolle Buch getan.

Die ersten Beziehungen zwischen der Türkei und dem moskowitzischen Reich standen im Zeichen der gemeinsamen Feindschaft gegen Polen, und

¹⁾ Rußlands Orientpolitik in den letzten zwei Jahrhunderten. Auf Veranlassung Seiner Durchlaucht des Fürsten Franz von und zu Liechtenstein dargestellt von Hans Uebersberger. Veröffentlichung der Gesellschaft für neuere Geschichte Österreichs Stuttgart 1913. 1. Band (bis zum Frieden von Jassy).

²⁾ C. Ritter von Sax, Geschichte des Machtverfalls der Türkei bis Ende des 19. Jahrhunderts und die Phasen der orientalischen Frage. Wien 1908. Die Fortführung bis über den letzten Krieg erschien ebenda 1913.

³⁾ E. Driault, La question d'Orient depuis ses origines jusqu'à nos jours. 4. edit. Paris 1909.

⁴⁾ A. Beer, Die orientalische Politik Österreichs seit 1774. Prag 1883.

⁵⁾ Uebersberger, Österreich und Rußland seit dem Ende des 15. Jahrhunderts, Veröffentlichung der Kommission für neuere Geschichte Österreichs. 1. Band (1488 bis 1605). Wien 1906.

erst als dessen Macht mehr und mehr zusammenschmolz und den Russen gegen die Tartaren — deren Khan noch 1571 Moskau einzuäschern vermocht hatte — in den Kosaken tätige Helfer — eine freiwillige Avantgarde nennt sie Uebersberger — erstanden, änderte sich das vorher freundschaftliche Verhältnis. Nach dem russisch-polnischen Friedensschluß von Andrussow, der Rußland einen Teil der Ukraine samt Kiew überließ und einen mehr als hundertjährigen Frieden zwischen den beiden Staaten einleitete, und nach dem Türkensieg Sobieskis bei Chocim, begegnen Türken und Russen einander im Sommer 1677 zum erstenmal in offener Feldschlacht vor der Festung Ćirigin, der alten Residenz des Zaporoger Kosakenhetmans. Der Sieg, den die Russen hier gewannen, verschaffte ihnen die Erlaubnis der ungehinderten Wallfahrt zu den heiligen Stätten Palästinas. Man war froh, der unwillkommenen Last eines Krieges in jenen unwirtlichen Steppen ledig zu sein, und für all das, was einzelne Träumer den Herrschern in Moskau von ihrer heiligen Mission, von der Wiederaufrichtung des griechischen Kreuzes auf der Hagia Sophia zuflüsternten, war in der russischen Politik der gesunden Praxis kein Raum: trotz der Ehe des dritten Iwan mit der Tochter des unglücklichen letzten byzantinischen Konstantin, trotz der Bemühungen der Päpste, trotz der Allianzerbietungen der deutschen Kaiser. Das Gefühl der Verwandtschaft zwischen Russen und Balkanchristen — der religiösen Verwandtschaft, denn von Nationalität ist noch lange keine Rede — war noch nicht erwacht, und es zu erwecken, bedurfte es erst der intensivsten Suggestion durch das Ausland und der geduldigsten Arbeit durch die Südslawen selbst. Venetianer waren es, die zuerst dem Zaren von einer Erhebung der ihm ergebenden Balkanchristen sprachen, ein päpstlicher Gesandter (Komulovič) erklärte das Erbrecht der Moskowiter auf das byzantinische Reich und die Südslawen bauten ihre Hoffnung, die alten Ideale der Bulgaren- und Serbenzaren auf die Ersetzung des griechischen durch ein slawisches Byzanz, nun auf die Moskauer Großfürsten und übertrugen — wie P. Miljukow in seinen Skizzen zur russischen Kulturgeschichte sagt — die alten Prophezeiungen auf sie, bekränzten sie mit der Aureole der Rechtgläubigkeit und machten aus Moskau ein neues Rom und Konstantinopel. Konstantin — verkündete ein Metropolit von Moskau — schuf Zarigrad, das neue Rom, Iwan Wasiljevič, der Herr und Selbstherrscher aller Russen, legte, ein neuer Konstantin, den Grund zu einem neuen Konstantinopel in Moskau. Und in denselben Tagen entstand der bekannte Satz: Zwei Rom sind gefallen, das dritte steht, ein viertes aber wird es nicht geben. Schon begannen auch — im sechzehnten Jahrhundert — die Spenden reichlich in die Taschen der Balkanmönche zu fließen und schon sprach ein russischer Zar — es war Alexei Michailovič, der zweite Romanow — Worte, wie diese: Er habe von Gott die Verpflichtung übernommen, sein Heer, seine Schätze und selbst sein eigenes Blut zum Opfer zu bringen, um die Balkanchristen, die unter dem Joch der Ungläubigen seufzen, zu befreien. Aber das waren nur Worte, und vorderhand ging man nicht über sie hinaus. Sah man doch überhaupt die Mission Rußlands weit mehr als in der Befreiung der Balkanchristen, in der Stellung Moskaus und des Moskowitertums als einziger Hüterin wahrer Rechtgläubigkeit⁶⁾.

⁶⁾ Uebersberger, Rußlands Orientpolitik, 17 f.

In den Augen der orientalischen Christen aber wuchs das orthodoxe Rußland immer weiter zu mystischer Größe, und der griechisch-lateinische Gegensatz in der Levante, durch die fortwährenden Streitigkeiten um das heilige Grab zur größten Heftigkeit genährt, stärkte die Stellung des Zarentums noch mehr. Die Sympathien der griechischen Geistlichkeit waren keineswegs auf Seiten des römisch-katholischen Habsburgers, dessen Heere damals in immer neuen Siegen die Donau abwärts zogen. Ihre Hoffnungen waren im Lager der Russen, deren Zarewna, Sofja Aleksëjewna, Peters des Großen hervorragende Schwester, von Wasily Wasiljevič Golicyn beraten, im Mai 1686 der großen antitürkischen Liga beigetreten war. Der Metropolit von Skoplje-Üsküb und der serbische Archimandrit vom Paulskloster am Athos, erschienen in Moskau, vor dem drohenden Joch der römischen Kirche Hilfe suchend, das noch härter werden würde als das des Halbmondes. Auch die Türken — versicherten sie — würden sich dem Zaren lieber als dem «Deutschen» ergeben, stammten sie doch alle von Serben, Bulgaren und andern rechtgläubigen Völkern ab. Freilich, mit alledem fand man in Moskau kaum Gehör und der russischen Politik war es vorderhand das wichtigste, die Küste des Schwarzen Meeres zu erreichen. Der neue Zar (Peter) rüstete eine Flotte und schloß mit dem Kaiser und Venedig ein neues Bündnis. Im Sommer 1698 erschien er selbst in Wien, um die schon begonnenen türkisch-österreichischen Friedensverhandlungen zu vereiteln, aber er fand bei Leopold I. und seinen Ratgebern, die ihren Vorteil wohl zu wahren verstanden, geringes Entgegenkommen. Man habe — bekam er zu hören —, ehe noch der Zar das Schwert gezogen, bis jetzt schon durch volle fünfzehn Jahre Millionen und Millionen hingeopfert und habe nun ein Recht auf den Frieden, den auch die ganze Christenheit herbeisehne.

So mußte Rußland, da es die Unterzeichnung des Karlowitzer Traktates nicht zu verhindern vermocht hatte und selbst für die schwedischen Angelegenheiten — wie der Kaiser für die spanischen — freie Hand sehr nötig hatte, auf seine Hauptforderung nach der Handelsfreiheit auf dem Schwarzen Meer verzichten und sich, wie groß auch der Eindruck gewesen sein mag, den damals, im September 1699, das Erscheinen des ersten russischen Kriegsschiffes im Bosphorus hervorrief, im Konstaninopeler Friedensvertrag vom Juli 1700 mit der Abtretung von Asow begnügen. Vom Schwarzen Meer, dieser «reinen und unbefleckten Jungfrau», wollten die Staatsmänner der Pforte den mächtigen Gegner unter allen Umständen fernhalten, und sie waren eifrig bemüht, dessen Flotte nicht nur im Asowschen Meer völlig einzusperren, sondern sie auch von hier wieder zu verdrängen.

Dazu bot sich ihr Gelegenheit, als es, im Zusammenhang mit dem großen Nordischen Krieg und mit dem Erscheinen des bei Poltawa geschlagenen Karl XII., zum neuerlichen Kampf mit dem Zaren kam. Hatte die Pforte schon in den Friedensjahren, da der nachmals berühmte Peter Andrejevič Tolstoj als erster russischer Diplomat in Konstantinopel residierte, in steter Furcht vor geheimen Beziehungen ihrer christlichen Untertanen zu den Russen gelebt, so sah sie nun durch das Kriegsmanifest Peters vom Jahre 1711 und durch zahlreiche gleichzeitige Kundgebungen diesen Argwohn gerechtfertigt. Selbst außerstande, zugleich an der Ostsee und im

Süden beiden Gegnern mit starken Kräften zu begegnen, suchte der Zar seinen Feldzugsplan im Süden auf anderer Basis aufzubauen und die christlichen Balkanvölker gegen den Feind aufzurufen. Die roten Fahnen, mit denen die Garderegimenter ins Feld rückten, trugen das Kreuzeszeichen wie einst die Legionen des großen Konstantin, und in Montenegro und an den Donaumündungen erschienen zarische Abgesandte. Aber die Hoffnung, bei den Glaubensgenossen starken tätigen Beistand zu finden, mußte umso rascher schwinden, je weniger das schwache russische Heer, das der Zar selbst nach Jassy und dann den Pruth abwärts führte, Vertrauen in den Sieg der christlichen Befreier erwecken konnte. Das Unternehmen der Russen endete bekanntlich auf das klägliche, der Kaiser sah sich samt seinem Heer von einem weit überlegenen Gegner auf das höchste bedroht, ja schon fast völlig eingeschlossen, und die Friedensbedingungen, die man den Türken zu bieten bereit war: die Übergabe aller eroberten und auf erobertem Gebiet neuerbauten Städte, der Verzicht auf alle Erwerbungen im schwedischen Gebiet, ausgenommen Ingermanland, eine territoriale Entschädigung für dieses und die Wiedereinsetzung Leszczynskis, zeigten den ganzen Ernst der Lage. Den türkischen Unterhändlern und Ministern sollte der russische Bevollmächtigte außerdem große Geldsummen, insgesamt etwa eine Viertel Million Rubel, versprechen. Dieses letzte Opfer erwies sich als das wertvollste, und die bestochenen Türken brachten, indem sie sich mit der Abtretung Asows, der Schleifung einiger Festungen und dem russischen Verzicht auf eine diplomatische Vertretung in Konstantinopel zufrieden gaben, ihr Vaterland um die letzte günstige Gelegenheit, den gefährlichen Feind in seine alten engen Grenzen zurückzuwerfen.

Es scheint dem Zaren keinen sonderlich schweren Kampf gekostet zu haben, auf die Hoffnungen im Süden zu verzichten, noch weniger, die Rajah im Stich zu lassen, die er allein aus Gründen der Opportunität aufgerufen hatte⁷⁾. Nichts berechtigt, — sagt Uebersberger — Peter als denjenigen hinzustellen, der die «historische Mission» Rußlands am Balkan als die wichtigste Aufgabe russischer Politik betrachtet hätte. Wie viel wichtiger war es dem Zaren, nun für den Krieg im Norden wieder freie Hand zu haben und alle Kräfte dem Ausbau und der Sicherung der neuen Hauptstadt zu widmen, die ihr Antlitz nach dem europäischen Westen und nicht nach dem griechischen Orient wandte! An den Vorteilen der österreichischen Siege, die schließlich zum Passarowitz Frieden führten,

⁷⁾ Den Montenegrinern, die unter der türkischen Rache schrecklich litten, gab man eine schriftliche Bescheinigung (!) ihrer Tapferkeit und außer kirchlichen Gewändern und Büchern das Recht auf ein Almosen von 500 Rubel jedes dritte Jahr. Die Christen der Moldau sollten sich damit zufrieden geben, daß ihr Hospodar in Rußland eine zweite Heimat fand. Es ist weniger bekannt, daß Hospodar Kantemir nahe daran war, durch seine Tochter Maria zum Schwiegervater Peters zu avancieren, der nach der Tragödie mit seinem Sohn Alexej einen männlichen Erben wünschte. Die Zarin verstand aber mit Hilfe eines bestochenen Arztes den Sohn jener Maria noch im Mutterleibe zu töten und verhinderte so nicht nur das Emporkommen der Rivalin, sondern auch die politischen Folgen, die eine Verbindung des Zaren mit einem der Führer der Balkanchristen hätte zeitigen können. (Uebersberger, a. a. O. 119 nach Majkov, Prinzessin Maria Kantemir.)

hätte er freilich gerne teilgenommen, aber man blieb auf Eugen von Savoyens Rat in Wien seinen Anerbietungen gegenüber taub. Man kannte den Russen schon als beschwerlichen Bundesgenossen, «dessen mehrere nachbarschaft, absonderlich respectu seines in oriente ob rationem religionis habenden großen anhang gar zu bedenklich» sei, und dessen «demarchen absonderlich in Wallachey und Moldau» man fürchtete⁸⁾.

So versuchte sich die russische Politik in den nächsten Jahren mehr und mehr an Frankreich anzuschließen, und es wird erzählt, daß bei Peters Tod der Entwurf eines französisch-russischen Bündnisses auf dem Schreibtisch des Zaren gefunden worden sei. Als man aber in Frankreich deutlich merken ließ, wie man eine Familienverbindung mit den Moskowitern als Mesalliance empfinden würde und in seiner türkenfreundlichen Haltung zu keinerlei Konzessionen bereit sei, erfolgte die für die Politik des ganzen achtzehnten Jahrhunderts so entscheidende Wendung Rußlands zur Allianz mit Österreich, die nach kurzen Verhandlungen am 6. August 1726 in Wien unterzeichnet wurde und in der beide Teile die nötige Rücken-deckung für ihre Politik zu finden hofften. Wie ein Jahrhundert später, sah sich Österreich im Interesse seiner europäischen Politik genötigt, Rußland im Orient gewisse Zugeständnisse zu machen. Hier drohten neue Verwicklungen, seit der Einfluß des französischen Gesandten, Marquis de Villeneuve, und des als Armeereorganisator berufenen Bonneval — er hatte einst im Heere Eugens von Savoyen gedient und war aus persönlichen Gründen zum Feind übergegangen — immer mehr anwuchs und seit mit dem Tod Augusts II. neuerdings der Streit um die polnische Krone ausgebrochen war. Es ist bekannt, wie Österreich in dem Ende der dreißiger Jahre ausbrechenden Türkenkrieg nur sehr ungern mittat; aber es galt, sich den russischen Verbündeten zu erhalten gegenüber allen den Feinden, die den Tod des letzten männlichen Habsburgers mit Ungeduld erwarteten, um über sein Reich herzufallen; es galt, nicht zurückzubleiben angesichts der Möglichkeit, die Verluste im Westen durch Eroberungen im Osten wettzumachen; es galt nicht zuletzt, die russischen Pläne zu überwachen, indem man an ihnen teilnahm. Die Verbündeten gingen mit großen Erwartungen in diesen Krieg: die Russen gedachten im ersten Jahr die asowsche Küste, im zweiten die Krim, im dritten Bessarabien und die Moldau zu erobern und im vierten Konstantinopel zu erreichen, und der Österreicher Baron Talmann schlug seinem Kaiser den raschen Marsch über Nisch nach Saloniki vor, um sich so den Besitz der größten westlichen Hälfte des Balkan und die kurze günstige Grenze Kavala-Rustschuk zu sichern. Man weiß, wie kläglich nach solchen Hoffnungen der Krieg geendet hat⁹⁾. Er endete in den traurigen Friedenschlüssen von 1739, traurig insbesondere für Österreich, das die Errungenschaften von Passarowitz, vor allem das wichtige Belgrad, wieder ein-

⁸⁾ Uebersberger, a. a. O. 122 nach Hormuzaki, Dokumente VI, 163.

⁹⁾ Uebersberger teilt mit (a. a. O. 185 ff.), daß Kaiser Karl die Schwächen des russischen Operationsplanes wohl erkannte, der die russische Kraft teilte, statt die ganze Macht in die Moldau zu werfen, sich an der Donau mit den Österreichern zu vereinigen und so hier den Krieg zu entscheiden. Er hat aber aus Entgegenkommen für die Zarin diese Einwendungen nicht mit der nötigen Energie vertreten.

büßte, traurig aber auch für Rußland, das nicht einmal die einst von Peter dem Großen erreichten Grenzen wiederzugewinnen vermochte und weiter vom Meere abgeschlossen blieb. Indirekt freilich wurde die Niederlage Österreichs zu einem russischen Erfolg, indem sie das österreichische Prestige, das in den Kämpfen eines Menschenalters durch die Siege Karls von Lothringen, Ludwigs von Baden, vor allem Eugens von Savoyen geschaffen worden war, aufs schwerste schädigte. Den wahren Sieg aber hatte durch seinen Botschafter Villeneuve Frankreich errungen, das — wie Uebersberger sagt¹⁰⁾ — als erste europäische Macht die Erhaltung des türkischen Reiches in Europa als Notwendigkeit des europäischen Gleichgewichtes proklamierte und durch die klug inszenierte Friedensvermittlung seine eigene Autorität bei der Pforte nur noch gestärkt hatte.

Eines aber war der französischen Diplomatie nicht gelungen: die für sie so gefährliche Allianz zwischen den beiden mächtigen Nachbarn der Türkei bestand weiter, ja, sie wurde — nun freilich mehr ein Schutzbündnis gegen das übermütig emporstrebende Preußen Friedrichs II. — mit für den Wiener Hof günstigen Modifikationen erneuert. An einen Angriffskrieg gegen die Türkei dachte man vorderhand nicht, und Baron Penkler, der Internuntius, — er hatte eine Zeitlang zugleich auch die Geschäfte der russischen Botschaft geleitet — und Alexej Obreskow, des antiösterreichischen Vešnjakow Nachfolger, vereinigten ihre Bemühungen, auch die Türkei von einem Angriffskrieg, wie ihn nun neben Frankreich auch Preußen riet, abzuhalten. Nur eine Zeitlang drohte die Frage der nördlich der Donau eingewanderten Serben die österreichisch-russische Intimität zu lockern. So mißtrauisch die Wiener Regierung schon zu Peters des Großen Zeit auf die russische Propaganda in jenen Gebieten geblickt hatte, sie verstand es doch nicht, ihr in der richtigen Weise den Boden zu entziehen. Die «slawische Schule» des Maksin Suvorov in Karlowitz (seit 1726) und die wegen des österreichischen Verbotes mit russischem Geld in Venedig errichtete cyrillische Druckerei waren Pflanzstätten russisch-slawischer Gesinnung, und die fortwährenden Zwistigkeiten der Eingewanderten mit den Eingessenen und die religiösen Kleinlichkeiten vergrößerten die Spannung. Der Versuch einiger Abenteurer aus dem Offizierkorps der aufgelösten serbischen Grenztruppen, ganze Regimenter zur Ansiedlung in der Ukraine nach Rußland zu führen, zog auch die Petersburger Regierung mit in diese Frage.

Indeß machte zu gleicher Zeit das Abschwanken Englands zu Preußen und die neue Versailler Allianz zwischen Frankreich und Österreich, die die Stellung dieses Reiches wesentlich verstärken mußte, den Russen das Bündnis mit dem Wiener Hof noch wertvoller. Erst als mit dem Tod der Zarin Elisabeth die russische Politik die plötzliche Schwenkung vollzog, sich unter Peter III. den preußischen Plänen ganz zur Verfügung stellte, auch nach dessen raschem Sturz in den ersten Jahren Katharinas, unter dem Einfluß des Grafen Nikita Iwanovič Panin, mehr auf der antiösterreichischen Seite blieb und die polnische Thronfolgefrage im engsten Einvernehmen mit Friedrich II. zugunsten Stanislaus Poniatowskis erledigte,

¹⁰⁾ a. a. O. 210,

löste sich die alte Allianz, während zugleich ein Türkenkrieg immer weniger zu vermeiden schien. Als im Kampf gegen die Barer Konföderation der antirussischen Polen Kosaken eine Grenzverletzung begingen, versagten auch die reichen Bestechungsgelder des geschickten Obreskov, und aus einer letzten Audienz beim Sultan, der längst zum Krieg entschlossen war, wurde der Russe direkt in das berühmte Gefängnis der sieben Türme geführt. Der Krieg fand beide Teile ohne Verbündeten und unvorbereitet; aber eine Fülle unerhörter Glücksfälle kam den Russen zu Hilfe: der kriegerische Khan der Krim starb nach dem ersten erfolgreichen Beutezug und nach hundert taktischen Fehlgriffen errang der Zufall dem schon abgesetzten Fürsten Golicyn einen Sieg am Dnjestr, der den Russen den Weg in die Donaufürstentümer öffnete. Der Einäugige blieb gegen den Blinden Sieger — wie Friedrich von Preußen sagte. Während die Bevölkerung der Moldau und Walachei, durch zarische Emissäre aufgewiegelt, die Truppen der Kaiserin aufs beste aufnahm, zeigten sich mit dem Erscheinen einer russischen Flotte im griechischen Meer — sie errang bald darauf den Seesieg von Tchesme — auch die Folgen der Agitation unter den Christen jener Gegenden. Alexej Orlov, der Anreger dieser Idee, hatte von Italien aus mit moreotischen und rumelischen Führern Abmachungen getroffen, und die wohlwollende Neutralität Englands ermöglichte die unbehinderte Fahrt der staunenswert rasch zugerüsteten baltischen Flotte. Freilich, von außen ungenügend unterstützt, endete der Aufstand der Moreoten bald mit einem fürchterlichen Blutbad unter den Griechen, wie er mit einem nicht weniger fürchterlichen unter den Türken begonnen hatte. Rußland ließ die Betrogenen im Stich; lag doch seinen Herrschern und ihren Ministern nichts ferner als der Gedanke an eine «Befreiungsmision» gegenüber diesen Unglücklichen.

Die russischen Siege änderten die Haltung des Preußenkönigs, der weder ein zu sehr gestärktes Rußland, noch eine zu sehr geschwächte Türkei wollen konnte. Die persönlichen Begegnungen Friedrichs mit dem jungen Kaiser Josef fielen in eine Zeit österreichischer Truppenkonzentrierungen in Siebenbürgen zum Schutz des Gleichgewichtes im Orient und der Allianzverhandlungen des neuen begabten österreichischen Gesandten Thugut in Konstantinopel. Auf Grund der Erklärungen des Fürsten Kaunitz konnte Friedrich der Zarin versichern, daß man in Wien nie und nimmer in ein russisches Moldowalachien und eine russische Mittelmeer-Flottenstation willigen werde. Die Lage war bedrohlich, bis die gemeinsame Politik der polnischen Erwerbungen, wie sie der Vertrag vom 25. Juli 1772 sanktionierte, die Lösung erleichterte. Doch war noch der unmittelbare Druck der siegreichen Armee Rumjancevs notwendig, um von den türkischen Unterhändlern den Frieden zu erlangen. Der Wert der Bestimmungen, die in dem Dorfe Kütschük Kainardsche schließlich vereinbart worden waren, war vor allem Zukunftswert. Die die Moldau und Walachei betreffenden Paragraphen schienen Rußland den Weg zu den fruchtbaren Ebenen der unteren Donau und darüber hinaus zu eröffnen, andere Artikel boten die Möglichkeit, unter der Flagge der Handelsfreiheit geheim armierte Schiffe bis in die innersten Gewässer des türkischen Reiches zu senden, lieferten die «unabhängig» gewordene Krim dem Zaren aus oder gaben, wie die berühmten Artikel 7 und 14, Gelegenheit, durch eine kühne

Interpretation sich die Einmengung in innertürkische Verhältnisse anzumaßen¹¹⁾.

Bald auch schon trat Rußland in der türkischen Hauptstadt gegen die Zulassung vor allem französischer Schifffahrt im Schwarzen Meere auf und offenbarte damit jenes politische Ziel der Folgezeit, die Meerengen wohl für die anderen Nationen zu sperren, für sich selbst aber offen zu halten. Und es ist bekannt, wie es, fünf Jahre nach dem Friedensschluß, durch eine besondere Konvention (von Ainali Kawak) alle strittigen Fragen in seinem Sinne zu erledigen wußte, und wie es endlich 1783 durch einen Ukas der Zarin die Annexion der Krim erklärte. Vergebens suchte Friedrich II. auch diesmal wieder, wie ein Dezennium früher, wie die weitere Stärkung seines russischen Nachbarn, so die weitere Schwächung der Türkei zu hindern, und ein Plan, der damals in türkischen Kreisen auftauchte und einer russisch-preußisch-türkischen Tripelallianz das Wort redete, war wohl durch ihn inspiriert. Die Zarin aber war hierfür nicht zu haben, sie trug sich mit den weitesten Plänen. Es war die Zeit, da sie ihren zweitgeborenen Enkel auf den Namen Konstantin taufen ließ, ihm so im Geist die Erbschaft der Byzantiner Krone schon zusprechend. Für alle diese Pläne schien ihr ein Anschluß an die österreichische Politik weit geeigneter als das Zusammengehen mit dem eigenwilligen greisen Preußenkönig, der ein sehr unbequemer Alliierter war. Josef II., Kaunitz und der neue Gesandte in Petersburg, Graf Ludwig Cobenzl, kamen diesen Gedanken bereitwillig entgegen und die Entrevue zwischen Kaiser und Zarin (1780) beschleunigte den Abschluß einer förmlichen Allianz. Aus dem Briefwechsel zwischen den beiden Monarchen, den Arneth veröffentlicht hat¹²⁾, kennen wir den engen Gedankenaustausch, in dem damals die orientalischen und europäischen Projekte Rußlands und Österreichs erörtert wurden. Wir wissen, wie diese Pläne die ganze Balkanhalbinsel umfaßten und wie die Zarin an nichts als an die Errichtung zweier orthodoxer Staaten von Rußlands Gnaden dachte, deren einer — Dazien, aus Bessarabien und Moldowalachien bestehend — ihrem getreuen Potemkin zufallen, während ihr Enkel Konstantin von Konstantinopel aus den andern beherrschen sollte. Wir wissen, wie Josef diesen Plänen nur sehr bedingt zuzustimmen geneigt war und wie er und Graf Cobenzl auch bei Gelegenheit der zweiten Zusammenkunft mit Katharina in ihrer Zurückhaltung verharreten. Er könne — deutete damals der Kaiser dem französischen Diplomaten Grafen Ségur an — eine Festsetzung der Russen in Konstantinopel nicht dulden. Trotzdem ging die Zarin mit den weitesten Hoffnungen in den neuen Türkenkrieg, an dem auch Österreich gemäß des Allianzvertrages teilnahm. Es ist bekannt, wie wenig wieder die Ergebnisse den Hoffnungen entsprachen. Die Monarchie fühlte sich durch die russische Agitation an ihren Südgrenzen, die mit besonderem Eifer antiösterreichische Hetze betrieb, bedroht, und durch die größere Last

¹¹⁾ Es ist nicht uninteressant, daß in der Zeit der Friedensverhandlungen Katharina einmal in einer selbst entworfenen Instruktion schrieb, Österreich könne Rußland nicht zum Nachbar haben wollen, da ihm hieraus mit der Zeit viele Mühen mit Rücksicht auf seine an der Grenze wohnenden Untertanen russischen Glaubens erwachsen könnten.

¹²⁾ Arneth, Josef II. und Katharina von Rußland. Ihr Briefwechsel. Wien 1869.

des Krieges beschwert, suchte sie nach Josefs Tod einerseits Annäherung an Preußen, andererseits einen Sonderfrieden mit den Türken auf Grund des status quo ante bellum. Rußland selbst, das einige Monate später als Österreich in Jassy seinen Frieden mit dem Sultan machte, mußte am Dnjestr stehen bleiben und die Christen des Orients blieben wieder ihrem Schicksal preisgegeben. Für Europa aber war das russische Streben nach dem Besitz der Donaumündung und der Meerengen noch deutlicher offenkundig geworden¹³⁾. Zugleich konnte es erkennen, wie selbst ein mit dem Zaren verbündetes Österreich diesem Streben aus seinen eigenen Interessen heraus Widerstand leisten mußte. Von den zwei Richtungen, die in der orientalischen Politik des Wiener Hofes am Ende des achtzehnten Jahrhunderts bemerkbar waren, sah es schließlich die eine, die schon in den Erklärungen Kaunitz während des ersten Türkenkrieges der Katharina und dann in den Worten Josefs zu Ségur angedeutet war, siegreich bleiben.

Der erste Band des Uebersbergerschen Werkes läßt uns die Geschichte dieser Entwicklung bis hierher verfolgen. Wir sind gespannt, den zweiten Band in die Hand zu bekommen, dessen Erscheinen uns für die nächsten Monate versprochen ist. Die orientalische Frage wird im neunzehnten Jahrhundert, noch weit mehr als sie es in den früheren war, eine europäische Frage. Ihre Probleme vermehren und komplizieren sich, je mehr sie sich ihrer Lösung nähern, und sie komplizieren damit auch die Darstellung. Indes durchzieht der Gegensatz zwischen der Wiener und der Petersburger Politik das ganze neunzehnte Jahrhundert, und jene Probleme gruppieren sich meist um ihn, also daß wir in der Geschichte der russischen Orientpolitik des neunzehnten Jahrhunderts die Geschichte des österreichisch-ungarisch-russischen Gegensatzes zu finden hoffen dürfen.

Ungarische Stoffe in der deutschen Literatur des XVII. Jahrhunderts

Von Dr. Josef Trostler in Temesvár.

Das Überfluten der deutschen Literatur des XVII. Jahrhunderts mit ungarischen Stoffen ist nicht bloß durch die Furcht vor der drohenden Türkengefahr, das Interesse an den Ereignissen des türkisch-ungarischen Kriegsschauplatzes und durch den geistigen Austausch zwischen Deutschland und Ungarn, der eine ununterbrochene Kette persönlicher Beziehungen zur Voraussetzung hat, bedingt. In nicht geringerem Maße kommen dafür stofflich-technische Gründe in Betracht. Die zeitgenössischen Schwankbücher und Anekdotensammlungen, die zunächst den ältern Stoffbestand deutscher, italienischer und französischer Vorlagen modernisieren, sind außerstande, dem ungeahnten Stoffhunger des Publikums, das sich an den blutlosen Abenteuern der Amadisromane sattgelesen hatte, den schäferisch verummten Helden galanter Dichtung kalt, den schüchternen psychologischen Versuchen Zesens, Kindermanns und Grimmelshausens verständnislos gegenübersteht, den Sensationen der «Neuen Zeitungen» aber mit un-

¹³⁾ Goriainov, *Le Bosphore et les Dardanelles*, Paris 1911.

verhohlenem Entzücken lauscht, für die Dauer ohne Erweiterung des überlieferten Gebietes vollständig zu genügen. Sie müssen nach neuen Quellen Umschau halten. Die verwilderte, von dampfendem Blut und Kanongebüll genährte Phantasie des Jahrhunderts, die, von der rationalistischen Bevormundung der Reformationszeit plötzlich befreit, mit gieriger Hast alles, Himmel und Hölle, Meere und Wunder, Farben und Dunkelheiten, Könige und Henker, Söldner und Bauern in sich aufzunehmen sucht, besitzt zwei fixe Punkte: den Orient und Ungarn. Besonders das letztere stattet sie mit allem Reichtum barocker Ornamentik aus. Den skrupellosen Aneignern fremden Eigentums aber erscheint dieses Land als ein willkommener Tummelplatz, eine noch unausgebeutete terra incognita unbegrenzter Möglichkeiten. Die historischen Ereignisse sind ihnen nicht bloß Sensation, sondern, wie der Scholastik, Gleichnis, und jeder Stoff besitzt für sie nur insofern einen Wert, als sich daraus eine moralische Belehrung herauschälen läßt. In dieser Hinsicht bietet Ungarn eine reiche Ausbeute. Interessante Episoden seiner älteren und jüngeren Geschichte werden nicht nur im Wettstreit mit den «Neuen Zeitungen» geschäftig herangezogen, sondern, pedantisch nach Schlagworten eingeordnet, zur Beleuchtung christlicher Moral benützt. Wir wollen uns in den folgenden Artikeln mit einigen, auch kulturhistorisch bemerkenswerten Stoffen befassen¹⁾, deren Verbreitung in den Schwanksammlungen ein ungeschwächtes Fortleben in der späteren deutschen Dichtung zur Genüge erklären mag, zugleich aber auch auf die Geschichte des literarischen Geschmacks, dieses vernachlässigte Teilgebiet der literarhistorischen Forschung²⁾, einige Schlaglichter fallen läßt. Sie sind gewissermaßen jenen stofflichen und formellen Entlehnungen gegenüberzustellen, für welche die ältere ungarische Literatur der deutschen verpflichtet ist.

I.

Georgius Dósa³⁾.

Georg Dósa, der Führer des blutig niedergerungenen Bauernkrieges von 1514, diente noch vor einigen Jahrzehnten zum Ausgangspunkte historischer Übertreibungen und gewaltsamer Konstruktionen. Es ist das Verdienst des Historikers A. Márki, den Schlüssel für das richtige Verständnis seines Schicksals gefunden zu haben⁴⁾, allein der Versuch, die zerfließenden Äußerungen zu einer großzügigen Charakteristik zu verdichten, mußte an der Unzulänglichkeit der Quellen, die sich über persönliche Züge fast vollständig ausschweigen, zerschellen. Aus der erdrückenden Fülle verarbeiteten Materials entfaltet sich nur das äußere Bild der ersten großen wirtschaftlichen Krise Ungarns, die in das Seelenleben entfesselter Massen ungeahnte Einblicke gewährt und notgedrungen zum Zusammenbruch von

¹⁾ Ausführlich handle ich darüber in dem Programm der Staatsoberrealschule in Temesvár. 1913/1914.

²⁾ Vgl. M. Landau, Zschr. für vergl. Literaturg. I. S. 470 ff.; L. L. Schücking, GRM. V. S. 561 ff.

³⁾ Vgl. Trostler, J., Dósa Gy. a XVII. század német irodalmában. Temesvár 1913.

⁴⁾ Márki, Dósa György. Budapest. 1913. (Ausgabe der Ung. Histor. Gesellschaft.) Die erste Auflage des Werkes erschien 1883.

Mohács führt. Dósa selbst, ein tüchtiger Krieger, dem historischen Götz von Berlichingen oder Florian Geyer nur typisch verwandt, ist nichts weniger, als eine Persönlichkeit von geschlossener tragischer Größe. Vom König Wladislaus II. ausgezeichnet, wird er mehr durch das glückliche Zusammentreffen günstiger Umstände, als den eigenen Willen an die Spitze der vom Fürstprimas Bakócz im Auftrage des Papstes (Leo X.) gegen die Türken aufgebotenen Kreuzer gestellt. Zum offenen Krieg wider den Adel gedrängt, verschwindet er zeitweilig vollends hinter den Ereignissen. Nur einzelne Ausbrüche seiner wild überschäumenden Leidenschaftlichkeit und sein männlich ertragener, qualvoller Tod in Temesvár bieten der Betrachtung sichere Anhaltspunkte. Die Grausamkeiten der Kreuzer, das Einäschern von Gehöften, Dörfern und Städten sind typische Erscheinungen. Dósa ist aber weder ein Bösewicht, zu dem ihn die konservative Geschichtsschreibung verzerrt, noch ein bewußter Vorläufer des modernen Sozialismus, zu dem ihn radikale Einseitigkeit stempelt, und umgekehrt ist es romantisch gesteigerte und verklärte Wirklichkeit, die in dem schönen Bildnis von V. Madarász oder in dem Versuch K. Sámuels zum Ausdruck gelangt. Der Dichtung erscheint er als ein willkommenes Gefäß, das die Verquickung von Romantik und jungem Deutschland bei Eötvös, die revolutionäre Ungeduld Petöfis, das romantische Pathos Jókais, die Schwärmerei des Lyrikers Josef Kiss und den Sozialismus des Agitators A. Csizmadia restlos in sich aufzunehmen vermag. Andererseits geht Márki zu weit, wenn er seinem Helden jede Gemeinschaft mit den Münzer, Bockold, Matthys, Knipperding und Konsorten absprechen möchte. Das Czegléder Programm Dósas läßt mit seinen, auf die Abschaffung des Adels, überhaupt die Änderung der Weltordnung gerichteten Tendenzen einen engeren Zusammenhang vermuten, ohne indessen zwingende Schlüsse zu ermöglichen. Eine literarische Rückwirkung auf den Bauernaufstand in Deutschland halte ich aber umsoweniger für wahrscheinlich, da sich diese Annahme im besten Falle nur auf zwei gleichzeitige deutsche Flugschriften, das «Ain gross Wunderzaichen» (1514) und den «Auffrur» (1514) stützen mag. Die wichtigsten Quellen, wie das antikisierende Gedicht «Stauromachia» des Taurinus (1519), Brutus, Jstvánfi, die späteren italienischen und lateinischen Berichte kommen hier nicht in Betracht. Für das deutsche Publikum haben im übrigen diese Probleme mehr nur eine nebensächliche Bedeutung. Sein Interesse gilt der Hinrichtung Dósas, und die Schriftsteller des XVII. Jahrhunderts wissen diese grauenvolle Szene mit einer Virtuosität herauszuarbeiten, die an Derbheit und Grelle nichts zu wünschen übrig läßt.

1. Der Schwankdichter Casp. Michael Lundorf, der die Reihe der deutschen Bearbeiter eröffnet, geht auf den Bauernkrieg nur mit einigen Worten ein⁵⁾. Epigrammatisch, alles in wenige Sätze gedrängt, berichtet er mit kühler Sachlichkeit: «Im Jahr Christi tausendt fünffhundert vnd

⁵⁾ Wissbadisch Wisenbrünlein. Das ist Hundert schöne kurtzweilige, zum theil neue, zum theil aber auss etlichen Lateinischen Scribenten zusammengelesene und verdeutschte Historien. Anjetzo zum ersten mal in Truck gegeben. Raphael Sulpicius à Muncrod Germanus. Franckfurt. In Verlegung Nicolai Bassaei Erben. Im Jahr Christi 1610. Nt. 91. S. 188f.: Von Georg Zeckeln einen Auffrührer, vnd seiner grausamen vnd erschröcklichen Straff.

viertzehn hat Georg Zeckelus sich wider seine ordentliche Obrigkeit aufgelehnet, und einen Auffruhr erreget, der ist solcher massen an Leib vnd Leben gestraffet worden. Man hat jhn bloss vnd nackend aussgezogen, mit Ketten gebunden, ein eysene glüend Cron auff sein Haupt erhoben, darnach hat man jhm etliche Adern geschlagen, vnnnd hat sein Bruder Lucatius, der mit ihm vnnnd bey der Auffruhr gewesen, das Blut seines Bruders sauffen müssen. Ferners als man jhm die Adern widerumb verbunden, hat man zwantzig seiner Gesellen, denen man zuvor in dreyen Tagen nichts zu fressen geben vnnnd also wol ausschungern lassen, vber jhn geschicket vnd dieselbe getrungen vnd gezwungen, dass jhn Georgen Zeckeln, als der Auffruhr Principalen vnd Capitän, mit jhren Zähnen zerreißen, vnd was sie abgerissen, fressen müssen: zuletzt hat man jhm das Eyngeweyde herausgerissen, vnd was noch vom Leib übrig gewesen, in Stück gehauen, zum theil gebraten, zum theil aber gesotten, vnd seine Gesellen dasselbe zu fressen getrungen: hernacher seynd auch sie als Mitconsorten vnd interessirte beneben seinem dess Prinzipals Auffrührers, Bruder Lucatio auffs grewlichste hingerichtet worden [Auss einer Braunschweigischen Predigt gehalten vor der Straff eines Vbelthäters. Anno 1604. den 17. Septembris].»

Lundorfs gewissenhafte Quellenangabe ist nicht ohne Belang, da sie auf eine frühe Verbreitung des Stoffes schließen läßt. Die Schreibart Zeckelus für Dósa ist den meisten zeitgenössischen Schriftstellern geläufig (Márki, Dósa, S. 5), nicht minder die Verwechslung von Dósas Brüdern Gregor und Lucatius. Die glühende Krone — im Grunde genommen ein eiserner Maulkorb —, die dem Bauernkönig aufs Haupt gesetzt wird, ist keine Erfindung einer grausam-raffinierten Phantasie. Sie gehört zu den bewährten Requisiten mittelalterlicher Überlieferung, und wurde Henne am Rhyn zufolge (Geschichte des Rittertums, S. 152, vgl. Márki, a. a. O. S. 486) als Strafe jenen Rittern zuerkannt, die in offener Empörung wider ihre Herrscher sich des Thrones zu bemächtigen suchten. Ein ähnlicher Fall wird vom Historischen Bilder-Saal (IV, 318; vgl. Márki, S. 486) unter Kaiser Heinrich VI. bezeugt. Dem deutschen Prediger haben die Flugschriften ohne Zweifel vorgelegen. Seine Bekanntschaft mit der Chronologia des Ortelius, die 1603 in Nürnberg erschienen war, von ihm also schon genutzt werden konnte, vermag ich nicht nachzuweisen. Für die meisten Züge kommen gewiß lateinische Quellen in Betracht. Auffallend ist die Übereinstimmung in der Schilderung der Marter mit dem viel späteren M. Milesschen Siebenbürgischen Würgengel (Hermannstadt, 1670, 9).

2. Weniger kühl und wortkarg fällt Richters *Spectaculum Historicum*⁶⁾ mit seiner «Unerhörten Grausamkeit» aus dem Rahmen des Anek-

⁶⁾ *Spectaculum historicum*, Historisches Schauspiel, so auf dem Schau-Platz dieser Welt von Gott, von der Natur, von guten und bösen Engeln, von Frommen und Gottlosen Menschen, in natürlichen Dingen und Politischen Welthändeln, meistens in dem XVI. Seculo nach Christi Geburt ist gespielt worden. Dargestellt in Vierhundert gesammelten Wunder-Historien. Von einem Liebhaber der Weltgeschichte. Jena. 1661. LXXV. S. 40 ff. Vgl. F. Gerhard, Joh. P. de Memels Lustige Gesellschaft. Halle a/S. 1893. S. 13 f.

dotischen: «Im Jahr Christi 1514 entstande in Ungarn eine schreckliche Aufruhr und Todschlagen der Kreuzbrüder. Es gieng ein gemein Geschrey wider den König und die Obersten des Königreichs, darum dass man sich nicht bemühet, die Oerter und Plaetze, so die Türcken eingenommen, wiederum zu erobern, weil sie damahls anderer Orten mit Kriege gehindert waren.

Aber der König Ladislaus, der die ruhe liebete, liess sich dieses gantz nicht anfechten: Und die grossen Herren regirten ihn also, dass er ihnen nichts befahl noch anordnete.

Unterdessen läst des Pabstes Legat Ablass predigen vor alle diejenigen, die das Kreuz annehmen, und wieder die Türcken in Krieg ziehen wollen.

In geschwinder Zeit kam aus allen Winckeln des Ungerlandes ein Hauffen räuberisches Gesindleins zusammen: Ingleichen machten sich grosse Truppen Bauren auf: Welche die grossen Drangseligkeiten und insolentien des Adels, und sonderlich der Bischöffe nicht mehr ertragen kunten: Dieselben rottirten sich von allerley Orten zusammen.

Die Nachlässigkeit des Königs hatte grosse Verwegenheit, unordentliches Leben, und unerträgliche Grausamkeit der Herrschaften wider ihre arme[n] Unterthanen lassen einwurzeln.

Diese Armee der Bauren wehlete ihr einen Obersten, breitete sich unversehens aus, streiffete, raubete, und plünderte unerhörter massen fast durch gantz Ungarn: Sie erschlugen alle Edelleute und Bischöffe, die sie kunten ergreifen. Die sehr reichen und hohen Standespersonen wurden lebendig gespiesset.

Als diese grausame Unsinnigkeit so wärete, wachte der König auf, ließ aus den Besatzungen der Städte Volk leichtern, und unter dem Obersten Bornemisso zu dem Adel stossen; derselbe hielt etliche Treffen, in welchen eine grosse Anzahl der Kreuzbrüder auff dem Platze blieb, und viel gefangen worden, welche in der Hauptstadt des Königreichs hingerichtet worden.

Endlich schlug Johannes des Woiwoden Stephani Sohn, welcher sich hernach des Königreichs bemächtigte, diese Kreuzbrüder in einer Schlacht: Und nachdem er sie meistentheils niedergemetzelt, nahm er ihre Obersten gefangen, und liess sie so grausamen Todes hinrichten, dass einem alle Haare gen Berge stehen, wenn man nur dran gedencket.

Denn den General der Bauren, mit Nahmen Georgius, liess er nackend ausdehnen: Welchem der Hencker eine Krone von glühendem Eisen auf den Kopf setzte: Darnach öffnete er ihm etliche Adern, und das Blut, so herauslief, muste Lucatius, des Georgii Bruder, trincken.

Darnach brachte man herzugeführet die vornehmsten unter den Bauern, welche drey Tage ungegessen waren verwahret worden: Und man zwang sie, dass sie musten mit ihren Zänen den Georgium, so noch lebte anfallen, und iedweder ein stücke davon reissen, und fressen.

Mitten unter dieser grausamen Pein schrye Georgius garnicht, sondern bat nur, man wolte seinem Bruder Lucatius gnade erzeigen, welchen er zu diesem Kriege nöthigt hätte.

Als nun Georgius zu stücken zerissen, zerrete man ihm das eingeweide heraus, das ward in Stücken zerhauen, und theils gesotten theils gebraten: Und darauf zwang man die Gefangene, dass sie musten eine Mahlzeit davon halten.

Als dieses geschehen, wurden sie alle, so viel ihrer waren, mit langwiriger Marter hingerichtet, so arg, als mans erdencken kunte.

Man wird kaum ein exempel grösserer Grausamkeit finden, seint die Welt Welt gewesen ist.»

Die Quellen des *Spectaculum*s gehören in denselben Kreis, wie die des braunschweigischen Predigers. Das reichste Material fließt aus Istváni (*Historiarum de rebus Ungaricis libri XXXIV. Coloniae Agripinae. 1622*), der trotz dem Parteigeist, von dem sein Werk durchdrungen ist, mit seinem Mitleid nicht zurückhalten kann. Die Darstellung von Dósa's Peinigung ergibt eine Übereinstimmung im Wortlaut mit Peter de Rewa (*Révai*)¹⁾.

3. Weit über die ersten unbeholfenen Ansätze des *Spectaculum*s hinaus geht der schreibselige Erasmus Francisi in der novellistischen Ausgestaltung des Stoffes (*Der Zweyte Trauer-Saal steigender und fallender Herren: Oder Auf- und Untergangs der Grossen Andrer Theil. Im Jahr. 1687: Die XXII. Geschichte von Georgio und Gregorio Dosa, Gebrüdern, wie auch Bischoff Johannes Chaqui und andren*). Die fast gehässige Beurteilung des Bauernkrieges ist durch den Standpunkt seines Gewährsmannes, des Aristokraten Istváni, von vornherein bestimmt. Sie ist aber auch natürlich bei einem Schriftsteller, der vom Ertrage seiner Feder lebt und in erster Reihe den konservativen Adel und das Publikum der Städte vor Augen

¹⁾ Vgl. *De monarchia et sacra corona regni Hungariae centuria septem, auctore Petro de Rewa ed Franc. de Nadasd. Francofurti MDCLIX. Centuria VI. S. 62:*

... Cujus eventus fuit quod magna rebellentium multitudo Duce Joanne Scepusio caesa et primarii capti, novoque & inaudito genere supplicii affecti sunt. Ipse enim Georgius Zekel nudus catenis vinctis coronaque ferrea candenti redimitus . . . & per venas concisus est, quem sanguinem frater Lucas potare debuit. Venis iterum clausis, missi sunt in eum viginti ex sociis, triduo inediâ macerati, qui dentibus eum laceratum vorarunt. Tandem extractis visceribus extenteratur, corpus in frusta concisum ahenis coctum, verubus tostum, comedendum reliquis appositum est, & demum isti omnes hoc modo satiati, tragicum acceperunt exitum.

... Endlich schlug Johannes des Woïwoden Stephani Son . . . diese Kreuzbrüder in einer Schlacht: Und nachdem er sie meistens niedergemetzelt, nahm er ihre Obersten gefangen, und liess sie so grausamen Todes hinrichten, dass einem alle Haare gen Berge stehen . . . Denn den General der Bauren, mit Nahmen Georgius, liess er nackend ausdehnen: Welchem der Hencker eine Krone von glüenden Eisen auf den Kopf setzte: Darnach öffnete er ihm etliche Adern, und das Blut, so herauslieff, muste Lucatius des Georgii Bruder trincken. Darnach brachte man herzugeführt die vornehmsten unter den Bauern, welche drey Tage ungenessen waren verwahret worden: Und man zwang sie, dass sie musten mit ihren Zänen den Georgium, so noch lebte, anfallen, und iedweder ein stücke davon reissen und fressen . . . Als nun Georgius in stücke zerissen, zerrete man ihm das eingeweide heraus, das ward in Stücken zerhauen, und theils gesotten, teils gebraten: Und darauf zwang man die Gefangenen, dass sie musten eine Mahlzeit davon halten. Als dieses geschehen, wurden sie alle . . . mit langwiriger Marter hingerichtet. . .

hält. Die antidemokratische Tendenz ist das Ergebnis einer Entwicklung, die mit dem siegreichen Vordringen der Antireformation einsetzt und in dem katholischen Absolutismus des Sonnenkönigs ihren Höhepunkt erreicht. Diese Entwicklung spiegelt sich im Roman nicht weniger, als in den loyalen Übertreibungen der galanten Gelegenheitsdichtung. Ein Zeitgenosse des volkstümlichen Grimmelshausen, Lassenius (Bürgerliche Reiss- und Tischreden. Nürnberg. Anno MDCLXII) zitiert mit Entrüstung das alte Reimpaar:

Als Adam hackt und Eva spann /
Wo war damals ein Edelmann?

Die kühne Verspottung des gewalttätigen Adels und der Kirche ist in den Schwanksammlungen viel leisern Tönen gewichen, und während Grimmelshausen den Knaben Simplizius freudig das Lob des «Bauren-Stand» anstimmen läßt (Kögel, Kap. III. S. 12), verlegt sein Nachfahr, Huber, die Handlung des Symplicianischen Welt-Kuckers (1677) vollends in adelige Umgebungen, und auch der verwahrloste Ungarische Simplizissimus (1683), ein Zögling des Waisenhauses zu Breslau, brüstet sich mit den erlogenen Heldentaten seiner adeligen Ahnen. Francisci selbst hat für die gequälten Leibeigenen, die schon durch den Gedanken an freie Bewegung wie umgewandelt erscheinen, kein Wort des Mitleids übrig. In peinlicher Abhängigkeit von seiner Vorlage gestattet er sich nur formale Änderungen am Stoff, und sucht durch kleine Zusätze, durch Bilderreichtum, der aber niemals anschauliche Bildlichkeit wird, und überaus häufige Anwendung des schmückenden Beiwortes, den Schein der Selbständigkeit zu erwecken. Der breitangelegte Hintergrund ist nur eine dunkle Staffage, von der sich flammend und gespensterhaft die Krönung Dósas abhebt. — Kardinal Thomas zieht in Rom mit großer Pracht ein, allein sein Plan, den Papst, Julius II., für einen Krieg wider die Türken zu gewinnen, wird durch dessen Tod vereitelt. Der neue Papst, Leo X., versagt ihm zwar jede materielle Unterstützung, erteilt ihm aber die Befugnis, den Kreuzzug gegen die Ungläubigen zu predigen. Zum Führer der Kreuzer wird Georgius Dósa ernannt, den der König für seine Tapferkeit unlängst mit güldener Halskette, purpurnem Kleid, Schwert und Sporen ausgezeichnet hatte. Die Grundherrn sehen die Bauern nur ungern in das Lager ziehen und suchen sie daran zu hindern. Unzufriedenheit und Empörung ist die Folge davon. Der Priester Laurentius reizt auch Dósa zum Widerstand. Feuer und Blut bezeichnet den Weg der Kreuzer, Furcht und Grauen geht ihnen voraus. Ein ansehnliches Heer wird vom Adel unter der Anführung des siebenbürgischen Woiwoden Johannes aufgeboten. Borne misza zerstreut die in der Umgebung der Stadt Pest lagernden Kreuzer und kehrt im Triumph nach Ofen zurück. Dósa zieht indessen nach dem Süden und wendet sich nach siegreichen Treffen auf den Rat des Laurentius gegen Temesvár. Schon naht aber Johannes Szapolyay und vernichtet das Heer der Belagerer. Georg und sein Bruder Gregor fallen in Gefangenschaft; ihr böser Dämon, Laurentius, ergreift die Flucht. An den Gefangenen wird grausame Rache genommen. Francisci findet die Strafe Dósas allzustreng, das hindert ihn aber keineswegs daran, sie mit einer behaglichen Breite Istvánfi nachzuerzählen. Ihn interessiert augenscheinlich das Schauspiel des Grauens, der auf dem glühenden Throne kauende

Rebell, die sechs totgehungerten armen Bauern, die den «schmauchenden» Körper ihres Königs in Stücke reißen: «Unterdessen werden von den Peinigern und Angstmännern, aus rohem Eisen ein Thron, Cron und Scepter verfertigt: auf selbigen eisernen Stul ward Georgius naked und bloss inthronisirt, und ihm die aus dem Feuer genommene Cron glühend aufs Haupt gesetzt. Hiernechst führte man die neun übergebliebene, halb todt gehungerte, und Schattenähnliche Gefangene herzu, und gebot ihnen, die mit glühenden Eisen gebrante zischende und schmauchende Glieder Georgii, mit den Zähnen zu zerbeißen, herab zureissen, und zu verschlingen; oder gewärtig zu seyn, dass die Büttel und Henckerknechte, so mit Schwerdten ihnen den Tod droheten, sie auf der Stelle niedermachten. Ihrer sechs die lieber fressen als sterben wollten . . . haben solches gethan, und seynd darauf ledig gelassen. Drey aber, die den abscheulichen Bissen verschmäheten, wurden augenblicks gesäbelt . . . Das alles stund Georgius, ohn einziges Zehrlein, Geschrey und Zittern aus. Man hörte ihn auch nichts sagen; ausgenommen, dass er die, welche ihm de gebrannten Glieder also bissen und zerkäueten, zum Verweiss, die jungen Hunde nannte, so von ihm wären auferzogen. Wornechst er weiter kein Wort geredt. Nach solcher Pein zwickte und riss man ihn, mit feurigen Zangen, immer mehr und mehr, so lange biss er von übermächter Marter und Schmerzen todt blieb . . .»⁸⁾

4. Mehr Moralist, als Francisci, unbeholfener in der Form und weniger lebhaft im Erzählen, greift Jacob Daniel Ernst (Das neuauffgerichtete Historische Bilderhauss / In dessen zweyen Gemächern/als dem Laster- und Trauer-Zimmer / Ein ansehnlicher Vorrath ausserlesener Geschichten und sonderlicher Begebenheiten . . . Altenburg. 1685. S. 643—644: Georg Dosa wird unerhörter massen hingerichtet.) aus der Darstellung Istvánfis nur die Episode von Temesvár heraus. Der Umstand, daß er sich einfach auf die Übersetzung des lateinischen Textes beschränkt, enthebt uns der ausführlicheren Besprechung. Er soll bloß die Lücken der stoffgeschichtlichen Überlieferung überbrücken helfen.

5. Bemerkenswerter und für das zähe Festhalten an den sagenhaften Zügen einer älteren Überlieferung charakteristisch ist die Erzählung in P. C. Balthasar Hans Kompilation (Alt- und Neu-Pannonia Oder Kurz-Verfasste Beschreibung des Uralten Edlen Königreichs Hungarn. Nürnberg. 1686. S. 224—227), die alle dem Istvánfi entlehnten historischen Tatsachen nur als Rahmen benützt. — Die Kreuzer leisten der Aufforde-

⁸⁾ Vgl. Istvanfi, *Historiarum liber v.* S. 46: . . . Interea ab iisdem tortoribus rudi e ferro solium, & corona sceptrumque regia insignia conflantur; in quod Georgius nudus infertur, coronaque igne candenti replendens capiti impositur; adducuntur novem illi infelices, qui supererant, luridi fame erecti, semineces, umbris hominum similes, ac ut artus Georgii, qui ignito ferro tacti, stridorem quandam cum nidore emittebant, dentibus ac morsu appetant, simulque diglutiant, jubentur, ni faciant strictis ensibus minabundi carnifices, & statim occisuri iminent. Quod ubi mortis metu fecere, dimissi quidem fuere . . ., sed tres, qui abominabilem offam non deglutiverant, illico caesi fuerunt. Georgius non flere, non ejulare, non horrescere: tantum catulos caninos abs se educatos probrose appellans conticuit; ac forcipibus ignitis identidem lacinatus, postremo cum intolerandos dolores ferre amplius non posset, animam efflavit. . .

rung des Kardinals Thomas, in Frieden heimzukehren, keine Folge. Von entlaufenen Geistlichen ermutigt, halten sie Rat, wählen einen König und Großgrafen, und fassen den Beschluß, nicht eher von hinnen zu ziehen, «bis alle 14. Bisthümer /ohn eines/ abgethan wären/. So war auch dieses rottirten Volckes Vornehmen, dass sie allen Adel . . . samt Weib und Kindern erwürgen /und nur allein 4. Graven/ welche dem König in Hungarn dienen solten /übrig lassen wolten. Sie beschlosssen auch /dass sie König Uladislaos alles /was ihm lieb erweisen wolten/ doch dass er auch nichts wider sie vornehmen sollte.» Ihr neuerwählter König nennt sich: «Melchior Mauser von Gottes Gnaden König des gesegneten Volks der Creutzer /ein Freund und Unterthan des Königs von Hungarn.» Schon das Titelblatt der Flugschrift «Ain gross Wunderzaichen» (Márki, a. a. O. S. 181) trägt die Aufschrift: «melchior Bankwr ein könig des genedeyten volks des Creitzs, Aber underthenig dem könig zu Vngern . . .» und wir haben es auch hier mit jenem geheimnisvollen Namen zu tun, der in merkwürdigen Varianten, bald als Banser (Birken, 1668), Mausser (ebda. u. Hist. Bilder-Saal IV. 318), bald als Moudier (Janus Vitalis, um 1514) auftaucht. Der Großgraf führt den Titel: «Zeckel-Jörg /Ein Unterthan des Durchleuchtigsten Königs in Hungarn /ein Erwählter des H. Vatters Thomae /Cardinals von S. Martin zu Bergen /ein Hauptmann des gesegneten Volks der Creutzer /ein Feind der Bischöfe /Prälaten und Edlen,» was letzten Endes auf den Italiener Janus Vitalis zurückgehen mag⁹⁾. Das Volk läßt ihnen einen vergoldeten Wagen machen, mit schwarzem Samt füttern und mit sechs schönen weißen Pferden bespannen. Es verehrt ihnen «je eine silberne Credenz /von 40. Schüsseln /Tellern /Bechern /Kannen /», — und durchzieht unter ihrer Führung das Königreich Ungarn. Den unbefestigten Städten wird Geld und Proviant abgefordert, die Schlösser werden verwüstet, die Kirchen und Klöster beraubt, der Adel gespießt: «Wie dann jedem der beeden Obristen /zu Behuf dieser Grausamkeit /ein Wagen mit Spiessen nachgeführt worden.» Als der Erzbischof von Gran den Zeckel-Georg ermahnt, er möge doch von seinem unchristlichen Treiben abstehen und seinen «Adelichen Stand» nicht also beflecken, zwingt er den Boten, den Brief zu verschlingen; dem Erzbischof aber entbietet er: «Er sollte /so bald er ihn ergreifen würde /sich nur des Spießes versehen /weil er sein Zusatz nicht halte und allein den frommen König verführe.» An den Bischof von «Colocza» (Kalocsa) schreibt er um Geld und läßt auf den Brief einen Spieß malen. Den Bischof zu Csanád, Johannes Chaqui, läßt er nach qualvoller Peinigung speißen, dem Stephano Telegdino einen «Strick durch das Gemächtige ziehen, ihn also aufhencken /und alsdann mit Pfeilen und Büchs-Kugeln zu todt schiessen.» «Bathor Istvan» entkommt ihm nur mit Not. Nicht lange indessen freut sich Zeckel-Georg seiner Freveltaten. Sein Heer wird vor Temesvár vernichtet, er selbst stirbt eines grausamen Todes. Der letzte, größere Abschnitt des Hanschen Berichtes bringt in engem Anschluß an Istváni eine Beschreibung dieses Todes. Der fahle Stich, der die Hinrichtung Dósa veranschaulicht und mit früheren bildlichen Darstellungen des Auftruhrs, der Stauromachia

⁹⁾ Vgl. Márki, Dósa, S. 181: Melchior Dei gratia rex benedicti populi Cruciferorum, amicus et subjectus Ladislai Ungariae Regis et electus Sancti Martini in Montibus, inimicus Praelatorum et omnium Pannonio praesidentium regno.

(1519, ed. Engel, Wien 1809.) und des Hist. Bilder-Saals (IV. 319) eine typische Ähnlichkeit zeigt, besitzt trotz der unbeholfenen Ausführung bei der Armut der Dósa-Galerie einigen Wert. Im Vordergrund auf dem Throne sitzend, wird der Bauernkönig von zwei Marterknechten mit Ketten festgehalten, während zwei andere ihm Krone und Szepter aufnötigen. Unter diesem Bilde, das mit unwesentlicher Änderung in Ricaut-Sagredos Neu-eröffnete Ottomanische Pforte (Augsburg. 1694. II. S. 106) Aufnahme fand, steht der Vierzeiler:

Zöckel-Georgs grausames Marterspiel.

Schau was die Aufruhr kan, derselben Straff und Lohn!
 Von Eisen glühend-heiss: ein Scepter, Kron und Thron,
 Darauf der Zöckel-Jörg wird, als ein Kön'g gesetzt,
 Weil er durch Aufruhr hat die Majestät verletzt.

II.

Die Eroberung der Festung Murány.

1. Das Wort «Curiös» dient im Sprachgebrauch des XVII. Jahrhunderts zur Bezeichnung des Exotischen, Merkwürdigen und Überraschenden. Verwirrungen des Herzens, Liebesgeschichten, die Aufsehen erregen, Abenteuer, die einen unerwarteten Abschluß finden, tragen den Stempel des Curiösen an sich. Als «Curiös» in diesem Sinne erscheint die Eroberung der in Oberungarn gelegenen Festung Murány im Jahre 1644 durch den königlichen Kommandanten von Fülekk und nachmaligen Palatin, Franz Wesselényi, der mit der Festung zugleich die Hand der berühmtesten ungarischen Frau des Jahrhunderts errang. Es ist aber kein romantischer Liebesbund, sondern eine fast nüchterne Vernunftthe, zu der die etwa zweiunddreißigjährige Maria Széchy, nachdem sie ihren ersten Mann durch den Tod verloren, von dem zweiten aber sich aus freiem Willen hatte scheiden lassen, ihre Zuflucht nahm, und es waren am wenigsten politische Gründe, sondern in erster Reihe die Furcht vor den Intriguen habgieriger Verwandten, die sie die Festung in die Hände Wesselényis spielen ließen¹⁰⁾. Die Phantasie der Zeitgenossen hat sich dann des Ereignisses bemächtigt. Der ungarische Dichter Stefan Gyöngyösi, der zu Wesselényi in nahen Beziehungen stand, setzt den ganzen Olymp, den reichen Apparat antiker und barocker Epik in Bewegung, um den an und für sich unbedeutenden Stoff zu epischer Bedeutsamkeit zu steigern (Die Venus von Murány im Verkehr mit Mars. Kassa. 1664) und weiß durch die galante Zierlichkeit seiner Verse noch die Leser des XVIII. Jahrhunderts zur Bewunderung für die schöne Frau hinzureißen. Selbst der Verrat, den sie an der Wesselényischen Magnatenverschwörung schmählich geübt und später schwer hat büßen müssen, hat den Glanz ihrer Schönheit nicht zu verdunkeln vermocht. Die größten Lyriker (Petöfi, Tompa), Epiker (Arany), Dramatiker und eine endlose Reihe von Unterhaltungsschriftstellern der ungarischen Literatur haben diese Schönheit darzustellen ver-

¹⁰⁾ Über den historischen Hintergrund des denkwürdigen Ereignisses vgl. J. Acsády, Széchy Mária. Budapest. 1885, S. 79 ff.

sucht¹¹⁾). In die Weltliteratur wurde Wesselényis Waffentat von einem Franzosen eingeführt. 1646 weilte jene glänzende Gesellschaft, die unter der Führung der Marquise Guebriant 1645 der Herzogin Maria Gonzaga, der Gemahlin des polnischen Königs Ladislaus IV., bis Warschau das Geleite gegeben hatte, einige Tage in Pozsony (Preßburg), um von da den Rückweg nach Frankreich anzutreten. Jean de Laboureur, ein Höfling Ludwigs XIV., der an der Gesandtschaft teilgenommen hatte, wurde hier mit Wesselényi bekannt und ließ sich von ihm die Geschichte seiner Heirat erzählen. Zeugen und urkundliche Belege, die ihm von Wesselényi zur Verfügung gestellt wurden, benahmen ihm jeden Zweifel an der Glaubwürdigkeit des Berichts, den er als «la plus mémorable de notre siècle» in seiner Relation du voyage de la Royne de Pologne... (Paris. 1647) ausführlich wiedergab.

Laboureurs Beschreibung hat Erasmus Francisci, dessen feinem Spürsinn der dankbare Stoff nicht entgehen konnte, einer Erzählung in seiner «Aller-Edelsten List der Gantzen Welt Vermittelst eines anmuthigen und erbaulichen August-Monat-Gesprächs / Worinnen vorkommen / 1. Die Mechanische Bau- und Schau-Liste. 2. Die Kriegs-List. 3. Die Weiber-List. 4. Die Hoff-List. 5. Die Regenten- oder Staats-List.» (Frankfurt am Mayn. 3. Aufl. 1703. S. 143—154) zugrunde gelegt. Das zierliche Bändchen ist als bewußte Nachahmung von Joh. Rists berühmten Monat-Gesprächen, die in späteren Auflagen zum Teil unter dem zusammenfassenden Titel: «Zweyer Weltberühmten Gelehrten Hn. Joh. Risten und Hn. Erasmi Francisci / Curieuses Recreations-Jahr» erschienen, Rist selbst zugeschrieben worden (Goedeke, Grundriß, 3, 86). Franciscis Autorschaft steht aber über jedem Zweifel (vgl. Einleitung und Verzeichnis meiner Erasmi Francisci / biss hero gedruckter Schriften. Nürnberg. 1691. S. 11. Nr. XXII). Die Rahmentchnik der Gespräche hatte Rist nach dem Vorgange Harsdörfers (Frauenzimmer Gespräch-Spiele 1641—1649), der sich an spanische (Antonio de Torquemada, deutsch 1626, A. de Eslava, vgl. Bobertag, II. a. S. 139), italienische und französische Vorlagen angeschlossen, geschickt angewendet und weitergebildet. Francisci erweist sich als gelehriger Schüler. — In einem schattigen Garten des Barock, am Ufer der vielbesungenen Pegnitz, unterhält sich die fröhliche Gesellschaft galanter Herren über die wunderlichsten Dinge und «curiösen» Geschehnisse der Welt. Man spricht mit unerschöpflicher Kompilationslust über Arten der Blumen und Melonen, über Gartenbau und Architektik, über Schauspieler, Gaukler, Mechaniker und die suggestive Wirkung ihrer Kunst. Nun kommt die Kriegslist an die Reihe. Belagerungen und Schlachten werden vor uns in Szene gesetzt. Wir suchen Finnen und Lappen auf, lassen den Chinesen Tientanus mit Kühen den König Jen in die Flucht schlagen, erobern mit den Türken das Schloß Algo in Ungarn, kämpfen mit König Hachon gegen die Dänen, bereisen Polen, die Niederlande und Deutschland, steigen zu Schiff wider die Türken, wandeln auf den Spuren Hannibals, lagern mit Kaiser Max vor Milano, entrüsten uns über die Spitz-

¹¹⁾ Die literarhistorischen Aufsätze K. Kárpáts (A Murányi Venus a magyar költészetben 1886, J. Vizota's (Szécsi Mária a drámai költészetben 1892) und St. Jeszenszky's (Széchy Mária a magyar irodalomban. 1896) haben den Stoffkreis nicht erschöpft.

findigkeit parthischer Kriegführung und besiegen mit den Schweden vor Jankau das leichtsinnige kaiserliche Heer. Ein Mitglied der Gesellschaft, Lysander, macht auf eine besondere Art von Kriegslist aufmerksam: «Man findet auch in den Geschichten / dass ettliche Könige und Fürsten / sich gegen ihres Feindes Gemahlin / oder Tochter verliebt gestellet / und durch solches Mittel Städte oder Vestungen / ohne Blut / und Einbuss einiger Mannschafft / zu ihrem Willen gebracht / als die rechte Dame / darum sie fürnemlich gebuhlet. Ich mag mich in den alten Begebenheiten nicht vertieffen; will nur eine / di sich / zu unseren Lebzeiten / recht seltsam und possirlich zugetragen / fürbringen.» Er verweist also auf das alte Motiv «um Städte werben», wiederholt aber bloß den mit romanhaften Zügen durchwobenen knappen Bericht Gottfried Schultzens (*Neu-augirte Und Continuirte Chronica. Lübeck / In Verlegung August Beckers. Anno MDCLX*¹²⁾. Der Widmung zufolge ein Auszug aus dem *Theatr. Europaeum*). Ein anderer Herr, Sophocard, hält die angeführten Quellen (*Zeiller, Theatrum Europaeum V. S. 544*) für unzulänglich, läßt daher die ausführlichere Darstellung Laboureaux folgen. — Graf Wesselini, der Gubernator von Filleck (Füle) sinnt Tag und Nacht vergeblich auf Mittel und Wege, wie die Eroberung des Schlosses Muran (Murány) zu bewerkstelligen sei. Als er nun einmal des Nachts sich mit diesem Gedanken abquält, da tritt ein grauer Mann zu ihm vors Bette, greift ihm mit der Hand an die Brust und spricht: «Wesselini! Muran ist dein: Aber eine Frau muß dirs gewinnen!» Mit offenen Augen sieht Wesselini das Gespenst zur Türe hinausschleichen, ohne indessen den geheimen Sinn seiner Worte enträtseln zu können. Am folgenden Tage wird ein Diener der Schloßherrin gefangen vor ihn gebracht. Wesselényi behält den Gefangenen bei sich, behandelt ihn aufs beste und ist bereit, ihm die Freiheit zu schenken, wenn er seiner Herrin ein Schreiben insgeheim in die Hände spiele. Der Diener sagt zu und kehrt in kurzer Zeit mit der Antwort Marias zurück. Eine Zusammenkunft wird verabredet und findet in dem nächst dem Schloß gelegenen Wäldchen statt. Von der Erscheinung Wesselényis und seiner Liebenswürdigkeit bezaubert, geht Maria ohne Zögern auf seine Bedingungen ein. Die Eroberung des Schlosses soll gleichsam der Brautring sein, «womit diese Bündniss versigelt würde». Man bereitet alles zur kühnen Unternehmung vor. An der jäh emporsteigenden Felsenwand wird ein Eckfenster ausfindig gemacht, zu dem

¹²⁾ Neu-augirte Chronica (S. 405—406) berichtet: [Stratagema]. Das Schloss Maran in Ungarn war mit des Fürsten Ragoczi Völckern besetzt / der Käyserliche Gubernator in VILLECK hätte selbiges Schloß gerne Käyserlicher Majestät wieder gegönnet / brauchte derothalben dieses Stratagema: Es hielte sich auf diesem Schloss Maran eine junge Gräffliche Dame auff / an diese schrieb der Gubernator, wie das ihm ohnlängst seine Liebste gestorben / und er gesonnen were / sich zu verändern / hätte derowegen seine Affection auff sie geworffen / dieselbe Affection jhr desto besser darzuthun / bete er jhm die hohe Ehre zu gönnen / und in dem nechst am Schloss angelegenem Holtz zu gewisser Zeite zu kommen / welches denn geschahe / da sie auch von der Ragotzischen Besatzung etzliche mitbrachte / Nun hatte der Gubernator gute Praeparatoria die Gäste zu empfangen bey sich / machte die Gesellschaft truncken / und zog mit der vermeinten Braut unbekandter Weise auff das Schloss / machte mit den Seinigen die Ragoczische Besatzung nieder / und brachte also dieses Schloss Maran wieder an seinen Herrn / den Römischen Käyser.

ein steiler Weg hinaufführt, und das die Überrumpelung der Besatzung ermöglicht. Wesselényi wagt den beschwerlichen Gang; ein Dutzend kühner Leute folgt ihm auf dem Fuße. Die Hoffnung auf eine köstliche Belohnung wird ihm zum Fähnrich, die Begierde zum Sporn; sie lassen ihn die Gefahren und Hemmnisse des Weges überwinden. «Wie er bey nahe die höchste Spitze erreicht,» heißt es dann weiter, «geschicht im Schloss ein Schuss/ und jagte ihm keinen geringen Schrecken ein: weil er nicht wissen kunte/ ob es ein Freuden- oder Warnungs-Schuss wäre. Dennoch beschloss er/ vollends sich hinauff zu wagen/ in Hoffnung/ sein schöner Liebes- und Leit-Stern würde ihn nicht übel anführen. Bey sothaner Duplirung seiner Hertzhaftigkeit aber/ fand er auch die Mühe verdoppelt: angesehen ihm die noch übrige Klippen sehr hart das Obstatt hielten/ und sein Laquay ihn/ über seine Schultern/ zuletzt muste lassen etliche grosse Steine hinaufsteigen/ biss er an Ort und Stelle kam/ da ein befehllicher Diener seiner wartete/ und ihn sampt seiner Gesellschaft zu der Gräffinnen führte. Diese liess hierauff die Wacht im Schloss/ durch einen spendirten guten Trunck/ weitlich bezechen/ und den Commendanten zu sich erbiten/ unter dem listig-wahren Vorwand/ es wäre eine Verrätherey vorhanden: Wesswegen derselbe sich bald einstellete. Kaum war er aber/ in ihr Zimmer getretten; so wischet der Wesselini gähling herfür/ mit seinen Leuten/ greifft ihn bey der Hand/ und spricht: Kennst du den Wesselini? Ergieb dich ihm/ oder dem Tode! Nachdem dieser sich also gefangen gegeben/ und in einen besondern Gemach versperrt; wurden mit gleicher List/ noch einige andre von den Ober-Officiren ins Netze gelockt; endlich die besoffene Wachten caput gemacht/ und nach gegebener Losung/ die Völcker des Wesselini in das geöffnete Schloss-Thor eingelassen. Und also hat Graf Wesselini Muran/ und zugleich die Gräfin ehelich bekommen.» —

Francisci Bestreben, die französische Grazie Laboueurs ins Deutsche zu übersetzen, ist nur nach der sprachlichen Seite hin gelungen. Man stößt überall auf Lücken, Unebenheiten in der Handlung, auf eine Erstarrung der Bewegungen zu leeren Gesten, die dem Grafen und der Gräfin ein theatralisches Gepräge aufdrücken. Francisci läßt alles, was nur im entfernten an ein Problem gemahnt, lässig fallen. Die Eroberung der Festung schrumpft zu einem galanten Abenteuerchen zusammen, dessen Helden — ein liebenswürdiger, ruhmstüchtiger Soldat und eine galante Dame, der eine ein Witwer, die andere eine Witwe, —, die, des Alleinseins müde, nur des priesterlichen Segens harren, um, von Amoretten umschwärmt, das reichgeschmückte Brautbett zu besteigen. Ein echter Dichter der galanten Zeit hätte dieses Segens nicht bedurft. Dem Zeitgeschmack entsprechen die epischen Requisiten: Wesselényis Traum, der geheimnisvolle Alte, der Diener als Vermittler und die Anhäufung retardierender Momente, die Francisci allerdings nicht genügend ausgenützt hat. In Marias Gestalt vermischen wir jene Monumentalität, welche ihr Gyöngyösi angeeignet hat, wie denn überhaupt die Menschen von dem stofflich Interessanten in den Hintergrund gedrängt werden.

2. Aus Francisci schöpft Jac. Dan. Ernst (*Lectiones historico-morales Curiosae* oder *Curiöse Historische Blumen-Lese*/ darinnen ein herrlicher Vorrath von mancherley seltzamen Begebenheiten / anmuthigen Erzehlungen / sinnreichen Reden / Seltenheiten der Natur / erbaulichen Discursen/

Glück und Unglück berühmter / Leute / Tugend- Schand- und Laster- Thaten / auch vieler andern zu einer schönen Wissenschaft gehörigen Sachen / fůrgestellt wird . . . Leipzig. Verlegt von Fr. Lankischens seel. Erben. Druckts Immanuel Tietze. 1694. S. 1450 ff.). Er selbst nennt seine Quelle, die er so treu und gewissenhaft ausschreibt, daß, von einer belanglosen Einleitung abgesehen, nur sprachliche Änderungen auf seine Rechnung zu setzen sind. Das Verhältniß der beiden Schriftsteller möge die Gegenüberstellung folgender Stellen beleuchten:

Francisci, S. 150.

Graf Wessellini (also hiess besagter Gubernator in Filleck) war sehr bekümmert / dass die Natur das Schloss Muran über alle offenbare Gewaltthätigkeit erhöhet / und selbst gefortificirt / in dem sie es umher mit gähnen Hügeln befeset hatte. Dennoch kunte er dasselbe nicht aus dem Sinne schlagen . . . sondern specularite Tag und Nacht / auf Mittel und Wege / zu einer so unwegsamern Eroberung. Was begiebt sich? als er einsmals / zu Mitternacht / in gleichen Gedancken und Nachsinnen wachet; siehe! da tritt ein langer / grauer / und weisser Mann zu ihm vors Bette / greiffet ihm mit der Hand an die Brust / und spricht: Wessellini! Muran ist dein! Aber eine Frau muss dirs gewinnen! Diss gesagt / tritt der alte Greysß wieder ab: und meldet der Scribent / Graf Wessellini habe selber / mit wachenden Augen gesehen / wie das Gespenst wieder zur Thůr hinaus gegangen; sonst solte man ehe glauben / es wäre ein Traum-Gesicht gewesen . . . so hat dies Nacht-Gesicht mehr Verwunderung / als Verstand und Erklärung / ihm gegeben / wie doch solches zugehen möchte / das ein Frauenbild ihm solte das veste Muran gewinnen / welches doch allerdings den Männern zu starck wäre.

Folgenden Tags aber bringen ihm seine Leute einen Gefangenen aus dem Schloss: Welcher bekennet / dass er einer Gräfflichen Jungen Witwen / nemlich der Frauen S[z]jetski / so in der Burg / als Erbin / residirte / Diener wäre. Bey Nennung dieser Witwen / fällt ihm sein Gesicht oder Traum wieder ein. Er mutmasset / dieser Ge-

Ernst, S. 1450.

. . . und war der Käyserliche Gubernator zu Silleck sehr bekümmert / dass die Natur besagtes Schloss über alle offenbare Gewalt erhöhet und selbst fortificiret / in dem sie es umher mit jähnen Hügeln befeset hatte. Dennoch kunte er sich dasselbe nicht aus dem Sinne schlagen / sondern specularite Tag und Nacht auf Mittel und Wege / zu einer so unwegsamern Eroberung. Was begiebt sich / als er einsmals zu Mitternacht / in gleichen Gedancken und Nachsinnen wachet / siehe / da tritt ein langer grauer und weisser Mann zu ihm für das Bette / greiffet ihm mit der Hand an die Brust / und spricht: Wessellini / Muran ist dein / aber eine Frau muss dirs gewinnen / Diss gesagt / tritt der alte Greiss wieder ab / und meldet der Scribent / Graff Wessellini habe selber mit wachenden Augen gesehen / wie das Gespenst wieder zur Thůre hinausgegangen.

Der Graf aber befand mehr Verwunderung als Verstand bei sich / wie doch solches zugehen möchte / dass ein Frauenbild ihm solte das veste Muran gewinnen / welches doch allerdings den Männern zu starck wäre. Folgenden Tags aber bringen ihm seine Leute einen Gefangenen / welcher bekennet / dass er einer Gräfflichen jungen Wittben / nemlich der Frauen Setski / so in der Burg / als Erbin residirte / Diener wäre. Bey Nennung dieser Wittben fällt ihm sein Gesicht wieder ein. Er mutmasset / dieser Gefangene habe ihm vielleicht die Erläuterung gebracht / hält derhalben denselben gar ehrlich / und accomodiret ihn aufs beste / fragte ihn auch einmahls ob ihm auch etwas

fangene habe ihm vielleicht die Erklärung gebracht: hält derhalben denselben gar ehrlich / accommodirt ihn aufs beste: fragt ihn auch einsmals / ob ihm auch etwas mangelte? so sollte er nur sprechen. Der Gefangene antwortete / nechst demüthiger Dancksagung / vor alle genossene Gnade / dass ihm weiter nichts mangelte / ohne die Freyheit und Erlaubniss wiederum zu seiner gnädigen Frauen zu reysen. Welches ihm Wesselini verhiess mit Bedingung / dass er seiner Gräfin ein Schreiben allein in die Hand liefern sollte. Solches gelobte jener an / und richtete es redlich aus.

mangelte? Der Gefangene antwortete nechst demüthiger Dancksagung vor alle genossene Gnade / dass ihm weiter nichts mangle ohne die Freyheit und Erlaubnis wiederum zu seiner gnädigen Frauen zu reisen. Welches ihm Wesselini verhiess / mit Bedingung / dass er seiner Gräffin ein Schreiben allein in die Hand lieffern sollte. Solches gelobte jener an / und richtete es redlich aus.

III.

Der Tod des Dichters Zrinyi.

Der Tod des Dichters Zrinyi, über dessen nähere Umstände die Leser dieser Zeitschrift genügend orientiert sein dürften¹³⁾, gehört, wenn auch im tragischen Sinne, nicht weniger dem Gebiet des «Curiösen» an, als die Eroberung der Festung Murány. Der jähe Zusammenbruch einer glänzenden militärischen Laufbahn, deren große Bedeutung den Zeitgenossen in historischen Werken, Flugschriften und Gedichten völlig zum Bewußtsein gekommen war, mußte bei den moralisierenden Unterhaltungsschriftstellern, die über die Unbeständigkeit des Glückes gerne und breitspurig zu sprechen pflegen, in höchstem Maße Anspruch auf Interesse erheben. Briefe und Gesandtschaftsberichte tragen die Nachricht von der verhängnisvollen Wildschweinjagd über den ganzen Kontinent, finden in einer Reihe von Gelegenheitsdichtungen ihren oft unbeholfenen künstlerischen Niederschlag und befruchten die schöpferische Phantasie des Volkes. Die ungarischen Lieder des XVII. Jahrhunderts, die deutschen Naenia Melpomenes Schillingianae (Wien, 1664), die mehrsprachige Anthologie Dömötöris (Honor Posthumus. Tübingen. 1664)¹⁴⁾, die Klag-Gedichte eines Ungenannten (1664, Apponyi, Hungarica, II. S. 126. Nr. 910), die den Himmel selbst klagen und den Winter seinen Schnee in den Lüften verstecken lassen, die lateinische Elegie des Jesuitenkollegs zu Valencia (Dignos immortalis gloria manes fortissimi Herois Nicolai Esdrini), das steife Sonett des Italieners Peter Gvadagni (Széchy, a. a. O. S. 176), die klassischen Reminiszenzen des Joh. Baptista Nigrovius (Bellum Pannonicum. Vtini. MDCLXVI. Buch II.) u. a. m. geben der gleichen schmerzvollen Bewunderung und trostlosen Ergriffenheit Ausdruck.

¹³⁾ A. de Bertha, Nikolaus Zrinyi, der Dichter, Ung. Rundschau, II (1913). S. 346 ff. und A. Weber, Tod des Dichters Zrinyi. Ebenda, III (1914). S. 186 ff. — Der zusammenfassende Aufsatz Maria Löcseys in der ung. Zeitschrift Irodalomtörténet I (1912), S. 449 ff. bringt Bekanntes aus der großen Zrinyi-Biographie K. Széchys. Bd. V. (1902) S. 164 ff., das sie durch kleine Zusätze ergänzt. Vgl. dazu Weber, in der histor. Zeitschrift, Századok, 1913. S. 221—223.

¹⁴⁾ Vgl. Bleyer, Irodalomtörténeti Közlemények, 1900, S. 45 ff.

Unter den bisher bekanntgewordenen deutschen Gedächtnisschriften ist eine Rede, welche der Wiener Karmelitermönch Andreas am 6. Dezember 1664 zu München in Gegenwart des fürstlichen Hofes gehalten hatte, literarisch am höchsten zu werten¹⁵⁾. Sieht man von der mit Bildern überladenen Rhetorik, den weithergeholtten Gleichnissen und allzu gewagten Wortspielen, dem künstlich gesteigerten Pathos ab, welches sich aus dem Überschwang der Gefühle von selbst ergibt, so erscheint die Persönlichkeit des Feldherrn klar durchleuchtet vor unseren Augen. Im Vordergrund steht der «Türkenschläger», eine Leuchte christlichen Heldentums sonder Fehl und Makel, der zu jeder Zeit im Frieden dem Gebete lauschend, über seine Bücher gebeugt und im Lager wider sichtbare und unsichtbare Feinde ankämpft,

Der Tag und Nacht gantz unverzagt
Mit Türken hat gestritten,
Sein Blut und Leben oft gewagt
Und nie kein Gefahr gelitten:
Nun ist er hin der Graf Zerín.
Begehrst du mehr zu wissen?
Ein wilde[s] Schwein (Ach! wie kann's sein)
Hat ihn endlich zerrissen.

Ein Schrecken der Türken, mit dessen Namen türkische Mütter ihre Kinder einschüchtern, hat er sich des Vergleiches mit den größten Helden der Weltgeschichte nicht zu fürchten. Ein gläubiger Christ, der im Namen des Herrn zum Angriffe vorgeht und seinen Waffen die Hilfe der Jungfrau erfleht, ein Verteidiger des Glaubens, zeigt er sich jener Ehrungen und Auszeichnungen, die ihm vom Papst und den Fürsten Europas zuteil wurden, durchaus würdig. Es wird erzählt, die Türken hätten die Gebeine Skanderbegs ausgegraben, um sich dessen Tapferkeit anzueignen. Die Christenheit hätte nichts zu befürchten, wenn mit den irdischen Überresten Zrinyis sich die Tugenden des Feldherrn auf die Nachwelt vererbten.

1. Nimmt Andreas den Todesfall gewissermaßen nur zum historischen Vorwand seiner idealisierenden Charakteristik, so beschränkt sich Erasmus Francisci auf die Jagd und weiß sie, jede Einzelheit auf ihre Wirkung hin prüfend, mit blumiger Feder novellistisch aufzubauschen. (Der Hohe Traur-Saal oder Steigen und Fallen grosser Herrn. I. Nürnberg 1670. S. 1157ff. Die LVIII. Geschichte von dem Herrn Grafen Niclas Serini / Römisch Keyserl. Maj. weiland geheimen Raht / etc. Ban in Croatien / und Ungarischem Feldherrn). Voll unbegrenzter Bewunderung für seinen Helden, gibt er einen skizzenhaften Überblick der politischen und historischen Zustände und erzählt, Zrinyi habe sich, unzufrieden mit der erfolglosen Belagerung von Kanizsa, verstimmt über den Fall von Zerinvár und den Friedensschluß von 1664, in dumpfem Groll auf sein Schloß zu Csáktornya zurückgezogen. In trüber Stimmung trifft ihn hier die Einladung des Kaisers nach Wien.

¹⁵⁾ Tugendriechender Blumen-Büschel under die Press gelegt und verfertigt hat der ehrwürdige P. F. Andreas von S. Theresia, Barfüsser-Carmeliter ... Gedruckt . . München. 1679. Vgl. dazu den Aufsatz Fr. Salamons in der Zeitschrift Budapesti Szemle. XLVII. (1886. S. 404ff.)

Die Vorbereitungen zur Reise werden getroffen. Tags zuvor begibt sich Zrinyi mit einigen kroatischen Edelleuten auf die Jagd. Über Tisch bringt man die Nachricht, in der Nähe befänden sich viele Wildschweine, darunter ein besonders großer Eber. Der Graf springt vom Tische auf, eilt hinaus, feuert sein Gewehr auf das Wild ab, welches indessen verwundet in wilder Hast davonstürzt, mit seinen Zähnen einem Bauern den Leib aufschlitzt, einen Weidmann verwundet und einen Dragoner über den Haufen rennt. Zrinyi nimmt zu Pferde, von einem Pagen begleitet, die Verfolgung des Ebers auf, und kaum hat er ihn auf morastigem Boden im Gebüsche liegend erblickt, so steigt er im Glauben, das Tier sei, vom Blutverlust entkräftet, hingefallen, vom Pferde, um ihm den Garaus zu machen. In diesem Augenblicke aber fährt es wie ein Blitz von seinem Lager auf, geht wider den Grafen los, stoßt ihn zu Boden, fängt an, fürchterlich über ihn zu wüten und schlägt ihm eine Wunde über die andere. Es reißt ihm den Leib auf, daß das Eingeweide herausdringt, zerbeißt ihm den Hals, zerzaust und reißt ihm fast alle Haare aus. Schon klafft eine tiefe Wunde auf dem edlen Haupte des Grafen, daß man drei Finger hätte hineinlegen können, da eilt der Page herbei, legt auf das wütende Tier an, allein seine Pistole versagt, und als er mit dem Degen darauf eindringt, ergreift es endlich die Flucht. Nun werden Diener herbeigerufen, die wehklagend den kläglichen Zustand ihres Herrn bejammern, während dieser, über und über von Blut beströmt, sich aufrichtet und spricht: «Stille, Stille! Es hat keine Gefahr! Es wird schon gut werden! Es wird bald ganz gut werden.» Eine Zeitlang verharrt er in sitzender Lage. Hoch über den Kopf springt ihm das Blut aus den geöffneten Adern, und kraftlos sinkt er wieder zu Boden. «Wo ist die Wunde? fragte er nicht wissend / dass sein gantzer edler Leib allenthalben voll Wunden. Inmittelst merckte einer von seinen Edelleuten / dass mit dem häufigen Verlust des Bluts die Kräfte sich auch bey ihm zu verlieren / und je länger je tödtlichere Schwachheiten hergegen einzufinden beginneten: darum ermahnete er ihn / er sollte seine Seel / in wahrer Reu und Leid über seine Sünden / Gott dem Herrn befehlen; und betete ihm vor. Worauf er geantwortet: Er wisse sich zwar / seyts seiner jüngsten Beicht / keiner Tod-Sünden eigentlich zu erinnern; nichtsdestoweniger solten sie doch fleissig für ihn beten / und seiner herzlichsten Gemahlinn / samt seinem letzten Gruss und nehmendem Urlaub diese Bitte hinterbringen / dass sie seiner in ihrem Gebet stets eingedenck leben möchte. — Nach diesem gesegnete er sie alle / wandte sich mit kurtzen aber inbrünstigem Gebet und Hertzens-Seufftzern zu seinem Erlöser / und klopfte dreymal (zur Nachfolge des bussfertigen Zöllners) an seine Brust: aus welcher der Allmächtige Gott / die Seele dieses streitbaren Ungarischen Ritters / nachdem sie bey einer guten Viertheil Stunde in ihrem verwundeten Körper auf ihn geharret / endlich abgefordert . . .» Eine «Grabschrift» verherrlicht den toten Helden:

Hie liegt Croatiens sein allerkühnster Held/
Graf Niclas von Serin! Verwundre dich / o Welt!
Der / welchen Gog / die Forcht der Erden / selbst gescheuet;
Der Magogsgrimme Zucht / die Horden / hat gebläuet
So redlich an der Muhr; Fünffkirchen in den Brand/
Und Essecks Wunder-Brück' in Glut und Flut gesandt/

Da wo die strenge Trab mit schnellen Wellen trabet.
 Den Wien / Madritt / Paris / und Rom / geehrt / begabet/
 Weil er so ritterlich und glückhaft sich gewagt:
 Den hat der Tod zuletzt auf einer Jagt erjagt.
 Den Leuen / welcher nie vor Sebeln hat gebebet/
 Hat noch ein Sebel-Zahn des wilden Schweins entlebet.
 Wer solches nicht beschmertz; ist wilder / als das Schwein/
 So diesen Held erschlug. Sein edelstes Gebein
 Ruht nun in Tschakathurn. Streu Leser / eh du weichest
 Cypress und Lorbeer drauf: Wer weiss / wie du erbleichest?..

Es handelt sich hier offenbar um die phantastische Ausschmückung, keineswegs aber um die gewaltsame Verzerrung historischer Wirklichkeit. Anschaulichkeit ist dieser Darstellung, die, auf unmittelbare Wirkung bedacht, sogar die Synonyma nicht willkürlich, sondern in bewußter Auswahl aufeinander folgen läßt, ebensowenig abzusprechen, wie ein Hauch menschlichen Mitgefühls, das, trotz der unverkennbaren Freude an der Schilderung des Gräßlichen, zuweilen durch die kalten, barocken Sätze zittert und in besonderer Weise dazu geeignet ist, das Interesse für den Stoff wach zu halten. Széchy (Zrinyi, V. S. 178) sieht in der Erzählung Franciscis, die er im Auszug ungarisch wiedergibt, einfach die märchenhafte und kühne Erweiterung jenes knappen, bloß einige Zeilen umfassenden Berichts, der den Karmelitermönch zum Verfasser hat. Wir kennen aber die mechanische Phantasie des Nürnberger Schriftstellers, welche immer wieder fremder Nahrung bedarf, um in Bewegung gesetzt zu werden, selbst in sprachlichen Einzelheiten sich durch Vorlagen bestimmen läßt und unabhängig von diesen niemals über das Bereich historischer Tatsachen hinausgeht. Aus dürftigen Sätzen selbständig eine breite Erzählung zu entwickeln, ist nicht seine Sache. Ihm standen in historischen Werken reichere Fundorte zur Verfügung. Daß die Münchener Predigt schon 1664 im Druck erschien, ist in diesem Falle ohne Belang, selbst wenn wir Franciscis Bekanntschaft mit ihr — seine große Belesenheit spricht dafür, nicht ohne weiteres von der Hand weisen dürfen. Wahrscheinlicher aber ist die Annahme einer gemeinsamen Quelle, die von Andreas nur exzerpiert, von Francisci dagegen unverkürzt wiedergegeben wird. Ich möchte vor allem auf die Frankfurter Relationen von 1665 nachdrücklich verweisen.

2. Obwohl die umfangreichste unter den Bearbeitungen des Stoffes, findet Franciscis Erzählung einstweilen kaum Beachtung. Die kurze historische Anekdote wird noch immer bevorzugt, wie das Hans Alt- und Neu-Pannonia (S. 455 f.) zur Genüge bezeugt. Man greift auf die Frankfurter Relation zurück und läßt die Jagd «2. Meilen von Tschekathurn ohnweit der Muer / nicht fern von dem Ort / allwo der Herr Grav Strozzi vor ohngefähr einem halben Jahr / von einem im Kopf empfangenen Schuss / seinen tapferen Helden-Geist aufgeben müssen,» vor sich gehen. Der kroatischen Edelleute, welche sich in Zrinyis Nähe befinden, geschieht hier keine Erwähnung. Das verwundete Wild, welches vom Grafen zu Roß verfolgt wird, wiegt sechs Zentner. Der Page, ein Franzose, macht sich auch hier vergeblich mit Pistole und Degen zu schaffen. Die Verletzungen des Grafen am Haupt und Hals, an der Brust und dem Unter-

leib werden flüchtig registriert, zum Schluß die Quelle ausdrücklich genannt: «Der Herr Verfasser der Frankfurter Relation / hat diesem tapfern Helden Graven zu Ehren / folgende vier Reimzeilen / statt einer Grab-schrift gesetzt:

Dem nichts ein ganzes Heer der Türcken an-kunt haben,
Wie wohl sie Hauffen-weiss denselben oft umgaben;
Den mordet schändtlich jetzt im Feld ein Wildes-Schwein.
O unverdienter Fall! Ein Helde solt es seyn!»

Han bietet also stofflich kaum mehr, als die Schultzsche *Chronica* (p. 164)¹⁶⁾, und an ihm gemessen, mutet uns Francisiscs Darstellung beinahe wie eine schriftstellerische Leistung an.

3. In ähnlicher Weise, nicht aber ohne einige Zusätze und mit einer freieren Einrahmung, die zuweilen an die Denkrede des Karmelitermönchs gemahnt, nutzt Jac. Daniel Ernst (*Lectiones historico-morales Curiosae* [1694] I, S. 559—562) die Relation. Wie im Traur-Saal, veranschaulicht auch bei ihm die Jagd die Eitelkeit alles Irdischen, und die Beschreibung des Jubels, welcher dem siegreichen Feldherrn aus ganz Europa entgegen-schallt, wird nur vorausgeschickt, damit die Hinfälligkeit des Glücks um so schärfer hervortrete. Die Erzählung selbst ist nichtsdestoweniger ebenso dürftig und nur anekdotisch ausgestaltet, wie bei Han. In derselben Reihenfolge und mit den gleichen sprachlichen Wendungen wird von der Verfolgung des verwundeten Wildes, seiner Auffindung in dem Gebüsch und dem unerwarteten Angriff auf den Grafen, von den Wunden, dem Tode des letzteren und der Freude der Türken über das Unglück berichtet. Die Abhängigkeit von Han ist, trotz der Berufung auf die Relation, wenigstens in sprachlicher Hinsicht, unschwer zu erkennen¹⁷⁾.

¹⁶⁾ Vgl. Graff Nicklas von Serin kommt umb. Aber der Herr Grafe Nicklas von Serin satzte die seinige in grosse Traurigkeit / indem er sich mit etlichen andern Croatischen Edelleuten auff einer Schwein-Hatz / zwo Meilen von Tschackathurn / nicht weit von der Muhr ergötzte / und einen grossen Hauer / oder Eber / allzweit von der Gesellschaft / gantz alleine nur mit einem Paschen / nachsatze / von dieser wilden und erzörnten Bestie aber / als er ihr noch einen guten Fang mit dem Säbel zu geben vermeynte / in einem Lauffe zu Boden gefället / und dermassen jämmerlich zerzauset / zerrissen und verwundet ward / dass er in einer vierthel Stunde hernach / in beysein der sämtlichen Gesellschaft / unter schmerzlichen Weinen und Wehklagen derselbigen / in christlicher Andacht und Bussfertigkeit / seinen tapffern und sonst allezeit gegen alle und jede Feindes-Gefahr / unüberwindlich gewesenem Geist darüber aufgeben muste.

¹⁷⁾ Vgl. Han: Als er nun die Spur desselben gefunden / und in einem Busch ersehen / ist er von seinem Pferd ge-stiegen willens der Bestien den Fang zu geben; welches aber übel gerathen. In dem das Thier alsobald auf ihn grimmig loss-gangen / ihn zu Boden gerissen / .. wie-wohl nun einer seiner Pagen / so ein Franzoss / Dem Geschrey des wilden Schweins nachgeeilet / auch solches noch

Ernst: Als er nun endlich die Spuhr des Thieres wahrgenommen / und in einem Busch salviret befunden / ist er von seinem Pferde abgestiegen / in Meinung dem-selben einen Fang zu geben / welches aber übel gerathen: In dem das Thier alsobald auf ihn mit grosser Grimmigkeit lossgegangen / und zu Boden geworffen. Wiewohl nun einer seiner Pagen / so ein Franzos / dem Geschrey dieses wilden

4. Mit größeren Erwartungen tritt man an den berühmten Romanschriftsteller des Jahrhunderts, Heinrich Anshelm von Ziegler und Kliphausen (Täglicher Schau-Platz der Zeit. Frankfurt. 1695. 2. p. 1391—92), heran. Tatsächlich aber verrät sich der Verfasser der Asiatischen Banise, dieser Virtuose effektvoller Verwicklungen und Überraschungen, diesmal bloß durch eine zierlichere Sprachkunst und den leichteren Fluß der Erzählung. So ergibt der Vergleich mit Francisci, der zwar nicht genannten, aber sorgfältig ausgeschriebenen Quelle Zieglers, trotz der restlosen stofflichen Übereinstimmung, einige Unterschiede. Zeitwort und Epitheton wird durch ausdrucksvollere, neue ersetzt, an die Stelle des einfachen Hauptwortes tritt oft das Kompositum. Eine kurze Probe mag das näher beleuchten: «Die Jagt-Begierde oder vielmehr sein unglücklich Verhängnis / trieb sofort unsern Graffen von der Taffel / und kaum hatte er die Bestie erblicket / so gab er ihr einen Schuss / mit welchem sie doch durchgieng / und im Lauffe einen Bauern / mit den ungeheuern Waffen / einen solchen Hieb in den Leib versetzte / dass ihm das Gedärme auff die Erde fiel. Ingleichen rennete diese ergrimmete Bestie einen Dragouner übern Hauffen / und blessirte über dieses noch einen Jäger an beyden Schenkeln; Welches alles den Graffen umso viel destomehr anspornete / möglichste Rache an diesem unvernünftigen Tyrannen zu nehmen / und selbigen nur in Begleitung eines einigen Pagens / so lange zu verfolgen / biss er das angeschossene Thier in einem Morastischen Gepüsche liegen sahe. Hier meinte nun der gute Herr / das Schwein wäre von dem empfangenen Schusse gefallen / dannenhero er abstieg / demselben den letzten Fang zu geben. Aber / Ach! was geschicht? die lauschende Bestie fuhr aus ihrem Lager wie ein Blitz / rennete den Graffen / der sich dessen am wenigsten versehen / übern Hauffen / und schlug demselben eine tödtliche Wunde nach der andern. Sie riss ihm den Leib auff / dass das Gedärme hervordrang / zerbiss ihm den Halss / und zausete ihm fast alle Haare aus / darüber das Haupt eine solche Verletzung empfing / darein man drey Finger legen kunte. Sein Page hätte diesem Mörder gerne ein Pistol auff die Borsten

über seinem Herrn / dem Grafen starck wütend und schlagend gefunden / die Pistol / in Meinung der Bestia eine Kugel in die Haut zu jagen / auf sie angeschlagen / sie aber versagt / darauf er nach dem Degen gegriffen / um den Tier einen Fang zu geben / welches aber solchen nicht erwartet / sondern die Flucht genommen / worauf er sich bald zu seinem Herrn gemacht / denselben aber allbereit halb todt und übelzugerichtet gefunden / massen er von dem Schwein unterschiedliche tödtliche Schläge als einen ins Haupt / in den Halss / in die Brust / und in den Unter-Leib / dass das Eingeweyde herausgelauffen / empfangen / welcher auch ohngefahr eine halbe Stunde hernach seinen Geist aufgeben müssen.

Schweins nachgeeilet / auch solches noch über seinem Herrn starck wütend und schlagend gefunden / auch seine Büchse / in Meinung solches zu fällen / und den Grafen noch zu erretten / angeschlagen / so ihm aber versagt. Dessen ungeachtet / er gleichwohl mit seinem Degen / diesem Thier einen Fang geben wollen / welches aber solchen nicht erwartet / sondern die Flucht genommen / worauf er sich also bald zu seinem Herrn gemacht / denselben aber allbereit halbtodt und übelzugerichtet befunden / indem die Bestie ihm unterschiedliche tödtliche Schläge / als eine ins Haupt / in den Hals / in die Brust / und in den Leib / dass das Eingeweide herausgehungen / gegeben / welcher auch in einer halben Stunde hernach vollends verschieden.

gebrennt / das treulose Pistol aber versagte ihm / darum griff er nach dem Degen / und wolte dem Hauer eins versetzen / der aber unterdessen darvon lief. Hier blieb nun dem beängstigten Pagen kein Mittel übrig / als eine klägliche Stimme / die zurückgebliebenen herbey zu rufen . . . » In ähnlicher Weise wird Francisci auch in den folgenden sprachlich modernisiert. Dem Stoff gewinnt Ziegler keinen neuen Zug ab und legt sich aus den ersten und letzten Zeilen des breiten Epitaphiums im Traur-Saal eine kürzere Grabschrift zurecht (S. 1392):

Hier ruht Croatiens sein allerkühnster Held/
Vor dem der Muselmann / wie er / vorm Schweine fällt/
Sein Ruhm erfüllt die Welt. Streu / Leser / eh du weichest/
Cypressen auff die Grufft; wer weiss / wie du erbleichest.

5. Literarhistorisch bedeutsamer, als die bisher angeführten Bearbeitungen, harrt in chronologischer Folge eine Episode in Paul von Wincklers Roman, dem Edelmann (Frankfurt u. Leipzig / In Verlegung Christoph Riegels. Anno 1696. S. 517 ff. vgl. Bobertag, Gesch. des Romans, IIa, S. 144 f.) unserer Besprechung. Der Edelmann, welchem die Ehre widerfuhr, von Scherer (Geschichte der deutschen Literatur. 12. Aufl. [1910] ed. Edw. Schröder, S. 384) aus der großen Zahl ähnlicher Schriften herausgegriffen zu werden, stellt eine eigenartige Verschmelzung von Chr. Weises politischer Manier und dem Reiseroman der Happschule dar. Die Fiktion der Reise, deren Richtung durch belehrende Tendenz und geographische Kenntnisse bestimmt wird, gibt Winckler Gelegenheit, seine Leser mit dem Zettelkasten einer äußerlich angelesenen Gelehrsamkeit zu überschütten, fremde Länder, ferne Menschen und Sitten an ihren Augen vorübergleiten zu lassen und sie in weitschweifende Gespräche über die wunderlichsten Dinge der Welt hineinzuziehen. Diesmal wird aber kein Ritter auf Reisen geschickt, und an Stelle glänzender Aufzüge und Zweikämpfe im fernen Orient treten die einfachern Verhältnisse des schlesischen Adels. Charakteristisch ist schon das Motto des Wincklerschen Romans: «Edel / und Unedel Blut ist von einer Farbe / ist nun unsere Wiege nicht edel gewesen / so last uns dahin trachten / dass unser Grab durchleuchtig werde.»

Florisson, der Sohn eines reichen holländischen Kaufmanns zu Amsterdam, der nach Abschluß seiner Universitätsstudien Europa bereist hatte, begibt sich nach Deutschland, um den politischen und sozialen Umwälzungen seines Vaterlandes zu entgehen. Er durchquert Polen. Auf der Reise nach Wien, die über Schlesien führt, nimmt sein Wagen Schaden und zwingt ihn, in der Nähe von Belissa (Breslau) seine Reise für eine kürzere Zeit zu unterbrechen. Hier findet er in dem Hause eines Herrn Kronhof, mit dessen Sohne er in Frankreich Freundschaft geschlossen hatte, freundliche Aufnahme und gerät mitten hinein in die uns wohlbekannte belebte und geistreichelnde galante Gesellschaft, welche, aus mehreren Herren bestehend, ihn in den Kreis endloser Diskurse zieht. Die fünf Weltteile, Rechtsgeschichte, Politik, Liebe, Logik, Philosophie, Naturgeschichte, Aberglauben, Sage, verhängliche Schwänke, Heldentaten und galante Abenteuer, Reflexionen über Schrift und Sprache, Proben lateinischer und deutscher Gedichte, werden wirr und scheinbar ohne jeden Plan durcheinander gemischt. Hoppel und Francisci bieten unerschöpflich Stoff und

Daten. Im dritten Teile überwiegen geographische und historische Exkurse. Hier verliert sich die letzte, flüchtige Spur romanhafter Handlung und Einkleidung. Eine Gallerie, welche alle namhaften Städte Europas von Warschau bis Lissabon umfaßt, füllt mehrere Kapitel. Bei der Beschreibung Wiens wird natürlich auch der Sensation des Tages — wir sind um 1670—71 —, der ungarischen Magnatenverschwörung, gedacht, die, wenn auch nur oberflächlich, bereits Happel in seinem Europäischen Toraoan (1676. I. Kap. 21, S. 344 ff.) verwoben hatte. Die Ansicht der Gesellschaft geht dahin, die Verschwörer hätten ihr Leben verwirkt. Ihre loyale Gesinnung und Ehrfurcht, mit der sie zum Kaiser aufblickt, läßt keine mildernden Gründe walten. Nur der alte Kronhof stimmt einen versöhnlicheren Ton an. Er nimmt den Bruder Nikolaus Zrinyis, Peter, in Schutz, erinnert an die großen Dienste des letzteren im Kampfe der Christenheit wider die Türken und entlehnt dem Franciscischen Traur-Saal (III. XLVI. S. 1139 ff.) ein pathetisches Gnadengesuch (S. 494 ff.), um schließlich doch in das verdammende Urteil der übrigen mit einzustimmen. Da im Gnadengesuch auch auf die Heldentaten des älteren Zrinyi Bezug genommen wird, gerät das Gespräch allmählich auf die Jagd in dem Csáktornyauer Wald. Aus Anspielungen und Bemerkungen geht hervor, daß sagenhafte Verbildungen der Wildschweinjagd früh in Umlauf kamen. Aber ebenso überzeugend und sicher bürgt für die Glaubwürdigkeit historischer Überlieferung der Umstand, daß die Ansicht, Zrinyi sei das Opfer eines ihm «abgünstigen» Ministers geworden, kaum aufgetaucht, sogleich entschieden abgelehnt wird. Wir wollen dieses merkwürdige Gespräch mit einigen Kürzungen wiedergeben: «Dieser Vogel singt viel anders als der vorige/sagte der Herr Obrist-Lieutenant/das macht/dass er im Gebauer sitzt/antwortete der Herr von Kronhof/wäre er aber noch in Krabatischer Luft/so würde er sonder Zweifel den Schnabel gar anders spitzen/und ob zwar diese Verantwortung ziemlich weiltäufftig/und darinnen nichts vergessen ist/was zur Herausstreichung der alten Serinischen Dienste/und Vorrückung des Kayserlichen Worts/vonnöthen gewest/so scheinets doch/dass der gute Kerl sich besser auf den Säbel und etwan ein paar Poeten/als unsern Herrn Cornelius versteht/der ihm denn gar andere Regeln vorschreiben wird/wie man mit seinem Fürsten umgehen/und sich keineswegs mit ihm foppen solte/dafern man es ja glauben sol/dass seine Rebellion nur ein Spiegel-Fechten gewesen. Gegen Fürsten sol man allemal mit Respect verfahren/und wie der weise Mann saget/wenn man auch nur mit ihnen redet/ein Messer an die Kehle setzen... Ich bin selber dieser Meinung/sagte der Herr Obriste-Lieutenant/solte es aber gewiss seyn/dass der Niclas Serini von einem natürlichen wilden Schweine sein letztes bekommen? Denn so viel ich mich erinnere/waren damals gar andre/und viele der Meinung/dass ihm ein grosser dergleichen abgünstiger Minister diesen Fang geben lassen.» Man thut diesem hierinnen so weit unrecht/sagte der Licentiat/dass ich selbst dabey bey Hofe gewesen/und es aus einer versicherten teutschen Person Mund habe/die mit auf der Jagd gewesen/und solches mit angesehen/dass es ein rechtes/aufs wenigste so gestaltetes Schwein/gewesen/und nur dieses darbey zu beobachten ist/dass ob es gleich schön vorhin angeschossen gewesen/man es hierauf aus der Jagd verlohren/und der Grafe viel Jahre hero im Gebrauch gehabt/dass er des Nachts aufgestanden/eine guten

Säbel nebenst einer Bärenhaut zu sich genommen / und gantz alleine nach diesem Walde gegangen / von dannen aber des Morgens mit solcher Müdigkeit wiederkommen / als wenn er sich die gantze Nacht mit einer Troup Feinde herumgeschlagen hätte. Wolte nun jemand herausschliessen / dass dieser Käuler etwan auch aus einerley Forste / mit der Pommerischen einäugigen wilden Sau gewesen / und GOTT oftmals stumme Sünden mit offener Straffe züchtige / dem will ich seine Meinung nicht widerstreiten.»

6. Zwar schon am Anfang des XVIII. Jahrhunderts, aber ohne den unmittelbaren Anschluß an die Überlieferung des XVII. zu verlieren, erzählt J. C. Beer den Todesfall. (Neue-eröffnete Trauer-Bühne Der vornehmsten unglücklichen Begebenheiten / welche sich in dem vergangenen Seculo von 1601. biss 1700. in der ganzen Welt / theils mit Regenten / und hohen Staats-Personen / theils auch mit andern Mittelmässigen und Geringern ereignet und zugetragen ... II. 1709. Nürnberg. LXXXVII. S. 556—560. Die vierdte Traurige Begebenheit des 1664^{sten} Jahrs. Der dappfere Hungarische Graf Niclas von Serin / kommet auf der Jagd durch ein wild Schwein elendiglich um sein Leben.) Die unglückliche Wildschweinjagd des ungarischen Grafen gilt dem belesenen Verfasser als Schulbeispiel für die Gefährlichkeit des Jagens überhaupt. Sie ist ihm das letzte Glied einer langen Kette von Unglücksfällen, denen fürstliche Persönlichkeiten zum Opfer gefallen waren, und die nun von dem Tode des Guilielmus Rufus, dem Todessturze Marias, der Gemahlin Maximilians I., an bis auf den Unfall des Herzogs Ernst in Schwaben sorgfältig verzeichnet werden. Zrinyis Tod wird dem Traur-Saal Franciscis nach-erzählt. Beer übernimmt alles ohne Bedenken, und die Änderungen, welche er sich zuweilen gestattet, dürfen nicht als Verbesserungen gelten. Wenn er das verwundete Wild sich in einem «mit Buchholzte bewachsenen Morastlagern läßt, von den Wunden an der «Gurgel» und den Nieren berichtet, so ist das freilich auf seine Rechnung zu bringen, ohne uns indessen über seine Unselbständigkeit hinwegzutäuschen.

Zur Familiengeschichte der Habsburger.

Von Dr. Moritz Wertner in Párkány.

Die Quellen unseres Wassers fließen nicht immer genügend rein und vermengen sich im Laufe der Zeit so sehr mit den verschiedenartigsten schmutzigen und gefährlichen Bestandteilen, daß man sie von Zeit zu Zeit einer gründlichen Reinigung unterwerfen muß. So ergeht es uns auch mit unseren schriftlichen Geschichtsquellen, gleichviel ob sie aus Chroniken, Urkunden oder Briefen bestehen. Die unerläßliche Bedingung jeder Geschichtsquelle ist ihre unanfechtbare Glaubwürdigkeit, und hieraus ergibt sich der Schluß, daß selbst der anscheinend kleinste Fehler oder Mangel manches in das Gebiet der Geschichtsforschung einschwärzen kann, was sich nur auf dem Wege langjährigen Bemühens endgültig ausmerzen läßt. Gewisse Irrtümer und fehlerhafte, selbst falsche Angaben lassen sich selbst heute noch nur schwer und stellenweise überhaupt nicht ausrotten, und es ist durchaus nicht als lobenswerter Fortschritt unserer Forscher zu bezeichnen, daß dasjenige, was der eine heute selbst in den gelesenen

Organen als Resultat der allerneuesten Forschung mit vollständigster Verlässlichkeit veröffentlicht, von dem anderen, der bald darauf denselben Gegenstand bearbeitet, mit «vornehmer» Gleichgültigkeit übersehen wird und der alte abgedroschene Irrtum abermals zur teilweisen Geltung gebracht wird.

Die Unrichtigkeiten, Fehler und Mängel unserer schriftlichen Geschichtsquellen sind auf zweierlei Ursachen zurückzuführen. Es kann bereits beim Entstehen der Quelle vorkommen, daß der Herausgeber, Konzipient oder Abschreiber aus welchem Grunde immer irgendeinen Fehler begeht; dies kann aber in den meisten Fällen, wenn wir das Original dem Seziermesser der Kritik unterziehen, irgendwie noch richtiggestellt werden. Bedeutend mehr Schaden und Irreführung verursachen aber die späteren Übernehmer (Transsumptoren), Um- und Abschreiber, die Veröffentlichter und — was am öftesten geschieht — die Druckereien, die in den meisten Fällen dem Grundsatz, daß der beste Korrektor doch immer nur der Verfasser selbst bleibt, gern huldigen. Gutenbergs Erfindung haben wir es zuzuschreiben, daß die meisten Menschen selbst die unwahrscheinlichsten Dinge glaubwürdig finden, weil sie gedruckt sind, und deshalb ist es im höchsten Grade notwendig, daß wir die gedruckten Quellen nur nach der gewissenhaftesten Vergleichung benützen und jede auf diesem Gebiete gefundene Unregelmäßigkeit der besonderen Aufmerksamkeit des Forschers empfehlen sollen. Daß dies nur dort von besonderem Erfolg begleitet sein kann, wo eine Vergleichung mit dem Originale möglich ist, bedarf keiner näheren Beweisführung.

Daß sich kaum glaubliche Fehler selbst in die verlässlichsten Quellen eingeschlichen, ist durch zahlreiche Beispiele sichergestellt. Aus älterer Periode will ich nur auf das im ungarischen Reichsarchive (in Budapest) unter D. L. 26 aufbewahrte Urkundenstück hinweisen, welches von dem Kapitel zu Pécs (= Fünfkirchen) ausgestellt wurde, allgemein als unbedingt echt gehalten wird und in welchem wir klar und deutlich lesen, daß es im Jahre 1191 ausgestellt worden. Und doch ist diese Angabe unrichtig; das betreffende Stück wurde nicht 1191, sondern erst 1251 ausgestellt. Wer würde z. B. glauben, daß in den Wiener Hof- und Burgenbüchern der nachstehende Fehler nachweisbar ist. In den Sterbematrikeln dieser Bücher finden wir nur jene Angaben, die sich auf die Mitglieder der regierenden Familie beziehen, und in dem einen Bande derselben erscheint folgende Eintragung: «Anno 1780 die 29. Octobris. Maria Theresia Walburga Amalia Christina Caes. Reg. Apostolica Majestas Imperatrix vidua, omnibus sacramentis moribundorum provisa, ante horam nonam vespertinam pie in Deo obiit et tertia X-bris vesperi hora 7^{ma} ad Capucinos et ad tumulum aulicum ibidem deposita fuit»¹⁾. Dies hat somit auf die Kaiserin-Königin Maria Theresia Bezug, von der wir aber bestimmt wissen, daß sie nicht am 29. Oktober, sondern um einen Monat später, am 29. November, gestorben ist. Die meisten Fehler sind auf dem Gebiete der familiengeschichtlichen Zeitrechnung zu finden; doch steht dies durchaus nicht vereinzelt.

Wenn von einer auf einem engeren Raume sich bewegenden Familie oder von einzelnen Gestalten die Rede ist, deren Vergangenheit noch nicht

¹⁾ Jahrbuch des Wiener «Adler» 1902: V. 3.

in jeder Richtung genügend beleuchtet ist, darf es uns durchaus nicht wundernehmen, wenn wir in der auf sie bezüglichen Familiengeschichte Lücken und Gebrechen finden; von der Vergangenheit regierender Familien sind wir aber gewohnt vorauszusetzen, daß wir in den auf sie bezüglichen Kenntnissen weder Mängel noch unaufgeklärte Fragen finden. Doch ist dies eben nicht überall der Fall. So viele es ihrer gibt, bleibt fast bei jeder derselben irgendein lebensgeschichtlicher Punkt zurück, der dem späteren Forscher noch immer Arbeitsstoff bietet. Von den Mängeln und Gebrechen, an denen manche an einzelnen Stellen veröffentlichten Mitteilungen und Monographien leiden, kann in diesen Zeilen nicht ausführlich die Rede sein.

Die zur Genüge bekannte und mächtige Familie Habsburg ist schon unzählige Male Gegenstand eingehender familiengeschichtlicher Forschung gewesen, und trotzdem läßt sich doch nachweisen, daß auf ihrem Stammbaume und in ihrer Geschichte noch immer manche Punkte zu finden sind, die einer ausgiebigeren Beleuchtung bedürfen, die sich nicht nur auf die Anfänge, sondern auch auf spätere Zeiträume der Familie beziehen. Von den letzteren seien in folgendem einige hervorgehoben, die teils chronologische Bestimmungen bieten, teils aber einen Druckfehler richtigstellen.

I.

Die Vermählung des Herzogs Albrecht V.

Im Jahrgange 1913 (Seite 254) der historischen Zeitschrift «Századok» (= Jahrhunderte) lesen wir, daß des Kaiser-König Sigmund Tochter Elisabeth im Jahre 1421 ihr zwölftes Lebensjahr erreicht und im Sinne der Kirchengesetze heiratsfähig geworden. «Damals, zu Ende des Sommers, erhielt ihr Ehebündnis mit Albrecht in Pozsony (= Preßburg) den kirchlichen Segen.» Wenn hier die Jahreszahl auf keinem Druckfehler beruht, können wir diese Angabe nicht gutheißen. Die Jahreszahl ist unrichtig; der Monat und der Tag der Vermählung ist überhaupt nicht hervorgehoben.

Daß Herzog Albrecht V., der spätere König von Ungarn und Kaiser (II.) von Deutschland, obige Elisabeth im Jahre 1422 zur Gattin genommen, ist allbekannt, nachdem dies, von Hübner angefangen bis Voigtel-Cohn und Ottokar Lorenz, jedes familiengeschichtliche Werk bestätigt, so daß deshalb jede eingehende Beweisführung überflüssig erscheint. Weniger bekannt ist das Tagesdatum der Vermählung. In den mir zur Verfügung stehenden größten genealogischen Tafeln suchen wir diesen Tag vergebens. Allerdings habe ich die allerneuesten Erscheinungen auf diesem Gebiete nicht zu Rate gezogen, doch halte ich es für unwahrscheinlich, daß sie den Tag kennen. Aber gesetzt den Fall, daß ich hier selbst einen schon bekannten Punkt behandle, dürfte es doch nicht ganz unnütz erscheinen, wenn ich auch hier eine auf Tag und Monat der Eheschließung bezügliche ungarländische urkundliche Angabe mitteile.

Im Archive der Stadt Sopron (= Ödenburg)²⁾ wird ein von Albrecht an die Stadt gerichtetes Schreiben aufbewahrt, welches unsere Frage voll-

²⁾ Unter K. IV. 210. Veröffentlicht in Hazai okmánytár (= Vaterländisches Urkundenbuch) V, 219.

kommen zufriedenstellend beantwortet. Albrecht schreibt dem Stadtrate: «Wann wir mit der durchleichtigsten Fürstin Frawn Elzbeten des Aller durchleichtigsten Fürsten vnsers lieben genedigen Hern Swehers, vnd Vaters hern Sigmunds Römischen etc. Kunigs Tochter, vnser lieben Gemaheln, an heutigen tag, Hochzeit gehabt haben,» und daß gelegentlich der Hochzeit (der Österreicher) Peter von Retz, Beamter des Leopold v. Krayg, ihm zahlreiche gute Dienste geleistet, weshalb er ihn mit der Überreichung dieses Schreibens betraut und ihn der Wohlneigung der Stadt anempfehle. Die Datierung des Schreibens lautet: «Geben zu Wienn, an des heiligen Kreuzstag Inuencionis, Anno etc. vicesimo secundo.» Aus diesem Schreiben ist nun ersichtlich, daß die Hochzeit in Wien am 3. Mai 1422 abgehalten wurde. Zu bemerken ist jedoch, daß Sigmunds vom 3. Mai 1422 datierte Urkunden in Pozsony (= Preßburg) ausgestellt sind, was allerdings die Möglichkeit dessen nicht ausschließt, daß er sich an diesem Tage in dem von Pozsony nicht fernegelegenen Wien aufgehalten. Seine Erlässe konnte die königliche Kanzlei trotz seiner Abwesenheit ganz gut und allen vorgeschriebenen Formen entsprechend in Pozsony erledigen.

II.

Die Geburtszeit der älteren Tochter Kaiser Albrechts II.

Aus Albrechts mit Siegmunds Tochter Elisabeth geschlossener Ehe stammt eine Tochter 'Anna, von der wir wissen, daß sie sich am 20. Juni 1446 mit Wilhelm III., Landgrafen von Thüringen († 17. Dezember 1482) vermählt hat und am 13. November 1462 gestorben ist. Über ihr Geburtsjahr ist nur soviel bekannt, daß es auf 1432 fällt, doch kennen wir weder den Tag, noch den Monat, bzw. die betreffende Hälfte des Geburtsjahrs. Diesbezüglich haben wir nachstehende annäherungsweise Angabe.

Bertrandon de la Broquière, Herr von Vieux-Château, Rat des Burgunderherzogs Philipp II. († 9. Mai 1459), der im Jahre 1432 eine Reise nach Palästina unternahm, kam im Laufe des Jahres 1433 auch nach Ungarn und von hier nach Österreich. Während seines Aufenthaltes in Pest hatte er Gelegenheit, mit dem österreichischen Herzoge Albrecht, der sich damals mit seiner Gattin Elisabeth dort befunden, bekannt zu werden. Vor seiner Abreise stellte man ihn der Herzogin Elisabeth vor, von der er sagt: «qui estoit tres belle dame et grande et fille heritier de lempereur du Royaulme de Honguerie et de Behaigne et des autres Segneeries qui en dependent et navoit que vng peu quelle estoit relevie dune belle fille, et plus non avoit eu encoires etc.» Aus dieser letzteren Stelle ist ersichtlich, daß die Herzogin damals kurz zuvor ein schönes Mädchen geboren, und daß sie damals noch keine andere Tochter hatte. Albrecht hatte außer Anna nur noch eine Tochter Elisabeth, von der wir wissen, daß sie im Jahre 1438 geboren wurde, 1454 sich mit dem Polenkönige Kasimir IV. vermählte und am 3. August 1503 gestorben ist. Hieraus läßt sich mit aller Entschiedenheit schließen, daß die von unserem Reisenden erwähnte kleine Prinzessin nur die im Jahre 1432 geborene Anna sein konnte, wenn wir nicht annehmen, daß die Herzogin Elisabeth noch im Jahre 1433 einem Kinde das Leben geschenkt und wir es mit einer bisher unbekanntem dritten Tochter Albrechts zu tun haben.

Es erübrigt uns noch die Frage: in welcher Hälfte des Jahres 1432 wurde Anna geboren? — Zu welcher Zeit sich Broquière im Jahre 1433 in Pest aufgehalten, ist uns unbekannt; er sagt nur soviel, daß der Herzog von Österreich «a celle heure», somit gleichzeitig mit seinem (Broquières) Aufenthalte in Pest «avoit ja conquis tout les pays de Morave et avoit des confy les Houltz par deux fois», womit er erzählt, daß Albrecht damals schon sämtliche mährischen Länder erworben und die Hussiten schon zweimal besiegt hat. Letztere Angabe wirft auf unsere Frage einen beleuchtenden Strahl. Die gegen die Hussiten geführten Feldzüge fallen nach den Angaben der Urkunden auf Ende 1432 und Anfang 1433. Wenn wir nun erwägen, daß man unsern Reisenden im Jahre 1433 davon verständigte, daß Prinzessin Anna kurz vorher geboren wurde und Albrecht unmittelbar während seines Pester Aufenthaltes die Hussiten schon zum zweitenmal geschlagen hatte, dann erhalten wir aus Broquières Bericht³⁾ die Tatsache, daß Annas Geburt auf Dezember 1432 fällt. Zu bemerken ist nur noch, daß unser Reisender, der während seines Aufenthaltes in Ungarn über Land und Leute nicht eben die allerangenehmsten Eindrücke erhalten, in seinen sonstigen Angaben und Schilderungen genug vertrauenswürdig erscheint und seine Informationen aus erster Quelle geschöpft hat.

III.

Wann starb Kaiserin Eleonore?

Es handelt sich hier um die Gattin Friedrichs IV., Herzogs von Österreich und Kaisers von Deutschland, der Tochter Eduards, des Königs von Portugal, deren Todesjahr an verschiedenen Stellen verschiedentlich bestimmt wird. Nach Hübner⁴⁾ wäre sie im Jahre 1467 gestorben. Moréris Grand Dictionnaire⁵⁾ behauptet dasselbe. Pierers Universallexikon⁶⁾ setzt ihren Tod auf den 1. September 1467. Auf Grundlage dieser Angaben sollte man nun davon überzeugt sein, daß das Sterbejahr dieser Kaiserin unanfechtbar festgestellt sei. Trotzdem haben wir auch hievon abweichende Angaben. Die neuesten genealogischen Tabellen (von Voigtet-Cohn, Ottokar Lorenz u. a.) haben ausnahmslos festgestellt, daß Kaiserin Eleonore am 3. September 1476 gestorben ist.

Vergleichen wir nun dies alles mit jenen Angaben, die wir diesbezüglich in österreichischen Quellen finden⁷⁾. Auf dem in der Wiener-Neustädter Zisteritenkirche befindlichen Grabdenkmale der Kaiserin ist folgendes zu lesen: «Divi Friderici Caesaris Augusti conthoralis Leonora Augusta rege Portugaliae genita augustalem regiam hac urna commutavit III. Non. Septembr. 1467⁸⁾.» Im Sinne dieser Inschrift wäre Eleonore am 3. September 1467 gestorben. Urkundliche Belege zur Feststellung dieses Sterbejahrs besitzen die österreichischen For-

³⁾ Brüsseli okmánytár IV. 317.

⁴⁾ Ausgabe 1725, Tafel 31.

⁵⁾ Ausgabe 1740 VII. 319.

⁶⁾ Ausgabe 1858 V. 630.

⁷⁾ Für die mir nach dieser Richtung gegebenen Winke spreche ich Herrn Dr. Árpád von Károlyi und Herrn Archivar Dr. A. Goldmann meinen besonderen Dank aus.

⁸⁾ Kirchl. Topographie XIII. 145.

scher nicht. Einige Abweichung von den obigen Daten ist nur insofern zu finden, als der gleichzeitige österreichische Geschichtsschreiber Johann Hinderbach den 28. August 1467 als Sterbetag angibt («V. Kal. Sept. obiit serenissima domina Eleonora imperatrix 1467»⁹⁾). Wenn wir dieses Datum annehmen, ist der Ausdruck der Grabschrift «augustalem regiam hac urna commutavit» (= «sie vertauschte die erhabene königliche Burg mit der Aschurne») nach der Meinung des Herrn Dr. Károlyi auch als Sterbetag anzunehmen, und wäre sie nichts anderes als eine dichterische Umschreibung des einfachen «sepulta est» (= «sie wurde begraben»), wie man dergleichen auf Grabsteininschriften genug oft findet.

Mit Rücksicht darauf, daß diesbezügliche österreichische urkundliche Angaben fehlen, und daß bezüglich des Sterbedatums die Angaben der Grabschrift und der Geschichtsschreiber von einander wesentlich abweichen, und namentlich mit Berücksichtigung dessen, daß die neuesten genealogischen Werke auffallenderweise neben 1476 Stellung nehmen, ist es schon mehr als interessant, wenn wir eine das Ganze umfassende, unbedingt verlässliche urkundliche Angabe kennen und sie in folgendem zur Veröffentlichung bringen.

Gerhard de Collis, der in Venedig beglaubigte Gesandte des Mailänder Hofes, schickt am 21. September 1467 ein Schreiben an das Mailänder herzogliche Paar — an die verwitwete Herzogin Blanka und an deren Sohn, den Herzog Galeazzo Maria —, welches unter anderen auch folgenden Passus enthält: «La Imperatrice he morta in Eustot per aviso sia de la terra quanto ala pesta etc. Venetia die XXI. Septembris 1467»¹⁰⁾. Daß unter dieser Kaiserin die Gattin Friedrich IV. zu verstehen ist, unterliegt keinem Zweifel. Eustot ist soviel als Wiener-Neustadt. Tatsache ist ferner, daß die Kaiserin an einer von den seinerzeitigen Berichterstattern mit dem Sammelnamen «Pest» bezeichneten seuchenartigen, ansteckenden Krankheit gestorben ist. Daß Gerhard de Collis tatsächlich im Jahre 1467 als Gesandter des mailändischen herzoglichen Paares in Venedig gewirkt, beweist Seite 52, 61 und 72 der obigen Quelle. Auch ist es bewiesen, daß Blanka Maria an Stelle ihres Sohnes Galeazzo Maria, bzw. in dessen Namen 1467 in Mailand regierte. Da zwischen 1467 und 1476 bezüglich der Zahlzeichen (= Ziffern) kein Unterschied besteht, könnte man leicht annehmen, daß die Ziffern 6 und 7 gelegentlich der Veröffentlichung des betreffenden Schriftstücks aus Versehen vertauscht bzw. in unrichtiger Aufeinanderfolge bekanntgegeben worden sind. Wir wissen jedoch, daß Herzogin Blanka schon am 23. Oktober 1468 gestorben, der Brief des Gesandten aber auch an sie gerichtet ist; somit ist es entschieden ausgeschlossen, daß der Brief erst 1476 geschrieben wurde.

Auf Grundlage aller dieser Beweisgründe ist es als sicher zu betrachten, daß Kaiserin Leonore nicht 1476, sondern 1467 gestorben ist. Mit Bezug auf den Tag ihres Hinscheidens haben wir folgenden Anhaltspunkt. Nach der mehrerwähnten Grabaufschrift wäre sie am 3. September gestorben. Nun ist zu erwägen, daß es damals weder Eisenbahnen, noch Telegraphen gegeben hat und die Beförderung irgendeiner Nachricht nur auf

⁹⁾ Cod. Vindob. 8206. Fol. II.

¹⁰⁾ Mátyáskori diplomatai Emlékek II. 68.

dem schwerfälligen und langwierigen Wege der Kuriere möglich war. Somit ist leicht zu ersehen, daß Gerhard de Collis die Todesnachricht in Venedig erst achtzehn Tage später, also am 21. September, erfahren hat, und somit ist die Angabe der Grabinschrift, daß der Tod am 3. September erfolgt sei, auf Grundlage des Bisherigen entschieden annehmbar.

IV.

Das Todesjahr des Erzherzogs Karl von Steiermark.

Stefan von Illésháza, Mitglied einer angesehenen Magnatenfamilie, schreibt am 19. Juli 1593 einen Brief an Ladislaus von Majtény, in welchem er u. a. folgendes sagt: «Neuigkeiten kann ich nicht mitteilen. Prinz Karl ist plötzlich gestorben. Er hat sich in Wien fröhlich unterhalten und ging dann nach Hause, um die Christen aus Graz zu vertreiben, wozu ihn die Jesuiten aufgereizt; nun hat Gott ihn selber von dort entfernt. Unser Herr Prinz Ernst und die Königin von Frankreich haben sich nach Graz begeben... Datum in Bozyn 19. die Juli; anno 1593»¹¹⁾). Hier ist von Karl, dem Sohne des Kaiser-Königs Ferdinand I., die Rede, der am 3. Juni 1540 geboren wurde, im Jahre 1564 die Steiermark erhielt und am 10. Juli 1590 gestorben ist, wie dies sämtliche familiengeschichtlichen Werke einstimmig angeben. Sein Sohn Ferdinand erbt als zweiter dieses Namens die deutsche Kaiserwürde und den Thron Ungarns. Hier können wir mit Bestimmtheit behaupten, daß wir es entweder mit der Zerstreuung des Briefschreibers oder mit einem Veröffentlichungsfehler zu tun haben, was durch nachstehende Begründung bestätigt wird.

Das Schreiben sagt, daß Prinz Ernst in Begleitung der Königin von Frankreich sich nach Graz begeben. Unter diesem Ernst ist der Neffe Karls von Steiermark zu verstehen, der jüngere Bruder Kaiser Rudolfs II., der am 20. Februar 1595 gestorben ist, und der somit in der Lage war, sich gelegentlich des Todes des steirischen Karl im Jahre 1593 nach Graz zu begeben, was aber von der französischen Königin nicht gesagt werden kann. Hier ist von Erzherzog Ernsts Schwester Elisabeth die Rede, die am 5. Juni 1554 geboren wurde, im Jahre 1570 sich mit dem Könige Karl IX. von Frankreich († 1574) vermählte und in einem von ihr in Wien gestifteten Kloster am 22. Januar 1592 gestorben ist, welch' letzterer Umstand die Unhaltbarkeit der in obigem Schreiben vorkommenden Angaben aufs entschiedenste beweist. Karl ist am 10. Juli 1590 gestorben; der Brief konnte am 19. Juli geschrieben werden; das Tagesdatum desselben ist somit durchaus unverdächtig. Obwohl aber die Jahreszahl eine irrige ist, enthält das Schreiben immerhin solche Details über das Hinscheiden Karls, von denen vielleicht die Spezialforscher keine Kenntnis besitzen.

V.

Die Vermählung des Kaiser-Königs Mathias.

In allen mir zur Verfügung stehenden genealogischen Werken finde ich die Angabe, daß Kaiser Mathias sich am 4. Dezember 1611 mit Anna von Österreich vermählt hat. Diesbezüglich stoße ich auf nachstehende interessante Angabe.

¹¹⁾ Történelui Tár 1897. Seite 59.

Történelui Tár 1898, Seite 137, teilt den Auszug eines am 13. Februar 1611 in dem schlesischen Bunzlau (Punczlaw) ausgestellten Schreibens des Königs Mathias mit, in welchem dieser den ungarischen Herrn Daniel Pongrácz von Szentmiklós und Óvár auffordert, er möge an seiner (= des Königs) am 13. November 1611 abzuhaltenden Hochzeit in Wien erscheinen. Das auf Papier geschriebene, mit Siegel verschlossene und von Mathias eigenhändig unterschriebene Stück ist im Original im Archive der Grafen Pongrácz zu finden. Die Abweichung der beiden Tagesdaten ist vorläufig nicht erklärlich.

Die Gesandtschaft des ungar. Reichstages an Ladislaus V., 1452.

Von Professor Anton Áldásy.

Unter den zahlreichen, bis auf die Zeit Ludwigs des Großen zurückreichenden Briefen (Missives), welche das Archiv des ungarischen Nationalmuseums aufbewahrt, kann der unten mitgeteilte mit Recht besonderes Interesse beanspruchen, weil er über ein wichtiges Ereignis des XV. Jahrhunderts — die Verhandlungen der ungarischen Stände mit König Ladislaus V. im Jahre 1452 — in dankenswerter Weise Licht verbreitet.

Die ungarischen Stände hatten im März 1452 mit den österreichischen Ständen die Vereinbarung getroffen, den König Ladislaus, den Fünften, aus den Händen Kaiser Friedrichs zu befreien, und den in Rom weilenden Kaiser durch eine Gesandtschaft aufgefordert, ihnen Ladislaus auszufolgen. Friedrich entsprach der Aufforderung nicht, weshalb ihn die österreichischen und böhmischen Stände im Juni 1452 in Wiener-Neustadt belagerten. An der Belagerung nahmen wohl die ungarischen Stände nicht teil, stellten es aber den anderen Ständen in Aussicht, daß auch sie den Feldzug gegen Friedrich eröffnen werden. In dieser Angelegenheit berief der Gouverneur Johann Hunyady für Ende August den Reichstag nach Ofen, in dessen Verlauf die Nachricht eintraf, daß Kaiser Friedrich den jungen Ladislaus am 4. September dem Grafen Ulrich Czillei ausgeliefert habe. Daraufhin schickte der Reichstag eine Gesandtschaft nach Wien, welche Ladislaus V. nach Ungarn einlud. Im Auftrage des Reichstages reiste der Győrer Bischof August voraus nach Wien, wohin die Gesandtschaft sich Anfangs Oktober auf den Weg machte. Führer der Gesandtschaft war der Erzbischof von Esztergom, Kardinal Dionys Szécsi, Mitglieder waren der Bischof von Nagyvárad Johann Vitéz, der Palatin Ladislaus Garai, der Wojwode Nikolaus Ujlaki und Ladislaus Hunyady; nach Fessler nahmen an dieser Gesandtschaft noch Banus Paul Lindvai, Ladislaus Buzlai und Benedikt Turóczy teil; Teleki erwähnt auch den Bischof von Vác, Vinzenz¹⁾. Johann Hunyady selbst war nicht in der Gesandtschaft. Das Gefolge beziffert Aeneas Sylvius auf 2000 Köpfe²⁾. In Wien angelangt, wurde die Gesandtschaft am 8. Oktober vom Könige empfangen, an welchen bei dieser Gelegenheit Bischof Johann Vitéz von Nagyvárad eine Ansprache richtete.

¹⁾ Teleki, Hunyadiak kora (Zeitalter der Hunyady) II, 255.

²⁾ Historia Friderici III und Kollár, Analecta Vindob. II, 399.

Die Gesandtschaft beriet sodann mit dem König Regierungsgeschäfte und trat auch mit der unter Führung des Aeneas Sylvius in Wien weilenden Gesandtschaft in Berührung³⁾.

Von der Reise und dem Wiener Aufenthalte der Gesandtschaft weiß Teleki nicht mehr zu sagen. Er erwähnt zwar, daß große Festlichkeiten veranstaltet wurden, gibt aber keine Einzelheiten an. Auch in Wilhelm Fraknói Werk findet sich nicht mehr⁴⁾. Dagegen bietet der unten mitgeteilte Brief eine genug eingehende Orientierung, welche wegen ihrer überaus reichen, intimen Daten noch eine besondere Darstellung wohl verdient.

Der Brief ist in Vasvár am 19. Oktober 1452, also nur wenige Tage nach der Rückkehr der Gesandtschaft, geschrieben, sein Verfasser der Győrer Kanonikus und Probst von Vasvár, Jakob, welcher die Zalaer Obergespāne Ladislaus und Peter Gerse über den Verlauf der Gesandtschaft informiert. Ob er mit der Gesandtschaft, etwa im Gefolge des Erzbischofs von Esztergom oder vielleicht mit dem vorausgeschickten Bischof August nach Wien gegangen, ist aus dem Briefe nicht ersichtlich. Daß er in Wien anwesend war, sagt er selbst, indem er das vom Esztergomer Erzbischof und vom Bischof Vitéz dem Könige zu Ehren gegebene Bankett beschreibt. Von der Reise, dem Wiener Aufenthalte und der Rückkehr der Gesandtschaft berichtet er immer in dritter Person, nirgends sagt er, daß auch er mit der Gesandtschaft war. Von den Ereignissen spricht er mit großer Unmittelbarkeit, sein Stil ist frei von Schnörkelei und Gesuchtheit, und an mancher Stelle ist deutlich zu erkennen, daß der Verfasser während des Schreibens ungarisch gedacht hat.

Nach dem Inhalte des Briefes können wir uns den Verlauf der Gesandtschaft in folgendem vergegenwärtigen.

Als Mitglieder der Gesandtschaft sind erwähnt: Der Esztergomer Erzbischof Dionys Szécsi, Johann Szécsi, Bischof Johann Vitéz von Nagyvárad, Palatin Ladislaus Garai, der Wojwode Nikolaus Ujlaki, denen sich, von Pozsony kommend, unterwegs Ladislaus Hunyady anschloß. Außer diesen nahmen an der Gesandtschaft noch vier Abgeordnete der Stände teil. Die Gesandtschaft trat die Reise mit großem, bewaffnetem Gefolge an. Der Erzbischof und Johann Szécsi war von 250, Bischof Vitéz von 200, der Palatin von 225, Ujlaki von 400 Reitern begleitet; das Gefolge der vier Abgeordneten bestand aus 32 Reitern; Ladislaus Hunyady war mit 400 aufgebroschen⁵⁾. Sonach zählte das Gefolge 1507 Reiter, außerdem die nötigen Fuhrwerke, deren Personal in der obigen Ziffer nicht enthalten ist. Die Teilnehmer an der Gesandtschaft waren durchwegs gehörig bewaffnet. Versammlungsort war die Stadt Győr, von wo die Gesellschaft am 1. Oktober aufbrach. Am ersten Tage gelangte man bis Moson und

³⁾ Teleki a. a. O. II, 255 ff.

⁴⁾ Fraknói handelt über die Ereignisse des Jahres 1452 in seinem Werk «Hunyadiak és Jagellók Kora» (Zeitalter der Hunyady und der Jagellonen), S. 112—116.

⁵⁾ Offenbar diente zur Deckung der Kosten dieser seiner Reise jener Betrag, den Ladislaus Hunyady von der Stadt Preßburg zu fordern hatte, und zu dessen Auszahlung zu Händen des Andreas Madroz er am 24. September 1452 Verfügung traf. Zur Rückkehr aus Wien diente wahrscheinlich das Schiff, um dessen Beistellung Johann Hunyady am 28. September die Stadt Preßburg ersuchte. Teleki X. Nr. 166 und 617.

Óvár, wo übernachtet, aber auch der 2. Oktober und die darauffolgende Nacht verbracht wurde. Am 3. Oktober setzte die Gesandtschaft nach kurzem Frühstück die Reise fort und gelangte bis Köpcsény, wo wieder Rast war; auch den 4. Oktober verbrachten sie hier, um Ladislaus Hunyady zu erwarten. Der Aufenthalt verursachte der Bevölkerung der Gegend großen Schaden, offenbar gab es starke Requirierung von seiten des Gefolges. In der Nacht vom 4. zum 5. Oktober traf Ladislaus Hunyady ein, mit einem guten, gemischtsprachigen berittenen Gefolge von 400 Mann, nachdem er die Donau übersetzt hatte. Am 5. Oktober ging es weiter; nach einer Messe brach die Gesellschaft in Gruppen auf. Der Weg führte über Hainburg nach Fischamend, von wo am 6. Oktober gegen Mittag — «vor dem Mittagessen» — Kaiser-Ebersdorf erreicht wurde⁶⁾. Hier wurde die Gesellschaft von den Bevollmächtigten Czilleis erwartet, mit welchen die Gesandtschaft sich kurz beriet, worauf sie an den König Ladislaus und an Ulrich Czillei die Botschaft sandte, daß sie am folgenden Tage, den 6. Oktober, zwischen 3 und 4 Uhr nachmittags, in Wien eintreffen werde.

Am 7. Oktober hörte die Gesandtschaft eine Messe und begab sich dann, nach Ausrüstung der Fuhrwerke, in Gruppen geteilt, auf den Weg nach Wien. Gegen 3 Uhr gelangte sie vor die außerhalb der Wiener Weingärten gelegene Kirche der Hospitalier, wo man eine Stunde Rast hielt, um den König zu erwarten⁷⁾. Nachdem jedoch der König säumte, schickten die Mitglieder der Gesandtschaft ihr Gefolge in die Stadt, die Fuhrwerke verblieben auf den Feldern, die Gesandten selbst aber warteten mit den vornehmeren Mitgliedern ihres Gefolges weiter. Endlich erschienen Ulrich Sonnenberg und Ulrich Eiczinger, welche der König mit einigen österreichischen Magnaten zu ihnen geschickt hatte. Die Betrauten des Königs teilten ihnen mit, daß der König beim Mittagessen sei und sie darum noch kurze Zeit müsse warten lassen. Kurz darauf erschienen andere Boten des Königs mit der Meldung, daß der König bereits unterwegs sei und sie auf einem anderen, nähergelegenen Orte zu treffen wünsche. Leider erwähnt der Brief nicht, wo dieser nähergelegene Ort war, an welchem die Gesandtschaft dem Könige endlich begegnete. An dem Orte der Zusammenkunft angelangt, stiegen die Mitglieder der Gesandtschaft vom Pferde und begrüßten den König, dessen Schönheit jedermann überraschte, mit gebeugtem Knie. Viele brachen vor Ergriffenheit in Tränen aus und dankten Gott, daß er Ungarn mit einem solchen König begnadet hat, welcher berufen sein wird, das Land nach so vielen Widerwärtigkeiten und Schlägen einer besseren Entwicklung zuzuführen. Um den König entstand ein so starkes Gedränge, daß viele an Knien und Füßen Verletzungen davontrugen, welche sie, in der Stadt angelangt, behandeln lassen

⁶⁾ Der Brief spricht über die Stadt neben dem Schlosse des weiland Johann Ebersdorfer = das heutige Kaiser-Ebersdorf. Der Besitzer Hans von Ebersdorff, Landmarsall von Oesterreich, starb 1444. Sein Sohn spielte 1452 noch keine politische Rolle. Vgl. Niederoesterreichische Topographie II, S. 430.

⁷⁾ Darunter ist aller Wahrscheinlichkeit nach die Heilige Markus-Kapelle zu verstehen, die mit samt dem St. Lazarus Hospital auf der von Hainburg nach Fischamend führenden Landstraße lag. Nach dieser St. Markus Kirche ist der Bezirk St. Marx des heutigen Wien benannt. Vgl. S. Zimmermann: Geschichte der Stadt Wien I, 479—480 und II, 939—940. Nach freundlicher Mitteilung des k. u. k. Staatssektionsrat Baron Oscaritis.

mußten. Den Näherstehenden reichte der König die Hand, dann bestieg er mit seinem Gefolge und der Gesandtschaft wieder das Pferd, so daß sie alle gegen sechs Uhr in Wien einzogen. Die Gesandten geleiteten den König zu seiner Wohnung, dann begaben auch sie sich in ihre Quartiere, um zu Mittag zu essen.

Den folgenden Tag (8. Oktober) waren die Gesandten beim Könige zu Tisch geladen, doch hatten sie Bedenken, ob sie die Einladung annehmen dürfen, da sie doch ihrer Betrauung noch nicht genüge geleistet hatten; doch endlich beschlossen sie, die Einladung anzunehmen, richteten aber an den König das Ersuchen, sie vor dem Mittagessen zu empfangen, damit sie ihm den Zweck ihres Erscheinens vortragen könnten. Der 8. Oktober fiel auf einen Sonntag. Die Gesandten hörten die Messe, dann begaben sie sich ins herzogliche Palais, welches mit Teppichen und Purpurkissen prächtig geschmückt war. Der König erschien kurz vor Ankunft der Gesandtschaft in voller Gala im herzoglichen Palais. Die Gesandten begrüßten ihn mit gebeugtem Knie, während er den ihm nahe kommenden die Hand reichte. Dieser Auszeichnung konnten nur wenige teilhaft werden, weil das Gedränge wieder sehr stark war. Hierauf unterbreitete die Gesandtschaft ihre schriftlich abgefaßte Betrauung, Johann Vitéz aber begrüßte den König in einer Ansprache⁸⁾. Der König antwortete gnädig, dankte den Gesandten für ihr Erscheinen und versicherte sie seiner Gnade und seines Wohlwollens. Seine meritorische Antwort auf ihre Unterbreitung versprach er für später, indem er erklärte, ihre Unterbreitungen in Erwägung ziehen zu wollen. Hierauf ging man zu Tisch und verbrachte den ganzen Tag in großer Lustbarkeit. Als dann abends die Gesellschaft sich zum Nachtmahl entfernte, luden der Palatin und der Wojwode Ujlaki den König für den nächsten Tag zum Mittagessen in die Wohnung Ujlakis, ohne Wissen des Erzbischofs und des Bischofs Vitéz, worauf diese den König und die Mitglieder der Gesandtschaft für den 12. Oktober zu sich zum Mittagessen baten. Die Einladungen nahm der König an und versprach sein Erscheinen. Von dem Mittagessen des Erzbischofs berichtet der Briefschreiber keine näheren Einzelheiten, er bemerkt nur, daß er ein glänzenderes Gastmahl nie gesehen, trotzdem er auch bei den Gastereien des Königs Sigismund oft genug anwesend war. Dieses Mittagessen übertraf sogar das vom Palatin und dem Wojwoden gegebene, was auch natürlich ist, da sie doch gut hundert Gulden darauf verwendeten. Nach dem Gastmahl begab sich der König mit den Herren wieder in das herzogliche Palais und dort verbrachten sie den Rest des Tages, wie auch den folgenden Tag mit Beratungen. Das Ergebnis dieser Beratungen war, daß die ungarischen Magnaten, der hohe Klerus, die Bannerherren, ferner aus den Komitaten je zwei Abgeordnete am Tage Sankt Martini in Wien erscheinen werden, wo auch österreichischerseits die Magnaten, zwei der Kurfürsten des Reiches, endlich die böhmischen und mährischen Bannerherren ebenfalls eintreffen werden, um in sämtlichen schwebenden Angelegenheiten dieser Länder Beschlüsse zu fassen, auch soll zu dieser Beratung der Gouverneur geladen werden. Erzbischof Dionys Szécsi, Bischof

⁸⁾ Die Rede Vitéz' ist nach Fraknói l. c. IV, 116 in einer Handschrift der Prager Bibliothek überliefert. Ausserdem ist sie auch im Cod. 3479 der K. K. Hofbibliothek in Wien S. 4—9 enthalten.

Vitéz und der Wojwode Ujlaki gelobten dem Könige mit ihrem Eid, daß sie zum bestimmten Termine, auch wenn die anderen fernbleiben sollten, kommen werden. Der König dagegen erklärte seine Bereitwilligkeit, nach Ungarn zu kommen, vorausgesetzt, daß die Burgen von Pozsony, Visegrád und Buda mit den ihm gebührenden Rechten den von ihm zu bestimmenden ungarischen Bevollmächtigten übergeben werden.

Die Gesandtschaft blieb bis zum 14. Oktober in Wien; am genannten Tage begaben sich die Mitglieder nach dem Frühstück zum König und verabschiedeten sich. Der König begleitete sie eine gute Strecke außerhalb der Stadt und nahm dann von ihnen gnädigen Abschied. Abends blieb die Gesandtschaft zur Übernachtung in Fischamend, am folgenden Tage erreichte sie Köpcsény, von wo jeder nach Hause reiste.

Der Briefschreiber erwähnt dann noch einige Details vom Wiener Aufenthalte. So erzählt er, daß die Mitglieder der Gesandtschaft dem Könige zwei Pferde, den Herren von Sonnenberg und Eiczinger, sowie dem Grafen Czillei je ein Pferd verehrten; die Abgeordneten der Stände beschenkten ebenfalls den König mit zwei Pferden und zahlreichen Silbergegenständen. Besonders und wiederholt betont der Briefschreiber, welcher ein schöner, junger Mann der König ist, in welchem die Ungarn alle ihre Hoffnungen konzentrieren. Er bemerkt, daß der Banus Paul Lindvai außerhalb der Stadt das goldene Schwert dem Könige vorantrug, wie er es dem Kaiser voranzutragen pflegte; ferner, daß der König dem Demeter Zágorhidai (auch Zondai), der in der Gefangenschaft beim Gouverneur Hunyady sich den Bart stehen ließ, in der Ratsversammlung eigenhändig mit der Schere den Bart abschnitt und den Mann an seinem Hofe behielt; dem Dionys Széchi aber befahl er, das Trauerkleid, welches er für Thomas Szécsi trug, abzulegen; letzteres ordnete der König offenbar darum an, damit der Erzbischof an den, während des Wiener Aufenthaltes der Gesandtschaft zu veranstaltenden Festlichkeiten teilnehmen könne, beziehungsweise nicht in Trauer erscheinen müsse. Warum der König dem Zondai den Bart abschnitt, ist nicht gut verständlich. Vielleicht war Demeter Zondei wegen einer Verschwörung in die Gefangenschaft des Gouverneurs geraten, der ihn dann nach Wien schickte, damit er dem König huldige, so daß das Abschneiden des Bartes als Gnadenakt zu betrachten wäre, was damit zusammenhängen würde, daß der König ihm befahl, an seinem Hofe zu bleiben; jedenfalls hatte die Sache ihre Bedeutung, denn sonst hätte Probst Jakob kaum ihrer besonders Erwähnung getan.

Damit schließt auch Probst Jakob seinen Brief. Über die Leistungen der Gesandtschaft spricht er leider kein Wort mehr, sondern weist die Adressaten bezüglich des übrigen, besonders darüber, was die Gesandtschaft tatsächlich erreichte, an Leute, die vornehmer und klüger sind, als er. Und so müssen wir uns damit begnügen, was der Brief erzählt, und können nur bedauern, daß Probst Jakob in seinem Berichte nicht etwas redseliger war.

Magnifici viri domini et benefactores mei gratiosissimi. Debitam mei post recommendationem. De processibus et successibus dominorum in Wienna et extra hec duxi eisdem vestris magnificentis significanda. Quum episcopus Waradiensis II c., palatinus II c. XXV et Nicolaus wayvoda III c. quatorque electi ex parte universitatis XXXII equitibus, salvis semper equis curriferalibus, armis decenter et optime fulcitis, die dominica

proxima post festum beati Michaelis archangeli de civitate Jauriense in 1. Okt.
quam convenerunt exivissent, venerunt in villam Moson et Owar, in quibus
sero descenderunt. In quibus feria secunda et duabus noctibus quieverunt, 2. Okt.
de quibus feria tertia sequenti sumpto gentaculo exiguo venientes in Kwkcze
ibique eodem die et quarta feria immobiliter steterunt, verum gravissimo 3. Okt.
villanorum damno praestolando adventum egregii Ladislai filii domini gu-
bernatoris, qui de Posonio feria quinta in nocte Danubium transvadavit 4. Okt.
et mane eodem die bene cum IIII c. equitibus mixti linguagii venit in
medium dominorum. Qui mox eodem mane, audita missa, in una comitiva, 5. Okt.
turmatim tamen accepto itinere perrexerunt per Haymburg in villam Fisa-
mond nuncupatam, de qua feria sexta exeuntes ante prandium applicuerunt 6. Okt.
in quondam villam supra castrum condam Ebestorffer existentem, ubi
plures domini comitis Cilie homines dominos Ungaros accesserunt. Inito 7. Okt.
cum eis consilio, sabbato nona aut decima hora se civitatem Wiennensem
intraturos, domino regi et ipsi comiti nunciaverunt. Mane itaque facto, 7. Okt.
missa habita turmis solempniter ordinatis et curribus pulchre dispositis,
quasi hora nona eiusdem diei venerunt usque ecclesiam hospitalium extra
vineas civitatis Wiennensis sitam, ubi homines turme et currus in campo
cum latere et loco eminentiori versus civitatem bene una hora steterunt,
expectantes exitum domini regis, quoniam sic intimatum erat et dispositum.
Expost domini, quia rex in exeundo tardarat habito consilio, turmas in
civitatem ante se dimiserunt, currus quoque in campo remanere decreverunt,
soli ibidem adventum ipsius domini regis cum specialioribus eorum homi-
nibus non armatis expectarunt, sicque recedentibus turmis comes Sum-
perg et Aytzinger cum barronibus aliquibus ducatus Austrie missi a rege
venerunt ad dominos, nuntiantes dominum regem prandere, propter quod
petierunt eos ut non attediarentur parum loco in eodem dominum regem
prestolari. Transacto medico intervallo alii nuntii venerunt a domino rege,
intimantes eum iam esse in itinere. Subiunxerunt etiam, ut dominus rex
propinquiorem eis assignasset locum, in quo eum deberent expectare, in
quem mox omnes domini simul accesserunt, in quo dominus rex eis obviam
cum omni solempnitate, ubi tam dominus rex, quam domini Ungari de
equis descendentes, pulchritudinem ipsius domini regis et recentiam
videntes, multi ex immo gaudio fleverunt, grates deo propitio reddentes,
quod talem regem, qui regnum Ungerie et eius inhabitatores a calamitate
et miseria, quibus idem a multis temporibus retroactis proch dolor foret
damnabiliter suppositum, erepturus esset et redempturus, eis foret dare
dignatus. Ubi omnes domini et potiores, qui pre nimia pressura descendere
poterunt flexis usque terram genibus regem adorarunt, mancipans dominus
rex omnes, qui eum adire potuerunt. Sed erat strictura hominum et equo-
rum adeo maxima, ut multis oportuit genua ipsorum et pedes in civitate
medicare. Tandem domino regi et omnibus aliis ascendentibus sellis hora
quasi duodecima venerunt civitatem et dominum regem secuti sunt usque
castrum suum, in quo eo relicto, quilibet dominorum in suum descendit
hospitium. Prandio itaque celebrato, dominus rex eos ad prandium se- 8. Okt.
quentis diei dominice invitavit, domini sumpto consilio, si eis ire liceat,
ex quo nundum regi perorassent legationis officium, tandem ire decer-
nentes. Nichilominus tamen supplicarunt regi ante prandium eorum lega-
tionem audire, quod dominus rex benigne facere promisit et audire. Facto
itaque mane et missa audita, omnes domini decenter cum suis ornati castrum

- ducale intraverunt, ante quorum introitum magnum polotium capetis, cusinis de purpura consutis atque factis, ceterisque ornamentis domorum regalium sollempniter decoratum, in quod palatium dominus rex antequam domini Ungari de equis in curia ducali descendissent sua cum familia miro pulchritudinis modo ornatus intravit, in quo eum omnes domini visitando flexis genibus salutarunt, et omnibus eis, etiam potioribus, qui regum adire voluerunt suas manus porrexit. Non tamen omnes potuerunt, quia erit pressura indicibilis et strictura. Ex post silentio indicto domini Ungari literas regni eorum nobilissime prudentissime regi narraverunt. Quo audito dominus rex regno et eis grates dixit condignas, promisitque ut si superviveret ipsos, ex quo aliis prius eum visitarunt regia vellet benignitate amplecti. Super officio vero legationis eorum consilium habere intenderet et relationem eis dare optatam. Qua facto exierunt ad prandium et tota dies illa tenta est in magna letitia. Sero autem ad cenam dominis exeuntibus domini palatinus et wayvoda absque scitu dominorum archiepiscopi et episcopi dominum regem ad crastinum diem invitarunt ad prandium in civitatem et hospitium Nicolai wayvode ubi reverentiam ad honorem cuilibet homini potuit considerare et studere magnam et regalem. Sicque totam illam diem duxerunt in gaudio. E contrario illo audito, domini
12. Okt. archiepiscopus et episcopus ad feriam quartam dominum regem et omnes consiliarios suos invitarunt ad prandium et in continenti dominus rex precipue voluntatem domini archiepiscopi facere promisit et venire. Qui, quomodo et qualiter eos hospitarunt, prolixo possit enarrari sermone, maiorem tamen oculi mei numquam viderunt, quamvis et condam dominum Sigismundum imperatorem sepe numero hospitari viderim, sed dico prout considerationi multorum patuit, quod longe magnificentius eum hospitarunt, quam domini palatinus et wayvoda, quia bene centum floreni auri fuerunt expositi ad prandium illud. Domini Johannes de Zeez et Paulus bani de Alsolindwa ante cibum et dapiferum regis per totum prandium transierunt et prius credentiam ipsi fecerunt. Finito itaque prandio cum domino rege omnes domini Ungari curiam ducalem intraverunt et totam illam et sequentes dies continue tenuerunt in tractatibus. Postremo eorum consilia in eo concluderunt ut omnes domini, prelati, barrones, duo quoque potiores de singulis comitatibus regni Ungarie ad octavam festi beati Martini confessoris Wiennam venirent et transmittantur. Ad quem terminum et locum etiam omnes duces partis superioris ac duo de electoribus sacri imperii cunctique prelati, barrones et potiores regnorum Bohemie et Moravie venirent, ubi et quando totum negotium domini regis et factum omnium regnorum premissorum ac hominem votive terminaretur. Dominus autem gubernator vocatus est, et omnes alii cum paucis, vestimentis tamen bene ornatis. Antefati vero domini archiepiscopus, episcopus, palatinus et wayvoda personaliter regi prestiterunt iuramentum temporale, ut si ceteri terminum et locum ad predictos non ascenderent, ipsi modis omnibus Wiennam venirent. Dominus autem rex obtulit se in continenti Ungariam descensurum, dummodo Poseniense, Wysegradiense et Budense castra et alia iura regalia sibi effective resignentur ad manus, quibus ipse mandaverit, sollicit Ungarorum. Sabbato vero sumpto gentaculo omnes domini dominum regem adierunt, habitaque licentia versus patriam gressus eorum, sed sub quodam parvo timore sumpto ex parte imperatoris direxerunt, quos regia maiestas de civitate per bonum spatium secuta fuit et in regio favore
18. Nov.
14. Okt.

eos a se dimisit. Illo quoque die domini pernoctarunt in Fysamond et sequenti die dominica in Kwkcze, et sic domino opitulante domini Ungari optata cum relatione ad regnum nativum ipsorum Ungarie consequenterque domos ipsorum pervenerunt. Dominus Paulus bani de Alsolindwa gladium aureum extra castrum fert ante dominum regem, prout ferebat ante dominum imperatorem. Cuncti autem domini dominum regem duobus, alyos vero dominos videlicet comites Cilie, Sunnperg et Aytzinger uno equis quilibet per se, electi vero similiter duobus equis munerarunt et argenteria plura regi obtulerunt. Rex autem ipse est puer pulcherimus, formosus et futura spes precipue Ungarorum in eo elucet optima. Qui barbam Demetri de Zonda alias de Zagorhida in captivitate domini gubernatoris nutritam in consilio forpice abscedit, quem apud se remanere precepit, vestes lugubres per dominum archiepiscopum quas ob deperditionem domini Thome de Zeez ferebat deponere mandavit. De processibus et successibus dominorum hec premissa michi constant, verum tamen a potioribus et sapientioribus me ista diffusius capere poteritis et intelligere. Hoc autem ego quod habui vobis totum dedi pro singulari sumendo gaudio. Valete felix. Datum Castroferreo secundo die festi beati Luce ewangeliste anno domini M^o CCCC^o LII^o.

14. Okt.

15. Okt.

19. Okt.

per vestrum capellanum

Jacobum prepositum Castriferrei
et canonicum ecclesie Jauriensis.

Außen: Magnificis viris dominis Ladislao et Pethew de Gerse alias comitibus Zaladiensibus, dominis et benefactoribus suis gratiosissimis⁹⁾.

Hexenprozesse in Kroatien.

Von Dr. Elisabeth Tarczai.

Wie in den meisten Ländern Europas, finden wir auch in der Geschichte Kroatiens diese Verirrungen der Urteilskraft menschlichen Geistes. Trotzdem aber Kroatien ein Nebenland Ungarns ist, unterscheidet sich die Auffassung, die Natur hiesiger Hexenprozesse bedeutend von denen Ungarns, welche Andr. Komáromy zusammenlas und in seinem Werke¹⁾ veröffentlichte. Mit weit größeren Beschuldigungen tritt man gegen die Hexen in Kroatien auf, als gegen diejenigen in Ungarn. Das Hexentum ist hier ganz anderer Art. Hier bekennt jede Hexe — wenn auch nur mit Hilfe der Tortur —, daß sie dem Teufel Treue geschworen, und daß sie mit ihren Kameradinnen auf ihren Zusammenkünften die höchsten Gottlosigkeiten verübten. Mehr Ähnlichkeit zeigen die Prozesse mit denen, die in gleichen Fällen in Deutschland geführt wurden, wo verdienstvolle Männer, so der Jesuit und Beichtvater Friedrich von Spe († 1635), Versuche machten, diesem Übel ein Ende zu bereiten. Dies gelang aber erst dem hoch-

⁹⁾ Original auf Papier, Verschuß zeigt Spuren eines grünen Wachssiegels. Archiv des Ungar. Nationalmuseums, Budapest.

¹⁾ A. Komáromy: Magyarországi boszorkány perock okleviltáres. Budapest 1910. Vgl. die Besprechung dieses Werkes: Ungarische Rundschau I, 1912, S. 177.

gelehrten Professor Christ. Thomasius aus Halle († 1728), ungefähr zur selben Zeit, als auch in Kroatien diesen Prozessen durch ein königliches Dekret Einhalt geboten wird. Die Ursache dieser Übereinstimmung der Anklagen und der Verfolgungsweise der Hexen in Kroatien mit denen in Deutschland fand Thalčić²⁾ in den engeren Verkehrsverbindungen der beiden Länder. Auch die übermäßige Grausamkeit bei der Anwendung der Tortur ist deutschem Einflusse zuzuschreiben.

Eine Unzahl von Akten dieser Prozesse, besonders Zeugenverhöre, sind auf unsere Zeit geblieben, Geständnisse, die oft sehr unfreiwillig und daher auch unwahr sind. Kroatische Gelehrte suchten sie aus dem Dunkel des Unbekanntseins hervor und veröffentlichten in verschiedenen Zeitschriften die Urkunden über die Hexenverfolgung in ihrem Vaterlande.

Beinahe jeder Prozeß, dessen Erinnerung uns erhalten und der Öffentlichkeit übergeben ist, wird gegen die Bewohner der Stadt Agram oder ihrer Umgebung geführt, und zwar vor dem Gerichtsstuhle des Agramer Kapitols oder vor den Richtern des Komitats. Doch es waren gewiß auch in den anderen Gegenden Kroatiens solche unglückliche Frauen verfolgt, nur sind die Akten darüber nicht erhalten oder noch nicht entdeckt worden. Im «Vjestnik» (Bd. X, S. 203) wird erwähnt, daß in den Jahren 1733/34 in der Turopolje (Campus montis Grecensis) viele solche Prozesse geführt wurden. In der Festung Lukavec nennt das Volk ein kleines, enges Gefängnis am Eckturme mit niederen Fenstern und Türen noch lange Zeit hindurch: «Copernički zatvor», d. h. Hexenkerker. Hieler hatten die Richter der Turopolje die der Hexerei beschuldigten Weiber während der Zeit des Verhörs einsperren lassen, und die Erinnerung dessen hat der Volksmund aufbewahrt³⁾.

Diese Prozesse sind aus verschiedenen Gesichtspunkten interessant. Denn außerdem, daß sie lebendige Zeugen der abergläubischen Seele des Volkes sind, geben sie ein treues Bild des Lebens der untersten Volksschichten damaliger Zeit, des Lebens der Leibeigenen. Sie zeigen uns auch, daß auch gute Grundherren zu finden waren, bei denen die Untertanen gegen die Verfolgungen Schutz zu suchen wagten, und grausame, herzlose, welche die unter ihrer Gewalt stehende Seele ohne Bedenken der Pein der Tortur auslieferten. Es ist aus ihnen auch das Gerichtswesen jener Zeit, die verschiedene Art der unmenschlichen Tortur ersichtlich. In den Zeugenverhören werden die gradski kmetovi, die Leibeigenen der Stadt, aufgezählt, und daraus erfahren wir, was für Gewerbe und Handel in der Stadt Agram damals gepflegt wurden.

Sogar die Leibeigenen der Geistlichen und der Klöster werden öfters der Hexerei beschuldigt; ein Zeuge dessen, daß auch in der Nähe und unter der Obhut der Kirche der Aberglauben feste Wurzel schlagen konnte.

Die älteste Aufzeichnung solcher Hexenprozesse hat Tkalčić veröffentlicht. In der «Starine» sind drei Urkunden aus den Jahren 1360, 1362 und 1379 erwähnt, die sich mit dieser Frage beschäftigen. Die erste ist am 17. März 1360 geschrieben und handelt bloß von «incantatrices», von heilenden Frauen, die zu ihrer Freisprechung sechs Zeugen zu stellen haben. Die zweite, vom 4. Februar 1362, spricht dasselbe Urteil über eine andere,

²⁾ Rad CIII.

³⁾ Laszowski: Poviest Turopolja.

Dragica genannte Frau von Agram aus; doch diese muß schon 12 Zeugen mitbringen und wird bei der zweiten Anklage verbrannt, «es instanti concoernabitur». Im Jahre 1379 müssen drei Frauen, jede mit 25 Zeugen, beweisen, daß sie niemals gezaubert haben. Wenn sie aber später bei ähnlicher Tat erlappt werden: «secundum iura civitatis puniuntur», d. h. werden sie dem Flammentode übergeben. Alle drei Urkunden veröffentlicht Tkalčić aus einem gleichzeitigen Richter-Notizbuche der Stadt Agram.

Aus dem Jahre 1432 besitzen wir einen diesbezüglichen Brief des Grafen Hermann Cillei, der damals Banus von Kroatien war. Den Brief schrieb er aus Samobor und er enthält eine Bevollmächtigung zur Verfolgung der mit Zaubersprüchen heilenden, weißen Frauen. Er gibt jedem Adeligen die Macht, den auf seinem Besitz gefundenen Frauen, «mulieres incantatrices et intoxicatrices», über die so oft Klagen aus dem Distrikt Marocha (Moravce, Komitat Agram) gehört werden, die verdiente Strafe erteilen zu können. Auch diese unschuldige Tat der Dorfweiber sucht man also zu strafen⁴). Dieses Heilen mit Sprüchen und Hausmitteln hatte sich damals schon sehr verbreitet. Den Beichtvätern werden Regeln erlassen, wie sie mit solchen Frauen zu verfahren haben. Solch ein Erlaß ist der aus dem Jahre 1452 stammende, in welchem alles Ähnliche, jeder Aberglaube als «težak greh smrtni», tödliche Schuld bezeichnet wird.

Für viel schuldiger und gefährlicher hielt man die wirklichen Hexen, die allgemein beschuldigt waren, daß sie zu ihrem eigenen Nutzen und zum Verderben ihrer Feinde oder überhaupt der Menschen mit dem Teufel Gemeinschaft halten. Bei jedem Prozesse ist diese Beschuldigung vorhanden. Auf Kreuzwegen, wo mehrere Wege zusammenlaufen, kommen diese Gehilfinnen des Teufels zusammen, um dort, oder im Winde auf einen anderen Ort fliegend, große Gastmähler, Gesang, «lusus, cantus, lantitiae et gaudia» zu halten. In der Oberstadt Agrams bekennt eine Frau bei der Tortur (im Jahre 1700), daß sie mit ihren Kameradinnen auf dem Feld bei Stenjevec um das Trivium gegen Podsused umhertanzen und «varii generis gaudia» treiben⁵). Ihre Bekannten rufen die Hexen mit süßen Worten, sie sollen mit ihnen gehen und ein frohes Leben führen. Eine Frau, als sie beim Vesperläuten durch die «Kamenita vrata» ging, rief die Wasser tragenden Mädchen an, ihr zu folgen, mit ihr zu halten, und verspricht ihnen ein angenehmes Leben⁶).

Außer dieser Verlockung ist es das Bereiten des Hagels, dessen sie in den meisten Fällen beschuldigt werden. Sie sammeln Asche, fliegen durch die Lut im Wirbelwinde auf Besenstielen den Bergen zu und, dort die Asche mit ihrer Zauberei zum Hagel verwandelnd, setzen sie sich wieder auf ihre Besen, um den Hagel in den Gegenden, wo ihre Feinde wohnen oder wo diese ihre Felder haben, auszustreuen. Oft stört sie in ihrer Arbeit das Geläute der Glocken. So spricht eine Hexe bei ihrer Tortur, daß sie mit ihren Freundinnen «na vlaškom brdu ober crkve sv. Jurja» Hagel bereiten wollte und zum Ausstreuen desselben eben in ihre Schürze griff, als unten die Glocke ertönte und der starke Klang ihr in ihrer Arbeit Einhalt gebot⁷). Die Saat verderben sie auch mit anderen Mitteln. Bei ihren Spaziergängen pflücken sie an den Hirsensfeldern die

⁴) Vjestnik VI, 18; auch Rad CIII und Starine XXV. ⁵) Vjestnik VI.

⁶) Starine XXV, 28. ⁷) Starine XXV, 71.

Ähren ab oder sie reißen den blühenden Roggenfeldern die Blüten ab, indem sie über diese fliegen, damit so die Saat zunichte werde. So taten z. B. zwei Leibeigene des Dominus Szaich im Dorfe Majkvoci. Ihren Feinden wissen die Hexen großen Schaden anzutun, und diese haben auch eine heilige Furcht vor ihren Praktiken. Eine Frau, als Hexe verufen, bat einen Leibeigenen aus Ozalj, ihr seine Ochsen zu leihen, damit sie ihr Feld bebaue. Doch der verweigerte ihr diese Bitte. Am anderen Tage fand er seine Ochsen tot liegen. Und es konnte einer noch von Glück sagen, wenn die Hexen nur an seinem Vieh ihre Rache kühlten. Denn meistens greifen sie die Gesundheit oder auch das Leben ihrer Gegner an. Wer ihnen Geld schuldet und die Schuld nicht bezahlen will, fühlt sich bald krank und der Frost schüttelt ihn, bis er zahlt oder das Weib bittet, ihn zu heilen. Eine Frau aus Vivodina, die Leibeigene der Frau Anna Jelachich, hat die Trauben im Weinberge eines Ozaljer Leibeigenen zugrunde gerichtet, weil dieser seinen Weingarten ihr nicht verkaufen wollte. Den Span, der, um die jährliche Gebühr einzunehmen, zu ihr kommt, überfällt eine Kälte, ein Fieber; das Kind des Grundherren, der den ihm gebührenden Teil von ihr fordert, wird ebenfalls krank, und die Hexe wird mit Bitten oder auch mit Drohungen aufgesucht, um dem Kranken die Gesundheit zurückzugeben. Sogar auf den eigenen Sohn zaubert eine Hexe Krankheit, weil dieser ihr während ihrer Abwesenheit ein paar Groschen gestohlen hat. Als nun dem jungen Bauer das Geheiß aus dem Herrenhause kam, er solle dem Grundherrn mit seiner Fuhre Wein holen, und seine Mutter dies erfuhr, schüttelte ihn das Frostfieber, noch bevor er vom Herrendienst zurückkehrte. Er gewann zwar seine Gesundheit wieder, als er deswegen beim Grundherrn Klage erhob, doch seitdem war kein Frieden mehr in seinem Hause. Seinen zwei kleinen Kindern, «die schon zum Viehhüten zu gebrauchen waren,» brachte sie nachher auch eine Krankheit bei, und sie starben auch daran. Einem Leibeigenen aus Vivodina verdarb sie die Kuh; sein Söhnchen aber, dem sie beim Pilzenlesen im Walde begegnete, ließ sie vom Fieber schütteln, weil sie selbst alle die Pilze aufzulesen wünschte. Dieselbe Krankheit befiel Stanislav Juretichs Leibeigenen, der als Span der Grundfrau Jellachich mit dem Leibeigenen Johann Farkas in ihr Haus kam, um daselbst Weizen, Speck und Käse — die sie vor der Verteilung verbarg — hervorzusuchen und in das Herrenhaus zu tragen. Einen anderen Präfekten, der ihr die Kuh wegjagte, behexte sie mit einer Ohrenkrankheit. Am 28. April 1749 bekennt vor dem Richter des Komitats Agram ein Anverwandter dieser Hexe, Petar Petrusa, der auch Leibeigener des Jellachich war, daß sie ihr gemeines Gut verteilen wollten, da hatte sie ihn bezaubert. Lange Zeit lag er krank darnieder, konnte auch seinem Herrn die schuldige Arbeit nicht leisten. Darum wurden ihm die Offiziale grimm und bedrohten die Frau mit ernster Strafe, falls sie ihn nicht wieder heile. Und er ward bald gesund und konnte arbeiten. Zur selben Zeit bezeugt eine andere Leibeigene des Jellachich, daß ihr Sohn auch krank liege, weil er drei Zwiebeln aus ihrem Garten stahl; ihren Bruder aber hatte dieselbe Hexe, als er ihr Kraut pflanzen half, an der Hand so stark gebissen, daß er 15 Tage lang deswegen litt.

Einige Hexen beschäftigen sich mit Heilung der Kranken. In Mondscheinächten in der Tiefe der Wälder suchen sie Kräuter und Wurzeln und mit

diesen heilen sie die Leute, welche sich an sie wenden. Einer solchen Frau, die als weise Frau allgemein bekannt war, läßt der Grundherr ihr Haus durchsuchen und man findet viele verschiedene Kräuter «*fila et fila filenca*» in ihrer Lade⁸⁾.

Eine andere Frau wird auch beschuldigt, daß sie den Menschen, Tieren, den Feldern, der Aussaat «*arte sua magica*» schade, die Weintrauben zugrunde richte, die Kühe verderbe und eine Krankheit auf ihre Feinde herniederschwöre. Man hielt sie sogar fähig, die Füße des Menschen wegzunehmen. Margareta Barić verteidigt sich gegen diese Anklage am 10. Juli 1698 in Agram. Sie wurde angeklagt, daß sie einen städtischen Leibeigenen Namens Bivol seines Fußes mit ihrer Hexerei beraubt hätte⁹⁾. Doch es geschieht auch, daß die Hexen während der Ausübung ihrer Zauberkünste selber Schaden leiden. Ein Beispiel dafür ist die unter dem Namen «*šepava Jelenka*» (d. h. die hinkende Jelenda), bekannte Hexe, eine Leibeigene der *domina Frater*: Diese hatte ihren Fuß jenseits der Säge an eine Buche angestoßen und gebrochen, als sie auf ihrem Besen über die Bäume flog. (Aus einem mit Tortur verbundenen Verhöre aus dem Jahre 1704 in Agram)¹⁰⁾.

Zu ihren Zaubereien bedienen sie sich auch der heiligen Hostie, welche sie aus der Kirche stehlen. Ihre Zusammenkünfte halten sie auch bei Kreuzbildern an Wegkreuzungen, bei Christus- und Mariabildern, als ob sie diese beschimpfen wollten. Der Teufel erscheint auch daselbst und ruft die Frauen zu sich, und die sich ihm ergeben, bezeichnet er mit einem Male. Bei den Verhören suchen die Henker auf den Körpern der Hexen nach solchen «*signa diabolica*», die für sichere Merkmale ihrer Schuld gehalten werden.

Auch Männer werden der Zauberei beschuldigt. So sagt ein Zeuge, daß der «*stari Pauliško*» ein Haupt-Hexenmeister sei. Er wohnte im Dorfe Kroariche und war der Leibeigene eines Geistlichen. Anfangs war er gottesfürchtig, doch einmal während der Predigt erschien ihm in der Kapuzinerkirche der Teufel, stand neben dem Pater Blasius, lächelte ihn an und rief und lockte ihn zu sich. Diesen Lockungen konnte er nicht widerstehen und ward «*najvekši poglavar*», der erste Meister der Hexen. (Verhör in Agram am 5. Mai 1699)¹¹⁾.

Auch die Zeugen klagen mehrere Bauern an. Bei einem Verhör am 13. Februar 1699 nennt eine Hexe den Knecht des Knez Ozulin aus Vilice ihren Kameraden. Am 6. Mai 1699 bei einer Tortur zeugt eine Hexe wieder gegen ihn¹²⁾. Ebenso verklagt im Agramer Kapitel eine Leibeigene, Bara Kramarić, während ihrer Tortur einen Leibeigenen aus Vilice. Im Jahre 1704 werden in einem Prozesse mehrere «*coloni parochi civitatis*» und «*Jesuitarum coloni*» genannt. In demselben Jahre erwähnt eine andere Hexe als ihren «*pajdač*» (Genossen), den Leibeigenen des Pfarrers, der ihr Hagel bereiten half. Eine ähnliche Klage erhebt Marg. Dedovka gegen einen anderen Leibeigenen des Pfarrers in Agram. Eben waren die beiden im Tuškanec bei der Bereitung eines Hagels geschäftig, als der Pfarrer, der, wie es scheint, von ihrer Absicht wußte, ihr Vorhaben vereitelte, indem er die Nebel im vornhinein bekreuzte¹³⁾. — Aus dem

⁸⁾ Vjestnik XIII, 42.

⁹⁾ Vjestnik IV.

¹⁰⁾ Starine XXV, 25.

¹¹⁾ Vjestnik V.

¹²⁾ Vjestnik VI.

¹³⁾ Starine XXV, 41.

Jahre 1738 sind uns Daten über die Tortur eines Mannes wegen Hexerei erhalten. Nikola Miljaković, ein Agramer, wird daselbst auf die Folter gespannt, weil er mit der heiligen Hostie zauberte. Am 5. Mai 1699 zählt ein Fleischhacker eine lange Reihe Frauen auf, die alle mit ihm zusammen dem Teufel dienen. Vor den Richtern des Komitats Varasdin wird ebenfalls ein Mann der Zauberei und des Mordes beschuldigt. Ein «subditus et colonus» der Witwe des Balthasár Jellachich klagt ihn an. Er hörte nämlich, wie der Erwähnte mit seinen Freunden verhandelte, wie sie besprachen, daß sie ihr Glück zu suchen auf einen Kreuzweg gehen werden. Er ging ihnen nach. Doch da es eben am heiligen Weihnachtsabend geschah, fürchtete er sich «vu takve svete noći», in so einer heiligen Nacht Böses zu verüben und kehrte nach Hause zurück. (Am 20. Mai 1729 in Krapina bei dem Verhör)¹⁴⁾. In einer Urkunde aus dem Jahre 1622 lesen wir wieder, daß in der «civitas montis Grecensis», d. h. in Agram in der Parochie des Apostels Markus vier Personen sich aufhalten, die mit dem Teufel im Bunde stehen. Drei von ihnen sind Frauen und der vierte, Jakob Jakobinić, ein Leibeigener aus Medwed, der neben der Kirche des heiligen Geistes wohnt¹⁵⁾. Auch mit Heilen durch Zauberei befaßten sich Männer. Andreas Kuchych, ein Leibeigener der Stadt Agram, bekennt, daß er die Heilkraft verschiedener Kräuter kenne, denn seine Mutter, die auch Kranke heilte, lehrte ihn diese Mittel kennen, und so verstehe er sich auch auf das Heilen. Darum wird er ins Gefängnis geschleppt. (Ein Verhör am 24. August 1651)¹⁶⁾.

Doch es verliert sich die Zahl der Hexenmeister neben der Unmasse Weiber, die in dem Rufe standen, ihre Seele dem Teufel verkauft zu haben.

Valvasor hatte aus dem Jahre 1685 aufgezeichnet¹⁷⁾, daß damals viele «Hexen und Unholde» in der Gegend Agrams verbrannt wurden, denn die Bauern beschuldigten sie wegen der Unfruchtbarkeit des Jahres, und sie leugneten auch nicht. So erbittert waren dadurch die dem Elend entgegensehenden Landleute, daß sie weder auf kirchliches, noch auf weltliches Urteil warteten; es war die Beschuldigung der einen gegen die anderen genügend, um sie durch den Feuertod hinzurichten. Ihre Tat mußten sie zwar später durch Poenitentz abbüßen, doch das gab den unseligen Frauen ihr Leben nicht mehr zurück. Zur selben Zeit strafte aber auch das Gericht einen Müller mit Gefängnis, der wegen allerlei Hexereien angeklagt war und angeblich einen Teufel auf seinem Boden erhängte¹⁸⁾.

Den Zaubereien und den mit dieser verbundenen bösen Taten wollen die Stände Kroatiens ein Ende machen und geben diesbezüglich im Jahre 1609—1625 verschiedene Verordnungen heraus. Es wird erlaubt, daß die Hexen jedermann verhaften dürfe, die Gefangenen aber dem Grundherren zuführen solle. Ihre Bestrafung ist deren Schuldigkeit «sub amissione patibularium». Im Jahre 1611 mußte es sogar von der Synode der Agramer Eulesie verordnet werden, daß die Geistlichen gegen diese Hexereien überall Predigten halten sollen. So groß war die Zahl dieser Frauen nur selbst in der Stadt Agram und ihrer Umgebung, daß Listen ihrer Namen verfertigt und in Evidenz gehalten werden mußten. Eine Hexe selbst hatte in ihrem Bekenntnis gesagt, daß ihrer so viele sind, daß wenn sie alle

¹⁴⁾ Starine XXV, 34.

¹⁵⁾ Starine XXV, 4.

¹⁶⁾ Starine XXV, 10.

¹⁷⁾ Valvasor: Ehre d. Hrzgt. Krains IV, 6.

¹⁸⁾ Auch Starine XXV, 24.

auf einmal zusammen kämen «bilo bi ih vech nego liszta i trave», d. h. sie wären mehr als Blätter und Grashalme¹⁹⁾. Zwei solche Listen veröffentlichte Bojničić aus dem Jahre 1699 im 5. Bande des Vjestnik. Auch hier bilden die Mehrzahl dieser «umlieres maleficae et sagae» die Leibeigenen. Es werden erwähnt «colonissa collegii Zagrebiensis allumnorum», «ex Bienik colonissa capitularis», «consors coloni Patrum Jessvitarum», eine «vidua colonissa civitatis» und «colonissa P. monialum». Dieser Unfug war also hauptsächlich in den Kreisen der armen Landleute verbreitet. Im Jahre 1629 wird in Agram ebenfalls gegen eine Leibeigene Prozeß geführt, weil sie der Gemahlin des Peter Erdödy «phyltra amatoria» gesendet²⁰⁾. Bei ihrem Verhöre nennt eine unglückliche Frau alle Leibeigenen des Dominus Szaich Hexen. Als sie zum zweiten Male verhört wird, reißt sie in ihrer Verzweiflung noch mehrere ins Verderben. Jede, deren Namen ihr einfiel, klagte sie verschiedener Zauberkünste, des Fliegens durch die Luft und ähnliche Hexentaten an²¹⁾.

Besonders viel Prozesse werden im Jahre 1699 vor dem Gerichte des Komitats Agram und viel Torturen am Kapitol geführt. So zahlreich und übertrieben sind die aufgezählten Beschuldigungen, daß an ihrer Wahrheit kaum zu glauben ist. Die Beweggründe zu solchen unwahrscheinlichen Bekenntnissen waren sicher sehr oft nur persönliche Feindseligkeiten, Antipathie oder die von der Qual der Tortur verursachte Verzweiflung. Die Leibeigene des Dominus Sztolnekovich, als sie verklagt wird, sagt auch vor den Richtern aus, daß die bezügliche Hexe bei ihrer Peinigung sie nur deshalb nannte, weil sie ihr böse sei, seitdem ihr Sohn einmal zwei Truthühner jener Frau gestohlen hatte. Der entsetzlichen Tortur konnte sie aber doch nicht aus dem Wege gehen²²⁾.

Auffallend ist, wie oft die Leibeigenen des Pfarrers aus Vilice der Hexerei beschuldigt vor dem Gerichte stehen. Dort mußte die Zauberei ein sehr allgemeines Übel sein, dem auch der Geistliche nicht vorbeugen konnte. Am 4. April 1699 nennt die Hexe Katharina Kozjak in Agram auch eine gewisse Jela, die Frau eines Leibeigenen des Pfarrers von Vilica als ihre Gehilfin. Ein Fleischhacker bekennt auch gegen dieselbe und noch drei Frauen aus Vilica als Hexen. Bara Kramavić beschuldigt während ihrer Tortur im Jahre 1699 wieder eine Frau aus «Nova Vilica» und eine «colonissa domini parochi civitatis xagrabiensis» und andere²³⁾.

Im Monate Mai des Jahres 1699 fällt beinahe auf jeden Tag ein Verhör vor dem Komitat oder am Kapitol. Ebenfalls hoch ist die Zahl dieser Hexenprozesse im Jahre 1704. Die längste Tortur ist vielleicht die, welche Margareta Krznar zu erleiden hatte, welche von einer Leibeigenen des Vizebanus Rauch verführt ward, als sie bei ihr in Brdovec auf Besuch war. Sie führte sie zu einem Bilde der heiligen Jungfrau Marie am Wegesrande. Dort trafen sie zwei Leibeigene des Barons Cikulini, die rohe Hirse aßen und dann begleiteten diese alle sie nach Agram zurück. Seitdem kann sie auch zaubern und pflegt auch Hagel zu bereiten. Darin hilft ihr «colonissa Petri Primosich»; sie bringt die Asche mit, welche sie Hagel zaubernd gegen Samobor ausstreuten. Eine andere Frau erzählt auch, wie sie Hexe geworden. Auf dem Heimwege geriet sie einmal in einen schrecklichen

¹⁹⁾ Vjestnik IV.²⁰⁾ Daselbst.²¹⁾ Daselbst.²²⁾ Starine XXV, 93.²³⁾ Starine XXV, 26.

Wirbelwind; von dem wird sie gepackt und in die Luft gehoben, wo sie sich mit Frauen umgeben sah. Sie flogen alle, lockten sie mit Versprechungen schöner Lebensweise und riefen sie mit sich. Da sie sich aber nicht frei machen konnte, wurde sie unwillkürlich auf den kleinen Berg, «prešna gorica» genannt, fortgetragen, wo sie dann zusammen tanzten und die Zeit lustig vertrieben. Seitdem ging sie auch selber hin. In demselben Jahre wird unter anderen gegen die leibeigenen Frauen der Jesuiten, des Pfarrers am Kapitel, gegen eine Leibeigene der Nonnen, gegen eine der Pauliner in Remete verhandelt. Die Gewohnheit dieser aller ist, daß sie im Wirbelwinde auf den Berg Medved fliegen, um dort dem Hexen-Sabatt beizuwohnen.

Damals glaubte man allgemein an die Macht der Hexen. Genug beweisen dies die zahlreichen Prozesse und Torturen. Selbst die Grundherren treten als Ankläger ihrer Leibeigenen gegen Hexerei auf, denn sie müssen auch deren schädliche Wirkung empfinden. Aus dem Jahre 1640 und 1747 veröffentlichen Thalčić und Bojničić die Anklage gegen Hexen zweier Advokaten und aus dem Jahre 1622 und 1757 die zweier Geistlichen. Im Jahre 1640 klagt ein Advokat zwei Leute aus dem Dorfe Jelenovec (neben Agram) an, daß sie ihre Nachbarin mit «diabolica ceremonia» in den Tod gejagt hätten. Die ganze Praktik wird da erzählt, höchst lächerlich und unglaublich, wie alle Beschuldigungen bei diesen Prozessen. Ein anderer Advokat im Comitatus Agram führt fünf Leibeigene vors Gericht. Als Zeuge wird ein Leibeigener des Vizebanus Rauch verhört. Er beschuldigt eine der Angeklagten, die Dienerin des Presbyters Sztolnekovich, daß sie ihm als Rache mit Krankheit drohe, weil er sie beim Abpflücken seiner Kirschbäume öfters überrascht und gescholten habe.

Im Jahre 1757 wendet sich der katholische Pfarrer aus Vrabce an den Obergespan und bittet ihn um Hilfe gegen die Hexen. Entsetzliche Erscheinungen, «horribiles apparationes», jagten seine Köchin und Haushälterin in den Tod. Und die jetzige Haushälterin meldete ihm auch verzeifelt, daß sie in dem Flusse hinter dem Pfarrhause die schreckliche Figur zweier Teufelsweiber sah, und dieses Bild jagte ihr, dem Kaplan und der ganzen Dienerschaft so große Furcht ein, daß sie die ganze Nacht hindurch keine Ruhe finden, «und wenn Gott nicht hilft, wird er und sein ganzes Hauswesen durch diese Boshheiten in den Tod gestürzt», sagt der fromme Geistliche. Er fleht den Obergespan an, er solle den Tod noch mehrerer Menschen verhindern²⁴).

Es finden sich aber unter den Hexen auch gutgesinnte Frauen, die ihre Macht zum Wohl ihrer Mitmenschen anwenden, wie z. B. eine Bauersfrau aus Cepina (Comitatus Veröcze). In der Zeit der verheerenden Pest heilt sie und gibt den Menschen die Gesundheit zurück. Deswegen wird sie im Jahre 1747 vor Gericht geladen. Doch niemand zeugt gegen sie, sie selber sagt auch, sie sei unschuldig, denn sie weiß, daß sie nur Nutzen brachte und niemand je schadete. Sie wird doch einer Tortur unterworfen und die Qual läßt sie bekennen, was sie nie getan. Sie wird zum Flammentode verurteilt, doch diese Strafe wird «gemildert». Dieser Milderung gemäß wird die Frau lebendig auf dem Scheiterhaufen angebunden, um den

²⁴) Vjestnik VI.

Hals hängt man ihr ein Säckchen voll Schießpulver, und so wird das Holz angezündet, damit sie schneller die Todesqual erleide²⁵⁾.

Es ist überhaupt eine unbeschreibliche Grausamkeit bei diesen Prozessen zu beobachten, wie das die Beschreibungen der Torturen zeigen. Im Jahre 1686 hat man arme Landleute wegen selbstwilligen Verbrennens der Hexen zu langer Poenitz verurteilt. Und der Flammentod war doch eine Wohltat für diese Unglücklichen in Hinsicht der qualvollen, fürchterlichen Peinigungen, denen das Gericht diese Frauen aussetzte. Kein Wunder, daß die Qualen auch die unschuldigste, einfachste Bauersfrau zum Geständnis ihres Hexentums zwang. Im Jahre 1751 beim Verhör einer Frau, als die Richter mit «*pollicum compressione*» den gewünschten Erfolg nicht erreichen konnten, kam die «*ocrea hispanica*» an die Reihe. Bei Anwendung dieser fließen die Namen der Mitschuldigen von ihren Lippen und die Herren Richter konnten zufrieden sein; jetzt hatten sie wieder eine Menge Namen auf der Liste, die alle vor Gericht zitiert werden konnten²⁶⁾. Jede, die ihre Schuld nicht bekennt, wird zum «*torturalis examen*» verurteilt und ihrer körperlichen Kraft gemäß zu mehr oder minder qualvollem Verhör angewiesen. Einige sterben nach der Tortur, andere können auch während der Leiden ihre Unschuld behaupten. Doch das Leugnen wird nicht als Beweis ihrer Unschuld betrachtet; trotzdem sie fortwährend zu leugnen vermochten, werden sie auch weiter im Kerker gehalten, und wenn sie sich dort von den Qualen erholten, zum zweiten Male «*horriboli torturae impositae*». Das wird auch mehreremal wiederholt. Die Torturen werden vor dem Komitat, doch meistens auf dem Kapitel und vor dem Bischof in Agram, wo die Gottesurteile dem Gesetze nach zu vollführen sind, ausgeführt. In der Gegenwart des Richters der Adelligen im Komitat Agram erleidet im Jahre 1749 eine Leibeigene des Jellachich eine lange Reihe von Peinigungen. Nach «*compressio pollicum*», «*ligatio manuum*» wird sie auf den «*equulens*» gesetzt, wo sie von früh 7 Uhr bis nachmittag 1 Uhr und nachmittag wieder bis 6 Uhr gelassen wird, und dann bekennt sie schon alles weitleufig. Auch «*ad claves*» pflegte man sie zu setzen. Das Urteil ist in den meisten Fällen der Flammentod; oft schlägt der Henker ihnen das Haupt ab, bevor sie zum Scheiterhaufen geschleppt werden.

Auch die Lehnsherren urteilten über ihre Leibeigenen. Wenn sie über eine ihrer Untergebenen hörten, daß sie im Rufe einer Hexe steht, hatten sie mit Ermahnungen angefangen, mit Bedrohungen fortgesetzt und wenn sie auch damit nichts erreichen konnten, war Gefängnis, Verurteilung, Tortur das Ende oder schickten sie die Gefangene an das Komitat. Denn die Hexen schonen auch ihre Herren nicht. Als Jellachich und seine Frau die Klagen ihrer Untertanen gegen eine böse Frau schon lange hörten und ihre schädlichen Taten sahen, ließen sie dieselbe gut durchprügeln. Doch jetzt wendet sich der Zorn der Hexe gegen sie und ihr Sohn erkrankt. Gleich wußten sie, wer das angerichtet, und sie zitierten die Frau vor sich in das Herrenhaus, wo schon Männer sie erwarteten mit dem Befehl, die Hexe in das Gefängnis des Kastells Ozalj zu schleppen, wenn sie das Kind nicht heile. Die böse Frau kam und als sie hörte, was sie im Falle ihrer Weigerung erwarte, ging sie zu dem Knaben und sprach ihm zu,

²⁵⁾ Vjestnik II, 234.

²⁶⁾ Starine XXV, 73.

daß er sich nicht fürchten solle, und gab ihm irgendein schwarzes Brot, wovon das Kind mit Begierde aß, während es vorher auch «schönes Brot und gutes Essen» nicht annehmen wollte. Er ward auch gesund und der Frau gab der Grundherr ihre Freiheit zurück. Schließlich kam sie aber doch vor Gericht, wo die Richter mit langwährender Tortur ihre jahrelang geübten Bosheiten straftan.

Auch in Pesarjevo auf dem Gute des Dominus Petkovich lebt eine Hexe; diese ließ der Grundherr durch den Gutsverwalter und den Forstmann verhaften und «in fero dominali castelli Brkunjevec» verhören²⁷⁾. Diese Offizialen hatten mit diesen Frauen auch viel Plage, denn indem sie den Befehl ihrer Herren ausführten, erzürnten sie sie und sie rächen sich an ihnen. Im Samobor werden eine Bürgerin und zwei «subdiate dominales» als Hexen verhört, und zwar vor dem gemeinsamen Stuhle der Stadt und des Grundherren Jos. Ant. Auerspergh. Dieser Prozeß wird im Jahre 1741 geführt, und obzwar die Frau sich unschuldig fühlt, wird sie den Händen des Henkers ausgeliefert, der wirklich «tria signa diabolica» an ihr findet und so wird sie der Tortur übergeben. Die andere «subdita» wird «propter tam enormia scelera et flagitia» zum Schwerttode und dann zum Flammentode verurteilt²⁸⁾.

Als die Kunde dieser überaus grausamen Prozesse zu den Ohren der Königin Maria Theresia gelangte, änderte sich die Lage. Denn die Königin glaubt nicht an Hexereien und um sich einen überzeugenden Beweis zu verschaffen, will sie einem Verhör als Augenzeuge beiwohnen, denn es sei unmöglich, daß bei den vielen Prozessen keine Ungerechtigkeit, keine Unbill geschehe. Sie beauftragt deshalb den Banus von Kroatien, den Grafen Karl Batthányi, er solle der Sache nachforschen. Der Banus hielt sich aber damals in Wien auf und schrieb deshalb an seinen Statthalter, den Grafen Ludwig Erdödy, was die Königin in ihrem Befehle aus dem Jahre 1750 wünsche. Erdödy befiehlt dem Vizebanus Rauch, über die für das Jahr 1750 in Agram bestimmten Prozesse Abschriften verfertigen zu lassen und diese dem Banus zuschicken, da die Königin den wirklichen Grund dieser übermäßigen Hexenverfolgung persönlich zu erfahren wünsche. Rauch folgt diesem Aufrufe. In den in der Starine und Vjestnik veröffentlichten Prozeßurkunden fehlen aber eben diese beiden aus dem Jahre 1750.

Der Erfolg konnte den Wünschen der Königin nicht sehr entsprechen, denn im Jahre 1752 richtet der Banus Graf Karl Batthányi seinen Brief aus Wien jetzt schon direkt an den Vizebanus und fragt ihn, ob in Kroatien wirklich die Zahl der Hexen so bedeutend sei? Jetzt laufen also die Hexenprozesse nicht ohne jede Revision ab. Im Jahre 1756 wird in der Sitzung der Komitate Agram und Körös gegen vier Stubcaer Bauern, die eine Frau aus dem Dorfe ihrer eigenen Gutachtung gemäß verbrannten, ein strenges Urteil gebracht. Vor dem Volke auf dem Platze zu Stubica werden alle viere an ihrer Stirne gebrandmarkt und die drei Schuldigeren werden dazu noch mit Prügeln «plano numero» gestraft.

Eine andere Urkunde befaßt sich auch mit dem Prozeß gegen einen Leibeigenen wegen Verbrennens einer Stubicaer Frau. Als die Richter seine Tat erfuhren, verurteilten sie ihn «pro scandaloso et minimum tumultuario incenso infelicis mulieris». Vier Augenzeugen berichten, daß der

²⁷⁾ Starine XXV, 60, 94.

²⁸⁾ Vjestnik XIII, 42.

Angeklagte die unglückliche Frau zum Scheiterhaufen schleppte und als sie entlaufen wollte und fiel, sie ergriff, zusammenband und mit Hilfe des Seiles auf den Scheiterhaufen hob. Als der am meisten Schuldige wird er verurteilt: der Henker solle ihn enthaupten und seinen Kopf auf dem Orte seiner verübten Schuld auf den Pfahl stecken, seinen Körper aber im Rad zerbrechen. Alle diese grausamen Strafen werden als abschreckende Beispiele durchgeführt, woraus ersichtlich ist, wie überaus verbreitet die Verfolgung der Hexen war, aber auch eine wie gründliche Methode das Gericht angewendete, um dieser Entartung in der Ausübung menschlicher Macht endlich ein Ende zu machen.

Am 26. April 1756 erschien das Gesetz, daß die Urteile, welche in Hexenprozessen gebracht werden, vor der Vollstreckung dem Banus und durch ihm der Königin zu unterbreiten sind und ihr Gutheißsen zu erwarten ist. Im Jahre 1758 aber hat die Königin mit ihrem 14. Reskript der Hexenverfolgung in Kroatien ein Ende gemacht²⁹⁾. Zu diesem Entschlusse bewegte sie der Brief von Swieten, ihres holländischen Leibarztes und des Direktors des Medizinalwesens in ihren Staaten. Seit dem Jahre 1758 mußte man nämlich nicht nur die Einwilligung der Königin erbitten, bevor ein Todesurteil vollzogen wurde, sondern die Verurteilten mußten auch selbst nach Wien gesendet werden. Die Königin, die die Ursache dieses Hexerwesens richtig erkannte und in den Bereich der Krankheiten verwies, bat von Swieten, die Hexen zu untersuchen. Am 22. April 1758 fällt man in Körös wieder ein Todesurteil. Am 12. Juli desselben Jahres kam die erwähnte Verordnung Maria Theresiens, daß die Hexen nach Wien zu überbringen sind. So kam auch die in Körös verurteilte Hexe Margareta Logimer nach Wien. In seinem interessanten Briefe berichtet von Swieten spottenden Tones von dem Resultat seiner Untersuchungen. Er leugnet, daß die Zaubereien, die da erzählt werden, etwas Übernatürliches an sich hätten, leugnet einfach, daß Hexen existierten; spottet der einfältigen Behauptungen der Zeugen, spottet der Richter, die ihnen Glauben schenken und bemerkt, daß in Kroatien niemand Fieber haben könne, ohne in den Ruf der Behextheit zu kommen. Mit seinem Briefe überzeugt er auch die Königin, die jetzt ihr Verbot der Hexenverfolgung erließ. Auch die im Gefängnis schmachtende Hexe Logimer wird freigelassen, nach Hause gesendet und den dortigen Behörden befohlen, daß ihr «tute et secure degere permittatur»³⁰⁾.

So fand die unmenschliche Verfolgung, die jahrhundertlang gedauert hat, ein Ende. Es kann ja sein, daß bei diesen Prozessen viele böse Frauen (aber keine Hexen) mit verdienter Strafe gestraft wurden, doch es ist auch sicher, daß viele, sehr viele wegen der Ansichten des Zeitalters, wegen des Aberglaubens und des bösen Willens ihrer Mitmenschen unschuldig duldeten. Der kroatische Geschichtsschreiber Tkalčić nennt diese Prozesse ein «tužanprilog kulturnoga tadanjega stanja naše domovine», einen traurigen Beleg für den damaligen Kulturzustand in seinem Vaterlande und findet einen Trost nur darin, daß der menschliche Verstand von dieser Verblendung auch in aufgeklärteren Ländern des Westens sich lange nicht befreien konnte.

²⁹⁾ Starine XXV, 101.

³⁰⁾ Komáromy a. a. O. S. 642.

Die Sage vom Wunderhirsch bei den Byzantinern¹⁾.

Die Hunnen fanden sich nach ihrem Einbruche in Europa zuerst dem oströmischen Reiche gegenüber, mit welchem sie auch später während ihres kurzen europäischen Aufenthaltes in regem diplomatischem Verkehr blieben. Auf Byzanz und die morgenländische Welt hat Attila mit seinem Volke eine dauernde sagenhafte Wirkung natürlich nicht ausgeübt. Seine verhängnisvolle Brautnacht verhinderte die Ausführung seiner großen Pläne, auch die endgiltige Abrechnung mit Byzanz, so daß das Reich — von ein, zwei Einbrüchen abgesehen — nicht einmal nachhaltige Eindrücke blutiger Kämpfe oder großer Verwüstungen empfing. Die Hunnensagen sind aber eben nach solchen Erscheinungen als Niederschlag historischer Ereignisse entstanden. Immerhin verdanken wir die ersten Nachrichten über die Hunnen byzantinischen Berichten, welche verlässlicher sind, als die gleichzeitigen, übrigens wortkargen lateinischen Quellen. So vor allem ist das Geschichtswerk eines Zeitgenossen Attilas, des Priskos Rhetor, das verlässlichste über die Hunnen in den Jahren 433—474 — uns leider nur in den Auszügen einiger griechischer Schriftsteller und des Jordanes, sowie in den Sammlungen des Kaisers Konstantinos Porphyrogenetos erhalten. Doch ist ein Versuch der Rekonstruktion des ursprünglichen Werkes auch aus den spärlichen Bruchstücken möglich; es werden aus diesen historischen Aufzeichnungen die ersten Anfänge der Hunnensagen in der Zeit Attilas erkennbar, wovon der spätere Zuwachs zu unterscheiden sein wird.

In die ältesten hunnischen Traditionen mischen sich zweifellos Elemente verschiedenster Herkunft. Ein Teil stammt noch aus der Zeit Attilas; Priskos Rhetor hörte bereits einen Gesang zur Verherrlichung des großen Königs, dessen Gestalt schon von seinen eigenen Leuten mit farbigen, anekdotenartigen oder märchenhaften Erzählungen umwoben wurde. So anekdotenhaft ist z. B. auch die, schon bei Priskos verzeichnete Storchengeschichte von Aquileja, ein sehr verbreiteter Sagentypus ist «Gottes Schwert» und die Sage vom Wunderhirsch. Ihre Ausgestaltung schon zu Attilas Lebzeiten beweist, daß sie nur die Applikation alter Motive sind. Die Hindsage taucht schon vor Priskos auf und unterscheidet sich von den anderen darin, daß sie sich nicht an Attilas Person knüpft, sondern auf die wichtigste Episode vor Attila, auf den Einbruch nach Europa Bezug hat. Aus der Vorgeschichte wissen wir wenig. Man vermutete die Hunnen am Kaspischen Meere und hörte auch Gerüchte über Völkerströme in den südrussischen Ebenen; lange waren sie östlich vom See Maeotis ansässig, übersetzten 375 diesen und besiegten die westlich vom See wohnenden Goten, welche, sich auf römisches Gebiet flüchtend, Nachricht von dem plötzlich auftauchenden, wilden Feinde brachten. Damit erhob sich das hunnische Volk aus dem Dunkel der Namenlosigkeit, um der Schrecken der ganzen gebildeten Welt zu werden, und trat in den Interessenkreis der Byzantiner. Die erste Aufzeichnung des Kirchenhistorikers Sozomenos (439—450) erzählt das unerwartete Erscheinen der Hunnen und ihren Sieg über die Goten in Verbindung mit der Bekehrung

¹⁾ Gründliche ungarische Dissertation von Julius Moravcsik. 1914, 20 S.

der letzteren zum Christentum. «Dieses Volk (nämlich die Hunnen) war, wie behauptet wird, vordem den Thrakern am Ister, ja sogar auch den Goten selbst unbekannt. Sie wohnten neben einander, ohne es zu wissen, denn — weil ein großer See sich zwischen ihnen ausbreitete, — glaubte jeder, daß bei seinem Wohnsitz das Festland aufhöre, darüber hinaus aber nichts mehr sei, außer unwegsames Meerwasser. Es begab sich aber, daß eine von einer Bremse verfolgte Kuh durch den See kam; der Hirte war ihr gefolgt und als dieser das andere Ufer erblickt hatte, machte er seinen Leuten davon Mitteilung. Andere wieder erzählen, eine sich flüchtende Hinde habe den vom Wasser bedeckten Weg den hunnischen Jägern gezeigt. Nachdem diese die fruchtbare Gegend mit dem gemäßigteren Klima bewundert hatten, kehrten sie heim und berichteten dem Fürsten ihres Volkes über das Gesehene. Anfangs versuchten sie den Angriff auf die Goten mit wenig Kriegern, später aber führten sie ihre ganze Macht gegen sie, überwandten sie im Kampfe und eroberten ihr ganzes Gebiet.»

Nach der einen Variante verriet also eine von einer Bremse verfolgte Kuh die Furt in der Maeotis. Das Attribut, wie der Ort weisen auf einen griechischen Mythos, die Iosage hin, welche im Altertum sehr verbreitet und von Aischylos auch in seinen «Prometheus» verwebt war. Zeus verwandelt die Geliebte, um sie vor dem Zorn der eifersüchtigen Here zu schützen, in eine Kuh; doch die Göttin ruht nicht, sie bestellt Argos zum Aufseher und nachdem dieser von Hermes getötet worden, schickt sie die Bremse, welche Io ohne Unterlaß verfolgt. Auf der Flucht gelangt sie zum thrakischen Bosphorus und schwimmt hinüber (woher griechische Schriftsteller auch den Namen ableiten: (βόδος πόρος); weiter wandernd erreicht sie Skythien, dann die Maeotis und kommt auch über den kimmerischen Bosphorus. — Die andere Variante («andere wieder erzählen») gibt die bekante Sage vom Wunderhirsch, deren erste Aufzeichnung uns eben hier erhalten ist.

Woher nahm der Schriftsteller des 5. Jahrhunderts die Sage? Der Übergang: «andere wieder erzählen» läßt auf mündliche Tradition schließen, doch wissen wir, daß seine Quelle das große Geschichtswerk des Eunapios war, welcher eingestandenermaßen zum großen Teil nach der mündlichen Überlieferung arbeitete. Er war um 366 in seine kleinasiatische Heimat zurückgekehrt, welche 395 von den Hunnen verwüstet wurde (Galatien, Kappadokien, Kilikien, Armenien, Mesopotamien, Syrien); auch Hieronymos konnte sich' nur durch eilige Flucht zu Schiffe retten und damals mochte Eunapios über die Hunnen genaue Kenntnis gesammelt haben. Auch Zosimos hält sich an ihn: «Indessen wurden die jenseits des Isters wohnenden Skythen-Völker von einem plötzlich auftauchenden, früher unbekanntem Barbarenstamm angegriffen, welchen man Hunnen zu nennen pflegt; möglicherweise bezieht dieser Name auf die königlichen Skythen oder auf die stumpfnasigen, schwachen Menschen, welche nach Herodot am Ister wohnen, es ist aber auch möglich, daß sie aus Asien nach Europa gekommen sind. Denn ich fand auch geschrieben, daß der Kimmerische Bosphorus, welchen der Schlamm des Tanais zu einem festen Boden umwandelte, es ihnen ermöglicht hat, aus Asien zu Fuß nach Europa zu gelangen.» Die Wunderhirschsage ist hier, wie — Sozomenos ausgenommen — auch bei den anderen zeitgenössischen Schriftstellern

nicht erwähnt. — Ein Jahrhundert nach Sozomenos erscheint die Sage bei Prokopios (554) und Jordanes (551), die voneinander vollkommen unabhängig, doch aus gemeinschaftlicher Quelle gearbeitet haben, welche offenbar Priskos Rhetor war (Jordanes sagt geradezu: ut Priscus historicus refert). Gleichfalls nach Priskos erzählen beide Historiker die an die Belagerung von Aquileja anknüpfende Sage vom Storch, Jordanes beruft sich auf ihn bei der Begegnung Papst Leos und Attilas; beide haben uns einen Teil des Feldzuges in Italien aufbewahrt und so läßt sich mit Bestimmtheit annehmen, daß auch die Sage vom Wunderhirsch in dem verlorenen Werke des Priskos Rhetor enthalten war. Weiterhin wird sie noch vom unmittelbaren Nachfolger des Prokopios, Agathias erzählt.

Noch einmal taucht die Sage bei den byzantinischen Chronisten des 10. und 11. Jahrhunderts auf, jedoch in bereits sehr entstellter Form. Leon Grammatikus erkennt die Konturen entfernt liegender Ereignisse nicht mehr und mißversteht seine Quelle. Im 14. Jahrhundert gibt Nikephoros Kallistos Xanthopulos in seiner Kirchengeschichte nur den etwas umgearbeiteten Text des ersten Aufzeichners Sozomenos. Nach dem 11. Jahrhundert waren die Byzantiner durch ihre, von Kämpfen durchtobte, dem Verfall zueilende Zeit zu sehr in Anspruch genommen, um sich für längstvergangene Ereignisse oder gar für die Hunnensage zu interessieren.

Wie die lange Reihe der Byzantiner ihre hunnischen Kenntnisse aus Priskos schöpfte, so war den lateinischen Schriftstellern des Mittelalters Jordanes die authentischste Quelle: Widukind, Sigebertus Gemblacensis, Gotifredus Viterbiensis, Vicentius Bellocensis u. a. — und dazu noch, wenn auch nicht unmittelbar, die ungarischen Chroniken, die der Verfasser genau bespricht, — alles nur treue Kopien des Jordanes. Und findet sich auch hier und da ein neuer, origineller Zug, so verrät er nicht die Wirkung der sagenschaffenden Volksvorstellung, sondern den subjektiven Geschmack des Chronisten, ist also sagengeschichtlich wertlos.

Karl Heinrich.

Kleine Beiträge zur deutschen Literatur.

Boeners «Rennbahn der Ehren» (1688).

Von Dr. Josef Trostler in Temesvár.

Der siegreiche Feldzug wider die Türken, der mit dem Entsatz der Stadt Wien (1683) begonnen, mit dem Friedensschluß von 1699 einen vorläufigen Abschluß gefunden und zur endgültigen Befreiung Ungarns vom Türkenjoch geführt hatte, ging als ein bedeutsames Denkmal deutsch-ungarischer Waffenbrüderschaft auch literarisch nicht völlig spurlos vorüber. Die Niederlage der Türken vor Wien lockt in deutscher, lateinischer, französischer, englischer, spanischer und holländischer Sprache wiederholt zu dichterischer Bearbeitung, und das Schicksal Kara Mustaphas macht den Weg durch die meisten Bühnen Europas. Endlos ist die Reihe italienischer Sonette (Messerini, *Sonetti piacevoli*. Firenze, 1686), Kanzoneen und Terzinen (*Allegrezze fatte in Roma per la presa della Real Città di Bvda dal Caporal Gwrgia con ridizolosi Sonetti*. Roma [1686]), in denen der Entsatz Wiens und die Erstürmung Budas (Ofen) gefeiert wird, und Vincenzo Filicaias Gedicht (*Per la Vittoria degl. Imperiali e Polacchi sopra l'Esercito Turchesco*... Firenze. 1684) hat noch Macaulay ins Englische übersetzt. Die erfolgreichen Waffentaten, welche dem Rückzug der Türken auf dem Fuße folgen, werden dem deutschen Publikum nicht bloß durch skizzenhafte Zeitungsberichte vermittelt, sondern oft auch mit der kunstlosen, aber bewährten Technik des älteren historischen Liedes in Versen festgehalten. G. Andreas Störinger besingt mit rhetorischem Überschwang die Eroberung der Festung Párkány (Der Sieg prangende Hannibal / wieder die Saracenischen Wutten / Leopold / Alss der Hoch- und Wohlgebohrne Graf und Herr / Herr Gottlieb... von Windischgrätz... Nach glücklichster Entsetzung der Käyserl. Residentz-Stadt Wienn / wegen bald darauf erfolgter tapferer Eroberung der berühmten Vestung Paracan.. in des Heil: Reichs Freyen Stadt Regenspurg 18. oct. 1683. öffentliche Danck und Freuden-Bezeugungen anordnen und halten lassen. Regensburg. 1683). Ein bisher unbekanntes Ballet (Die wider den Erbfeind von Christlichen Potentaten glücklich geführten Krieges-Waffen / Und / Die dannhero in allen Ständen erwachsene höchste Freude / In einem Freuden-Ballet Auff der Hoch-Fürstlichen Julius-Universität den 23. Novembris A. 1685 vorgestellt unter der Direction Mons. La Marchen, von dessen innen benamhten Scholaren. Helmstädt. s. A. [1685. Kgl. Bib. Berlin. Bibl. Dieziana 2385, Nr. 22]) verherrlicht den Kaiser Leopold als den Befreier Ungarns mit französisierender Galanterie, wirrt in vierzehn Szenen Türken, Christen, Fechtmeister, Bauern und Bäuerinnen, mythologische Gestalten, Hirten und Juden, Jäger und Jägerinnen und Mohren bunt durcheinander und bedient sich auch des Dialektes, als eines wirkungsvollen und dem XVII. Jahrhundert geläufigen Stilmittels (vgl. VII. 2.). Der Schlesier J. K.

Feige erzählt in bewußtem, aber unbeholfenem Wetteifer mit Tasso¹⁾, der ihm aus der Übersetzung Dietrichs von dem Werder bekannt war, die Ereignisse bis zum Jahre 1684 (Adlers-Krafft / Oder Europäischer Heldenkern . . . Wien 1685), und der Romanschriftsteller Ziegler begrüßt pathetisch die Heimkehr des Kurfürsten von Sachsen aus dem ungarischen Feldzug (Die Über ihr doppeltes Glück jauchzende Elbe / Bey der höchst-erfreulicher und glorieuser Wiederkunfft aus der gefährlichen Ungarischen Campagne Sr. Chufürstl. Durchl. zu Sachsen / Unsers gnädigstenn Herrnnns . . . Wurde aus unterthänigster Freudenbezeugung aufgeführt von H[einrich] A[nshelm] V[on] Z[iegler] V[nd] K[liphausen] Leipzig 1696).

Einen modisch ausgebauten Ehrensaal errichtet der Nürnberger Kunsthändler und Literat J. A. Boener in seiner Renn-Bahn der Ehren (Auf welcher Fünf und Zwanzig unvergleichliche Helden / Die unter denen Großmächtig- und unüberwindlichsten dem Römischen Kaiser Leopold / und König in Hungarn Joseph / streitende ein unsterbliches Lob erfochten / alle nach der besten Gleichheit ihrer Bildnisse auf allzeit geänderten Pferd-Stellungen anzuschauen fürgestellt und verlegt von Joh. Alex. Boener, Kunsthändler in Nürnberg, und mit hochteutschen Lobgebäuden umwunden von S. F. Nürnberg 1688) den Helden der Befreiungskriege. Der zweite Teil des Bändchens enthält auf 29 Seiten Bildnisse von Fürsten und Feldherren, welche, zeitgenössischen Flugblättern und Sammelwerken entlehnt, nicht unähnlich den Magyarenporträts in Brentanos Novelle, «nur noch individueller Strichlein bedürfen». Sie sind einander typisch verwandt. In voller Rüstung, geschmückt mit den Abzeichen militärischer Würde, sitzen sie steif und gespreizt auf ihren Rossen. Mut und Tapferkeit blüht ihnen aus den Augen, aber die barocke Pose läßt ihre Bewegung zur Unbeweglichkeit erstarren. Pulverdampf verdunkelt, geometrisch geordnete Heersäulen bevölkern den weiten Hintergrund. Der erläuternde Text in Versen übersetzt die bildlichen Darstellungen mit allem Beiwerk und erstarrten Zieraten in Worte. Die Waffen werden durch Epitheta und Bilder ersetzt. Anschaulichkeit ist diesen Allgemeinheiten ebensowenig eigen, wie den fahlen Stichen des zweiten Teiles. Wortspiele schlängeln sich durch die Zeilen, ungarische Worte und Städtenamen laufen dem Dichter wieder-

¹⁾ Vgl. besonders den Eingang:

Musa, die du führst / am Berge Helicone,
 Vmb deine schöne Stirn / ein helle guldne Krone /
 Vnd auch gantz vnverwelckt / ein schönen Lorbeerkrantz /
 Der jederzeit beschämt / den schönen Sternenglantz /
 Gib Klarheit meinem Hertz / und leite meine Sinnen /
 Dass ich die Wahrheit kan / mit Worten ziern hierinnen /
 Du weist das sich dahin / am meisten söhnt die Welt /
 Wann nur die Wahrheit ist / in Reimen wohlgestelt:
 Wann man die Süßigkeit / am besten ihr einschencket /
 So hat sie ihren Feindt / auch oft zu sich gelencket.
 Man zeigt also auch / dem krancken Kinde Gelt /
 Vnd zugleich jhm auch für / ein solchen Becher hält;
 Dess rant mit süßem Safft gemischt / vnd es so träncket /
 Dass dieses Zucker sey / das krancke Kind bedencket;
 Demnach betrogen trinckt / es den so bittern Safft /
 Vnd so bekomt es durch / die List ein Lebens-Krafft . . .

holt unter die Feder. Anspielungen auf Ungarn und ungarisches Heldentum begegnet man auf Schritt und Tritt. Das ganze, Text und Illustration, stellt kulturhistorisch ein nicht uninteressantes Denkmal des auf pathetischen Überschwang gestimmten Zeitgeistes dar, und hat gewiß zur Steigerung dieses pompös dahindrauschenden Pathos selbst wesentlich beigetragen. Unser Interesse aber gilt in erster Reihe jenen Gedichten, welche über den Kreis konventioneller Allgemeinheiten hinaus auf Ungarn unmittelbar Bezug nehmen. «Joseph König in Hungarn» (S. 4) eröffnet ihre Reihe. Reminiszenzen an den biblischen Josef werden darin zu einem Lobgedicht erweitert:

So sieht der König aus von Leopoldens Lenden:
 Ein Sohn/der Vatter soll zu vielen Ländern seyn:
 Ein Joseph/der sein Reich wird/wie den Speicher wenden:
 Der Menschen/Feld und Gold/zieht/für die Körner ein.
 Nun soll der Hungarn Ochs in fetten Auen tretten/
 man seh die Hunger-Küh/auch durch Gesichte nicht!
 Nun werden tief-gebückt der Barbarn Garben beten:
 Weil Josephs Aehren-Band von Gott ist aufgericht.
 Der lass Ihm an Verstand/des Vatters Ruhm erstreben;
 Zwar sieht der Adler Sohn die Sonn schon munter an:
 Und schliest man leicht voraus/wie hoch er sich werd heben/
 Aus dem was Er geredt/und was er schon gethan.
 Drum gönne Gott uns lang der Frommen Gnadenwedel!
 Er wärme/wer sein Liecht mit stiller Treu verehrt!
 Es spalt sein Pusikan der Scythen starren Schedel,
 Sein Grimm sey wie/ein Feur der alle Feind verzehrt...

Dem Kurfürsten Maximilian von Bayern gilt das folgende Gedicht:

Maximilian Emanuel/Churfürst in Bairen (S. 6).

Druck Clio in dein Buch mit Diamantnen Lettern
 Den Helden/der ein Reis vom alten Bojen Stamm;
 Grab einen Marmel aus/der nicht sei zu zerschmettern
 Schreib/was nicht löschen kan der Zeiten nasser Schwamm;
 Sag Maximilian/der Türken scharfe Geisel/
 Erwies in höchster Noth dem Kaiser seine Treu/
 Entsetzte Wien/gewann mit Sturm-Gewalt Neuhäusel²⁾
 Und legt dem Ungerland sein vestes Ofen bey.
 Ihn sah/als er zuerst erstieg des Schlosses Werke
 der mächtige Entsatz der Barbarn seuffzend an.
 Daher entsetzte sich der Feind ob seiner Stärke.
 bis Mohaz³⁾ gar erwies/dass nichts bestehen kan.
 Kurz: Ich will seinem Ruhm nur in drei Zeilen binden:
 Es zeugt die Christenheit vom Grund getreuer Seel:
 Wird sich zu einer Schlacht der Held aus Bairen finden/
 So ist auch Gott dabey: er heist Emanuel.

²⁾ Neuhäusel (Ěrsekujvár) wurde am 16. August 1685 erobert.

³⁾ Die zweite Schlacht bei Mohács fand am 12. August 1687 statt.

In ähnlicher Weise wird des Kommandanten von Érsekújvár, Robert Graf zu Aspremont (1643—1690), gedacht (S. 8), und Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden, der an der Schlacht am Kahlenberge teilgenommen, Visegrád 1684 erobert, sich bei der Einnahme Budas hervorgetan und die Schlacht bei Mohács entschieden hatte, verherrlicht (S. 10). Es folgen die «dii minorum gentium». Hier soll nur ein Gedicht auf Aeneas Sylvius Caprara, einen Verwandten Montecuccolis, erwähnt werden (S. 13). Zu lebhafteren Versen begeistert der Erstürmer Szolnok und der Sieger von Szeged (vgl. Wurzbach, 17 [1867], S. 395), Peter Mercy (S. 18):

Peter Ernst de Mercy.

Es bleibet die Gefahr doch eine von den Steinen /
 an denen man zur Prob die wahre Tugend streicht.
 Sie ist das Feuer / dadurch des Goldes Werth und Scheinen
 bewährt gesteigert wird / und höhern Glanz erreicht.
 Hier diesen hat die Noth gar oft zur Prob bestrichen /
 das Feuer zu einem Stern der deutschen Welt gemacht
 für dem das Monden-Licht der Thracier erblichen /
 der unsre Sonn beschützt für Finsternuss und Nacht.
 Wie oft hat nicht der Türk*) Barmherzigkeit geschryen /
 die dieses Helden Nahm / nicht seine Scheide / trug
 Wien wies / wie stark vor Ihm die leichte Barbarn fliehen:
 Ihn segnet Segedin / da er so glücklich schlug /
 und zwar mit schlechter Macht / doch mächtig an den Wagen /
 das aber wohl vollzog ein tugendhafter Rank.
 Drum Mercy! lass / dass wir die kühne Wahrheit sagen:
 Du heissest an Gefahr ein andrer**) Theuerdank.
 [*] »Crier mercy.« **) Wie Maximilian oder von Mercy.]

Reicher an ungarischen Beziehungen ist das dem Banus von Kroatien, Joh. Karl Pálffy, gewidmete Lobgedicht (S. 20).

Johann Carl Palphi von Erdödi Ban in Croaten.

Der Ban / der manche Bahn / in Königreich Croaten /
 mit Aschen überstreut / mit Türken-Blut gefärbt:
 Hat durch den Spalt des Schwerds / ein Merkmal seiner Thaten /
 mit roht vergossnem Saft / auf ihren Hals gekerbt.
 So viel er streich gethan / so viel zählt er auch Siege /
 Davon so Sau und Drau / als Unna / Zeugen sind.
 So mancher Rauch bisher aus Feindes Schlössern stiege /
 So manches Ehren-Licht hat er sich angezündt.
 Es führt der Ban sein Amt nicht nur weil er die Fahnen
 am Wahltag Hungarlands / vor seinem König trägt:
 vielmehr / weil zu der Ehr Gefahr den Weg muss bahnen /
 in dem so / Feind als Luft nach offenen Fahnen schlägt.
 Nach dir / O Ban! gieng auch gar oft der ganze Plunder
 des wilden Türken-Grimms / der dich doch nicht versehrt.
 Erzeig dich / frischer Held Erdödi! ferner munter!
 Erdöd die Rott / die nicht zu Kaisers Fahnen schwört.

Drei Strophen in der Manier alter Kalenderverse sind unter das bekannte Reiterbild des Sultans Soliman gesetzt (S. 30).

Sultan Soliman / Türkischer Kaiser.

Der ist vom Kerker auf den Thron /
 Und von der Schlafmütze in die Cron /
 Ganz wider seinen Wunsch geloffen.
 Er kam sein Lebtage nie zu Pferd.
 Wie schnell ist nun zu hoffen /
 dass er sein Glück erreichen werd?
 Das Ross / so ihn hie stellt vor Euch /
 ist seinen niedern Sitten gleich /
 Und machet nie gar viel Bravaden.
 Wie er hie nachgeht fein gemach
 dene Helden grosser Thaten
 so führ man ihn gefangen nach.
 Gott gönn der Christen freyem Land /
 was ich / mit der Propheten Hand /
 an seinen alten Kerker schreibe:
 Hier liess man einen Sperber aus /
 dass Leopold ihn treibe
 In Bajazethens Vogelhaus.

Eine Parallele zwischen den zwei Schlachten bei Mohács zieht das letzte Gedicht des Bändchens. Der letzte Rest aufrichtiger Empfindung und ein leiser Hauch von Leidenschaftlichkeit scheint für den Schluß aufgespart zu sein. Die Bilder sind zierlich-gewählt, aber weniger konventionell, die Sprache höfisch-feierlich, aber weniger gekünstelt. Abneigung gegen alles Konkrete und Vorliebe für abstrakte Allgemeinheiten lassen freilich auch hier die Umriss verwaschen.

Über die Schlacht bei Mohatz.

Hier ist der Tummel-Platz zu ungemaine Schlachten;
 hier war der Purpur-Tisch zum Kriegs-Banquet gedeckt;
 hier machte der Morast / dass Ludwig must verschmachten /
 hier wurde bey nah das Glück Pannoniens ersteckt.
 Doch hier ist jene Schmach auch wieder abgewaschen:
 Das Wasser war das Blut; die Seife Rohr und Spieß;
 die Lauge wohlgeschärft mit abgelöschter Aschen
 die / von der großen Brück / die Glut noch überließ.
 Da hatte man die Köpfe der Wilden so gezwaget /
 daß sie wohl schwerlich mehr getrauen in das Bad:
 Zumal auch Stambul auf den Teutschen Schrepfer klaget:
 Er hab ihm hart zerhacket des Reiches-Schulter-Blat.
 Allein auf bösen Grund gehören scharfe Laugen;
 Auf Trutz ein Gegen-Trutz; auf Frevel eine Ruth.
 Wo Streicheln nichts verfährt / da mögen Streiche taugen.
 Ihr Türken! merket das / bey viel vergossnem Blut.
 Ihr habt / Meyneidige / die Frieden-Treu gebrochen!
 das stürzet Euren Fuß / und bricht Euch nun den Hals:

Dann jede Untreu setzt das Reich auf morsche Knochen:
 Ihr Kaiser-Feinde merckt ein Beispiel dieses Falls!
 Ihr aber / derer Muth die Türken wurden innen /
 erwerbt der Christenheit der Heiden weites Reich!
 Helft ihr der Cronen-Gold erhalten und gewinnen!
 So warten / wo nicht hier / doch Cronen dort auf Euch.

Emanuel Geibel und Ungarn.

Von Dr. Adolph Kohut, Kgl. Rat.

Den vor einem Jahrhundert — am 17. Oktober 1815 — in Lübeck geborenen und vor 30 Jahren — am 6. April 1884 — verblichenen großen deutschen Lyriker und bedeutenden Dramatiker Emanuel Geibel hatte ich noch die Ehre, persönlich zu kennen.

Im Jahre 1878 leitete ich in Kiel das «Schleswig-Holsteinische Tageblatt» und kam wiederholt in Berührung mit dem höchst liebenswürdigen, gastfreundlichen und jüngere Talente gern fördernden Poeten. Ich wurde bei ihm durch den namhaften plattdeutschen und ihm befreundeten Dichter Johann Meyer in Kiel eingeführt. Als er aus meinem Munde erfuhr, daß ich ein Ungar sei, sprach er sich über das «ritterliche Volk» der Magyaren in geradezu begeisterter Weise aus. Er bewundere, wie er sich ausdrückte, die hohen staatsmännischen Eigenschaften und die kriegerischen Tugenden dieser Nation, die eine höchst wichtige, hohe kulturgeschichtliche Sendung habe, nämlich, dem Kosakentum und dem Panlawismus ein Paroli zu bieten und treu und fest Wacht an der Donau zu halten.

Als das deutsch-österreichische Bündnis 1879 abgeschlossen worden war, hatte ich gleichfalls eine Unterredung mit ihm, und der vaterländische Dichter, der glühende Schwärmer für Kaiser Wilhelm I. und seinen Kanzler Bismarck, prophezeite schon damals, daß die Russen mit den Franzosen über Deutschland und Österreich herfallen würden. In diesem Sinne sprach er sich einst in einem improvisierten Scherzgedicht aus, das er in das Album der Gräfin von Asseburg, der Schwägerin von Gustav zu Puttlitz, einschrieb:

«Was Franzosen und was Kosak!
 Daß Euch all' der Teufel pack'!
 Stehn die Deutschen all' für einen,
 Ist die Sache bald im Reinen.»

Auch über ungarische Dichter, besonders Carl Beck und Nikolaus Lenau, den großen Lyriker und Epiker, sprach er mit aufrichtiger Bewunderung, während er Alexander Petöfi nur dem Namen nach kannte. Da er die deutschen Übersetzungen der zündenden Lyrik dieses größten ungarischen Lyrikers bisher noch nicht zu Gesicht bekommen, überreichte ich ihm mehrere Übertragungen aus der Feder von Kertbeny, Adolph Dux und vielen anderen. Auch wenn er nicht mir gegenüber ausdrücklich betont hätte, daß er für Nikolaus Lenau besondere Sympathie und Schwärmerie empfinde, so konnte man dies deutlich genug aus seinen eigenen

Jugendgedichten, die im Jahre 1840 erschienen, entnehmen. Gar manche können den Einfluß des gewaltigen, deutsch-ungarischen Poeten nicht verleugnen. Ich berufe mich hier zum Beweise dessen nur auf das in diesen Jugendgedichten erschienene und in den Jahren 1836—37 verfaßte Lied «Der Husar», worin er zugleich der Schneidigkeit und der Verve des ungarischen Soldaten bzw. Reiters huldigt.

Wir wissen, daß Nikolaus Lenau 1842 die merkwürdige Dichtung «Die Albigenser» geschaffen. Im Mittelpunkt derselben steht kein Held, sondern eine abstrakte Idee, d. h. der Zweifel. Der Literaturhistoriker G. Emil Barthel sagt mit Recht in der Einleitung zu den «Albigensern», daß in dieser Dichtung Lenau nicht das Albigensertum verherrlichen, sondern lediglich dem Zweifel zu seinem Rechte verhelfen wollte, und daß die Albigenser ihm nur als Mittel zum Zweck dienten, natürlich so, wie dem echten Dichter jeder Stoff Mittel zum Zweck ist. Das Mittel durfte nicht vernachlässigt, nicht als unvergeistigte Materie behandelt werden, deshalb mußte auch die positive Seite des Albigensertums zur Darstellung kommen. Die Grundzüge dieser albigensischen Dogmen hat Lenau beibehalten, er hat aber den albigensischen Lehrgehalt in einzelnen Punkten modernisiert, um ihn mit dem Zeitbewußtsein in Einklang zu bringen. Er wollte nicht die albigensische Lehre gegen die papistische verfechten, nicht Dogma gegen Dogma verherrlichen, sondern der Zweifel war, wie gesagt, sein Held, der ewig ist. Folglich mußte er auch über die Geschichte der Albigenser hinausweisen. Er tut es, indem er eine endlose Perspektive eröffnet, wodurch er, wie Anastasius Grün sagt, nicht nur sein Lied in die Unendlichkeit fortgesetzt und auf ewig neu erhalten, sondern auch für sich selbst von der Zukunft gleichsam Besitz ergriffen hat.

Während jedoch Lenau, wie man sieht, die Albigenser philosophisch behandelt, hat Emanuel Geibel den Albigensern eine größere dramatische Arbeit in seiner Dichtung: «Die Albigenser» gewidmet. Schon in der Mitte der 40-iger Jahre beschäftigte ihn, angeregt durch Lenau, der Gegenstand. Seine eigenen Aufzeichnungen verlegen die Anfänge der Arbeit in die letzten Monate des Jahres 1847. Aus jener Zeit schreibt er an seine Freundin, Luise Kugler, die Gattin des bekannten Dichters und Kunsthistorikers Franz Kugler: «Seitdem ich wieder in Lübeck bin, ist's aus mit den Gedichten, die die rasch bewegte Stunde beschert. Ich habe mich mit aller Kraft wieder aufs Drama geworfen, und die Albigenser schreiten rüstig und, wie ich meine, auch glücklich fort.»

Zeit seines Lebens strebte Geibel nach dem Lorbeer des dramatischen Dichters. Es bereitete ihm großen Kummer, daß seine Stücke sich auf den Repertoiren der deutschen Bühnen nicht lange hielten. Selbst sein mit dem Schillerpreis gekröntes Trauerspiel «Sophonisbe» wurde nur wenig aufgeführt und trug kaum dazu bei, seinen Ruhm zu erhöhen. Die Schuld an dem Mißerfolg schob er nicht allein der materiellen Gesinnung der deutschen Bühnenleiter, sondern auch dem Umstand zu, daß es nur wenige berufene und auserwählte Schauspieler und Schauspielerinnen gebe, die seine dramatischen Gebilde zweckentsprechend und großartig zu verkörpern verständen. Zu den wenigen Künstlerinnen, die diesen Aufgaben gewachsen seien, zählte er die einst in Weimar und München sowie andern deutschen Städten begeistert gefeierte ungarische Schauspielerin Lilla von Buljovsky, deren wunderbare Darstellungskunst er mir gegenüber

nicht genug zu rühmen wußte. Als sie in Isar-Athen in einigen dieser Stücke gastierte, war er von ihrem Spiel entzückt und huldigte ihr mit wahrhaft jugendlicher Begeisterung. Über deren hohes, ja «einziges» Talent sprach er sich auch andern Freunden, wie z. B. Hensen und Heinrich Kruse in Cöln, gegenüber geradezu schwärmerisch aus. «Ich meinerseits,» so schrieb er u. a., «habe seit 20 Jahren auf der deutschen Bühne nichts gesehen, was an ihre Maria Stuart oder Sappho reichte... Dabei jede der Rollen ein rein für sich abgeschlossenes Kunstwerk, ohne die mindeste Ähnlichkeit unter einander.» Auch persönlich trat er mit der genialen Ungarin in Verbindung. Die Wirkung ihrer Darstellung auf ihn war so mächtig gewesen, daß er sich Anfang April 1861 entschloß, nach Cöln zu reisen, wohin Frau von Bulyovsky von München aus gegangen war, um auch in der RheinStadt noch einmal die «Eindrücke hoher Tragödie» zu empfangen.

Noch im Alter, als die Lebenskräfte des Dichters durch langjährige schwere Krankheit bereits aufs tiefste erschüttert waren, leuchteten seine Augen auf, als er mir von Frau von Bulyovsky erzählte. Er meinte einmal, daß das ungarische Schauspiel auf einer hohen Stufe stehen müsse, wenn es über derartige Kräfte, wie die genannte Dame, verfüge. Es interessierte ihn, von mir zu hören, daß die erste Frau des ungarischen Romanciers Maurus Jókai, Rosa Laborfalvi, ebenfalls eine hervorragende Tragödin gewesen sei, und daß das Budapester Nationaltheater über eine Heroine, Marie Jászai, verfüge, die den Wettstreit mit den glänzendsten Vertreterinnen dieses Faches in Deutschland sehr gut aufnehmen könne.

Leider war es ihm nicht vergönnt, den oft gehegten Wunsch, Ungarn zu besuchen und Land und Leute aus eigener Anschauung kennen zu lernen, auszuführen. Das widrige Geschick, das einen der liebenswürdigsten Dichter aller Zeiten verfolgte, lähmte seine physische Kraft. Doch beim Glase herrlichen Tokaierweins, den er mir einst in Gesellschaft meines Freundes Professor Dr. Karl Theodor Gaedertz kredenzte, konnte er nicht umhin, ein Hoch auszubringen auf Ungarn, das Land des Weins und der Gesänge, wobei er das Wort zitierte:

«Extra Hungariam non est vita,
Si est vita, non est ita!»

Das deutsche Theater in Budapest (bis 1812).

Von Ignaz Peisner.

Die deutsche Schauspielkunst in Budapest blickt auf eine etwa andert-halb-hundertjährige, nicht unrühmliche Vergangenheit zurück. Ihre Anfänge reichen in die erste Hälfte des XVIII. Jahrhunderts zurück; ihren Schlußpunkt bildet der vor einem Vierteljahrhundert — am 20. Dezember 1889 — stattgehabte Brand des «Deutschen Theaters in der Wollgasse». Die Geschichte des deutschen Theaters in Budapest ist noch nicht geschrieben, wohl aber haben einzelne — so namentlich der bekannte Übersetzer und Bibliograph Karl Kertbeny (in der von Gustav Heinrich und Paul Hunfalvy redigierten «Ungarischen Revue»), Joseph Bayer u. a. sehr schätzenswerte Beiträge geliefert, die in einem dereinst zu schreibenden zusammen-

fassenden Werke mit Nutzen zu verwerten sein werden. Die Anfänge der deutschen Schauspielkunst in Budapest bis zur Errichtung eines vornehmen ständigen Musentempels in Pest (im Jahre 1812) behandelt Jolan Kádár in einer von der philosophischen Fakultät der Budapester Universität prämierten von großem Fleiße und liebevollem Eindringen in den Stoff zeugenden Studie¹⁾, die in der Sammlung «Német philologiai dolgozatok» (Deutsch-philologische Arbeiten) erschienen ist. Auf die eigentliche Theatergeschichte entfallen von den 150 Seiten des Heftes 86, das übrige bildet ein sorgfältig zusammengestelltes Bühnenrepertoire mit besonderer Rücksicht auf jene Stücke, die gleichzeitig auch auf der ungarischen Bühne zur Aufführung gelangt sind. Die jugendliche Autorin hat für ihre Arbeit nebst den einschlägigen Quellenwerken die Theaterakten des Landesarchivs und der Hauptstädtigen Bibliothek benutzt und das ihr zur Verfügung stehende reiche Material zu einem fesselnden, abgerundeten Gemälde der Ofen-Pester Schauspielkunst verarbeitet. Ihre Studie ist umso wertvoller, als sie die kulturelle Bedeutung der Ofen-Pester deutschen Bühne richtig einzustellen weiß. Zu einer Zeit, da es in Ungarn noch kein nationales Drama und keine nationale Schauspielkunst gab, war es die deutsche Bühne, die dem Budapester Publikum nicht nur die deutschen Klassiker, sondern auch Shakespeare und Calderon näherbrachte, und — was von noch größerer Wichtigkeit ist — sie bereitete gleichsam der ungarischen Schauspielkunst den Boden vor, so daß diese, als sie endlich einsetzen konnte, die Anfangsstadien der Entwicklung zu überspringen in der Lage war und die Kinderkrankheiten durchzumachen ersparte. Hiefür zeugt schon der Umstand, daß das ungarische Theater in den ersten Jahren sozusagen das ganze Repertoire des deutschen zur Darstellung brachte.

Nach der endgültigen Vertreibung der Türken (1686) erhielten Pest und Ofen, die fast vollständig entvölkert waren, deutsche Ansiedler, so daß sie rein deutsche Städte waren. Sie entwickelten sich ziemlich rasch, und gar bald stellten sich deutsche Wandertruppen ein, welche in Gasthäusern extemporierte Stücke, Hanswurstiaden aufführten. Erst im Jahre 1773 erhielt die deutsche Bühne in Pest ein ständiges Obdach in der sogenannten Rondelle, einer aus der Türkenzeit übrig gebliebenen, rundförmigen Befestigung. Dieses zu einem Theater umgestaltete Lokal wurde zunächst von Felix Berner, «Impressarius deren pantomimischen Kindern», in Besitz genommen; er führte mit Kindern extemporierte Stücke, Pantomimen und Ballette auf. Ihm folgte Karl Wahr, der sich als Schauspieler eines leidlichen Rufs erfreute. Wahr kultivierte schon das ernste Drama; er eröffnete das Theater mit der «Gunst der Fürsten», einer deutschen Bearbeitung von Banks «Essex», und erzielte großen Erfolg, der ihm auch später treu blieb. Das Lieblingsstück des Publikums war der «Hamlet», daneben wurden «Macbeth», «Othello», «Emilia Galotti», «Clavigo» usw. gegeben. Wahrs Gesellschaft bestand aus 9 Frauen und 11 Männern, sowie einem 22 Mitglieder umfassenden Ballettpersonal. Um das Jahr 1780 gastierte ein Theaterdirektor namens Hülverding mit seiner Truppe in Pest; er verfügte über ein systematisches Repertoire und führte sogar Opern auf. Der größten Beliebtheit jedoch erfreute sich beim Pester

¹⁾ A budai és pesti német szinészet története 1812—1819. Irta Kádár Jolán. Budapest 1914. Pfeifer Ferdinand. Ára 5 Korona.

Publikum das Ballett, welches besonders von Johanna Schmallögger, die eine Zeit hindurch als «Impressa» fungierte, eifrig gepflegt wurde. Nebst den Balletten aber gab die Schmallögger auch die Stücke des Wiener Burgtheaters, das naturgemäß überhaupt für das Pester Repertoire maßgebend war. Lessing und Shakespeare dominierten. Die praktische Schmallögger begnügte sich indes nicht mit dem Theater; im Jahre 1782 errichtete sie im Verein mit Tobias Lehner nächst dem Waitzner Tor ein großes «Hetz-Amphitheater». Als Kaiser Joseph II. die Landesbehörden von Preßburg nach Ofen verlegte, nahm die deutsche Schauspielkunst in der ungarischen Hauptstadt einen großen Aufschwung. Am 4. April 1783 schieden die Ehepaare Mayer, Diehmayer und Landerer, Mayer jun. und Fr. Braun aus der Pester Gesellschaft aus und organisierten in Ofen eine neue Truppe, womit das regelmäßige Ofner Theater seinen Anfang nahm. Als Schauplatz dieser Theatergesellschaft diente eine vom Zimmermann Reischl am Donauufer errichtete Holzbude, in welcher später, am 25. November 1790, die erste ungarische Theatervorstellung abgehalten werden sollte.

Im Jahre 1785 wird der Cafétier Sebastian Tuschl Pächter des Pester Theaters; der Pachtschilling beträgt 800 fl. jährlich. Noch im selben Jahr pachtet Tuschl auch das Ofner Theater um 150 fl. halbjährlich, auch beteiligt er sich am Hetztheater. Mehr Geschäftsmann als Kunstkenner, sieht sich Tuschl alsbald um einen Theaterdirektor um und er findet einen solchen in der Person Heinrich Bullas. Im Jahre 1786 gestattet Kaiser Joseph II., daß die Karmeliterkirche in der Ofner Festung zu einem ständigen Theater umgestaltet werde. Mit dieser Arbeit wird Wolfgang Kempelen (der berühmte Erfinder der Schachmaschine) betraut. Das neue Theater wurde am 17. Oktober 1787 mit Ehrenbergs «Die Grafen Guiscardi» eröffnet. Unter der Direktion Bullas hört der Ballettkultus auf; es werden höchstens komische Ballette gegeben, und auch diese nur als Annex zum Theaterstück. Die Stelle des Balletts nimmt jetzt die Oper ein. Die erste Opernvorstellung fand am 13. Mai 1786 statt; gegeben wurde Paisiellos «Die eingebildeten Philosophen». Das Publikum findet an den Opern solchen Gefallen, daß alsbald die Dramen- und Opernvorstellungen regelmäßig abwechseln. Wieder ist es das Burgtheater, dessen Repertoire das Pester und Ofner Theater mit Stücken versieht. Neben Goldoni und Holberg finden wir den fruchtbaren Lustspieldichter des Burgtheaters, Jünger, vertreten; auch das spezielle Genre dieser Bühne, die Tendenzstücke, welche die josephinischen Ideen von der Bühne aus propagieren sollen, wie Geblers «Der Minister», Rautenstrauchs «Der Jurist und der Bauer» wurden aufgeführt. Nebst den bürgerlichen Dramen sind Soldatenstücke und Ritterdramen gang und gäbe. Die Shakespeare-Aufführungen werden seltener. Eine Hebung des Niveaus bedeutete die Direktion Bergopzoom-Kumpf (1789—90), unter welcher das deutsche Theater sich konsolidiert. Am 26. August 1789 wurde in Pest, am 28. in Ofen Lessings «Nathan der Weise» aufgeführt — dreißig Jahre vor dem Burgtheater. Das Stück scheint hier — wie übrigens damals auch in Deutschland — nicht sonderlich gefallen zu haben; es wurde nicht wiederholt.

Der Kalamität des fortwährenden Direktorwechsels machte Graf Emanuel Unwerth ein vorläufiges Ende, der schon 1790—93 als Pächter und Direktor der beiden Theater fungierte. Reichsgraf Unwerth, der der damals ver-

breiteten Theaterleidenschaft der Wiener Aristokratie fröhnte, behielt vorwiegend die Feststellung des Repertoires in Händen; die künstlerische Leitung besorgte Nuth, der auch schon früher an den Pest-Ofner Theatern gewirkt hatte. Unwerth legte auf die Ritterdramen das größte Gewicht, doch ließ er auch Shakespeares Dramen fleißig aufführen. Obgleich kein Freund der Ungarn, wurden unter seiner Direktion die ersten Dramen gegeben, welche ungarische Stoffe verarbeiteten — eine natürliche Folge der gegenseitigen Wirkung der ungarischen und deutschen Schauspielkunst. Im Jahre 1793 zieht sich Graf Unwerth zurück, hauptsächlich, weil er nicht zugeben wollte, daß im deutschen Theater ungarische Aufführungen stattfinden. Ihn löst Eugen Busch ab (bis 1800), ein sehr gescheiter, rühriger Mensch, der sich auf die Anlockung des Publikums vortrefflich verstand. Er führte die prächtigen Dekorationen ein, deren Beschreibung auf den Theaterzetteln einen großen Raum einnahm. Der Kultus der Ausstattung führte eine vollständige Umwälzung des Repertoires herbei: es war dies die Glanzzeit der Ritterdramen. Doch wurden dabei die deutschen Klassiker (Lessing, Schiller — namentlich die «Räuber») nicht vernachlässigt. Recht interessante Mitteilungen macht die Verfasserin über die materielle und soziale Lage der Schauspieler. Für die damaligen Verhältnisse waren sie sehr gut bezahlt; so erhielt Frau Teller, die Mutter- und sonstige Charakterrollen spielte, 18 fl. wöchentlich. Nicht sehr günstig war die soziale Lage der Schauspieler, da sie gänzlich der Willkür des Publikums ausgesetzt waren. Charakteristisch hiefür ist der folgende Fall: Am 4. Februar 1796 hatte Baron Meskó auf einem Maskenball im Hackersaal mit dem Schauspieler Herdt einen heftigen Wortwechsel; der Baron verlangte Genugthuung, zu welcher Direktor Busch und Herdt auch geneigt waren; aber Meskó forderte, daß der Schauspieler ihn von der Bühne herab um Verzeihung bitte. Herdt weigerte sich, dies zu tun, was zur Folge hatte, daß Meskó einen Theaterskandal inszenierte, und das Ende war, daß Herdt entlassen werden mußte. Der Aufwand, den Busch trieb, verursachte seinen materiellen Ruin und das Theater kam unter Sequester. Im Jahre 1800 übernahmen Cibulka und Jandl die beiden Theater.

Am 9. Februar 1812 wurde das prächtige neue Theater in Pest eröffnet; damit schließt Jolán Kádár ihre dankenswerte Arbeit, deren Inhalt sie in folgenden Sätzen zusammenfaßt: «Aus der Geschichte der ersten Kämpfe der Pest-Ofner systematischen Schauspielkunst konnten wir ersehen, daß diese Kämpfe kulturelle Bestrebungen repräsentierten, und in den deutschen Schauspielern lebte auch das Bewußtsein, daß sie die Verbreiter der Kultur auf diesem fernab gelegenen Boden sind. Ein Blick auf das Repertoire konnte davon überzeugen, daß die hiesige deutsche Schauspielkunst die Überbringerin einer gewissen Kultur und Erzieherin des Geschmacks war. Das deutsche Theater bringt unserem Publikum zuerst die Stücke Shakespeares nahe, erhält von den deutschen Klassikern Lessing und Schiller ständig auf dem Repertoire und vermittelt unserem Publikum die hervorragenden Repräsentanten der Opernmusik, von den Meistern der italienischen Oper bis zu Haydn, Mozart und Cherubini. Sie erzieht ein Publikum für die ungarische Schauspielkunst, kämpft für sie den Kampf der regulären Stücke den Improvisationen gegenüber, ist in bezug auf das Repertoire musterhaft und vermittelt Shakespeare und die deutschen Klassiker. Wie sehr diese deutsche Schauspielkunst die Erhaltung des höheren

Niveaus in der Rondelle und im Festungstheater als ihre Pflicht erachtete, beweist ihr fortwährendes Bestreben auf Erhaltung eines volkstümlicheren Theaters, welches für die Zerstreuung der unteren Volksschichten sorgen solle. Nicht hinsichtlich des Niveaus, sondern in bezug auf das Schicksal können wir unsere Theater mit dem Wiener Vorstadttheater in eine Parallele stellen. Ein ohne materielle Unterstützung von höherer Seite stehendes Theaterunternehmen, welches lediglich auf seine Einnahmen angewiesen ist und solcherart schwer ein höheres Niveau einhalten kann. In Pest und in Ofen fanden sich für die deutschen Theater keine Mäzenaten, keine Erdödys, Eszterházy, Pálffys. So können wir gewissermaßen auch jenes Niveau bewundern, welches die deutsche Schauspielkunst bis zu Ende zu bewahren mußte. Eben deshalb hört die große Bedeutung der Ofner und Pester deutschen Schauspielkunst anfangs des XIX. Jahrhunderts auf, weil ihr kultureller Beruf vom ungarischen Theater übernommen wurde, welches besonders hinsichtlich des Repertoires aus dem deutschen emporgewachsen, bald aber auch darüber hinausgewachsen ist.»

Damit schließt die treffliche Arbeit Jolán Kádárs. Vielleicht findet sie sich einmal veranlaßt, die Geschichte des Budapesters deutschen Theaters bis zum Jahre 1889 fortzuführen; sie würde sich damit ein großes Verdienst erwerben und ein nützliches Werk stiften; hat doch das deutsche Theater auch in der Folge neben der ungarischen Bühne eine kulturelle Mission erfüllt, einmal, indem es zwischen der Bühnenkunst des gebildeten Westens und der ungarischen vermittelte, andernteils dadurch, daß es das Kunstbedürfnis der noch immer beträchtlichen deutschen Bevölkerung der ungarischen Hauptstadt befriedigte.

Zur politischen Lyrik des Kriegsjahres 1809.

Von Professor Dr. Arthur Weber.

Während des Wiener Kongresses schrieb die österreichische Schriftstellerin Karoline Pichler ein Drama über Ferdinand II., das ihrer Ansicht nach infolge zahlreicher Anspielungen und Ähnlichkeiten mit dem Schicksal Franz I. großen Erfolg versprach. Die Zensur gestattete die Aufführung des Stückes nicht, und nur viel später konnte es unter dem Titel «Christian von Dänemark», entblößt seines nationalen und lokalen Charakters, auf die Bühne gelangen.

Ein charakteristisches Beispiel für die eigentümliche, einschläfernde Politik des vormärzlichen Österreichs! Die Untertanen des allmächtigen Herrscherhauses sollten vor jedem politischen Luftzug verwahrt werden. Kein Hauch von Freiheit, nicht die geringste politische Betätigung ward den glücklichen Repräsentanten des altösterreichischen Phäakentums gewährt. Sie mußten, wenn es die Not erforderte, für ihren Herrscher und ihr Land die Waffen ergreifen, ohne die leiseste Ahnung ihrer Rechte als Staatsbürger zu haben. Sie mußten ihre Teilnahme an den Kriegen des Kaisers Franz als etwas Selbstverständliches betrachten, durften aber keinen Schritt weitergehen. Die geringste Begeisterung für das Gemeinwohl, für das Vaterland würde als Vergehen betrachtet, als Jakobinismus verschrien und bestraft worden sein. So fehlte in den Napoleonischen Kriegen den

österreichischen Truppen jeder persönliche Anteil, jeder subjektiv-allgemeine Beweggrund bei den Geschehnissen dieser Zeiten. Die Wiener höchstens hatten noch einiges Interesse an den Kämpfen: sie hatten ja den Kaiser Franz in nächster Nähe kennen und oft auch lieben gelernt. Daher konnten sie sich vielleicht mit größerer Aufrichtigkeit und mit reinerem Opfermut den Kriegsgefahren für ihren «Vater Franz» aussetzen, als die Masse des Heeres, die aus den verschiedensten Ländern und Gegenden der Monarchie stammte. Dies so verschiedenartig zusammengewürfelte Kriegsvolk konnte doch kein eigentliches Interesse an dem Krieg haben, der sein eigenes Land, sein eigenes Besitztum oft gar nicht bedrohte. Und wenn die Begeisterung für die Sache des Vaterlandes auch ausnahmsweise wirklich vorhanden gewesen wäre, mußten die Fehlgriffe der Vorgesetzten, das ewige Schwanken und die Unsicherheit der Generäle die Zuversicht der Kämpfenden und das Vertrauen des Heeres bald auf die Probe stellen und die noch vorhandene Begeisterung der Menge vollständig verschwinden machen. Es fehlte diesen wackeren Kriegern das politische Bewußtsein, ein patriotisches Gefühl, das sie mit einander vereinigt und sie für die gemeinschaftliche Sache mit Todesverachtung zu kämpfen bewegen hätte. Der Gedanke der Zusammengehörigkeit, der Patriotismus als Nationalgefühl und nicht bloß als Heimatsliebe war in dem österreichischen Heere, wenn nicht ganz unbekannt, doch wenigstens verpönt.

Die feindlichen Truppen hingegen zeigten einen Patriotismus und eine politische Begeisterung, die sie von Sieg zu Sieg führte und sie unwiderstehlich erscheinen ließ. Und mit dem Sicherheitsgefühl der Truppen verband sich das klarsehende Feldherrntalent Napoleons, das ihrer Begeisterung eine gerechtfertigte Grundlage gab.

Angesichts der Erfolge des französischen Heeres sah sich die österreichische Regierung bewogen, auch einmal den Patriotismus als möglichen Faktor mit in ihre Berechnungen aufzunehmen. Im Jahre 1808 wurde, besonders unter dem Einfluß Erzherzog Karls, beschlossen, für den bevorstehenden Krieg auch die nationale Begeisterung der österreichischen Einwohnerschaft in Anspruch zu nehmen. Der patriotische Geist mußte daher geweckt, das politische Interesse im Volke angefacht werden, und so ergriff die Regierung alle möglichen Mittel, um ihr Ziel, das höhere Wohl des Kaiserhauses, auf diesem Wege zu erreichen. Die Landwehr wurde ins Leben gerufen, und trotz ihrer verfehlten Organisation mit großer Ausdauer für den Krieg vorbereitet; eine ganze Menge politischer Gedichte und Aufrufe wurde verbreitet, die das Volk für Kaiser und Vaterland begeistern sollten. Der größte Teil dieser «Worte an die Nation» ging aus den Aufträgen der Kriegsleitung und der Regierung hervor, die keine Mühe sparten, selbst die aus spontaner Vaterlandsliebe entstandenen Gedichte zu verwerten.

Die mit übertriebener Eile aus dem Nichts hervorgezauberte Landwehr konnte sich in der Folge nicht bewähren. Napoleon bezwang Österreich von neuem und diktierte in Schönbrunn die Friedensbedingungen, die Kaiser Franz annehmen mußte. Die mißglückte Aufrüttelung des Volkes benahm dem Herrscher jede Lust zu weiteren Experimenten mit dem gefährlichen Stoffe. Die politischen und patriotischen Regungen wurden wie ehemals mit scheelem Auge betrachtet, gefürchtet und womöglich unterdrückt, das Volk in den alten Stumpfsinn und die frühere Teilnahmslosigkeit

keit wieder zurückgedrängt. Und als dann im Jahre 1813 der Krieg mit Frankreich wieder auszubrechen drohte und die Fluten der preußischen Begeisterung selbst über Österreichs Grenzen schlugen, da suchte die Regierung jede patriotische Regung zu dämpfen, und anstatt wieder mit dem Gefühl des Volkes zu rechnen, wurde es womöglich in Schranken gehalten. Während nun die preußische und deutsche Literatur eine sehr große Anzahl lyrischer Zeitgedichte aus dem Jahre 1813 aufzuweisen hat, sind in Österreich im Vergleich mit 1809 nur wenige Gedichte entstanden, und auch diese nicht mit höherer Genehmigung, sondern eher dem Willen der Regierung entgegen. Das österreichische Nationalgefühl war aus dem großen Befreiungskriege ausgeschieden; der Ruhm des Jahres gebührt daher nicht Österreich, das durch seinen Anschluß an Preußen und Rußland die Niederlage Napoleons eigentlich entschieden hatte, sondern dem gegen die Übermacht titanisch ringenden Preußen, das sich als Nation mit bewußtem Patriotismus dem bewußten Patriotismus einer andern Nation entgegengestellt hat.

Im Jahre 1909, bei Gelegenheit der hundertjährigen Wiederkehr des Sieges von Aspern, erschien die ausgezeichnete Gedichtsammlung von Arnold und Wagner¹⁾, in der die politische Lyrik des österreichischen Staates aus den Jahren 1808—1809 zusammengestellt und veröffentlicht wurde. Nahezu zweihundert Gedichte konnten die Herausgeber aufreiben und veröffentlichen, eine Zahl, durch die die lyrische Produktion jenes Jahres doch noch nicht vollständig erschöpft ist. Verschiedene Gedichte, von deren Existenz sie Kenntnis hatten, waren ihnen unzugänglich. Größtenteils sind es Gedichte, die sich auf Ungarn beziehen, in Ungarn entstanden und der ungarischen Insurrektion gewidmet waren. Es ist mir gelungen, einen Teil dieser sich auf Ungarn beziehenden Gedichte in der Bibliothek des ungarischen Nationalmuseums unter den unkatologisierten kleinen Flugschriften des Jahres 1808—1809 aufzufinden, und außerdem auch mehrere Gedichte (selbst auf Österreich bezügliche) aufzutreiben, die den Herausgebern der erwähnten Sammlung vollständig unbekannt waren²⁾.

Meine Beiträge zerfallen ihrem Inhalte nach in vier natürliche Gruppen. In die erste gehören diejenigen Gedichte, die sich auf die Vermählung Franz I. und die Krönung Maria Ludovikas, in die zweite diejenigen, die sich auf die österreichische Landwehr, in die dritte, die sich auf die ungarische Insurrektion beziehen; in die vierte gehört endlich ein die Wiederkehr des Kaisers nach geschlossenem Frieden verherrlichendes Gedicht. Endlich aber sei als Gegenstück zu dieser vaterländischen Begeisterungsliryk ein sklavisch kriechendes Gedicht hier mitgeteilt, das, aus dem Lager der Anhänger Napoleons hervorgegangen, in niederer Demütigung die Gunst des Weltenbesiegers zu erhaschen sucht. Diese einfältigen, in böhmischer, deutscher und französischer Sprache veröffentlichten Verse sollen diese Beiträge beschließen.

¹⁾ 1809. Die politische Lyrik des Kriegsjahres. Herausgegeben von Robert F. Arnold und Karl Wagner. Wien 1909.

²⁾ Ich kann es nicht unterlassen Herrn Elemér Császár, durch dessen gütige Mitteilung ich auf die Spur dieser Gedichte kam, meinen besten Dank auszusprechen.

I.

Bey der Vermählung seiner kais. königl. apostol. Majestät des Kaisers von Österreich mit ihrer königl. Hoheit der Erzherzogin Maria Ludovica Beatrix von Österreich. Am 6. Jenner 1808. Von Gregor Alois Dankovsky, Professor der griechischen Sprache und Litteratur an der königl. Akademie zu Preßburg. Preßburg 1808. Gedruckt bey Georg Aloys Belnay³⁾.

Selig zu preisen ist der, dess' Herz die Triebe beleben,
 Welche die edle Natur in dem Unverderbten verwahrt;
 Die mit göttlicher Kraft das Seyn der Wesen bestell'n,
 Und den verweslichen Keim zur ewigen Dauer erheben;
 Die den Fürsten so sehr, wie den Pflüger des Landes beglücken,
 Aber mit deren Besitz sich der üppige Schwelger nicht schmeichelt,
 Weil nur der edlere Geist des reinen Vergnügens genießet,
 Das die schaffende Kraft für ächte Gefühle gezeuget:
 Noch mehr selig ist der, dess' Drang ein sanftes Geschöpfe
 Lohnet mit höherem Schwung der gegenseitigen Liebe,
 Und so den Lebensgenuß zur himmlischen Wonne umschaffet:
 Drey mal selig, beglückt ist ein Fürst, den Gott Hymenäus
 Segnet mit Vaterhand nach dem Wunsche des eigenen Herzens⁴⁾,
 Und mit zärtlicher Gunst die heilige Fackel entzündet,
 Um sie zu tragen der Braut, die er für die Würdigste achtet,
 Würdigste ihres Gemahls, und das Glück des ergebenen Volkes;
 Denn ein redlicher Fürst verwebt sein eigenes Glücke
 Mit dem Glücke des Volks, das seine Liebe regieret;
 Er betrachtet in ihr, der Genossin der ehlichen Liebe
 Nicht blos die Gattin allein, ja vielmehr die Mutter des Volkes,
 Drum ist auch seine Wahl der Braut nach eignem Gefühle,
 Und nach dem Glücke des Volks und Wohl des Staates gemessen.

* * *

Freut euch denn Völker des Reichs, das Östreichs Zepter beglückt,
 Frohlocket laut und im Geist, die Thräne des Grams ist getrocknet!
 Unser erhabener Franz, der gute Vater des Volkes,
 Eilet mit sehrender Brust die Hand zu biethen der Fürstin,
 Deren schönsten Leib die schönste Seele belebet⁵⁾,
 Die in fürstlicher Brust den Abdruck der Tugend verwahrt,
 Deren Unschuld den Glanz der fürstlichen Größe erhöhet,
 Östreichs Völker dankt der Vorsicht mit seliger Wonne,
 Daß sie unserm guten Franz dem Kaiser die Gattin
 Wieder gab, und uns dem beglückten Volke die Mutter.
 Bethet mit innigem Wunsch für das lange Leben des Kaisers,
 Und für der Kaiserin Wohl zum Glücke des treuesten Volkes!!⁶⁾

³⁾ Einzeldruck 4 S. 4^o. Von Arnold und Wagner (S. 467) umsonst gesucht.

⁴⁾ Der Glaube, daß Franz Maria Ludovika aus Liebe geheiratet hat, war allgemein verbreitet. Vgl. Wertheimer: Geschichte Österreichs und Ungarns. II. 253. Später soll eine Erkältung von Franzens Seite eingetreten sein.

⁵⁾ Die Schönheit und der Geistesreichtum der Kaiserin war bekannt. Vgl. Wertheimer II. 254.

⁶⁾ Der wandernde Volkspoet Andreas Farkas verherrlichte auch die Vermählung des Kaisers in einem recht albernem und in fehlerhaftem Deutsch geschriebenen Gedicht, das 1808 bei Urban Grün in Szegedin erschien (Einzeldruck 8 S. 8^o).

II.

Bey der Krönung Ihrer Majestät der Kaiserin von Oesterreich Maria Ludovika zur Königin von Ungarn. Von Gregor Alois Danovsky. Preßburg 1808. Georg Aloys Belnay⁷⁾.

Des Tages Schöpferin, entschwebend
Der Schattenflur der grausen Nacht,
Wie herrlich, lächelnd und belebend
Erwachtest du in deiner Pracht,
Als du mit einem milden Strahle
Das Dunkel brachst im düstern Thale,
Wo Kraft und Kraft zusammenstritt,
Wo im Gewirr die Unschuld litt.

Und über dem ein Pechgewitter
Verderbensflammen gießend, lag,
Wo nie dem nächtlichen Gezitter
Entküsset ward ein holder Tag.
O kaum entrieselt deinem Schimmer
Ein mildes liebliches Geflimmer,
Da zieht mit blutigem Geschoß
Die Schwärze aus des Thales Schooß.

Die Wüste wird zu Blumenauen,
Sie schwimmen hin in Wonneduft,
Und Ruh enthebet sich dem Grauen,
Des stillen Geistes Stimme ruft
Aus tausend Herzen, tausend Kehlen:
«Wir wollen einen König wählen,
Es stehe auf die Scheidewand
Des Unrechts und des Rechts im Land!»

Vernunft! da sprang wie eine Quelle
Die Freyheit in dem Busen auf,
Und sie umfloß die schönste Helle,
Das Pfand für jeden Zeitenlauf;
Denn durch den König wird man freyer,
Die Tugend wandelt ohne Schleyer;
Das scheue Laster bebt zurück,
Und flieht der Tugend hehren Blick.

So blickt der Strahl in höchster Fülle
Auf Ungarns edle Nation,
Sie wogt, wie auf des Meeres Stille,
Dahin beglückt durch Oestreichs Thron.
Es rieselt, wie am Rosenhügel
Die Welle in dem reinsten Spiegel,
Ihr edles Blut in edler Brust,
Der Großmuth und der That bewußt.

Erst schwang ihr Genius den Flügel,
Und wallte hin an Zefyrs Hand,
Sich nahend zu Asträens Hügel,
Zur Majestät in Oestreichs Land.
Er neigt' sich vor dem Königsthron,
Und wies hin auf die heil'ge Krone,
Die seit dem grauen Alterthum
Verblieb des großen Volkes Ruhm.

Das Wort, das seinem Mund entwehte,
Quoll aus des Herzens tiefstem Kern,
Rein war es, wie die Morgenröthe,
Vom niedern Heucheltone fern:
«Erhabner König! kindlich Sehnen
Der Gattin Majestät zu krönen
Belebet Ungarns Nation,
Sie sendet mich vor deinen Thron».

«Der Säugling fühlt ein wonnig Streben
Nach seiner Mutter in der Brust,
Die Liebe giebt ihm neues Leben;
Ein jeder Blick von ihr ist Lust.
Wo ist so wohl, wie in dem Schooße
Der Mutter ist? da schwebt der Sproße
Im sanften Blütenregen nur
Ihm lacht der Hofnung schöne Flur.»

Er sprach; man sah die Huld aufblühen
Von Innen in des Königs Blick,
Daß Ungarns edle Herzen glühen
Für Franzens stetes Wohl und Glück.
Der große Tag ist aufgegangen,
Der Weihaltar ist überhangen
Mit ätherischem Purpurroth;
Heut stehn die Engel zu Geboth.

Ein Engel in der schönsten Hülle,
Maria, wird Ungarns Königin;
Dieß Glück empfind't in seiner Fülle
Nur Ungarns edler Kindessinn;
Denn nur dem unverderbten Triebe
Entkeimt die Kraft für Mutterliebe
In Ungarns Herzen fließt es hell,
Und rein wie in dem Felsenquell.

⁷⁾ Griechischer und deutscher Text. Einzeldruck 4 S. 2^o. Unbekannt.

Mariens Blick entlächelt Milde,
 Die Majestät wird liebevoll;
 Man bringt dem herrlichen Gebilde
 Der allertiefsten Achtung Zoll.
 Maria soll recht lange leben,
 Des besten Königs Glück erheben,
 Dieß wünscht des Ungars edle Brust,
 In diesem Wunsche fühlt er Lust.

III.

Empfindungen eines Ungarn bey der Krönung ihrer Majestät Maria Ludovika Beatrix Kaiserin von Oesterreich zur Königin von Ungarn im September 1808. von J. L. G. von Cs***. Preßburg. Gedruckt bey Georg Aloys Belnay⁸⁾.

Herrlich glänzt am Himmel der alles belebende Föbus,
 Siegreich hat er die Nebel zerstreut, die schwächeren Lichter,
 Welche die finstere Nacht mit mattem Schimmer erleuchtet,
 Fliehen beschämt, und weichen dem Glanz des mächtigen Gottes —
 Dieser verbreitet Licht auf Berge, Thäler und Meere —
 Tief scheint jedes Geschöpf sich vor seiner Größe zu beugen.
 Aber nicht Licht allein, auch Wärme und Leben gewähren
 Seine Strahlen der ganzen Natur — es freuet sich alles,
 Mensch, Thier, Wald und Gebüsch, und Saaten, und Blumen, und Kräuter —
 Jedes Würmchen fühlt mit Wonne den mächtigen Einfluß
 Seines beseelenden Feuers, und huldigt dankbar dem Großen.

Doch nun leuchtet bey heiterer Nacht die sanftere Luna —
 Seht wie freundlich und hold, und gütig die Göttinn uns lächelt —
 Föbus theilt sein blendendes Licht mit der holden Gefährtinn,
 Die es gemildert und kühl auf die müde Erde verbreitet:
 Labend ist ihr Licht, und erquickend der mildere Schimmer.
 Hatte am heißen Tag die Arbeit den Pflüger ermüdet,
 O wie ruht er so süß im Scheine der freundlichen Göttinn —
 Dankbar weihn wir dem glänzenden Gott Bewundrung und Ehrfurcht,
 Freudig wallen die Herzen der sanften Göttinn entgegen.

König du siehst dein Bild im Bilde des glänzenden Föbus —
 Gütig, erhaben, und groß, mit Tugend und Weisheit gezieter
 Giebst du den Völkern die dich als Ihren Herrscher verehren
 Segen und dauerndes Glück; wie Föbus leuchtest Du allen —
 Alles läßt Du, wie er, durch Vatersorge gedeihen:
 Heiter erscheint Dein Antlitz dem treuen, dem fleißigen Bürger,
 Schröcklich ist es dem bösen — und allen gebietet es Ehrfurcht.

⁸⁾ Einzeldruck 4 S. 4^o. Unbekannt. Der Verfasser scheint Graf Leopold Csáky zu sein, der bei der Krönung zugegen war. Vgl. Simon Peter Weber: Kurze Beschreibung der Krönung Ihrer kaiserlich königlichen Majestät Maria Ludovika zur Königin von Ungarn, welche den 7. September 1808 zu Preßburg vollzogen wurde. Preßburg, 52 S. 8^o.

Und nun führst Du die Mutter uns zu — die treue Gefährtinn,
 Welche der gütige Gott Dir in seiner Gnade gegeben —
 Schön an Körper und Geist erscheint sie in unserer Mitte,
 Lächelt uns hold vom Throne, worauf Sie die Liebe gehoben,
 Huldvoll lächelt Sie uns, und verspricht uns Glück und selbige Tage,
 Jeden Tag versüßt Sie durch Liebe dem zärtlichen Gatten,
 Jede Stunde wird Sie auch Ihren Kindern versüßen.

Großer Schöpfer! Du gabst Gerechtigkeit, Liebe, und Weisheit,
 Liebe zu seinem Volk, und Muth und Güte dem Fürsten,
 Tugend und Schönheit, und mildes Gefühl der gütigen Fürstin.
 Segne Sie beide, und laß Sie lange Ihr Erbe beglücken,
 Laß Sie stetes Glück, und dauernde Ruhe genießen.
 Segne o Schöpfer das Band, das inniger uns an die holde
 Königin knüpft, Sie trägt Ihr Herz uns lächelnd entgegen —
 Lasset uns unsere auch zum schuldigen Opfer Ihr bringen.

IV.

Die Freude Preßburgs am Tage der Krönung Ihrer Kaiserlich
 Königlichen Majestät Maria Ludowika, Kaiserin von Oestreich,
 Königin von Ungarn und Böhmen etc., welche bey dem, auf den
 28. August 1808 nach Preßburg zusammenberufenen Landtage, am 7. Sep-
 tember⁹⁾ glücklich vollzogen wurde; im Namen der gesamten Bürgerschaft,
 in tiefster Unterthänigkeit geschildert von Simon Peter Weber, emeritiertem
 Stadtvormunde. Preßburg, gedruckt mit Weberischen Schriften¹⁰⁾.

Umsonst versucht es meine schwache Feder,
 Die Freude auszudrücken, die heut jeder
 Im Innersten der Seele tief empfindt.

Umsonst, der todte Buchstab kann nicht sagen,
 Was heut, in diesen Jubeltagen,
 Fühlt Greis und Jüngling und das Kind.
 Doch wird der schwache Laut der Königin
 gefallen,

Der Königinnen besten unter allen,
 Der aus der Bürger Herzen Ihr entgegen tönt.
 Mag selbst Apoll die Zauberleyer stimmen,
 Erheben wir doch froh auch unsre Stimmen,
 Für Sie, die heut das Vaterland sich krönt.

Wir sehn umher im weiten Erdenrunde,
 Wir forschen in der neuen Zeiten Kunde:
 Wo ist ein glücklicher, wo ist ein stillers Land?
 Wo lieben sich so treu verschiedene Nationen?
 Wo läßt sichs ruhiger bey Fleiß und Arbeit
 wohnen;

Als hier, in dem geliebten Ungerland?
 Wo wird Religion und Tugend mehr ge-
 schätzt?

Wo weniger die Konstitution verletzt?
 Wo mehr geliebt der König und sein heilger
 Thron?

Wo so vermehrt das Glück der Unterthanen?
 Wo folgen Krieger treuer ihren Fahnen?
 Wo findet das Verdienst mehr Wert und
 Lohn?¹¹⁾

Einst, o vergeßt es, lieben Brüder! —
 Nein, diese Zeiten kehren nicht mehr wieder —
 Da war es auch bey uns nicht so.

Doch kaum schwang Oestreichs mächtger Adler
 Die Schwingen über uns, da schwand der
 Tadler,

Und alles wurde ruhig, glücklich, froh.
 Ja, unter dieses Adlers Segensschwingen
 Wird alles alles wohl gelingen,

⁹⁾ Die Krönung fand am 7. September, und nicht am 9ten, wie Wertheimer a. a. O. berichtet, statt.

¹⁰⁾ Einzeldruck 4 S. 2^o. Unbekannt.

¹¹⁾ Diese Ergüsse des Verfassers könnten bei jedem andern Dichter auch als Ironie gelten.

Was wünscht und hoffet unser Vaterland.
Durch Kaiser Franzens Vatergüte
Steigt unser Wohl zu einer Blüthe,
Die sparsam Ungarn noch gekannt¹²⁾.

Auch heut wird Er mit königlichen Händen
Uns neues Glück und neue Freude spenden,
In unsrer allgeliebten Königin.
Luise, auf dem königlichen Throne,
Erhält anheute Ungarns Diadem und Krone,
Wird unsers Vaterlandes Königin.
Ihr Herz ein Spiegel jeder Tugend,
Ihr Bild das Bild der Engelsjugend,
Ihr Ganzes liebreich, himmlisch hold!
Ihr Beyspiel wird die Nationen lehren:
DenThron durch Tugend und Religion zu ehren,
Mehr als durch Edelstein und Gold.
An Franz, des guten Kaisers Seite
Wird Sie an jedem Tag, wie heute,
Die Sorgen weg von Seiner Stirne scheun.
In Ihrer Unterthanen ungestörtem Glücke,
Da weiden sich nur Ihre holden Blicke,
Und nur ihr Glück wird auch das Ihre seyn.

Frohlocket heut, und jubelt Ungarns Nationen,
Wo solche Königinnen thronen,
Wie uns anheut der Himmel schenkt.
In dieses Thrones selgem Schatten
Soll unsre Liebe nie ermatten,
So lange unsre Seele denkt.

Lebt lange, bleibt der Völker Segen,
Die ihre Herzen Euch zu Füßen legen,
Und schenket uns auch einen Königsblick.
Ist Preßburg auch nicht eine von den größten,
Bleibt sie doch Euren Städten besten
An Treue, Königs Liebe nie zurück.

Hab Dank, o König, der uns diesen Tag
verliehen;

Wir wollen Söhne Dir erziehen,
Die Kriegsgefahr und Tod nicht fliehen;
Gilt es für König, für das Vaterland. —
Gehts Noth an Mann, so stehn wir alle,
Bey Kaiser Franzens Trommelschalle,
Zum Schutze da mit Brust und Hand,
Für König und fürs Vaterland!

V.

Lobgesang und Gebeth als ihre Majestät die Kaiserinn Maria Ludovica die hungarische Krone angenommen. Von der israelitischen Nation in Hungarn mit großer Feyerlichkeit in der Synagoge zu Preßburg gebethet am 15. des Monats Elul im Jahre 5568 (von Erschaffung der Welt). Nach christlicher Zeitrechnung am 7. September 1808. Aus dem Hebräischen. Wien, gedruckt bey Anton Schmid, kaiserl. königl. privileg. Buchdrucker¹³⁾.

1.) Glänzend ist der Tag, und feyerlich schön!
Der ein Reich beglückt, den Völker segnen
Dich haben die Edeln Hungariens erkohren,
Am Ufer der majestätischen Donau,
In der Städte Königinn, unsrer Mutter,
Der Krone der Frauen, zu huldigen.

2.) Seit der grauen Vorzeit, seit Oesterreichs Thron
Habsburgs Erbe ward, glänzt in der Geschichte
Hungariens Muth, Macht und Treue.
Einig im Sinn und Kraft errang die Nation,
Von der Herrscher Weisheit geleitet,
Durch Heldenthaten Bewunderung aller Zeiten.

¹²⁾ Die Folgezeit läßt S. P. Weber als schlechten Propheten erscheinen.

¹³⁾ Einzeldruck 20 S. 2^o. Hebräischer und deutscher Text. Dieses Gedicht ist mit seiner orientalischen Ausdrucksweise und bilderreichen Sprache das interessanteste Produkt der Krönungsfeier.

3.) Maria Theresia! unsterbliche Fürstinn, Deine Huld
Lebt in deinen theuern, würdigen Enkeln noch,
Bist du gleich dem Irdischen längst entflohen.
Altert die Zeder, sie stirbt nicht aus;
Ein neuer Zweig schießt aus ihrem Stamme stolz hervor.
Die Sonne gehet unter; mit neuem Glanz erscheint sie wieder.

4.) Wo einst du standest — noch ist die Spur nicht vertreten —
Stehet nun mit deinem Geiste und deiner Tugend geziert,
Und mit jeder königlichen Würde Maria Ludovica.
Ihr ist das Reich, Zepter und Krone beschieden;
Ihr fiel das schöne Loos — guter Fürsten Ziel —:
Glück und Wohl der Völker zu erhöhen.

5.) Ihr zur Rechten der erhabene Gemahl,
Franciscus! unser Stolz und unsere Wonne!
Beyder Weisheit, beyder Güte fließt aus Einer Quelle.
Die Natur verläßt nie die betretene Bahne;
Die jungen Adler schwingen sich zu den Alten hoch empor;
Kühne Löwen gebährt eine Löwinn nur. —

6.) Des Geistes Stärke, Gerechtigkeit und Milde,
Sind, zum Wohl der Staaten, hier im Bunde.
Heil dem Volke! wenn von sanften Banden
Der Lieb' und Treue umschlungen, es in Ruhe
Seines Fleißes Früchte froh genießt.
Es stützt mit vereinter Kraft der Gerechten Thron.

7.) Fest ist Oesterreichs Thron, gegründet für die Ewigkeit;
Josephus Palatinus¹⁴⁾, im großen Fürstenrathe
Ueber Gesetz und Bürgerglück wachend;
Carolus¹⁵⁾, das Schrecken der kühnsten tapfersten Feinde;
Sind des hohen Hauses Säulen, unerschütterlich wie das Recht,
Für das sie wachen, für das sie kämpfen.

8.) Im Geiste des geliebten Ferdinandus¹⁶⁾ entwikeln sich schon
Große Tugenden zum Heil künftiger Geschlechter:
Und Carolus Ambrosius¹⁷⁾ besiegt mit priesterlicher Sanftmuth,
Irrsal und Aberglaube, — mächtige Feinde der Menschheit!
Lenkt den Geist zur Wahrheit, zur Gottesfurcht;
Gewinnt für Tugend und Frömmigkeit die Gemüther.

9.) Unsere Krone hat der Edelsteine, der Demanten mehr.
Alle streben ihren hohen Ahnen an Heldenmuth,
Biedersinn und weiser Sitte gleich zu kommen.
Froh leben wir im Gefühle des Thrones Stärke;
Und tröstende Zuversicht begleitet uns im Tode:
Unsere Söhne großmüthige Väter zu hinterlassen.

¹⁴⁾ Erzherzog Josef, Bruder des Kaisers, Palatin von Ungarn.

¹⁵⁾ Erzherzog Karl, der spätere Sieger von Aspern, Bruder des Kaisers.

¹⁶⁾ Der spätere Kaiser.

¹⁷⁾ Erzherzog Karl Ambrosius Este, Bruder der Kaiserin, Fürstprimas von Ungarn.

10.) Auch euer Ruhm, edle Fürsten Hungariens!
Bleibt unsterblich. Felsenfest ist eure Treue;
Mächtig euer Arm. Der Neid, die schnöde Sucht,
Haben es gewagt, Oesterreichs Größe anzutasten;
Trozig war der Feind, groß die Gefahr,
Ihr erschien: verschwunden waren Feind und Gefahr!

11.) Zu euerm Lohne die feyerlich große Szene!
(Ein frohes Zittern durchbebt die Herzen Aller —)
Die Majestät, von Glanz umstrahlt,
Umgeben von den Erhabenen ihres Hauses, empfängt
Aus euern Händen das königliche Diadem:
Zum Zeichen des großen Bundes, Ihrer Huld, eurer Treue.

12.) Wie der Mond unter den Sternen, schimmert
Schönheit von Pracht erhöht,
Hoheit mit Milde gepaart.
Ein Anblik für sterbliche Augen zu groß:
Himmliche Mächte selbst erstaunen
Ob dieser Erscheinung auf der Unterwelt.

13.) Wer Sie erblickt, erliegt dem Gefühle
Der Bewunderung, der stillen Huldigung.
Endlich erwacht die staunende Menge;
Die ungestüme Freude ruft, ein Engelchor stimmt ein:
Die Königin Ludovica lebe; blühe immerdar!
Es lebe Ihr zur Seite, Franz der Allgeliebte!

14.) Alles frohlockt, — nur die Tochter Jehudas seufzt:
«Wer gibt mir die Leyer!
Von der Trauerweide, am Flusse Babels *) —
Wo ist Ethan, wo Assaph,
Von der heiligen Muse begeistert,
Mein Gefühl mit Würde zu besingen?»

15.) «Hätte ich ein Reich, eine Krone, — — —
Ein dankvolles Gemüth kann ich nur,
O mächtige Königin! zum Opfer bringen;
Ein Herz, das von heiliger Liebe überströmt;
Das in liebliche Gesänge sich nicht ergießen kann.
Denn ach! die Muse ist von mir gewichen».

16.) Stille deinen Gram, o Tochter Jehudas!
Der Königin gnügt eine dankbare Zähre —:
Verlohrst du die Leyer, dem Tempel geheiligt;
So flehe für des Glückes Dauer, das wir besingen.
Stimme in das feyerliche Gebeth Aller,
Für den Ruhm des hohen Fürstenpaars;
Daß unter Ihm das Wohl der Staaten blühe! ¹⁸⁾

*) Psalm. Kap. 137.

¹⁸⁾ Auf das Gedicht folgt ein Segen und ein poetisches Gebet für das Wohl des Königs-
paars und des Palatins.

VI.

Lied der Preßburger Schützen bey dem K. K. Krönungsfreyschießen den 11. September 1808, welches Seine K. K. Apostolische Majestät Franz der Erste der Schützen-Kompagnie allergnädigst verliehen ¹⁹⁾.

- | | |
|--|---|
| <p>1.) Gott! erhalte Franz den Kaiser!
 Unsern guten Kaiser Franz!
 Lange lebe Franz der Kaiser,
 In des Glückes hellstem Glanz;
 Immer blühen Lorberreiser,
 Wo er geht, zum Ehrenkranz.
 Gott! erhalte Franz den Kaiser
 Unsern guten Kaiser Franz.</p> <p>2.) Lange lebe Ludowike!
 Unsre holde Königin!
 Segnend mit dem Engelsblicke
 Sieht Sie auf uns Schützen hin.
 Gott schuf Sie zu unserm Glücke,
 Schuf Sie uns zur Königin.
 Lange lebe Ludowike!
 Unsre holde Königin!</p> | <p>3.) Franzens Leben zu versüßen,
 Schuf Sie Gott so gut, so schön!
 Und zu ihres Thrones Füßen
 Sieht Sie Ungarns Völker stehn,
 Denen Freudenthränen fließen,
 Langes Leben zu erflehn
 Für die schöne Ludowike,
 Unsre holde Königin.</p> <p>4.) Gott! erhalte Sie uns Beyde,
 Das gekrönte Königspaar!
 Laß der Völker Glück und Freude
 Sie sich freuen immerdar,
 Und der Schützen Dank und Freude
 Lodre stets auf dem Altar.
 Gott! erhalte Ludowiken,
 Und den guten Kaiser Franz!</p> <p>5.) Gott! erhalte Oestreichs Sprossen,
 Und den Kronprinz Ferdinand!
 Glück von diesem Haus genossen,
 Aerndtet täglich unser Land,
 Felsenfest bleibt stets geschlossen
 Oestreichs Bund mit Ungerland.
 Gott! erhalte Franz den Kaiser,
 Unsern guten Kaiser Franz!</p> |
|--|---|

S. P. W. ²⁰⁾

Preßburg, gedruckt zum Besten der durch Feuer verunglückten Schützenbrüder zu Oedenburg, von Simon Peter Weber.

VII.

Die Treue und der Nationalgeist der Ungarn. Ein Singspiel in zwey Aufzügen von Obristen Ritter von Sorz. Frei übersetzt ins Ungrische

¹⁹⁾ Einzeldruck 2 S. 4^o. Unbekannt. Der Verfasser ist der Preßburger Bruchdrucker und emeritierte Stadtvormund Simon Peter Weber. (Vgl. auch Nr. 4 und Nr. 24.)

²⁰⁾ In seiner «Kurzen Beschreibung» erwähnt S. P. Weber auch das Freischießen der Preßburger Schützen. «Die bürgerl. Schützen-Kompagnie hielt ein königliches Freyschießen ab, wozu Se. geheiligte Majestät die Prämien allergnädigst verliehen, selbst auch 6 Schüsse auf die Hauptscheibe machte». S. 53. (Die neun Prämien sind auch beschrieben.)

von Franz Verseghy. Aufgeführt auf dem Ofner und Pester Theater Anfangs 1809. Pesth, 1809. gedruckt mit Trattnerischen Schriften²¹⁾. 8^o. S. 39.

Erster Aufzug.

Chor:

Heil Dir Franz, und Dir Luiseu,
 Unsrer holden Königin!
 Bleib du Zierde unsres Landes,
 Unsere Beschützerin.

Dich erwählte unser König,
 Du sollst unsre Mutter seyn,
 Nun beweise unser Streben,
 Daß wir gerne Haab und Leben
 So Dir, wie dem König weihn.

Recitativ: O wie entsprechend dem herzlichen Wunsche,
 Welchen zu hegen ich jederzelt strebte.
 Wie glänzend die Strahlen der Zukunft enthüllen
 Den strebenden Geist der Edlen im Lande.
 Da — auf den Schwingen des muthigen Adlers
 Könnet ihr fröhlich die Sicherheit bauen,
 Daß niemals die Feinde des Königs und Landes
 Könnten die Rechte des Adels zernichten.
 Gemeingeist und Treue im schöneren Bunde,
 Verknüpft durch Bande holdseliger Eintracht,
 Sind itzt nur einzig die Stützen des Landes,
 Die Stützen des Ruhmes, als Erbtheils der Ahnen.
 Sehst, wie freudig des Vaterlands Väter
 Alles in Presburg dem Könige geben²²⁾;
 Wie sorgsam sie denken fürs Vaterlands Beste,
 Wie lenksam sie folgen dem Geniustriebe;
 Das Beyspiel unsterblicher Ahnen begeistert
 Das Thun und das Wirken der biederer Männer.
 Nun seh ich erwachen in meinen Ungaren
 Die Treue der Hunnen, den Geist der Awaren.

Chor:

Es bleiben stets Ungaren,
 Wie Hunnen und Awaren,
 Dem König treu ergeben
 Im Tode und im Leben.
 — — — — —
 Die Väter haben es beschlossen,
 Wir sind bereit, wir sind entschlossen,

Um uns Dein' Liebe zu erwerben,
 Für Dich und 's Vaterland zu sterben.
 Erschall' Dein Ruf bei Tag und Nacht
 Du findest stets der Ungarn Macht
 Für Dich — fürs Vaterland bereit
 Zur Wehr, zum Schutze und zum Streit.
 — — — — —

Ein Krieger: Es foltre jeden Schand und Reu
 Der einst verliert den Muth,
 Der für das Land nicht Haab und Blut
 Hinopfert mit der Heldengluth
 Verdient nicht eure Treu.

²¹⁾ Erwähnt von Elemér Császár in seiner Arbeit über die Dichtung der letzten ungarischen Insurrektion. Ungarischer und deutscher Text. Ich gebe hier nicht das ganze Stück, sondern nur einzelne charakteristische Stellen wieder, aus denen man die politische Agitation herausfühlen kann.

²²⁾ Der Reichstag zu Preßburg bewilligte zuvorkommend die Forderungen des Königs. Vgl. Wertheimer a. a. O. S. 286—297.

Chor der Mädchen:

Drum lohne nur die treue Hand
Die Helden, die für's Vaterland
Und für den König geben
Mit Freuden Hab und Leben.

Chor der Krieger:

Dies knüpft das wahre Herzensband,
Für König, Treue und das Land
Kann man sein Gut und Leben
Mit Freuden stets hingeben.

Die Treue: — — — — —

Folget den Trieben, die Euch itzt beleben,
So wird das Bekenntniß löblich erwachen,
Das vormals Therese, der Ungarn König²⁸⁾,
Zu euerem Ruhme öffentlich machte:
Es seien Ungarn die treuesten Völker,
Die Stütze des Königs in allen Gefahren.
Dieß Denkmahl verewigten Lobes entflamme
Das Feuer der Treue in Vaterlandssöhnen.

Genius: Entzückt von eurem hohen Muth,
Entflammt von euer Heldengluth,
Folgt mir zum Gott der Kriegesheeren,
Um dort den Bundeseid zu schwören.

Alle: Nur hin zum Gott der Kriegesheeren,
Wir wollen zu der Fahne schwören.

Zweiter Aufzug.

(Treue und Genius erscheinen mit den Kriegern und dem Volke vor Mars und Apollo.)

Mars: Seyd mir willkommen, ihr Sprößlinge Arpads,
Nachkömmlinge deren, die vormals die Siege
Mit löblichem Eifer, und Tapferkeit pfliegten
In allen Gefahren mit mir stets zu theilen.
Willkommen im Muthe, der Euch itzt begeistert,
Und spornet zu Thaten, würdig des Ruhmes,
Den vormals Ungarn in grimmigen Schlachten
Zum ewigen Denkmal sich tapfer erwarben.

Chor: — — — — —

Zur Landesfahne schwören wir
Die reinste Treu und Folge dir;
Wenn wir in allen Fällen
Nicht muthvoll uns hinstellen,
Soll unser Ruhm erblassen,
Und uns dein Schutz verlassen.

Genius: — — — — —

Wo findest du mit solchen Trieben
Ein Volk, das diesem Gleiches thut;
Daß mehr könn seinen König lieben,
Das eifert so mit Treu und Muth.
Du bist der Kriegesheld und Gott,
Dir stehet alles zu Geboth,
Ach leite die Ungaren
In drohenden Gefahren.

²⁸⁾ Maria Theresia.

Apollo:

Es öffnet die Sorgfalt der biederer Väter
 Die Pforten des Tempels Minervens, und bahnet
 Den Sprößlingen Arpads den Weg zu der Bildung,
 Welcher sie einstens zur Bahne des Ruhmes,
 Zum Schutze des Landes und Königs kann führen²⁴),
 Des Genius Triebe beleben die Herzen;
 Die Treue entflammt die Gierde zu frommen;
 Der Erbtheil der Ahnen, die Tapferkeit lodert
 Im Busen der Edlen und Vaterlandssöhnen.
 So seht ihr Ungarn die Keime des Ruhmes
 Entspriessen im Glanze zum Stolz eurer Ahnen;
 So seht ihr gegründet die Feste des Adels,
 Welche die Zähne der Zeiten zerknirschten.
 Wem dankt ihr den günstigen Zeitpunkt des Lebens
 Wem eures Erwachens Dasein und Stärke?
 Als Franz en dem weisen und gütigen König,
 Als Ludoviken der Mutter des Landes,
 Welche vereinigt durch gleiche Gesinnung
 Ihres erhabenen Bruders des Primas²⁵),
 Mit Ihm, und mit Hilfe der Großen des Landes
 Die Schule für Helden in Waitzen itzt stiftet²⁶).
 Bald legt man den Grundstein zum Tempel der Musen,
 Verewigt der Ungarn Wiedererwachen.
 Herrlich wird prangen in Pest dieses Denkmal,
 Zum ewigen Lobe seines Erbauers,
 Des Palatin Josephs der Stütze und Zierde²⁷),
 Der Freude des Landes, und aller Bewohner;
 Welcher sich mühet die Sprache des Landes,
 Die Bildung, die Künste aufs Höchste zu heben.

— — — — —
 — — — — —

Finalchor:

Laß lange Gott den König leben
 Mit unsrer holden Königin,
 Wir wollen ihr Beweise geben
 Von unsrer Lieb', von unsrem Sinn.

Des Königshauses hohe Sprossen
 Nie kränke je ein Unglücksfall;
 Dann sind wir insgesamt entschlossen
 Zu ihrer Wehr auf jeden Fall.

Des Königsreiches erste Glieder
 Beschütz o Himmel jederzeit;
 Laß sie als unsre ältre Brüder
 Uns leiten zur Glückseligkeit.

²⁴) Anspielung auf die genehmigte Gründung der ungarischen Militär-Akademie (Ludoviceum).

²⁵) Karl Ambrosius Este.

²⁶) Das Ludoviceum sollte ursprünglich in Waitzen (Vác) errichtet werden.

²⁷) Bezieht sich auf die Errichtung des ungarischen National-Museums, die Erzherzog Josef auf dem Reichstag von 1807 eingeleitet hat.

VIII.

Joseph von Rauch: Lied der Landwehre, im Herzogthum Krain²⁸⁾.

Auf wackre Väter! und Söhne und Brüder!
 Krains Patrioten, auf alle singt Lieder,
 Feurig ergießender Vaterlands Lieb',
 Bringet dem besten der Menschen am Throne
 Für Herrscher-Sorgen, die lastend zum Lohne
 Dankes Tribute aus reinestem Trieb.

Nicht Länderdürstend, verbürgt er den Frieden,
 Wehlt Geistes Kräfte, die nimmer ermüden,
 Mit Phöbus Schimmer, dem Unterthans-Wohl,
 Von dem Gedanken, Glück her zu verbreiten,
 Möglichst zu lindern die Härte der Zeiten,
 Ist seine fürstliche Seele nur voll.

Von ihm begeistert, gebot er die hehre,
 Schutzes und Schirmes geheiligte Wehre
 All seiner Staaten mit mächtigem Wort;
 Durch diese Schöpfung, vor Kriegesgewittern,
 Wenn sie auch rollen, wir nicht mehr erzittern,
 Landen wir doch nun im sicheren Port.

In vor von Feinden bedrohten Provinzen,
 Leiten die Wehren die edelsten Prinzen
 Aus den unsterblichen Kaiserengeschlecht²⁹⁾,
 Reihen im Jubel empfangen die Krieger,
 Pallas Geweihte, und Bürger und Pflüger,
 Unter die Fahnen für Freyheit und Recht.

Habsburgs Getreue! euch klirren nie Ketten,
 Eure Vereine für immer entnöthen
 Ehrfurcht den Feinden, Entfernen und Ruh;
 Oestreichs erhabnes Loos ist entschieden,
 Es sieht dem Kampfe der Eumeniden
 In ganz Europa mit Bruderleid zu.

Krains Patrioten! o dankt dem Geschicke,
 Denkt ihr Belonens Greuls-Szenen zurücke,
 Daß Franz gesichert der Seinigen Heil,
 Schwöret ihm jauchzend die theuersten Eide:
 «An deinem Werke wir nehmen mit Freude
 Vater des Vaterlands innigsten Theil».

«So wahr von Muth und von Tugend fort klopfen
 All unsre Herzen, der letzte der Tropfen
 Blutes und Lebens geopfert dir sey,
 Nimm es zum Besten des Reiches zu spenden,
 Wir Krainer geben dir hohes Verpfänden,
 Kindlicher Liebe und felsfester Treu*» *).

*) Dieses, auf die Zeitumstände berechnete, und besonders für das zweyte Landwehr Bataillon in Krain, das unter meinem Commando stand, von mir gedichtete, und durch Druck verbreitete Gedicht fand Beyfall und Nachsicht, und gewann mir Freunde, — somit hat es vollen Gewinn mir verschafft, und könnte ruhig den Vergessen vieler andern meiner Gedichte nachfolgen, spräche nicht so manche mir Andenkenswerthe Erinnerung, für seine Aufnahme in diese Sammlung. Von Seite poetischen Gehalts hat es bey mir keinen Werth der Vorliebe.

²⁸⁾ Erschienen in der Sammlung von Rauchs Gedichten (Militairische und vermischte Gedichte von Joseph von Rauch, Hauptmann der K. K. östr. Armee. Krems, bey Anton Kugler 1812. S. 277—279.) Die Memoiren Rauchs, die sich handschriftlich im ungarischen Nationalmuseum befinden, werden von mir demnächst in der Sammlung von Gustav Gugitz (Denkwürdigkeiten aus Altösterreich) herausgegeben werden. Die Gedichte von Rauch sind bis jetzt ganz unbeachtet geblieben. Bei Goedecke (Gr.^o VI. 594) sind sie fälschlich als Militairische und normische (!) Gedichte, Krems 1813 (!) angegeben.

²⁹⁾ Erzherzog Johann, Erzherzog Josef.

IX.—XI.

Patriotische Gesänge für die Bürger-Miliz des österreichischen Kaiserstaats von Joh. Paul Köffinger. 1809³⁰⁾.

1.

Die Redlichkeit schwand von der Erde dahin,
Auf sie muß der Mensch nun verzichten!
Es herrscht nur Trug und Räubersinn,
Der Mächtige will nur vernichten.
Das blutige Schwert allein hat das Recht,
Und wer es nicht schwingt, der ist sein Knecht.

Aufs blutige Schwert zum verderbenden
Schwur
Legt das trügende Glück die Finger;
Es schwur zur schimpflichen Magd sich nur
Dem eisernen Völkerbezwinger.
Es treibt ihn, o Schande! ganz ungescheut
Zu brechen Vertrag und heiligen Eid.

Zur Seite geht ihm die Hinterlist,
Die Menschen mit Trug zu berücken;
Dem Treue und Ehre nicht heilig ist,
Er spricht doch vom Völker beglücken.
Wer selber sich nicht beglücken kann,
Der ist zum Beglückter kein tauglicher Mann.

Frech ziehet ihm nach sein raubender Troß
Und schwelget von fremder Habe;
Die Aehren des Landmanns zerstampft sein
Mit erhobenem Bettelstabe [Roß];
Dann dieser zum Himmel laut aufschreit,
Um Gottes langmüthige Gerechtigkeit.

Was der Bürger sich und den Seinen erwirbt
Womit er sein Alter einst nährt,
Das verprasset der Räuber, und verdirbt
Was sein lüsterner Schlund nicht verzehret.
Was errungen des Emsigen Müh' und Schweiß,
Sein Weib und sein Haus sind dem Buben preis.

So kann es, so darf es nicht immer geh'n!
Sonst wäre nur Fluch uns das Leben;
Die Tugend soll nicht zu Grabe geh'n,
Das Recht muß sein Haupt erheben.
Von der Erde hinweg mit dem bösen Gezücht
Das dem Recht und der Tugend Hohn nur
spricht.

Bald soll den Genuß des Fleißes nicht mehr
Durch Angst ein Tyrann uns verbittern!
Bereit steht der Bürger in furchtbarer Wehr
Zu des Krieges Ungewittern.
Es verkauft nicht der Habsucht anderer sein Blut
Er steht für die Seinen, für sich und sein Gut.

Wir stehen umher um Oestreichs Thron,
Sobald es die Noth soll gebeuen,
Wie vor des Vaters Hause der Sohn,
Ihm Blut und Leben zu weihen.
Dich zu schützen, Vater Franz! laut spricht
In der Söhne Brust das Gefühl der Pflicht.

Die rüstigen Hände, Arbeit gewohnt,
Sie üben freudig die Waffen,
Wo herzvoll einig keiner sich schont,
Nur da ist das Heil zu erschaffen.
Uns vereint der Bürgertreue Schwur
Ein Wille für's Gute beseelt uns nur.

2.

Ich bin ein Bürger Oesterreichs,
Der Treu und Ehre liebet;
Mit Will und Thaten zeig' ich euch's
Wie man sie bey uns übet.
Weil ich ein Bürger Oestreichs bin
Verein' ich Muth und Biedersinn.

Ich liebe meinen Kaiser treu,
Er liebt uns alle wieder;
Und daß er unser Vater sey
Beweist, weil wir wie Brüder
Einander reichen froh die Hand
Zu unsrer Wohlfahrth festen Band.

³⁰⁾ Einzeldruck. 16 S. 8^o. Arnold und Wagner unbekannt. Erwähnt durch E. Császár (a. a. O.). Der Verfasser, später Arzt zu Ofen (Schriftstellernamen: Raimund Walther) gab Ende 1808 einen «Musenalmanach von und für Ungarn 1809» heraus.

Ein Ehrenname ist er mir
 Der Namen: Oestreichs Bürger!
 Drum Schimpf und Schande, Franzmann dir!
 So lang du Knecht der Würger,
 So lang du Slave bist und bleibst
 Der Mordsucht, und sie selber treibst.

Am längsten währet Redlichkeit!
 Spricht unser guter Kaiser:
 Geduld! bald lehret uns die Zeit
 Wer besser spricht und weiser.
 So sprachen unsre Väter auch
 Wir halten treu an ihren Brauch.

Im Schlachtfeld für Europens Wohl,
 Gleich schon der Muth der Brüder;
 Erblüh'n aus ihrem Kampfe soll
 Der Welt der Frieden wieder.
 Gott, gib uns Sieg stets im Gefecht
 Für Menschenruh und Menschenrecht.

Sie streiten nicht um fremdes Gut
 Zu rauben, zu verheeren,
 Und nicht, wie der Franzos es thut,
 Nur Glück und Ruh zu stören.
 Von seinem Druck und Uebermuth
 Uns zu erlösen, strömt ihr Blut.

D'rum wollen wir auf Gott vertraun
 Der alles fügt und leitet.
 Und auf den Muth der Brüder baun,
 Der Sieg und Ruhm bereitet.
 Bald wird dein treuer Bürger, Franz,
 Dich krönen mit des Lorbeers Kranz.

3.

Gib mir die blanken Waffen her!
 Auch ich will Waffen führen!
 Sie sind in Krieg und Frieden Wehr,
 Und wer sie kann regieren,
 Der scheuet keiner Art Gefahr,
 Er steht bereitet immerdar.

Durch Waffen nur allein wird jetzt
 Der Völker Heil entschieden,
 Auf Feldern nur mit Blut genetzt
 Entspusst uns der Frieden.
 Drum führt jetzt Waffen jedermann,
 Der Frieden schaffen will und kann.

Zum Blutvergießen aber übt
 Der Bürger nicht die Waffen,
 Für ihn, der Ruh und Eintracht liebt,
 Für ihn sind sie geschaffen
 Zu stützen Ordnung in dem Staat,
 Zu hindern jede Uebelthat.

Wie aus dem Herzen strömt die Kraft,
 Und Thätigkeit und Leben,
 So kann nur wackre Bürgerschaft
 Den Staat in Flor erheben;
 Der Bürger scheut nicht Müh und Schweiß
 Nur störe nichts auch seinen Fleiß.

Wir wachen jetzt um Franzens Thron
 Versammelt um Luise
 Ein jeder nennt sich Franzens Sohn,
 So sey's denn auch bewiesen,
 Daß jeder, der sich also nennt,
 Des Sohnes Pflichten fühlt, und kennt.

Ein jeder Bürger ist bereit
 Das Herzblut zu vergießen
 Wo Unheil naht, Gefahr bedräut
 Für Franz und für Luise
 Für Oestreichs Ruhm, für Oestreichs Thron
 Sterb' ich als Oestreich's treuer Sohn.

Auf unsre Lieb' und Biederkeit
 Kannst du, o Franz! vertrauen
 Des Staates innre Sicherheit
 Auf unsre Treue bauen.
 Wo nur ein Herz, ein Wille ist,
 Da trübt die Ruhe nie ein Zwist.

XII.

Karls Sieg bei Aspern am 21., 22. Mai 1809. Panonien 1809³¹⁾.

Furchtbar nah't Napoleon,
Nahen seine wilden Sieger, —
Oestreichs kampftenschloss'ne Sieger
Warten der Verwegnen schon.

«Vater Karl! wir folgen dir!»
Hallt es durch die Reihenglieder.
«Ja!» — ruft Karl — «ihr Waffenbrüder
Siegen wollen, müssen wir.»

Ausgerufen ist das Wort;
Trommeln wirbeln durch die Streiter;
Und die Losung: «Vorwärts! Weiter!»
Reißt die Kämpfer freudig fort.

Fest geschlossen Mann an Mann,
Feurig, wie sie immer waren,
Stürmen vorwärts Oestreichs Schaaren,
Karl, als Beispiel, stürmt voran.

Im erbosten Schlachtgewühl
Waltet Tod nur und Verderben;
Siegen! siegen oder — sterben!
Heißt des braven Kriegers Ziel.

Schlag auf Schlag, und Stich auf Stich;
Schwertder zischen, Kugeln regnen,
Und die Kämpfenden begegnen
Löwen gleich und Tiegern sich.

Wie die Reihen steh'n und zieh'n,
Strecken schmetternd die Kanonen,
Ohne Weile, ohne Schonen,
Ganze Männermassen hin.

Karl, mit der Standarte dort,
Sprengt die Reihen auf und nieder³²⁾:
«Auf ihr tapfern Waffenbrüder!
Haltet euer Ehrenwort!»

Heft'ger wüthet schnell das Schwert,
Wüthen donnernd die Kanonen
In des Feindes Legionen;
Oestreichs Heer ist seiner werth.

Schon entscheidend wird der Streit.
Uns're kräft'gen Grenadiere,
Unsre braven Kanoniere,
Sind dem Siege nur geweiht.

Fruchtlos ist des Feindes Wuth.
Seine Panzer, seine Rüstung,
Seine feige Uiberlistung
Nicht ersetzen sie den Muth.

Leere Reden, stolzer Wahn,
Schöne Lügen, eitle Mühen, —
Seht dort! Oestreichs Feinde fliehen,
Und Napoleon voran.

Oestreichs Heer steht glorreich da;
Und umrungen von Trophäen
Läßt es seine Fahnen wehen,
Ruft es sein — Victoria.

XIII.

Denkmal der Vaterlandsliebe und Bürgertreue, bey Gelegenheit da das uniformirte bürgerliche Scharf-Schützen-Corps der Königlichen Freystadt Tyrnau den neunten Jahres-Tag Ihrer festlichen Fahnenweihe am 30. April 1809 feyerte. Gewidmet von einem Freunde³³⁾.

Bestrah! den frohen Tag Olymps erhab'ne Sonne,
Den man erinn'rungsvoll zur Feyer hat geweiht,
Das wackre Schützen-Chor beseelt von edler Wonne,
Wirft einen Freudenblick in die Vergangenheit,

³¹⁾ Einzeldruck 8 S. 8^o. Von Arnold und Wagner umsonst gesucht.

³²⁾ Am zweiten Tage der Schlacht geschah es, daß Erzherzog Karl seine weichenden Scharen durch persönliches Eingreifen zum entscheidenden Siege spornte. Er ergriff die Fahne des retirierenden Regiments Zach und begeisterte die Soldaten durch sein eigenes Beispiel zu weiterem Widerstand.

³³⁾ Einzeldruck 4 S. 4^o. Tyrnau, gedruckt mit Jelinekschen Schriften. — Unbekannt. Infolge der in dem Gedicht zum Ausdruck gelangten politischen und patriotischen Gesinnung gebührt auch diesem Schützenlied ein Platz unter unseren Beiträgen.

Da es die Fahne einst in kriegerischen Reihen,
 Unter Trompetenschall zur Weihe hat geführt,
 Als Stifter werden sich die Edlen doppelt freuen,
 Denn heut erscheinen sie durch Mehrheit neu geziert.

Die Eintracht aller schuf unwandelbare Liebe,
 Für Freyheit, Eigenthum, für Thron und Vaterland,
 Sie fühlten sich erhöht durch diese heil'gen Triebe,
 Und bothen allgemein als Schützen sich die Hand,
 Da pflanzten sie dann auf die Fahne als ein Zeichen
 Der festen Bürgertreu', und muth'ger Biederheit,
 Ihr vorgestecktes Ziel, als Männer zu erreichen,
 Wenn auch Gefahren droh'n, durch Unerschrockenheit.

Schon früher fühlt' ihr Geist der Ahndung leises Wehen,
 Bereit schon zu dem, was Zukunft dann gebot,
 Sie sollten einst im Dienst gerechter Waffen stehen,
 Da stolze Herrschbegierd das Vaterland bedroht:
 Jetzt ruft das Vaterland, und gute Bürger eilen
 Zur Schützen-Fahne! die zu schönen Pflichten führt,
 Auf! laßt uns jede Last wie unter Brüder theilen,
 Zu erndten jeden Lohn, der dem Verdienst gebührt.

Auf ihren Reihen ruht das Auge mit Entzücken,
 Der Anblick hebt die Brust, es öffnet sich ein Feld
 Dem Denker, er verweilt, und wäht mit ernsten Blicken
 Sich in den fernen Raum der frühen Thatenwelt.
 Bewaffnet sieht er dort vereinte Bürger-Chöre,
 Die sich mit Männerstolz, dem Vaterlande weih'n,
 Sie fechten tapfer für ihr Habe, Freyheit, Ehre,
 Welch' eine schöne Pflicht, ein Volks-Beschützer seyn.

Hier strahlt im schönsten Glanz nach alter Schützen Sitte
 Der Väter Heiligstes: für Gott und Vaterland!
 Sie dachten vom Pallast so bis zur Bauernhütte!
 Das Siegel ihres Worts war ihre rechte Hand,
 Und Opfer brachten sie den Staat zu unterstützen,
 Mit edlem Selbstgefühl zum Vaterlands-Altar,
 Das freye Bürgerrecht mit Hab und Blut zu schützen,
 Sank nie ihr Herz und Muth im Anblick der Gefahr.

Zieht nicht ein Genius mit unsichtbarem Bande
 Der Schützen edles Herz zum besten König hin?
 Franz winkt von seinem Thron, und sieh! Ihr Herz entbrandte,
 Zu hören, was er will, zu folgen seinem Sinn:
 Sie reihen sich als Glied zur großen Volkes-Kette,
 Die Oesterreichs Herrscher-Thron mit Riesenkraft umgiebt,
 Und eifern ohne Ruh mit jedem um die Wette,
 Zu liefern den Beweis, wie man den König liebt.

Heut weht die Fahne stolz zum erstenmal nun wieder,
 Und klirrend stellt sich dar der Waffen Schreckenspiel,
 Das Schützen-Chor wirft sich vor Gott im Tempel nieder,
 Daß er verleihe ihm sein vorgeseztes Ziel,

Die Musik tönet laut des Höchsten Lobgesänge,
 Weihrrauch, und Wohlgeruch umschweben den Altar,
 Er wird uns retten vor der Siegbetrunk'nen Menge
 Der Feinde; traue nur herzhaft Schützen-Schaar.

Man kehrt in munter'n Reih'n, nach jenem Orte wieder
 Hin, wo der wack're Schütz sich übt im Ritterspiel,
 Er legt die Waffen an, und feuert männlich bieder
 Nach Regel und nach Pflicht zum vorgesteckten Ziel.
 O schöner Aufenthalt, wo Freundschaft Kränze windet!
 Leicht wie ein sanfter Traum entschwindet hier die Zeit,
 Hier kann der Mann von Geist den Lebenswerth empfinden;
 Wo er sich ungestört dem Freundschafts-Zirkel weihet.

Geseegnet seyen sie die schönen Augenblicke,
 Da Freundschaft, Harmonie, einst stiftete den Bund,
 Er blüh' im schönsten Flor, gekrönt vom holden Glücke.
 Sey bis in späte Zeit der Schützen Thatengrund!
 Hoch lebe jeder der in diesem edlen Kreise,
 Die Bürgertugenden mit Weisheit wohl vereint
 Der es als ächter Schütz stets redlich, gut und weise,
 Mit Gott, dem Nächsten, und dem Vaterlande meint.

XIV—XVII.

Patriotische Gesänge eines Ungars. Ein Beitrag zur Charakteristik der Zeit. 2. Lieferung. Pannonien; im April 1809³⁴⁾.

1.) Erzherzog Joseph Palatin des Königreichs Ungarn.

Sein nennt ihn eine Nation,
 Die groß, und brav, und freygebohren,
 Zu ihrem Lieblich ihn erkohren
 Den Mittler zwischen Volk und Thron.

Sein nennt ihn Blut- und Muthbewegt,
 Vertrauen ihm und Liebe reichend,
 Ein Volk, das großen Ahnen gleichend,
 Ein stolzes Herz im Busen trägt.

Wer wär' auch unsrer Liebe, — mehr
 Durch hohen Geist, durch Herzensgüte
 Erhaben noch, als von Geblüte, —
 Wer unsres Dankes würdiger?

Vertreten nicht vor Franzens Thron
 Sein Herz, Sein Eifer, Seine Bitten,
 Die Wünsche, Hoffnungen und Sitten,
 Ihr Ungarn, eurer Nation?

Wacht Er nicht über Recht und Pflicht
 Im Lande, ohne zu ermüden?
 Sorgt jezt für Sicherheit und Frieden
 Des Landes, Seine Einsicht nicht?

Auf! sammelt euch um Sein Panier!
 Auf! gleichet ihm an Sinn und Liebe
 Fürs theure Vaterland! — wo bliebe
 Sonst Euer Ruhm, Magyaren ihr?

Wo blieben sonsten thaterprobt
 Von Lieb' und Treue die Beweise,
 Die ihr so oft, um ihn im Kreise,
 Dem besten König angelobt?

Seyd euren Ahnen gleich, so kühn
 Und schnell, des Thrones beste Stütze;
 Heil euch und uns! an eurer Spitze
 Kämpft Ungarns Joseph Palatin³⁵⁾.

³⁴⁾ Einzeldruck 8 S. 8^o. Von Arnold und Wagner, die die erste Lieferung mittheilen, umsonst gesucht.

³⁵⁾ Der traurige Ausgang der ungarischen adeligen Insurrektion am 14. Juni in der Schlacht bei Győr (Raab) ist zur Genüge bekannt.

2.) An Oesterreichs Heere.

Mit heldenmüthigen Entschlüssen
Für Thron und Vaterland, hab't ihr
Euch von der Heimath losgerissen; —
Wohl wissen's, wohl erkennen's wir.
Schon kämpft ihr, siegreich vorzudringen,
Den Feind, den frechen, zu bezwingen;
Ihr kämpft für Recht und Thron und Reich:
Heil Oestreichs tapfern Kriegern euch!

Die Wünsche sind auf eurer Seite.
Nicht uns're heißen Wünsch' allein,
Von ganz Europa stimmt zum Streite
Jedweder Brave für euch ein.
Noch immer war't ihr unbesieget *);
Und Schurken sind's, die ihr bekriegeret;
Ja! Schurken sind's, und ihr Tyrann
Das Seitenstück von Tamerlan.

Auf Schutt und Trümmern nur, wie Molche,
Wie Fuchs und Natter nur durch Blut,
Durch Kniffe, durch Banditendolche
Dünkt groß sich unsers Feindes Muth.
Rächt Oestreichs Siegentschlossne Krieger
An diesem Zwitterheer von Tieger,
Von Sklaven, Schlangen, Gift und Strick,
Rächt Oestreichs Ehre, Ruhm und Glück.

Einnistend sich, wie Ungeziefer,
Arglistig wie ein falscher Freund,
Zerrottet tiefer stets und tiefer
Das Glück der Menschheit unser Feind.
Glaubt Oestreichs Muthentflammte Heere
Den Prahlern nicht von Recht und Ehre!
Was Jahrelang durch sie geschah,
Zeigt mehr noch als auf Attila.

Euch folgen Adel, Bürger, Bauer,
Mit ihrer wärmsten Hoffnung nach,
Zu Thatbeweisen auf die Dauer
Entschlossen, was ihr Herz versprach.
Wir alle, die zurückgeblieben,
Wir alle kennen, schätzen, lieben,
Das Vaterland, so schön, so reich,
Einst dreyfach inniger durch euch.

Und wie im Arm der Braut zu liegen
Des Jünglings Sehnsucht freudig harrt,
Erwarten nach vollbrachten Siegen
Wir sehulich eure Gegenwart.
Die schöneren, die bessern Zeiten,
Die eure Siege uns bereiten,
Verdanken denn auf immerdar
Wir Oestreichs tapfrer Heldenschaar.

*) Unbesiegt; denn die Unfälle voriger Jahre gereichen eigentlich nicht der Armee Oesterreichs zum Vorwurf.

3.) Die Tyroler.

Heroen sind's, Trotz ihren schlichten Kitteln.
Ein Wink von Vater Franz, und abzuschütteln
Eilt wie der Blitz das Joch ihr Freyheitssinn.
Ihr Völker Oestreichs! euren Muth zu stählen,
Für Thron und Reich mit Lieb' euch zu beseelen,
Blickt auf die biederer Tyroler hin.

Dort gilt noch Kraft, und Treu' und Männerstärke;
Dort geht der Vorsatz kühn und rasch zu Werke;
Gemeingeist knüpft ihn fest an's Vaterland.
«Was seyn soll, riefen sie, muß bald geschehen.»
Da kämpft' und siegt' es auf den Alpenhöhen;
Und schnell behielt das Recht die Oberhand.

Nicht achtend Drohung, Uibermacht, Gefahren,
Nicht fürchtend Trug und Hohn der Neubarbaren,
So stürzten sie auf ihre Feinde fort.
Entwaffnend, niederwerfend ihre Treiber,
Demüthigend die Kron- und Länder-Räuber —
Und Kaiser Franz war ihr Erkennungswort.

Das thaten sie. Wie bei dem Brande Flammen,
So griffen sie, Ein Sinn, Ein Arm, zusammen;
Ihr Arm, Ihr Wille glich dem Wetterstrahl.
Frey sind sie nun als tapfres Volk und Sieger.
Tyroler sey hinfort für Oestreichs Krieger
Der Bundesruf, das Schlagwort, das Signal.

4.) Völkergroße.

Groß ist das Volk, das selber sich zu ehren
Auf eigne Kraft sein Selbstvertrauen baut;
Dem, standhaft seine Würde zu bewähren,
Vor keinen Zeiten, keinem Opfer graut;
Das, wenn Gefahren drohend es beengen,
Entschlossen eilet, sie zurück zu drängen.

Groß ist das Volk, das liebend, sorgend, waltend,
Gern glücklich in der Heimath nur sich fühlt;
Das fest an seinem Muth und Ruhm sich haltend
Nicht mit dem Worte Vaterland nur spielt;
Dem Wort und That, harmonisch in Verbindung,
Entspringt aus jeder edleren Empfindung.

Groß ist das Volk, das seines Fürsten Ehre
Und seinen Ruf, als eignen Wunsch erkennt,
Das nie von ihm, sey's Frieden oder Wehre,
Mißtrauend sich und Pflichtvergessen trennt,
Das zur bedrängten Zeit vielmehr am meisten
Willfährig ist, das seinige zu leisten.

Pannonien! dich schildern diese Züge,
Dich Heldenland, so schön, so brav, so treu!
Dich lobzupreisen braucht es keiner Lüge,
Dich hochzurühmen keiner Schmeicheley.
Jahrhunderte (dieß sey genug) verschwanden,
Und frey und kräftig bist du noch vorhanden.

So bist du noch, voll hohen, festen Muthes,
Der, was er will, wenn's gilt und frommt, auch kan,
So, achtend nicht des Gutes, nicht des Blutes,
Trägt beides gern dein Herz dem Fürsten an.
Und dir zu drohen dürften ungeschlagen
Ha! schurkische Franzosen frech es wagen?

Zerstören wollen sie dein Glück; verheeren
Dein schönes Land; entkräften schändlich dich;
Mißhandeln deinen König, ihn entehren;
Mit deinem Gut' und Blute mästen sich.
Auf Ungarn! schütze deinen König, deine Rechte!
Thatkräftig gegen Frankreichs Henkersknechte.

XVIII.

Kriegslied von Johann Samuel Toppertzer, Prediger in Wallendorf⁸⁷⁾.

Mel.: Mein Gott, das Herze bring ich dir.

- | | |
|---|--|
| <p>1.) Gott, der die Seinen mächtig schützt,
Sieh hier vor deinem Thron
Uns, deine Kinder, denen itzt
Des Krieges Leiden drohn.</p> <p>2.) Mit frommer Rührung blicken wir,
O Vater, Himmelwärts.
Zu dir, Allliebender, zu dir,
Erhebt sich unser Herz.</p> <p>3.) Von kindlichem Vertrauen erfüllt
Hofft es von deiner Huld,
Die manchen Kummer schon gestillt,
Die Nachsicht seiner Schuld.</p> <p>4.) Du hast uns Sündern noch bisher
Nicht nach Verdienst gelohnt,
Und mit des Feindes furchtbarn Heer
Dein armes Volk verschont.</p> <p>5.) Noch konnten wir, von deiner Hand
Beschirmet, sicher seyn!
Noch konnte unser Vaterland
Sich deines Segens freun.</p> <p>6.) Noch schlingt Religion und Recht
Um uns der Eintracht Band!
Noch leitet kraftvoll, ungeschwächt
Uns des Gesetzes Hand.</p> <p>7.) Noch sehen wir des Landmanns Schweiß
Sein eifriges Bemühn
Belohnet, und zu deinem Preis
Des Friedens Künste blühn.</p> <p>8.) Wenn trostlos manches Auge itzt
Im stillen Kummer thränt,
Wo noch des Schwerdtes Flamme blitzt
Und Kriegesdonner tönt.</p> <p>9.) Wenn einsam und verlassen sich
Gott, deine Kinder sehn;
Zerstreut, verarmt, o Vater, dich
Um Hülf und Rettung flehn.</p> | <p>10.) Hielt deine Allmacht uns vereint.
Verbunden Hand in Hand,
Gehn wir des Lebens Pfad; noch scheint
Die Sonne unserm Land.</p> <p>11.) Dieß ist, Allgütiger, dieß ist
Die Wirkung deiner Macht.
Mit Dank erkennen wirs. Du bist
Es, der uns noch bewacht,</p> <p>12.) Vergieb, o Vater, wenn wir nicht
Dieß hohe Glück geschätzt;
Wenn wir vergessen unsrer Pflicht
Dein heil'ges Reich verletzt.</p> <p>13.) Verschone, Herr, vergelte doch
Uns nicht nach unsrer Schuld!
Verschone, Vater, trage noch
Mit deinem Volk Geduld.</p> <p>14.) In deine Hände legen wir
Des Vaterlandes Heil.
Erbarmer, Helfer! Nur von dir
Wird Rettung uns zu Theil.</p> <p>15.) Sey du des besten Königs Schutz,
Und Stütze seinem Thron,
Erhalte gegen Feindes Trutz
Auf seinem Haupt die Kron.</p> <p>16.) Verleihe Seinen Heeren Muth
Und Kraft, begleite du
Im Streit für Freyheit, Ehr und Gut
Sie zu des Sieges Ruh.</p> <p>17.) Du bist es, der der Fürsten Herz
Wie Wasserbäche lenkt,
Und nach des Krieges blut'gem Schmerz
Des Friedens Wonne schenkt.</p> <p>18.) So knüpfe dann, Gott, unser Hort,
Der Eintracht sel'gen Bund
Aufs neu, daß deiner Wahrheit Wort
Werd allen Völkern kund.</p> |
|---|--|
- 19.) Daß einst, nach ausgekämpften Streit
Sich Fried und Freude küß,
Und uns nach überwundnem Leid
Des Segens Quelle fließ.

Leutschau gedruckt bey Mayer 1809.

⁸⁷⁾ Einzeldruck 4 S. 8^o. Von Arnold und Wagner umsonst gesucht. Ohne Namen des Verfassers. Der Name Toppertzers, wie auch der Druckort am Ende sind mit vergilbter, gleichzeitiger Schrift hinzugeschrieben. E. Császár gibt a. a. O. den Wohnort des Verfassers fälschlich als Aldorf an. Wallendorf ist das in der Zips gelegene heutige Szepes-Olaszi.

XIX.

Anonym⁸⁸⁾.

Schon sagt' ich dem Apoll, schon sagt ich den neun Schwestern
 Auf immer: Lebet wohl, als plötzlich ehegestern
 Ein Traum mich überrascht' aus meiner Jugendzeit,
 Wo jederman gerühmt der Ungarn Tapferkeit,
 Und ihre Königslieb' und patriotische Tugend.
 Schnell nahm ich wieder nun die Leyer meiner Jugend,
 Zu schildern jene Zeit, wo allerorten Krieg
 Dort Unglück stiftete, hier Jubel, Ruhm und Sieg;
 Wo man die Truppen sah auf mannichfachen Wegen
 In Reihen schöngestellt behende sich bewegen,
 Mit abgemessenem Schritt, mit glänzendem Gewehr,
 Und unter Feldmusik ermunternd für das Heer;
 Wo sich voll Ungeduld das Roß im Gliede bäumte,
 Den Huf ins Erdreich schlug und vor Begierde schäumte;
 Dann wie um diese Zeit Theresia, aus Wien,
 Die himmlische Gestalt, in Ungerland erschien:
 Die Krone auf dem Haupt, die Ihre Ahnen zierte,
 Und die mit vollem Recht dermal auch Ihr gebührte,
 Als Erbin manches Reichs durch Treu und Ruhm bewährt,
 Von Karls hohem Stamm, und dieses Stammes werth.
 Dieß war Theresia; voll Freundlichkeit und Milde,
 Gleich Sie, die Himmlische, Cytherens schönem Bilde,
 Und war an Majestät Minervens Ernste gleich.
 Doch ihre Stirn war jezt umwölkt, Ihr Antlitz bleich,
 Und in dem sanften Aug' glänzt' eine heisse Zähre.
 «Hör, edles Volk, rief Sie, was ich von dir begehre!
 Ich setze mein Vertrau'n auf deinen Biedersinn;
 Ihr Helden Ungarns schützt, schützt eure Königin!
 Ja, liebe Ungarn, mich verfolgt das Mißgeschicke;
 Die Feind' umringen mich, und drohn mit ihrer Tücke;
 Auf eurer Treu beruht nunmehr mein Hoffnungsschein;
 Auch trifft dies Trauerloos mich Arme nicht allein.
 Der Kleine den ich hier auf meinem Arm euch biete,
 Der Kleine auch entsproß aus König Karl's Geblüte;
 Er fordert euren Schutz, er ist das Unterpand
 Von meiner Lieb' und Huld fürs brave Ungarland.»
 So sprach Theresia, und zeigte ihren Erben⁸⁹⁾;
 Sogleich erscholl's: «Laßt uns für unsern König sterben!
 Theresien allein gebührt des Vaters Kron;
 Auf Ungarn, auf! wir schützen ihren Thron.»
 Und ohne Zögerung, wie wenn sich aus den Flüssen

⁸⁸⁾ Dieses Gedicht fand ich ohne Titelblatt zwischen die Seiten des Richterschen Volksliedes (Mitgeteilt bei Arnold-Wagner) gelegt. Auf dem Titelblatt des Richterschen Gedichtes ist mit vergilbter Tinte als Verfasser Karl Georg Romy angegeben, was sich natürlich nur auf das eingelegte Gedicht beziehen könnte. Die Unterschrift Rumys scheint mir aber unwahrscheinlich, da er ja im Jahre 1809 erst 29 Jahre alt war, womit die Anfangszeilen des Gedichtes in offenbarem Widerspruch stehen.

⁸⁹⁾ Die hier behandelte Szene ist bloß eine historische, aber weitverbreitete Legende. Josef II. war auf dem berühmten Reichstage von 1741 nicht zugegen.

Bei starker Regenzeit die Wogen schnell ergießen
 Und alles mit sich ziehn was sie zu hemmen droht,
 So folgte Ungarns Muth Theresiens Gebot.
 Wetteifernd zogen da die Schaaren aus, und schlugen
 Den Feind, wo immerhin sie ihre Füße trugen,
 Bis ihre Fahnen man am Rheine wehen sah,
 Und bis die heißgeliebteste Theresia
 Geziert mit Karls angeerbter Krone,
 Befreyt von jedem Feind, fest saß auf ihrem Throne. —
 Dieß alles stellte sich in meinem Traum mir dar;
 Ich sah, wie weltberühmt Pannonien einst war.
 Nun edle Jugend fließt in dir der tapfern Ahnen
 Getreues Blut! Auf ehre ihre Manen!
 Schon warst du zweymal rasch mit deinem Schwert bereit,
 Erfolgte Frieden nicht, zu gehen in den Streit⁴⁰⁾;
 Da nun zum drittenmal die kühnen Feind' erschienen,
 Und neue noch dazu vereiniget mit ihnen,
 Sich Ungarns Gränzen nah'n, gewiß so säumst du nicht
 Dich in das Feld zu stell'n, voll tiefempfundner Pflicht;
 Gewiß beseelt dich jetzo wiederum aufs neue
 Für König und für Vaterland die Treue,
 Die du bereits gezeigt; gewiß dein Edelmuth
 Beweist auch jetzo sich. Ich seh' es wallt dein Blut
 Vor edler Ungeduld dem Feind Beweis zu geben,
 Daß in den Enkeln noch die alten Ungarn leben
 Die Frankreichs flüchtigs Heer einst über'n Rhein gejagt,
 Theresens Thron beschützt und immer unverzagt
 So lange kämpften, bis ihr tapfrer Muth den Frieden
 Dem König und dem Vaterland beschieden.
 Dieß thaten sie, mit Lob und Ruhm bekränzt,
 Die Ahnen, deren Bild für uns zum Muster glänzt.
 Und kehrten sie zurück von ihren hehren Siegen
 Zum friedlich stillen Heerd, zum häuslichen Vergnügen,
 So prägten sie dem Sohn zuerst die Lehre ein
 Dem Vaterlande und dem König treu zu seyn.
 Sie zeigten ihm das Glück in einem Land zu leben;
 Wo Ueberfluß entsprießt von Saaten und von Reben.
 Durch diesen Weisheitsvollen, wackern Unterricht
 Grub in des Jünglings Herz sich tief die heil'ge Pflicht,
 Den König und das Vaterland stets treu zu schützen,
 Gott fürchten nur allein, und Jedermann zu nützen;
 Auf diesem Grund beruht bereits seit langer Zeit
 Der Ungarn allgemein berühmte Tapferkeit;
 Und daß dieselbe auch den Enkeln jezt sey eigen,
 Wird sich in kurzem noch vom neuen glänzend zeigen.
 Sobald der Ruf ertönt des edlen Palatin
 So strömen Tausende mit Freuden zu ihm hin,
 Um angeführt von ihm den Feind zurück zu drücken,
 Und eher nicht zu ruhn, als bis mit blut'gem Rücken
 Derselbe flieht, und dann gestehet frey
 Daß Ungarns Adel noch wie vormals tapfer sey.

⁴⁰⁾ 1797 und 1805.

Der Jüngling und der Mann wünscht sehnsuchtsvoll die Tage
 Wo ihm der Ruf erschallt: «Auf rüste dich und schlage!»
 Wo sich sein Muth zum Kampf in voller Wirkung zeigt,
 Und keine Schwierigkeit die Heldenseele beugt,
 Wo er mit Oesterreichs und Böhmens tapfern Schaaren,
 Vereint nebst Rußlands Heer siegt über die Gefahren,
 Womit der Feind ihm droht, indem stets Hinterlist
 Der Lieblingsplan von dessen Streben ist.
 Doch Ungarns Biedersinn verachtet seine Ränke,
 Wird nicht getäuscht durch Schein und prahlerische Schwänke,
 Geht die gerade Bahn, bleibt standhaft bis zum Schluß,
 Und hofft mit Zuversicht, daß es sich ändern muß.
 Dann nutzt er seine Zeit, und rächt das Blut der Brüder
 Und hält nicht eher ein als bis auf's neue wieder
 Dort triumphirend seine Fahnen wehn,
 Wo einst das Siegespanier der Ahnen man gesehen,
 Die Nachwelt wird sodann vom neuen wieder preisen
 Daß Ungarns Edle sich als Retter stets beweisen,
 Sobald Gefahr dem Thron des besten Königs droht,
 Und Ungarns Adel sich vereint im Aufgebot.

XX—XXIII.

Lieder für Ungerns Bewaffnete. Von J. P. Köffinger. Panonien
 1809⁴¹⁾.

1.) Allgemeines Insurrektionslied.

Was schwellt und hebet meine Brust?
 Was braust in meinem Blute?
 Es ist wohl Krieg- und Siegeslust,
 Erzeugt vom Seelen-Muthe.
 Wer reizet mir das rasche Blut?
 Wer, wer entflammt der Seele Muth?

Weiß etwa noch ein Feind es nicht,
 Wie sich Magyaren wehren?
 Er komm'; wo unser Sarasch⁴²⁾ ficht,
 Da wollen wir's ihm lehren.
 Gewiß er läßt uns bald in Ruh,
 Und kehret uns den Rücken zu.

Für König und für Vaterland
 Weiß der Magyar zu streiten.
 Drum auf, die Waffen in die Hand!
 Zum Kampf uns zu bereiten.
 Tod jedem Kronenräuber, Tod!
 Sein Blut färb' unsre Waffen roth.

Für König und für Vaterland
 Weiß der Magyar zu sterben.
 Frisch auf, den Säbel in die Hand!
 Magyar'scher Freyheit Erben!
 Hoch lebe Ungerns Freyheit, hoch!
 Nie beuge sie ein Slavenjoch.

Der König leb'! es lebe Franz!
 Für den wir alles wagen;
 Sein Haupt soll stets im reinsten Glanz
 Die heil'ge Krone tragen.
 Tod treffe jeden, den nach ihr
 Antreibt verruchte Kronengier.

Wir schwören feyerlich zu Gott,
 Der uns auch wird erhören,
 Verderben schwören wir und Tod,
 Dem, der sie will entehren.
 Gerecht ist unser Schwur und gut,
 Ihn lösen wir mit unsern Blut.

Bald soll es keinem Feinde mehr —
 Nach unserm Heerd gelüsten
 Drum rasch und muthig nun zur Wehr,
 Auf Brüder uns zu rüsten!
 Auf! schützt der Väter Heldenruhm!
 Schützt König, Freyheit, Eigenthum!

⁴¹⁾ Einzeldruck 16 + 8 S. 8^o. Von Arnold und Wagner umsonst gesucht.

⁴²⁾ Unverständliches Wort. Wahrscheinlich Druckfehler statt Pallasch.

2.) Lied der Edlen.

Noch sind wir es,
Die um Theresens Throne,
Zum Schutz der heil'gen Krone,
Magyarentreu gemäß,
Zu opfern schwuren Gut und Blut,
Und hielten es mit Männermuth⁴³⁾;
Noch sind wir es!

Wir sind es noch,
Die als zahllose Scharen
Von südlichen Barbaren
Gedroht mit Sklavenjoch,
Europen schützten, wie ein Damm,
Gen den umsonst die Menge schwamm.
Wir sind es noch!

Noch lebt und webt
In uns der Geist der Ahnen
Der Ruhm von ihren Fahnen.
Kein Ungarherz erbebt
Wenn zahllos sich auch Feinde nah'n,
Es eilet kühn sie zu empfang'n,
Von Muth belebt.

Noch sind wir frey!
Verachten angedrohten
Zwang eiserner Despoten
Und ihre Tyranny.
Noch blüht und herrschet ungeschwächt
Der Väter weiserworbnes Recht.
Noch sind wir frey!

Noch gilt im Rath
Der Edlen Stimm' und Wille.
Uns die Despoten-Grille
Noch nie gehudelt hat,
Uns nahe sich nie ein Tyrann,
Der Eid und Rechte schänden kann
Durch Frevelthat.

Noch essen wir
Die Früchte unsrer Hände;
Der Erde reiche Spende
Genießen jetzt noch wir,
Wie, Feinde tränken unsern Wein,
Und führten unsre Aerndten ein?
Noch leben wir!

Auf, Edle! schwört,
Zu opfern Blut und Leben,
Gern alles hinzugeben,
Was Ehr' und Pflicht begehrt;
Schwört jedem Unterdrücker Tod,
Der uns mit seinen Ketten droht
Auf, Brüder, schwört!

Schmach, jedem Schmach!
Dem nicht die Seele glühet,
Den Ehrgefühl nicht ziehet,
Ins Feld der Brüder nach!
Er athme nimmer Ungerns Luft,
Dem's laut nicht in der Seele ruft:
Den Brüdern nach!

O seht herab
Der Väter Geister blicken!
Sie heischen uns zu schmücken
Mit Lorbee'rn frisch ihr Grab.
Seht Hunyad, Zrény⁴⁴⁾, glanzvoll, winkt!
Schwört, daß ihr sieget oder sinkt,
Auf ihrem Grab!

3.) Das Vaterland.

O Vaterland! o Wonneland!
Das mich entzückt und nährt;
Gesegnet sey der Väter Hand!
Gesegnet sey ihr Schwert!
Mit ihrem Blute düngten sie
Für uns die Erde hier:
Auf ihrem Grabe pflanzte nie
Ein Wüthrich sein Panier!

Drum leben wir hier froh und frey;
Bereit, mit Ahnenmuth
Für Vaterland und König treu
Zu lassen Gut und Blut.
Ha, Thronenstürzer! Fehlt dir noch
Europens Paradies?
Du wünschtest wohl, daß in dein Joch
Es gern sich schmiegen⁴⁵⁾ ließ?

⁴³⁾ Anspielung auf den Reichstag von 1741.

⁴⁴⁾ Statt Zriny.

⁴⁵⁾ Augenscheinlich Druckfehler statt schmieden.

Sich zu berauschen toll und voll
 In unserm Traubensaft
 Gelüftet deinen Rotten wohl,
 Der Räuber-Brüderschaft?
 O athme frey, mein Vaterland!
 Tod treffe deinen Feind!
 Dich schütz' der Söhne tapfre Hand,
 Sie sind zum Kampf vereint.
 Vereint zum Sieg voll Kraft und Lust
 Zieh'n muthig wir in's Feld;
 Dein Bollwerk ist der Söhne Brust,
 Und jeder ist ein Held.

Nicht harren wir, bis er sich naht,
 Der Feind mit Uebermuth;
 Bis unsern Acker er zertrat,
 Verpraßte unser Gut.
 Bis Traubenhügel er zerstampft,
 Bis ihm auf unserm Heerd'
 Ein feines Leckermahl schon dampft,
 Das spottend er verzehrt.
 Wir suchen ferne seine Spur.
 O Vaterland! sein Blut
 Beflecke nimmer eine Flur,
 Wo Väterasche ruht.

4. Der Vater an den Sohn.

Zieh hin in's Feld, mein guter Sohn!
 Sieh' meine Kniee wanken schon,
 Das Alter beugt mich nieder;
 Sonst wahrlich schloß ich auch mich an,
 Und gieng muthig dir voran,
 In Reih'n der tapfern Brüder.
 Zieh hin mein Sohn, zieh in den Streit
 Mit einer Brust voll Tapferkeit,
 Sey, wie die Väter waren;
 Der ist kein Mann, der ist ein Schuft;
 Der sich bedenkt, wenn Ehre ruft,
 Und sich nur will bewahren.
 O blitze nicht dein Auge Muth
 Ich schämte mich, daß du mein Blut,
 Daß du aus mir entsproßen;
 Und wichst du, wo Gefahr dir droht,
 Ich grämte mich vor Schaam zu tod;
 Ich müßte dich verstoßen.
 Ach könntest du mit Augen sehn
 Das Vaterland zu Grunde gehn?
 Den Vater mit dem Stabe

In seiner zitternd schwachen Hand;
 Noch wandern in ein ander Land
 Und betteln sich zu Grabe?
 Geh hin, mein Sohn! Es ruft die Pflicht,
 Laß deines Vaters Habe nicht
 Von fremden Räufern plündern!
 Sei mit den Brüdern eines Sinns,
 Ihr werdet freun euch des Gewinns,
 Und Schmach und Noth verhindern.
 Sieh deines Königs Brüder an!
 Ein jeder Held und Ehrenmann,
 Der kühn zum Kampfplatz eilet!
 Wie gerne wär' ich in der Schar,
 Wo Karl und Johann die Gefahr
 Mit euch Gefährten theilt.
 Dir gönnt noch Jugendmark dies Loos!
 Drum hilf zertrümmern den Koloß,
 Der frech uns will zertreten.
 Geh hin und zeige dem Tyrann,
 Was Muth und Männerstärke kann:
 Ich kann nur für dich beten ⁴⁶⁾

XXIV.

Frohe Aussichten der Bürger Preßburgs, bey der freudenvollen Ankunft Seiner geheiligten Majestät Franz des Ersten, unsers allgeliebten Kaisers und Königs, in unsern Mauern, nach geschloßnem Frieden den 22. November 1809. Im Namen des städtischen Magistrats und der Bürgerschaft dargestellt von einem ihrer Mitbürger S. P. W. Preßburg, gedruckt mit Weberischen Schriften. (Einzeldruck. 4. S. 2⁰.)

Sie sind dahin die trüben Tage,
 Die unsern Busen so gepreßt;
 Und unsern Leiden unsre Plage
 Vertilgt das frohe Friedensfest.

Denkt nicht mehr eurer Angst und Schrecken,
 Die ihr so oft, so tief gefühlt;
 Der heutige Tag wird Freuden wecken,
 In dem nicht mehr der Kummer wühlt.

⁴⁶⁾ Den Gedichten folgt ein «Höchstmerkwürdiges Schreiben an einen österreichischen Krieger, Landwehrsmann oder Insurgenten». 8 S.

Statt Donnerkeulen, Mavors Blüten,
Die über unserm Haupt geschwebt,
Kömmt Er die Herzen zu besitzen,
Er, der für unsre Wohlfahrt lebt.

O! jauchzet freudig Ihm entgegen,
Dem guten Vater, Kaiser Franz!
Er kömmt! Er kömmt zu unserm Segen,
In neuer Morgenröthe Glanz.

Er kennt, was alle wir empfunden,
Was jeder aufgeopfert hat;
Nicht unbekannt sind Ihm die Wunden
Von seiner guten treuen Stadt.

Er weiß, daß jeder unsrer Brüder
Den Lockungen, die man uns bot,
Sein Herz verschloß, und treu, und bieder
Nur das that, was Gewalt gebot.

Er weiß, Er sah mit eignen Blicken
In der Zerstörung höchstem Grad,
Wie nichts den Standpunkt konnt verrücken,
Den er in unsern Herzen hat.

Ihr saht es, wie Er mitgeduldet,
Die Thräne Seinem Aug entquoll;
Und des Gefühls, daß Niemand es verschuldet,
War Seine ganze Seele voll.

Ein solcher König kömmt; o! sehet,
Wie Er mit Seinem Vaterblick
Die Hofnung in die Herzen säet,
Und gründet unser aller Glück.

Doch müssen wir dieß Glück erwerben
Durch Liebe und durch Folgsamkeit;
Denn Unmuth könnst all das verderben,
Was fördert unsre Seligkeit.

Nein, nein! es stehet fest gegründet
In unsern Herzen Franzens Trohn;
Das Band, das uns mit Ihm verbindet,
Ist unsers Gottes schönster Lohn.

O Gott! erhalte Ihn uns lange,
Erhalt den guten Kaiser Franz;
Dann wird bey keinem Sturm uns bange,
Und unser Kummer schwindet ganz.

XXV.

Genau e und ächte Entzifferung oder Erklärung des berühmten Namens Napoleon, in chronographischen, passenden Reimversen dargestellt von einem Böhmen; deutsch, böhmisch und französisch. Wien 1809⁴⁷⁾.

Verse auf Den gLorrelChen NaMen des Kaisers
NapoLeon des Großen, des SiegrelChen.

Jener auf der Welt so berühmte Held,
Vor dem noch jeder Feind erschreck im Feld,
Nennet sich mit Recht ein Napoleon*)

Und glänzet als Erster im Pantheon,
Verewigt durch der Thaten Zauberkraft,
Durch errungene unbeschränkte Macht.

*) Dieser aus drey böhmischen oder polnischen Wörtern zusammengesetzte Name bedeutet im Deutschen so viel als: Er ins Feld, d. i. Er aufs Schlachtfeld, lui au champ de bataille, er der Feldherr, lui l'empereur, von imperator Feldherr ursprünglich.

In der Haupt- und Residenzstadt Wien,
den 15. Augustmonat im Jahre 1809, an
Napoleons Geburts- und Namensfeste⁴⁸⁾.

⁴⁷⁾ Einzeldruck 4 S. 4^o.

⁴⁸⁾ Außer den mitgetheilten Gedichten entstand im Jahre 1809 auch das Werk (Einzeldruck 16 S. 8^o): «Lobpreisung Gottes zur Kriegeszeit um die Segnung unserer Waffen, dann bey Bittgängen um Fruchtbarkeit und bey Aussetzung des Hochwürdigsten Guts. Ofen, 1809, Anna Landerer» (geistliche Gesänge). — Das von Arnold-Wagner erwähnte Lösersche Werk «Sammlung einiger geistlichen Gesänge und Gebete zum Gebrauch der Königl. Sächsischen Truppen in dem gegenwärtigen Feldzuge. Preßburg, gedr. bey Simon Peter Weber 1809» war nicht für die siebenbürgischen Truppen, sondern für die Soldaten des Königreichs Sachsen bestimmt, wie dies aus der Widmung (Sr. Exzellenz dem Königl. Sächsischen kommandirenden Herrn Général-Lieutenant v. Zeschwitz, Chef des Königl. Sächs. Carabiniers-Regiments, Commandeur des St. Henrici Ordens und Mitglied der Kaiserl. Königl. Französischen Ehrenlegion etc. etc. in tiefster Ehrfurcht gewidmet von August Benedikt Löser, Königl. Sächs. Feld-Laz. Prediger) hervorgeht. — Von den verschiedenen prosaischen Flugschriften des Kriegsjahres sei hier nur die von Alexander Kisfaludy (Hazafiui Szózat a' magyar nemességhez. 1809, 120 S. Übersetzt von Ludwig Schedius unter dem Titel: Patriotische Worte an Ungarns Adel, 1809. 131 S.) erwähnt.

Verlag von Duncker & Humblot, München und Leipzig.

Österreichs Finanzen und der Krieg.

Von
Franz Meisel,
Hofrat in Prag
und
Arthur Spiethoff,
Professor der Staatswissenschaften
an der deutschen Universität Prag.

Preis 80 Pf.

Diese Schrift zerstört gründlich die pessimistische Auffassung mancher Kreise über Österreichs Finanzen, namentlich die Befürchtung, Österreich könne nach dem Krieg nicht mehr aus der Papiergeldwirtschaft herauskommen.

»Stauend lernt der Leser die große finanzielle Kraft des Staates erkennen. Die sonst etwas krausen, nach bürokratischen Bedürfnissen aufgestellten Unterscheidungen der amtlichen Finanzstatistik sind sachkundig in die rationalen und geläufigen Begriffe der Finanzwissenschaft umgeformt, das Bild wird klar, die Vorzüge und Mängel sind deutlich zu erkennen. Die Vorzüge, die Stärke und die Leistungsfähigkeit überwiegen. Aber auch die Mängel sind von den beiden Verfassern mit erquickender Rücksichtslosigkeit beleuchtet.«

Franz Boese im »Tag« vom 31. Jan. 1915.

Das österreichische Staatsschuldenwesen von seinen Anfängen bis zur Jetztzeit.

Von
Max Reinitz.

Preis 5 Mark.

»Das mit umfassender Sachkenntnis populär geschriebene Büchlein bietet in leichtverständlicher Darstellung die Entwicklungsgeschichte des österreichischen Staatsschuldenwesens seit zwei Jahrhunderten . . .«
Neue Freie Presse.

. . . Im Jahre der großen staatlichen Anleihen und Finanzoperationen wird diese Schrift besonderem Interesse begegnen, wobei dem Buche die leichtverständliche Darstellung zustatten kommt. Die Arbeit bringt sonst unbekannte und sehr interessierende Details und kommt zu dem Ergebnis, daß die Verschuldung Österreichs im Verhältnis zum Kapital und zur Kopfhöhe der Bevölkerung keine allzu hohe ist. . . .«
Reichspost (Wien).

. . . Dr. Reinitz hat das an sich so trockene Thema in flüssigem Stil abgehandelt, und wenn man seiner ausgezeichneten Schrift nebst den erwähnten Vorzügen noch besonders den einer anschaulichen und interessanten Darstellungsweise nachrühmen darf, so ist dies bei einer Schilderung des österreichischen Staatsschuldenwesens wohl eine glänzende Empfehlung für Werk und Autor.«

Dorns volkswirtschaftliche Wochenschrift (Wien).

Politische Briefe über den Weltkrieg.

Zwölf Skizzen

von

Leopold v. Wiese.

Preis 2 Mark.

Inhalt:

- | | |
|---------------------------|---|
| I. Kiautschou. | VII. Indische Truppen. |
| II. Der Orient. | VIII. Der Imperialismus vor dem Kriege. |
| III. Der Stille Ozean. | IX. Die Zukunft des Imperialismus. |
| IV. Internationalismus. | X. Sozialismus. |
| V. Diplomatie. | XI. Die Dardanellen. |
| VI. Krieg und Wirtschaft. | XII. Epilog. |

Krieg und Kapitalismus.

Von

Werner Sombart.

Preis geheftet 6 Mark, in modernem Pappband 7 Mark 50 Pf.

Die Geister sind heute mehr denn je den Gedankengängen dieses Buches von Sombart aus dem Jahre 1913 zugänglich. Die aufbauende Bedeutung, die der Krieg für unser Kulturleben hat, ist hier mit einer Fülle historischen und nationalökonomischen Materials aufgezeigt.

Englands Vorherrschaft.

Von

Alex. v. Peez und Paul Dehn.

Band I: Aus der Zeit der Kontinentalsperre.

Preis geheftet 8 Mark 50 Pf., in Leinwand gebunden 10 Mark.

Dieses Buch, »großzügig lichtvoll, glänzend geschrieben, dabei von stärkster realpolitischer Objektivität« (Prof. Heyck) wirft fast alle Fragen auf, mit denen die neueste blutige Gegenwart zu tun hat. Denn die Vorgänge der Napoleonischen Zeit und ihre Endkatastrophe sind die Schlüssel zum Verständnis der heutigen Weltlage. Schon das England vor 100 Jahren setzte seine Pfunde bald in Linienschiffe, bald in besoldete fremde Truppen oder in Bestechungen um, ermüdete den Gegner und den Freund, erschöpfte sie, ließ sie nie zur Ruhe kommen und behauptete zuletzt inmitten der allgemeinen Erschlaffung mit kühler Seele die Herrschaft.



JOH. CHRISTIAN V. ENGEL

k.k. Consistorialrath

geb. zu Leutschau d. 17. Oct. 1770.

Johann Christian von Engel und seine Korrespondenz.

1770—1814.

Zur hundertsten Wiederkehr seines Todestages.

Von Sektionschef Ludwig v. Thallóczy in Wien.

AM 20. März dieses Jahres jährte sich zum hundertsten Male der Todestag des verdienstvollen deutsch-ungarischen Geschichtsforschers Johann Christian v. Engel¹⁾. Eine Art seelischer Verwandtschaft überkam mich, als ich am Todestage den alten Matzleinsdorfer Friedhof in Wien (gegründet 1782, aufgelassen 1874) besuchte, um die Grabstätte dieses Vorkämpfers der Balkengeschichte zu ermitteln. Ein eisig kalter Nordwind sauste die Landgutgasse (X. Bezirk) entlang, welche im Jahre 1909 zwischen dem alten und dem neuen Teile dieses katholischen Friedhofes angelegt wurde. Im letztgenannten Jahre wurde die Parzelle des alten Friedhofes der Südbahn abgetreten und bei dieser Gelegenheit die daselbst befindlichen Überreste von etwa 42 000 dort Begrabenen im neuen Teile des Friedhofs, südwestlich vom Schienenstrange in einem großen Massengrabe bestattet. Verwaiste Buchsbaumsträucher umgeben den Rasen, verwitterte Grabsteine bilden die Umzäunung. Der Pfiff der Lokomotiven übertönt das Gekreische der herumschwirrenden Dohlen.

In diesem Massengrabe ruhen die Überreste dieses deutschen Gelehrten mit dem glühenden ungarischen Herzen²⁾.

Wenn ich es unternehme, in dieser Studie die Umriss des Lebens-

¹⁾ Der Auszug aus dem Totenregister der evangelischen Gemeinde A. C. in Wien berichtet: «Am 20. März 1814 starb im Bürgerspital zu Wien Herr Johann Christian von Engel, k. k. Hofsekretär bei der kgl. siebenbürgischen Hofkanzlei, Büchercensur und k. k. Consistorialrat A. C., in Leutschau (Lőcse, Szepeser Comitat) geboren, evangelischer Religion A. C., verheiratet, 45 Jahre alt, und wurde hierauf am 22. März eingeseget und auf dem Gottesacker an der Matzleinsdorfer Linie begraben».

²⁾ Sein ältester Sohn Alexander von Engel, geboren 3. März 1802, gestorben als pensionierter ungarischer Statthaltereirat in Wien, beerdigt auf dem protestantischen Matzleinsdorfer Friedhofe, Gruppe F, No. 1048. Verlassenschaftsakt Wien, Bezirksgericht Neubau IV. 1205/880. Seine vor ihm gestorbene Frau Lydia war eine geborene von Dobay. Da die Überreste Johann Christian von Engels weder auf den im Jahre 1853 gegründeten protestantischen Friedhof in Matzleinsdorf übertragen wurden, noch sich eine Spur finden läßt, daß er nach seinem Geburtsort Leutschau (Lőcse) überführt worden wäre (seine Witwe, geb. Katharine Mauksch von Farkaslak wurde dort im Jahre 1821 begraben), müssen wir als sicher gelten lassen, daß Engels Überreste im Jahre 1909 in der sogenannten Wiederbeerdigungsstätte den ewigen Frieden fanden.

laufes und der wissenschaftlichen Tätigkeit dieses großangelegten, fabelhaft fleißigen Geschichtschreibers des näheren zu beleuchten, erfülle ich damit nur eine Ehrenpflicht, welche abzustatten uns ungarischer Historikern obliegt.

Zwischen den lateinisch schreibenden ungarischen Historikern des XVIII. Jahrhunderts: Georg Pray und Stefan Katona und der erst im ersten Viertel des XIX. Jahrhunderts anhebenden ungarischen Geschichtschreibung sind es hauptsächlich zwei deutsch schreibende Historiographen, welche die präminent ungarisch denkende Historie vorstellen: unser Johann Christian von Engel und Ignaz Feßler, dieser in seinen Lebensschicksalen so romantische Kapuzinermönch, der sein Leben als Präses des evangelischen Reichskonsistoriums in Petersburg beschloß (15. Dezember 1839). Die deutsche Gelehrtenwelt betrachtete Engel in erster Reihe als einen der Begründer der südosteuropäischen Geschichte, während Feßlers «Geschichte der Ungern» usw. (1815—1825, 10 Teile) für zwei Generationen als der Born ungarischer Historiographie galt. Und trotz der so großen wissenschaftlichen Verdienste gelten die deutsch schreibenden Ungarn nicht als deutsche Gelehrte, zumal ihre Leistungen nur auf Grund gediegener Kenntnis der ungarischen Verhältnisse bewertet werden können. Andererseits betrachtet die ungarische Literaturgeschichte diese zwei Größen des Deutsch-Ungartums nicht als vollwertige Ungarn, da sie deutsch schrieben. Das ist eben das Schicksal der Vermittler; man ladet sie ins Haus, schätzt sie hoch, aber sie gehören nirgends hin. Tatsache aber ist, daß diese Pioniere zweier Nationen bei den gehören. Deshalb ist gerade unsere Rundschau der geeignetste Ort, im Haine der Erinnerung Johann Christian Engels zu gedenken, der deutschen Wissenschaft zur Ehr, der ungarischen Geschichtschreibung zum Ruhme.

I.

Die Zusammenstellung von Engels Lebenslauf ist eine verhältnismäßig leichte Aufgabe, da eine solche Arbeit von dem berühmten, ebenfalls deutsch-ungarischen Polyhistor Georg Karl von Romy³⁾ seinerzeit veröffentlicht worden ist⁴⁾.

Ich wäre zwar in der Lage gewesen, auf Grund eines sorgfältig ausgewählten archivalischen Materiales⁵⁾ eine durchgehends neue

³⁾ Geboren zu Igló im Zipser Comitat am 18. November 1780, gestorben zu Esztergom (Gran) am 5. April 1847.

⁴⁾ Österr. Nat. Encyclopaedie, Wien. 1835, II. 54.

⁵⁾ Dank der Gefälligkeit meiner Kollegen Dr. G. Bodenstern, Dr. Franz Eckhart, Dr. J. Kretschmayr und meines Freundes des Professors Dr. L. v. Fejérpataky.

Originalarbeit vorlegen zu können, jedoch hielt ich es für zweckmäßiger, die gediegene Arbeit G. K. Rumys durch meine Daten zu ergänzen und nur jene Details besonders hervorzuheben, wo meine Anschauungen von jenen Rumys abweichen.

Ich will also nicht so sehr neue Daten zu den genugsam bekannten Äußerlichkeiten von Engels Leben hinzufügen, als vielmehr durch Heranziehung von Engels Werken und anderen schriftlichen Zeugnissen seiner Tätigkeit die Gedankengänge klarlegen, von denen Engels Wirksamkeit als Beamter sowohl, wie als Gelehrter geleitet war; ich will seinen Charakter allgemeiner erkennbar zu machen trachten, um damit das Verständniß für die anschließend veröffentlichten, sowohl zeitgeschichtlich, wie literarhistorisch interessanten Briefe und Dokumente vorzubereiten und anzubahnen. Der Leser möge in den folgenden Absätzen somit nicht eine abgerundete biographische Darstellung erwarten; denn die hier mitgeteilten Daten sollen lediglich eine Einführung sein, bestimmt, manche Eigenheit, manchmal sogar Schroffheit seines Charakters, die wir den mitgeteilten Briefen entnehmen, leichter verstehen zu lassen.

Johann Christian Engel wurde geboren in der königlichen Freistadt Leutschau (Lőcse) in der Zipser (Szepeser) Gespanschaft in Ungarn am 17. Oktober 1770 von deutschen, protestantischen, wohlhabenden Eltern. Sein Vater Jakob war Apotheker, seine Mutter Susanna war eine geborene Genersich. Sowohl väterlicher- wie auch mütterlicherseits war die Familie sehr angesehen und mit den Besten der Stadt: den Pfanschmids, den Cornides usw., verwandt. Das Familienhaus der Engel, wo auch Johann Christian das Licht der Welt erblickte, war ehemals ein Thurzósches Palais; heute gehört es der gräflichen Familie Csáky.

Fleißig und ausdauernd, streng protestantisch, dabei liberal, ehrlich und geschickt, von Natur aus intelligent, kulturfreundlich, im Verkehre lebhaft und gegen Fremde zuvorkommend, tapfer und treu ist das Zipser Volk. Man glaube ja nicht, daß ich bei dieser Gelegenheit den Zipser Volkscharakter allzusehr retouchiert habe. Diesen Eigenschaften gegenüber muß aber auch jene Verbissenheit, man könnte auch sagen, Hartköpfigkeit erwähnt werden, welche der Zipser oft zum Ausdruck bringt.

Unter allen in Ungarn wohnhaften deutschen Stämmen sind die in der Grenzverteidigung berühmten Zipser mit dem Ungartum am meisten verschmolzen. In den konstitutionellen Kämpfen und in jenen um die Religionsfreiheit kämpften die protestantischen Bürger Schulter an Schulter mit dem ungarischen Adel; der oberungarische Handel, das Gewerbe und alle Zweige der Kultur sind mit dem

Zipsertum verwoben. Diese ganz eigenartige, deutsch-ungarische Psyche entfaltete sich besonders in der führenden Stadt: in Leutschau (Löcse). Die politische Führung, das Rückgrat des Staatsgedankens, ist bei dem Adel, die Propagatoren der kulturellen Entwicklung in dieser nordöstlichen Ecke gegenüber dem polnischen und ruthenischen Elemente bilden die deutschen Bürger dieser Städte.

Es war dieses Leutschau im XVIII. Jahrhundert ein Sammelpunkt der verschiedenen nordslawischen Elemente, bis 1772 auch der galizisch-polnischen nationalen Bureaucratie, welche die sogenannten 16 Zipser Städte seit König Sigismunds Zeiten⁶⁾ verwaltete. Das Landvolk im Zipser Komitat bestand teilweise aus Slowaken, welche einen polnisch-ruthenisch-slowakischen Mischdialekt sprachen, teilweise auch aus Ruthenen. Der Adel und die Geistlichkeit sprachen ungarisch und lateinisch; die Umgangssprache der Bürger und speziell der Frauen war deutsch, vielfach im Dialekt. In diesem viel-sprachigen Milieu mußte die Intelligenz polyglott werden. Infolgedessen hatten diese Zipser Gelehrten einen weiten Horizont, da sie auch sprachlich den Gedankengang der Karpathenvölker zu beherrschenden imstande waren.

Der junge Johann Engel war daher sozusagen zum Polyglotten und, was sich sehr oft aus dieser Anlage natürlicherweise ergibt, zum Polyhistor prädisponiert.

Er studierte in seiner Vaterlande auf den berühmten evangelischen Gymnasien A. C. zu Leutschau (wo er auch in der französischen Sprache bei dem geschickten Sprachmeister Ephraim Osterlamm einen guten Grund legte) und zu Preßburg (Pozsony), wo er vorzüglich dem berühmten Rektor Sztrecsko viel verdankte. In diesen beiden Gymnasien, die eigentlich Lyzeen waren, absolvierte er nicht bloß mit gutem Erfolge die Humaniora, sondern hörte auch philosophische, mathematische, physikalische, historische und theologische Vorträge. Noch sehr jung — 18 Jahre alt —, ging er im Jahre 1788 an die Universität Göttingen, um die höheren Wissenschaften unter berühmten Männern zu studieren und sich für seine künftige Laufbahn als Beamter oder Gelehrter gehörig vorzubereiten. Philosophie hörte er bei Hofrat Feder, klassische Literatur bei Hofrat Heyne⁷⁾, Geschichte, Statistik, Staatsrecht und die politischen Wissenschaften

⁶⁾ Verpfändet am 8. November 1412 um 55500 ung. Gulden. Die 16 Städte unterstanden in Folge des Pfandrechtes in administrativer Hinsicht dem König von Polen, in legislativer Beziehung der ungarischen Staatsgewalt. (Fritz Sváby: «Gesch. der an Polen verpfändeten Zipser Städte» [ung. Leutschau 1895]).

⁷⁾ In den folgenden Briefen vertreten mit den Nummern 4, 5, 13, 17, 34, 36, 40, 52, 54, 55, 57—60.

bei Hofrat Schlözer⁸⁾, Diplomatik bei Hofrat Gatterer usw. Besonders Schlözer richtete auf den sprachkundigen jungen Mann sein ganz besonderes Augenmerk, sintemalen er sich eingehend mit nordosteuropäischer Geschichte befaßte. Da Engel bei seiner Ankunft an der «Georgia Augusta» in der griechischen Sprache noch ungewandert war, nahm er in derselben ein Privatissimum bei dem damaligen Privatdozenten, dem Altmeister Heeren. Das Studium der französischen Sprache setzte er fort und fügte jenes der italienischen und englischen Sprache hinzu. Wie er sich bereits auf den Gymnasien in seinem Vaterlande durch Talent und Fleiß ausgezeichnet hatte, so war dies auch an der «Georgia Augusta» der Fall. Daher wurde er auch von seinen Professoren, besonders Heyne (dessen Korrespondenz hier zur Veröffentlichung gelangt⁹⁾) und durch eine Reihe von Jahren auch von Schlözer¹⁰⁾, geschützt und ausgezeichnet. Im Jahre 1790 erhielt er von der philosophischen Fakultät der Göttinger Universität einen Preis für die Schrift: «*Commentatio de Republica militari, seu comparatio Lacedaemoniorum, Cretensium et Cosaccorum*», eine Arbeit, welche Engels nähere Kenntnis der nordosteuropäischen Literatur bezeugt (erschieden in Göttingen bei Dietrich 1790, S. 42).

Nach Absolvierung seiner Studien ging er im Jahre 1791 nach Wien, wo er sich der Gunst des siebenbürgischen Hofkanzlers, des Literaturfreundes Grafen Teleki, erfreute, dem der junge Mann von Göttingen aus warm empfohlen worden war. Zuerst ernannte er Engel zum Praktikanten bei der siebenbürgischen Hofkanzlei und bald darauf zum Akzessisten mit einem Jahresgehälte von 200 fl.

Es kann nicht Wunder nehmen, daß der von seinen Eltern nicht hinreichend unterstützte junge Mann in der Kaiserstadt damals oft mit Mangel zu kämpfen hatte.

Der wohlwollende Hofkanzler setzte es durch, daß Johann Engel der ungarische Adel verliehen wurde. Sein Bruder Jakob Engel, der sich in Käsmark niedergelassen hatte, war 19 Jahre lang Physikus des Zipser Komitates und hatte tausenden, von der Cholera ergriffenen Mitmenschen das Leben gerettet. Hiefür wurde ihm der Adel mit dem Prädikate von Szepes-Lócse zuteil; König Leopold II. verlieh nun auch dem jüngeren Bruder diese, damals wertvolle Auszeichnung. In der Beamtenkarriere konnte damals nur der Edelmann vorwärtskommen; deshalb war die günstige Erledigung von Engels Ansuchen für ihn ein seltenes Glück. Durch den Adel verschmolzen

⁸⁾ Vgl. Briefnummer 9 und 15.

⁹⁾ Vgl. die Briefe 4, 5, 13, 17, 34, 36, 40, 52, 54, 55, 57–60.

¹⁰⁾ Vgl. Brief 9 und 15.

die patriotischen Gefühle Engels noch mehr mit der führenden Nation Ungarns; als neuer Edelmann legte er naturgemäß noch mehr Gewicht auf die Standesprivilegien, als die ab origine¹¹⁾.

Engel fühlte sich zwar ganz wohl in seinem Wirkungskreise, strebte jedoch eine Stellung im Staatsministerium an, was ihm aber nicht gelang¹²⁾.

Kaum war Engel in Wien ansässig, so verfaßte er eine «*Historia Daciae ad Aurelianum usque tempora et origo Valachorum; seu commentatio de expeditionibus Trajani ad Danubium*», eines seiner Erstlingswerke. Er mußte nach den damaligen Vorschriften das Manuskript bei der k. k. Zensur einreichen. Der Zensor Szekeres hatte gegen das Werk nichts einzuwenden; nur empfahl er auf pag. 153 des Manuskriptes statt des scharfen Ausdruckes «*ob imperitiam et astutiam clericorum*» die Milderung «*ob immoderatum zelum*».

Dieses mit großem Fleiß gearbeitete Werk erschien erst nach drei Jahren, im Jahre 1794, bei Josef Camesina im Druck. Das Resultat von Engels Untersuchungen läßt sich folgendermaßen zusammenfassen:

«Das aus den alten Geten und den Römischen Pflanzbürgern entstandene Völkergemisch, genannt Einwohner Daciens, ward wegen der Einfälle der Barbaren von Aurelian über die Donau gezogen, und in der heutigen Bulgarey, theils tief hinein am Haemus (*Dacia mediterranea*), theils am Ufer der Donau (*Dacia ripensis*) angesiedelt. (Eine *Dacia Alpestris* gab es nicht.) Die Donau ward die Gränze des Römischen Reichs in jenen Gegenden. Das heutige Siebenbürgen und die heutige Walachey waren den eindringenden Barbaren preisgegeben. Das aus Dacien in die heutige Bulgarey übergetretene Mischvolk, mit welchem sich auch, besonders unter Kaiser Heraclius (640), Slawen vermengten (Ungr. Geschichte, Theil I. S. 316), erhielt in der Folge bey anderen Völkern, von ihren Beherrschern (den Bulgaren von der Wolga — Wolochen) den Namen Wlachen; sie selbst aber nannten sich von jeher Rumuni oder Römer.»

Im Jahre 1793 starb Engels Vater und er bekam zuerst einen sechs-wöchentlichen und als Verlängerung dann einen zweimonatlichen Urlaub. Er müsse, so führte er in seinem Gesuche an, an Stelle seiner kranken Schwester und seines vielbeschäftigten Bruders die Verlassenschaftsangelegenheit ordnen; auch bedürfe seine alte, kränkliche Mutter seiner Hilfe. Nach den damaligen Vorschriften überschritt die Genehmigung dieses Gesuches die Kompetenz der

¹¹⁾ Ung. St.-Archiv, Sieb. Hofkanzlei 6316/1791: «Seine Majestät geruhen dem Accestisten J. Chr. Engel die dessen Bruder verliehene Adelschaft ebenfalls zu verleihen, jedoch gegen Entrichtung der halben Taxe in acht vierteljährigen Raten».

¹²⁾ Ung. St.-Archiv, Sieb. Hofkanzlei 895/1793.

Hofkanzlei, so daß Kaiser und König Franz dieses wohlunterstützte Gesuch höchstehändig bewilligte.

Engel wurde dann im Verlauf dieses Jahres zum ersten Akzessisten der königl. siebenbürgischen Hofkanzlei mit 300 fl. Gehalt ernannt. Binnen zwei Jahren erlangte er am 5. Juni 1795 die letzte Kanzlistenstelle mit 400 fl. Gehalt. Auch wurde ihm mit Rücksicht auf seine vorige Verwendung die Beteiligung mit einem angemessenen Quartiergeld seitens der Hofkanzlei erwirkt. Man muß es seinen Vorgesetzten hoch anrechnen, daß sie Engel nie als einen gewöhnlichen Beamten betrachteten, sondern als eine Persönlichkeit *sui generis*, der man womöglich gewisse Erleichterungen zuteil werden lassen muß.

In den ersten 8 Jahren seiner Beamtenlaufbahn erlernte er die sogenannte altslawische Kirchensprache, wie auch das Serbische und das Neugriechische; ebenso perfekt war er in der rumänischen Sprache.

Zwischen Engel und gelehrten Zeitgenossen des In- und Auslandes entstand ein reger Verkehr. Durch das Studium der reichhaltigen Schätze der Wiener Archive und Bibliotheken, wie auch durch die Kenntnis der allmählig, besonders durch die beiden Kovacevic, in Ungarn veröffentlichten archivalischen Stücke, endlich durch die Verbindungen, welche Engel mit serbischen, rumänischen, russischen, polnischen und tschechischen Gelehrtenkreisen anknüpfte, erweiterte sich sein Gesichtskreis immer mehr.

Wie es bei einer solchen expansiven Tätigkeit sehr oft vorkommt, verschlang er mit wahren Heißhunger das verschiedenartigste Material. Statistische, geographische, ethnographische, archäologische, staatsrechtliche Studien interessierten ihn gleicherweise. Bei dem Stande der damaligen Forschungen mußte er zum Polyhistor werden. Eine Spezialisierung war eben kaum möglich. Denn wo er das Material packte, war es neu.

Im Jahre 1794 wurde Engel zum Bücherzensor ernannt. Diese neue Stellung brachte ihm die Möglichkeit, eine Übersicht über die verschiedensten Wissensgebiete zu gewinnen. Als Zensor faßte er seine Aufgabe sehr liberal auf; es war ihm mehr darum zu tun, den Autoren zu helfen, als deren Meinungsäußerung zu unterdrücken¹³⁾; er erblickte eben seine Amtspflichten nicht einseitig darin, nach antidynastischen und staatsfeindlichen Stellen zu suchen und dieselben auszumerzen, sondern er ging so weit, sehr oft die unkritischen Daten

¹³⁾ Wenn übrigens einmal eine kritische Geschichte der österreichischen Zensur wird geschrieben werden, dürfte manches Blatt zu Gunsten vieler der damaligen Zensoren lauten.

wissenschaftlicher Aufsätze zu verbessern. Es war aber auch das Umgekehrte der Fall, daß Zensoren seiner Werke Engels Ansichten durch die Zensur zu «verbessern» und zu ändern bemüht waren. Engel war dann sehr empfindlich; es kam dahin, daß die beiderseitigen Eingaben an die Zensurbehörde zu literarischen Streitschriften wurden¹⁴⁾. Manche unangenehme Erfahrung in dieser Hinsicht machte ihn dann bei Abgabe seines Zensurgutachtens vorsichtiger. Aufrichtig freute er sich, als ihm die Zensur der illyrischen und neugriechischen Bücher anvertraut wurde (1799).

Als Frucht dieser extensiven Beschäftigung mit weit auseinander liegenden Wissensgebieten entstanden seine «Geschichte von Halitsch und Wladimir» und die bei Johann Jakob Gebauer (1796) verlegte «Geschichte der Ukraine und der Ukrainer Kosaken». Letztere ein stattliches Werk von 708 Seiten, in dem alles, was das Thema betrifft, verarbeitet wurde. Das Werk ist dem Direktorialhofkanzler der siebenbürgischen Hofkanzlei, Heinrich Grafen Rottenhahn, gewidmet, der Engel sehr gewogen war und auch auf das Schicksal des Verfassers fördernden Einfluß übte.

Man kann es kaum glauben, wie ein Kanzleiakzessist von 25 Jahren diese Aufarbeitung nur technisch zusammenbringen konnte. Allerdings bekam er die Bücher der Hofbibliothek und der öffentlichen Sammlungen ad fideles manus ins Haus und erlangte als Zensor sowie durch seine literarischen Verbindungen manches für sein Studium im kurzen Wege, was anderen damals versagt blieb. — Das erwähnte Werk aber ist auch heute noch — wenigstens literar-historisch — eines der bedeutendsten der Fachliteratur.

Im Jahre 1799¹⁵⁾ wurde Engel endlich zum Hofkonzipisten mit einem Gehalte von 800 fl. ernannt. Bei der siebenbürgischen Hofkanzlei waren übrigens die Beamten niedriger besoldet, als bei den übrigen Hofstellen. Engel unternahm es nun im Jahre 1804, für seine Kollegen die gleichen Bezüge zu erbitten, wie sie die übrigen Beamten hatten. Seine literarischen Arbeiten kosteten ihm eben viel Geld, und daher war er auf jede Erhöhung seiner Einkünfte bedacht. Er beging nun den Fehler, ohne Vorwissen der übrigen Beamten ein Majestätsgesuch einzureichen. Als nun die um ihre Ansicht befragte Hofkammer das Gesuch «wegen Schuldenstandes der Staatskasse» nicht zu bewilligen vorschlug, erklärten die übrigen Beamten, sie hätten nie gewagt, die Subordination dermaßen zu verletzen, und Engel erhielt den wohlverdienten Verweis. Und die kollegialen Be-

¹⁴⁾ Vgl. Engels wissenschaftliche Fehde mit Professor und Zensor Gustermann in der Beilage.

¹⁵⁾ Am 26. April.

amten waren entrüstet, daß er sich ihre Rechte angemäßt habe. Wäre das Gesuch günstig erledigt worden, so hätten sich seine Kollegen gewiß damit einverstanden erklärt¹⁶⁾.

Erlebte Engel derart seitens seiner bürokratischen Kollegen manche Enttäuschung, so fehlte es andererseits nicht an Ehrungen, die dem jungen Gelehrten aufrichtig Freude bereiteten. So verlieh ihm der Magistrat seiner Vaterstadt Leutschau über Vorschlag der Gerichtstafel des Zipser Komitates das Ehrenbürgerrecht. Darauf war Engel um so stolzer, als er sein Vaterland glühend liebte und in der verliehenen Ehrung eine Belohnung seiner Verdienste um Ungarns Geschichte erblickte.

Es kam nun die Zeit der schweren Existenzkriege der Monarchie, das Jahr 1809, Napoleon in Wien, die Schlachten bei Aspern und Wagram, die Flucht der Zentralbehörden. Im Laufe dieses Kriegsjahres wurde auch die ungarische Insurrektion aufgeboten und Engel als Edelmann aufgefordert, fürs Vaterland zu kämpfen. Seine Behörde entließ ihn aber nicht, da er auf seinem Posten nicht entbehrt werden konnte. Seines Bruders Sohn Paul nahm für die Familie am Kriege teil, während Johann Christian eine Summe für die Insurrektionskasse erlegte.

Inzwischen hatte Engels Tätigkeit eine neuerliche Erweiterung erfahren; im Jahre 1801¹⁷⁾ war er Konsistorialrat beim evangelischen Konsistorium geworden. In dieser Eigenschaft war er bis zu seinem Ableben für die Angelegenheiten seiner Glaubensgenossen in den gesamten Erbländern eifrigst tätig.

In seiner Beamtenlaufbahn erreichte Engel schließlich (1812) die Stelle eines Hofsekretärs. Das Gesuch an den Kaiser und König Franz I., in welchem er um die freigewordene Stelle ansuchte, verdient aus mehrfachen Gründen der Vergessenheit der Archive entrissen zu werden. Es ist nicht nur für die Schilderung von Engels Werdegang von Wert, sondern vermittelt auch einen tieferen Einblick in seinen Charakter; wir erkennen seine Bescheidenheit, gepaart mit berechtigtem Selbstbewußtsein, seinen klaren, von überflüssigen Phrasen sich freihaltenden Stil¹⁸⁾. Er schreibt:

E u e r e M a j e s t ä t !

Unterzeichneter erster Hofkonzipist der k. siebenb. Hofkanzlei bittet gehorsamst, ihm die durch das Ableben des v. Fronius erledigte Hofsekretärstelle in Gnaden, und in huldreicher Erwägung folgender Beweggründe zu verleihen:

¹⁶⁾ Ungar. Staatsarchiv, Budapest, Siebenbürgische Hofkanzlei 1796/1874.

¹⁷⁾ Mit Allerh. Entschließung des Kaisers Franz I. vom 26. Mai. Den Eid leistete Engel am 8. Juli. Sein Gehalt betrug 300 fl.

¹⁸⁾ Ungar. Staatsarchiv, Siebenbürgische Hofkanzlei 1295/1812.

1^{tens} / Ist derselbe laut der Anlage am 17. Januar 1791 bei der damals vereinigten k. hungarischen und siebenbürgischen Hofkanzlei in den Allerhöchsten Dienst getreten und hat demnach schon 21. Dienstjahre zurückgelegt.

2^{tens} / Ist derselbe am 8. März 1791 bei der k. siebenb. Hofkanzlei als Accessist angestellt worden. Er ist diesem Rufe mit der auf die Gnade und Gerechtigkeit E. M. und seiner verehrlichen Vorgesetzten gegründeten und bisher, wenn ihn die Reihe traf, nicht unerfüllt gebliebenen Hoffnung gefolgt, dass er bey fernern Beweisen von Fähigkeit und Verwendung weder von Seite der Nationalität, noch andern solchen Nebenrücksichten irgendwelche Hindernisse in der Erreichung höherer Dienststufen finden werde.

3^{tens} / Bereits in den untern Stufen der Dienstleistung als Accessist und Kanzelist hat der Unterzeichnete nach den hier beigegebenen Zeugnissen der Hofräte v. Rosenfeld und v. Cronenthal ausser den gewöhnlichen Amtsstunden in dem Referate besagter Hofräte im Extrahieren und Conzipieren sich verwendet und das Zutrauen und die Zufriedenheit beyder gedachten Hofräte sich erworben.

4^{tens} / Da ich im Monat März 1799 (sub Nro. Aul. 1502. 1799) E. M. in gnädiger Berücksichtigung meiner bewiesenen Geschicklichkeit zum Hofkonzipisten vorgeschlagen und von Allerhöchst denselben gnädigst ernannt worden, war mir das diesfällige Hofdekret am 24. März 1799 mit Bezug auf meine bei der k. siebenb. Hofkanzlei treuefrigg geleisteten Dienste und die hiedurch gesammelten Verdienste ausgefertigt und am nämlichen Tage der Hofkonzipisteneid abgenommen, so dass ich schon bald 19 Jahre in meiner jetzigen Kategorie stehe.

5^{tens} / Auch als Hofkonzipist habe ich nach den hier beiliegenden Zeugnissen des verstorbenen Hofsekretärs von Gályi, eines höchst rechtschaffenen und treuen Dieners E. M., dann des Hofrates von Szegedi, an deren Seite ich vom Hochverehrlichen Präsidio angewiesen war, mit gedoppeltem Eifer nicht nur die Obliegenheiten eines Konzipisten, sondern auch die eines Hofsekretärs in Verfassung zahlreicher Expeditionen verrichtet, und neben den kurrenten Arbeiten auch häufig Extrakte aus Zivil- und Kriminalprozessen besorgt, welche Extrakte bekanntlich, wenn sie gründlich und genügend sein sollen, zu den mühsamsten, anstrengendsten und daher rück-sichtswürdigen Dikasterialarbeiten gehören.

6^{tens} / durch mehrfältige Anwesenheit in Siebenbürgen in den Jahren 1800, 1802, 1805 und 1811, vorzüglich aber durch eine im Jahre 1800 auf eigene Kosten unternommene Reise durch die vorzüglichsten Gegenden und Städte Siebenbürgens, hat der Unterzeichnete dieses Land vielfältig kennen gelernt und seine Geschäftskennntnisse an Ort und Stelle erweitert.

7^{tens} / Der untertänigst Unterzeichnete dient E. M. seit dem 17. März 1794 als k. k. Zensor, seit dem 16. Julius 1801 als k. k. weltlicher Rat bei dem Konsistorio Aug. Konf. auf eine Art, die ihm nach den anliegenden Belegen das Wohlwollen seiner respektiven Präsidien erworben hat. Als Konsistorialrat hat er gesucht, dem Dienste und Interesse E. M. ebensosehr, als seinen Glaubensgenossen nützlich zu sein. Er führte und führt noch das Referat in Sachen, die E. M. sehr am Herzen liegen, z. B. in Angelegenheit eines theologischen Gymnasii, und hält pünktlich und gewissenhaft auf der Beobachtung der höchsten Toleranznormalien.

8^{tens} / Ebenderselbe hat seit dem Jahre 1789, in welchem er noch als Student einen akademischen Preis davontrug, bis jetzt durch verschiedene

Druckschriften die Geschichte Ungarns und Siebenbürgens, dann der Nebenländer der ung. Krone mit schuldig getreuer Rücksicht auf die Rechte dieser Krone aufzuhellen versucht. So entstand die Geschichte Daciens (de expeditionibus Trajani ad Danubium) und Pannoniens, dann jene der Bulgarey, Croatiens, Dalmatiens, Slawoniens, Serwiens, Bosniens, der Moldau und Walachei, der Königreiche Halitsch und Wladimir, des Freistaats Ragusa und des Königreichs Ungarn. Die Würdigung meiner literarischen Werke darf ich E. M., und da ich unter einem gelehrten Chef zu stehen das Glück habe, Hochdemselben sowie dem hohen siebenb. Rats-Gremio überlassen, inwiefern dieselben ein Merkmal der Allerhöchsten gnädigen Ermunterung verdienen oder nicht. Wie dieselben im Auslande aufgenommen worden, darüber darf ich ohne Unbescheidenheit anführen, dass ich im Jahre 1797 von der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, im Jahre 1798 von der inländischen kgl. Böhmisches Gesellschaft der Wissenschaften zu Prag, im Jahr 1805 von der Erfurter Gesellschaft nützlicher Wissenschaften, im Jahre 1808 von der kgl. bayerischen Akademie zu München, im Jahre 1811 von der kgl. Warschauer Gesellschaft der Wissenschaften und von der russischen kais. Universität zu Garkow zum korrespondierenden Mitgliede ernannt worden. Hiernach dürfte mir ohne Unbescheidenheit erlaubt sein, beizusetzen, dass eine mir zugehende Konsolation dem literarischen Publikum als ein neuer Beweis gelten würde, wie sehr Allerhöchstdieselben auch in Ungarn und Siebenbürgen die Wissenschaften beleben und deren Bearbeitung ermuntern.

⁹ens / Ist der Unterzeichnete der Vater einer zahlreichen Familie von 5 Kindern, die er mit schweren Kosten in Ungarn zum Dienste E. M. und des Vaterlandes erziehen lassen soll und er stellt daher mit dem Schicksal dieser Bittschrift auch jenes seiner Familie E. M. Gnade anheim.

Allergnädigster Monarch! es ist nicht eine Überspringung anderer, es ist die graduelle Beförderung, um die der Unterzeichnete aus vorangelaassenen Gründen bittet, und die er auf keine Art verwirkt zu haben sich bewusst ist. Darüber, dass der Unterzeichnete zu dem Amte eines Hofsekretärs fähig und seine Beförderung hiezu dem Interesse des höchsten Dienstes nicht entgegen sey, und das derselbe ein ruhiges und bescheidenes Betragen beobachtet habe, wird E. M. nicht nur die Reihe der angebogenen Zeugnisse, sondern gewiss auch das verehrliche Präsidium und sämtliche Rats-Gremium der k. siebenbürgischen Hofkanzlei die Gewissheit verschaffen. So mag es denn dem gehorsamst unterzeichneten, nachdem er seine besten Jahre und Kräfte im Allerhöchsten Dienste, und im Dienste der Wissenschaften zugesetzt hat, vergönnt sein, von E. M. Gnade und Gerechtigkeit zu hoffen, dass ihm die natürliche zunächst liegende Konsolation der graduellen Beförderung gnädigst gewährt werde, eine Hoffnung, die ihn zu weitem Anstrengungen ermuntern, so wie deren Gegenteil ihn im bitteren Gefühle einer (was er nicht zu denken vermag) ungehört und unschuldig zu leidenden Kränkung ins Grab bringen würde.

Eurer Majestät

Wien, den 25. März 1812.

untertänigster treuehorsaamster

Untertan und Knecht

Joh. Christian Engel m. p.

Das Gesuch hatte — wie erwähnt — Erfolg und Engel erhielt die Hofsekretärstelle mit 1600 fl. Gehalt. Er erreichte diesen, in der Rangleiter der Beamten damals hervorragenden Posten nach 24-jähriger Dienstzeit.

Diese Vorrückung war aber beinahe ein ante funera munus. Er trug nämlich damals schon den Todeskeim in sich. Durch seine rastlose Arbeit und die geringe Rücksicht auf seine Gesundheit hatte er sich ein chronisches Lungenleiden zugezogen. Sein leidender Zustand war natürlich durch die Kränkung über den im Jahre 1811 erfolgten Tod seiner Mutter keineswegs günstig beeinflußt worden. Schon damals hatte er mit Rücksicht auf seine geschwächte Gesundheit einen dreimonatlichen Urlaub erhalten¹⁹⁾. Und jetzt mußte er wieder, kurz nach seiner Eidesleistung — die am 12. Juni erfolgte —, um einen Urlaub einkommen. Er begab sich nach seiner Vaterstadt Leutschau, wo er seine rechte Hand einer lymphatischen Geschwulst wegen operiern ließ. Sein Leiden besserte sich aber nur unbedeutend. Anfang 1813 belegte er mit ärztlichen Zeugnissen, daß sein verlängerter Urlaub leider auch nicht zur Wiederherstellung ausreiche und er sich in die «traurige Unmöglichkeit versetzt sehe, zum Dienste ohne Lebensgefahr nicht zurückkehren zu können». Er bat um einen Urlaub bis Ende April 1813. Seine Krankheit sei, so führte er in seinem Gesuche an, im Jahre 1806, als er im Auftrage der siebenbürgischen Hofkanzlei im übelsten Wetter von Nagyvárad zurückkehren mußte, entstanden, habe mit einem Nervenfieber begonnen und sei zu einem chronischen Brustleiden geworden. «Erreiche ich mit Gottees Hilfe das Frühjahr,» — sagt er in diesem Gesuch — «so hoffe ich mich mit ersten Mai stellen und meine letzten Kräfte dem höchsten Dienste widmen zu können.» Dieser Urlaub wurde ihm anstandslos bewilligt und er rückte sogar im Februar in den Gehalt von 1300 fl. vor.

Trotz seines Leidens legte er die Feder nicht nieder, arbeitete emsig an seinen Aufsätzen, korrigierte seine Arbeiten und trug seine Krankheit mit Geduld.

Am 27. April 1813 mußte er wieder um die Verlängerung seinesurlaubes bis Ende Juli einkommen: er wäre auf dem Wege einer langsamen Besserung, aber keineswegs schon imstande, Reisen zu unternehmen und seine Ämter zu versehen, ohne in die Gefahr zu geraten, wieder bettlägerig zu werden; höchst ungern bitte er um einen weiteren Urlaub von 9—10 Wochen, um nicht etwa durch eine frühe Pensionierung dem Ärar beschwerlich zu fallen. Er glaube,

¹⁹⁾ Ungar. Staatsarchiv, Siebenbürg. Hofkanzlei 1186/1811.

mit Gottes Hilfe seine Kräfte noch zusammenzubringen, um sein Amt — so Gott es gefiele — wieder versehen zu können. Die höheren Stellen hatten zwar Nachsicht mit dem Zustande des ausgezeichneten Mannes. Der Amtsschimmel bestimmte jedoch, daß nur ein einjähriger Krankenurlaub bewilligt werden könne. Es wurde ihm der Urlaub bis Ende Juli verlängert und ihm strenge aufgetragen, zu diesem Zeitpunkte seinen Dienst wieder anzutreten, da «im widrigen Falle sein Gehalt mit diesem Tage eingestellt werden würde».

Engels Zustand war jedoch auch nach Ablauf dieses Zeitraums nicht wesentlich besser. Er richtete daher am 24. Juli aus Leutschau ein neuerliches Gesuch an die Hofkanzlei²⁰⁾:

«Der heurige Sommer, an Rauheit und Unfreundlichkeit der Witterung noch den vorjährigen übertreffend, und daher den Brustkranken gar nicht günstig, erlaubte mir nicht eher, als am 22. Juni d. J. ins Bad abzureisen: aber auch das Ende Juni und der zeitherige (:?:) Juli waren so regnerisch und kühl, dass das Smrdžonkaer Bad^{20a)} bisher nicht viel wirken konnte. Als ich nach Leutschau kam, um zu meiner Rückreise nach Wien Anstalt zu machen, consultierte ich meine zwei Ordinarios, und ihr medizinisches Gutachten habe ich die Ehre, E. E. in der Anlage gehorsamst vorzulegen. Da nun beide der Meinung sind, dass das Übel der Lungenrösen mit Verhärtungen der Leber und Verstopfungen im Unterleib zusammenhänge und dass ich deswegen die Badekur auch noch im Monat August fortsetzen soll, um dann mit mehreren Kräften dem höchsten Dienst obzuliegen: so bitte ich E. E. untertänigst, noch bis Ende August mit meiner körperlichen Kränklichkeit Geduld zu tragen. Der Geist wäre willig, aber der Körper braucht noch Stärkung. E. E. eine feste Gesundheit und langes Leben herzlich wünschend ersterbe ich in tiefster Ehrfurcht usw.»

Die Hofkanzlei blieb jedoch bei ihrer vorigen Entscheidung; der erbetene Urlaub wurde nicht bewilligt und die Einstellung von Engels Besoldung verfügt. Engel beantwortete diesen Bescheid folgendermaßen²¹⁾:

«So eben erhalte ich hier im Bade Hochderen Hohen Bescheid vom 6. August d. J. Nr. 2139, wonach die von mir auf dem Grund gewissenhafter ärztlicher Zeugnisse gebetene Urlaubsverlängerung bis Ende August l. J. nicht bewilligt, vielmehr der Abzug meiner Besoldung vom 1. d. M. eingeleitet worden.

Da ich bei nunmehr eingetretener milder Witterung meine Badekur mit dem besten Erfolge fortsetze und dem Ziele, meine Gesundheit dauerhafter herzustellen und nach Ablauf dieses Monats sicher am Orte meines Berufes zu erscheinen, zu meinem grossen Troste immer näher kam: so war jener hohe Bescheid ein wahrer Donnerschlag für mich: indem er sich

²⁰⁾ Ungar. Hofkanzlei 2139/1813, Ungar. Staatsarchiv.

^{20 a)} An der ung. galiz. Grenze ein ziemlich gutes Schwefelbad, in der Nähe des sog. roten Klosters.

²¹⁾ Ungar. Hofkanzlei 2375/1813, ebenda.

nur auf den Verdacht einer mutwilligen Zögerung, oder des etwaigen Voratzes, ganz vom Amtsort wegzubleiben, gründen kann.

Den Verdacht einer mutwilligen Zögerung kann ausser den schon eingesandten ärztlichen Zeugnissen auch das gehorsamst angebotene glaubwürdige Zeugniß genugsam entkräften.

In Rücksicht meiner Rückkehr kann ich E. E. und Einer gesamten hohen Hofstelle bei nunmehr zunehmenden Kräften die bestimmte Versicherung zu Füßen legen, dass ich mich nach beendeter Badekur allsogleich auf die Rückreise begeben und in den ersten Tagen des September an dem mir anzuweisenden Ort des Berufs eintreffen werde.

Bei so aufgeklärten Umständen bitte ich E. E. und Eine hohe Hofstelle untertänigst, den Abzug meiner Besoldung für den Monat August d. J. in Gnaden zurückzunehmen, und diese Strafe (da mir die Rückreise und die Badekur viel kosten) nur auf den Fall vorzubehalten, als ich bis 6. September durch mein Verschulden nicht am Orte meiner Bestimmung wäre.

Da sich ferner hier die glaubwürdige Nachricht verbreitet, dass die k. Hung. Hofkanzlei den Ort ihres Aufenthalts pro tempore verändern dürfte und daher sich ein gleiches von Einer hohen siebenb. Hofstelle vermuten lässt: so bitte ich eine hohe Hofstelle, mir nebst der gnädigen Bewilligung desurlaubes bis 6. September auch die Weisung zu erteilen, wohin ich mich zur Fortsetzung meiner Amtsverrichtungen zu begeben habe.

E. E., untertänigster Diener.

Dat. Smrdzonka im Schwefelbade nächst dem roten Kloster, 14. August.»

Der bedauernswerte Engel konnte seine Abreise aber nicht antreten, da infolge der vom 23. bis 26. August in Zips und den angrenzenden Komitaten niedergegangenen Regengüsse alle Brücken abgerissen und die Straßen ungangbar geworden waren, was auch amtliche Zeugnisse belegten. Nach langer Fahrt kam er endlich doch am 28. September nach Wien zurück, und da sich die Richtigkeit seiner Entschuldigungsgründe erwies, wurde ihm seine vom 1. August an zurückgehaltene Besoldung wieder flüssig gemacht.

Nach seiner Rückkehr herrschte ein anderer Geist in der Verwaltung. Engel wurde von amtswegen aufgefordert, Auskunft zu geben über die auswärtigen gelehrten Gesellschaften, die ihn zu ihrem Mitglied gewählt hatten. Er erstattete hierüber am 24. November 1813 folgende Anzeige²²⁾:

«Bei meiner Zurückkunft von der Badekur in Ungarn wird mir auch die wegen höhern Orts zu machender Anzeige über die auswärtigen gelehrten Gesellschaften, die diesen oder jenen Inländer zu ihrem Mitgliede aufgenommen haben, erflossene Allerhöchste Entschliebung bekannt, und ich halte es daher für meine Pflicht, da ich unter der Leitung E. E. zu stehen das Glück habe, die diesfällige Anzeige E. E. gehorsamst vorzulegen.

Meine schriftstellerischen Arbeiten, welche sich nicht nur über Ungarn,

²²⁾ Ungar. Staatsarchiv, Ungar. Hofkanzlei 3205/1813.

sondern über mehrere Länder des östlichen Europa, besonders auch über die Geschichte slavischer Länder & Staaten verbreiteten, und zugleich meine Kenntnis der slavischen Sprachdialekte beurkundeten, indem sie die Geschichte und den jetzigen Zustand dieser Länder (Ungarn, Siebenbürgen, Dalmazien, Croatien, Slavonien, Serbien, Bosnien, Bulgarien, Walachei, Moldau, Galizien, der Ukraine und der ukrainischen Cosaken) aufhellten, erwarben mir ganz ungesucht, das Diplom als auswärtiges Mitglied der inländischen k. Gesellschaft der Wissenschaften zu Prag, d. d. 20. Jan. 1798 & ausserdem die Diplome folgender auswärtiger gelehrter Corporationen:

1. / von der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, d. d. 11. Dezember 1797, als correspondierendes Mitglied;
2. / von der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt, d. d. 8. Mai 1805 als Ehrenmitglied;
3. / von der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften in München, d. d. 6. April 1808, als correspondierendes Mitglied;
4. / von der k. Gesellschaft der Wissenschaften zu Warschau, d. d. 28. April 1811, als Mitglied;
5. / von der russisch kaiserlichen Universität zu Charkow, d. d. 12. Juni 1811, als correspondierendes Mitglied.

Mein Verhältnis zu diesen Akademien und gelehrten Gesellschaften ging bisher nicht weiter als dass ich die 3 ersten Exemplare meiner später herausgegebenen Werke übersandte. Der Warschauer Gesellschaft und Charkower Universität habe ich bis jetzt wegen vorgewesener kriegerischer Verhältnisse nicht einmal die Annahme ihrer Diplome bestätigt, und gedenke diese Bestätigung, zumal in Rücksicht der Warschauer Gesellschaft, bis dahin aufzuschieben, bis das politische Schicksal des einstmaligen Grossherzogtums Warschau entschieden sein wird.

6. / Endlich hat mich auch das ephemere, während der russischen Herrschaft in Bukarest daselbst durch den Erzbischof Ignatius errichtete neu-griechische Lyzeum, welches bis jetzt wohl untergegangen sein mag, zum Correspondenten im Jahre 1812 ernannt.

Ich bin bereit, von allen diesen Diplomen und Ernennungen nur die zu behalten, die nicht höchsten Orts gemissbilliget wären, so wie ich nicht unterlassen werde, wenn künftig noch mir derlei Ehrenbezeugungen zuge-dacht werden sollten, vor der Annahme die höchste Erlaubnis zu derselben im Wege E. E. anzusuchen.»

Eine kleine Illustration, mit welchem Mißtrauen die Polizeihof-stelle auswärtige Verbindungen sogar mit gelehrten Instituten verfolgte.

Die Besserung in Engels Befinden hielt nicht lange an. Es kam der letzte Kampf mit dem nahenden Tode. Die Feder entfiel seiner Hand. Infolge seiner Schwäche mußte er sich zu Bette legen; in Anbetracht seiner zahlreichen Familie ließ er sich ins Bürgerspital aufnehmen, wo seine Kräfte schnell abnahmen. Ein Nierenschlag erlöste ihn am 20. März 1814 von seinen Leiden. Fünf unmündige

Kinder umstanden seine Bahre. Das älteste war zwölf, das jüngste noch nicht drei Jahre alt, drei Knaben und zwei Mädchen. Seine Gemahlin, die er am 7. Juli 1800 in Klausenburg (Kolozsvár) geheiratet hatte, Maria Katharina, war die Tochter des Apothekers und Senators Tobias Mauksch von Farkaslak, ebenfalls eines Zipsers; sie blieb zwar nicht ganz mittellos zurück, mußte aber ihre Verhältnisse sehr einschränken. Ihr elterliches Erbteil war infolge des Staatsbankrotts auf 2000 fl. reduziert worden, und das Vermögen, das ihr Gatte von seinen Eltern geerbt hatte, betrug nach Abzug der Schulden 5678 fl. Nun hatte Engel aber in den Jahren, wo kein Beamter von seinem Gehalte leben können, von seinem Vermögen zehren müssen, wodurch dieses sich nicht unwesentlich verringert hatte. Zum Glück für seine Familie hinterließ er seiner Familie in Leutschau ein Haus und einen Meierhof, wohin sich die Witwe zurückzog.

Die «Wiener Zeitung» widmete Engel in ihrer Nummer 88 vom 29. März 1814 einen anerkennenden Nachruf, in dem besonders «sein unermüdlicher Fleiß in Erforschung und Aufsuchung der Quellen zur Geschichte Ungarns, sowie sein rastloser Diensteifer in so mancherlei Fächern» hervorgehoben wurden.

Hiemit beschließen wir die Schilderung dieses, in seinen äußeren Schicksalen so einfachen Gelehrtenlebens und wenden uns der Besprechung der Hauptwerke Engels, der «Geschichte des ungarischen Reiches und seiner Nebenländer» und der «Geschichte des ungarischen Reiches» zu, die unseres Forschers Ruf in weiten Kreisen begründeten, die ihn eigentlich Zeit seines Lebens beschäftigten und auf die mancher Hinweis in den folgenden Briefen zu finden sein wird.

II.

Der erste Teil der «Geschichte des ungarischen Reiches und seiner Nebenländer» umfaßt die Geschichte des alten Pannonien und der Bulgarei nebst einer allgemeinen Einleitung in die ungarische und illyrische Geschichte²³⁾.

Dieser Band ist dem Freiherrn Alexander Prónay von Tóth-Próna gewidmet, auch einem alten Göttinger. Das Verhältnis Engels zu Prónay charakterisiert die dem Texte vorangehende Widmung wie folgt:

Ich rede zu Euer Hochgebohrn, als zu meinem gelehrten Freund und Gönner, als zu einem warmen Teilnehmer, Kenner und Beförderer meiner

²³⁾ 492 Seiten, Halle a. S., bei Johann Jakob Gebauer. Mit einem Holzschnitt des Hafens von Porto Ré (Kraljevica) des ungar. kroatischen Litorales.

literarischen Arbeiten. Sie haben seit Ihrer Zurückkunft von den Göttinger Hörsälen und von Reisen in fremde Länder nicht aufgehört, Ihr schönes reines Leben den Musen und der Freundschaft zu widmen. Sie haben in der Ungrischen Geschichte viel gelesen, viel gesammelt, mir viel Hülfsmittel verschafft. Sie haben besonders über die Genealogie und Verwandtschaft der Völker eigene scharfsinnige Forschungen angestellt — mich mit Ihrem Beyspiel, Ihrem Zureden zu solchen Forschungen ermuntert. Die älteren Völkergenealogisten, sagten Sie mir oft, gingen, um einen unbekanntes See auszumessen und abzuzeichnen, mitten in den Sumpf und Schilf hinein. Wir neuern haben einen großen Vortheil vor uns: wir kennen Asien besser als vorher, und haben also Standpuncte außer dem See, aus welchem wir durch Messungen und Schlüsse zu festeren Resultaten gelangen können. Ich habe Ihren Sinn gefaßt; der Anfang meiner Bulgarischen Geschichte wird Ihnen dies beweisen; aber ich weiß nicht, wie das Ganze — denn in die Pannonische und Bulgarische Geschichte habe ich meine Untersuchungen über Völkerabstammung zusammengedrängt — Ihren Erwartungen entsprechen wird. Sehr gerne würde ich hierüber freyes Urtheil und Belehrung eines Thunmann und Cornideß (wenn sie noch lebten), eines Müller, Schlözer, Gatterer, Spittler, Meusel, Krause, Gebhardi und — eines Prónay annehmen.

Doch nicht Völkergenealogie allein soll das Hauptziel meiner Untersuchungen seyn. Euer Hochgebohrn kennen den höheren Zweck dieser Geschichte — nemlich Winke zum pragmatischen Studiren der Ungarischen Staatsbegebenheiten durch Beleuchtung der allmählig sich entwickelnden Staatsverfassung zu geben. Sie erinnern sich der schönen Worte eines Cicero:

«Ad Consilium de republica dandum caput est, nosse rempublicam»

(de Orat. II. 82.)

und Sie verdammen den verderblichen, aber hin und wieder tief gewurzelt Irrthum, daß kein Beamter ein Gelehrter oder Schriftsteller, und kein Schriftsteller ein Beamter seyn dürfe. Sie wissen, daß wir außer Palma's, Katona's und Pray's Arbeiten noch wenig Durchdachtes Inländisches über Ungrische Geschichte besitzen, und daß selbst in den Büchern dieser Verfasser noch viel zu wünschen übrig bleibt. Freylich wird durch mich nur wenig — aber doch etwas mehr, als bisher, geleistet werden. Darf ich also wol auf Ihre freundschaftliche Unterstützung, mit Rath und literarischen Quellen, auch bey Herausbeförderung der folgenden Bände zählen? — Wie gesegnet ist nicht unter uns das Andenken Ihres verehrten Schwiegervaters, Grafen Joseph Teleki, k. Ung. Kronhüters, wie beklagt sein Tod bey den Gelehrten, deren Stütze, Gönner und Mitgenosse er war! Wie viele gelehrte Männer von Stande zählen Sie nicht noch jetzt unter Ihren nächsten Verwandten! Gewiß, Beförderung, dabey aber auch geschickte Aufsicht, Leitung und Richtung der Wissenschaften ist die erste Pflicht eines Staatsbeamten, der es mit seinem Monarchen und Vaterlande treu und ehrlich meint; daher muß er aber auch selbst Wissenschaft besitzen. Sie wissen, daß es uns Gottlob! nicht an solchen Staatsministern, Kanzlern, Staats- und Hofrathen, auch andern Beamten fehlt, Sie erkennen hierin das Bild mehrerer würdiger, am Ruder sitzender Männer. Durch solches Beyspiel, durch Gönner und Freunde, wie Sie, aufgemuntert, will ich denn auch, ohne Furcht und ohne Tadel, auf meiner Laufbahn fort-

fahren. Aber so wie die Liebe zu den Wissenschaften durch nichts aus meiner Brust gerissen werden kann, eben so unvergänglich ist die Achtung, womit Euer Hochgebohrn als Gelehrten und Gönner verehrt

Es ist wohl überflüssig, angesichts dieser kräftigen und zielbewußten Sprache des Autors weiteres zu seiner Charakteristik hinzuzufügen.

In der Einleitung teilt Engel dann mit, daß der Verleger 6 Bände des Werkes für den 49. Teil «der allgemeinen Welthistorie» bestimmt habe, und zwar sei geplant, daß die zwei ersten Bände und ein Teil des dritten die Geschichte der ungarischen Nebenländer behandeln, der Rest des dritten, sowie der vierte und fünfte Ungarn, der sechste Siebenbürgen gewidmet sein sollten. Höchstens von zwei zu zwei Jahren sollte ein Band dem andern folgen.

Nach einer kurzen Übersicht über die Quellen gibt Engel in einer sehr eindrucksvollen Vorrede die Richtlinien an, von denen er sich bei seinen Forschungen und Arbeiten habe leiten lassen. Er schreibt hierüber:

Indem ich mich als Inländer, und unter den Umständen dieser Zeit, unter den jetzt gewöhnlich hohen Forderungen an einen Geschichtschreiber, unter dem Toben und Brausen mehrerer einander nicht verstehender, desto hitziger aber verfolgender Parteyen, der Ausarbeitung einer Geschichte meines Vaterlandes unterziehe, worin ich noch dazu, wie ich dies hiemit voraus verkündige, mehr, als bisher, besonders von unsern Historiographen vom geistlichen Stande, geschehen ist, so weit es das Dunkel unserer historischen Ruinen erlaubt, die allmähliche Entwicklung der innern Staatsverfassung des Ungarischen Reiches verfolgen will, habe ich, gleich weit vom Leichtsinne als von unmännlicher Furcht, das Für und Wider eines solchen Unternehmens, die Schwierigkeiten bey und die Ermunterungen zu demselben, den möglichen Nutzen oder die schlimmen Folgen davon abgewogen. Das Resultat dieses Nachdenkens war die Beharrlichkeit bey einem schon lang gefaßten, lang vorbereiteten Vorsatz. So sehr sich politische Schriftsteller bey jetzigen Zeiten, sowohl in Rücksicht der äußern Umstände, als auch in Rücksicht ihrer selbst, ihres Interesses und ihrer Leidenschaften, in der gefährlichsten, dem Einflusse aller dieser Nebenumstände unterworfensten Lage befinden, und sich daher ganz richtig das *Si tacuisses* — öfters und wirksam gegenwärtig halten; so wenig darf, soll und kann ein Historiker bey diesen Stürmen der Zeit schweigen. Ohne Leidenschaft, wie die alten Denkmäler, die er um Rath fragt, spricht er nicht selbst, sondern die Vergangenheit spricht durch ihn an die Gegenwart, um diese mit sich selbst zufriedener, für die Zukunft aber weiser, besser und glücklicher zu machen. Ich kenne kein noch so heßliches Frauenzimmer, welches den Spiegel wegen seiner treuen Darstellung zerschmettert hätte; und so will ich denn auch hoffen, daß eine oder die andere Partey, einer oder der andere im ersten Stockwerk oder im 5ten, ein hoch- oder tiefgebohrner sein eigenes abschreckendes Bild, oder das Bild mehrerer von seinem Stande, im Spiegel dieser Geschichte zu erblicken glauben

wird, der Fabrikant desselben, wenn auch keinen Dank, doch auch keine blaue Flecken oder krumme Glieder davon tragen wird.

Weise und wohlangebrachte Freymüthigkeit sagt weit mehr, mit größerm Erfolg, als die mit der Thüre ins Haus fallende Ungebundenheit nur immer sagen kann. Leute, die dieses nicht fassen können oder wollen, lasten einen großen Theil ihres Fehlers der Regierung auf, unter welcher sie leben, oder wol gar den Censurs-Individuen, welche doch nach hergebrachtem Gebrauch nicht anderes als Fahnenträger der Regierung sind, die nach ihrem Winke, wie nach jenem eines Feldmessers, den Gesichtspunct, die Richtung und die Weite des Blicks abstecken und bestimmen müssen, ohne sich selbst öffentlich und laut äußern zu dürfen, ob etwa Richtung und Gesichtspunct falsch, und die Entfernungen zu kurz, zu beschränkt seyen?

Ohne Kummer demnach wegen politischer Verketzerung, ruhig durch mein Bewußtsein, bereit und gerüstet, Zeloten aller Art mit Waffen der Kälte, und wenns nöthig wäre, der Satyre zu begegnen, fürchte ich mich mehr vor den strengen Forderungen, die ich an mich selbst als Ungriechen Geschichtschreiber mache. Mir schweben die Beyspiele eines Barthelémi und anderer Männer vor Augen, welche 20—30 Jahre ihrer Lebenszeit der Ausarbeitung eines Werkes gewidmet haben, um dann desto zuverlässiger und dauerhafter an dem Himmel der Gelehrsamkeit zu glänzen. Wer es begreift, was es heiße, eine richtige, vollständige, nützliche und angenehme Geschichte irgend eines großen Reiches zu verfassen, der wird auch begreifen, welche Zeit, Geduld, Anstrengung, Lectüre, Beobachtung, Menschen- und Sprachenkenntniß, Scharfsinn und Beredtsamkeit hiezu erfordert wird. Zwar seit mehr als 5 Jahren auf diesen Zweck hinarbeitend, aber durch ein doppeltes Amt (welches freylich auch die dem Geschichtsforscher sehr zu statten kommende Kenntniß der jetzigen Geschäfte und des jetzigen Weltlaufs, so wie auch mancher Zweige der neuesten Litteratur, gewährt) und durch andere freywillig übernommene Nebenarbeiten und Privatgeschäfte belastet, die Zeit zur literarischen Ausarbeitung fast nur stehlend, dabey auch das Vergnügen der Freundschaft und des Umganges genießend, welches allein den Gelehrten vor Pedantismus bewahren kann, bisher wenig ermuntert durch äußere Umstände, oft wegen der Liebe zum Studiren durch rohere Menschen gekränkt und geneckt, fühle ich nur zu gut, wie wenig ich geleistet habe, und wieviel mehr ich unter anderen Umständen geleistet hätte, um meinem eigenen Ideale näher zu kommen. Warum aber nicht warten? warum das nonum prematur in annum schon im 6ten Jahre überschreiten? Lieber Leser, der du so fragst, du findest mich nicht unbereit. Ich kenne sehr würdige Gelehrte, die voll von großen Plänen und Ideen ganze Jahre mit Entwerfung derselben zubringen, ohne zur Ausführung zu schreiten. Ich kenne andere, welche ihre Lebenszeit hindurch immer gesammelt, immer gearbeitet haben, in alle Details hineingegangen sind, um etwas Großes, Vollständiges zu liefern. Sie sind nicht mehr — und das *Ars longa, vita brevis*, hat sich an dem Coloß ihres Idealgebäudes gerächt. Ihre Nachfolger fördern einzelne Trümmer desselben zu Tage, aber dem ganzen großen Umfang der Wissenschaft ist wenig genützt damit. Warum will und soll denn Einer Alles thun? Ist die Ehre, die gelehrte Unsterblichkeit, der einzige Zweck und Preis, auf welchen diejenigen losarbeiten sollen, die sich von dem

Taumel der Weltmenschen etwas abziehen, um das Heiligthum besserer Kenntnisse, als den kostbarsten Schatz der Menschheit, und die Quelle aller Humanität, auf die Nachwelt aufzubewahren? Nein, laßt uns nach Zeitumständen und nach unsrer Lage so nützlich seyn, als es nur möglich ist. Jetzt noch haben wir Zeit, Geduld, Lust und Gelegenheit, etwas Gutes zu thun; eilen wir also damit, ehe uns das Schicksal, zumal in diesen unerhörten Catastrophen der Zeit, aus unsrer Lage schleudert; ehe uns der Tod, der dem sitzenden Gelehrten so sehr nachstellt, für diese atmosphärische Welt unthätig macht. Laßt uns eine Ungrische Geschichte schreiben, weil ein Gebauer, der schon so viel für Beförderung der historischen Literatur in Deutschland gethan hat, hiezu die Hände bietet! Laßt uns das Resultat unsrer bisherigen Forschungen, den Fund, den wir bisher gemacht haben, zum öffentlichen Gebrauch ausstellen. Auf jeden Fall erscheine ich nicht mit ganz leeren Händen vor dem gelehrten Publico; mein Buch wird doch etwas Ausbeute liefern, vielleicht weckt dann einer meiner Gedanken mehrere andere, vielleicht werde ich berichtigt, zurechtgewiesen, commentiert, erläutert und vermehrt; indessen sammle ich still und emsig, wenn es meine Umstände erlauben, benutze neue Quellen, neue Winke, neue Vorarbeiten, und liefere dann einst, wenn der Herr Verleger einstimmt, eine neue, verbesserte, vermehrte Auflage. Auf jeden Fall ist die noch so unbedeutende Frucht meines bisherigen Fleißes nicht verlohren, ich habe auch etwas dazu beygetragen, die Menschen über das Vergangene richtiger urtheilend, mit der Gegenwart zufriedener, auf die Zukunft weiser und zweckmäßig thätiger zu machen, und hierin besteht ja doch der nächste, edelste, moralische Zweck der Geschichte.

Über diesen Endzweck jeder Geschichte sich weiter mit Anwendung auf die vorliegende Geschichte zu erklären, wird gerade in dieser Einleitung der schicklichste Ort seyn. Man darf nemlich über den Satz, daß so vieles in so manchen Stücken besser und vollkommener in Ungarn beschaffen seyn könnte und sollte, nicht vergessen, daß es einmal noch ärger war, und daß unsere Vorfahren durch so manche Veränderungen, Erschütterungen und Prüfungen durchgehen mußten, ehe wir nur zu der Stufe von Cultur, Wohlstand, innerer Ruhe, äußerer Sicherheit gelangen konnten, auf welcher wir noch stehen. Wahrlich, es muß uns ein Hauptthema bei unsrer Geschichte seyn, zu zeigen, wie sehr wir Ursache haben, uns als Unterthanen Oesterreichischer Regenten vom XVIII. Jahrhundert, im Zusammenhalten mit den Leiden und Thaten der Vorwelt, glücklich zu schätzen. Was auch immer für Revolutionen im Reiche politischer Wahrheiten vorgehen mögen, so bleibt doch der vorangeführte Satz als eine ausgemachte historische Wahrheit bestehen. Denn er beruht auf einer getreuen Schilderung des Elend von Ungern unter einem Wladislaus II. und unter Ludwig II., welche wir vor allem andern unsrer Geschichte von Ungern vorausschicken wollen; indem hiemit auch zugleich das Lehrreiche und Nützliche derselben, nemlich die historische Entwicklung der innern Staatsverfassung, innigst verbunden ist. Die ganze Ungrische Geschichte durch das Mittelalter hindurch wird dann nur eine chronologische Antwort auf jene Frage seyn: wie ist Ungern nach und nach zu diesem tiefen Grad vom innern und äußern Verderben hinabgesunken? Die Geschichte der neueren Zeit hingegen wird sich bestreben müssen, zu erklären, warum noch so viel und in anderm Betracht so wenig von diesem

Elende übrig ist; welche Wunden, durch welche Mittel zugeheilt sind, welche und warum noch bluten, und welche eben und warum erst jetzt, oder warum noch nicht im Zuhülein unter den Händen guter Regenten, rechtschaffener Minister und gemeinnützig denkender Stände begriffen sind. Das Ganze, von beiden zusammengesetzt, wird dann theils die Überzeugung, daß die Ungrische repräsentative Constitution doch gut und schätzbar sey, weil sie den Keim zum Bessern enthält, theils den Überblick gewährend, was noch zu thun übrig sey, und wie es am besten, sanftesten, schonendsten und sichersten, ohne Blutvergießen, Einkerkerung, Exilierung, Noyaden, Fusilladen, kurz ohne alle die theuern Experimente der neuern Zeit, mit Respectierung des Menschenlebens und der Menschenmeinungen und Schwachheiten, gethan werden könne, um Ungern den andern acht-cultivirten Staaten Europens in jedem Betracht nach und nach gleich, und vor der Hand ähnlich zu machen. Ich erinnere mich aus der Logik meiner Kinderjahre noch sehr gut jenes Satzes, daß jedes Ding auf die nemliche Art, und meist nur in eben der Zeit regelmäßig, ohne Zertrümmerung aufgelöst wird, als es zusammengesetzt worden. Nicht minder ist es ein Hauptsatz der medizinischen Therapie, die Entstehung und erste Veranlassung der Krankheit zu wissen, um hernach desto zuverlässiger die Heilung derselben unternehmen zu können. Nun glaube ich wohl, daß alle politische Reformatoren und Ärzte diesen Grundsatz mit gutem Erfolg entlehnen und zu dem ihrigen machen könnten; und die Geschichtschreiber müssen ihnen hiezu die Fackel vorhalten.

Ohne also auf Kriege, Länder-Eroberungen, Kronen-Geschichten, Kleinodienwesen, Herrscherabwechslungen, und alle andere glänzende und geräuschvolle Begebenheiten ganz zu vergessen, laßt uns doch hauptsächlich dem innern, stillen und doch wechselnden Gang der Staatsverwaltung historisch folgen. Noch ist dies bey der Ungrischen Geschichte unsäglich schwer, noch ist der Leitfaden in diesem dunklen Gebiet der Vorzeit hie und da sehr unterbrochen, noch sind dem Geschichtsforscher nicht alle Quelle aufgetan. Unglaublich viel Wichtiges und Brauchbares liegt noch in Handschriften, oder zum Theil sehr seltenen Büchern. Ich darf es gerade voraussagen, daß ich auch dies Wenige, was hier geleistet worden ist, nie zu Stande gebracht hätte, wenn nicht unter so manchen andern Vorarbeitern auch der Herr Registrant der k. hung. Hofkammer, Beysitzer mehrerer gerichtlicher Gespanschaftstafeln, und Doctor der Philosophie, M. Georg von Kovachich, mir den Weg geebnet, und sich das unsterbliche Verdienst erworben hätte, weit mehrere Reichstags-Abschlüsse, als in unserm von Geistlichen herausgegebenen Corpus Juris stehen, an das Licht zu befördern. Nur eine vollständige Reihe derselben kann nebst andern Hilfsmitteln eine möglichst gute historische Entwicklung der innern Staatsverfassung von Ungarn erleichtern, ohne daß durch bloß historische Bekanntmachung derselben dem Ansehen des Ung. Gesetzbuches, wie manche fürchten, der mindeste Abbruch geschieht. Dennoch hält es unendlich schwer, solche Hilfsmittel, solche Originalschriftsteller und Denkmäler des Mittelalters dem Publico durch den Druck mitzutheilen. Ich habe mich daher nicht enthalten können, eines der wichtigsten statistischen Denkmäler der Vorzeit, welches den in jeder Geschichte so classischen, mit so viel andern Gegenständen der öffentlichen Verwaltung des Reichs innigst verbundenen Finanz-Gegenstand vorzüglich erläutert, und ins wahre Licht

stellt, zugleich aber den redendsten Beweis von dem Elend des Reichs am Ende des XV. Jahrhunderts liefert, in diesem ersten Bande abdrucken zu lassen, um nicht bloß durch einzelne Fragmente desselben unverständliche Noten anzuhäufen, sondern durch diese Säule dem Ganzen meiner Geschichte mehr Leben, Haltung und Kraft zu verschaffen. Ich darf von den gelehrten Lesern der Allg. Weltgeschichte wol keinen Vorwurf wegen des Abdruckes dieses wichtigen, obgleich lateinischen Stückes, besonders bey dem der Gesch. Ungerns und der Nebenländer gewidmeten Umfang von 6 Bänden, befürchten; ein solches Actenstück, worauf gleichsam der ganze Ton, der Kern der ganzen Ungr. Geschichte beruht, ohne welchen so manches nicht hätte gesagt werden dürfen, oder nicht verstanden werden können, führt seine Apologie mit sich.

Sein Programm ist also kurz: «Weise und wohlangebrachte Freimütigkeit». — Die Einleitung bringt dann eine Statistik des Königreiches, ganz interessante Beiträge über den damaligen Stand dieses Wissenszweiges, und geht dann unmittelbar auf eine Spezialfrage über. Er bespricht nämlich ausführlich das Ausgabenregister des Pécsér (Fünfkirchener) Bischofs Edmund Ernst, des Schatzmeisters vom Jahre 1494/5²⁴). Und so trat der pragmatische Geschichtschreiber hinter dem editor rerum incognitarum zurück. Engel benützte dieses wertvolle Stück zum ersten Male und widmete einen stattlichen Teil des Bandes (165 Seiten) diesem allerdings nicht fehlerfrei abgedruckten kulturhistorischen Fragment.

Dieser Publikation folgt die Geschichte und übersichtliche Geographie des alten Pannoniens seit der Epoche der Griechen bis zur Einwanderung der Magyaren, die, wie er annimmt, um das Jahr 890 n. Chr. erfolgte. An dieses mehr skizzenhafte Kapitel, welches mit seinem ganz bemerkenswerten kritischen Apparat die alte Göttingische Schule verrät, schließt sich — wieder nach einer kurzen literargeschichtlichen Einleitung — die Geschichte der Bulgaren in Mösien bis zum endgültigen Fall dieses Reiches im Jahre 1444.

Ein abschließendes Urteil über diesen Band ist damit nicht ausgesprochen, wenn man darauf hinweist, daß es überholt ist. In der kritischen Erläuterung und Berichtigung der Thunmannschen Völkergenealogie, in seiner Kritik der ältesten Geschichte der Bulgaren, Türken, Chazaren, Ungarn, Petschenegen, Uzen oder Komanen und Walachen findet man noch heute manch wertvollen Beitrag. All dies Material nur durchzuarbeiten, war bei dem damaligen Stande der Balkangeschichte eine ganz respektable Leistung. Soviel kann jedoch ruhig festgestellt werden, daß dieses gewiß ungleich zu wertende, aber zum ersten Male auf systematischer Ausbeute des Stoffes

²⁴) Original in der Wiener Hofbibliothek, cod. hist. 487.

aufgebaute Werk in der Geschichte der historischen Literatur auch heute nicht übersehen werden darf.

Geschichte des ungarischen Reichs und seiner Nebenländer, Zweyter Theil, Halle, bei Johann Jakob Gebauer, 1798. Dieser Band enthält die Staatskunde und Geschichte von Kroatien, Dalmatien und Slawonien, nebst einer ungarischen Geschichte, und ist der königl. großbritannischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen und der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Prag gewidmet.

Den Band zieren drei Kupferstiche, und zwar die Bildnisse des Baron Josef Izdency de Monostor, des Martin Georg Kovachich, Direktor des k. k. Kriegsarchivs, und jenes des Adamus Franziskus von Kollarius. Die Kupferstiche sind Werke zweier Künstler; der eine ist Samuel Felka von Bikfalva, ein Székler, der andere Samuel Tzetter aus Orosháza im Komitate Békés, welche an der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien ihre Studien absolvierten. Der erstere kam zur k. u. Universitätsbuchdruckerei.

Mitten in der Geschichte des ungarischen Reiches behält Engel immer die Geschichte von Ungarn selbst im Auge; da er aber im Laufe seiner Forschungen eine Anzahl ungedruckter Quellen in die Hände bekam, veröffentlichte er diese als Vorakten zur ungarischen Geschichte, ganz gleichgültig, ob sie mit dem Hauptwerke zusammenhängen oder nicht. Recht hatte Engel, wenn er sagt: «Es gibt selbst viele Ungarn, die in der Geschichte dieses Reichs ebenso unbewandert sind, als in der Geschichte Kanadas: wie soll dies nicht beim deutschen Publikum der Fall sein? Man hat nicht einmal das Verhältnis dieser Nebenländer zu Ungarn gekannt. Man hat also nicht bestimmen können, in wie fern verdienen und fordern sie eine eigne Geschichte, in wie fern verliert sich dieselbe in die Geschichte des ungrischen Reichs? und in wie weit kann man sich also den historischen Weg, den man hiebei zu durchlaufen hat, verkürzen und angenehmer machen, in wie bald die Nebenwege auf die Hauptstrasse zurückführen? Das gute Glück, die Gunst und Unterstützung von Gönnern und Freunden hat mir die besten und zahlreichsten gedruckten und vorzüglich ungedruckte Materialien zu diesem Behufe geliefert; und ich werde daher, indem ich dadurch in den Stand gesetzt bin, die Geschichte von Slawonien, Croatien und Dalmatien sehr zu vereinfachen und auf reellere Gesichtspunkte zurückzuführen, nach einer

a./Fortsetzung der historischen und statistischen Literatur der Nebenländer des ung. Reichs,

b./eine statistische Übersicht von Slawonien, Croatien und Dalmatien liefern,

c./eine kurze, deutliche, von allen unnützen Antiquitäten und Diokleatischen oder Mauro-Urbinischen Träumereien entladene Geschichte, einzeln von Slawonien, Kroatien und endlich Dalmatien geben.»

Die Vorakten zur geographisch-statistischen Übersicht nehmen 412 Seiten des Werkes in Anspruch, während die Geschichte Dalmatiens, Slawoniens und Kroatiens auf 184 Seiten behandelt wird. Die Analekten sind noch heute sehr wertvoll, während der geschichtliche Abriß zwar bemerkenswerte Gesichtspunkte enthält und besonders durch seine kritische Auffassung an manchen Stellen beachtenswert ist, aber wenig brauchbares mehr aufweist.

Der dritte Teil seiner Geschichte behandelt Serbien und Bosnien, ebenfalls mit einer Fortsetzung der Vorakten zur Ungrischen Geschichte. Der Band erschien im Jahre 1801 in Halle bei Johann Jakob Gebauer und umfaßt 496 Seiten. Hievon nimmt das Literaturverzeichnis nur 142 Seiten ein. Die Geschichte von Serbien und Bosnien ist zwar heute durch die neuere Literatur selbstverständlich überholt, aber Engel benützte in diesem Teile sehr viel urkundliches Material, und war der erste, der die Schätze der Wiener Sammlungen, wenn auch nicht vollkommen, so doch, soweit sie ihm zu Gebot standen, mit möglichster Kritik verarbeitete. Heute, wo kaum ein Forscher allein die Geschichte dieser Länder, deren jedes seine eigene historische Entwicklung hatte, zusammenfassend darstellen könnte, und jedes dieser Territorien einen eigenen Geschichtschreiber erheischt, wird man mit Recht einwenden, daß Engels Arbeiten nicht gleichmäßigen Wert haben. Wenn im ersten Teile die Geschichte Dalmatiens, Kroatiens und Slawoniens viel zu kurz und kompendiös erscheint, so ist doch die Geschichte Serbiens und Bosniens immerhin von bleibendem Werte. Jeder, der eine Geschichte Serbiens und Bosniens schreibt, muß Engel schon des Literaturverzeichnisses wegen und des urkundlichen Materials halber benützen, oder wenigstens vergleichen. Was die einheimischen serbischen Quellen und Chronisten betrifft, so stellte er sich auf den Standpunkt des Schlosserschen Kritizismus. Manches, was er aufdeckte, wird heute bestätigt. Daß damals die slawische Forschung und die Slawistik noch in den Anfängen lagen und ihm natürlich nicht die Ergebnisse einer objektiven Vergleichung zur Verfügung standen, ist ja selbstverständlich, zumal man solche Werke immer nach jener Zeit, wo sie entstanden sind, beurteilen muß. Immerhin

war er der erste, der dieses Thema mit wissenschaftlichem Apparat behandelte.

Nach drei Jahren erschien als Fortsetzung der «allgemeinen Weltgeschichte durch eine Gesellschaft von Gelehrten in Teutschland und England ausgefertigt» als neunundvierzigster Teil in zwei Abteilungen der vierte Band seiner Geschichte, ebenfalls in Halle bei Johann Jakob Gebauer.

Dieser Teil behandelt die walachische und moldauische Geschichte, welche Engel schon im vorigen Band versprochen hatte. Dieses Werk ist mit Genehmigung der Bücherzensur in Ofen erschienen, «als die Geschichte zweyer alter Ungrischer Kronländer, so wie sie schon der vortreffliche, indessen durch einen schmerzlichen Tod den Wissenschaften entrissene Hr. Rat Gebhardi in seinen Cyclus der Geschichte des Ungr. Reichs mit Recht, was auch Partheysucht unter der Maske der Unparteilichkeit dagegen sagen mag, aufgenommen hat». Engel benützte die Gelegenheit, um mit seinen Kritikern, speziell jenen, welche in der «Allgemeinen Zeitung» 1804, Nr. 66, seinen Plan getadelt und denselben als unkonsequent dargestellt hatten, zu polemisieren. Er stellt fest, daß jede Geschichte eines ungarischen Nebenlandes eine nötige und nützliche Vorarbeit zur Geschichte von Ungarn selbst ist. Jeder der bisher gelieferten Bände habe der ungrischen Geschichte neue Aufklärungen, Ansichten und Erweiterungen verschafft, und in der Geschichte von Ungarn selbst könne nunmehr manche Episode abgekürzt, manche Erzählung von Kriegen und Eroberungen kurz zusammengezogen und desto mehr Aufmerksamkeit auf die innern Begebenheiten und auf die Fort- oder Rückschritte des inneren Wohls, der Kultur und der Humanität gewendet werden.

Engel verteidigt auch die Form, in der er bisher gearbeitet habe. An Vorarbeiten von Inländern habe es entweder ganz gefehlt oder es seien diese Vorarbeiten teils mangelhaft, teils zurzeit bloß in Handschriften zerstreut, und diese Handschriften wären selbst größtenteils bisher ganz unbekannt und unbenutzt gewesen; während einige derselben nur mit unsäglicher Schwierigkeit, mit Zeit- und Kostenaufwand nach und nach und zu verschiedenen Zeiten herbeigeschafft werden konnten, seien andere auch den angestrengtesten Bemühungen des Verfassers unerreichbar geblieben. Nirgends war auch nur eine unvollständige historische und statistische Literatur dieser Länder aufgestellt. Engel mußte sein Material neu schaffen. Man warf ihm vor, daß seine pragmatische Übersicht der Begebenheiten verwahrlost, und daß sein Stil nicht klar sei. Darauf erwiderte er, daß die Art der Darstellung alle Zeit und alle Aufmerksamkeit in

Anspruch genommen habe, «welche von häufigen Geschäften dreier Aemter übrig blieb, und der Verfasser sei sich bewusst, einem künftigen Ungarischen Gibbon nicht unbedeutend in die Hände gearbeitet zu haben». Der Schüler eines Heyne, Schlözer, Gatterer, Spittler schreibt nicht für Leute, die nur an historischen Romanen Geschmack finden, und die über bisher den Historikern wenig bekannte Länder nur lauter Resultate oder höchstens den Kern vorhandener neuerer Materialien zu lesen wünschen, ohne nach den Gründen, worauf diese oder jene neue historische Wahrheit beruht, zu fragen. Er schreibt nicht für Leute, welchen die Geschichte slawischer Völker langweilig und trocken vorkommt, weil sie selbst kein slawisches Wort verstehen, und welche lieber eine Geschichte von Japan oder Kamtschatka lesen würden, als die Begebenheiten «der aus ein paar Millionen Seelen bestehenden, teils unter türkischer, teils unter ungarischer Herrschaft lebenden und schon wegen ihres Zusammenhangs mit den Sorben in Deutschland, und wegen ihrer statistischen Wichtigkeit zur Kenntnis des österreichischen Staats, auch den Deutschen merkwürdig bleibenden serbischen Nation». Und scharf erklärt er, daß es eine für die solide historische Gelehrsamkeit sehr traurige Erscheinung sei, «daß solche inkompetente Recensenten mit oberflächlichen Fabriks-Anzeigen sich sogar in die Reihe der grössten- teils schätzbaren, an dem Institut der A. L. Z. Teil nehmenden Gelehrten einschleichen.»

Schließlich erwähnt er, daß seine vorliegende Geschichte der Walachei und Moldau nicht nur an Bogenzahl, sondern an innerm Gehalt, an Richtigkeit und Neuheit die Gebhardische weit über- treffe.

Sehr wertvoll ist die Behandlung der Literatur der walachischen und moldauschen Geschichte und Staatskunde auf 137 Seiten.

Im zweiten Teile dieses Bandes, der im Jahre 1804 erschienen (362 Seiten) ist, behandelt Engel die neuere Geschichte der Walachei bis zum Jahre 1802, bis zur Regentschaft Alexander Murusi-s. Dann gibt er noch einige statistische Nachträge und geht auf die Geschichte der Moldau über, die ebenfalls bis zum Jahre 1802 reicht. Obzwar die Behandlung der beiden Fürstentümer auch sehr viel schätzenswertes Material aufweist, ist sie mit dem Bande, der die Geschichte Serbiens und Bosniens enthält, nicht zu vergleichen. Das Verzeichnis aller Schriftsteller über die Moldau und Walachei (Seite 307—316) erleichtert es dem Monographen, in das Gestrüppe der verschiedenen Chroniken einzudringen, jedoch ist die Geschichte der Moldau und Walachei damals noch kaum über die Anfänge hinausgekommen. Als bibliographisches Nachschlagebuch sind alle diese Bände (er-

schiene als 49. Teil, 1.—4. Band der allgemeinen Welthistorie) von großem Werte.

Die in Wien bei Camesina erschienene Geschichte des Freistaats Ragusa (1807, Anton Doll) ist vielleicht unter allen seinen monographischen Studien am besten komponiert und lesbar. Sie ist für die damalige Zeit eine hübsche Arbeit, und kein ernster Forscher wird ihr den Mangel der Kenntnis des Ragusaner Archivs vorwerfen können. Immerhin hatte Engel Sinn für die Bedeutung dieses höchstinteressanten kleinen Freistaates und war in der deutschen Literatur der erste, der in dieser Weise den Stoff bearbeitete²⁵).

Als die Krönung seiner Forscherarbeit galt Engel seine in 5 Bänden bei Camesina in Wien erschienene «Geschichte des Ungarischen Reichs». «Dieses Werk,» — so sagt er in der Vorrede — «bei meiner schwächlichen Gesundheit wohl mein letztes Vermächtnis an das literarische Publikum und an mein Vaterland, — ist das Resultat vieljähriger angestrenzter Forschungen und einer festen Wahrheitsliebe.»

Der erste Band ist bei Cotta in Tübingen im Jahre 1811 erschienen. Da aber Bauer in Wien ohne Engels Vorwissen dieses Werk in der «Bibliothek der vorzüglichsten historischen Werke über die europäischen Staaten» als 39. und 40. Teil nachdruckte, so sagte sich Cotta von dem ferneren Verlage des Werkes los, und Engel gab es dann im Jahre 1813/14 nach weiteren Studien mit Erweiterungen und Verbesserungen in Wien bei Camesina heraus. Das Werk steht ganz auf der Höhe der damaligen wissenschaftlichen Forschungen und umfaßt sämtliches gedrucktes und Engel bekanntes ungedrucktes Material sowohl an Urkunden, wie an Manuskripten. Der heutige

²⁵) Das Interesse für die einstigen Nebenländer des ungarischen Reiches entstand unter der Regierung Josefs II. Es entsprang in erster Linie politischen Motiven. Staatskanzler Fürst Kaunitz stellte sich bei seinen Eroberungsplänen auf dem Balkan auf den historischen Rechtsstandpunkt der alten ungarischen Könige. Er ersuchte 1783 anlässlich der dalmatinischen Frage — in der Venedig das Prinzip des *mare clausum* vertrat — den gelehrten Historiker und Bibliothekar der ungarischen Universitätsbibliothek Georg Pray, eine Entwicklungsgeschichte der Rechte der ungarischen Krone auf die Nebenländer Bosnien, Serbien, Bulgarien, Moldau, Walachei und Bessarabien auszuarbeiten. Pray war mit seinen Untersuchungen im Jahre 1787 zu Ende gekommen (vgl. meinen Beitrag: Georg Pray und die Nebenländer der ungarischen Krone [ungarisch] in der Zeitschrift des ungar-historischen Vereines Századok 1888, pag. 523ff.) Prays Elaborat befindet sich im Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien und wurde von Georg Fejér veröffentlicht.

Engel hatte gleichfalls Kenntnis von dieser Abhandlung, aber den Plan zu seinem Werke verdankte er Schölzers Anregung, der ihn schon in Göttingen auf den Orient verwiesen hatte. Pray hatte nur eilig die in Wiener Archiven und in den verschiedenen Editionen enthaltenen Urkunden zusammengestellt, während Engel weiter ausgriff und methodischer vorgeh.

Forscher wird zwar sehr viel an diesem Werke aussetzen: es ist in vielen Punkten naturgemäß überholt; auch die Auffassung und die scharfe Tonart in gewissen Partien sagen nicht jedermann zu. Die Grundgedanken seiner Auffassung bilden sein extremer Protestantismus, dabei loyalste Hingebung an das österreichische Herrscherhaus und eine fanatische Vaterlandsliebe.

Was aber sein Werk noch heute höchst brauchbar und in gewisser Beziehung als Nachschlagebuch wertvoll erscheinen läßt, ist die Einleitung dieses Werkes über die ungarische Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung.

Diese Einleitung ist eigentlich eine zusammenhängende Skizze über die Entwicklung der Geschichtsschreibung in Ungarn. Der Geschichtsschreiber der ungarischen Historiographie findet da alles, was bis zum Jahre 1812 an Material und Forschungen veröffentlicht wurde, sowie auch Anweisungen über die verschiedenen Fundgruben und Quellen der vaterländischen Geschichte.

«Einem Manne, der sich, obwohl unter Geschäften dreier Aemter, folglich nicht mit jener Musse, wie es Pray, Katona und mehrere andere Domherrn u. s. w. tun konnten, seit 18 Jahren der Ungrischen Geschichte widmete, und in diesem Werke das Resultat seiner Forschungen hiemit dem Publikum übergibt, sey es vergönnt, den Lesern dieses Werkes sowohl, als den kommenden Bearbeitern der Ungrischen Geschichte seine Ansichten über das Studium derselben vorzulegen, und zwar sowohl in Bezug auf Geschichtsforschung als Geschichtsschreibung.»

Dann behandelt Engel die Geschichtsforschung im allgemeinen und konstatiert, wie viel noch zu tun übrig sei hinsichtlich:

1. der Herausgabe noch ungedruckter Quellschriftsteller;
2. gelehrter Vorarbeiten anderer verstorbener Geschichtsforscher;
3. besserer kritischer Herausgabe der ältesten inländischen Chronisten;
4. eingehenderer Benützung der Geschichtsschreiber und Chronisten anderer, zumal der benachbarten Völker.

Seine Auffassung präzisiert er in den Worten: «Der Wert jeder Geschichte beruht vorzüglich auf 2 Hauptfordernissen, auf der Richtigkeit und auf der Vollständigkeit der Tatsachen. Ein Quintel historischer Wahrheit ist mehr wert, als ein Centner von Floskeln, Vermutungen und schön gewebter, aber unrichtiger Darstellung.»

Deshalb ist die Form bei Engel nebensächlich. Er will alles und dies richtig wiedergeben. Bei seiner mit maschineller Geschwindigkeit vollzogenen Arbeit wiederholen sich viele Sätze; die Hauptsache ist ihm, alles, was er weiß, zu veröffentlichen. Er ist und will auch kein Stilkünstler sein. Einfach und hart entquellen die Sätze

seiner Feder; oft aber auch in jenem josefinischen lateinisch-deutschen Kanzleistil, wo man manchmal nachdenken muß, was er überhaupt sagen will. Infolge der schnellen Arbeitsmethode unterliefen ihm auch manchmal Irrtümer bei der Zitierung der Vorakten. Doch der Reichtum seines Wissens wiegt alle diese Fehler auf. Man kann ohne Übertreibung feststellen, daß keiner seiner Vorgänger den Apparat der ungarischen Geschichte so beherrschte wie Engel. Er wußte ganz genau, was seiner Generation abging. Und noch eine Aufgabe zu lösen ist ihm gelungen: die Geschichte jener Reiche und Gebiete des östlichen Europa zu bearbeiten, mit denen Ungarn in engster, öfters oberherrlicher Verbindung stand. «Ich fühlte,» — sagt er in der Einleitung weiter — «lebhaft die Grösse des Ungrischen Reichs, das zumal unter Ludwig dem Ersten über Halitsch und Wladimir, über die Moldau, Walachey, Bulgarey, über Servien, Bosnien, Dalmatien, Ragusa gebot, und ich fand es nötig der Nation das Andenken ihrer ehemaligen Grösse vorzuhalten und die Geschichte dieser wenig bekannten Länder kritisch-literarisch und mit Abschrift handschriftlicher Denkmäler aufzuhellen.» So entstand die Geschichte von Halitsch und Wladimir im 48. Bande der «Allgemeinen Weltgeschichte»; jene von der Bulgarey in des 49. Teils erstem Bande; die von Kroatien, Slavonien, Dalmatien im 2. Bande, Serbien und Bosnien im 3. Bande, der Walachey und Moldau im 4. Bande; schließlich die Geschichte von Ragusa bei Anton Doll 1807²⁶).

Eine seiner Lieblingsideen war eine chronologische Zusammenstellung alles dessen, was über ungarische Angelegenheiten von den Schriftstellern anderer Nationen erzählt wird. Er wollte sie nach Stritters Muster folgendermaßen betiteln: «Memoriae rerum Hungaricarum apud Scriptores exteros».

Von großem Interesse ist, was er von der Absicht des gelehrten Grafen Samuel Teleki, seines Gönners, über diesen Plan in derselben Einleitung mitteilt:

«Seine Excellenz der Herr Graf Samuel Teleki hatten einmal die Idee gefasst, solche ‚Memorias Rerum Hungaricarum apud exteros‘ durch mehrere eigens dazu besoldete Gelehrte chronologisch zusammen zu stellen, so dass man bey jedem Jahre übersehen hätte, was sich über die Ungrischen Begebenheiten desselben in ausländischen Scriptoribus aufgezeichnet findet. Jeder hiezu angestellte Gelehrte hätte sein eigenes Fach, und dabey seinen Abschreiber gehabt, die Redaktion des Ganzen hätte dann Einer im Centrum besorgt. So hätte einer die Byzantiner; der andere die Scriptorum rerum Germanicarum; der dritte Scriptorum rerum Francicarum, (du Fresne etc.); der vierte Anglicarum et Danicarum; der fünfte Itali-

²⁶) Dieser Wunsch ging Ende des vorigen Jahrhunderts durch eine Aktion der ungarischen Akademie der Wissenschaften in Erfüllung.

carum; der sechste Austriacarum; der siebente Polonicarum; der achte Russische Annalen; der neunte die Bibliotheca maxima patrum, die Vitas Pontificum u. s. w. durchgehen, excerpiren und die bezeichneten Stellen mit chronologischer Nachweisung und Beachtung des Zusammenhangs abschreiben lassen müssen. Wahrlich ein schöner und grosser Gedanke, dessen unterbliebene Ausführung sehr bedauerlich ist, und wahrscheinlich der historischen Klasse einer künftigen Ungarischen Gesellschaft der Wissenschaften vorbehalten bleiben wird.»

Schließlich wiederholt Engel nochmals seine Ansichten über die Geschichtsschreibung. Er ist im Banne der altklassischen Geschichtsschreiber; der heutige Forscher wird gewiß bei der nunmehr viel breiter entwickelten Basis der Historie jene von Engel aufgestellten Leitsätze als primitive betrachten. In jener Zeit jedoch, wo alles zensuriert wurde, wo man jeden Gedanken als solchen schon verpönte, gereicht es Engel und seinen Vorgesetzten zur Ehre, daß er diese Ansichten so frei aussprechen konnte und durfte.

«Die historische Wahrheit ist an sich und in sich einig, die An- und Übersichten derselben aber uneinig und verschieden. Ein echter Geschichtsschreiber bleibt also immer auch Geschichtsforscher, vertilgt, wo er kann, Irrtümer und nimmt neue historische Wahrheiten auf. Ein scharfsinniger historischer Räsonneur erweitert den historischen Gesichtskreis nur dann, wenn er von der historischen Wahrheit ausgeht: dreht und verdreht er diese nach seinen Absichten, so bleibt er ein erbärmlicher Geschichtstafirer.»

«Ein Geschichtsschreiber soll und darf keine andere leitende Idee haben, als die, die Wahrheit, wie er sie nach redlicher Bemühung und Umsicht fand, vorzutragen und aus den Tatsachen nicht mehr und nicht weniger zu folgern, als in denselben liegt.»

«Die beste Ordnung des historischen Vortrags mag jene seyn, wornach zuerst gewisse Perioden der Geschichte zum allgemeinen Überblick des Zustandes der Nation im Ganzen festgesetzt, die einzelnen Tatsachen aber chronologisch an einander gereiht werden, weil sich die Verbindung der Ursachen und ihrer Wirkungen in menschlichen Handlungen am besten nach ihrem Aufeinanderfolgen, öfters ohne weitere Erinnerung, von selbst darstellen.»

«Die Ungarische Geschichte war bisher meistens von Geistlichen oder Schullehrern beschrieben. Ohne den Verdiensten dieser würdigen Männer nahe zu treten, darf ich dennoch bemerken: daß sie, in ihre klösterliche oder Studierzimmer-Einsamkeit zurückgezogen, den Gang der Welt und der Geschäfte nicht kannten, und teils aus dieser Unkunde der Politik, teils auch aus Interesse ihres Ordens und ihres Standes, manches verschwiegen, manches anders auffassten und darstellten, als es wirklich war, und manche einiges auch durch ihre Bemerkungen in ein falsches Licht stellten...»

«So manchen meiner Landsleute ist aber historische Wahrheit und echte politische Geschichte ein Gräuel. Die einen wollen alles, was das Verhältnis der verschiedenen Stände untereinander, und die Entstehung und Entwicklung der Feudalverfassung in Ungarn betrifft, mit einem düstern

Schleier überzogen haben. Sie wollen dem Historiker die Geschichte der Hunnen und vormagyarischen Völker, die Genealogie und Verwandtschaft der Völker, die Kriege, Thronveränderungen und rauschenden Begebenheiten wohl zu erzählen gestatten, aber in mehreres soll und darf er sich nach ihnen nicht einlassen. Nach diesen eingeschränkten Köpfen kann und werde ich mich nicht richten. Alle kultivierte europäische Nationen haben bereits ihre politische Geschichte, wie sie seyn soll; ich habe den festen Willen, dazu beyzutragen, dass auch Ungern die seinige erhalte. Wer in meiner Geschichte religiöse oder politische Ketzerey wittern möchte, der beweiße vor Allem, dass das Gesagte nicht historisch wahr sey, oder dass jenes, was bey den Tatsachen gefolgert wird, in denselben nicht liege. Vor einer Verketzerung durch Machtsprüche und ohne Beweis fürchte ich mich durchaus nicht, und brauche sie in unseren Tagen noch weniger als ehemals zu fürchten.»

«Theures Vaterland! dir übergebe ich die Frucht vieljähriger Bemühungen, die Geschichte der Menschheit innerhalb deines Umfanges zu erforschen und darzustellen. Erkenne aus den Begebenheiten der Vorzeit, was dir wohl tut, und was du, um deine Freyheit und Selbständigkeit zu behaupten, von dem guten Neuen, das der Zeitgeist mit sich bringt, benutzen und für dich anwenden, von dem Schlechten verwerfen sollest. Benutze aber alles durch dich und aus dir selbst, durch Vervollkommnung deiner repräsentativen Verfassung und deiner gesellschaftlichen Organisation; der Himmel wende es ab, dass dich auswärtige Macht dazu nötige! Mein letzter Hauch steigt auf mit heißen Wünschen für dein Wohl und deine Erhaltung!»

«Ihr aber, die ihr nach mir Ungrische Geschichte schreiben werdet, auch an Euch sey noch ein Wort gerichtet. Schwer und dornigt ist die Bahn, die ihr betretet; denn wisset es, sehr viele sind, die es für unklug halten, wahr und treu zu schreiben, und für geratener, zu schweigen, oder dieser und jener Partey zu huldigen, um sich zu Ehren und Aemtern empor zu arbeiten. So mancher rüstige Wahrheitsforscher, nachdem er die schönsten Stunden seines Lebens und selbst seine Gesundheit — die allerdings durch das sitzende Leben und durch Kopfanstrengungen leiden muss — aufgeopfert hat, ward zum Danke von Niederträchtigen verfolgt, wohl gar als ein unruhiger Mensch verschrien, und politisch begraben. Das Interesse vieler Menschen geht dahin, Leute, die weiter suchen, und dies unglücklicherweise merken lassen, von der Nähe des Thrones und von der Verwaltung der Geschäfte zu entfernen. Aber fasset Mut, und lasset Euch von dem Heiligen und Ehrwürdigen, das im Berufe eines Geschichtschreibers seines Volkes liegt, durchdringen. Rechnet, wie ich, auf die Achtung der wahrhaft Edelen Eures Volkes, auf den Schutz aufgeklärter und biederer Landesherrn und Staatsmänner, und auf das billige Urtheil der unbestochenen Nachwelt. Wie Ihr mich in Rücksicht der Geschichtsforschung übertreffen könntet und werdet, habe ich Euch zum Teil gezeigt. Wie Ihr mich in Rücksicht der Geschichtsdarstellung übertreffen sollet, wird Euch Euer eignes Gefühl und der Blick auf die Umstände Eurer Zeit lehren. Darum gehet mutig Euere Bahn, und nichts wird mir mehr Freude machen, als noch bei meinen Lebzeiten Einen oder mehrere unter Euch, meine Nachfolger! das Ziel grösserer Vollkommenheit erreichen zu sehen.»

Diese mit Wärme geschriebenen Worte lassen Engels Auffassung, Charakter und die innere Tragik seines Lebens erkennen. Ein Mann, der in seinem kurzen Leben eine Bibliothek zusammenschrieb, der mit tapferem Gefühl, trotz seiner Knechtung als Bürokrat, so zu sprechen wagte, war nicht nur ein Gelehrter, sondern auch ein ganzer Mann.

Haben wir derart Engels wissenschaftliches Glaubensbekenntnis und seine Schreibweise unmittelbar an seinen Werken kennen gelernt, so versetzen uns die folgenden Briefe und Dokumente mitten in seine Gelehrtenstube und mitten in den Kulturkreis deutschen und ungarischen Geisteslebens in der großen Zeit am Beginn des 19. Jahrhunderts. Manches von diesen Dokumenten enthält interessante Streiflichter für die Kenntnis der damaligen Zustände, gewissermaßen Miniaturbildchen der Zeitgeschichte. Nicht nur der Historiograph, auch der Kulturhistoriker wird in diesen Briefen einiges Wertvolle finden; denn besser als aus trockener Darstellung entnehmen wir ihnen die unmittelbar im Leben sich abspielenden Ereignisse und fühlen ihre Wirkungen mit.

Das Wirken Engels und anderer Gelehrter können wir bis in kleine Details verfolgen; wir sehen ihre historischen Arbeiten und Studien im Werden und Entstehen, machen uns unmittelbar mit ihren vielfach entgegengesetzten Anschauungen bekannt.

Bedauerlich ist, daß größtenteils nur Briefe an Engel erhalten geblieben sind, und daß wir seine eigenen Schreiben, die in alle Richtungen zerstreut wurden, größtenteils vermissen müssen.

Die den Briefen folgenden archivalischen Dokumente zeigen Engel als Zensor und vermitteln unmittelbare Einblicke in die Wirksamkeit der Zensurbehörde und ihrer Organe. Man wird diese Schriftstücke nicht ohne wachsendes Interesse lesen; eine Darstellung dürfte kaum so eingehend über den Geist dieser Institution informieren wie diese Archivalien. Die Kontroverse, die Engel mit seinem wissenschaftlichen Gegner Gustermann, der zugleich Zensor seiner Werke war, vor dem Forum der Zensurbehörde ausfocht, offenbart manchen Charakterzug unseres Geschichtschreibers, der sonst nicht derart erkennbar wäre. Mit zäher Festigkeit verteidigt da Engel sein Werk und seine wissenschaftliche Überzeugung gegenüber den Ausstellungen seines Widersachers, ein Zug, der ihn uns trotz der Fehler, die seinem Temperament entspringen, menschlich näher bringt.

Den Schluß bildet ein Gesuch Engels, in dem er angesichts des bevorstehenden Todes den Kaiser und König Franz um die Bewilligung einer Pension für seine Witwe bittet und mit seltener Klarheit, frei von jeder Ruhmredigkeit, aber mit berechtigtem Selbst-

bewußtsein seine Wirksamkeit als Beamter und Gelehrter vorträgt, um hiedurch dies sein letztes Ansuchen entsprechend zu unterstützen.

Man wird dieses Majestätsgesuch nicht ohne innere Bewegung lesen und damit von unserem Geschichtsschreiber mit wahrer Achtung und Ergriffenheit Abschied nehmen.

Mögen also diese Schriftstücke in die Öffentlichkeit hinausgehen als bescheidener Beitrag zu einem Lebensbilde eines deutschen Gelehrten und ungarischen Patrioten und als Mosaiken zur Geschichte des kulturellen Lebens in einer großen Zeit unserer Vergangenheit, deren Ernst in manchem an das Heute erinnert.

Abkürzungen

der in den Notizen häufiger zitierten Werke.

- A.B. — Allgemeine Deutsche Biographie. Herausg. durch die hist. Kommission bei der k. Akademie der Wissenschaften (in München). Leipzig 1875. 8°.
- E. — Ersch, J. S., und Gruber, J. G., Allgemeine Enzyklopädie der Wissenschaften und Künste . . . Leipzig 1818. 4°.
- G. — Gams, Pius-Bonifacius Series episcoporum ecclesiae catholicae . . . Ratisbonae 1873. 4°.
- G.A. — Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen . . . Göttingen 1771. 8°.
Vom Jahre 1802 an: Göttingische gelehrte Anzeigen . . . Göttingen 1802. 8°.
- H. — Hormayr von Hortenburg, Josef Freiherr von, österreichischer Plutarch . . . Wien 1807—1814. 8°. 20 Teile.
- Ha. — Hantzsch, Viktor: Sebastian Münster. Leben, Werk, wissenschaftl. Bedeutung. Leipzig 1898. 8°. (In den: Abhandlungen der philos.-histor. Klasse der k. sächs. Ges. der Wissenschaften. Bd. 18.)
- J. — Juncker, Christian: Anleitung zu der Geographie der mittlern Zeiten . . . Jena 1711. 4°.
- M. — Meusel, Johann G., Das gelehrte Teutschland oder Lexikon der jetzt lebenden teutschen Schriftsteller. 5. Ausg. Lemgo 1796—1834. 8°.
- MK. — Meyers Großes Konversations-Lexikon . . . 6. Aufl. Leipzig und Wien 1902—1908. 8°.
- M.n. — Magyar nemzeti zsebkönyv. Budapest 1888—1905. 8°. I 1 u. II 1. 2 Bde.
- N. — Nagy, Iván: Magyarország családai . . . Pest 1857—1868. 8°. 13 Bde.
- N.B. — Nouvelle Biographie générale . . . publ. par Firmin Didot frères . . . Paris 1855—1866. 8°.
- O. — Ottůo slovník naučný . . . Prag, J. Otto. 1888—1909. 8°.
- P. — Pütter, Johann Stephan, Versuch einer akademischen Gelehrten-Geschichte von der Ceorg-Augustus-Universität zu Göttingen . . . Göttingen 1765—1838. 8°. 4 Bände.
- Pal. — A Pallas nagy lexikona . . . Budapest 1893—1904. 8°.
- Pe. — Petrik Géza: Bibliographia Hungariae 1712—1860. Budapest 1888—1891. 8°. 3 Bände.
- Pol. — Polovcov, Alexander Alexandrovič: Russkij bigrafičeskij slovar. Sct. Peterburg 1896. 8°.
- Sch. — Scherschnik, Leopold Johann: Nachrichten von Schriftstellern und Künstlern aus dem Teschner Fürstenthum . . . Teschen 1810. 8°.
- St. — Staats- und Standes-Calendar. Kays. und kön. wie auch erz. und dero Residentz-Stadt Wienn. Wienn in Oesterr. 1702. 8°.
- Sz. — Szinnyi, József: Magyar írók élete és munkái . . . Budapest 1891. 8°.
- T. — Trausch, Josef: Schriftsteller-Lexikon . . . der Siebenbürger Deutschen. Kronstadt 1868—1902. 8°. 4 Bände.
- W. — Wurzbach von Tannenberg, Constant: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Wien 1856—1891. 8°.
- Z. — Zedler, Johann Heinrich: Großes vollst. Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste. Halle und Leipzig 1732—1754. fol.

III.

I. Briefe an und von Johann Christian von Engel¹⁾.

(Originale in der Handschriftensammlung der Bibliothek des ungarischen Nationalmuseums Nr. 7, 10, 16, 20, 21. Kopien in der Bibliothek des böhmischen Landesmuseums in Prag.)

1.

Hier, mein höchstschätzbarer Herr und Freund ein Schreiben an Born²⁾ den ersten und in jeder Rücksicht merkwürdigsten meiner Freunde in Wien. Er ist der Mittelpunkt, um den sich alles herumdreht, was ich in Wien liebe und schätze und bey dem Sie auch die übrigen, deren Bekanntschaft ich Ihnen zu verschaffen wünschte, kennen lernen werden.

Für das eine sehr wehrte Geschenk, das sie mir mit Ihrer gekrönten Preisschrift³⁾ gemacht haben, sage ich Ihnen meinen herzlichsten Dank. Sie wird mir ein liebes Denkmal Ihrer Gewogenheit seyn, die ich nie aufhören werde, mit der Achtung und Ergebenheit zu erwidern, mit der ich mich ohne Complimente nennen zu dürfen glaube,

Ihren Freund und Diener

Jena, 30. Sept. 1790.

Reinhold⁴⁾.

P.S. Ein ausführlicher Brief an Born geht morgen mit der Reitenden Post ab. Ich finde für rathsam, daß Born sie schon vorher kenne, wenn sie zum erstenmal vor ihm erscheinen. Denn seiner Unpesslichkeiten und des grossen Zusammenflusses von Fremden und Einheimischen wegen ist er etwas schwer für ganz Unbekannte zu sprechen.

Aussen Adresse: An Herrn Christian Engel in Göttingen.

¹⁾ Engel, Johann Christian von, * 17. Okt. 1770 in Leutschau Löcse (Zipser Com.), † 20. März 1814 in Wien. Die ungar. geschriebenen Briefe Engels erschienen in der Zeitschrift der ungar. Akademie «Új Magyar Muzeum» 1854.

²⁾ Born, Ignaz Ritter von, Hofrat, * 26. Dez. 1742 in Kapnik-Bánya (Ungarn) W., † 28. Aug. 1791 in Wien. Sg.

³⁾ Engel, Johann Christian von (nach H. Bd. 9 * zu Karlsburg in Siebenb., nach MK. † 28./7). Seine Preisschriften sind:

1. Commentatio de republica militari seu comparatio Lacedaemoniorum, Cretensium et Cosaccorum. Goettingae, Joan. Christian Dietrich. 1790. 4°. Erhält den philosophischen Preis der k. Ges. der Wissensch. in Göttingen. V.G.A. 1790 S. 1274 u. 1513.

2. Commentatio de expeditionibus Trajani ad Danubium et origine Valachorum; cum epistola C. G. Heyne ad auctorem missa et columnam Trajani illustrante. Vindobonae 1794. 8°, hat das Accessit erhalten. G.A. 1794. S. 1217.

3. Auch die Preisschrift: Vergleichung der Appenzeller Demokratie mit der Republik der Achäer (im Druck nicht erschienen) hat das Accessit erhalten. G.A. (Rep.)

⁴⁾ Reinhold, Karl Leonhard, Professor in Jena, * zu Wien 26. Okt. 1757, † in Kiel 10. April 1823. M. MK. (gibt als Todesjahr 1758, das auch M. ursprünglich angab, später aber berichtigt hatte).

2.

Pressburg, den 22^{ten} S-ber 1792.

Dass Sie mein theurester Freund erst itzt meine Danksagung für die überschickte Geschichte von Halitsch⁵⁾ und Wlodomir erhalten, müssen Sie ja nicht meiner Nachlässigkeit, sondern meiner itzt mehr als jemals überhäuftten Amtsbeschäftigung, die mir alle sonst gewonnene Muße entzieht, zuschreiben. Denn aus unserm Kollegio sind viere invalid so zwar, dass sie nicht einmal ihr Zimmer verlassen können, und zwey sind gestorben und nun müssen sechse das thun, was unter zwölfte sonst ausgetheilt ward. —

Unser ehrlicher alter Lautschek⁶⁾, Prediger in Skalitz, hat mir beykommende Handschrift, welche den grössten Theil — den ich glaube, dass noch mehrere vorhanden sind — der Thurzoschen Handschrift enthält, mit dem Wunsche überschickt, dass solche gedruckt werden möchten, und ich nehme mir die Freyheit, Sie zu ersuchen, solche einem Verleger gegen ganz billige Bedingungen anzutragen; denn Lautschek verlegt kein baares Geld, sondern eine Anzahl Exemplare. —

Mein Thurnschwamb⁷⁾ ist also verloren gegangen. Bey meiner Anwesenheit in Ofen, habe ich den, der ihn von mir zu Leihen bekam zur Rede gestellt, der aber unverschämt genug war zu versichern, dass er ihn lange schon an mich zurückgeschickt habe. Dieser unbiedere Mann hat auch H. Prof. Schwartner⁸⁾, der ebenfalls mit der Ausgabe bef. Mskpts schwanger geht, an mich als den Besitzer einer ächten Kopie gewiesen, der es vielleicht itzt noch nicht glaubt, dass mir dasselbe geraubt worden. Aber da schwemmt der häufige Regen schon einen Schwarm von Parteyen wieder in mein Vorzimmer, worunter einige impertinent genug sind, in mein Zimmer zu tappen. Ich umarme Sie mein Bester und bin

ewig der Ihrige

v. Windisch⁹⁾ m. p.

Aussen Adresse: à Monsieur, Monsieur d'Engel Tittl à Vienne.

⁵⁾ Engel, Geschichte von Halitsch und Wladimir bis 1772... Wien 1792. 2 Teile. 8^o. G.A. 1793 S. 1765.

⁶⁾ Lauček (Lautschek), Martin, Prediger in Skalitz (Ungarn), * 19. Mai 1732 in Turóc-Szt.-Márton, † 9. Febr. 1802. Sz. Centuria diplomatum et epistolarum Thurzonianarum opera et studio Martini Lautschek E.A.C. Szakolcensis Ministri, collecta, notis et observationibus... illustrata. (Die ersten fünfzig Briefe erschienen in: Engels Gesch. des Ungar. Reiches und seiner Nebenländer. II. Teil. Halle, Johann Jacob Gebauer. 1793. 4^o. S. 63 ff.; die anderen haben das Imprimatur nicht erlangt und sind daher im Drucke nicht erschienen. Vgl. Engel, J. Chr.: Geschichte des ungarischen Reiches. Bd. I. Wien 1813. 8^o. S. 26.)

⁷⁾ Thurnschwamb (auch Dürnschwamb), Johann, Nachrichten vom Thurzonischen und Fuggerischen Bergwerksbetrieb in Ungern und nebenbey von andern Hof- und Staatsanecdoten aus den Zeiten Matth. Corvin's und seiner zwey nächsten Nachfolger. (Mitgeteilt von Engel in den Vorakten seiner vierbändigen, in Halle erschienenen Gesch. des Ungar. Reiches und seiner Nebenländer. Vgl. Engels Gesch. d. Ungar. Reiches Bd. 1. Wien 1813. 8^o. S. 16.)

⁸⁾ Schwartner, Martin, Prof. und Bibliothekskustos in Pest, * 1. März 1759 in Kásmark (Zipser Com.), † 15. Aug. 1823 in Pest. W. Sz.

Hochzuehrender Herr!

Gestern erst war ich so glücklich, den zweiten Theil Ihrer Geschichte von Halitsch aus den Händen des Hrn Professors Schedius¹⁰⁾ zu erhalten. So sehr angenehm dieses litterarische Geschenk an sich selbst für mich auch war, eben so schmeichelhaft und erfreulich war auch für mich Ihre hiedurch gegen mich neuerdings geäußerte Freundschaft und gütige Erinnerung — vielleicht auch beschämend, da ich leider nicht im Stande war, Ihnen bei dieser schätzbahren und gemeinnützigen Arbeit den geringsten Dienst zu erweisen. Vielleicht bin ich hierin ins künftige glücklicher — indessen nehmen meinen herzlichen Dank.

Eine Nachricht, die ich Ihnen schon längst schuldig war und die Sie sehr interessieren wird, ist — dass der schätzbahre — ja für Männer Ihrer und vielleicht auch meiner Art unschätzbahre, Cornidesische Nachlass¹¹⁾ von manibus mortuis glücklich gerettet ist. Mein Schwiegervater, der in jeder Rücksicht verehrungswürdige Graf Josef Teleki kam von seiner Frankfurter Reise noch a tempo zurück, um sie retten und sie sowohl für Ungarn (wenigstens auf einige Zeit lang) als für den Protestantismus zu erhalten. Er hat sie wirklich käuflich an sich gebracht, um die von dem ersten Käufer erhandelte Summe, und das zwar sowohl jure praemtionis als auch, weil der B i s c h o f den festgesetzten Termin nicht gehalten hat. Ich weis wohl, dass Sie sich hierüber eben so sehr freuen werden, wie ich selbst; und noch mehr, wenn ich Ihnen sage, dass Sie einen sehr grossen, ja vielleicht den grössten Einfluss auf diese erwünschte Entschliessung meines Schwiegervaters gehabt haben: wie er es selbst sogleich nach seiner Herabkunft von Wien sagte und es auch seitdem oft wiederholt, daß Sie ihm stark aufs Herz geredet haben. Noch dieser Tage sagte er zu mir scherzhaft: «er hätte wirklich zu diesem Kaufe keine Lust gehabt, allein er habe es thun müssen, um sich vor den bösen Zungen Engels und» — hier nannte er mich — «zu retten». Die Samlung ist noch an dem vorigen Ort; jedoch ich habe schon den Auftrag, sie zu übernehmen und sie nach Szirák¹²⁾, dem hiesigen Wohnorte des Grafen, zu bringen. Diess wird zwar schwerlich vor dem Frühjahre geschehen können. Diese meine Bibliothekärstelle wird mir wohl am ehesten das Vergnügen Ihrer persönlichen Bekantschaft verschaffen.

Mein Schwiegervater der Graf geht nächstens etwa zu Ende der künftigen Woche nach Wien, an der Spitze einer protestantischen Deputation, um die Sanctionierung unserer Synodalacten¹³⁾ zu bewirken; und mit ihm vielleicht, vielleicht auch ich. Ich bin nemlich auch mitdeputirt, auf den Fall, wenn mein Onkel B. Gabriel Prónay nicht mitgehen könnte; der aber, da er ganz mit der Litterär Deputation beschäftigt ist, schwer-

⁹⁾ Windisch, Carl Gottlieb von, * zu Preßburg 28. Jan. 1725, † zu Preßburg 30. März 1793.

¹⁰⁾ Schedius, Johann Ludwig, Univers.-Prof. in Pest., * 20. Dez. 1768 in Raab, † 12. Nov. 1847 in Pest. Sz.

¹¹⁾ D. Cornides' Nachlaß, gekauft vom Grafen Josef Teleki.

¹²⁾ Szirák, Wohnort des Grafen Jos. Teleki im Neograder Com.

¹³⁾ Synodalakten der protestantischen (h. C.) Synode vom J. 1791, deren Präsident Graf Josef Teleki war.

lich gehn kann. So sehr mir auch diese Wiener Reise in mancher Rücksicht beschwerlich und unangenehm seyn würde, so wäre sie mir doch von der Seite recht erwünscht, dass ich Ihre längst gewünschte persönliche Bekanntschaft machen, auch die Freundschaft des mir so theuren *Fronius*¹⁴⁾ erneuern könnte. Empfehlen Sie mich ihm indessen, wie auch dem Hrn. *Gottfried v. Keler*¹⁵⁾. Lassen Sie mich auch Ihrer schätzbaren Freundschaft empfohlen seyn; der ich mit aller Achtung verbleibe

Ihr gehorsamer Diener

Alexander Frh. v. Prónay¹⁶⁾.

T. Almas, den 14^{ten} Dez. 792.

praes. 20. Dez.

Au monsieur
monsieur de Engel
chanceliste auprès de la chancellerie
Royale de Transylvanie

à

p. Offen

Vienne

Abzugeben in der k. k. Siebenbürgischen Hofkanzley

4.

Gött. 6. Mart. 93.

Ich bin so verlegen, als man es nur immer seyn kan, dass ich zum Druck Ihrer trefflichen Preisschrift¹⁷⁾ keinen Rath zu schaffen weiss, wenigstens jetzt bis Osternmesse durchaus nicht. Den Sommer über könnten neue Versuche eher etwas hoffen lassen. Da der Gegenstand Ungarn und Siebenbürgen betrifft, so sollte man denken, es müßte dort eher etwas zu bewirken seyn.

Herrn Gatterers Schrift¹⁸⁾ ist noch nicht gedruckt; ich möchte Ihnen auch nicht rathen, daß Sie die Abhandlung lesen, um die Ihrige darnach abzuändern: Ihre Schrift hat Ihren eigenen Werth, da sie eigne Ideen von Ihnen selbst hat, und für die Geschichtsforschung dieses der wichtigste Umstand ist. Sie dürfen sich auch gar nicht schämen, neben jener Schrift aufzutreten; so wenig als neben der Schrift Ihres Rivalen. Ich wollte nur,

¹⁴⁾ Fronius, Michael Traugott, Hofsekretär bei der siebenbürg. Hofkanzlei in Wien, * 23. März 1761 in Kronstadt (Siebenb.), † 16. März 1812 in Wien. Sz.

¹⁵⁾ Keler, Gottfried von, Registrator der Hofkanzlei und Geschichtsforscher, * 1745 in Preßburg, † 9. Okt. 1807 in Wien. Sz.

¹⁶⁾ Prónay, Alexander Freiherr von, * in Acsa (Pester Com.) 7. April 1760, † in Pest 5. Febr. 1839. Sz.

¹⁷⁾ Engel, Johann Christian. Seine Preisschrift: *Commentatio de expeditionibus Trajani ad Danubium et origine Valachorum; cum epistola C. G. Heyne ad auctorem missa et columnam Trajani illustrante*. Vindobonae, Josephus Comesina. 1794. 8^o (ist also nicht in Göttingen gedruckt worden) (rez. in G.A. 1794, S. 1217), hat das Accessit erhalten.

¹⁸⁾ Gatterer, Johann Christoph, Prof. in Göttingen, * 13. Juli 1727 zu Lichtenau in Franken, † 5. April 1799 zu Göttingen. P. u. M.

ich hätte es bewirken können, wie ich es vorhatte, dass beyde Schriften zusammen wären abgedruckt worden. Sollte Gräffen nicht den Druck übernehmen? Der jetzige Chef du nom der Handlung muß ja wohl Gelehrsamkeit schätzen. Ich beharre unausgesetzt

Euer Hochwohlgeboren

geh. D.

Heyne¹⁹⁾.

5.

Göttingen 10. März 93.

Ich beklage es gar sehr, dass ich die Preisschrift²⁰⁾ auf dem vorgeschlagenen Wege an Herrn Gesandten von Mühl²¹⁾ nicht senden kann; man hat es mir von Hannover aus wieder zurückgesandt, da es für das dortige Briefpaquet zu gross ist. Ich muss also warten, ob Sie es auf der Post zurück erhalten wollen, oder ob ich es einem zurückgehenden Ungar mitgeben darf. Ich kan zu dem in dem Packet eingeschlossenen Briefe jetzt nichts beyfügen, als dass ich mit aller Empfehlung beharre

Euer Hochwohlgeboren

gehorsamster Diener

Heyne²²⁾.

6.

Perillustris ac Generose Domine!

Tuae fronti inscribendi, quod mecum per Literas communicare voluisti, ulla ratione offendar, ut potius esse putem omnino, quod hoc nomine gratias tibi agam. Hac enim humanitate tua id praestas, ut cum tuae in patriae Historia cognitionis insigne specimen edis, tunc simul mei quoque in illam amoris et studii aliquod exstet monumentum. Neque vero mihi metuendum esse existimo fore quenquam, qui laudes illas, quibus me nullo merito meo cumulas, meae potius gloriae cupiditati, quam tuae erga me benevolentiae velit adscribere. Quod superest, brevi te Viennae visurus fausta quaeque precor, et persisto interea quoque.

Perillustris ac Generose Domine tuus

Pestini d. 14^a Dec. 1793.

Servus obligatus

Josephus C. Teleki²³⁾ m. p.

Aussen: de Pesth.

A Monsieur Monsieur Charles Engel Chanceliste a la Chancellerie
Aulique de Transsilvanie a Vienne.

¹⁹⁾ Heyne, Christian Gottlob, Professor in Göttingen und Sekretär der G. g. G., * 26. Sept. 1729 in Chemnitz, † 14. Juli 1812 in Göttingen.

²⁰⁾ Es handelt sich wahrscheinlich um die Zusendung seiner Preisschrift: *Commentatio de expeditionibus Trajani* usw. V. Nr. 1 und 4.

²¹⁾ Mühl, . . . Freiherr von, Hannoveranischer Gesandter in Wien. St.

²²⁾ Heyne s. oben Nr. 4 N. 19.

²³⁾ Teleki (Telekey), Josef Graf, Geh. Rat und Kronhüter, * 21. Dez. 1738 in Huszt (Com. Marmaros), † 1. Sept. 1796 in Pest. Sz.

7.

Reverendissime, clarissime, et doctissime vir, domine mihi colendissime!²⁴⁾

Cum ab eruditissimo meo amico literario D. Fortunato Durich, nunc plane in bib. Caes. reg. constitutus, intellexissem, eras unum e Bohemis eruditis D. Dlabatsch²⁵⁾ Pragam profecturum esse, arripui calamum, ut ignotus licet, quas iam inde a longo tempore praemeditata, literas ad te darem. Scilicet et a D. Durich et a D. pastore Czinkotaiensi Ribai²⁶⁾ et ab Excell^{mo} D. comite Franc. Széchényi cum gaudio audivi: Te inter alios in itinere Tuo Petropolitano collectos — —

(Nur Kopie eines Bruchstückes.)

8.

Wohledelgeborner! Werthgeschätzter Herr v. Engel!

Ich weiss nicht, ob ich Ihnen in irgend einem Briefe an H. v. Vitéz²⁷⁾ auf Ihr mir zugeschicktes Zettelchen etwas geantwortet habe; in diesem Zweifel will ich es jetzt thun. — Ich habe wegen der Cornidesischen genannten Manuscripten mit meinem Vetter Ladislaus zu Pest gesprochen. Er ist sehr geneigt Ihnen zu willfahren, nur glaube ich, wird es nöthig seyn, wenn Sie ihm selbst deswegen schreiben, denn er scheint bloss darauf zu warten und erfüllt dann Ihr Begehren desto lieber, da er in Ansehung der vaterländischen Litteratur auch sonst sehr eifrig ist. —

Verzeihen Sie, dass ich Sie jetzt auch mit einer Bitte belästige. — Sie werden sich an mein geringes Werkchen de²⁸⁾ Administratione publica committatum wohl erinnern. In Ofen hat dasselbe in dem Consilio litterali circuliert und ist, wie ich durch Hr. Consiliar v. Darvas²⁹⁾ für gewiss informiert bin, nach erhaltener gänzlicher Approbation, zur Hofkanzley hinaufgeschickt worden, von wo ich es jetzt via censurae wieder zurückbekommen sollte. Daher bitte ich Sie freundschaftlichst die Güte zu haben, dieses Mspt. aus dem Arreste einmal zu befreyn, herauszufodern und zu sich zu nehmen, dann aber Hrn. v. Vitéz zuzustellen. Sie werden mich hiedurch sehr verbinden.

Wenn Sie mich mit Ihrer werthen Zuschrift zu beehren die Güte haben wollen, so belieben Sie selbe nach M. Vásárhely zu dirigieren. — Wenn

²⁴⁾ Engel an Dobrovský. Dobrovský (Dobrowsky), Josef, berühmter Slavist, * 17. Aug. 1753 in Gyarmat bei Raab in Ungarn, † 6. Jan. 1829 in Brünn. O.

²⁵⁾ Dlabáč (Dlabatsch), Jan Bohumir (Gottfried), * 17. Juli 1758 in Cerhenitz (Böhmen), † 4. Febr. 1820 in Prag. O.

²⁶⁾ Ribay (Ribai), Georg, Pastor in Czinkota (Ungarn), * 27. März 1754 in Kochanótz (Trentschiner Com.), † 31. Dez. 1812 in Torzsa (Bács-Bodrog. Com.). Sz.

²⁷⁾ Vitéz, Josef von, k. ungar. Hofagent. St. Teleki, Ladislaus Graf, Septemvir, * 2. Sept. 1764 in Szirák, † 24. März 1821 in Pest. Sz. N. Bd. 11 S. 89—90.

²⁸⁾ Teleki, Dominik Graf, * 5. Sept. 1773 in Sáromerke (Com. Torda), † 16. Sept. 1798 in Marosvásárhely. Sz. Besagtes Werk: «De administratione publica comitatum» ist im Drucke nicht erschienen.

²⁹⁾ Darvas, Franz, k. ung. Hof-Statthalterei-Rat in Pest, * 1. März 1740, † 3. April 1810 in Ofen. Sz.

Sie Hr. Ribinyi³⁰⁾ und Sok³¹⁾ sehen, so bitte ich an sie mein Compliment. Hr. Sok war in Presburg während dem Landtag und hat mich dennoch gar nicht besucht.

Übrigens bin ich mit aller Achtung

Ihr

ergebener

Clausenb. den 25 Februar.

Dominik Teleki.

9.

Göttingen 22. Xbr. 1797.

Mit Ihren vielen bisherigen Geschenken, deren richtigen Empfang durch Hrn. Gebauer³²⁾ ich Ihnen, mein edler Freund, dankbar bescheinige, haben Sie mir eine ware Freude gemacht³³⁾. Sie wissen ja, dass Geschichtsforscherei namentlich über Nordische Gedichte, immer noch meine alte Amour ist.

Damit wäre nun die Hauptsache meiner schuldigen Antwort abgetan: aber Sie behren mich mit der Forderung, ich soll Sie (unter 4 Augen, weil ich es bekanntlich nicht mer öffentlich tue) — recensiren! Hier, auf den nächsten 2 engen Seiten, haben Sie Ihren Willen! Böse werden Sie mir gewiß deswegen nicht, selbst in dem Falle „daß Sie sich von meinen Ideen noch zur Zeit so wenig überzeugen können, als ich mich von den Ihrigen.

Nur noch einiges raptim in specie auf Ihren Brief.

1. Vor 35 Jahren war ich ein starker Etymologisirer; jetzt bin ich ein geschwornen Feind davon, so oft man aus dem blossen Klingklang facta erschaffen will. Wie unendlich viel haben Rudbeck³⁴⁾ u. Ihr Otrokocsi³⁵⁾ sich u. der Wissenschaft dadurch geschadet! Beregszászi³⁶⁾, der auf eben dem Wege ist, bedaur ich nicht; der macht sich nur ridicul. Aber Sie, mein schon so berühmter Freund, stehen in Gefahr, einen Teil Ihres wol-erworbenen Renoméé wieder zu verlieren u. die Aufmerksamkeit unserer Zeitgenossen auf Ihre reell wichtige Recherches zu schwächen.

³⁰⁾ Ribiny (Ribinyi), Johann Georg, k. Hofsekretär in Wien, * 1760 in Preßburg, † 16. Jan. 1820 in Wien. Sz.

³¹⁾ Sok, Johann, k. ung. Hofagent. Sz.

³²⁾ Gebauer, Johann Justinus; Gebauer, Johann Jakob, Buchhändler in Halle.

³³⁾ Engel, J. Chr.: Geschichte des Ungarischen Reiches und seiner Nebenländer. Teil I: Geschichte des alten Pannoniens und der Bulgarey, nebst einer allgem. Einleitung in die ungrische und illyrische Geschichte. Halle 1797. 4^o. G.A. 1797 S. 1601.

³⁴⁾ Rudbeck, Olof, Polyhistor, * 13. Sept. 1630 zu Westeräs in Westermanland, † 12. Dez. 1702 in Upsala. M.K.

³⁵⁾ Otrokocsi, Franz Foris, * Oktober 1648 in Rimaszécs (oder Otrokócs) im Gömörer Com., † 1. Okt. 1718 in Tyrnau. Origines Hungaricae . . . Franekeræ 1693. 8^o. Sz.

³⁶⁾ Beregszászi, Paul, Orientalist, * um 1750 in Nagy-Muzsaly (Com. Bereg), † 18. Mai 1828 in Beregszász-Végaradó (Com. Bereg). Zum korresp. Mitgliede der k. Ges. der Wiss. gewählt im J. 1801. Sz. C. Bd. 15.

II. Von dem monstro horrendo . . . des Thunmannischen³⁷⁾ Usischen Systems s. unten. Überhaupt bin ich ebenfalls ein geschwornener Feind des Zusammenknüpfens der Völker: vom Scheiden halt ich mer (verstehts sich, alles nach Masgabe von Datis). Vor 30 Jahren sagte alle Welt, Basken, Ximerer (?) u. Galen hätten eine Sprache (die Celtische) wären Ein Volk: Ich denke doch wol, ich habe was gutes getan, da ich das Gegen- teildemonstrirte.

Und was gewinnen wir dann durch alles das Zusammenknüpfen? Die Völker haben ja doch nie ein unum ausgemacht, nie de concert agirt, wie wohl ganz verschiedne Nationen getan haben.

III. Sie klagen, ich risse nieder und baue nicht auf. Antw. einen Irrtum niederdemonstriren, heisst auch bauen, ist oft mer werth, als neue Wahrheit leren.

Wenn ich sage, A u. B sind verschiedne Völker, oder welches einerlei ist, ich habe gar keinen erträglichen Grund zu glauben, dass sie Eins sind, bin ich schuldig zu sagen, was für Völker sie sind? Kenn ich A, dass sie Türken sind u. ich weiss, B sind nicht mit A eins, so ist mein Resultat blos negativ «B sind keine Türken». Nu, was dann? — ei, das weiss ich nicht, wer kan alles wissen? Mein Friseur sagt mir: Buonaparte sei gestern morgen in Paris guillotinirt worden. Möglich wärs, aber ich sage, es ist nicht war, denn ich habe keinen Glaubensgrund dafür. Nu, wie giengs ihm gestern dann sonst? — Das weiss ich nicht, wenigstens jetzt noch nicht. Eine Unwarheit nicht glauben, ist so viel werth, als eine Wahrheit wissen.

IV. Unsterblich machten Sie sich als ungrischer Geschichtsforscher, wenn Sie, völlig, völlig so, wie Müllers *Bellum Cimbricum*³⁸⁾, *Origines Magyaricas*³⁹⁾ schrieben: nur Stellen, ipsissima verba, ordine chronologico hinstellt. So sammle ich nun an den Origg. τρωϊς (?) (der pontischen Russen vor dem Rurik, lange zusammengeknüpft mit den Kiewer Russen, von denen sie, zum Heil der historischen Wahrheit geschieden werden müssen, wie Avaren von den Hunnen, wie Germanier in Deutschland von Caramaniern in Persien, des gleichen Klingklangs ungeachtet.

Ich bin herzlich müde vom Schreiben, Sie werden es vom Lesen werden. Mit Stolz u. Freude bemerkte ich von jeher, dass wir beide in der ganzen historischen Denkart so ser harmonierten: mit der Zeit vereinen wir uns auch wol in den jetzigen Differenzen.

Melden Sie mir bald das endliche Schicksal meiner Siebenbürger u.

leben Sie herzlich wol

Tuus Schl(özer)⁴⁰⁾.

³⁷⁾ Thunmann, Johann Erich, Prof. in Halle, * 23. Aug. 1746 in Thoresund, † 17. Dez. 1778. M. Unters. üb. die alte Gesch. einiger nord. Völker . . . Berlin 1772. 8°. Unters. üb. die Gesch. der östl. europ. Völker. Leipzig 1774. 8°.

³⁸⁾ Müller, Johannes von: *Bellum Cimbricum*. Turici 1772. 8°. * 3. Jan. 1752 in Schaffhausen, † 29. Mai 1809 in Kassel. M.K.

³⁹⁾ Engel, Johann Christian von: *De origine gentis hungaricae dissertatio* erschien in dem Werke: *Cornides, Daniel, Commentatio de religione veterum Hungarorum*. Edidit suamque de origine gentis hungaricae dissertationem adjecit Christ. Engel. Viennae 1791. 8°.

Bei einzelnen Ausdrücken dürfen Sie mich nicht packen, ich schrieb ja nicht für die Presse.

Varia, wie's mir einfällt. Verbrennen Sie sich nicht mer. 1. mit Nestor: es gibt keinen! 1. Scherer⁴¹⁾ hat höchst unzuverlässig übersetzt. 2. den russischen Abdruck vom sogenannten Nestor oder dem Codice Radzivil, welcher Abdruck aber auf allen Seiten verändert, interpolirt, castrirt ist, und 3. der ächte Cod. Radzivil ist kein schlechter Cod., aber nichts weniger, als der ächte Nestor u. hat so grobe Schreibfehler, wie jeder Andere. Wenn also in der A. L. Zeit. einer sagt: «Nestor, den wir vor u n s haben, sagt das Gegenteil» so muss ich lachen! Der Mann spricht von Nestor aus der 4.ten Hand, der durch 3 ignorante, zum Teil vorsetzliche Verhunzer gegangen ist; lässt das den Nestor sagen, was nicht er, nicht einmal der Cod. Radz., nicht einmal Barkov⁴²⁾ (Editor falsarius jenes Codicis) sagt, sondern blos Scherer.

II. Mit den russischen Annalen: Möchten Sie meinen⁴³⁾ Askold und Dir lesen (das Beste, meiner eignen Meinung nach, was ich bisher hierinn geschrieben, die *petitesse des Sujets* abgerechnet)? Nikon ist beileibe keine Annale, in der alten Bedeutung, es ist ein neues Sammelsurium aus altem u. neuem, warem u. dummem.

III. mit den polnischen Annalen. Alles, was Sie in Ihrem Halicz⁴⁴⁾ anführen, ist 1. aus dem Dlugosz⁴⁵⁾, den haben alle nachherige Polen abgeschrieben, und 2. Alles, was Dlug. von russischen Sachen Saeculi IX.—XII. hat, hat er aus den Russen (Polen haben keine gescheute Zeile so alt) Aber er ist kein Abschreiber, sondern 3. NB. ein Dramatiker wie Meisner⁴⁶⁾! d. i. aus 6 Zeilen Nestors macht er 6 Blätter, malt aus, erweitert ex ingenio, d. i. er dichtet und lügt. Das kan ich ad oculum beweisen. Verdiente nun der historische Dichter, von Ihnen bei wichtigen *factis* citirt, gar bestritten zu werden?

IV. mit Thunmann. Einen unzuverlässigeren, leichtsinnigeren Raisonneur kenn ich im ganzen Saeculo nicht (Laut werd ich es nie sagen, ein Bube würde von *mortuo leoni insultare* lästern) Bedenken Sie doch: 1. er

⁴⁰⁾ Schlözer, August Ludwig von, * 5. Juli 1735, † 9. Sept. 1809 zu Göttingen. P. Er gab u. a. heraus: Nestor, Ruskaja lëtopis (Nestor, Russische Annalen, nach Nikons Abschrift). St. Petersburg. Akademie 1767—1768. 4°. 2 Vols. — Nestor, Russische Annalen in ihrer Slavonischen Grund-Sprache verglichen, übersetzt und erklärt von August Ludwig Schlözer. Göttingen, H. Dietrich. 1802—1809. 8°. 5 Theile.

⁴¹⁾ Scherer, Johann Benedikt: Nestor und der Fortsetzer desselben, älteste Jahrbücher der Russischen Geschichte vom Jahre 858 bis 1203. Nach der zu St. Petersburg . . . gedr. Ausg. übersetzt . . . von — . Leipzig 1774. 4°.

⁴²⁾ Barkov, Ivan (Stepanovič), * 1732, † 1768. Sein Nestor erschien im J. 1767. Pol.

⁴³⁾ Schlözer, August Ludwig von, Oskold und Dir, eine Russische Geschichte. Kritisch beschrieben . . . Erste Probe Russ. Annalen . . . Göttingen und Gotha, J. Chr. Dieterich. 1773. 8°.

⁴⁴⁾ Engel, Geschichte der Ukraine und der ukrainischen Cosaken, wie auch der Königreiche Halits und Wladimir. Halle, Johann Jakob Gebauer. 1796. 4°. Rez. in G.A. 1796, S. 1444.

⁴⁵⁾ Dlugosz, Johann, Historiker und Politiker, * 1415 in Brzeznitz, † 19. Mai 1480 in Krakau. O. M.K.

⁴⁶⁾ Meisner, August Gottlieb, * 3. Nov. 1753 in Bautzen, † 18. Febr. 1807 in Fulda. M.K.

citirt ser selten. Atqui in dem wüsten Felde, nordische alte Geschichte genannt, wo man noch keinen festen Tritt, wie in der südlichen hat, sollte ein litterarischer Fluch auf alle die gelegt werden, die nicht jedes factum mit einem Beleg versehen u. zwar nicht blos citiren, sondern à la Mascou⁴⁷⁾ o. Katona⁴⁸⁾ ipsissima verba, die ganze Stelle, hinsetzen. Aber 2. das tat Thunmann noch weniger (o, hätten Sie es doch bei Ihren Bulgaren getan!) Noch mer, 3. wo er noch citirt — schlagen Sie nach! — unter 6 werden 2 citata seyn, die gerade nichts beweisen (wo er schon zum voraus seine Grille untergeschoben hat) u. 16, das just das Gegenteil seines Satzes enthält. A beau mentir, qui vient de loin, d. i. der Bücher citirt, die wenige Leute, am wenigsten flinke Recensenten, lasen.

V. mit dem Notar Belae⁴⁹⁾. Entsagen Sie lieber jetzt schon dem Eulenspiegel, nach 10 Jaren — meine litterarische Ehre setz ich zum Pfand — tun Sie es ohnehin, wenn Sie indessen die ganze Suite südlicher Chroniken samt dem Turpin⁵⁰⁾ studirt u. dann zu Kadlubek⁵¹⁾, den isländischen (neueren) Sagen, u. zu Ihrem Ungeheuer zurückkommen. Nennen Sie mir eine deutsche, englische, französische etc. Chronik, die durchaus so horn-dummes Zeug enthielte u. aus der doch ein rechtlicher Historiker im Süden facta, wie Körner aus dem s. v. Mist herauszuscharren unternäme? Nicht der Pöbel, sondern die heil. Justiz (S. 351) greift auch den 12ten, der in Gesellschaft von 11 Spitzbuben ist; u. jener hat einen schweren Beweis seiner Ehrlichkeit zu führen, wenn er loskommen will.

VI. mit der Welt hinter dem Don: sie ist erstaunlich gross! Dies ist vielleicht die wichtigste Idee in meinen Neben-Stunden⁵²⁾! Aber selbst beim Recensenten derselben in der hiesigen Gel. Zeit. (Tychsen) hat sie keine Sensation gemacht. Was wollen wir uns denn in der groszen Welt immer nur ein Volk, warum nicht 12, denken? Deren haben wir ja so viele auf viel kleineren Räumen anderswo. Den alten Weltignoranten im medio aevo war die Albernheit zu verzeihen! aber wir, wir haben d'Anvillische⁵³⁾ Kharten: also den Zirkel her, den einen Schenkel am Don, den andern am Baikal eingesetzt; dann nordwärts vom Don zur Themse etc. gemessen.

⁴⁷⁾ Mascov, Johann Jacob, Staatsrechtslehrer und Historiker, * 26. Nov. 1689 in Danzig, † 21. Mai 1761. MK. — A.B.

⁴⁸⁾ Katona, Stephan, Abt-Domherr, ungar. Historiker, * 13. Dez. 1732 in Bolyk (Neograder Com.), † 17. Aug. 1811 in Kalocsa. Sz.

⁴⁹⁾ Anonymus Belae regis notarius, Ungarischer Chronist aus dem XIII. Jahrhundert. Unter den vielen Ausgaben ist die von Ladislaus Fejérpataky besorgte die letzte und beste. V. A magyar konfoglalás kütfői . . . Kiadja a M. Tud. Akadémia. Budapest 1900. 4°. S. 377 ff.

⁵⁰⁾ Turpin, Johannes, Erzbischof von Rheims, † um 800. — Die unter seinem Namen vorhandene lat. Chronik ist eine um 1150 verf. Fälschung. MK.

⁵¹⁾ Katlubek, Vinzenz, Bischof von Krakau, poln. Chronist, * um 1160, † 8. März 1223. O.

⁵²⁾ Tychsen, Olaf Gerhard, Orientalist, * 14. Dez. 1734 in Tondern, † 30. Dez. 1815 in Rostock. MK., rez. das Werk Schlözers: Kritisch-historische Nebenstunden. Origines Osmanicae . . . Göttingen 1797. 8°.

⁵³⁾ Anville, Jean Baptiste Bourguignon d', Historiker und Kartograph, * 11. Juli 1697 in Paris, † 28. Jan. 1782 in Paris. M.K. u. N.B.

Bulgaren.

1. S. 251. Z. 4 v. unten «Nestor sagt» Nein! in der Niconischen gar jungen Fabrication steht es. Nestor u. Nicon sind verschieden, wie Luitprand⁵⁴) u. Caspar Sagittarius⁵⁵). 2. da steht: «es kamen Scythen d. i. vor den Chazaren, die sogenannten Bulgaren! Ein warer Nonsense, etwa wie die alte Definition der Normänner» «piratae Danorum ex insula Scarzia, quae Northvega dicitur, egressi»; oder wie die Definition der Turkmänner S. 371. Nestor selbst war in solchen Dingen noch ignoranter, als seine Byzantiner u. was trieben die für Torheit mit dem Skythen-Namen (vid. Bayer⁵⁶)), wie warfen sie Völker durcheinander, bloß weil sie aus einem Loche dahinten herauskamen! 3. S. 252. Z. 7. «auch Volochi schlechtweg genannt». Nichts weniger. Nestors волохи*) u. болгаре*) sind sehr verschieden; jene sind Ihre Walachen! Dist. волохские**) von волга. 4. Beweise, dass Bulgaren Tataren (novum nomen, erst gehört, ni fallor, seit saec. XIII.) ad 21 «Nestor sagt (nego), sie kämen vom Lande Chazar her» Richtig! nur das Land, d. i. die Weltgegend da, ist etwa so gross, wie Europa; u. in einem kleinem Raume des Landes Europa wonten einst Basken, Kymrer u. Galen, 3 Völker so verschieden unter sich, wie Finnen, Corsen u. Hebräer; ad 2) fast alle barbarische Fürsten hiessen damals Chakan (ser verschieden von Chan); ad 3) novum argumentum aus dem Klingklang! aber probetur selbst der Klingklang! Wer den zu merken meint, α) muss türkisch können, muss β) diese Namen ungezwungen (nicht à la Beregszászi) aus'm türkischen erklären können. ad 4) «orientalisch» aber nicht just tatarisch. Überdies — in Japan u. Mexiko finden sich ähnliche Sitten. ad 5) Nicht einen Beweis zum vorgelegten Satz find ich in der ganzen folg. Abhandlung.

5. S. 254. Z. 9. v. u. бѣзѣрмена ist unstreitig bloß aus Muselman corumpirt. Was heisst dann ungr. Böszörmény?

6. ibid. Not. x a) nicht ich spreche hier, Text u. alle Noten gehören Strittern⁵⁷): aber was der hier sagt, hat er nachher in seinen Memor. weit besser gesagt. b) Auch Stritter sagt hier keine Sylbe von der Identität...

7. ibid. not. γ Saracenis' ist doch wohl arabisch? a) arabisch u. tatarisch sollen dialecte seyn?

Avaren S. 256. Auch die sind Tataren? Mit den Beweisen will ich Hindus u. Grönländer zusammenbringen.

⁵⁴) Luitprand, Bischof von Cremona, Chronist, * um 922. M.K. Vgl. Dahlmann-Waitz: Quellenk. d. deutschen Gesch. 7. Aufl. Leipzig 1907. S. 261, Nr. 3521.

⁵⁵) Sagittarius, Caspar, Historiker, * 23. Sept. 1643 zu Lüneburg, † 9. März 1694. Z.

⁵⁶) Bayer, Theophil Siegfried, Orientalist, * 6. Jan. 1694 in Königsberg, † 10. Febr. 1738 in St. Petersburg. Pol.

⁵⁷) Stritter, Johann Gotthilf, * 1740 zu Idstein in Nassau, † 2. März 1801 in Russland. Memoriae populorum, olim ad Danubium, Pontum Euxinum, Paludem Maeotidem . . . incolentium, e scriptoribus hist. Byzant. erutae et digestae. Petropoli 1771—1779. 4^o. 4 Tom.

* volochi und bolgare.

** volozskie von volga.

ibid. not. z. a) Gerber⁵⁸⁾ sagt das, nicht Müller⁵⁹⁾. b) Er sagt nur, auf dem Caucas wone noch ein Volk dieses Namens; nicht, die alten Avaren hätten da gegessen. Gotha klingt wie Goth: wer das sagt, sagt nicht, die Gothen hätten es erbaut. c) Samml. R. G. V. S. 83. ist ein Druckfehler.

Varia.

1. Seitdem die Verf. der Engl. Welthist. ein Reich der Celten geträumt haben, ist nichts abenteuerlicher in die kritisch-historische Welt gekommen, als Thunmanns Usen. Was man von diesen Leuten weiss, hat Stritter auf wenig Blättern u. doch complet gesammelt. Wahrscheinlich war das Gesindel bloß eine Branche von Petschenegen u. Komanen. Nun kommt Thunmann u. knüpft sie mit Jazen, Gozen, Oguziren—Türken in einer ganz andern südlichen Weltgegend zusammen. Was haben diese beide irgend miteinander gemein? Namensähnlichkeit? Unser Dorf Wehnde ist von Wenden erbaut. cf. Cimmerii u. Cimbri, ein Volk!

2. Mit (litterarischem) horreur las ich S. 345. Petscheneger von пещер*) den Namen Uz in chozar, gar auch Uz in Polovz (Feldusen) Das ist mer als Otrococsisch! cf Lengnichs⁶⁰⁾ Derivation Polacy von den Laziern.

3. Handgreiflichen Unsinn erzählen manchmal mitten unter Warheit auch gute südliche Chronisten; aber des Unsinn erwänt niemand mer, z. Ex. der Gräfin, die mit 365 Junckern niederkam. Aber—S. 382, 600 000 Mann Usen fallen über die Donau! — Svatoslavs Schedel zum Pokal gemacht, kommt wol 5 mal auch in andern Historien vor: u. gar die Aufschrift darauf: konnte der Petscheneger Hottentotte schreiben, Inscriptionen machen etc. etc.

4. S. 352. Zweifelnd Sie dann, dass Bisseni was anders als der Name Patzinak verhunzt, sei?

5. S. 371. Wie kommt Seldschuk so weitleuftig hieher?

6. Warum statt der Kupfer bei diesem Teil nicht eine Chartre von Bulgarien im Mittelalter?

7. Von den Bulgaren kommt ser viel in den Annal. Franc. u. Ital. vor: ich finde nicht, dass Sie Strittern hierinn supplirt u. dadurch die bulgarische Geschichte erschöpft hätten. Auch 2 andre mächtige Stücke Arbeit wünschte ich von Ihnen getan zu seyn: Vergleichung der russischen u. byzantinischen Nachrichten, I. von der Bekerung der Bulgaren (conf. Dobner⁶¹⁾ u. Hajek⁶²⁾) u. II von ihren Händeln mit Swatoslav u. dem damaligen byzant. Kaiser.

Hrn. von Engel

Verfasser der Geschichte von Halicz
etc. etc.

Wien.

Durch gefällige Besorgung
der Gebauerschen Buchhandlung.

⁵⁸⁾ Gerber, Ernst Ludwig, Musikhistoriker, * 29. Sept. 1746 in Sondershausen, † 30. Juni 1819 in Sondershausen. A.B.

⁵⁹⁾ Müller, Johannes von, s. oben N. 38.

⁶⁰⁾ Lengnich, Gottfried: Historia Polona a Lecho ad Augusti II. mortem. Lipsiae 1740. 8°. S. 350 ff. Über Lazi, Lassen (eine halbfreie Bevölkerung bei den Niederdeutschen und Sachsen) vgl. MK. und Z.

* pec.

10.

Wien den 30. Jan. 1798.

Hochehrwürdiger, hochgelehrter Herr
hochzuehrender Freund!*)

Aus einem mir heute vom H. v. Zlobitzki⁶³⁾ mitgetheilten Briefe vom Schlusse des v. M. ersehe ich mit Vergnügen, dass Sie nach mancherley Reisen u. Seitentouren endlich wohlbehalten zu Prag angekommen sind. Da ich den Umfang Ihrer Kenntnisse u. Ihrer Plane zur Cultivirung besonders slawischer Literatur kenne, so besorge ich nicht ohne Grund: dass Sie bey der Menge anderweitiger Gedanken auf mich u. meine Wenigkeit vergessen würden, wenn ich nicht diese Gelegenheit benützte, mich Ihrer Erinnerung zu empfehlen. Bey der Ausarbeitung der Gesch. von Dalm. Croat. u. Slaw., woran schon zu Halle gedruckt wird, hatte ich mehrmal Veranlassung, Sie u. Ihr Promptuarium von Belesenheit zu mir nach Wien zu wünschen. Zwar bin ich, unter uns gesagt, den Pragern nicht ganz gut. Während mich die Götting. Soc. der Wissenschaften aus eigener Bewegung zu Ihrem Correspondenten aufnimmt, antwortet mir H. Abbé Strnad⁶⁴⁾ nicht einmahl auf meinen Brief, bestätigt nicht einmahl den Empfang des übersandten Buchs. Ich bin kein Freund von Anmassungen: aber wenigstens letztere Höflichkeit hätte ich erwartet: ohne diese Erwartung hätte mich weder Ihre noch H. von Zlobitzki Überredung dazu vermocht, etwas an die löbl. Societät zu senden. Doch wie es immer mit der Sache seyn mag — Sie selbst würden nie aufhören zu verehren u. zu schätzen.

Ihr ganz ergebster

* Engel an Dobrovsky.

N. S. H. Hofrath Schlözer hat mir eine gelehrte Recension meiner Geschichte von Pannonien u. der Bulgarey gesandt. Er ist mit mir fast durchaus nicht einverstanden, sondern tadelt meine Anhänglichkeit an Thunmann; einen unzuverlässigern, leichtsinnigern *raisonneur* kenne er im ganzen Saeculo nicht. Mit den 5 Beweisen für das tatarische Abkommen der Avaren wolle er Hindus u. Grönländer zusammenbringen etc. Kurz Schl. verfährt als critischer Rigorist. Ich würde sehr gern mit Ihnen über den Punkt einmahl conferiren, besonders wenn Sie vorher die histor. Nebenstunden des H. Schl. gelesen hätten. Vielleicht schicke ich Ihnen bey guter Gelegenheit den ganzen Brief, der Sie auch als Völkergenealogisten interessiren muss: u. vielleicht erhalte ich dann auch Ihr literarisches Gutachten über das Ganze.

⁶¹⁾ Dobner, Job Felix (n. mon. Gelasius), böhm. Historiker, * 30. Mai 1719, † 24. Mai 1790. O.

⁶²⁾ Hájek z Libočan, Václav (Wenzel), böhm. Chronist. Kurz vor 1524 zum Priester geweiht. † 9. März 1553 in Prag. O.

⁶³⁾ Zlobický (Zlobitzki), Josef Valentin, böhm. Schriftsteller, * 14. Febr. 1741 in Velehrad, † 24. März 1810 in Wien. O.

⁶⁴⁾ Strnad, Antonin, Mathematiker u. Astronom, Sekretär d. böhm. Ges. d. Wiss., * 10. Aug. 1749 in Náchod (Böhmen), † 23. Sept. 1799 in Sázená bei Welwarn (Böhmen). O.

11.

praes. den 21. Febr. 798.

Wohlgebohrner, hochgeehrtester Herr!

Das lange erwartete Portrait meines seligen Bruders Daniel Cornides⁶⁵) so unvollkommen als es ist, habe verwichenen Sonnabend nemlich am 17^{ten} dieses, den Herrn Baron v. Vaji⁶⁶) Eydam der Frau Generalin Gräfin v. Wartensleben, so an nemlichen Tage von hier nach Wien abgereiset in einem Couvert unter Ihrer Adresse verpetschirter eingehändiget, mit der Bitte solche Ew. Wohlgebohren gleich bey seiner Ankunft zu übergeben. Sollte die Abgabe bey Empfang gegenwärtigen Schreibens nicht erfolgt seyn, so bitte von H. Baron v. Way solche nur als einen Brief an Ew. Wohlgebohren von Herrn Baron Alexander v. Pronay⁶⁷) (denn unter diesen Titel ist ihm das Portrait zugestellet worden) abzufordern und mich wenn es nicht zu lästig fällt von dem richtigen Empfang anhero nach Pest durch die Post zu benachrichtigen. Womit mich dero geneigten Wohlwollen auch ferner empfehle und mit der vollkommensten Hochachtung verbleibe.

Euer Wohlgebohren

Pest den 19^{ten} Febr. 798.

gehorsamster Diener

Martin Cornides⁶⁸) m. p.

Aussen: von Pest

Herrn

Herrn Christian von Engel
etc.

in

Wien

abzugeben in der Kais. Kön.
Siebenbürgischen Hof-Kanzley

12.

Vir Clarissime!

Societas regia Scientiarum Bohemia, quae anno iam superiori pro Tomo rerum Ucrainicarum⁶⁹) sibi beneuole submisso, eadem via, qua hunc obtinuit, respondit, gratiasque, quae par erant, Tibi debitas pro dono hoc sibi gratissimo omnino egit, at Praesidis morbus Excellen' in culpa est,

⁶⁵) Cornides, Daniel, Professor und Bibliothekskustos an der Universität in Pest. * 1. Juli 1732 in Szent-Miklós (Liptauer Com.), † 4. Okt. 1787 in Pest. Sz.

⁶⁶) Vay, Dániel, Baron (zweite Gemahlin: Gräfin Esther Wartensleben). N. † 1798.

⁶⁷) Prónay, Alexander, Baron (Gemahlin: Gräfin Johanna Teleki, Tochter des Kronhüters Grafen Josef (II) Teleki). * 1760, † im Februar 1839 in Pest. Mn.

⁶⁸) Cornides, Martin, Bruder des Daniel C.

⁶⁹) Engel, Geschichte der Ukraine und der ukrainischen Cosaken wie auch der Königreiche Halits und Wladimir. Halle, Johann Jacob Gebauer. 1796. 4^o. Rez. v. G.A. 1796, S. 1444.

quod responsum illud vix ad manus devenerit Tuas; nunc igitur, ut affer-
tum et meritorum Literarionem plenam faciat palam aexistimationem, quod
anno praecedenti decreuerat, exequunta est: die quinta decima Januarii a. c.
in consessu ordinario, cum Te Virum Celeberrimum in numerum Soda-
lium suorum exterorum⁷⁰⁾, quod adiacens Diploma confirmat, suscepit,
speratque fore eadem regia Societas, ut de ea porro mereri velis. Vale,
quam optime, et pro bono Reipublicae Literariae, quam diutissime, quod
nomine cumprimis suo sincerissime precatur

Viri Clarissimi

Pragae die 21. Febr. 798.

seruorum addictissimus

Antonius Strnad⁷¹⁾

Prof. J. Astr. reg. h. t. Soc.
reg. Scient. Boh. a Secretis m. p.

Aussen: Fausto ac Clarissimo Viro Domino Joanni Christiano Nobili
de Engel. Soc. regiae Scientiarum in Bohemia Sodali extraordinario etc.
Viennae.

13.

G. 25. März 98.

Ihr Schreiben an die Societät, mein theuerster Herr und Freund, ist
richtig eingelangt und abgegeben, auch das andre an mich vom 3. Febr.
Herr Maj. Schwarz⁷²⁾ hat in einem Schreiben aus München die gute
Aufnahme bei Ihnen gerühmt, ist aber noch nicht angelanget, und wird
in einigen Tagen erwartet. Dann werde ich auch die Bücher erhalten.
Weil einmal ein 4. Theil von neugriechischen Anacharsis kommen soll,
so sorgen Sie wohl auch einmal für die übrigen Theile, damit das Buch
auf der Bibliothek eine Stelle erhalten kann.

Alle Lust und Muth vergehet uns; denn des Revolutionierens wird kein
Ende werden; und damit wird das Ende aller Cultur und Litteratur ge-
macht; der Vandalismus ist die natürliche Folge, wenn alle Individuen
arm gemacht und die Fonds von öffentlichen Anstalten weggenommen
werden. Vorhin war das Schreckenssystem in Fr. jetzt ist es außer Fr.
und nun ist es überall zu spät zum Einhalt.

Dass Ihnen die Aufnahme in die Societät⁷³⁾ Vergnügen gemacht hat,
ist mir eine große Zufriedenheit, die aus meiner wahren Hochachtung
und Freundschaft gegen Sie fliesset. Könnte doch unser litterarisches Band
immer enger werden! Unser guter Gatterer kämpft mit seinem Übel ritter-

⁷⁰⁾ Die k. Böhmisches Gelehrte Gesellschaft wählt Engel am 15. Jan. 1798 zu ihrem
auswärt. Mitgliede.

⁷¹⁾ Strnad, Antonius, vgl. oben Nr. 10.

⁷²⁾ Schwarz, Jo. Fried. (Major in Weimarschen Diensten), wird Korrespondent
der Soc. der Wiss. in Göttingen. G.A. 1798, S. 1898. V. Commentationes Societ.
r. scient. Gott. Vol. XIII (z. Jahre 1798).

⁷³⁾ Engel, wird zum Mitgliede der Göttinger gelehrten Gesellschaft im Nov. 1797
gewählt. Vgl. Comment. Soc. r. sc. Gott. Vol. XIII.

lich, darf aber nicht an die Luft gehen. Noch sind wir hier in unsrer ruhigen Lage; aber Bourdon⁷⁴⁾ revolutioniert in Holstein, Hamburg u. v. Die nothwendig zu erwartende Verminderung der künftig Studierenden wird auch auf Frequenz der Universitäten Einfluss haben müssen. Indessen dem Fatum entgehen wir nicht.

Ihr ergeb. D. u. Fr.

H(eyne).

Aussen: An Herrn v. Engel, Wien.

14.

Prag den 7. April 1798.

Hochzuverehrender Freund!

Der Ueberbringer des Diploms von der böhm. Gesellschaft reiste so eilends ab, dass ich Ihren Brief vom 30. Jän. damals nicht beantworten konnte. Hr. Strnad, der kein Abbé ist, wird sich wohl statthaft entschuldigt haben. Wie man mir sagte, so lag die Schuld doch an ihm, und an dem Umstande, dass der Hr. Präsident gestorben ist. Nun erwarten Sie vielleicht einen Brief von mir voll kritischer Bemerkungen — allein auch diessmal muss ich mich bloss entschuldigen, weil ich vergebens auf den Band Ihrer Geschichte von Pannonien und der Bulg.⁷⁵⁾ bis jetzt wartete, denn er ist mit vielen andern Stücken bey einem sehr langsamen Buchbinder. Ich werde sie gewiss aufmerksam lesen und dann Ihnen, weil Sie es wünschen, mein Urtheil mitteilen. Eben las ich Schl.⁷⁶⁾ Kritisch-hist. Nebenstunden und glaube S. 118. hätte er recht. Sonst ist er freylich sehr strenge. Thunmann ist wirklich unzuverlässig. Niemand hat seine Schwächen so aufgedeckt, als ein gewisser Prediger Ostermeyer⁷⁷⁾ — über die alten Bewohner Preuzsens und Litthauens. Bey solchen Untersuchungen kann uns nur die Sprache sicher leiten. So weis ich nur, dass die Inguschen (Inguschowen) am Kaukasus keine Magyaren sind, dass zur 75. Seite Ihrer Abhandl. de orig. Ungar. gentis, die ich sonst sehr

⁷⁴⁾ Bourdon de la Crosnière, Léonard Jean Joseph, Konventmitglied. * 1758 in Longné-au-Perche, † gegen den Anfang der Restauration in Frankreich (1803). N.B. Vgl. Wachsmuth, Wilhelm: Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter. Hamburg 1840—1844. 8°. Bd. II I. d.

⁷⁵⁾ Engel: Geschichte des alten Pannoniens und der Bulgarey, nebst einer allg. Einleitung in die ungarische und illyrische Geschichte. Halle, Joh. Jacob Gebauer. 1797. 4°. (I. Teil der Geschichte des Ungarischen Reichs und seiner Nebenländer.) G.A. 1797, S. 1601.

⁷⁶⁾ Schlözer, August Ludwig: Kritisch-historische Nebenstunden. Origines Osmanicae. Papiergeld, eine mongolische Erfindung im 13. Säc. Ideal einer «Anleitung zur Kenntniss der asiatischen Staatengeschichte im Mittelalter». Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1787. 8°. S. 118 handelt es mit Bezug auf Engels De origine gentis Ungricae p. 68 über die Namen «weiße Ugern und schwarze Ugern», worunter Nestor die Chazaren (Kozaren) resp. die Magyaren gemeint hatte.

⁷⁷⁾ Ostermeyer, Gottfried: Gedanken von den alten Bewohnern des Landes Preußen, nebst angehängter krit. Untersuchung, was vor ihrem Ursprunge . . . Joh. Thunmann hat behaupten wollen und einer Ehrenrettung wider . . . Anton Friedrich Büsching. Königsberg u. Leipzig, G. L. Hartung. 1780. 8°.

schätze, der leichten Darstellung und des behutsamen Ganges wegen. Sonst finde ich (ich las eben erst eine Reise nach dem innern Kaukasus (Petersburg 1797.8)), dass die Ossen (Osseten) — bey Katzen und Hunden schwören — dieser Gebrauch muss also bey mehrern Völkern gemein gewesen seyn. Im Chron. Ademari bey Labbe⁷⁸⁾ Biblioth. novorum manuscriptorum lese ich: «ipse (Brunus) — abiit in provinciam Ungriam, quae dicitur Alba Ungria, ad differentiam alterius Ungriae nigrae, pro eo, quod populus est colore fusco, velut aethiopes. Sollen diess Walachen seyn? und p. 170. heiszt es wieder*): etiam rex Ungriae bello appetens Ungriam nigram, tam vi quam timore et amore ad fidem veritatis totam illam terram convertere meruit. Dieser Umstand wird Sie es wohl errathen lassen, was der alte Ademar meynen mochte. Glauben Sie mir, dass es für mich ein besonders Vergnügen wäre, mit einem so eifrigen Patrioten und Geschichtschreiber einer Nation, zu der zum Theile wenigstens auch ich gehöre, mich mit Ihnen öfter mündlich über ähnliche Gegenstände zu unterhalten. Es ist gleichsam für uns ein Bedürfnis, da man sonst in andern Gesellschaften gar kein Interesse für dergleichen Dinge hat. Vergessen Sie doch nicht, lieber Fr., bey Gelegenheit den Bischof Verhovach⁷⁹⁾ erinnern zu lassen, damit ich das Kroat. Verzeichnis erhalte, welches er versprochen hat. Wann werde ich wohl einmal soviel Musse haben, um einige Jahre in Ungarn zubringen zu können. Ich bin mit vollkommener Hochachtung

Ihr
ergebenster D. und Fr.

J. Dobrowsky⁸⁰⁾.

Monsieur
Monsieur Chrétien
d' Engel

à

Vienne.

*) Ein Teil des Briefes an dieser Stelle abgerissen.

15.

An H. D. Gyarmathi⁸¹⁾.

Sie, geehrtester Herr Doctor, Sie würdiger bedächtiger Mann, der mich und meine ganze Denck- und Handlungsart in der Nähe kennt! Sie haben die bewusste Recension⁸²⁾ mit Theilnahme, und wie mir dünkte, mit Indignation gelesen; ohnmöglich aber können Sie alles das Ungegrün-

⁷⁸⁾ Labbé, Philippus: Nova Bibliotheca manuscriptorum librorum. Parisiis 1657. fol. 2 Bde.

⁷⁹⁾ Verhovac von Rakitovec, Maximilian, Bischof von Agram. * 23. Nov. 1752 zu Karlstadt, † 26. Dez. 1827 zu Agram. W.

⁸⁰⁾ Vgl. Anmerkung 24.

⁸¹⁾ Gyarmathi, Samuel, Arzt und Sprachforscher. * 15. Juli 1751 in Klausenburg, † 4. März 1830 in Klausenburg. Sz.

⁸²⁾ Schlözer, August Ludwig von, vgl. oben Nr. 9. Kritische Sammlungen zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen. 1.—3. Stück. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1795—1797. 8°. (Rez. von Engel in: Allgemeine Literatur-Zeitung. Jena u. Leipzig 1798, I. Bd. Colum. 417 ff. G.A. 1797, S. 1505. Anonym.)

dete, das Widersprechende, noch weniger das Tückische und Giftige, das sie enthält, verstanden und bemerkt haben; sonst müßten Sie wenigstens soviel Wochen zur Vergleichung derselben mit meinem Buche und zum studio dieses Buchs verwandt haben, als mich mein Buch Jahre gekostet hat. Und wer kann das von Ihnen fordern?

Ihre hiesigen Herren Landsleute werden in dem ähnlichen Falle seyn. Selbst unter 1000 deutschen Lesern wird kaum einer seyn, der prüfen können und mögen wird. Was geht den Deutschen feines Detail der alten ungarischen Geschichte an. Hierdurch kommt der Vortheil offenbar auf des Recensenten Seite, da er nicht fürchten darf, dass wenn auch der von ihm misshandelte schweigt, ihn doch das Publikum finden und verdammen werde.

Gleichwohl wird mir niemand zumuthen, dass ich auch eine solche Recension und gegen einen solchen Recensenten zu einer direkten Antirecension im öffentlichen Druck wegwerfe! Sicher kann der Recensent seyn, dass ich zeitlebens nie eine Feder gegen ihn ansetzen, dass zeitlebens mir nie sein Name mehr in publico aus der Feder fliesen werde. Betrug er sich nicht offenbar wie ein feindselig petulanter Bube gegen mich? Nur verderbe ich ein paar Ferien-Stunden mit beygehenden Aufsatz, den ich sollte bey der ungarischen Landsmannschaft zirkuliren zu lassen und mir ihn nach einigen Wochen wieder zurückzustellen. — Dass der bösertige Recensent seine erwiesene scheussliche Absicht, mich dieser ganzen respektablen und von mir von jeher thätig respektirten Nation verhasst zu machen, verfehlt habe, weiss ich zwar schon; hier aber liefere ich diesem Herrn redende Beweise, dass sie sich nicht betrügen lassen konnten.

§ 1.

Kein Praeliminarwort von meinem bisherigen und in einer ganzen Reihe von Jahren fortgedauerten Verhältnissen zwischen mir und dem Recensenten! Sie kennen sie, aber nur zum Theil. Fragen Sie doch weiter nach, ich bitte Sie.

Habe ich diese Verhältnisse in der Folge verwirkt? den jungen Mann beleidigt? Wirklich ich schickte ihm den 22. Dezember vorigen Jahres einen vollen Bogen zu, aber mir eine Woche Recherchen gekostet hatte, und der ihm eine dicke Handvoll der derbsten Fehler, die er im ersten Theil seiner ungrischen Geschichte begangen hatte, mit Beweisen darreichte. — Aber, Aber! er hatte sich freundschaftlich bey mir beschwert, er klagte, dass ich nicht mehr recensirte. Aus andern Recensionen seines Buchs, sagte er, z. B. aus der Göttingischen habe er nichts gelernt. War das nicht freundschaftliche Bitte, dass ich ihm meine Meinung sagen sollte? Und ich sagte sie ihm, aber nicht piquant, noch weniger beleidigend. Und wäre beydes gewesen (das ich schlechterdings leugne, producire er meine Briefe) so recensirte ich ihn ja nur unter 4 Augen vertraulich. Welche Proportion! einen beleidigen in einem Privatschreiben, und einen beleidigen in der A. L. Z. die hunderttausend Leser hat?

Noch mehr, hätte mich ein Autor beleidigt, horrend beleidigt und hätte in Urkunden (*littera scripta manet*) in Händen, durch die ich ihn unglücklich machen könnte, und wenn er es auch verdiente, nie wäre ich doch der bassesse der Verrätherei, der teuflischen Malice fähig, ihn persönlich bey einer ganzen Nation dekreditieren zu wollen, Regierungen gegen ihn aufzu-

hetzen, aufzuhetzen nicht blos gegen ihn, sondern selbst gegen die Sachen, die er vertheidigt, selbst gegen die unschuldige Nation, deren Geschichtsschreiber er ist, die aber durchaus nicht in Anspruch genommen werden kann, selbst wenn ihr Geschichtsschreiber die allergrößten bévue begangen hatte.

«Mit Stolz und Muthe bemerkte ich von jeher, dass wir beide in der ganzen historischen Denckart sehr harmonieren, mit der Zeit vereinen wir uns auch wohl in den jetzigen Differenzen». Und der, an dem ich so fidel noch den 22. Dezember v. J. schrieb, ist der Verfasser der Recension! Hier ist mehr als Voss würde Heyer sagen.

§ 2.

Wohl aber ein paar Praeliminarworte über andere Dinge:

Erstlich: Die Recension entrüstete mich. Warum? Sagt Ihnen jemand, ich beschwere mich über die Recension, weil deren Verfasser in vielen nicht meiner Meinung wäre, mir widerspräche: so erklären Sie ihn ins Gesicht für einen einfältigen Calumnianten. Den will ich sehen, der besser Widerspruch ertragen kann als ich. Hundert Beweise davon habe ich schon im Druck gegeben, und immer noch rufe ich selbst meine jungen Zuhörer zu Prüfungen und Einwürfen auf, und unzähligemal habe ich mich von ihnen mit Dank belehren lassen, weil sie mich überzeugten. Also nicht gegen den Widerspruch, sondern gegen die Art des Widerspruches empörte ich mich. Diesen Unterschied kann ein Kind begreifen.

Zweitens: Hier fürs erste nur eine Qualität eines vernünftigen Widerspruchs. Man muss bescheiden widersprechen, sich nicht blähen, nicht prahlen, dem, dessen Meinung man nicht ist, nicht Sottisen Schuld geben, z. B. wie Euler⁸³⁾ rechnet: 5 mal 9 ist 46, ihm nicht sagen: er könne das Einmaleins nicht. Ich bin doch nicht unbescheiden, wenn ich glaube, dass Euler und ich in guten credit beim Publikum, oder in der litterarischen Renommée nicht unter dem Herrn v. E. sind. Nun wie sprechen Gelehrte, die auf Erziehung und bon ton Anspruch machen mit Gelehrten ihres Gleichen? Wie aber spricht der Mann mit mir und von sich vor den Ohren von Tausenden? — Des Pluralis majestatis: wir, unser — (Seite 414 der Rec. *) nicht zu gedenken.

1. giebt er sich für einen practischen Politiker (Ebendas.) aus! das muß er meinen, weil er mich einen theoretischen nennt; wie könnte er sonst vom Gegensatz urtheilen? (Bekanntlich ist der Mann Accessist bey der siebenbürgischen Hofkanzlei seit wenig Jahren, und hat auch ein Fach bei der Büchercensur seit kurzem).

2. S. 440 versichert er mich bey einer Sache seines (wieder im plural. majest.) ganzen Beifalls. Ich würde den Ausdruck wohl gegen ein junges caput bonae spei brauchen; aber nie gegen einen Gelehrten meines Gleichen. Ich wüsste ja nicht, ob ihm an meinem Beifall etwas gelegen wäre?

3. S. 438. Mit Cumaniens Gränzen wüsste ich nicht zurecht zu kommen, daher wolle er sie wahrscheinlicher abstechen.

*) All. L. Ztg. Bd. I col. 417.

⁸³⁾ Euler, Leonhard, Mathematiker. * 15. April 1707 in Basel, † 18. Sept. 1783 in Petersburg. MK.

4. S. 439. Ich hätte nicht bemerkt, dass Eders⁸⁴⁾ Noten von Nationalvorurtheil bitterer Gehässigkeit und Anmassung strotzen. — Eder habe sophistische Wendungen gebraucht, und wolle des Notars Ansehen stürzen durch Machtsprüche. Ich sey ihm, (Edern) darinn treulich gefolgt. S. 436 den Notar verwürfe ich nach Eders Beispiel. S. 435 diesen Notar hätte ich nicht studiret (auch den Thurocz kenne ich nicht). S. 436 dies sey mein Hauptfehler; daher komme eine historische Irrung nach der andern; daher hatte ich in der historischen Urkunde von 1223 gemissdeutet. S. 437 diesen historischen Irrthum haben WIR aber aufgedeckt. — Seit wann mich denn der Mensch als einen Schaafskopf kennen gelernt, der andern bloß treulich nachfolgt, etwas verwirrt, bloß nach eines andern Beyspiel, sich von einem andern leiten lässt.

S. 419. 434, dass ich ehemals kein blinder Nachbeter in gelehrten Meinungen war, dass kein Mensch weniger mit dem wichtigsten aller Vorurtheile, dem *praejudicio autoritatis* behaftet ist, als ich, gewiss niemand besser als der Recensent selbst.

Die Ungeschliffenheit der Ausdrücke in denen er mit mir spricht, ist indess hier seine geringste Sünde! Aerger ists, dass er sich offenbar über *mala fide, dolo malo* vorsätzlichen Unwahrheiten, von denen er selbst weiss, dass es Unwahrheiten sind, ertappen lässt. Beweis: a) Wer hat den Notar zuerst angefochten? Antw. Thunmann und Recensent nennt sich selber einen Thunmanianer. Er citirt seine Stelle (die ich damals noch nicht kannte) in seiner ungrischen Geschichte Bd. I, S. 349 etc. Ich focht ihn an in meinem Buche S. 2. Diese Stelle war schon 1794 gedruckt. In den nächsten Jahren correspondirte ich schon mit Eder über den Notar. Eder glaubte damals selbst noch an den Fabelmann. Das zeigen Stellen seiner Noten in den ersten Bogen des Schesaeus. Nachher kam Hefft I u. II meines Buchs nach Siebenbürgen. Nun erst änderte selbst Eder seine Meinung ausdrücklich in Bezug auf mich. Das zeigen Stellen in den letzten Bogen seines Schesaeus⁸⁵⁾. Also hätte Eder mir, nicht ich ihm nachgebetet; aber Eder betet so wenig nach wie ich. Alles das weiss der Recensent und spricht also gegen sein eigenes besser Wissen und Gewissen, nur um mich als Nachbeter eines ihm verhassten Mannes schimpfen zu können.

b) Wündern Sie sich nicht über die Unverschämtheit dieses Menschen, der in meinen Collegien so viel von ungrischer Geschichte gehört hat und nun doch von mir drucken lässt: ich kenne weder den Notar noch den Thurocz, der von Eders Machtsprüchen und sophistischen Wendungen spricht, und Eder hat meines Wissens bis jetzt nichts gesagt als im allgemeinen gegen den Notar, z. B. dass er sage, er schriebe durch Eingebung des heiligen Geistes. Man schlage alle seine Stellen im Schesaeo nach. (Den 5^{ten} Jahrgang der Siebenbürgischen Quartalschrift habe ich noch nicht bekommen können.)

⁸⁴⁾ Eder, Josef Karl, Abbé und Direktor in Hermannstadt. * 20. Jan. 1760 in Kronstadt (Siebenbürgen), † 11. Febr. 1810 in Hermannstadt. Sz.

⁸⁵⁾ Schesaeus, Christianus, * um 1536 in Medgyes (Siebenb.), † 30. Juni 1585 in Medgyes. Sz. *Ruinae Pannonicae libri quatuor statum rei pub. et relig. in Ung. et Transs. temporibus Joannis Sigismundi Zapolya complexi. Ex ed. Wittemb. a. 1581 recusi. Accesserunt nunc notitia literaria de Schesaeo . . . Opera Jos. Car. Eder. (In: Scriptores rer. Transsilv. T. I, Vol. 1.) Cibinii 1797. 4^o.*

§ 3.

Von der groben Ignoranz, den auffallenden Ungeräumtheiten, den vielen raesonnements, die gegen allen Menschenverstand laufen, will ich hier nur wenige ausheben, nur ein kurzes Register geben mit Beybehaltung der oft ungehobelten Ausdrücke des Recensenten.

1. S. 435 Es sey schlechterdings unerwiesen, dass unter den Arpadern die Madyaren den Deutschen feind gewesen seyen. (Wie viel blutiger Empörungen.)

2. S. 418. Die Wallachen wären ältere Einwohner Siebenbürgens als die Sachsen, ergo S. 421 müssten sie mit diesen gleiche Rechte haben (ergo auch mit den Ungarn; denn unstreitig sind sie auch älter wie diese).

3. S. 436. Die Comaner wären mit den Ungarn zusammengeschmolzen, ergo wären sie weit möglicher Colonisten geworden als die Deutschen.

4. S. 435. Von deutscher Hofmeisterschaft befreit (wie die Norddeutschen von römischer Hofmeisterschaft) würden die Madyaren in der Bildung vielleicht weiter gekommen seyn. Was ihnen die Deutschen genützt hatten, sey bloßer Zufall.

5. S. 433. Ungarn und Zekler hätten ein Ur- und Erbrecht auf Pannonien und Dacien (wie die Spanier auf Mexico), das zu leugnen sey ein Unsinn, mit dem er sich nicht abgeben wolle.

6. S. 435. der alten Madyaren Regierung (völlig Irokisch wild wie die der alten Deutschen) sey gewesen edles patriarchalisches Hausregiment, arabisch-patriarchalischer Regierungsgeist, nach Familien Oberhäuptern und Stammpañier unter edlen Kriegern und Viehirten.

7. S. 438 Was ich dem Clausenberg gesagt, hätte können aus Eder-Schesaeo (der damals noch nicht existierte) vermehrt werden.

8. S. 437. Grundlos sey es, dass keine ungarische Donations-Urkunde in Siebenbürgen vor Béla IV. existire. (Und nicht eine einzige führt er an.)

9. S. 438 die Römer romanisieren alles im Gegensatz der neuen Herrmannstädter Theorie. (kultivirte Römer machten Barbaren cultivirt — wollte Andreas II. dass sich seine eingerufene Deutschen sollten barbarisieren lassen?)

10. Die Madyaren waren den Deutschen keinen Dank schuldig. — Soll der Wirth gegen den Gast dankbar seyn oder umgekehrt? — (Die Preussen in Holland 1788 waren die Gäste der Erbstadthalter der Wirth, wer war dem andern Dank schuldig?)

11. S. 440. Lügt er: ich leitete den Erbadel, (den er von den potentibus nicht unterscheiden kann) vom Andreae decreto von 1222 ab. (Gerade das Gegenteil sagte ich) —

12. Ebendas. Ich hätte gesagt: das Siebenbürger Deutsche komme mit dem Luxemburger Deutschen überein. (Weder ich noch Recensent kenne dieses Deutsch.)

13. S. 439. Hunzt er mich aus, dass ich nicht von den Uzen gehandelt, unter dem Vorwande, weil sie niemals in Siebenbürgen vorkämen. (Unter diesem Vorwande habe ich auch nicht von Calyforniern und Malajen gehandelt.)

14. Uiber alles gehen die insolenten petitiones principii, auf die genau zu merken bitte. — In meinem Buche kommen folgende, theils neue, theils bisher noch nicht allgemein anerkannte Sätze vor:

- a. «Stephan eroberte Dazien nicht bleibend, es war nur ein Streifzug.»
- b. «Bis ins 12. seculum waren Petscheneger Herrn des Landes.»
- c. «Tuhutum's Eroberung steht bloß im Notar, widerspricht der übrigen gewissen Geschichte und ist folglich ein Märchen.»
- d. «Erst 1103 erscheint ein ungarischer Bischof und erst 1175 ein ungrischer Woywoda in Siebenbürgen.» (Prays Entdeckung).
- e. «Erst Deutsche durch ihre Festungen haben den Ungarn das Land zugesichert.»
- f. Die Zekler sind ursprünglich Comaner (Prays Entdeckung) Ihrer geschicht zum erstenmale Erwähnung in Siebenbürgen 1213.»
- g. «Die Sachsen waren auch im Geistlichen unabhängig.»

Was hätte nun ein vernünftiger Kritiker, etwa Pray etc. etc. hiebei gethan und thun müssen? — — Ueber jeden von diesen neuen, aber einen grossen Theil der alten ungrischen Geschichte reformirenden Sätze hätte er wochenlange Recherchen angestellt; hätte nicht unvernünftig gesagt: «Diese Sätze widersprechen dem bisherigen Glauben; ergo sind sie falsch». sondern hätte deducirt: «Die Gründe die der Verfasser für seinen neuen Satz anführt, haben dies und das gegen sich; also scheint mir doch der alte Glaube gegründet zu seyn». — Was hätte nicht ein Pray bey diesem modo procedendi für einen Reichthum von Gelehrsamkeit ausschütten können?

Nun aber, wie betrügt sich Recensent? Man lese alle 21 Columnen seiner Recension. Die Gegensätze meiner Sätze nimmt er als ausgemacht wahr an. Beweist er sie mit einem Argument? Widerlegt er meine Sätze mit einem Argument? Mein Hauptfehler sey, dass ich (wie Pray) Zekler von Comanen abstammen lasse. S. 436: «Davon, dass ich den Notar verwürfe, komme eine historische Irrung nach der andern». Einfältiger Mensch! davon ist eben die Rede! Beweise, dass die Zekler nicht von Comanen abstammen; beweise, dass der Notar kein Eulenspiegel sey; davon ist eben die Rede! Als Thomasius lehrte, dass es keine Hexen gäbe, sagte ihm vielleicht auch ein (Pinsel) H. v. E.: des Mannes Hauptfehler ist, dass er die Existenz der Hexen leugnete. Darüber kömmt er in eine Irrung nach der andern.

15. Über den Ursprung der Zekler hat der Recensent eine neue Grille ausgeheckt und sie in seiner ungrischen Geschichte S. 287 debitirt. Nichts Ungelehrteres lässt sich denken, als diese Grille. Bloß aus dem Worte: *pulsi* der Byzantiner (Die aber der Recensent fein verschweigt) spinnt er Dinge heraus, wovon kein wahres Wort ist. Nun, quasi *re bene gesta*, setzt er diese Grille (Ebendas. S. 348) als ein ausgemachtes *factum* hin, und schamlos zum 3-tenmal stellt er sie ebenso in dieser Recension S. 436 auf. Welcher deutsche Leser, der alles Vorhergehende nicht weiss, und nicht über Zekler sich den Kopf zerbricht, ahnet, dass er so genarret werde.

16. Den Pfiff nicht zu vergessen, dass Recensent mit keiner Silbe erwähnt, dass

a. Thunmann (sein Idol) zuerst den Notar angefochten, nicht ich, nicht Eder. dass

b. Pray zuerst, nicht ich, die Zekler für Comaner ausgegeben habe.

Warum verhehlt er bey diesen seinen und ausnehmend wichtigen Sätzen beyde wichtige Namen? Wenn ich ja Nachbeter seyn soll, warum sagt er nicht: ich hätte mich von Thunmann, von Pray verleiten lassen?

17. S. 436 Ungarn und Zekler waren in Allem (in Sprache) eine Nation ergo keine Comaner. (Aber sagt er nicht selbst [:Ebendas.:] anderswo in Ungarn waren wirklich Comaner mit den Madyaren zusammengesmolzen?)

18. Originell unverschämt, aber handgreiflich falsch ist die Auslegung, die er einem articulo classico in Andreae privilegio giebt, S. 419. das unus populus soll Sachsen, Wallachen und Bissener begreifen und vorher art. II. stehen einzig und allein hospites nostri teutonici ultrasilvani. Wallachen und Bissener kommen erst art. VIII. nach. Alle drei sollen sub uno iudice stehen. Wie, wenn Gottinges unter Kalmücken gerathen — — können sie einerley Justiz haben? Sie verstehen ja einander nicht einmal.

§ 4.

Ich bin müde einzelner Albernheiten, die, das Ungehobelte in der Sprache des Recensenten abgerechnet, nur litterarisch sind.

Aber das Wichtigere muss ich noch berühren, das Tückische, das Malitiöse in der Recension, wo das heftige Bestreben, mich und meine Arbeit zu decreditiren, mir und andern zu schaden, recht viel zu schaden, unverkennbar ist, — — Gott bewahre mich, je einen meiner Mitmenschen eine so unedle, so teuflische Absicht auf den Kopf Schuld zu geben, wenn ich sie nicht ad oculum demonstrieren könnte. Der schreckliche Mensch lästert mich, um den Sachsen wehe zu thun; er lästert die Sachsen, um mich um alles Zutrauen zu bringen.

§ 5.

Litterarische Malice. — — Ausländer.

Das Thema meines ganzen Buchs ist — man merke wohl! — Commentar über das Privilegium Andreanum, wie es entstanden, wie es zu interpretiren sey, was sich NB. nach diesem Privilegio für Rechte und Pflichten ergeben.

Man vergesse nicht, dass dieses Privilegium

a. vom Jahre 1224,

b. in lateinischer Sprache sey und

c. aus jenem Zeitraum keine ungrische Zeile von Inländern existire.

Erinnerte sich der Recensent nicht aus meiner Statistik, wie pinselhaft und pöbelhaft manchmal uncultivirte Leute einen Gelehrten behandeln, der etwas von ihrem Lande behauptet, in welchem er nicht zu Hause ist? Erinnert er sich meiner Dispute, mit einem französischen Obristen in Petersburg über die Stiftung des Ordre du St. Esprit, der seine dummen Sätze nur dadurch über die meinigen erhob, dass er ein geborener Franzos, ich ein Ausländer wäre? — Nein er muss alles das vergessen haben, (doch der Menschenverstand hätte ihn ja die grosse Wahrheit ohne mich lehren können.) Emphatisch nennt er mich zweimal (S. 417) einen Ausländer, der ergo qua talis weder ungrische Sprache noch Geographie verstünde, ergo deswegen desto behutsamer in seinem Urtheil (ob Wallachen ein Recht an Sachsenboden haben) hätte seyn, und sich nicht von Eders geheimen Absichten (Pfui, welcher scheusliche Vorwurf, nach Absichten zu spähen, einen böser Absichten beschuldigen, ohne eine Silbe Beweis) verleiten lassen sollen.

Lieber Leser! ist hier Menschenverstand? Ich bin ein Ausländer. Richtig! Aber muss man ein Ungar seyn, um eine einheimische ungrische Pflanze botanisch zu beschreiben, um eine ungrische Urkunde aus dem XIII sec. zu lesen, es zu erklären? Wenn jenes Linnée, dieses Gatterer thäte, würde Rec. die Nase rümpfen und sagen: den Leuten ist nicht zu trauen, es sind ja Ausländer. Was hat hier der Ausländer zu thun?

Ich kann nicht ungrisch; aber was hat das hier zu thun? Ist denn
a, die Urkunde in ungrischer Sprache?

b, Giebt es eine einzige ungrische Urkunde der damahligen Zeiten, die ich hätte conferiren müssen?

c, giebt es ein einziges neues ungrisches Buch, aus dem ich subsidia zu meinem commentar hätte haben können? Lateinisch ist die Urkunde; ganz in der Sprache nicht nur, sondern im Geist des Mittelalters verfasst.

Nun du selbstsüchtiger Ehrenabschneider, sind dir beyde, Sprache und Geist des Mittelalters so geläufig wie mir, seit vollen 40 Jahren? Hast Du soviel Blätter in du Cange gelesen, als ich Alphabete? Gaude sorte tua, dass du ungrisch verstehst. Aber nutzt dir das zur Interpretation des Privilegii Andreani mehr, als tungurisch oder peruanisch?

Ich bin der alten ungrischen Geographie unkundig. Bist du denn derselben kundiger als ich? NB. von der alten des XIII. sec. ist die Rede. Nenne mir ein Buch, alt oder neu, das du kennst, und ich nicht gekannt habe, und das ich doch wesentlich zu meinem Commentar hätte brauchen können. Mit Comaniens Gränzen sagst Du, könnte ich nicht zurechte kommen: Aber du selbst, Aufgeblasener, wagst du, sie nur wahrscheinlich abzustecken? — Studire noch einige Zeit Prays von meiner Absteckung; dann sprich erst ein Urtheil aus, welche von den 3 Absteckungen die wahrscheinlichere sey.

§ 6.

Malice gegen mich und die Sachsen.

Ich setze voraus: mein Buch ist blos Commentar über eine alte Urkunde; folglich ist mein Buch blos litterarisch, historisch, kritisch, nichts weniger als politisch. Freylich musste ich bei Interpretirung der Urkunde sagen: diese Rechte, diese Pflichten hatten die Deutschen kraft ihres Privilegiums; aber NB. damals nur. Haben sich diese Rechte, diese Pflichten im Laufe der Jahrhunderte geändert, was gieng das mich an? Höchstens berührte ich Änderungen illustrandi causa; aber auch dies nur aus gedruckten Büchern. Und wo ich rationes legis aufsuchte, und Andreae II Regentenweisheit ein Compliment machen wollte, waren alle meine Raisonnements aus der allgemeinen oder Metapolitik geholt.

Mit ängstlicher Sorgfalt bemühte ich mich, die Idee zu entfernen, als wenn mein Buch die neuesten Händel der Sachsen mit ihren Mitständen, theils selbst mit dem Hofe beträfe. Das beweisen eine Menge Stellen, und das ganze Buch; denn die blose Idee, fürchtete ich, würde ein odium auf dasselbe bringen.

Nun aber, was thut der Verlämder? Er greift mich gerade auf der empfindlichsten Seite an, nennt mein Buch S. 417 einen Missgrif eines theoretischen Politikers in praktischen Verhältnissen eines fremden (ecce iterum der Ausländer) Landes, thut überall, als hätte mein Buch 2 Theile

1. einen Politischen und
2. Litterarischen;

sagt S. 432: So weit vom politischen Werthe des Buchs, jetzt gehen wir zum litterarischen über und S. 440 das 3.^{te} Hefft meines Buchs sey in litterarischer Rücksicht eine historisch kritische Exegese, was aber politisch fehlerhaft daran sey, erhelle aus dem Vorhergehenden.

Unkluger Mensch! wie kann in einem Commentar über eine bald 600 Jahr alte Urkunde etwas politisch fehlerhaft seyn? Wohl grammatisch, geographisch, historisch, kritisch — aber nicht politisch fehlerhaft.

Nun was zeigt er denn politisch-fehlerhaftes? S. 418 das Klaggeschrey der Deutschen über Bedrückungen, dass sie seit einiger Zeit sich angewöhnet hatten, liesse sich auf 4 Punkte zurückführen.

2.^{ter} Punkt: «man störe ihre ursprüngliche freye und gleiche Verfassung durch willkürliche Regulirungen und Beschränkungen in Verwaltung der National- und den einzelnen Stühlen gehörigen Güter und Einkünfte». Fünf Columnen hindurch (über den ganzen 3.^{ten} Theil meines Buchs, den wichtigsten hat er hier halbe Columnen) beweist er nun, dass auch der 4.^{te} Klagepunkt der Sächsischen Beamten unstatthaft sey, und thut dem Hofe 10 gar weise Vorschläge zur Abstellung der Missbräuche.

Ha! der praktische Politiker! (S. 417) der selbst einmal eine Reise nach Siebenbürgen gethan hat, (S. 436) der in der Nähe, gar in der Hauptstadt (S. 417) ist; (ein Copist, der jetzt in Rastadt schreibt, wird künftig glauben, er wisse mehr vom dortigen congress, als Pütter, der nicht selbst da gewesen ist!) der Accessist von 1792 hier!

Aber *fidem vestram* Quirites! Wo steht denn in meinem ganzen Buche eine Silbe von diesen Klagepunkten, namentlich vom 4.^{ten} der 5 Columnen Kritik kostete? Hatte der Recensent schon lange Galle gegen die Sachsen gekocht (ich weiss nicht warum?) warum liess er sie hier *loco alienissimo* aus? Man denke: Pütter schreibt eine Geschichte der Göttingischen Universität; ein Recensent, der ihn auflauert, beweist in die Länge und Breite, dass die Stadt Göttingen kein Recht mehr habe, ihre ehemalige Reichsunmittelbarkeit zu reclamiren. In aller Welt würde jeder Vernünftige sagen, was gehört das hieher. — Also einen ganzen Theil lüget der Recensent meinem Buche an, einen politischen, nur um antipolitisieren zu können. Aber wie bin ich armer dazu gekommen, unstatthafte Klagen der jetzigen Sachsen in meinem Buche anzubringen, um sie als gegründet vorzustellen? (Bey Gott! ich habe das nicht gethan, Zeuge sey mein ganzes Buch!)

«Sina hat mich (S. 434) von Hermannstadt aus verleitet; man hat mir

a. «falsche, b. entstellte Angaben zukommen lassen, und c. die wichtigsten Data verschwiegen, die dem Ganzen meiner Arbeit (dem politischen Theile, dem *non enti*) eine ganz andere Richtung gegeben hätten.»

Als ich diese Stelle zum erstenmal las, schauderte ich nicht meinet nicht der Sachsen, sondern des Recensenten wegen. Fühlte, dachte der Elende nichts, als er die schrecklichen Worte niederschrieb, um in Leipzig gedruckt zu werden? Nur ein verworfener Schurke verleitet einen andern durch falsche, entstellte, verschwiegene Angaben; nur ein ebenso verworfener Schurke macht solche Beschuldigungen, wenn er sie nicht sonnen-

⁸⁶⁾ Pütter, Johann Stephan, Professor zu Göttingen. * 25. Juni zu Iserlohn (in der Grafschaft Mark), † 12. Aug. 1807 zu Göttingen. MK. — P.

klar beweisen kann. Fürchtet der Recensent nicht, vor dem höchsten Gerichte fiscaliter darüber belangt zu werden? so wie auch noch über andere Stellen, z. B. S. 433, dass die Sachsen ihren bösen Willen bezeigten, statum in statu zu bilden; (mehrerer eingestreuten Anecdoten und beleidigender Persönlichkeiten nicht zu gedencken).

Doch ist hier die Frage noch, ob bei dieser scheuslichen Stelle mehr Malice oder mehr Stupor sey? Denn wo habe ich meine Angaben zu meinem Commentar her? Nicht aus Hermannstadt, sondern 30 Schritte von meinem Hause, aus der hiesigen Bibliothek. Habe ich denn aus MSS. und ineditis geschrieben? Zwei oder drei noch dazu unbedeutende Druckschriften hat man mir aus Siebenbürgen geschickt. In meinem Urkundenbuche S. 125—162 sind einige Novissima; das ist alles im ganzen Buche, was noch ungedruckt war. Aber habe ich eine Zeile Raisonnement darüber angestellt? Sind es falsche entstellte Acten? Recensent beweiße das, oder du hast wie ein Schurke gesprochen! Nimm dich in deiner Lage in Zukunft in Acht vor solchen Schurkereien, junger, weltunerfahner, aber unerhört eingebildeter Mensch! — Das Donaueis, auf dem du gehst ist glatt, und schlüpfrig und dünn!... Lerne praktische Politik!...

Alt Magyar.

Es giebt Nationen, deren bloßer Name eine Art von Schümpfname ist; so: Hunnen, Kalmücken, Hottentoten, Irake; man denckt sich dabei Menschen, die aus ihrer ursprünglichen Unkultur nie herausgegangen sind. In unsern Tagen haben die Franzosen auch den Namen Vandal so herabwürdigen wollen; wie unhistorisch dieses sey, habe ich bewiesen.

Kultivierte Völker, die nicht so kindisch sind, leugnen zu wollen, dass auch sie wie alle Völker der Welt einst rohe Barbaren gewesen, brauchen häufig unter sich selbst einerley Namen zum Ausdruck dieser verschiedenen Perioden.

Einige setzen in der Absicht ihren jetzigen Namen dem Namen ihrer Vorfahren entgegen, z. B. François und Gaulois. — Ein Romanschreiber erzählt: die beiden Morgans Vater und Sohn erschienen in der Gesellschaft; der junge Herr, ein ächter Francois hüpfte wie ein Schmetterling von einer Schönen zur andern; der Alte aber, ein wahrer Gaulois, machte durch seine Dorfmaniren den Damen vieles Lachen. — So wenn Franzosen auf unser deutsches 16 Ahnenwesen recht derb schümpfen, nennen sie es anerie, nicht allemande, nicht germanique, sondern tudesque.

Andere aber setzen dem jetzigen Namen das Wort: alt vor —. So ist in allen deutschen Dialecten das Wort: Altfränckisch üblich. Selbst ein alter Deutscher drückt zwar das Lob von Biederkeit aus jedoch immer mit einer Nebenidee von Roheit und äusserer Unkultur.

Ich habe manchmal das Wort Alt-Magyar gebraucht. Erfunden habe ich es nicht, wie der Recensent sagt. Fast alle Nationen geben sich selbst dergleichen Namen oder ähnliche.

Aber nun höre man, mit welch abgefeimter Bosheit, mit welch krasser Lüge mir derselbe diesen Namen vergiftet! S. 417 nennt er ihn erbitternd. (Ist der Name Alt-Fränckisch erbitternd? — Ich selbst brauche ihn oft, ob ich gleich selbst ein Francke bin). S. 422 lügt er: der Graf Bethlen sey in meiner Bedeutung ein Alt-Magyar. S. 434 lästert er: mit wegwerfendem Tone spräche ich von den Ungarn als Nation unter der Be-

nennung Altmadyaren. Also Madyar und Alt-Madyar wäre mir einerley? Nicht doch, so wenig als Francois und Gaulois, Francke und Altfrancke einerlei ist.

Madyar, Magyar ist mir ein heutiger Ungar mit heutiger ungrischer Kultur. Alt Magyaren nenne ich

- a. die alten Vorfahren von jenen in ihrer Periode der Unkultur bis auf S. Stephan.
- b. auch Magyaren neuerer Zeiten, die aber in der Kultur ihren Zeitgenossen in und ausser Ungarn nicht nachgerückt sind, sondern noch Denckart und Sitten jener rohen Periode würdig, haben.

Alt Magyaren nannte ich S. 9. meines Buchs diejenigen Magyaren die vor 1000 Jahren behaupteten: die Deutschen wären in ihrem Lande blos um jener ihre Lastthiere zu seyn. Alt-Magyaren wird jeder diejenigen nennen, deren Uibelthaten Raby⁸⁷⁾ in seinem Buche vom Justizmord (S. No. 58 der A. L. Z.) beschrieben hat.

Hingegen der Graf Bethlen, der, wie ich aus dem Context schliesse, S. 422, ein würdiger Mann, ein Protektor der Sachsen war, ist kein Alt-Magyar in meiner Bedeutung, (welche schamlose calumnie!) sondern ein Magyar; so wie Montesquieu kein Gaulois, sondern ein Francois war.

17.^{ten} April 1798.

A. L. Schlözer.

Anmerkung: Schlötzers Entrüstung war berechtigt, da ihm Engel, dem er in Briefen manchen wohlgemeinten Rat gegeben hatte, anonym in seiner heftigen leidenschaftlichen Weise rezensiert hatte. Allerdings hatte Schlötzers kritische Methode, speziell in seiner Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen, ihn bei den patriotischen ungarischen Gelehrten in den Ruf eines Magyarophoben gebracht. Die vorstehenden interessanten Ausführungen Schlötzers stellen seine Auffassung in ein ganz neues Licht; nur hatte Engels empfindliches Temperament und seine leidenschaftliche Schreibweise seinem ehemaligen wohlgesinnten Lehrer gegenüber den Konflikt vergrößert.

16.

Wien 14 April 1798.

Hochgeschätzter Freund!

Nachdem ich endlich von den Dalm. Croat. etc. Arbeiten etwas los bin, eile ich mich durch die Nebenlage der angenehmen Pflicht zu entledigen, der k. Gesellsch. der Wissensch. meinen Dank für das übersandte Diplom zu bezeugen. Ich bitte Sie den Aufsatz vorher durchzulesen und wenn Sie nichts darüber zu erinnern finden, ihn sofort bei der k. Societät einzureichen. Den H. k. Astronom (!) Strnad bitte ich auch indessen, bis

⁸⁷⁾ Raby von Raba und Mura, Matthias, * 21. Sept. 1752. — Nachkomme einer böhm. Familie, die zur Hussitenzeit nach Ungarn eingewandert ist. Nach diesen Memoiren schrieb M. Jókai seinen Roman «Rab Ráby». Budapest 1879. 8°, in 3 Bänden. Vgl. Sz. — Justizmord und Regierungsgreuel in Ungarn und Österreich; oder aktenmäßige Geschichte des wegen Toleranz und Menschlichkeit . . . verfolgten . . . von ihm selbst beschrieben. Straßburg 1797. 8°. 2 Bände. (Rez. A.Lz. 1798 I. Bd., Nr. 58.)

ich auf sein höfliches Begleitungsschreiben eigens antworten kann, von meinem Danke für seine Bemühung u. von meiner Achtung gegen ihn zu versichern. Ihr werthes Schreiben vom 7. d. M. habe ich richtig erhalten. Nach einer früheren Nachricht, die ich vom H. v. Zlobitzki einzog, sollen Sie ja bald hieher kommen, u. ich wartete schon auf Sie mit Verlangen, allein, wie ich aus Ihrem Briefe schliesse, vergeblich, weil Sie nichts hievon erwähnen. Indessen warte ich mit Vergnügen auf Ihre Bemerkungen über mein Buch u. werde Ihnen sodan auch diejenigen mittheilen, die ich vom Verf. der hist. kritisch. Nebenstunden erhalten habe. Für die Nachweisung der Stellen über die *Ungria nigra*, welche ich an einem Orte benutzen werde, sage ich schuldigen Dank: ich werde dieselben auch mit dem vergleichen, was in der *bibliotheca maxima Patrum*⁸⁸⁾ vorkommt. Der Bischof Verhovatz komt zu Ende d. M. selbst hieher, u. dann will ich ihn kräftig an die Erfüllung seines Versprechens erinnern, wozu Sie Veranlassung noch dringender geben könnten, wenn Sie einen Brief an ihn mit dem kurzen Titel: à S. Excellence Mr. Maxim de Verhovatz⁸⁹⁾, évêque de Zagrab, Pl. Tit. schreiben u. dan mich benachrichtigen, dass ich ihm denselben übergäbe. Realisieren Sie dan bald ihren Plan hieher u. nach Ungarn zu reisen: dann wollen wir hierüber so manche Gegenstände der Literatur uns mündlich besprechen.

Ich geharre mit ächter Hochachtung

Ihr ergebenster Verehrer u. Fd.

Engel.

17.

G. 3. Juli 98.

Endlich ist Ihr gelehrtes Werk und schönes Geschenk an die Societät angekommen; ich habe es sofort den Mitgliedern vorgelegt, und im Nahmen der ganzen Societät bin ich befehligt, Ihnen den grössten Dank dafür zu sagen. Es steckt unendlich viel gelehrter Fleiss und Scharfsinn überall, wo man blättert. Für eine Anzeige will ich sorgen, so gut ich kan; so will ich auch für Herrn Jekels⁹⁰⁾ Büchlein sorgen. Major Schwarz⁹¹⁾ haben wir erst im Anfang Junius auf einen Tag bey uns gesehen, er hat mir das von Ihnen Mitgegebene zugestellt, und rühmt sehr ihre Güte.

Wenn der Philosoph spricht: sobald du Mensch bist, musst Du denken, dass du zum Leiden gebohren bist; so muss sich das jeder Schriftsteller, noch mehr ein Geschichtsschreiber, zumal ein pragmatischer, selbst sagen: sobald du Geschichte schreibst, hast du Widerspruch, Verdross, Verfolgung zuerwarten. Ganz abwenden lassen sich die Übel nicht; durch Mässigung, Vorsicht, Klugheit lassen sie sich vermindern. Ich glaube es also gern, was Sie erfahren; noch mehr bey solchen Nationalvorurtheilen, als die Ungarn haben.

⁸⁸⁾ *Maxima bibliotheca veterum patrum et antiquorum scriptorum ecclesiasticorum primo a Margarino de la Bigne edita . . . hac taridem editione locupletata. Lugduni 1677—1707. fol.*

⁸⁹⁾ Verhovac vgl. oben N. 14, N. 79.

⁹⁰⁾ Jekel, Franz Josef, Hofagent. St. Vgl. N. 26.

⁹¹⁾ Schwarz (Major) vgl. N. 13, N. 72.

Vermuthlich werden Sie nun einen neuen Stand mit Jena, wegen Ihrer Recension haben. Nur eines oder das andre: entweder ganz schweigen, oder kaltblütig und derb, nur kein halb Thun.

Von der Besorgnis eines allgemeinen Vandalismus sind wir noch nicht befreit; eher wächst die Furcht mit jedem Jahre. Wir halten das Rad der Dinge in der Welt nicht auf, sehen auch nicht, wo sein Lauf wieder still stehen soll.

Ich beharre aufrichtig ergeben

H(eyne).

Aussen: An Herrn von Engel, k. k. Censor in Wien.

18.

Prag 4. Nov. 1798.

Werthester Freund.

Ich bitte diese Zeilen für keine Antwort auf Ihren Brief vom 14. April anzusehen. Meine Nachlässigkeit würde zu sehr in die Augen springen. Diessmal eine Anfrage: In Kohlii⁹²⁾ *Introductio in Hist. et rem litt. Slaurum* werden p. 58. folgende Worte aus Thurozii *Kron. citirt*: *Itemque Slaui districtus de Lipena — ad fidem erat conversus — cui sacerdotes catholici secundum translationem B. Hieronymi Doct. — sacramenta ministrabant.* In der Note (f) wird angegeben: *Cap. XLVII p. 108. script. rerum Ungar. Francofurti 1600 fol.* Ich schlug Schwantners Ausgabe nach, kann aber die Stelle nicht finden. Wie verhält sich nun die Sache? Wo liegt Lipena? in welche Zeit fällt diese Bekehrung? Wissen Sie sonst noch etwas von *sacerdotibus secundum translationem B. Hieronymi*. Helfen Sie mir diesen Umstand aufklären. Sie sollen wissen, dass ich Ihre *Gesch. von Kroatien*⁹³⁾ mit Vergnügen und Nutzen lese, aber auch auf manche Stelle stiess, die mir nicht richtig zu seyn scheint. Erlauben Sie also einige Anmerkungen.

S. 148. Zeile 2 von unten: heilige Schrift — es soll heissen da Neue Testament. Der Catechismus, den ich in der Böhm. Litt. angezeigt habe, ist nicht in 4., führt auch einen andern Titel. Was Sie anführen, scheinen Melanchtons *loci theologici* zu seyn. Nautze ist wohl ein Druckfehler.

⁹²⁾ Kohl, Johann Peter, Theolog und Polyhistor. * 10. März 1698 in Kiel, † 9. Okt. 1778 in Altona. A.B. *Introductio in historiam et rem litter. Slavorum . . . Altonaviae 1729.* 8°. Das Zitat aus der Thuróczy'schen Chronik ist richtig, nur ist die Ausgabe von Jacob Bongars (nicht Schwandtner) gemeint. Beim Joh. Georg Schwandtner: *Scriptores rerum Hungaricarum . . . Tyrnaviae 1765.* 8°. 3. Vols, steht die Stelle im 1. Bde. S. 316, Kap. 48 und lautet: «*De Baptizatione quorundam Sclavorum.*» «*Item Sclavi, districtus de Lipna (Chr. Rud. Lippua), durae cervicis populus, ad fidem erat conversus et baptizatus; cui Sacerdotes Catholici, secundum translationem Beati Hieronymi, Doctoris sanctae matris Ecclesiae, Sacramenta Ecclesiastica ministrabant: sed nunc, ut narratur, in apostasiam, et pristinum errorem sunt relapsi, et multo pejores effecti.*»

⁹³⁾ Engel, Staatskunde und Geschichte von Dalmatien, Croatien und Slavonien, nebst einigen ungedruckten Denkmälern Ungarischer Geschichte. Halle, Joh. Jacob Gebauer. 1798. 4°. (II. Teil der Geschichte des Ungarischen Reiches und seiner Nebenländer.) Rez. G.A. 1798, S. 1762.

S. 162. Z. 4 von unten: von mehr als 5 Sprachen — Am Titel steht *quinque nobilissimarum Europae linguarum*. Für S. Exc. den Grafen Szechény habe ich ein Exemplar zu Leipzig vor 3 Jahren erhalten. Zu Prag 1605. kam noch das Böhmisches und Polnische hinzu von Petrus Loderkerus in quer 4 und einzelne Indices. H. Zlobicky hat vermuthlich diese Auflage.

S. 225. *paganía* ist nicht von *pagan*, sondern von *pagus*, *paganus*.

S. 452. Constantin Porph. versichert, dass sie Oberhäupter von Franken unter sich — diess sagt Const. Porph. nicht, sondern er nennt die 5 genannten Brüder, die in einem Lande wohnten, das unter fränkischer Oberherrschaft war. Nach meinen Untersuchungen mussten sie damals im südlichen Theile v. Mähren und Böhmen wohnen — und so kommen sie den Kärnthnern (den Winden) nahe, denen sie auch in der Sprache am nächsten kommen. cf. Fort. Durich *Bibl. slau.* p. 212, auch Dobners Auslegung der Worte des Const. Porphyrogenitus.

S. 464. soll der h. Iwan. Das Benediktinerkloster unter dem Felsen verehrte anfangs den h. Iwan (Johannem Baptistam). Der Name Ivan erhielt sich, aber die späteren Böhmen nennen Johann nicht mehr Ivan, sondern Jan. Daher entstand die Fabel von einem Croatischen Ivan, von dem die wahre Gesch. nichts weis.

S. 472. Das slaw. Missal und Brevier — 1537 — zu Fiume. Sollten diese Data wohl richtig seyn? 1528 ward in 4. zu Venedig das Missal gedruckt, aber kein Brevier. Zu Fiume war nie eine *glagol.* Druckerey. Mir wäre es lieb, wenn Sie bessere Nachrichten davon hätten, allein ich zweifle sehr.

S. 473. in Slawisch-russischer Mundart — russisch ist wegzustreichen. Karaman richtete sich zwar nach der slawischen Bibel, wie sie in Russland gedruckt ward, allein nicht nach der russischen Mundart. Die Kirchenbücher der Russen sind ächt slawisch, nicht russisch.

S. 446. (die nicht wie Hajek, Dobner, Dobrowsky ihr Urtheil durch Kritik geläutert haben). So? Allerliebste. Ich danke für diess Compliment.. Dobner widerlegt den Hájék auf jeder Seite, ich nannte ihn einen Fabelhans und jetzt kommen wir in seine Gesellschaft. Wen hatten Sie wohl im Sinne, vielleicht Pelzel⁹⁴⁾ oder Pubitschka⁹⁵⁾ oder Voigt?

S. 490. sollen die *pelles cunicularum* wirklich Marderfelle seyn? Kuna ist wohl im Slaw. ein Marder, aber im Lateinischen sollte man an *cuniculos*, Kaninchen, denken. Allein hierüber streite ich nicht; es muss aus der Gesch. selbst erhellen, ob Sie es getroffen haben.

Für diessmal genug. Ich muss doch einmal auch den 1. Theil durchlaufen, um mein Versprechen zu erfüllen. Aber wie viel leichter liesse sich diess alles mündlich abthun. Leben Sie wohl.

Ich bin mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr

Ergeb. D. und Freund
J. Dobrowsky.

⁹⁴⁾ Pelcl (Pelzel), Franz Martin, böhm. Historiker. * 11. Nov. 1734 in Reichenau a. Kn., † 24. Febr. 1801 in Prag. O.

⁹⁵⁾ Pubička (Pubitschka), Franz, böhm. Historiker. * 19. Aug. 1722 in Komotau, † 5. Juni 1807 in Prag. O.

Die vorausgeschickte Litteratur ist reich und instructiv und es ist grosser Gewinnst, dass die Gesch. Kroatiens in Ihre Hände gerieth. Wenn ich nun sagte, Diocleas⁹⁶⁾ und Engel haben ihr Urtheil durch Kritik geläutert, wie würden Sie lachen oder gar zürnen. Und nun Hájék und Dobrowsky, wie kann ich Ihnen dies verzeihen? Ich fordere eine Ehrenrettung.

Die Beylage ist von Hrn. Strnad.

19.

Den 2. März 1799.

Theuerster Freund.

Wenn Sie mir meine Saumseligkeit nachsehen wollen, so verbinden Sie mich freylich von neuem durch Ihre Güte. Wo nicht, so muss ich mich bessern und öfter schreiben. Sie erhalten vom H. Pr. Zlobitzky⁹⁷⁾ ein Exemplar von meiner Abh. über die Bildsamkeit der slaw. Sprache, welches ich, da es Ihnen nicht nützen kann, bey Gelegenheit an Hrn. D. Samuel Gyarmathi auf sein ausdrückliches Verlangen zu übersenden bitte. Sr. Excellenz dem Bischof Verhovacz will ich öffentlich danken, womit Sie mich entschuldigen können, wenn es unhöflich scheinen sollte, dass ich nicht schon schriftlich dankte. Sein Brief hat mir viele Freude gemacht.

Die Erklärung der Stelle in Thurotz ist sehr befriedigend. Sie erlauben jedoch, dass ich Gebrauch davon machen kann.

Die Jahrzahl 1537 bei Bomman⁹⁸⁾ ist gewiss ein Druckfehler anstatt 1527. Seine Nachricht mag richtig seyn, nur das Fatta a Fiume muss von der Anschaffung und Verfertigung der Lettern, nicht aber von der Presse, da man sich die Auslage ersparen wollte, verstanden werden. Man schickte den ganzen Apparat nach Venedig (so vermuthet ich) und liess das Missal dort drucken. S. Fort. Durich⁹⁹⁾ Bibl. Slav. p. 192. Alter über Georgianische Litt. S. 274. Die Beschreibung des Azbukvidarii von Durich werden Sie auf der kais. Bibliothek finden oder Alter¹⁰⁰⁾ wird Ihnen Auskunft geben können. Ein Exemplar von dem Bindonischen Missal¹⁰¹⁾ ist auch zu Pest in der Universitätsbibliothek. Nächstens will ich es auch hier nachsehen und den Vorbericht genauer untersuchen, wenn einer da ist, woran ich fast zweifle. Ich hatte das Buch schon lange nicht in Händen.

⁹⁶⁾ Presbyter Diocleas (pop. Dukljanin), Chronist. Schrieb in den Jahren 1143 bis 1153. O.

⁹⁷⁾ Zlobický, Josef Valentin, vgl. oben N. 10, N. 63.

⁹⁸⁾ Bomman, Gianantonio: Storia civile ed ecclesiastica della Dalmazia, Croazia e Bosna. Venezia, Locatelli. 1775. 8°. Vol. 1. 2.

⁹⁹⁾ Durich, Václav (n. m. Fortunat), böhm. Schriftsteller und Slavist. * 28. Sept. 1735, † 31. Aug. 1802. Bibliotheca Slavica antiquissimae dialecti communis et ecclesiae universae Slavorum gentis I. Vindobonae 1795. 8°. O.

¹⁰⁰⁾ Alter, Franz Carl, Über georgianische Literatur. Wien, Thomas Trattner. 1798. 8°.

¹⁰¹⁾ Missale Romanum, auf Veranstellen des Fra Pavaš von Modruša, Priester des Franziskaner-Ordens, Venedig, bei Bindoni und Mafas Pasyni. 1528. 4°. Vgl. Šafařík, Paul Josef: Geschichte der südslavischen Literatur . . . hrsg. von Josef Jireček. I. Prag 1864. 8°. S. 173, N. 41.

Den Zweifel über *cuniculas* haben Sie ganz gehoben. Sie müssen das Latein ihrer Urkunden freylich besser können, als ich oder ein Anderer. Es war auch nur ein Zweifel.

Über die russischen (d. i. scythischen, worunter finnisch, lithauisch etc. nur nicht slawisch gehört) Benennungen der Wasserfälle am Dniepr will ich gelegentlich auch mein Heil versuchen; auch das russische *joza* bey Moses Choren. S. Durich B. Slaw. p. 253 ist aus dem scythischen — zu erklären. Es ist ihr ungarisches *wiz*, anders ausgesprochen. Nicht nur die Donau hat seinen alten Nahmen *Ister*, sondern auch andere Flüsse z. B. *Visla* den ihrigen von *is*, *wez*, *wiz*, welche Wurzel sich in finnischen Sprachen noch erhalten hat. Das Wort ist auch thracisch, wallachisch, alt preussisch, d. i. scythisch — denn das allgemeine in diesen Sprachen macht gerade das scythische aus, nicht aber das besondere. Die Türken nennen den Dniester *Turla Suji* (*Su* ist Wasser), wem fällt hier nicht *Tyras* der Griechen ein, den Dniepr aber *ozy suji*, also ist *joza* bey Moses Choron. eine alte scythische Benennung eines Flusses überhaupt, die sich bey den Türken (Tataren) noch erhalten hat. Denkt man noch an *Weser*, *Visurgis*, *Iser* (böhm. *Gizera*), so ist *wez*, *wiz*, *uz*, *joz*, *is* sehr ausgebreitet gewesen. Ueberhaupt wenn man die Nahmen der Flüsse analysirt, so wird aus dem *nomine proprio* zuletzt ein *appellativum*, allein man kann nicht gleich ausschliessend sagen, z. B. der Nahme *Visla* (die Wurzel *vis* betreffend) ist slawischen Ursprungs. Ich muss also selbst einst meine *Abh.* über die Benennung der *Weichsel* widerlegen. Der Nahme ist doch mehr finnisch als slawisch, nur der Ausgang *la* ist von den Slawen etwa hinzugekommen. Allein da schon *Pomponius Mela* *Visula* schreibt — so kann nicht einmal dies behauptet werden, ausser unter der Voraussetzung, dass die Slawen schon im 1. Jahrh. die *Weichsel* erreicht hätten, woran jedoch sehr zu zweifeln ist. Vor *Hermanrichs*, des *Gothen*, Eroberungen sind die Slawen noch nicht einmal am *Dniepr* — die deutschen *Venedae* des *Tacitus* haben viele irre geführt und *Jordanes* müsste besser commentirt werden.

Ihr
Ergebenster

J. Dobrowsky.

v. Prag

Hrn. Hr. Christian von
Engel k. k. Censor

zu

Wienn.

20.

Wien 2. Mai 1799.

Hochgeschätzter Herr u. Freund.

So wie ich Ihnen für das übersandte Exemplar Ihrer schönen *Abhdlg.* über die *Bildsamkeit* der slawischen Sprache danke, eben so hatte ich, da eben *H. D. Gyarmathi*¹⁰²⁾ mit dem 7 bürgerl. Grafen *Gregor Bethlen* hier anwesend ist, Gelegenheit, ihm das bestimmte Exemplar zu übergeben, wofür er in der *Anlage* seinen Dank abstattet.

¹⁰²⁾ *Gyarmathi*, vgl. N. 15. 81.

Ich werde trachten, Ihre Gefälligkeit durch ein Exemplar von den *Vindiciis Anonymi Belae R. Not.*, welche eben unter der Censur der hung. Hofkanzley sind und freilich erst herauskommen sollen, zu erwiedern.

Dürfte ich so frey sein, Sie zu bitten, dass Sie Sr. Excellenc dem Bischof Mxl. Verhovatz zu Agram auch indessen, bis es öffentlich geschehen kann, in einem Privatschreiben grade nach Agram danken wollten? Ich habe jetzt keine Gelegenheit, ihm das Verlangte zu melden, indem ich noch nie im Briefwechsel mit ihm stand, er sich auch wie viel andere von der Literatur zurückziehen scheint. Von der Erläuterung der Thuroz'schen Stelle Gebrauch zu machen, steht ganz in dero Belieben. Aber werden Sie mir auch eine andere Kühnheit verzeihen? Ich habe in den Literar. Ung. Anzeiger, den Prof. Schedius¹⁰³⁾ zu Pesth herausgiebt, das was das hier nebenliegende Probeblatt enthält, einrücken lassen, aus Ihrem Briefe an H. Zlobitzki. Es schien mir so lehrreich für unser — besonders Ober-Ungrisch-Slawisches Publicum, dass ich es auf mich nahm, das Factum bey Ihnen zu entschuldigen. Dürfte ich auch nicht als Fortsetzung jenes einschalten lassen, was Sie in Ihrem Briefe vom 2 März d. J. über Joza, Wiz u. Wisla so scharfsinnig anführen?

Die Ankündigung Ihres böhm. Wörterbuches bin ich eben im Begriff nach Pesth zu schicken, um das Unternehmen durch den Lit. Anzeiger auch in Ungarn bekannter zu machen.

Ihre Erinnerung über Bomman¹⁰⁴⁾ vom Druck des cyrill. Missale will ich gelegentlich benutzen und indessen an den Rand meines Exemplars schreiben.

Nächstens sollen im Literar. Anzeiger meine Prolegomenen zur Slawischen Geschichte als Probe um dem Urtheil der Kenner vorgelegt zu werden, erscheinen: Ich führe Sie daselbst oft an, wünsche aber von Ihnen über manches z. E. über ihre endliche Meinung vom Ursprung des Namens Serwier oder Srowe, Sorabi zu erfahren. Sobald die Blätter erscheinen, so mache ich mir das Vergnügen, sie Ihnen zur Censur zu übersenden. Einen zweiten Censor will der Erzbischof von Stratimirowitsch¹⁰⁵⁾ machen.

Auch das weitere Serwische Geschichtswesen bearbeite ich nun fort für den 2^{ten} Theil der Ungar. Geschichte; fürchte aber, leider! durch eine langwierige und bedenkliche Censur noch lange in der Herausgabe jenes 3^{ten} Theiles aufgehalten zu werden.

Ich schreibe diesen Brief ohne zu wissen, wie bald er Ihnen zukommen kann. Leben Sie recht wohl und beschenken Sie uns bald mit dem ersten Stück der Slawinischen¹⁰⁶⁾ Monathsschrift. Stösst mir irgend wo auch etwas auf — was ich nach meiner geringen slaw. Sprachkenntnis zu neu

¹⁰³⁾ Schedius, Ludwig (Johann), Literarischer Anzeiger für Ungarn. Pest 1798 bis 1799 (nicht mehr erschienen). Sz.

¹⁰⁴⁾ Bomman vgl. N. 19, N. 98.

¹⁰⁵⁾ Stratimirovič, Stjepan, Metropolit von Karlowitz. * 27. Dez. 1757 in Kulpin, † 4. Okt. 1836 in Karlovitz. O. u. W.

¹⁰⁶⁾ Dobrovskys «Slavin. Botschaft aus Böhmen an alle slavischen Völker, oder Beiträge zur Kenntniss der slavischen Literatur nach allen Mundarten (6 Hefte in 1 Bd.), erschien erst im Jahre 1808 in Prag; die darauf gesetzten Hoffnungen und Projekte sind daher unerfüllt geblieben. Vgl. auch die N. 21.

od. anders zu bemerken glaube: denn Interdum et olitor est opportuna locutus, so wollte ich es nach Ihrer Prüfung und Kritik ebenfalls für jene Monathsschrift widmen.

Ihr

ergebenster

Christ. Engel m/p.

21.

Wien den 7 December 1799.

Hochgeschätzter Freund!

Dass ich ein so langer Schuldner mit meiner Antwort auf Ihr letztes angenehmes Schreiben bleibe: daran ist die Saumseligkeit dessen Schuld, der von mir den Auftrag gehabt hat, die beyfolgenden Stücke des (nun leider erloschenen) U. Lit. Anzeigers für mich zu besorgen. Schon lange hatte ich den Vorsatz, Ihnen diesselben zuzuschicken und die darin enthaltenen Servica Ihrer Prüfung zu unterziehen. Da das Werk noch im Ganzen nicht gedruckt ist: so kann ich noch immer von Ihrer gütigen Erinnerung und Zurechtweisung Gebrauch machen. Besonders vertitur cardo rei in der Etymologie des Worts und Namens: Serbier.

Dieser Winter wird von mir ganz mit Servischen Forschungen zugebracht. Materialien habe ich glücklicherweise viele, zum Theil seltene zusammengebracht. wenn mich nur nach Vollendung des Werks nicht etwa die Censur der hung. Kanzley aufhält oder gar die Herausgabe hintertreibt: weil gewisse Leute es gar nicht leiden können, dass man über das bisher dunkel gehaltene Licht verbreite.

Unter anderm habe ich das Gesetzbuch des Servici Imp. Stephan Duschau vom J. 1340 übersetzt, mit Hilfe einiger hiesigen schriftgelehrten Serwier. Das Ganze ist für die Sprache, sowohl als für die Culturgeschichte der Slawen gar sehr merkwürdig. Erriethen Sie wohl, was das heisse Belatz? Sztoikovich selbst wusste es nicht: aber der Bischof Avacumovich hats mir erklärt. Belatz — ein Weisröckler ist ein Laye, im Gegensatz der Schwarzröckler, der Geistlichen. Die Serwier gingen meist in groben ungefärbten weissen Wollentuch einher.

Wie steht es denn mit ihren Slavinis¹⁰⁷? Wollte Gott, Ihr Lexicon wäre schon fertig und es käme einmahl die Reihe an die Slavina. Ich würde Ihnen gern zum Einrücken hinein eine Übersetzung des Serwischen Gesetzbuches schicken. Bemerkten Sie etwa einige Fehler nach Ihrer ausgebreiteten Sprachkunde, so gewänne ich und das Publikum durch deren Verbesserung. Was sagen Sie dazu: Würden Sie dies Stück aufnehmen, corrigiren u. nach Belieben Sprach- u. Sach-Anmerkungen hinzufügen?

Ihr Antrag gleich im ersten Heft der Slavinen über meinen ersten Theil der Ungr. Geschichte ein literarisches Gericht ergehen zu lassen, hat meinen ganzen Beifall. Wenn auch mein liebes Ich dabey verlöhre: so wird doch die Literatur dabey gewinnen und diess ist mein einziger Wunsch. Schon jetzt hätte ich vieles im ersten und zweiten Theile selbst zu verbessern, allein diess kann in einer einstmahligen neuen Auflage ge-

¹⁰⁷) Über Engels Hoffnungen und Projekte in bezug auf Dobrovskys Slavin s. auch die N. 20, N. 106.

schehen, für welche ich dann auch Ihre Bemerkungen mit verbindlichem Danke benutzen werde.

Auf Ihr Lexicon freue ich mich mit literarischem Heisshunger. Ich habe Ihr Böhm. Lexikon¹⁰⁸⁾ hie und da mit Erfolg bei Erklärung schwerer Serwischen Wörter zur Entdeckung des Altlawischen Wurzelworts gebraucht.

Der Tod des H. Strnad hat mich betrübt: er schien ein sehr höflicher, für die Wissenschaft eingenommener Mann zu seyn. Werden Sie ihm wieder einen Sekretär von gleichen Eigenschaften zum Nachfolger geben können?

Erfreuen Sie mich bald mit einer Antwort und lassen Sie in diese recht viel von Ihnen und Ihren literarischen Unternehmungen, wie auch etwas vom jetzigen Zustand der kgl. Gesellschaft einfließen. Für ihre werthe Abhandlung von der Bildsamkeit¹⁰⁹⁾ der Böhmischn Sprache habe ich, glaube ich, schon gedankt, wiederhohle aber diesen Dank noch gern einmahl.

D. Gyarmathi komt in ein paar Wochen wieder nach Wien. Zu seinen Slavicis hungarizatis habe ich ihm in der Eile eine Vorrede aufgesetzt, worüber ich zu seiner Zeit mir Ihr Urtheil ausbitten werde.

Ganz

Ihr ergebenster Verehrer
u. Freund

Engel m/p.

22.

Joannes Chrysostomus Hannulik¹¹⁰⁾
Joanni Christiano Engel

Singularis humanitas tua, quam per iter Karoliense mihi domi meae exhibuisti, postulabat, ut eam tibi Viennae rependerem, maxime quod me id facturum etiam in praesentia tibi recepissem; verum temporis augustiae, quibus constringebar cum iam Vacium mense Septembri venissem, ab itineris continuatione prohibuerunt.

Ad eam urbeculam sodales instituti nostri confluximus, ut in conventu hoc moderator provinciae more, institutoque sodalitiū eligatur, ubi cum me conventus suffragia eorum comitiorum nostrorum secretarium, uti dicimus, esse voluissent, actorum in chartas consignatione sic mihi mora iniecta est, ut prorsus de via Viennensi cogitare nequiverim, vixque ipsos consanguineos, qui in eadem urbecula habitant, invisere potuerim.

Inde ergo, tum Pestino, ubi etiam mora trahenda aliquot dierum fuit, revertendum huc fuit, ut ad faciendas in Gymnasio hoc praelectiones pro-

¹⁰⁸⁾ Dobrovskys «Deutsch-böhmisches Wörterbuch. I. Teil, A—K, erschien 1802 in Prag; der II. Teil, wovon D. nur mehr die Buchstaben L und M revidiert hatte, die weitere Redaktion aber Anton Jaroslav Puchmajer und später Václav Hanka besorgte, erschien erst 1821 in Prag.

¹⁰⁹⁾ Dobrovsky, Josef: Die Bildsamkeit der slavischen Sprache an der Bildung der Substantive und Adjektive in der böhm. Sprache dargestellt (1799). O.

¹¹⁰⁾ Hannulik, Johann Chrysostomus, Piarist u. Gymn.-Direktor in Nagy-Károly. * 22. Juli 1745 in Predmier (Com. Trentschin), † 3. Sept. 1816 in Nagy-Károly. Sz.

fessoribus nihil deesset, quas exordium scis accipere in Hungaria 1^a 9^{bris}. Ne quid enim huiusmodi desit, id directoribus providendum est, multo ante.

Caeterum animi mei voluntas, qua te coram venerari Viennae cupiebam, satis ostendit, quanti tuum Karolini ad me aditum fecerim, pro quo nunc etiam ago gratias, petoque, ut in posterum literarum scriptione hanc erga me humanitatem retineas, qui doctorum hominum cultor, observatorque sum eximius, velis hanc meam observantiam etiam celebri viro, omnibusque laudibus digno declarare Kellero^{110a}), cuius adeo memor Koppi¹¹¹) noster ad aeterna abivit, et in cuius ore nomen Kellerei melle ipso dulcius fuit, quoad vixit.

Libenter adderem ad epistolam novi aliquid, si haberem, sed horum ferax non est haec regio. Nuper ad me allatus est tomus 21^{us} Historiae Katonaianae, in quo res gestae Francisci feliciter regnantis comprehenduntur, vehementer hominis huius conatus Patriae rebus impensos aestimavi semper, fortasse etiam propterea, quod virum modestum esse scirem, itaque ut animum meum erga tot eius labores prodam, scripsi hoc breve carmen¹¹²), quod ad te mitto propterea, ut tu quoque alioquin historiarum conditor viri huius honori servias et ephemeridibus Hungaricis, quas ad eum perferri collocam, poteris censor cognoscere, iubeas inseri. Amore literatorum facient id scriptores ephemeridum patriarum, qui cum ipsi in literatorum census sint, profecto ornare virum non desinent, de historia nostra bene meritum. Pro hoc tuo beneficio et ego tibi agam gratias et ille cognoscet, carmen tuo consilio et opera in ephemerides esse illatum.

Quid vero de praeside literarum in Hungarica Universitate intelligis? Estne spes, ut Comes Szétsényi praeficiatur? Aut effluxitve iam ad notitiam vestram arcanis illis mutationibus aliquid, quae accident in systemate studiorum nostrorum? Multo, quam illae eveniant, antea iis essent publicandae, qui in literatum traditione versantur, ut tanto apparatus accedat ad eas docendas. Vellem tibi virum esse notum nostri ordinis Ketskemetini natum, qui in convictu Theresiano Viennensi linguam et literaturam Hungaricam docet.

Si nondum rei rumor pervenit ad vos, habet Szigethum superiori mense 9^{bris} flammis afflictum, ubi nostri quoque instituti, collegium et templum exustum est.

Si Excellentissimus cancellarius Teleki adhuc ignorat, operae pretium est eum scire. Telekii enim in Marmatia non parva possident. Cancellario Samueli verbis meis demissam venerationem dicito, cuius ego devotissimus cultor sum; in vero fac, ut me in censu tuorum habeas, vale.

Cum tempus se offeret, mittam ad te medici huius provinciae opus-

^{110a}) Keler, Sigismund, Appellations-Rat in Wien. * 1742 in Preßburg, † 1809 in Wien. W. — Sz.

Keler, Gottfried Sieb, Hofkanzlei-Registrator und Geschichtsforscher. * 1745 in Preßburg, † 9. Okt. 1807 in Wien. W. u. Sz.

¹¹¹) Koppi, Carl (Josef), Piarist und Professor. * 26. Febr. 1744 in Waitzen, † 6. April 1801 in Nagy-Károly. Sz.

¹¹²) Hannuliks Gedicht auf Katona scheint im Drucke nie erschienen zu sein. Vgl. Sz. Katona, Stephan, vgl. oben N. 9, N. 48.

culum¹¹³): *Coniecturas de sedibus et lingua Hungarorum*. Mirus hic homo est, qui praeter Europaeas linguas, orientis quoque: Arabicam, Hebraeam, Turcicam et plures alias, tum Aethiopicam quoque intelligit. Ex hac pleraque Hungaria deducit. Mense 7^{br} opusculum Pestini prodiit. Vir hic oravit me, ut ex te cognoscam, num Göttingae typi harum linguarum habeantur et nominatim Aethiopicae. Nam ut Viennae inveniri possint dubitat.

Dabam M. Karolini 15^{ta} Decembris 1802.

23.

Hochwohlgebohrner Herr Consistorial-Rath, Hochzuverehrender Herr!

Der Herr Baron von Nicolay¹¹⁴), der im verwichenen Januar seine Stelle als Präsident der Kayserlichen Akademie der Wissenschaften niederlegte, hat den 23^{ten} März durch seinen Nachfolger, den Herrn Kammerherrn v. Nowosilzof¹¹⁵) der akademischen Conferenz Ew. Hochwohlgebohren Schreiben vom 5^{ten} März n. St. nebst dem Briefe des H. Grafen Széchényi vom 28^{ten} Nov. v. J. in Begleitung der drey Bände seiner Ungarischen Bibliothek¹¹⁶) und der von Ihnen herausgegebenen und vermehrten *Vindiciarum*¹¹⁷) anonymi Belae regis notarii vorgelegt.

Die Akademie hat diesen neuen Beweis von dero gütigen Aufmerksamkeit gegen dieselbe mit erneuerter Dankbarkeit aufgenommen, dabey aber hat sie bedauert, dass die Bezeugung ihrer ganz besondern Erkenntlichkeit für den ihr voriges Jahr zugesandten und ihr zugeigneten dritten Theil von dero Geschichte des Ungrischen Reiches nicht zu Ihnen gelangt ist. Der H. v. Nicolay an welchen Ew. Hochwohlgebohren damals auch geschrieben, hatte es auf sich genommen Ihnen selbst den Dank der Akademie für die ihr erwiesene Ehre zu erkennen zu geben. Da er aber bald darauf krank ward und nach seiner Genesung eine Reise nach Finnland vornahm, wo er sich den ganzen Sommer aufhielt, muss die Sache bey ihm in Vergessenheit gerathen seyn.

¹¹³) (Thomas, Ernst Ferdinand), Oberarzt des Szatmarer Com. * in Pest. Sz. *Coniecturae de origine, prima sede, et lingua Hungarorum*. Pestini 1802. Typ. Franc. Jos. Patzko. (Dorne ist ein lat. Gedicht des Joh. Hannulik auf Ferdinand Thomas.) Pe. u. Sz.

¹¹⁴) Nicolay, Ludwig Heinrich, Baron von. * 1737 in Straßburg, † 1820 in Monrepos in Finnland. O.

¹¹⁵) Novosilčov, Nikolaj Nikolajevič, * 1762, † 1838 in Petersburg. O.

¹¹⁶) (Tibolt, Michael): *Catalogus bibliothecae hungaricae Francisci comitis Széchényi*. Sopronii 1799—1807. 8°. 7 Vols.

Tibolt (Tibolth), Michael, * 26. April 1765 in Steinamanger, † 5. April 1833. Vgl. Sz.

¹¹⁷) Cornides, Daniel: *Vindiciae anonymi Belae regis notarii editae, auctae a J. Christ. Engel*. Budae 1802. 4°. Typis univers Pestanae. G.A. 1805, S. 1305.

Engel, Geschichte von Serwien und Bosnien, nebst einer Fortsetzung der Denkmäler Ungrischer Geschichte und der historischen Literatur der Ungr. Nebenländer. Halle, Joh. Jac. Gebauer. 1801. 4°. (III. Bd. der Gesch. des Ungrischen Reichs.) G.A. 1805, S. 1345.

Diese ohne Schuld der Akademie versäumte Pflicht so viel möglich wieder gut zu machen, ist nun meine Schuldigkeit und ich erfülle solche, indem ich Ew. Hochwohlgebohren die Versicherung gebe: dass die Akademie jene ihr von einem so berühmten, thätigen und geschätzten Geschichtsforscher gewordene Zueignung mit allen den Merkmalen von Achtung und Erkenntlichkeit aufgenommen habe, die ihm gebühren und dass sie mir aufgetragen hat Ihnen solches ungesäumt zu erkennen zu geben.

Ich erfülle diesen Auftrag mit um so grösserem Vergnügen, da er mir eine erwünschte Veranlassung darbietet, Sie der grossen Hochachtung zu versichern, mit der ich die Ehre habe zu seyn

St. Petersburg den 3^{ten} April 1803.

Ew. Hochwohlgebohren
ergebenster Diener

N. Fuss¹¹⁸⁾

Russisch kayserslicher Etatsrath, Ritter des
Annen-Ordens u. beständiger Secretär der
Kaysersl. Akad. d. Wissenschaften

24*).

Wenige Augenblicke vor meiner Abreise, werthgeschätztester Freund, bekam ich Ihr Billet; es rührte mich tief, weder Sie noch den kleinen Alexander¹¹⁹⁾ vor jetzt sehen zu können; man sagte mir, dass Sie auf dem Lande leben, ich wusste nicht wo und meine Zeit war zu kurz. Ueberhaupt ist mir sehr leid, dass wir uns nicht öfter sehen, aber beyde sind wir arbeitvolle Menschen, dabey war ich oft abwesend und am wenigsten dachte ich, dass das Schicksal uns trennen würde. Seyn Sie versichert, dass ich die reinste Hochachtung für Sie mit in die fremden Länder nehme. Es ist uns nicht erlaubt, einander je Fremde zu werden; da Sie mich zu dem Pathen Ihres Sohnes baten, gaben Sie mir ein Recht, welches ich mir nicht nehmen lasse, von Ihnen und seinen Schicksalen jederzeit mich wohl zu unterrichten. Wir schreiben uns also von Zeit zu Zeit. Geben Sie mir auch von Ihren anderen Kindern, den litterarischen, so wie eines zur Welt kömmt, Nachricht. Ich werde Ihnen meine Theilnehmung auf alle Art beweisen und kan es in Zukunft wol besser thun. Den 3^{ten} Theil¹²⁰⁾ der ungarischen Geschichte habe ich vor 4 Monaten schon bis auf wenige Blätter gelesen und excerptiert, aber weder ihn recensieren, noch den Cornides bisher lesen können, weil ich immer auf Reisen war. Dieses unordentliche Leben wird im July aufhören; sobald ich in Ordnung bin, so werde ich in irgend einem Journal (an deren mehrern ich jetzt theil-

*) Bruchstück.

¹¹⁸⁾ Fuss, Nicolaus (Nikolaj Ivanovič), Mathematiker. * 30. April 1755 in Basel, † 23. Dez. 1829 in St. Petersburg. Pol.

¹¹⁹⁾ Engel, Alexander von, Sohn des Johann Christian Engel.

¹²⁰⁾ Engels Geschichte des Ungr. Reichs. Bd. III. Vgl. oben N. 23. Rezension erschien in: Jenaische allgem. Literatur-Zeitung. Jena u. Leipzig 1805. 4^o. I. Bd. Col. 145—150 (gez. von Ths. = J. v. Müller oder Tychsen?).

habe) Notiz von diesen Büchern geben. Was Sie von meinem lieben kleinen Pathen sagen, erfreut mich herzlich. Jetzt kan ich freylich nichts für ihn thun, wenn er aber zu mehreren Jahren kömmt, so werde ich diese, durch die beste Freundschaft mir auferlegte Pflichten so erfüllen, dass Sie sehen sollen, es habe bisher nicht am Willen gefehlt. Alles was ich Ihnen hier sage, ist innig gefühlte Wahrheit; lassen Sie mich also viel von Ihnen hören, wenn ich Ihnen auf irgend eine Weise dienen kan, und geben Sie jetzt in meinem Namen dem Kleinen einen herzlichen Kuss. Meine Empfehlung, ich bitte Sie, an die würdige Mutter, Ihres Lebens interessante Gefährtin. Leben Sie wohl.

Gantz Ihr aufrichtigst ergebener Freund

I. v. Müller¹²¹⁾.

München 22 May 1804.

Um den 10 July bin ich zu Berlin. Meine Adresse: An den k. Preussischen Geheimben Rath — mein Name — Mitglied der Academie der Wissenschaften. Sollten Sie mir früher oder auch dann etwa ein Buch schicken, so adressieren Sie es gütigst. An H. Unger, ber. Buchhändler, für den Geheimben R. v. Müller Noch einmal, leben Sie recht wohl.

25.

Spectabilis Domine!

Domine mihi humillime Colendissime!

Ad propositas mihi quaestiones sequentia quam brevissime respondo: et quidam: Ad 1^{am} Utrum Miron¹²²⁾ suum Chronicon ultra annum 1594. produxerit, ignoro, nec Sulzerum^{122a)} memini, illud magis extensum possedissem, sed initium deesse clarum est, cum incipiat a Capite (quantum recorder) 16^o. Si quo pacto (uti spero) affutura aestate cum Spectabili Domino M. G. Kovachich¹²³⁾ in Transalpinam et Moldaviam diverterimus, cuncta solertius indagabo.

Ad 2^{am}. De superexistencia operis Vueke¹²⁴⁾ Vornici (quam titulum ab antiquis Romanis haereditatum esse, non credere, nefas esse duco, quum in inscriptionibus dacicis saepius occurrat) nullus dubito, ast ubinam latitet, deinceps indagabo, tuncque de eius aevo certiora proferre poterō.

¹²¹⁾ Müller, Johannes von. Vgl. oben N. 9, N. 38.

¹²²⁾ Miron Costin, Logothet (Kanzler) des Fürsten Constantin I. Cantemir (1684 bis 1695). † 1692. Seine moldauische Chronik ist neuerdings ersch. u. d. T.: Opere complete . . . de V. A. Urechia . . . (ed.) Bucuresci 1886—88. 8^o. Bd. 1—2.

^{122a)} Sulzer, Franz Josef, Historiker. * zu Laufenburg (Vorderösterreich), † zu Pitești in der Walachei im August 1791. W.

¹²³⁾ Kovachich, Martin Georg, * 9. Nov. 1744 in Senkovicz (Com. Preßburg), † 1. Dez. 1821 in Ofen. Sz.

¹²⁴⁾ Die Chronik des Vornic (Hofmeister) Ureke erschien u. d. T.: Urech, Grégoire: Chronique de Moldavie depuis le milieu du XIV^e s. jusqu'à l'an 1594 . . . Paris 1878. 8^o.

Ad 3^{am}. Chronicon Balatsanianum¹²⁵) mancum esse ex exordio et fine eius evidens est, num completius alicubi existat, pariter investigabo. Quis illud concinnaverit, e contextu erui nequit, ideo Balatsaniani titulum a familia possidente originale illi indidi, reor nihilo secius operis auctorem extitisse aliquem e praedicta familia, quemadmodum enim Excellentissimus ac Illustrissimus Săul principatus Moldaviae Szerdarius, atque infelicis principis Gika apud Augustam Caesareo-Regiam Aulam legatus extraordinarius narrabat anno 1779 mihi id temporis Româ reduci, solent praecipuae Boëricae familiae suos annales privatim conscribere, eosque cum aliis aut nusquam, aut difficulter admodum communicare, ne odium aliorum incurrant, in iis enim etiam secretissimos aliarum familiarum, praesertim, quibuscum tricas habent, defectus perstringeret, ita perstringit Codex Balatsanianus vitia familiae Cantacuzenae. Livor hic inter plerasque illustriores familias ex externis etiam titulis, quorum tamen usum sub Turcica clientela nullum habent, promanare dicitur; sunt etenim Brâncovân quo ad utrumque sexum principes, Cantacuzeni, Balatsân Sturza et plures alii Comites S. R. J., multi sunt Barones, uti Langenthal et alii, pro quibus titulus tamen reliquis praecipuis Boëronibus non magis respectantur.

Ad 4^{am}. Chronica, Balatsanianum T. XX. et Mironis T. XXV. ideo signavi, quia ego plures eiusmodi tomulos, quosdam etiam maiores, conscripsi, eosque incipiens ab T. I. usque ad T. XXXIX. produxi, in quibus adnotavi (quantum fieri potuit) quidquid ad meum opus facere iudicavi, partim ex typis editis, partim e manuscriptis authoribus, fugientia etiam non pauca hinc inde interserta habeo, quae omnia enumerare per tempus haud vacas, numerum quippe eorum, ex quibus mea adnotavi (ut exactum calculum numquam fecerim) existimo transcendere 1200 et in dies augeo, inque ordinem chronologicum redigo, quidquid invenio. —

Talia audendi et patrandi primam mihi ausam et occasionem praebuit Eminentissimus Cardinalis Stephanus Borgia¹²⁶) Romae anno 1775. id temporis a secretis Sacrae Congregationis de Propaganda Fide, quo patrocinante Bibliothecarius de Propaganda Fide creatus sum et insuper aditum ad secretiora etiam Bibliothecarum Vaticanae, Barberinae, Sopra la Minerva, Ad Aracelli et Benedictinorum, ipsiusque Domini Cardinalis impetravi, Viennae etiam uno anno 1779/80 c. Bibliothecis Caesarea et Nunciaturae Apostolicae, eodem Domino Cardinale me recommendante Domino Comiti Garampi¹²⁷), multa collegi, quae omnia redux in Transylvaniam adauxi usque ad fatalitatem mihi per Excellentissimum Episcopum Babb¹²⁸) causatam. Ab anno 1794^{to} usque ad praeteritum me ferme neglexeram, sed iam divino opitulante numine rursus me laboribus adcinxi, et ubi cuncta, inter caeteras meas occupationes, quae ad opus meum facinut, excussero,

¹²⁵) Anonymi (um das Jahr 1723) Chronicon Familiae Balatschan. Ms. Vgl. Engel, Geschichte der Moldau und Walachey . . . 2 Teile. Halle, Joh. Jac. Gebauer. 1804. 4°. Auf S. II 84 u. 308 werden Probestücke der Handschrift mitgeteilt.

¹²⁶) Borgia, Stephan, Kardinal. * 3. Dez. 1731, † 23. Nov. 1804. MK. Sein Nekrolog erschien im Intelligenzbl. der Jen. Allg. Lit.-Zeitung 1806, I, Col. 2—16.

¹²⁷) Garampi Josef, Archäolog, Nuntius in Wien. * 1723 in Rimini, † 4. Mai 1792 in Rom. N.b.

¹²⁸) Bab (auch Bob), Johann von, griechisch. Bischof zu Fogaras u. Geh. Rat. W.

textus authorum, quos solos variis linguis scriptos in annos redigi, in Latinam linguam vertam et in talem ordinem collocabo, ut unus alterum explicet et si opus fuerit etiam refutet. Ita adornatum opus in lucem emittam.

Sane quam qui maxime doleo, me caruisse fortuna hucusque etiam mea obsequia offerendi Spectabili Dominationi vestrae, quod in futurum facere non intermittam, dummodo mecum mandare dignetur, qui interea etiam iugi verationis cultu sum.

Spectabilis Dominationis vettrae.

Budae die 4^a Aprilis 1804.

humillimus servus

Georgius Sinkai¹²⁹⁾ m. p.

26.

Warschau, den 16^{ten} Jan. 1805.

Mein sehr verehrungswürdiger Freund. Eben habè ich Ihre so freundschaftliche Zuschrift vom 8^{ten} Jan. mit der Zulage von Geymüller erhalten, und eile Ihnen meinen verbindlichsten Dank für Ihre gütigen Bemühungen zu sagen. Sie haben alles vortrefflich gemacht und eingeleitet, jetzt wünschte ich nur irgend eine Gelegenheit, Ihnen meine Erkenntlichkeit durch die That an den Tag zu legen. — Die Summe von 12 000 fl., die man mir nachrechnet (d. h. die mir Ossolinski¹³⁰⁾ nachrechnet, denn dis Geschäft ist ganz in seinem Geiste) ist übertrieben. Ueberhaupt sehe ich aus allem, er bleibt der alte, wenn man ihn reden hört, muss man immer wenigstens ein Drittel subtrahieren. Kein Mensch kann bey der möglichst schnellen Herausgabe des Werkes mehr interessirt seyn, als gerade ich selbst, nicht sowohl des leidigen Gewinstes wegen, als vielmehr meinen guten Namen vor allem Scheine zu sichern. Doch mich schützt die Chronologie meines Fonds. An wirkliche Bestellungen konnte ich mich vernünftigerweise doch nicht eher machen, bis mein Capital durch den braven Czartoryski so gestellt war, dass ich mit einiger Zuversicht an das grosse Geschäft gehen konnte. Sobald ich die fürstliche Summe erhalten hatte, schrieb ich sogleich nach Leipzig, wegen der Lettern. Ich hatte hier einige Gussproben machen lassen, die sind aber zu schlecht gerathen. Haertel aus Leipzig hat mir erst gestern geantwortet, und kann mir die Lettern nicht eher liefern, als höchstens 6 Monate nach der Bestellung. Ich habe ihm gleich gestern, noch ehe ich das Vergnügen hatte, Ihren werthen Brief zu erhalten, auf der Stelle geantwortet, habe die kostbare Bestellung sogleich gemacht, und um die gute Sache zu beschleunigen und ihr mehr Nachdruck zu geben, sogleich einen ansehnlichen Wechsel beygeschlossen. Papier habe ich schon hier wenigstens so viel, was ich zum Anfange brauche, das übrige ist unterwegs. Ich kann in meinen Rechnungsprotokollen

¹²⁹⁾ Sinkai, Georg Gabriel, Zensor und Korrektor der rumän. Bücher in Pest. * 28. Febr. 1754 in Sámsond (Com. Torda-Aranyos), † 2. Nov. 1816 in Szinérváralja (Szatmár). Sz.

¹³⁰⁾ Ossolinski, Jozef Maksymilian, Graf, Präfekt der k. k. Hofbibliothek. * 1748 in Wola Mielecka, † 17. März 1826 zu Wien. W. — O.

jeden Heller nachweisen und dabey auch die Daten, die mich verhinderten und bestimmten, einen Schritt alsdann erst zu thun, wann ich ihn that. Ossol. hat durch seine saumselige Bedenklichkeit so viel Schaden gestiftet, dass der erste Theil ein halbes Jahr später herauskommen wird. Grosse Verbindlichkeit bin ich dem Manne wirklich in keiner Rücksicht schuldig, auch des Zufluchtsorts, dessen er sich bey meiner ersten Ankunft in Wien so sehr rühmen mag, hätte ich vielleicht weit besser überhoben seyn mögen. Doch es war einmal so der Wille der Vorsehung. In Ihren Äusserungen sehe ich Ihr vortreffliches Herz u. Ihre wahre zärtliche Freundschaft für mich hervorleuchten; gleichwol klingen mir manche Ausdrücke so, als wenn Sie von Oss. untergelegt wären. Doch von der politischen Seite betrachtet, haben Sie vollkommen Recht; ich muss den Anfang machen, das Missverständnis zwischen ihm und mir zu heben, denn er ist Graf. Also nächstens, sobald ich einen sorgenfreien Augenblick Zeit finde, schreibe ich an ihn und zwar in der Not, wie Sie es mir wünschen und rathen. Jetzt kann ich kaum diesen Brief an Sie noch expedieren, denn ich bin eben heute noch im Begriff, eine Reise nach Thorn und Danzig mit meiner Frau anzutreten. Unter so vielen Glücksfällen hat uns das Unglück auch nicht vergessen heimzusuchen. Vorige Woche nämlich haben wir unsern sechs Wochen alten Adam begraben. Die Mutter ist um so untröstlicher, da sie das Kind selbst gestillt hat. Auf den Rath des Arztes muss ich ihre und meine Gesundheit zu retten, die Zerstreung einer Reise zu Gutsche nehmen und wohin anders, als zu meiner 70 jährigen Mutter, die ich 17 Jahre lang nicht gesehen habe u. zu meinem lieben Bruder, den ich seit 18 Jahren nie wiedersah. Grade in den für mich so jammervollen Tagen kam mein gnädiger Chef der Minister an. Er besuchte unsere Anstalt, war in jeder Classe, nahm von allem die genaueste Notiz u. äusserte mir zu wiederholten malen seine ausserordentliche Zufriedenheit mit allem, wovon ich ihn zum Augenzeugen machte. Ich hatte es veranstaltet, dass er in den höhern Classen von den Schülern theils mit Zeichnungen, theils mit Gedichten regaliert wurde. Das deutsche Hauptgedicht aber wurde von einem Nationalpolen Witowski im öffentlichen Hörsale in Gegenwart sämtlicher 380 Schüler declamiert, so dass dem Minister die Thränen aus den Augen spritzten. Wir bekommen die Krasickische Bibliothek zum Geschenk, für die Lehrer ist ein Zulagefonds von 1000 R. Th. bewilligt worden; es sollen auch noch 4 Collaboranten mehr à 300 R. Th. auf den Etat kommen. Kurz das Lyceum berechtigt zu den schönsten Hofnungen. Mit Gottes Hülfe wird es mit meinem Werke auch so gehen. Es hat ja auf dem Lyceo auch lange genug gedauert, ehe es zu Stande kam, solche grosse Unternehmungen, können nicht anders als langsam u. wohlbedächtig angeleitet werden, aber dann ist auch ihr Fortgang um so gesicherter.

Dem theueren Freunde Jekel¹³¹⁾ danke ich indessen herzlichst für seine freundschaftliche Fürsprache bey Ihrer Kaiserlichen Majestät. Ich bin begierig den Erfolg davon zu sehen. — Vols hat sich Ihrer lebhaft u. sehr artig u. dankbar erinnert. — Mit der Göttinger Recension bin ich unzufrieden, der Recensent scheint das Programm gar nicht vor sich gehabt zu haben, da er berichtet, es sey deutsch u. lateinisch abgefasst; denn ich will doch nicht glauben, dass der Mann sowohl des lateinischen als polnischen

¹³¹⁾ Jekel, Franz Josef, Rechtslehrer und Humanist, Hofagent, vgl. N. 17. St.

unkundig sey. Die Demoiselle Therese Troger¹³²⁾ geht mir sehr nahe, zumahl da sie so lange schon leidet; ebenso auch die würdige Frau von Jekel. Empfehlen Sie mich doch bestens diesem ganzen mir unvergesslichen Hause. Von unserem wackern Wiez erhalte ich so eben ein Schreiben, worin er sich über die Unpünktlichkeit des Buchhändlers May zu Krakau beklagt. Jetzt kann ich ihm unmöglich antworten, aber von Thorn oder Danzig aus werde ich sowohl an ihn, als an May nach Krakau schreiben. Sprechen Sie doch über May mit Ossol. Eine Zeile von Ossol. wird auf den Sünder mehr Eindruck machen, als die längste Epistel von mir. Doch ich kann es dem braven Wiez nicht abschlagen u. werde an May ein Donnerbrief erlassen. Nun leben Sie mit Ihrer würdigen Gemahlin u. kleinen liebenswürdigen Familie so glücklich, wie Sie es sämtlich verdienen. Unveränderlich verharre

der dankbar ergebener

Director Linde¹³³⁾.

27.

Wohlgebohrner!

Ihren werthen Erlasz vom 1^{ten} dieses habe ich mittels H. v. Sok¹³⁴⁾ mit dem letzten Posttag richtig erhalten. Ich ersehe daraus, dass Sie mir den jüngsten Band ihrer Geschichte¹³⁵⁾ nebst der Kaltensteinischen¹³⁶⁾ Predigt zugeschickt haben, die ich ohnfehlbar gelegenheitlich nächstens erhalten werde. So wie ich mich schon im voraus darauf freue, eben so statte ich Ihnen meinen verbindlichen Dank ab für dieses Merkmal Ihrer Aufmerksamkeit gegen mich und sehnlich einer Gelegenheit entgegen sehen meine Dankbarkeit durch thätige Beweise an Tag legen zu können.

Ich erwiedere zugleich von Herzen ihren mir zum Wechsel des Jahrs gebrachten Glückwunsch. Der Allgütige wolle Ihnen auch ferner Gesundheit und Kräfte zur Ausführung Ihrer allgemein nützlichen Absichten verleihen. Wobey ich Sie von meiner aufrichtigen Hochachtung überzeugt zu seyn bitte mit der ich stets bin

Ew. Wohlgebohrn

Carlovicz am 23^{ten} Jäner 1805.

ergebenster Dr.

Stephan v. Stratimirovics¹³⁷⁾ m. p.

A'Monsieur Monsieur Christian d'Engel Concipiste Aulique a Vienne.

¹³²⁾ Troger, Therese, vermutlich eine nahe Verwandte des Wiener Malers Anton Troger. * 1755, † 1825 in Wien. W.

¹³³⁾ Linde, Samuel Bogumil, poln. Sprachforscher, Rektor des städt. Lyzeums und Bibliotheksdirektor in Warschau. * 1771 in Thorn, † 8. Aug. 1847 in Warschau. Sz. — O.

¹³⁴⁾ Herr von Sok, vgl. oben N. 8, N. 31.

¹³⁵⁾ Engel, Geschichte des ungr. Reichs und seiner Nebenländer. 4. Teil: Geschichte der Moldau und Walachey. Nebst der historischen und statistischen Literatur beyder Länder. 2 Abteilungen. Halle, Joh. Jac. Gebauer. 1804. 4^o. G.A. 1805, S. 1417.

¹³⁶⁾ Kaltenstein, Johann Samuel, Superintendent und erster Prediger in Wien. St.

¹³⁷⁾ Stratimirovics, Stephan von, vgl. oben N. 20.

Vorlängst, mein unvergesslicher Freund, habe ich, obwol dem Datum nach etwas späte, Ihr werthestes Schreiben empfangen, aber durch die Geschäfte einer ganz neuen Einrichtung, durch die Arbeit der Vollendung des 4^{ten} Theils meiner Geschichte der Schweitz¹³⁸) und sehr vieler anderen, theils längst versprochener, theils pflichtmässiger Aufsätze, ist all mein Briefwechsel in Unordnung gerathen, so dass ich kaum weiss, wie ich die vielen, mein Herz zum Theil drückenden Schulden dieser Art einst doch mit Ehren bezahlen werde. Ich habe jetzt einige Tage dazu ausgesetzt und wenn diese dazu mir frey bleiben, so werde ich dafür zu sorgen wissen, dass nachmals sich nichts wider so häufe.

Was mir besonders viel Interesse giebt, Ihnen heute zu schreiben, ist, weil ich eben von der so lehrreichen als angenehmen Lectur Ihres Cornides¹³⁹) komme. Das Buch selbst interessirte mich sehr, aber auch und besonders Ihre so richtigen als gutausgedrückten Bemerkungen und Abfertigungen. Seit Jahren habe ich keine kritische Abhandlung mit solchem Vergnügen gelesen. Ich bin Ihnen nicht nur für das Exemplar, sondern im Namen aller wahren Kenner für die verdienstvolle Mühe verbunden. Jetzt werde ich dieses Buch ungesäumt recensiren. Ich war sowol von Halle als Jena darum gebeten, da Sie aber eine Notiz in jener Zeitung lieber haben, so werde ich sie dahin senden, und verspare für die Jenaische die des 4^{ten} Theils Ihrer ungarischen Geschichte, der, wie ich höre, herausgekommen ist und welchen ich verschreiben werde.

Nichts ist freylich gewöhnlicher als der absprechende, wegwerfende Ton superciliöser Ignoranz selbst sonst gelehrter Männer über den Werth desjenigen Theils der historischen Quellen ferner Länder, welche auf localen Überlieferungen beruhen. Dieses Capitel der historischen Kunst ist noch nicht recht hell; Ihr Cornides kan merkwürdige Beiträge dazu liefern.

Uebrigens thut mir das, diesen Winter sonst sehr harte, nördliche Klima nicht den geringsten Eintrag: Meine Gesundheit war nie besser noch blühender: der ganz freye Gebrauch meiner Zeit und die unbeschränkte Freyheit, von den Producten meiner Studien für das Publicum jede mir gefällige Verwendung zu machen, macht mir die physischen Unvollkommenheiten schnell vergessen. Letzteres ist, wie ich höre, noch nicht der Fall in dem Lande, wo Sie sind: Um so mehr Hochschätzung verdient Ir unüberwindlicher Fleiss, Ihre Thätigkeit für die Aufheiterung der dunkelsten Geschichte. Man sagt mir, Sie wollen sich jetzt mit Ragusa beschäftigen; der Gegenstand ist sehr merkwürdig; Sie kennen aus einer Notiz in

¹³⁸) Müller, Johannes von, vgl. N. 9, N. 38. Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft. Leipzig, Weidmann. 1786—1805. 8^o. 5 Bde. (Teil 17 der allgem. Weltgeschichte . . . von W. Gutbrie, Joh. Gray . . . Leipzig 1765—1808. 8^o.) Bd. 4 erschien 1805 in der Weidmannschen Buchhandlung in Leipzig.

¹³⁹) Cornides, Daniel: Vindiciae anonymi Belae regis notarii etc. Vgl. N. 23. Rezension von J. von Müller in: Allgem. Literatur-Zeitung. Halle u. Leipzig 1805. 4^o. III. Bd., Col. 249—252. G.A. 1805, S. 1305. Die von J. von Müller in Aussicht gestellte Rez. des IV. Bandes von Engels Gesch. d. Ungr. R. ist in d. J. 1805 ff. der Jenaisch. allgem. Lit.-Ztg. nicht erschienen. Vgl. N. 24.

der Jenaer A. L. Z. Appendinis¹⁴⁰⁾ fleissiges Buch, dessen 2^{ten} Band ich nächstens zu bekommen hoffe. Es wäre sehr zu wünschen, dass Sie auch über Albanien, die Chimara u. die von dem Paschalik Jannina sich in Rumelien herein erstreckenden Völkerschaften etwas Zusammenhängendes ordnen könnten. Noch bis in des XIV. Jhs 2^{te} Hälfte, ja später noch, war Blüthe u. eine Art Kraft und Freyheit in diesen Ländern.

Von Herdern¹⁴¹⁾ habe ich ein Werk über Persepolis in die Druckerey geschickt und werde nun die Vorrede dazu machen. Sonst hofe ich, in diesem Jahr den 5^{ten} Theil über die Schweiz u. ein paar Bändchen vermischter Schriften zu liefern. Die ehegestern von mir gehaltene öffentliche Vorlesung hat in vielen Gästen den Wunsch erregt, dass ich, wie ich da sagte «mein Leben dem Leben Friedrichs weihen» u. diesen grossen König darstellen möchte, wie er war. Ich habe auch noch andere Plane, u. solche, die eine sehr lange Lebenszeit nützlich ausfüllen können.

Es war mir zärtlich erfreuend von Ihres jungen Alexanders (unseres, wollte ich sagen, da Sie mir so gütig auch ein Theil der Pflicht für ihn auflegten) gutem Fortgang zu hören: Er solle, wenn, wie der Anschein ist, Gott mir die Jahre schenkt, gewiss eine meiner liebsten Angelegenheiten seyn, je mehr er heran wächst, besonders einst, wenn er zu mir käme, ihm zu beweisen, dass der Freund des Vaters den Sohn wie für den seinigen hält.

Beym Ueberlesen Ihres Briefs sehe ich, dass Gebauer mir Ihren 4^{ten} Band hat absenden sollen; ich danke Ihnen freundlichst, mein werthester Freund! Ich werde nachfragen; der gute Unger¹⁴²⁾ mag in der letzten Zeit, wo er mit vielem und würrklich interessanten Ideen u. Arbeiten beschäftigt war, das übersandte Paketchen vergessen haben.

Empfangen Sie den redlichen Ausdruck meiner innigen Hochschätzung und dienstwilligsten Freundschaft, womit ich verbleibe

Ihr gantz ergebenster

Diener und Freund

J. v. Müller.

Berlin 26 Jänner 1805.

29.

Berlin den 21 März 1805.

Hochwohlgeborner,

Insonders hochzuehrender Herr!

Ew. Hochwohlgeborenen Schreiben vom 19 Oct. erhielt ich im Jänner dieses Jahres durch Ihre gelehrte Reisenden, welche ihren hiesigen Aufenthalt, wie ich weiss, auf eine musterhafte Art nutzen, und von denen, welche sie kennen, geschätzt werden. Wenn ich spät antworte, so schreiben Sie es meinen vielen Geschäften und schwachen Augen zu. Ich bin Ihnen verbunden, dass Sie nach so langen Jahren noch an mich gedacht und diese

¹⁴⁰⁾ Appendini, Francisco Maria, Notizie storico-critiche sulle antichità, storia e letteratura de Ragusei. Ragusa 1802—1803. 4°. 2 Vols.

¹⁴¹⁾ Herder, Johann Gottfried von, * 25. Aug. 1744 zu Mohrungen, † 18. Dez. 1803 in Weimar. MK.

¹⁴²⁾ Unger, Joh. Friedrich, Buchdrucker, Form- und Stempelschneider in Berlin. * um 1750 in Berlin, † 26. Dez. 1804 in Berlin. MK.

wackere junge Männer an mich empfohlen haben. Ich wünschte nur, dass ich im Stande wäre, denselben noch mehr Dienste zu leisten.

An des Hr. Staatsminister v. Vosz¹⁴³⁾ Excelenz habe ich Ihren Auftrag bestellt. Er lässt Sie seiner wahren Hochachtung versichern, so wie auch H. Biester¹⁴⁴⁾.

Ihre reisende Freunde haben mir manches von Ihrer Lage erzählt. Ich kann mir leicht vorstellen, dass unter den jetzigen Umständen dort ein Censor zu seyn und ein Geschichtsschreiber zu seyn, beynahe gleich bedenklich ist. Indess der rechtschaffene Mann thut seine Pflicht und sucht so viel Gutes zu thun, als er kann. Dieses Bewusstseyn gibt neuen Trost in allen bedenklichen Fällen.

Sie haben vermuthlich schon gehört, dass ich die Herausgabe der A. D. B.¹⁴⁵⁾ ganz endige. Hiezu nötigt mich hauptsächlich die Beschaffenheit meines Gesichts, da ich seit Jahr und Tag durch die Folge einer Krankheit mein rechtes Auge ganz verloren habe und das linke sehr schwach ist, so, dass ich es bey Kerzenlicht fast gar nicht brauchen kann. Meiner Liebe zu dem Fortgange der Wissenschaften ist zwar dieser Entschluss sehr schwer geworden, aber ultra posse nemo obligatur. Ich habe übrigens vor wenigen Tagen mein 73^{tes} Jahr angetreten und ob ich gleich sonst keinen Abgang an geistigen und körperlichen Kräften spüre, so habe ich doch wohl Ursache, zu sorgen, dass ich in der letzten Zeit meines Lebens nicht blind werde.

H. Dr. Gall¹⁴⁶⁾ ist seit einigen Tagen hier und fängt morgen seine Vorlesungen an, welche mit Ungeduld erwartet werden. H. v. Müller befindet sich hier sehr wohl und giebt auf Ostern einen Theil neuen Theil seiner Schweizergeschichte heraus, nebst einer neuen ganz veränderten Ausgabe des 1^{ten} Theils dieser Geschichte.

Wenn ich zuweilen angenehm träume, so bilde ich mir ein, ich könnte noch einmal mich in Ulm auf ein Schiff setzen und so die Donau herunter schwimmen bis Wien und mich da ein paar Monate unter so vielen Merkwürdigkeiten und unter so manchen wackern Männern aufhalten, denn ich erinnere mich immer noch meines dortigen Aufenthaltes vor 24 Jahren mit Vergnügen. Aber, wenn ich von einem so angenehmen Traume zu mir selbst komme, muss ich mir zurufen:

Tu secunda marmora
horas sub ipsum funus!

¹⁴³⁾ Voss, Otto Karl Friedrich von, preußischer Staatsmann. * 8. Juni 1755 zu Berlin, † 30. Jan. 1823. A.B.

¹⁴⁴⁾ Biester, Johann Erich, Bibliothekar. * 17. Nov. 1749 zu Lübeck, † 20. Febr. 1816 in Berlin. MK.

¹⁴⁵⁾ Nicolai, Christoph Friedrich, Gelehrter u. Buchhändler in Berlin. Vgl. N. 46. * 18. März 1733 zu Berlin, † 11. Jan. 1811 zu Berlin. Er gab die «Allgemeine deutsche Bibliothek» 1765—1792 heraus in 107 Bänden und vom 56. Bande an (1800) die seit 1793 in Kiel erschienene «Neue allgemeine deutsche Bibliothek» bis zum Schlusse (1805).

¹⁴⁶⁾ Gall, Franz Josef, Phrenolog. * 9. März 1758 zu Tiefenbrunn in Schwaben † 22. Aug. 1828 zu Montrouge bei Paris. W.

Ich empfehle mich Ihren fernerm gutem Andenken und bin mit wahrer Hochachtung

Ew. Hochwohlgeboren

ergebenster Diener

Fr. Nicolai.

Herrn

Herrn. J. C. von Engel

k. k. Hofrath und Büchercensor

in

Wien.

30.

Generose Domine!

Exemplar Historiae advicinantes Moldaviae¹⁴⁷⁾, et Valachiae Regiones per Dominationem Vestram concinnatae, mihi quoque transpositae tanto gratiori Animo accepi, quanto magis de contestata etiam per hoc Dominationis Vestrae erga me propensione convictus exstiterim. Quam maximas idcirco reponendo Grates Dominationem Vestram convictam desuper habere volo, me quoque nullam occasionem intermissurum peculiaris illius considerationis, qua erga Eandem feror et maneo, specimina exhibendi

Qui de reliquo maneo

Dominationis Vestrae

Claudiopoli die 11^a May 805.

obligatus

G. C. Bánffy¹⁴⁸⁾ m. p.

D. Joh. Christiano Engel Concipistae Transsilvanico Aulico.

31.

Bujukdere den 10 August 805.

Ew. Hochwohlgeboren

bin ich meinen aufrichtigsten Dank für das Geschenk schuldig, das Sie mir mit Ihrem Portrait gemacht haben. Ich finde nur, dass Sie zu ernst aussehen, indem Ihre natürliche Züge weit mehr Sanftes und Liebenswürdigen athmen. Die Erscheinung der Rec. in den gött. gelehrten Anzeigen werde ich mir zur Ehre schätzen; da dieses Journal nicht nach B. kommt, so würden Ew. Hochwohlgeboren mich sehr verbinden, wenn Sie mir die Nummern, worin die Recension abgedruckt seyn wird, verschaffen konnten. Von der höchsten Resolution, dass Merkelius und Gaudy^{148a)} von Bukarest abgerufen werden sollten, ist mir auch keine Sylbe bekannt, und Ew. Hoch. würden mich gleichviel verbinden, wenn Sie mir bei der Wahrheit, wenn etwas an der Sache wäre, genauere Auskunft geben, oder im Gegenteil, wenn, wie ich zu vermuthen alle Ursache habe, nichts daran ist,

¹⁴⁷⁾ Engels Geschichte der Moldau und Walachey, vgl. oben N. 27.

¹⁴⁸⁾ Bánffy, Georg, Graf, Gouverneur von Siebenbürgen. * 24. Dez. 1746 in Piski (Hunyader Com.), † 5. Juli 1822 in Kolozsvár. Sz.

^{148a)} Merkelius, Michael, k. k. Konsularagent in der Walachei. Gaudi . . . k. k. Konsularkanzlist in Bukarest.

mir die Quellen solcher falscher Gerüchte bekannt machen könnten. Über den *vir juvenis equidem* habe ich mich nicht weniger als über den jungen Mann geärgert. Es könnte doch immer seinen Nutzen haben für zehn Jahr jünger zu scheinen, als man ist, besonders in meiner Lage, wenn's auf heyrathen ankäme, was ich doch nur durch *Procura* in Wien thun könnte; denn hier wird kein Mädchen erzogen, das gebildet genug wäre, um das Glück eines mehr als ein Hausthier suchenden Mannes zu machen. Ich spreche von Mädchen, hierin gibt es einige wohl erzogene von Seiten des Verstands u. Herzens. Also mit einem Worte, wenn nach zehn Jahren mir die Lust nur hier in Wien zu werben anwandeln sollte, so wird es mir nicht unlieb seyn für 10 Jahre jünger gehalten zu werden. Man weiss nicht immer, für was Alles gut seyn mag.

Doch nun im Ernste; *ne nulla littera sine linea*, so soll künftighin jeder meiner Briefe einen Beitrag zu Ihrer Gesch. der W. und M. enthalten. Also für heute: Als der letzte Türkenkrieg¹⁴⁹⁾ zu Ende ging, gaben die Glieder des Diwans der Wallachei dem k. k. u. russ. Höfen unterm 10 Mai eine Bittschrift mit einem angehängten Memoar ein, in welchem sie vorstellten: Dass seit dem Tod der Fürsten Brankovan und Cantakuzen die Walachei ganz in die unleidlichste Sklaverei unter der Regierung der fremd. Fürsten versunken sey. Nikolas Maurokordato habe die Bojaren als Verräther bei der Pforte verleumdet, auch die türkischen Offiziere Beschliagas eingeführt, um für die Treue der Landbojaren gewähr zu haben und um den Wucher der türk. Handelsleute zu erleichtern. Sein Sohn Constantin habe das Volk gezählt, um mehr Tribut fordern zu können, und habe die Kopfsteuerscheine eingeführt, er habe 16 000 Mann Miliz, die das Land auf dem Banner hielt, abgesetzt, was dem Lande ungemeynen Schaden in der Meinung der Türken that, die es nun als eine Provinz von Bauern und Hirten und nicht mehr als eine militärische Provinz zu behandeln anfiengen. Das gieng schlimmer vom Fürsten zu Fürsten, das Land hörte auf ein Vasallenland zu seyn und ward zur bloser türk. Provinz, es verlor seine eigene Gerichtsbarkeit und kam, so zu sagen, unter der Gerichtsbarkeit von Constantinopel durch die vielfältigen dahin gemachten Appellationen u. Citationen. In dem im J. 1768 ausgebroch. russ. Krieg ward das Land mehr als jemals zu Grunde gerichtet, erhohlte sich aber hernach unter dem Schutze der von Russland zu Gunsten desselben im Frieden gemachten Stipulationen. Aber ungeachtet derselben fieng der erste Fürst nach dem Friedensschluss seine Regierung damit an, dass er das Chattischerif, welches die Privilegien des Landes enthelte, anstatt dasselbe den Bojaren zuzustellen, unterschlug. Erpressungen folgten auf Erpressungen, auf Maurogenos Regierung, der in allen Zweigen der Verwaltung seine höllische Bosheit ausübte, besonders aber nach Ausbruch des Krieges das Land ganz als Paschalik oder Sandschak behandelte und ungemeynes Unheil verübte durch seine Unwissenheit, Barbarey, Geitz und

In der Furcht noch einmal in solche Sklaverei zu verfallen, setzen die Landsstände nach Gott dem Allmächtigen ihre ganze Hofnung in die beiden Kaiserhöfe, welche dem Lande durch ihren mächtigen Schutz ein einwandbares Loos verschaffen nicht ermangeln würden, wenn alles bei Ihrer

¹⁴⁹⁾ Der letzte türkische Krieg vor 1805 war jener gegen Österreich und Rußland von 1788 bis zum Frieden von Sistova (4. Aug. 1791) resp. Jassy (9. Jan. 1792). MK.

höchsten Weisheit allein abhänge. Da es aber ganz gewiss europ. Höfe gebe, die ungeachtet aller Rücksichten, welche die Menschlichkeit und gesunde Politik vorschrieben, darauf drängen werden, dass die Walachei den Türken zurückgestellt würde, was ein grösseres Unglück seyn würde, als gleich auf der Stelle wie Lissabon und Lima verschlungen zu werden. So flehe man die beiden Kaiserhf. demüthigst, den Türken in die Ohnmacht zu versetzen, die zugunsten des Landes in den Friedensschlüssen gemachten Bedingungen zu verletzen, denn nur das glatte Unvermögen solche Bedingungen zu brechen, könne als sichere Bürgschaft für die Erfüllung derselben gelten. Man bete daher 1) Daß die Donau die Grenze bleibe und folglich die auf dem usurpirtem Grund der Vallachei aufgeführten Festungen¹⁵⁰⁾ Braila, Dschurdschow¹⁵¹⁾ und Turnul¹⁵²⁾ geschleift werden, und das Land dem rechtmässigen Herrn zurückgestellt werden möge, sonst würden die Türken immer unbeschränkte Macht üben. 2) Daß die Wahl des Fürsten un widersprechlich festgesetzt werde, dass nemlich eine gewisse Zahl von Wahlherren aus den 3 Ständen den Fürsten gesetzmässig erwähle; denn dieses Privilegium, wie wohl oft verletzt, sey doch von Zeit zu Zeit angewendet worden, bis auf die letzten Zeiten, wie bei der Wahl des Constantin Bassaraba und Antons unter der Regierung Mohameds V., die Wahl Constantin Bassarabas unter Soliman II., die Wahl von Stephan Kantachuzen unter Ahmed III., wo der von der Pforte abgeordnete Beamte dem Diwan förmlich vorschlug, einen neuen Fürsten zu wählen, was denn eine förmliche Bestätigung des Wahlrechts war, die Wahl des Constantin Maurokordato unter Ahmed III., endlich die des Alexander Gika unter Mustafa III., diese Wahlen wurden frey getroffen, die Pforte bestätigte dieselben. 3) Dass der auf 300 u. mehr Tausend Beutel festgesetzte Tribut alle 3 Jahre durch die 2 Deputirte nach Constant. abgeführt werden soll, nach dem Sinne des Traktats von Kainardsi lieber durch Vermittlung der Minister der beiden Kaiserhf. zu Constant. bezahlt werde, weil sonst die Pforte eine weit grössere Summe aus dem Lande saugte durch die wiederholten und im Land gemachten Anweisungen für den Unterhalt der Festungen, der Lieferungen, der Lebensmittel, des Bauholzes u. s. w., die Unkosten der Überbringung des Tributs nicht mitgerechnet. 4) Dass der Viehausfuhr auf dem Fusse des freien Handels und Wandels gehalten werde, d. i. dass die türk. Unterthanen das Vieh nicht weiters aufzuliefern berechtigt seyn sollten, als wie wenn sie denselben in den öster. oder russ. Lendern ankauften, denn sonst wird die Pforte ser bald alles auf den alten Fuss herabgebracht haben. 5) Keiner der 3 Kaiserhöfe soll Truppen im Lande unterhalten, im Frieden soll es seine eigene Miliz unterhalten, im Krieg

¹⁵⁰⁾ Braila, befestigte Stadt in der Walachei, am linken Donauufer, südlich von Galatz gelegen. Vgl. *Mappa Walachiae* per F. Jos. Ruhedorf.

¹⁵¹⁾ Dschurdschow (Giurgewo, Giurgin), Festung in der Walachei am linken Donauufer, gegenüber Rusčuk gelegen. Vgl. *Mappa Walachiae* etc., wie oben.

¹⁵²⁾ Turnul (Turn, Turnov, Turnu Magurele), Festung in der Walachei, am linken Donauufer östlich der Alutamündung gelegen. Vgl. *Mappa Walachiae* etc., wie oben. Vgl. Testa: *Recueil des traités de la Porte Ottomane* . . . Tom. 9. Autriche. Paris 1898. 8°. S. 183 ff. *Traité d'armistice, en date de Giurgévo, le 19. sept. 1790* «que le grand vizir ne gardera en deçà du Danube; le long des frontières de la Valachie, que les garnisons nécessaires aux trois dites forteresses de Tournow, Giurgewo et Ibraila».

aber für neutral angesehen werden. 6) Das Land soll unter dem besondern Schutze der K. k. und russ. Kaiserhöfe stehen und die Pforte blos den Tribut weiter beziehen. Wenn man sich hierinnen blos mit der guten Treue der Türken begnügen wollte, so würde das Land ser bald wieder in die ärgste Sklaverey versunken seyn, wie es nach dem Frieden von Kainardschi geschah. Wenn diese Stipulationen erhalten würden, verbindet sich das Land den beiden Kaiserhöfen den neml. Tribut zu zahlen, wie der Pforte oben art. 3.

Ich habe Ihnen, mein Herr, einen getreuen Auszug dieses wichtigen Urkundenstückes gegeben. Nach meiner Meinung aber sollten E. Hochw. dasselbe nicht, so wie es ist, geben, sondern den Stoff bearbeiten und als Geschichtsschreiber das Wahlrecht der Fürsten durch die obgenannten Beispiele erweisen und als solcher von den Erpressungen der griechischen Söldlinge sprechen, ohne die Klage den Bojaren in den Mund zu legen, wodurch dann weniger Gefahr wäre, dass jemand kompromittiert werde. In jedem Falle aber vertraue ich auf Ihre ganze Redlichkeit, dass Sie mich niemanden sey es öffentlich oder im Vertrauen nennen werden.

Ganz Ihr ergebenster
Hammer¹⁵³⁾

32.

Hochwohlgeborener Herr, hochgeehrter Herr Consistorial-Rath

Ich habe Ihr Schreiben nebst den Einlagen und Beylagen richtig erhalten. Herrn Czetter¹⁵⁴⁾ habe ich dem Herrn von Murawjeff^{154a)} nachdrücklich empfohlen, mit der Bitte, dass wenn er ihn nicht für Moscau brauche, er ihn auf einer andern russischen Univ. anzubringen suchen möge. Die Erkundigungen wegen der an H. von Engel überschiedten Exemplare hat zwar ihre Schwierigkeiten. Ich will aber doch sehen, dass ich sie durch einen meiner Petersburger Freunde anstellen lasse. Sobald ich Nachricht erhalte, werde ich sie Euer Hochwohlgeboren mittheilen. Das Packet an H. G. S. R. Haïser (?) ist richtig abgeliefert worden. Es freut mich, dass Sie sich unserer hiesigen Verhältnisse so freundschaftlich erinnern. Ich wünsche, dass Sie auch fernerhin Ihre Gewogenheit erhalten wollen

Ihrem

ergebensten

C. Meiners¹⁵⁵⁾.

Göttingen, am 18. August 1805.

An den Herrn Consistorial-Rath
von Engel

abzugeben in der Siebenbürgischen Canzley
in

Wien.

¹⁵³⁾ Hammer-Purgstall, Joseph, Freiherr von, Historiker und Orientalist. * 9. Juni 1774 in Graz, † 23. Nov. 1856 in Wien.

¹⁵⁴⁾ Czetter dürfte ein naher Verwandter des Kupferstechers Samuel Czetter in Budapest sein. Vgl. Sz. Bd. 2 Kol. 1314 und Bd. 13 Kol. 1398.

^{154 a)} Muravjev, Michail Nikitič, Kurator der Moskauer Universität. * 1757, † 1807. O.

¹⁵⁵⁾ Meiners, Christoph, Professor in Göttingen. * 31. Juli 1747 zu Otterndorf im Lande Hadeln, † 1. Mai 1810 in Göttingen.

33.

Am 10. Jänner 1806.

Den verbindlichsten Dank für Ihre fortwährende, zuvorkommende Güte verehrtester Herr College. Die Gläubigen sagen — in Christo, die Dichter im Apoll — um alles Skandal zu meiden, müssen die Historiker sich ja wie Collegen in Clio der Geschichtsmuse nennen. —

Bis Hunyad kömmt, lesen Sie doch ein bischen Lichtenstein durch.

Wo ist das Hatzeger Thal¹⁵⁶⁾, wo der Isztrigy¹⁵⁷⁾, wo Sigmund seine Völker erwartete und aus Müssiggang, der aller Laster Anfang — das Gescheideste in seinem ganzen Leben den grossen Hunyad machte¹⁵⁸⁾?

Ist Ban von Temeswar und Comes von Temes etwa einerley?

In der Hoffnung Ihres baldigen Wiedersehens mit der ausgezeichneten Hochachtung

Ihr

gehorsamster Diener und Freund

Hormayr.

34.

Göttingen 6. Aug. 1806.

Ich stehe freylich an, ob es Euer Hochwohlgeboren wichtig genug seye, dass ich Ihnen wegen des gegebenen Auftrages an Ruprecht¹⁵⁹⁾ Nachricht und Antwort gebe; ich möchte aber doch nicht hinterher mich des Vergessens schuldig machen.

Die Witwe Grellmann¹⁶⁰⁾ ist noch nicht wieder zurück, läßt auch nichts von sich hören; man weiss nur, dass Sie schlecht berathen worden ist, einmal, dass sie des sel. Mannes Bücher an die Universität Moskau geschenkt hat in der angeblichen Hoffnung eines großen Gnadengeschenks vom Kaiser; und dann, dass sie mit den Mss. nach Dorpat gegangen ist und dort hofft ein großes Geld daraus zu lösen: und so sehen Sie, dass zum Zurück-erhalten Ihrer Beyträge noch wenig Hoffnung ist. Unsre Deutschen in Moskau machen uns überhaupt wenig Ehre.

Von der unerwarteten Umwälzung der öffentlichen Verhältnisse werden Sie dort so gut unterrichtet seyn wie wir; folglich auch sich die kritische Lage denken, in welcher wir hier sind. Es ist uns desto empfindlicher, da wir sonst unsre Lage über alles Erwarten glücklich eingeleitet hatten; die Universität Göttingen blieb von den übrigen Pr. Univ. abgesondert, hatte ihren eigenen Curator im Lande, der unmittelbar an den König berichtet; unser Fonds bleibt von dem Dominio getrennt; was konnten wir uns mehr wünschen! Es war herrlich manoevriert worden. Aber der Himmel weiss,

¹⁵⁶⁾ Hátszeger Tal im Com. Hunyad, Siebenbürgen.

¹⁵⁷⁾ Sztrigy, linksseitiger Nebenfluß der Marosch im Hunyader Comit. a.

¹⁵⁸⁾ Hunyady, János (Johann von Hunyad), Gouverneur von Ungarn (1446—1453). Angeblich ein natürlicher Sohn König Sigismunds von Ungarn. (?) * um 1387, † 11. Aug. 1456 im Lager von Semlin (Zimony). Vgl. Sz. Bd. 9 S. 482 ff.

¹⁵⁹⁾ Ruprecht. Vandenhoek-Ruprecht, Buchdruckerei in Göttingen.

¹⁶⁰⁾ Grellmann, Heinrich Moritz Gottlieb, Professor in Moskau, Statistiker und Kulturhistoriker. * 7. Dez. 1756 zu Jena, † 13. Okt. 1804 in Moskau. P. Nach M. * 7. Dez. 1758, † 1. Okt. 1804.

wessen wir nun seyn werden. Ein solcher Staatenumsturz liess sich wohl am Ende des Jahrhunderts erwarten aber nicht so plötzlich und im Anfang. Wüssten die katholischen Bacchanten ebenso Kraft, Muth und Entschlossenheit das Äusserste zu wagen einzulösen, als feige Cabalen und verschmitzte Anschläge, die Köpfe zu verfinstern anzuspinnen: so möchten sie ihr Wesen treiben. Aber so ist eine völlige Atonie in Völkern und Fürsten.

Über ihre ausgestandenen Gefahren hat mir geGrauset; dem Himmel sey Dank, dass ich Sie erhalten weis! Die öffentliche Lage der Dinge läßt uns kein grosses Menschenglück im allgemeinen erwarten: also müssen wir uns genügen, alles Glück in uns selbst zu finden. Gebe Ihnen dieses der Himmel in reichem Maase!

Ich beharre aufrichtig

ergeben Heyne.

Den Brief mit Meiners Zettel haben Sie hoffentlich noch im Jul. erhalten.

An Seine Hochwohlgeboren
Herrn von Engel
k. k. Consistorialrath
in Wien.
fr. Nürnberg.

35.

Teschen am 25. Nov. 1806.

Hochwürdiger Herr Consitorial-Rath!

Ihr schätzbares Schreiben vom 19. Novemb. hat mich gestern angenehm überrascht. Für Ihren wohlgemeinten Glückwunsch zu meiner Heyrath¹⁶¹⁾ danke ich ergebenst.

Da der Superintendent Bartelmus¹⁶²⁾ wegen seiner vielen Geschäfte und manchmal auch aus Bequemlichkeit dem Consistorium die officiellen Berichte spät zu ertheilen pflegt, so will ich Ihnen hier etwas von der durch das Kreisamt verordneten evang. Schulvisitation und von den Unterhandlungen mit Herrn von Dankesreither¹⁶³⁾ berichten. An dem zur ev. Schulvisitation bestimmten 5. Novemb. erschien bloss der Kreiscommissair Sommer. Der Superintendent sagte ihm gleich nach der Bewillkommnung, das Decret des Kreisamtes wäre ihm sehr unerwartet gekommen, da nach der kaiserlichen Verordnung blos die evang. Landschulen der katholischen Schulvisitation unterworfen wurden, und er vom Wiener Consistorio keinen Bericht erhalten hätte, dass auch das Teschner ev. Gymnasium einer gleichen Visitation unterworfen sey. Der Kreiscommissair, der sich sehr höflich benahm, erwiederte darauf: der Ausdruck im Decret des

¹⁶¹⁾ Rumi (Rumy), Carl Georg, * 18. Nov. 1780 in Igló (Zipser Com.), † 5. April 1847 in Gran (Esztergom). Am 11. Nov. 1824 zum Katholizismus übergetreten. Seine erste Frau, Wilhelmine Mitterer, † 1808; die zweite Frau war Dorothea Zapf und die dritte Sophie Müller. Vgl. Sz.

¹⁶²⁾ Bartelmus, Traugott, Superintendent in Teschen. * in Bielitz (Schlesien), † 15. Okt. 1809. Sch.

¹⁶³⁾ Dankesreither, Johann von, Hofrat. St.

Kreisamtes «evangelische Schule» sey zu allgemein abgefasst, er hatte mit P. Scherschnik¹⁶⁴⁾ nicht den Auftrag erhalten, das ganze evangelische Gymnasium zu untersuchen, sondern blos die deutsche Classe des Schullehrers Kotschy. Er liess sich hierauf ein Verzeichnis der Lehrgegenstände in seiner Classe geben und die bisher eingeführten Schulbücher anzeigen, und sagte dann, Kotschy müsse sich ganz nach dem neuen katholischen Schulplan richten, statt der bisher gebrauchten Schulbücher die Normalbücher einführen und die Elemente der lateinischen Sprache von seiner Classe ausschliessen, und weil ein Lehrer nicht hinreichend sey, die deutsche Classe dem neuen Schulplan gemäß gehörig zu versehen, so sollte neben Kotschy noch der Küster Pawlass als zweyter deutscher Lehrer angestellt werden und wäre er dazu nicht tauglich, so müsste man ihn absetzen und einen neuen an seine Stelle berufen. Auf den katholischen Studienpräfekten P. Scherschnik warteten wir zwey Stunden vergeblich; endlich liess ihn der Kreiskommissair durch einen evang. Schulknaben rufen, und erhielt die Antwort zurück: wenn ihn das Kreisamt zur evang. Schulvisitation beordern wollte, so müsste es ihm eine schriftliche Ordre tags vorher zuschicken, er hätte jetzt andere Geschäfte und könnte nicht kommen. Der Kreiskommissair sagte darauf, es wäre auf dem Kreisamt für den P. Scherschnik allerdings eine schriftliche Ordre abgefasst worden, diese müsste aber aus Versehen liegen geblieben seyn, und die förmliche Visitation müsste daher auf weiter verschoben werden. Wir sprachen bey dieser Gelegenheit mit dem Kreiskommissair auch von der wünschenswerthen Entfernung des Militärstiftes aus dem evang. Schulgebäude: er sagte, das Kreisamt sehe es ein, dass die evang. Schule dadurch viel leide, es könnte aber in Teschen kein schicklicheres Gebäude für das Militärstift gefunden werden; man müsste trachten, von allen Seiten zu betreiben, dass das Militärstift wo möglich ganz aus Teschen weggeschafft würde. Der Kirchenvorsteher hat wegen des langen Aufenthalts des Militärstiftes im Schulgebäude bey dem Kreisamt um Quartiergeld angesucht, aber noch keine Antwort erhalten. — Seit jenem Vorgang hat sich das Kreisamt geäußert, es wäre am besten, die evang. deutsche Schule mit der katholischen Normalschule zu vereinigen, weil in beyden nicht viele Schüler sind, und P. Scherschnik hat gesagt, man erwarte bey dem Kreisamt ein Decret von der Hofstelle, durch welches auch die lateinische evang. Schule zu Teschen der katholischen Schulvisitation und der Conformation nach dem neuen Schulplan für katholische Gymnasien unterworfen werden soll.

Der Hofrath Herr von Dankesreither konnte nicht selbst auf unsre Schule kommen (wie er gewünscht hatte) weil ihm gleich nach seiner Ankunft aus Galizien in seinem hiesigen Quartier das Unglück begegnet war, von der Treppe mit einem Leuchter zu fallen und sich durch den Leuchter, auf den er fiel, das Gesicht stark zu verletzen. Er liess daher den Superintendenten Bartelmus zu sich kommen, befragte ihn über die Verfassung des ev. Gymnasiums und conferierte mit ihm über die Erhebung desselben zu einem theol. Seminarium. Bartelmus war der Meinung, dass in diesem Falle 6 Professoren angestellt und gut besoldet werden müssen. Uns Schul-

¹⁶⁴⁾ Scherschnik, Leopold Johann, kath. Studienpräfekt. * 3. März 1747 zu Teschen. † 31. Jan. 1814 daselbst. W.

Lehrern trug Bartelmus nach seiner Zurückkunft auf, ein Verzeichnis der bisher von jedem vorgetragenen Lehrgegenstände sammt Anführung des Betrags der Besoldung eines jeden aus der Kirchencassa aufzusetzen, weil der Hofrath beydes verlangt hatte. Diese Berichte übergab ihm der Superintendent persönlich und verwandte sich bey ihm zugleich für den Schullehrer Krieger. Herr von Klettenhof¹⁶⁵⁾ war auch bey dem Hofrath. Ich ging ihm auch meine Aufwartung machen, fand ihn aber schon mit Einpacken beschäftigt und konnte daher von der Teschner Schule mit ihm nicht sprechen. Er versprach mir, sich bey der Studiencommission in Wien für meine baldige Bestätigung und die Zurücksendung der Studienzeugnisse zu verwenden, und da ich ihm einen schriftlichen Bericht über meine Erfindung einer neuen Sparsuppe mittheilte, um dadurch vielleicht Versuche im Grossen in Wien zu veranlassen sagte er, nachdem er ihn überlesen hatte, diese Erfindung würde gewiss sehr zu meiner Empfehlung dienen. — Der Kreiscommissair Sommer war auch bey ihm, ich weiss aber nichts von seinen Verhandlungen. — Das Kreisamt consultirte in der Folge mit Herrn von Klettenhof und dem Baron von Calisch, ob es nicht ratsam wäre, das hiesige evangelische und katholische Gymnasium zu vereinigen, um beyden durch Anstellung mehrerer Professoren und bessere Besoldung derselben aufzuhelfen, oder eine förmliche protestantische Universität zu errichten? Herrn von Klettenhofs Meinung war: wenn keine Universität errichtet würde, so müsste das evang. Gymnasium vom katholischen getrennt bleiben, weil die Protestanten auf ihren Gymnasien aus wichtigen Gründen einen ausgedehntern Schulplan nöthig hätten, als man bey den katholischen Gymnasien findet; würden hingegen bey Errichtung einer protestantischen Universität in Teschen beyde Gymnasien vereinigt und der katholische Schulplan eingeführt, so müsste die Universität so eingerichtet werden, dass die Protestanten auf derselben Gelegenheit haben würden, das auf dem Gymnasio nach dem katholischen Schulplan noch nicht gehörte nachzuhohlen. Baron Calisch protestirte gegen die vom Kreisamte verordnete Vereinigung der evangelisch-deutschen Schule mit der katholischen Normalschule und gegen die vorgeschlagene Vereinigung beyder Gymnasien, und erklärte ferner, zur Errichtung einer Universität sey wenigstens ein fond von 300.000 fl. erforderlich, die kleine Stadt Teschen, in der nur einige hundert Evangelische wohnen, sey für eine protestantische Universität durchaus nicht passend, er schlage daher dazu eine der grösseren Städte Ungarns, zum Beyspiel Pesth vor, und eine Vereinigung der Protestanten in den deutschen Erbländern mit den ungarischen Protestanten sey zur Errichtung einer evang. Universität überhaupt sehr wünschenswerth.

Von Herrn von Klettenhofs Lebensumständen weiss ich folgendes zuverlässige. Er ist in Preussisch Schlesien geboren; sein noch lebender Vater ist ein bemittelter Bürger. Er kam als Candidat der Theologie nach Teschen und ward Hofmeister in dem Hause des Herrn von Parchwitz, dessen Töchter er mit Zufriedenheit des Herrn v. P. unterrichtete. Es entspann sich zwischen ihm und einer Tochter des Herrn von P. ein Liebesverständnis, und Herr v. P. (der einst auch ein Candidat der Theologie war und als Hofmeister seine Zöglingin heyrathete) gab ihm seine Tochter zur

¹⁶⁵⁾ Klette von Klettenhof, Georg Friedrich Erdmann, Jurist. * zu Steinkunzendorf in Schlesien. Sch.

Ehe. Klettenhof bekam mit seiner Frau einiges Vermögen, ward ein guter Oekonom und machte glückliche und einträgliche Speculationen im Handel mit Getreide etc. Bald liess er sich adeln und kaufte das Gut Grodiczsch¹⁶⁶). Mit Hülfe seines Genies machte er sich in kurzer Zeit mit dem juridischen Geschäftsgang in Österreich vertraut, und arbeitet in demselben sehr leicht. Der verstorbene Baron von Larisch¹⁶⁷) war sein Freund und machte ihn zum Tutor seiner Kinder. Klettenhof ist mit Geschäften überhäuft und muss oft herumreisen, aber er verrichtet seine Geschäfte mit vieler Leichtigkeit und Accuratesse. Mit seiner Frau, einer sehr gebildeten Dame, lebt er in einer glücklichen Ehe. In seinem Charakter liegt viel Heftigkeit, doch weiss er sich zu mässigen, was er bey seinen Differenzen mit dem Superintendenten oft bewiesen hat.

Die Wahl eines neuen Predigers in Gross-Lomnitz nach Abgang des Herrn Seniors Schmitz¹⁶⁸) ist bis auf die Rückkunft der Herren Gregor von Berzeviczy¹⁶⁹) und Okolitsányi aus der Weinlese verschoben worden, die jetzt wohl schon erfolgt seyn wird. Dem Superintendenten Bartelmus kann ich das Zeugnis geben, dass er die Berufung des Herrn Schmitz nach Bielitz auf keine Weise zu hintertreiben gesucht hat.

Was das Göttingische Magazin¹⁷⁰) für Geschichte, Statistik und Staatsrecht von Österreich betrifft, so kann ich Ihnen darüber so viel berichten, dass der grösste Theil des ersten Bandes bereits geraume Zeit vor der Leipziger Michaelis-Messe gedruckt war; auf dieser Messe sollte der erste Band herausgegeben werden und ich sollte aus Leipzig einige Exemplare erhalten: dies geschah nicht, vermuthlich wegen des Krieges. Wenn ich ein paar Exemplare erhalte, so sende ich Ihnen eines. Von Göttingen, Jena, Berlin und Dresden, wo ich Correspondenten habe, bleiben mir jetzt die Briefe ganz aus.

Die neue ungarische Zeitschrift wird, wenn sich genug Pränumeranten finden werden, von mir selbst verlegt werden (denn Buchhändler entschliessen sich in der österreichischen Monarchie nicht leicht zum Verlag eines ungrischen Werks und Hartleben hat, über Röslers Redaction aufgebracht, erklärt, er würde nie eine periodische Schrift für Ungarn mehr in Verlag nehmen); den Druck werde ich von dem hiesigen Buchhändler Prohaska, der sich in Teschen vor ein paar Monaten etablirt hat, besorgen lassen. Der Plan ist deswegen so ausgedehnt, weil in Ungarn die Gelehrten selten in den Stand kommen, eigene Schriften aus verschiedenen wissenschaftlichen Fächern herausgeben zu können, durch einzelne Abhandlungen, die in einer Zeitschrift erscheinen, kann aber oft auch sehr viel Nutzen gestiftet werden. Dazu kommt der Umstand, dass mir der

¹⁶⁶) Grodiczsch, Ort in Schlesien.

¹⁶⁷) Larisch, Johann, Baron von Ellgoth und Karwin, Geh. Rat und Landeshauptmann von Schlesien. † 1820. W. — St.

¹⁶⁸) Schmitz, Johann Georg, Senior in Groß-Lomnitz (Zipser Com.). * 1765 in Käsmark (Zipser Com.), † 26. Okt. 1826 in Bielitz (Schlesien). Sz. — Sch.

¹⁶⁹) Berzeviczy, Gregor von Berzevicze, * 15. Juni 1763 in Groß-Lomnitz (Nagy-L.), † 23. Febr. 1822 daselbst (Nagy-Lomnicz oder Kakas-Lomnicz). Sz.

¹⁷⁰) Magazin für Geschichte, Statistik und Staatsrecht der österreichischen Monarchie, herausg. von einer Gesellschaft österr. Gelehrter. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1806—1808.

neue Redacteur der österr. Annalen Herr Sartori¹⁷¹⁾ geschrieben hat, die Redaction werde schwerlich Abhandlungen aufnehmen können, wie sie anfangs versprochen hatte, weil der Vorrath der eingegangenen Recensionen, die vorhergehen müssen, zu gross ist.

Die Beylage an Herrn von Klettenhof ist sogleich abgegeben worden. — Die Franzosen machen im Preussischen Schlesien Fortschritte, in Südproussen insurgieren die Pohlen und misshandeln die preussischen Beamten, die Russen sollen Warschau besetzt haben. In der Gegend von Teschen bis Troppau liegen sehr viele kaiserliche Husaren.

Mit Hochachtung beharre ich

Ihr
ergebenster Diener und warmer Verehrer
Carl Georg Rumi.

N.S. Wenn Sie die beglaubigte Copie meiner Studienzeugnisse, die ich Ihnen sandte, als ich um die Teschner Stelle anhielt, noch bey Händen haben, so haben Sie die Güte, mir dieselbe zurückzusenden, weil ich sie brauche.

36.

Göttingen, 27. Dez. 1806.

Von dem, was Euer Hochwohlgeboren mir vom Herrn Grafen von Auersperg¹⁷²⁾ schrieben, erhielt ich noch einen andern Brief des Herrn Hofagenten Jäck. Das angekommene Werk des Grafen verdient alle Achtung und die Societät fand kein Bedenken, ihn zu ihrem Ehrenmitglied zu ernennen. Um Ihnen keine Kosten zu verursachen, habe ich das Diplom an Herrn Jäck adressiert. Als Sie Ihren Brief vom 4. Oktober schrieben, hatten Sie wohl im Traume das alles so phantastisch geordnet, als es seit dem erfolgt ist. Auch der Norden, der protestantische freye prüfende Geist, die lebendige Cultur, auch dies ist dahin! unter den Füßen einer kriegerischen Gewalt, schwanger von schrecklichen Folgen, auf welche Seite hin sie sich auch neigen. Dass Ihre Geschichte von Ragusa doch noch den Weg ad diei luminis auras findet, freute mich. Der Buchhandel Deutschlands liegt nun ganz; die äußerste, ungläubliche Verarmung des Nordens verkümmert allen Absatz und alle fernere Unternehmung. Unser G. hat sich noch durch ein Wunder bisher erhalten; erschöpft ist das Land an allen Kräfte; auch unsere Stadt; jetzt droht uns das Äusserste: die Militärstrasse wird über Cassel, Duderstadt, also hier durch, verlegt. Die Strasse durch Sachsen schafft kein Brod, kein Vieh und Bauern zum Vorspann mehr. Ein Gleiches bedrohet uns. So lento consumimur igni. Doch besser man wendet die Gedanken von allem ab, und bauet vor, bereitet zu, wartet und erträgt was kömmt — dazu gehört nun auch dies und lasst das Schreiben! Mit unveränderlicher Liebe und Hochachtung

Euer Hochwohlgeboren
ergebener H(eyne).

An den hochwohlgeborenen Herrn von Engel, k. k. Consistorialrath etc.
zu Wien.

¹⁷¹⁾ Sartori, Franz, Redakteur der Annalen der österr. Lit. usw., vgl. N. 55.

37.

Wien, am 11. Jänner 1807.

Tausendmal Vergebung, wenn ich schon wieder bei Ihrer Erudizion mich Raths erhole. —

Wo finde ich die umständliche Erläuterung des Ursprunges des Fluchtgeschreyes Farkas, farkas!, welches Sie von Colomans unglücklichem Feldzuge nach Rothreussen herleiten, dessen Epoche mir nicht weniger unbekannt ist. (Geschichte Serwiens, Seite 384.)

Sie sehen nun selbst die üblen Folgen, wenn man die Leute an litterarische Freundschaft gewöhnt. Lassen Sie sich nicht abschrecken und bleiben Sie noch ferners gewogen Ihrem

ergebensten Diener

Hormayr¹⁷³⁾ m. p.

38.

Göttingen 5. März 1807.

Ich beantwortete Ihr letztes Briefchen und das Schreiben des braven Künstlers nicht, weil ich voraussetzte, dass Sie beyde gewiss glauben würden: ich werde das thun, was ich als rechtlicher Mann zu thun schuldig war. Ich habe das Schreiben des H. Cz.¹⁷⁴⁾ sogleich an Herrn von Murawjeff geschickt und diesen gebeten, dass er die Vocation und das Reisegeld unmittelbar nach Wien schicken, auch in der erstern die von Cz. gemachten Bedingungen erwähnen wolle. Antwort habe ich hierauf noch nicht erhalten, weil der Postenlauf zwischen Russland und Deutschland seit mehreren Monathen ganz unterbrochen worden ist.

Die vornehmste Absicht des gegenwärtigen Briefes ist diese: Sie inständig zu bitten, dass Sie einliegenden Brief an H. Gr. von Colloredo¹⁷⁵⁾ sicher abgeben lassen, oder auf der Post dahin schicken wollen, wo Sie wissen oder erfahren, dass der Herr Graf sich aufhält. Dieser ist der Sohn des ehemaligen Reichs-Vice-Canzlers, hat in Göttingen studiert und war

¹⁷²⁾ Auersperg, Josef Karl Graf von, Geschichte des königlichen böhmischen Appellationsgerichtes. Prag, Casper Widtmann. 1805. 8°. 2 Teile. V. Commentationes r. Soc. Götting. Bd. XVI.

¹⁷³⁾ Hormayr, Josef Freiherr von, Direktor des Haus-, Hof- und Staats-Archivs. * 20. Jan. 1782 in Innsbruck, † 5. Okt. 1848 in München. MK. Farkas, Farkas! rufen. Die Stelle lautet bei Engel, Geschichte von Serwien und Bosnien. Halle, Gebauer. 1801. 4°. S. 384: «Als der König (Albert im J. 1439) auf seinem Vorhaben bestand, so liefen die Truppen unordentlich aus dem Lager, unter dem [vermutlich seit Colomanns unglücklichen Feldzug in Rothrußland] gewöhnlichen Geschrey Farkas, Farkas, Wolf! Wolf! daher noch jetzt Farkas kiáltani — Wolf schreyen so viel heißt, als fliehen.»

Nach Julius Pauler (A magyar nemzet története az árpád-házi királyok alatt. Budapest 1893. 8°. 2 Bände) Bd. I, S. 265 hätte der Kumanier-Führer das Antworten der Wölfe auf sein nachts vor der Schlacht (gegen König Kolomann von Ungarn im J. 1099) nachgeahmtes Heulen für ein günstiges Omen gehalten. — Diese Art Wahrsagerei mit den Tieren war und ist bei den Völkern sehr verbreitet.

¹⁷⁴⁾ Czetter vgl. oben N. 32.

¹⁷⁵⁾ Colloredo, Ferdinand Graf, Staatsmann und Humanist, Gesandter in Neapel. * 30. Juli 1777 zu Wien, † 10. Dez. 1848 in Gresten (N.-Öst.).

selbst Gesandter in Regensburg. Nachdem der Hof ihn von Reg. abgerufen hatte, hiess es, dass man ihn nach Neapel schicken werde. Ob dieses geschehen, ist mir nicht bekannt. Wäre es aber auch in Sicilien, so geben Sie sich alle Mühe, dass Sie den Brief, so sicher es seyn kann, nach Sicilien befördern. Bereit Ihnen ähnliche Gefälligkeiten zu erweisen, beharre ich

Ihr ergebenster

C. Meiners¹⁷⁶⁾.

39.

D. 17. März 1807 Prag.

Wohlgeborner Herr,

hochgeehrter Freund.

Allerdings verdient die Gesch. von Ragusa¹⁷⁷⁾ die Aufmerksamkeit des Slawins und eines jeden Slavophili und ich danke Ihnen verbindlichst für das mir sehr angenehme Geschenk. Ich habe sie bereits mit Vergnügen gelesen. Die eingestreuten liter. Notizen waren mir sehr willkommen, so wie der präzise Vortrag andern Gedichtsliebhabern ganz gewiss gefallen wird. Die Jesuiten hätten doch diessmal nicht als Hintertreiber der slav. Literatur dargestellt werden sollen. Denn der einzige della Bella^{177 a)}, dessen neue Auflage dem Senate zugeeignet ist, widerlegt dies hinlänglich. Aber gerade dieser Kenner und Schätzer und Verarbeiter alles dessen, was die Ragusaner schrieben, blieb Ihnen unbekannt, oder entging Ihrer Aufmerksamkeit. Sollte der Verleger Lust haben den Slawin fortdrucken zu lassen, so würde ich Ihre Nachrichten sehr gut benutzen (und etwa auch erweitern) können.

Auch würde ich in der Folge Durich's Nachlass verarbeiten können, wie Sie es wünschen, da sich sonst niemand zur Fortsetzung anheischig machen will. H. Prochazka hat gar keine Lust dazu und wer anderer wollte es thun?

Recht, dass Sie mich an unsern guten Linde erinnern! Kann er was besseres thun, als was er thut? Mir kann nichts erwünschter seyn, als mit ihm Briefe zu wechseln, sobald es möglich seyn wird.

Dass die Gesell. auch Ihre letzte Arbeit mit Danke aufnehmen wird, darf ich Sie wohl im voraus versichern. Ich muss Ihnen gestehen, dass ich noch den Theil (der allgem. Gesch. von Gebauer) über die Moldau und Wallachey nicht gesehen habe. Mit diesem ganzen Werke ist die hiesige öffentl. Bibliothek versehen; und ich muss nächstens nachfragen, ob man auch schon diesen Theil, der von Ihrer Hand ist, angeschaffet hat. Schade, dass Sie Ursachen haben, von Ihrem ursprüngl. Plane abzuweichen. Die Gesch. von Ungarn hätte ich gerade von Ihnen bearbeitet lesen mögen.

¹⁷⁶⁾ Meiners, Christoph, vgl. oben N. 32.

¹⁷⁷⁾ Engel, Geschichte des Freystaates Ragusa. Wien, Anton Doll. 1807. 8°. G.A. 1807, S. 995.

^{177 a)} Bella, Ardelio della S. J.: Dizionario Italiano-Latino-Illirico. Venezia 1728. Ragusa 1785. 4°. 2 Vols. (Edit. augm. par Pierre Basic.) * 2. Febr. 1655 in Foggia, † 3. Dez. 1738 in Spalato. Vgl. Sommervogel, Carlos: Bibliothèque de la Comp. de Jésus. Bibliogr. I. Bruxelles, Paris 1890. 4°.

Hr. Zlobicky wird Ihnen zwey Exemplare von meinen Glagoliticis¹⁷⁸⁾, eins für Sie und eins für den Bischof Werhowacz oder den Grafen Szecheny, wohin Sie selber befördern wollen und die drey letzten Hefte Slavins für Sie, übergeben. Ich verharre mit vollkommener

Hochachtung

Ihr
ergebenster Diener
und Freund

Daubrawsky.

P.S. Fürstl Beloselsky¹⁷⁹⁾, ein Mitglied der russ. Akademie und Kenner der alten slaw. Sprache, verlangte von mir ein Empfehlungsschreiben an Sie, weil ich ihm von dem goldenen Kreuze der Helena¹⁸⁰⁾ (Serw. Gesch. S. 232) Meldung machte. Er wünschte nämlich diese Inschrift zu Wien copiren zu können, könnten Sie diess nicht veranstalten? Er wird Sie, wenn Sie ihn besuchen, gut aufnehmen und ich käme durch Ihre Güte auf diese Art auch zu einer Copie. Swe, totum, omne für cose (BCE) schon im XIII^{ten} Jahrhundert ist mir ein wenig verdächtig? Soll es denn gerade von dieser Helena seyn? Es gibt ja mehrere Helenen in Ihrer Gesch., die aber leider! im Index nicht vorkommen.

Herrn

Herrn Johann Christ. von
Engel k. k. Censor
Notar bey der Siebenbürg.
Hofkanzley

zu

Wien.

40.

Göttingen März 1807.

Da ich durch einen abgehenden Ungar die Gelegenheit dazu erhalten, so sende ich Euer Hochwohlgeboren einen Abdruck von einer Recension unseres Herrn v. Schl. vom Magazin der O. M. 43 St. welche, wie ich fürchte, nicht überall wohl aufgenommen werden wird und leicht veranlassen kann, dass die Schrift nicht weiter fortgesetzt werden darf, oder doch nicht in die Hände kömmt, wo sie wirken könnte und sollte. Der Grundsatz, dass es nicht gut ist, alle Wahrheiten zu sagen und noch mehr, sie in harten Ausdrücken zu sagen, ist dem Verfasser gar nicht beyzubringen. Doch jeder hat seine eigene Weise zu sehen und zu handeln.

Wir ändern haben unsern Zweck in Hannover und Göttingen bisher er-

¹⁷⁸⁾ Dobrovský (Daubrawsky), Josef: Glagolitica. Über die glagolitische Literatur: das Alter der Bukwitza, ihr Muster etc. Ein Anhang zum Slavins. Mit Kupfertafeln. Prag 1807. 8^o.

¹⁷⁹⁾ Běloseiskij-Bělozerskij, Alexander Michajlovič Fürst, * 1752, † 1809. O.

¹⁸⁰⁾ Kreuz der Helena. Vgl. Engels Gesch. von Serwien S. 232 »Von der Helene (um 1250) (Mutter des Dragutin) wird in der k. k. Schatzkammer zu Wien noch eine Partikel des heil. Kreuzes aufbewahrt, eingefaßt in Gold, in Form eines Kreuzes, mit 4 Edelsteinen geziert.« Vgl. Pejacsevich, Franc. Xaver liber Baro de, Historia Serviae . . . Colocae 1799. fol. S. 215.

reicht, durch vernünftiges Nachgeben, wo nicht auszuweichen war, guten Willen zu zeigen, und doch Festigkeit, wo die Forderungen zu weit giengen; gesunde Politik und Staatsverwaltung in einzelnen Resolutionen zu lesen zu geben, wo sie nicht reitzen konnten. Sehen Sie, wenn sie in Ihre Hände kommen, die historischen, statistischen Bücherrecensionen in unsern Gel. Anz. nach. Die schlechten Principien der Preussischen Monarchie werden Sie so herrlich dargelegt finden, als nirgends geschehen ist, ohne sie zu nennen. Von dem Grafen Stadion¹⁸¹⁾ erwartete ich schon damals als er hier war, atwas vorzügliches: besonders aus den Aufsätzen und Ausarbeitungen, welche damals ein Privatissimum auszumachen pflegten. Wie unsere Studien gesunken sind, ist unsäglich. Die unglückliche Transcendental u. Naturphilosophie hat gute Köpfe umnebelt, und sie sowohl als andere von gründlichen praktischen Studien abgezogen; daher blos superficiele Vielwisserey aus Journalen und Verachtung der Schul- u. humanistischen Studien. Das was Göttingen hält, ist, dass die historischen und verwandten Studien noch mit Eifer betrieben werden; das bleibt doch die Quelle von allen praktischen nützlichen Studien.

Wenn Ihr Bolsch nur nicht zu spät angesucht hätte, so würde ihm gleich zu Ostern zu helfen gewesen seyn. ich will aber sehen, was sich dabey thun lässt, wenn er hier seyn wird. Die Concurrenz um Freytische überschreitet jetzt alle Grenzen, bey der traurigen Lage von Halle und Jena. Breitet sich der Krieg jetzt noch weiter aus als vorhin, so verschwindet alle bisher gehegte Hoffnung, es sey unmöglich, dass noch eine neue Campagne sich aushalten lasse. Ihrer Geschichte von Ragusa sehe ich mit Verlangen entgegen; wenn nur der Recensent vorhanden wäre, der den Grad von Einsicht und guten Willen hätte, welcher zur Beurtheilung erforderlich ist.

Ihrem freundschaftlichen Wohlwollen mich empfehlend

ergebenst

Heyne.

Vom Fürsten von Auersperg¹⁸²⁾ habe ich noch keine Zuschrift von Annahme des Diploms; vermuthlich erfolgt es erst mit Ostermesse.

41.

Vom Hause, am 18. Junius 1807.

Zu meinem wahren Bedauern habe ich von dem Hofsekretär Armbruster¹⁸³⁾ vernommen, wie sehr Ihnen mehrere Stellen aus dem Leben Rudolfs II. missfallen, dass Sie sogar darauf angetragen haben, Sie der Zensur meines Plutarch künftig zu entheben, dass sie darinn eine so direkte Tendenz nicht nur wider den politischen Protestantismus, sondern auch wider die Protestanten sehen?

¹⁸¹⁾ Stadion, Friedrich Lothar Graf, Diplomat. * 6. April 1761, † 9. Dez. 1811 zu Chodenschloß in Böhmen. MK.

¹⁸²⁾ Auersperg, Josef Karl Graf von. Im Jahre 1806 wird er zum Ehrenmitgliede der k. Sozietät in Göttingen gewählt. Commentationes r. Soc. sc. Gotting. XVI (A. 1806). Vgl. N. 36, N. 172.

¹⁸³⁾ Armbruster, Johann Michael, Hofsekretär: Leben Rudolph's II. (vgl. Hormayrs Öst. Plutarch, Bd. 7). Anonym.

Bei der aufrichtigen, aus allen meinen Aeusserungen zu jeder Zeit an jedem Orte, hervorgehenden Hochachtung für Ihre wichtigen Verdienste um Geschichte und Kritik, bei der persönlichen Freundschaft, mit der ich mir schmeichelte und von der Sie mir so manche, unvergessene Proben geben, hätte ich das nicht erwartet, — ich hätte gehofft, Sie seien überzeugt, dass ich Stellen, die Ihnen missfallen, wenn auch nicht aus Ueberzeugung, doch aus wahrer Achtung für Sie, allemal mässige, weglasse, ändere, — sobald Sie, mit der Ihnen eigenen, gefälligen Güte, mir Ihre Ansicht hierüber eröffnen, — dass Eigensinn überhaupt nicht mein Fehler, dass er es am wenigsten gegen einen Mann sey, dem ich Verbindlichkeit schuldig zu sein, mir ungeheuchelt zur Ehre rechne. Nur viele und unangenehme Geschäfte hielten mich ab, dass ich nicht, wie bisher, heute früh zu Ihnen gekommen bin um mich darüber zu besprechen. — Nun bitte ich, senden Sie mir das Manuscript durch meinen Bedienten, den ich Nachmittags zu Ihnen schicke zurück, ich ändere die Ihnen missfälligen Stellen und erlaube mir, morgen früh, Ihnen selbst zu erklären, wie sehr ich es bedauern würde, durch Kleinigkeiten solcher Art, ein Verhältnis der Freundschaft gestört zu sehen, das ich wahrlich auch ohne den unterwaltenden, kleinen Eigennutz — vielmehr zu kultiviren und zu erhöhen trachte.

Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung

Ihr
gehorsamster Diener

Hormayr.

42.

Den 25. September 1807.

Ich gebe mir die Ehre Ihnen verehrter Freund mit Bezug auf mein letztes Billet den Ueberrest des 10^{ten} Heftes vom österreichischen Plutarch¹⁸⁴⁾ zu übermachen, mit der dringenden Bitte, selbe möglichst befördern zu wollen, indem Joseph I. schon im Drucke begriffen ist.

Damit verbinde ich noch die Bitte um Mittheilung der ungrischen Stematographie, Artikel Pazmanni¹⁸⁵⁾ und jene um baldige Beendigung der Kollarischen¹⁸⁶⁾ Handschriften, die von einigen Tagen

¹⁸⁴⁾ Hormayr, Josef Freiherr von, vgl. die N. 37. Österreichischer Plutarch oder Leben und Bildnisse aller Regenten und der berühmtesten Feldherrn, Staatsmänner, Gelehrten und Künstler des österr. Kaiserstaates. Mit Porträten. Wien, Ant. Doll. 1807—1809. 8°.

¹⁸⁵⁾ Pázmány, Péter (Artikel über ihn in Hormayrs Öst. Plutarch, Bd. 10, verm. von Engel verfaßt). * 4. Okt. 1576 in Großwardein, † 19. März 1637 in Preßburg. Sz. Nach Hormayr * 4. Okt. 1572 zu Warasdin.

¹⁸⁶⁾ Kollár, Adam Franz, Direktor der Hofbibliothek. * 15. April 1718 in Terchová (Com. Trentschin), † 15. Juli 1783 in Wien. Sz. Von Engel unter den zu publizierenden desiderata ist folg. Ms. angeführt: «Briefe des Papstes Pius II. an seinen Legaten in Ungarn von d. J. 1459 f., in dem Kollarischen Codex im k. k. geh. Hausarchiv, der den Titel hat: Czoboriani Archivi Elenchus.» Engel: Gesch. d. Ungr. Reichs. I. Wien 1813. 8°. Vgl. Catalogus libr. nec non mss. bibliothecae A. Fr. Kollar. Wien 1783. 8°. S. 6 Num. 34.

im Archive schon gesucht worden sind. Dafür soll Ihnen hinwieder alles auf das bereitwilligste zu Diensten stehen, was nur immer in meinen Kräften liegt. Ich wünsche sehr, Sie dieser Tagen einmal zu sprechen und verschiedene historische Angelegenheiten gravitatisch auseinander zu setzen. Einsweilen geharre ich mit ausgezeichnete Hochachtung

Ihr
gehorsamster Diener und Freund
Hormayr.

43.

Wien, den 14^{ten} Oktobr. 807.

Es sind mir einige, in wenig Tagen vorübergehende, aber dringende Arbeiten im Archive, die mich gestern und heute gehindert haben Ihren Wunsch zu erfüllen. Bis Uibermorgen werden Sie aber alles haben, was Sie verlangen.

Ich habe zum bewusten Gebrauch, das beiliegende Exemplar der *Beyträge*¹⁸⁷⁾ vom Archiv ausgeborgt, weil ich soweit gekommen bin, kein eigenes mehr zu besitzen. Aus diesem Grunde ersuche ich Sie auch um meine Geschichte Tirols¹⁸⁸⁾, die noch in Ihren Händen ist, bis ich durch den von Cotta bereits angekündigten Nachschub von Exemplaren der ersten und zweiten Abteilung erhalten haben werde.

Zum bewusten Gebrauche setze ich noch einige Anmerkungen bei. Meinem Manuscripte nach, bestanden (und ich habe an mehreren Stellen ausdrücklich dessen erwähnt) aus 4 Theilen, jeden mit einem Urkunden Anhang. Diese erste enthielt die Geographie Tirols im Mittelalter, die II^{te} die Genealogische Geschichte der Herzoge von Meran (sie steht in den Tiroler Almanachen 1803—1804—1805), die dritte jene der Grafen von Tirol, die 4^{te} der Grafen von Eppan. Die beiden letzteren warten noch auf den Druck; die Stammtafeln zu allen 4 sind der nöthigen Deutlichkeit willen, schon dieser Abhandlung über die Gauen und Grafschaften angehängt. Das ganze war eine kritische Vorarbeit zur philosophischen Geschichte selbst. — Dieser erste Band wäre (obwohl man ihn, auch mit moderneren Karten hinlänglich versteht) noch viel anziehender, wenn der Verleger Gassler auch meine Karte Tirols im Mittelalter hätte stechen lassen.

Von den Urkunden sind bis auf 17. alle neu, alle ein mühsames Geschenk für die Historie und Diplomatie, — eben so die vorkommenden geographischen sowohl, als historischen Behauptungen, im strengsten Sinne Entdeckungen von mir sind, die ich ohne meine viele Reisen im Lande, als Liebhaber, als Beamter und als Miliz-Offizier unmöglich so hätte zusammenstellen können.

Ich habe bey der Herausgabe mit allen den Ankosten, Schwürigkeiten

¹⁸⁷⁾ Hormayr zu Hortenberg, Josef Freiherr von: *Kritisch-diplomatische Beyträge zur Geschichte Tirols im Mittelalter*. Mit Urkunden. Wien, Andreas Gassler. 1803. 8^o. Bd. I, Teil 1, 2. — Nicht mehr erschienen. — Rez. in den *Annalen der Lit. u. Kunst* in den österr. Staaten. Jahrg. 1804, Bd. 2, Kol. 193 ff.

¹⁸⁸⁾ *Geschichte der gefürsteten Grafschaft Tirol*. Tübingen, J. G. Cotta. 1806 bis 1808. 8^o. Teil I, 1. 2. — Nicht mehr erschienen.

und Verdrüsslichkeiten zu kämpfen gehabt, die einen Manne nicht unbekannt seyn können, der für die Historie seines Vaterlandes das geleistet hat, was Sie. — Eben weil mein zweiter Theil längstens binnen 4 Wochen erscheint, wünschte ich sehr, diese Anzeige möchte bald erscheinen. Schon Müller und Dolliner¹⁸⁹⁾ haben Rezensionen davon geschrieben, aber leider, jener im Ganzen, dieser in Hinsicht der wichtigen, ersten Abtheilung bei weitem nicht umständlich genug. Bei diesem Anlasse erneuere ich die Versicherung jener vollkommensten Hochachtung und Freundschaft, womit ich geharre:

Ihr

gehorsamster Diener

Hormayr m. p.

44.

Wien, den 22. November 1807.

Ich danke Ihnen verbindlichst für die gefällige Auskunft, die Sie mir wegen Cornides gegeben haben. Da er in keinem Buchladen auf dem Platze ist, so habe ich ihn unverzüglich durch die Post von Pressburg oder Pest beschrieben.

Einer meiner liebsten Freunde und ausgezeichnetes Mitglied unsers diplomatischen Korps, grosser Liebhaber, wenn schon noch nicht grosser Kenner der ungarisch-slavischen Geschichten, wünscht sehnlich Ihre nähere Bekanntschaft! Ich erlaube mir daher die Bitte, Sie wollten Dienstags oder Mittwochs, wann es Ihnen gelegener seyn wird, mir die Ehre erzeigen, bey mir zu speisen. Außer ihm finden Sie niemand, als etwa Collin¹⁹⁰⁾ und Hofrath Eyberg¹⁹¹⁾, die Sie beyde schon kennen.

Sie hatten ein volles Recht, über mich zu klagen, wenn gar keine persönlichen Verhältnisse unter uns statt fänden, und ich Sie nicht so oft schriftlich und mündlich gebethen hätte, geradezu alles wegzustreichen, was Ihnen missfällt und was ich nicht im Stande bin, bey der tumultuarischen Bearbeitung, an die der Plutarch leider gebunden ist, und die erst bey einer zweyten Auflage zu heben möglich seyn wird, jedes Wort auf die Goldwage zu legen. Der Zusammenhang rechtfertigt die Stelle, die Sie so sehr mißbilligten und zeigt, dass das Gift (wie Sie es nennen) wohl eher in der Deutung, als im Sinne des Verfassers lag. Ich habe die Beruhigung, dass im Plutarch wohl Dutzende freymüthiger Stellen gegen die Verfolgung und ihre Anführer die Jesuiten und Höflinge und über die statistischen Folgen der Intoleranz vorkommen, dergleichen Sie in wenigen hier erlaubten Büchern werden gefunden haben. Das aber glaube ich sey Pflicht des österreichischen Plutarch, zu zeigen, wie wiederholte, unkluge Verfolgungen möglich und sogar natürlich waren. Ohne dieses wären unsere Fürsten Diokletiane und das waren sie doch wahrhaftig nicht.

¹⁸⁹⁾ Dolliner, Thomas, Professor des Kirchenrechts in Wien. * 12. Dez. 1760 zu Dörfnern in Krain, † 15. Febr. 1839 in Wien. W.

¹⁹⁰⁾ Collin, Heinrich Josef von, * 26. Dez. 1771 zu Wien, † 28. Juli 1811 daselbst. MK. Nach W. * 26. Dez. 1772.

¹⁹¹⁾ Eyberg, Carl zu Eichberg und Wartheneg, Ritter von, Hofrat in Wien. * im J. 1753 in Tirol, † 23. Juni 1822 in Wien. W.

Übrigens dürften weder Montesquieu, noch Schiller, noch Feder¹⁹²⁾, noch Home die Behauptung zugestehen: die Religionsverschiedenheit habe keinen Einfluß auf die Verhältnisse des Lebens. Beweist diesen Einfluß nicht selbst die fortwährende Reaktion? — Darüber nur noch ein Wort. Seit Daissers¹⁹³⁾ Tode habe ich die Geschäfte des deutschen Reichs in unserer Staatskanzley in der merkwürdigen Epoche vom März 1802 bis ans Ende, im August 1806 grösstentheils ganz allein geführt. Aus dieser nicht so ganz verwerflichen Erfahrung könnte ich wohl manches arge Dilemma setzen, dessen Resultat wäre, dass der übrigens in vielen literarischen Nachsichten hochverdiente Protestantismus (wohlgemerkt ich rede hier vom Korps und vom Esprit de ce Corps, denn einzelne protestantische Staatsmänner kannten das Ungewitter wohl und haben es — vergeblich beschworen) die Hauptursache der Trennung aller germanischen Kraft und so nach und nach der Auflösung des Reichs — oder nacheinander die Dupe von Sachsen, Hannover und Preussen gewesen sey — die damit wie der Affe mit Katzenpfoten die Kastanien aus dem Feuer holten. — Soviel über Protestantismus in Deutschland. An Protestantismus in Osterreich glaube ich kaum. Denn es fehlt allzusehr an Widerstand und wo keine Gegenparthey, da ist auch keine Parthey. — Einzelne Neckereyen kupfriger Landdechanten gegen Schulmeister können hier wohl nicht in Anschlag kommen. Diese eines ernsthaften Kampfes würdigen — schiene mir so ziemlich ein Windmühlen-Kampf.

Ihre Überzeugung ehre ich aufrichtig — eben deshalb habe ich Sie zum Schiedsrichter über das gebethen — was ich sage — denn wahrlich ich schreibe gleichgiltig und ruhig, ohne irgend eine Animosität zu der mich niemand aufgereizt hat. Eben so kalt werde ich seyn, wenn mir etwa darüber von Leipzig, Halle oder Jena Zugpflaster applicirt werden sollten. Gerechten Tadel rühme ich dankbar, schimpfenden Tadel parire ich mit achtungslosem Stillschweigen. — Aber Angriffe auf meine Persönlichkeit wären eine Ehrenschild, die sich nicht besser zahlen lässt, als Swifts Laune gegen die Angreifer zu kehren. — Aber ich fürchte nichts dergleichen. Im Auslande kennt mich niemand und inländische Gelehrten habe ich jederzeit, wann ich konnte zuviele Beweise achtungsvoller Theilnahme gegeben, als dass ich einen hämischen Streich erwarten sollte. Übrigens hat literarische Eitelkeit mich wahrhaftig nie für ein Pro oder Contra entschieden, aber ich verberge es nicht, dass auch ich dem Ende eines Jahrgangs mit Freuden entgegen sehe, wo es so schwer war, unpartheyisch zu scheinen, so sehr man es auch im Grunde war.

Ich spreche nicht mit Jedermann — aber mit Ihnen so umständlich darüber, weil ich Sie jederzeit um Ihre entschiedenen literarischen Verdienste willen ohne irgend ein anderes Interesse aus manchmal Ihres gelehrten Rates aufrichtig hochgeachtet habe und eben darum hege ich auch die Beruhigung Ihre Aufwallung werde sich eben so bald verlieren, als Sie die Verschiedenheit unserer Ansichten kaltblütig erwägen. Seien Sie so gütig, meinen Bedienten, den ich, wenn er Sie jetzt nicht zuhause trifft, wieder schicken werde, — eine Antwort zu geben oder zurückzulassen, ob wir

¹⁹²⁾ Feder, Johann Georg Heinrich, Professor und Hofrat zu Göttingen. * 15. Mai 1740 zu Schornweisach im Bayreuth'schen, † 22. Mai 1821. M. — P.

¹⁹³⁾ Daiser von Sylbach, Karl, k. k. Hofrat. St.

Dienstags oder Mittwoch, oder wäre beydemal unmöglich an welchem anderen Tage wir das Vergnügen haben werden, dass Sie bey uns speisen und wir ein längeres mit Ihnen sprechen können. Ich geharre mit der vollkommensten Hochachtung Ihr

gehorsamster Diener und Freund
Hormayr.

45.

Sabariae 25^a Martii 1808.

Spectabilis ac Clarissime Vir, Amice aestimatissime!

Molestias mihi facessunt in pagellis publicis (Hazai Tudósítások)¹⁹⁴) ob ea, quae de mappis Hungariae antiquioribus scripsi, quae etiam amico placere, cum summo solatio intellexi. Adversarius meus Kázinczy¹⁹⁵, alias mihi sincere dilectus, praetermissis aliis, quo approbare videtur, solam Münsteri¹⁹⁶) mappam et huic attributam a me antiquitatem (1550) impetit, usus suo exemplari germanico editionis, uti putat, tertiae anni 1592, putatque hoc instructus exemplari, se sufficienti apparatu pollere ad examinanda ea, quae ego ex Münsteri Cosmographia¹⁹⁷) 1^{ae} Latinae editionis contra eum desumpsi. Responsio mea, quam molior, exposcit plurium Cosmographiae Munsterianae editionum comparisonem, quam facere his in Bojorum desertis¹⁹⁸) non possum. Habentur tamen hic quoque tria Cosmographiae huius exemplaria, duo Latina, meum et Professoris Vass¹⁹⁹), unum germanicum Seminarium huius editionis, ut in fine libre legitur, 1569. Latinum utrumque explicit p. 1162, folium proinde

¹⁹⁴) Hazai és külföldi tudósítások. Szerk. és kiadja Kulcsár István. Pesten. 1806 bis 1827. Trattner. 4^o.

¹⁹⁵) Kazinczy, Ferencz, ungarischer Dichter. * 27. Okt. 1759 in Ér-Semlyén (Biharar Com.), † 22. (21.?) Aug. 1831 in Széphalom (Kis-Bányácska, Com. Abanj.). Sz. — Pal.

¹⁹⁶) Mappa Europae, Egentlich fürgebildet, ausgeleget vnd beschriben . . . durch Sebastianum Munsterum an Tag geben (ad. calc.). Franckfurt am Meyn Bei Christian Egenolph. 1536. H.

¹⁹⁷) Münster, Sebastianus, * 1489 in Ingelheim, † 23. Mai 1552 in Basel. MK. Cosmographia (Beschreibung) aller Lender Durch Sebastianum Munsterum . . . Basel, Henricus Petri. 1544. 2. Ausg. Basel 1545. 3. Ausg. Basel 1546. 4. Ausg. Basel 1548 usw. 14. Ausg. Basel 1569. 20. Ausg. Basel 1592 usw. H.

1) Cosmographiae universalis Lib. VI in quibus, iuxta certioris fidei scriptorum traditionem describuntur . . . Autore Sebastia Munstero (ad calc.). Basileae ap. Henricum Petri, anno 1544.

2) (Wie N. 1) Basel 1550. 3. Ausg. Basel 1552. 4. Ausg. Basel 1553. 5. Ausg. Basel 1554. 6. Ausg. Basel 1559. 7. Ausg. Basel 1572. 8. Ausg. Basel 1628. H.

¹⁹⁸) Bojorum deserta. «Boii deserta Pannoniae habitantes, werden vom Herrn Cellario, auf der Land-charte von Pannonia vorgezeiget, dass sie zwar eine zeitlang zwischen den Flüssen: Donau, Güntz, und Raab, und also in Nieder-Ungern, der Gegend, wo itzo die Stadt Oedenburg lieget, unterhalb der Stadt Vindobona, itz Wien, gewohnet; aber, ungewiss warumb, dieselben Wohnungen wiederumb verlassen haben.» J. S. 83. Vgl. Z. Bd. IV. — Zeiller, Hungaria per Stübel S. 656.

¹⁹⁹) Vass, László, Professor der Kirchengeschichte in Steinamanger und später in Pest. * 9. Juni 1780 in Salomvár (Com. Zala), † 24. März 1842 in Pest. Sz.

ultimum, ubi annus editionis quaerendus esset, deest. Collatis his exemplaribus, concludo Münsterum suam Cosmographiam primum edidisse lingua Germanica ante annum 1548, sine tamen ullis figuris, tum a se versam Latine anno 1550, sed iam variis figuris et mappis, ut colligo ex dedicatione Libri. De Polonia Sigismundo Regi facta, Münstero 1556 fati functo Cosmographiam Latinam iterum editam fuisse 1554 cum paucis tamen mutationibus, cum et numeri paginarum concordent cum 1^a Catina. Cosmographiam autem Germanicam cum pluribus iam additamentis Henrico-Petrinis anno 1569, demum 1592 has omnes Basileae. De editione Germanica anni 1569 certus sum, cum huius exemplar integrum Seminarium nostrum Sabariense possideat, de edit. 1592. Kázinczius me certum reddidit, de reliquis ducor coniectura plus-minus firmiore. Meum puto esse anni 1550, cum omnes dedicationes in libro occurrentes hunc annum pro se ferant et nullum posterius datum in toto hoc opere occurrat. Professoris Vass anni 1554, ut colligo ex descriptione civitatis Metensis pag. 84. 85. Haec tamen, uti dixi, coniecturae sunt, tunc habiturae plenam firmitatem, ubi inspectis exemplaribus integris annus editionum certius patuerit. Non habeo, quo recurram, sed secus etiam et eruditio amici, et itaque amicus hunc laborem suscipere et in Bibliotheca Caesarea inspectis exemplaribus connotare annos editionum Cosmographiae Münsterianae, item perlustrare, an non forte iam in prima Cosmographiae Germanica editione, quod tamen non puto, exstet mappa Hungariae, in Latina 1^a editione iam exstabit. Item an non in Lazio²⁰⁰⁾ de rebus Viennensibus anni 1546 non adsit, quod meus putat adversarius, aliqua mappa Hungariae, haec que mihi significare. — De Simone nostro Keza nondum respondi animos, exspecto solum tempus vacuum. Vadingus in annalibus Minorum Tomo VII. edit. Romanae 1733. pag. 259. facit. mentionem disertis verbis nostri Simonis de Keza²⁰¹⁾, sed in vita Caroli Roberti. In vacationibus praeteritis Pestini existens interpellari Horányium²⁰²⁾ quoque ob notas, sed observavi virum nimis iam memoria labescere. His me amicis favoribus commendant distincto cum cultu sum et maneo

Servus obligatissimus

Franciscus Krepzuerics²⁰³⁾

Prof. Matheseos m. propria.

46.

Berlin den 15^{ten} Julius 1808.

Ich sage Ihnen, würdigster Mann, für den Antheil, welchen die mir an meinen mannichfaltigen Leiden bezeugten, bei Gelegenheit der Übersens-

²⁰⁰⁾ Lazius, Wolfgang, Geschichtschreiber. * 31. Okt. 1514 in Wien, † 19. Juni 1565 in Wien. Sz. — Nach Z. * 21. Okt. 1514. Nach N.B. † 20. Juni 1565. Rerum Viennensium commentarii in quatuor libros distincti . . . Basileae (Joannes Oporinus. 1546).

²⁰¹⁾ Kézai Simon (Simon de Kéza), ungarischer Chronist des XIII. Jahrh. Seine lat. Chronik ist mehrere Male herausgegeben worden.

²⁰²⁾ Horányi, Alexius, Piarist und Professor. * 15. Febr. 1736 in Ofen, † 11. Sept. 1809 in Pest.

²⁰³⁾ Kresznerics, Franz, Dr. phil., röm.-kath. Pfarrer. * 25. Febr. 1766 in Iváncz (Com. Eisenburg), † 18. Jan. 1832 in Ság (Com. Eisenburg). Sz.

dung des 2^{ten} Supplements des Katalogs des Herr. Grafen v. Szechenyi, welchem ich auch bitte, meine anliegende Antwort zuzusenden. Ich habe diesen Katalog etwas spät erhalten, und meine Antwort ist durch Vermehrung meiner häuslichen Leiden, welche die Anlage besagt, noch dazu etwas verspätet worden. Ich habe den vielen öffentlichen und besondern Leiden, welche das Schicksal meinem unglücklichen Vaterlande und mir auflagt, bisher Standhaftigkeit und Ergebenheit in das, was nicht zu ändern ist, entgegengesetzt und die Wissenschaften haben mir Trost und Erleichterung gewährt. Indess ist doch durch den letzten Schlag mein Körper dergestalt erschüttert worden, dass ich mich voriger Woche habe schnell entschlossen müssen nach dem mir sonst so wohlthätigen Pyrmont zu reisen, in H(offnung) dass ich hiedurch mir eine erträglichere Gesundheit im Winter vorbereiten könne. Ich wünsche Ihnen auch eine gute Gesundheit und der ganzen bedrängten Welt Ruhe. Nehmen Sie die Versicherung der vollkommensten Hochachtung an, womit ich verharre

Ihr

ergebenster Diener

Fr. Nicolai²⁰⁴).

Aussen: Herrn Herrn v. Engel k. k. Evangelischen Konsistorialrath d. E. zu Wien.

47.

Göttingen 26. August 1808.

Mein geehrtester Freund!

Da einige aus dortigen Landen von hier gehen, so entschliesse ich mich zu einem Schreiben an Sie, von welchem mich bisher theils die Unsicherheit, theils das hohe Porto der Posten abschreckte. Denn von allen Seiten wird uns das Herzensblut endlich selbst abgezapft. Ich kann nichts von allem dem Blatte anvertrauen, was Sie doch nur bekümmern würde. Also besser Hoc age!

An den Herrn Grafen Széchényi sind wir noch den Dank schuldig für die erhaltenen Theile des Katalogs. Allein mangelhaft bleibt immer unser Exemplar, wie das beyliegende Blatt bezeuget. Ein Index alter, ist wie Sie selbst melden, noch zurück. Vielleicht kömmt er zur Messe. Ich eilte um desto weniger, da Herr von Schlötzer mir schrieb, er sey selbst im Begriff, an den Herrn Grafen zu schreiben; er ist mit seinem Exemplar auch in Unordnung. Eine genaue Bestimmung der Zahl und Folge der Bände des Catalogs wird überhaupt nöthig seyn. Von der neuen Zeitschrift Vaterländische Blätter²⁰⁵) hoffen wir von der Messe Erfüllung zu erhalten. Wird aber auch der Vorsatz mit Herrn Schedius²⁰⁶) die Scriptoros und Monumenta inedita hist. Hungar. zu ediren zur Wirklich-

²⁰⁴) Nicolai, Christoph Friedrich, Gelehrter und Buchhändler in Berlin. * 18. März 1733 zu Berlin, † 11. Jan. 1811 zu Berlin. MK. Vgl. die N. 29, N. 145.

²⁰⁵) Vaterländische Blätter für den österr. Kaiserstaat. Herausg. von mehreren Geschäftsmännern und Gelehrten. Wien 1808—1820. 4°. In 15 Bänden.

²⁰⁶) Schedius' Vorsatz, im Vereine mit Engel die Scriptoros und Monumenta inedita hist. Hungar. herauszugeben, ist 1809 in Erfüllung gegangen. Vgl. unten N. 50 und 52.

keit kommen? Es wäre viel, und segensvolles, wenn in iletigen Zeiten der allgemeinen Destruction ein solches Vorhaben sich ausführen liess. In ganz Deutschland sinkt, siecht und verschmachtet Litteratur und Buchhandel; und erfolgte eine neue Explosion, actum esset de litteris! Was bleibt uns übrig als Resignation in alles. Neque hoc sine numine divum! Das übrige stehet in Aen. IV. 607—629 mit 657/77. Gebe der Himmel, dass Sie bessere Schicksale erleben!

Ich beharre Ihnen innig Ergeben

H.

48.

Charkoff, den 13. Oktober 1808.

Hochgeschätzter Freund!

Ich habe Ihren Brief von 17. September erhalten und danke ich verbindlichst für die Güte, mit der Sie sich meiner Sache angenommen haben. Es scheint, dass ich also mein mit vieler Mühe erworbenes Capitälchen verlieren muss. Freilich ist mir lieb, dass d. H. Sterio in Triest ist, und zwar um Schulden vor Meickha's Hause, denn ich bin mit Meickha sehr gut bekannt—. Das von Sterio an mich gerichtetes Schreiben und alle andern Papiere belieben Sie nur nach Triest an Drago Theodorovith abzuschicken. Es ist der Schwiegersohn von Meickha und einer meiner innigsten Freunde. Bekomme ich nichts, so werde ich an die graeca fides besser denken.

Theuerster Freund, ich bin noch nicht verheurathet: ich werde heurathen, aber so, dass ich nicht auf immer an Russland gebunden werde. Denn extra Hungariam non est vita. Sonst ist Ukraine ein vortreffliches fruchtbares Land.

Leben Sie bester Freund wohl, erhalten Sie mich in Ihrem Andenken und seien Sie versichert, dass ich nie aufhören werde zu seyn, Ihre ergebenster Diener und Freund

Stojkowitsch²⁰⁷).

Adresse: Seiner Wohlgeboren Herrn

Johann Christian von Engel

k. k. Consistorialrath, Censor und siebenbürgischen Hofconcipisten

a Wienn.

49.

Göttingen 1. Oct. 1808.

Hochwohlgeborener Herr, hochgeehrter Herr
Consistorial-Rath.

Euer Hochwohlgeboren erlauben, dass ich folgende Anfrage an Sie ergehen lasse.

In den J. 1784—85 studierte hier ein junger Mann aus Hermannstadt in Siebenbürgen, Namens Johann Georg Hertel²⁰⁸). Er erhielt in zwey

²⁰⁷) Stojkovič (Stojkowitsch), Afanasij Ivanovič, Professor in Charkov (Rußland).

* 20. Sept. 1773 in Ruma (Syrmien), † 1833. O. — Sz.

²⁰⁸) Hertel, Johann Georg, aus Hermannstadt.

Hertel, Leopold Edler von Blumenberg (wahrscheinlich ein Verwandter des Obigen). St.

Jahren von seinem Vormund, einem Kaufmann in Hermannstadt und Bruder seines verstorbenen Vaters kein Geld, und gerieth darüber in Schulden, die 1500 Thaler betragen. Die akademische Obrigkeit wandte sich seinetwegen sowohl an den Magistrat in Hermannstadt als an die Siebenbürgische Canzley in Wien. Diese Verwendungen hatten die Wirkung, dass man endlich dem Stud. Hertel eine bedeutende Summe überschickte. Sobald Hertel das Geld empfangen hatte, ging er heimlich von hier weg, ohne Einen seiner Gläubiger zu befriedigen. Die hiesige Obrigkeit meldete dieses dem Magistrat in Hermannstadt und bat um Hülfe für die hiesigen Gläubiger. Der Magistrat in Hermannstadt versagte die Hülfe in einem Schreiben, das auch übrigens mit ebenso unpassenden als ungerichten Vorwürfen angefüllt war. Die hiesige Obrigkeit erwiderte hierauf, wie das Schreiben es verdiente. Es erfolgte aber kein Geld und die Sache blieb liegen. Jetzt bitten mich mehrere Gläubiger des ehemaligen Stud. Hertel wegen der bedrängten Zeiten, dass ich mich ihrer annehmen und mich erkundigen möge, ob Hertel noch lebe und vielleicht jetzt im Stande sey, seine Schulden zu bezahlen. Ich konnte diese Bitte nicht abschlagen, und bin deswegen so frey, mich an Sie zu wenden in der gewissen Hoffnung, dass Sie um mein- und um der hintergangenen Gläubiger willen die nöthigen Erkundigungen einziehen und mir in der Folge mittheilen werden.

Man spricht hier davon, dass auch der Kaiser Franz nach Erfurt kommen werde.

Ich beharre hochachtungsvoll

Ihr

ergebenster

C. Meiners.

50.

Jena, den 18. Nov. 1808.

Hochgeborner

Hochzuverehrender Herr Consistorial-Rath!

Gestern bin ich so glücklich gewesen Euer Hochgeb. mir so schätzbares Schreiben vom 30. Oktober aus den Händen des Herrn geh. Kirchen-Raths Griesbach²⁰⁹⁾ zu erhalten. Die Erinnerungen über meine Fragmente sind mir unschätzbar, empfangen Euer Hochgeb. dafür meinen untertänigsten Dank, so wie für die gütige Uebersendung der Anzeigen von den Monumentis Ungricis²¹⁰⁾, mit deren Erscheinung die ungrische Geschichte einen grossen Schritt vorwärts thun wird. Ich habe heute vormittag einen Auszug aus dieser gütigst mitgetheilten Anzeige dem H. Hofrath Eichstädt²¹¹⁾ übergeben, der ähnliche Notizen über Ungarn sehr gerne in die L. Z.²¹²⁾ aufnimmt. —

²⁰⁹⁾ Griesbach, Johann Jakob, Geh. Kirchenrat. * 4 Jan. 1745 zu Butzbach in Hessen, † 24. März 1812 in Jena. MK.

²¹⁰⁾ Monumenta Ungrica. Edidit Joh. Christianus Engel. Viennae, Ant. Doll. 1809. 8°. Rezens. in G.A. 1809, S. 1047 und 1855. Rezens. in Annalen der Lit. u. Kunst in d. öst. Kaiserthume. 1809. II. Bd., S. 20—22.

²¹¹⁾ Eichstädt, Heinrich Karl Abraham, Hofrat, Privatdozent zu Leipzig und Jena. * 8. Aug. 1771 zu Oschatz, † 4. März 1848 in Benndorf bei Jena. M. — Mk.

²¹²⁾ L.Z. = Jenaische allgemeine Literatur-Zeitung. Jena 1804—1848. 4°.

Am künftigen Montag werde ich wegen der *Historia Ragusii* an H. Gregoire²¹³) schreiben, ich glaube zuversichtlich Auskunft über dieses Ms. zu erhalten, in 7 Tagen ist der Brief in Paris und so wie ich Nachricht erhalte, werde ich nicht unterlassen Euer Hochgeb. sogleich gehorsamst zu benachrichtigen.

Da ich meinem Versprechen sowohl, als auch dem Buchhändler-Vertrag zu Folge, den zweyten Theil der Fragmente liefern muss; so habe ich bereits dafür gesorgt, dass schon daran gedruckt wird. Dieser zweyte Theil zerfällt gleichfalls in drey Abschnitte; im ersten werden Beschreibungen einiger Corw. Handschriften ausgestellt, im zweyten einige noch ungedruckte Dokumente aus der herzoglichen Bibliothek zu Gotha, welche mein Schwager²¹⁴) zum Theil in der Schediusischen^{214a}) Zeitschrift angezeigt hat, abgedruckt. Der Scultetus dessen Molka Erwähnung thut, ist kein Unger, sondern der berühmte Pohle dessen Schriften verbothen worden sind. Der dritte Abschnitt enthält aus selteneren Büchern entlehnte Aufsätze Z. B. Eine Abhandlung über die korwinische Bibliothek aus dem Journal des Scavants, u. s. w. Dem ganzen ist die Biographie des spanischen, aber aus Ungarn gebürtigen Bischofs Martinus Bracarensis²¹⁵) nebst Widerlegung des Gregorius Turonensis, der sich in den Zeitbestimmungen der Würden und des Todes vom besagten Martinus selbst widerspricht. Griesbach ist mir in diesem Stücke treulich an die Hand gegangen.

Der Superintendent Csaplowitz^{215a}) in Dresden besitzt eine Sammlung von Excerpten aus verschiedenen seltenen ungrischen Dokumenten, die er mir versprochen hat. Der Aufseher Lipsius²¹⁶) über die Antiken im japanischen Palais zu Dresden besitzt gründliche Kenntnisse alter Münzen und

²¹³) Grégoire, Henri, franz. Politiker, ehemals Bischof von Blois (und nicht Autun, wie Engel schrieb). * 4. Dez. 1750 zu Vého bei Luneville, † 28. April 1831 in Paris. N.B. Vol. 21, S. 882. Engel (Gesch. des Ungr. R. I. Wien 1813, S. 41/42) besaß durch seine Vermittlung einen Auszug aus der in der Pariser kais. Bibliothek befindlichen Handschrift des Johannes de Ravenna, betitelt: *Ephemerides Ragusinae*, vermutlich identisch mit der *Historia Ragusii Joannis de Ravenna*, Manuskript der Pariser Hofbibliothek (Catalogus MSS. Bibliothecae regiae Paris, Vol. IV, p. 249, Cod. 6494). — Vgl. Engel's Geschichte des Freystaates Ragusa. Wien 1807. 8°. S. 5.

²¹⁴) Rumi, Karl Georg (Schwager des Martiny). Vgl. Schedius, Zeitschrift von und für Ungern, Jahrg. 1804, S. 362.

^{214a}) Schedius, Ludwig von, Prof. der Philos. in Pest. * 20. Dez. 1768 in Raab, † 12. Nov. 1847 in Pest. Sz. Zeitschrift von und für Ungern zur Beförderung der vaterl. Geschichte, Erdkunde und Literatur. Herausg. von L. von Schedius. Pest 1802—1803. Fr. Jos. Patzko; 1804. K. A. Hartleben. 8°. I—VI Bände.

²¹⁵) Martinus Dumiensis Episcopus Bracarensis (Braga in Spanien) Pannonius. † 580. Vgl. Fabricius, Joh. Albert: *Bibliotheca latina mediae et infimae aetatis* . . . Florentiae 1858—1859. 4°. 6 Tom.

^{215a}) Csaplyics, Johann, von 1793—1809 Prediger für die evangel.-luth. Gemeinde böhmischer Exulanten in Dresden. Er war 1758 zu Also-Stregova in Ungarn geboren, von 1783—1793 in Zittau tätig und starb 1809. S. Kreyssig, Album der ev.-luth. Geistlichen im Königreiche Sachsen. II. Aufl. S. 142.

²¹⁶) Lipsius, Johann Gottfried, Numismatiker, Sekretär der öffentl. Bibliothek zu Dresden. * 1754 zu Dresden. M.

auch des alten ungrischen Geldes, er sagte mir, dass er schon mehrere Male aber vergebens um das Schönwiesnersche Werk geschrieben habe.

Die erste beste Gelegenheit werde ich benutzen um Euer Hochgeb. die 2 Theile meiner Fragmente²¹⁸⁾ zu schicken. Um Ostern werde ich diese Universität verlassen um nach Hause zu reisen.

Ich habe die Ehre Euer Hochgeb. nochmals für die schätzbaren Erinnerungen meinen unterthänigsten Dank abzustatten und mich nebst einem Handkusse an die Gnädige Frau nennen zu dürfen.

Euer Hochgeboren

Unterthänigsten Diener

M. L. Martiny²¹⁹⁾.

51.

Wien den 19. Nov. 808.

Ich kann Ihnen mein verehrter Freund in der That nicht genug ausdrücken, wie viele Verbindlichkeit ich der Nachsicht und gefälligen Güte schuldig bin, mit welcher Sie meinen Plutarch aus der grossen Verlegenheit haben ziehen wollen, in welcher er sich diesmal befand. Indem ich die letzten Bogen Theresiens derselben Freundschaft empfehle und die Frage beifüge, bis wann selbe etwa, ohne Ihnen lästig zu seyn abgeholt werden dürften?

Schliesse ich noch mit einer andern. Welches ist die beste Stammgeschichte der ungarischen Könige arpadischer Abkunft, nemlich bis auf Andreas des Venezianer und das Haus Anjou und dann vom Haus Anjou bis auf Sigmund? Hat man genealogische Tabellen über beide Häuser, genauer als Hübner²²⁰⁾ und so brav wie Tittel²²¹⁾, Gebhardi²²²⁾ und Schöpflin²²³⁾? Ich bin eben mit einer zwar kurzen aber dringenden Amtsrarbeit beschäftigt, wozu mir Bücher dieser Art den schnellsten Vorschub leisten würden und wer kennt die ungrische Litteratur umfassender, als sie?

Geben Sie mir doch einmal Gelegenheit, nicht immer nur mit Worten,

²¹⁷⁾ Schönwisner, Stephan, Professor und Bibliothekar an der Universität in Pest. * 15. Dez. 1738 in Eperjes, † 26. Sept. 1818 in Großwardein. Sz. Catalogus numorum Hungariae ac Transilvaniae instituti nationalis Széchényiani. Pestini 1807. 8°. 3 partes. Pe.

²¹⁸⁾ Kováts-Martiny (Martini) Michael: Fragmenta litteraria rerum Hungaricarum ex codicibus Mss. necnon rarioribus quibusdam libris bibliothecarum exoticarum eruta. Jena 1808—1809. 4°. 2 Bände. Pe.

²¹⁹⁾ Kováts-Martiny, Michael, Privatlehrer zu Jena und Bibliothekar. * in Modern (Preßburger Com.), † im Juni 1810. M. — Sz.

²²⁰⁾ Hübner, Johann, * 17. März 1668 zu Tyrgau bei Zittau, † 21. Mai 1731 in Hamburg. Z. Genealogische Tabellen... Leipzig 1727—1737. 4°. 5 Bde.

²²¹⁾ Tittel, Gottlob August, * 16. Nov. 1739 zu Pirna, † 16. Sept. 1816. MK. — A.B. Teutschland und die besondern teutschen Staaten in Tabellen, synchr.-hist.-genealogisch. Frankfurt a. M. 1773. 4°.

²²²⁾ Gebhardi, Ludwig Albrecht, Historiker. * 13. April 1735 in Lüneburg, † 26. Okt. 1802 in (Hannover). MK. — A.B. Genealogische Geschichte der erblichen Reichsstände in Teutschland. Halle 1776—1785. 4°. 3 Bde.

²²³⁾ Schöpflin, Johann Daniel, * 6. Sept. 1694 zu Salzburg, † 7. Aug. 1771 zu Straßburg. A.B. — MK. Nach MK. * 24. Sept.

sondern durch die That zu beweisen, wie sehr mich Ihre zuvorkommende Güte beschäme und wie aufrichtig die Versicherung sey, dass ich nie aufhören werde, mit ausgezeichnete[r] Freundschaft und mit der vollkommensten Hochachtung zu seyn

Ihr

gehorsamster Diener

Hormayr.

52.

Göttingen 1. Dez. 1808.

Ich habe das Vergnügen gehabt, Ihr Briefpacket von Halle aus diese Tage zuerhalten, zwar mit einem schweren Porto, (es ist schrecklich wie uns die Posten misshandeln) das mir durch die Beylagen wenig, aber wohl durch Ihr eigenes Schreiben vergütet ward. Leid thut es mir, dass ich Ihnen die Mühe mit dem Catal. Széchén. gemacht habe: danke Ihnen aber gar sehr für die mitgetheilte Übersicht der Bände. Trefflich ist Ihr Vorsatz und Plan der Ausgabe von Monumentis Hungaricis²²⁴): ich wünsche nur die nöthige Unterstützung durch Subscribenten; hängt aber das Ganze davon ab: so — doch nolo male ominari.

Dass Rumi eine von den verdammten Seelen ist, über die alle herfallen, thut mir leid. Wie er von hier ging, sah man Kenntnisse, Muth und Trieb, eine Stelle unter den Gelehrten seiner Nation einst zu erwerben; Aufmunterung ihm zu geben, war die anständigste Pflicht hiesiger Gelehrten, also auch der Correspondententitel, der so vielen, mehr in spe, denselben einst in re zu verdienen, gegeben worden ist. Dass er es an Thätigkeit nicht hat fehlen lassen, dass diese sogar in Überthätigkeit ausartete, merkte man wohl; dass man aber auch von allen Seiten her ihn unterzudrücken arbeitete, sah man auch, dass er das verdient habe, seh ich freylich aus Ihrem Schreiben; und darnach wird man sich seiner ferner nicht annehmen. Ihre Stimme ist gültiger, als eine hiesige leidenschaftliche unbändige Wonne, eine Reputation eines Aufstrebenden ganz zu vernichten. Von seinen Verdiensten an Ort und Stelle, in seinem Wirken und Treiben müssen seine Landsleute am besten urtheilen können; leider ist aber wohl keine Nation, deren Gelehrte so viel Factionsgeist unter sich hätten; wie wohl es uns Deutschen auch nicht daran fehlt.

Indessen haben Sie meinen herzlichen Dank, dass Sie mich des bessern belehrt haben. Nur bey dem Correspondenten muss ich bitten, auf die Chronologie Rücksicht zu nehmen.

Dass Ihre Litteratur sich eben nicht in dem erfreulichsten Zustand befindet und von einer liberalen Behandlung noch weit entfernt ist, lehren alle angeführte Data Ihres Schreibens. Wir haben nur politischen Druck von aller Art; dort vereinigt sich auch religiöser. Bey dem allen ist der unsrige doch härter und destructiver. Friede allein kann uns noch retten. Kömmt kein deus ex machina und es geht alles in dem gewöhnlichen Gang deutscher Schwäche fort, so sind tales effectus quales sunt causae.

Ob unsere Gel. Anz. noch dorthin kommen, vergessen Sie nicht, mir ein-

²²⁴) Vgl. N. 47, 50, 206 u. 210.

mal zu melden. Gern schickte ich den dortigen erhabenen Ehrenmitgliedern den neuen 16.^{ten} Band der Societät zu; aber das Porto ist zu stark. Können Sie mir etwa einen weniger kostbaren Weg anzeigen? es wären vorzüglich die Exzellenzen Teleki²²⁵⁾, Festetics²²⁶⁾ und Széchényi²²⁷⁾; melden Sie mir auch, ob es Ihnen angenehm seyn und auch schicklich gefunden werden dürfte, einen spätern Band zu erhalten, wovon sie vielleicht die frühern nicht besitzen. Es ist übrigens der letzte und schliesst die Reihe der alten Periode. Eine neue Aera Westfalica soll künftig anfangen. Sie sehen wozu ich mich in meinen spätesten Jahren aufbehalten sehe. Aus den Gel. Anz. werden Sie sehen, dass ein panegyrisches Programm erschienen ist, das nicht von mir verfasst ist. At Romae in servitium ruere consules, patres etc.

Ganz ihnen ergeben Heyne.

53.

Pest, den 7^{ten} Decemb. 1808.

Hochzuverehrender Freund!

Ich habe Ihre Ankündigung der Monumenta Ungrica erhalten und für die hiesige Universitäts-Bibliothek sogleich pränumerirt.

Das Original von dem Registr. de Thurocz²²⁸⁾ hatte ich ein paar Tag in meinen Händen, ich benutzte dasselbe für meine Diplomatie, aber so viel Zeit liess man mir nicht, dass ich dasselbe ganz hätte kopiren können. Die königl. Tafel hatte dieses merkwürdige Instrument kurz vorher authentisch transumirt und eine Abschrift von diesem Transumt hat Hr. v. Miller unter seiner Aufsicht.

Die erste Hälfte meiner Statistik werde ich nun nächster Tagen aus der Censur zurückerhalten, aber mit der Ausarbeitung der 2^{ten} Hälfte bin ich noch nicht fertig.

Eine Verkältung die ich mir am Ende der Schulferien auf dem Lande zuzog, war Schuld daran, dass ich Ihnen später antworte, als ich sonst zu thun gewohnt bin.

²²⁵⁾ Teleki de Szék, Samuel, siebenbürgischer Hofkanzler. * 17. Nov. 1739, † 7 Aug. 1822 in Wien. Sz. — Pal. Zum Ehrenmitglied der Göttinger gel. Ges. gewählt im J. 1799. Comment. Vol. XIV.

²²⁶⁾ Festetics de Tolna, Georg Graf, Geheim. Rat. * 1. Jan. 1755 in Ság (Com. Ödenburg), † 2. April 1819 in Keszthely. Sz. — Bei Pall. steht irrtümlich Ság (Com. Sáros). Zum Ehrenmitglied der Göttinger gel. Ges. gewählt im J. 1802. Vgl. Commentationes Soc. reg. scientiarum Gottingensis. Gottingae 1779—1808. 4^o. 16 Bde. Vol. XV.

²²⁷⁾ Széchényi de Sárvár und Felsővidék, Geh. Rat. * 29. April 1754 in Széplak (Com. Ödenburg), † 13. Dez. 1820 in Wien. Sz. Zum Ehrenmitglied der Göttinger gel. Ges. gewählt im April 1803. Vgl. Comment. XVI.

²²⁸⁾ «Emerici Bubek, Registrum de Thurócz (Thuroch) ddo. 27. Sept. 1391 expeditum» gab Engel in den Monumenta Ungrica heraus. Vgl. Horváth Sándor: A líptói és turóczyi registrum. Közli —. Bpest 1902. 8^o. (Abdr. aus Tört. Tár Jahrg. 1902.)

Von Herzen wünsche ich Ihnen, bey Ihren vielfachen fruchtbringenden literarischen Unternehmungen, eine dauerhafte Gesundheit und ein langes Leben,

Ihr

ergebenster Freund und Diener

Schwartner²¹⁹⁾.

Aussen:

von Pest

Seiner Wohlgeboren
dem Herrn Consistorial-Rath
Joh. Christian v. Engel (fol. tit.)

Wien

im Burgerspital,
Hof 5. Stiege 8. —

54.

Göttingen 9. Mai 1809.

Ich erhielt gestern Euer Hochwohlgeboren werthestes Schreiben vom 15. März. Bey den unglücklichen Zeiten und in den neuen Auftritten wagte ich nicht, mit der Massgelegenheit etwas zu senden, noch weniger zu schreiben. Da mich aber Ihr Schreiben dazu aufmuntert, so habe ich gleich heute die Exemplarien vom XVI. Band der Commentationen²³⁰⁾ zusammengepackt, und alles in einem grossen Pack an den Herrn Grafen Teleki adressiret; ich setze voraus, dass Sie ihn davon praeventirt haben, und also gleich dazu werden gerufen werden. An Sie selbst, geehrtester theurer Freund, finden Sie ein Exemplar, dem ich einige *Academica* beygelegt habe. Die übrigen Packe sind an die Herren Grafen Festetics und Széchényi und Ossolinsky²³¹⁾. In jenem XVI. Band, als dem letzten der Sammlung werden Sie manches traurige Epiphonema finden.

Dass ich von unsrer Lage nicht schreibe, werden Sie leicht billigen. In der Eile, mit der ich den Pack nach Leipzig zu besorgen habe, werden Sie es gefällig übernehmen, bey denen Mäcenaten, an welche die Exemplarien gerichtet sind, meine Ehrfurchtbezeugung selbst abzulegen, besonders noch den Dank für das Münzverzeichnis der Münzsammlung an den Herrn Grafen Széchényi.

Wegen der Anzeige des Werkes bin ich eben so verlegen, als für die Anzeige Ihrer Monumenta, für welche ich Ihnen sehr verpflichtet bin. Sie wissen wie wenig mit unsrem Schlözer anzufangen ist. Sollte das Széchényische Werk ihm nicht etwa auch zugeschickt seyn? Durch die Anzeige des Polnischen Wörterbuchs von Linde²³²⁾ hat er uns auch Verdruss gemacht.

²¹⁹⁾ Schwartner, Martin, Univ.-Prof. in Pest. * 1. März 1759 in Käsmark (Zips.), † 15. Aug. 1823 in Pest. Sz.

²³⁰⁾ *Commentationes Societatis regiae scientiarum Gottingensis.* Gottingae, J. Chr. Dietrich. 1779—1808. 4°. 16 Bände.

²³¹⁾ Ossolinski, Josef Maksymilian Graf, Bibliograph und Historiker, Präfekt der Hofbibliothek in Wien. * 1748 in Wola Mielecka (Bez. Tarnow), † 17. März 1826 zu Wien. W. — O.

²³²⁾ Linde, Samuel Bogumil, vgl. oben N. 26. *Słownik języka Polskiego* (Polnisches Wörterbuch). Warschau 1807—1814. 4°. 6 Bde.

Die Beharrlichkeit des Papsts²³³⁾ ist exemplarisch; er schleudert seine Blitze vom Vatican mitten unter dem Carthauendonner. Was wir die Tage her durch Publicationen, Gerüchte, Auftritte sind beunruhigt worden, und bis heute noch geängstigt werden, darf und kan ich Ihnen nicht sagen. Gebe der Himmel, dass die obsiegende Wahrheit Freude bringt; keine Affterfreude nur nicht, sondern die, die zum Frieden führt. Der Herr walte über uns!

Uausgesetzt der Ihrige

Heyne.

An den Hochwohlgeborenen

Herrn von Engel

kaiserl. königl. Censor und Consistorialrath

zu Wien.

55.

Göttingen 13. Juli 1810.

Ich mache einen Versuch, ob durch Gelegenheit dies Blatt in Ihre Hände kömmt: denn die Posten werden immer drückender; nun auch für die dortigen Lande; bisher war es nur die französ. und westfälische. Wieviel geschieht in unserer Hast der Zeiten, was noch keines der vorigen Zeiten sich hätte träumen lassen! auch so vieles, wovon sich nicht schreiben lässt! Die Remission der Kriegscontributionen an den Schwiegervater hätte doch ein jeder erwartet!

Eine Anweisung von Ersatz auf Länder, die erobert werden sollen, und wodurch sich die Staaten in einen neuen Krieg verwickeln sollen, ist ein Gegengeschenk, das sich wohl jeder verbitten müsste. Und doch ist nicht so. Also gehet ein neuer Krieg vor sich, zu dem alles eingeleitet ist. Auf diese Weise heisst es auch so: *Omnia nunc fiet, fieri quae posse negabam.*

Sie klagen über die geringe Theilnahme des westlichen Europa an der Ungrischen Litteratur. Sie haben Ihrer Seits recht. Aber auf der andern Seite liegt es in der Natur der Sache. Wie kan man sich stark interessiert halten für Gegenstände, die mit uns gar keine Berührung haben und die im Detail uns ganz unbekannt bleiben. Hier sind blos allgemeine Ansichten, grosse hervorstehende Charakter und Hauptbegebenheiten gross gezeichnet, was den Ausländer anziehen kann. So gehet es nach der Reihe mit allen Staaten Europens, Stufe für Stufe; zumal wo die Bücher in fremden wenig bekannten Sprachen geschrieben sind, Polnisch, Russisch, Schwedisch, Dänisch etc. Ein Gabriel Bethlen kan einem Buche Aufmerksamkeit noch verschaffen, bei Gelehrten und belesenen Männern.

Dass Sie in den österreichischen Annalen²³⁴⁾ arbeiten, ist mir sehr erfreulich: so arbeiten Sie für die Verbreitung nützlicher Kenntnisse dort, wie wir hier: alles so gut es seyn will und kann. Mehr lässt sich auch nicht thun, als erhalten was noch ist und gute Einsichten vom Wahren und Bleibenden zu verbreiten, bis andre Zeiten kommen werden, da der gute

²³³⁾ Papst Pius VII. (Barnaba Luigi Graf Chiaramonti), * 14. Aug. 1740 in Cosena † 20. Aug. 1823. MK.

²³⁴⁾ Annalen der österr. Literatur, herausg. von einer Gesellschaft inländischer Gelehrten. Wien, Anton Doll. 1802—1812. 4^o u. 8^o.

Same aufkeimen kann. Heeren²³⁵) wird das, was Sie erinnert und beygetragen haben, mit Dank erkennen.

Unser G. erhält sich mitten unter allen den drohenden Übeln und zeigt dadurch was für ein guter Grund ehemals gelegt geworden ist. Noch ist der französische Schematismus abgewelzet, ob immer, ob noch länger, weiss der Himmel. Dass aus Deutschland keine lateinischen und deutschen Bücher nach Frankreich gehen dürfen, ohne Censur und 50 pro C. werden Sie wissen. Welcher Vater seinen Sohn Latein lernen lässt, erleget eine jährliche Steuer von 25 fr. und der Lehrer 50 fr. —

Doch nun nichts weiter! Ich beharre unausgesetzt Euer Hochwohlgeboren

geh. D.

Heyne.

Hier folgt 105 St. das andre 106. soll einst folgen, wenn ich es aufreiben kann.

An Se. Hochwohlgeboren

Herrn von Engel

k. k. evangel. Consistorialrath und Censor

Wien

durch Gelegenheit.

56.

Prag 2 Febr. 1811.

Wohlgebohrner Herr

Hochgeehrtester, theurer Freund!

Sehr lieb musste mir Ihre freundschaftliche Erinnerung seyn; dass Sie unermüdet zur Aufhellung und richtigen Darstellung der Ungar. Gesch. Ihre Kräfte, Gesundheit und Zeit verwenden, wird die Nachwelt mit Danke erkennen, noch mehr aber Ihre Madyaren. Dass Sie auch auf uns Slawen einen gnädigen Blick werfen, dafür müssen wir Ihnen verbunden seyn. Allein andere Madyaren sehen desto verächtlicher auf alle herab, die sich nicht madyarisiren lassen wollen. Dessen ungeachtet bin ich auch dem größten Madyarismus nicht feind, weil mir jede Nation werth ist, besonders diejenige, die ihre Sprache, Tracht und Verfassung zu schätzen weis. Doch von so was sollten wir als Freunde gar nicht sprechen.

Durich's²³⁶) 2^{ter} Teil liegt, wie Sie wissen, zu Ofen. Beträfe er die Gesch. Ungarns, so wäre er wohl schon gedruckt. Eine sonderbare Zumutung war es, dass die Ofner Druckerei ihn verlegen sollte, weil sie mit slaw. Typen versehen ist. Ich hatte einen jungen Mann zu Auszügen aus seinen Papieren aufgemuntert; dieser starb. Dem s. Prochazka²³⁷) konnte es nur einfallen, wie man in Zeitungen verbreitet hatte, so was zu

²³⁵) Heeren, Arnold Herman Ludwig, Prof. in Göttingen. * 27. Okt. 1760 in Arbergen bei Bremen, † 6. März 1842 in Göttingen. M. — P. — MK.

²³⁶) Durich, Fortunat, vgl. N. 19, N. 99. Der hier angezeigte 2. Teil des I. Bandes der «Bibliotheca slavica» ist im Drucke nicht erschienen; das Ms. dürfte sich in Budapest (Univ.-Bibliothek) befinden.

²³⁷) Procházka, Franz Faustin, böhmischer Schriftsteller und Zensor. * 13. Jan. 1749 in Neu-Paka, † 2. Dez. 1809 in Prag. O.

thun, weil er nicht im Besitze der Durichschen Mste war. Er hinterliesz (Proch.) Materialien zu einem Reallexiko, weil er alle Bücher excerpirte, die er als Censor las. Wohl haben wir an ihm, so wie an dem guten Zlobicky viel verlohren. Es wird vielleicht nicht lange anstehen, so gehe ich ihnen nach, wenn ich gleich noch keine Lust dazu habe. Indessen kann die Reise nicht ausbleiben.

Wenn ich im Frühjahr nach Wien komme und Hr. Kopitar²³⁸) Lust dazu zeigt und ein Verleger es übernimmt, so könnte was geschehen. Für die neue Redaction der östr. Annalen²³⁹) will ich wohl einiges thun, nur wird mir jetzt die Zeit zu kurz. Vorhin hat man manche Recension ziemlich beschnitten, besonders wenn man einem gelobten Autor etwa nicht gut war. Vide Ragusa's Recension.

Die Nachricht von Kopitars Beförderung durch Ihre Hand erfreute mich. Er kam mit der seinigen später nach. Schlözer ist dahin, wer wird sich nun unserer Literatur so eifrig annehmen? Ihm war die russische Grösze über alles. Nestor ist doch ein armer Tropf, eben nicht mehr werth, in Rücksicht der entfernten Zeiten als Ihr «anonymus notarius», über den sich Schl. so lustig machte. Meine Achtung für Schl. ist zu gross, als dass ich über seine Blösen in Slavicus sollte spotten können. Ewers²⁴⁰) Beyfall hätte ich nun freylich, allein wer wird solchen Leuten gefallen wollen.

Ich bin auf Ihre Gesch.²⁴¹), die ich schon im Catalog las, recht begierig. Mich interessirt Ihre, d. i. die Gesch. der Madyaren, sehr. Desto besser, wenn von Slawen viel darin vorkommen wird. Die Nachrichten in der Gesch. v. Ragusa von der slaw. Litteratur sind gewiss sehr schätzbar, und ich würde sie als die neuesten und besten im Slavin ganz aufnehmen, wenn ich mit dem hiesigen Verleger zufriedener wäre, der auf besseres Papier nichts verwenden will. Man will jetzt auch ein gefälliges Äuszere. Mit Gebhardt war ich nie ganz zufrieden und was hatte man sonst kurz gesagtes über Ungarn?

Quaesita literaria.

Teleki²⁴²) (Reise. S. 30) fand zu Sáros-Patak in der Bibl. des Collegiums eine pohlische Bibel. Er beruft sich auf Bods²⁴³) Ungr. Athen; sagt nun dieser, dasz Hedwig sie selbst verfertigt habe? Beweiset er es? Gelesen

²³⁸) Kopitar, Bartholomäus, Slavist, k. k. Hofrat. * 23. Aug. 1780 in Repnje (Krain), † 8. Mai 1844 in Wien. O. — W.

²³⁹) Österreichische Annalen, vgl. N. 55, N. 234.

²⁴⁰) Ewers, Johann Philipp Gustav von, Professor der Gesch. in Dorpat. * 4. Juli 1781 im Bistum Corvey, † 8. Nov. 1830. E.

²⁴¹) Engels Geschichte des Königreichs Ungern. I. Theil. Mit 2 genealogischen Tabellen. Tübingen, J. G. Cotta. 1811. 8°. Nicht mehr erschienen. G.A. 1812, S. 1094.

²⁴²) Teleki von Szék, Dominik Graf, * 5. Sept. in Sáromberke (Siebenbürgen), † 16. Sept. in Marosvásárhely. Sz. Reisen durch Ungarn und einige angränzende Länder . . . Pesth 1805. 8°. S. 30. «In der Bibliothek des Collegiums (zu Sáros-Patak) fand ich eine pohlische . . . Bibel . . . Diese Übers. verfertigte Hedwig, die Tochter Ludwigs des I. aus dem Ungarischen. Die hiesige Abschrift wurde 1390 verfertigt, ist aber nicht ganz.»

²⁴³) Bod, Péter, * 22. Febr. 1712 in Felső-Csernáton, † 3. März 1769. Sz. Magyar Athenás . . . (Nagy-Szeben) 1766. 8°.

soll sie die Bibel haben. Ist die Abschrift wirklich vom J. 1390; «da sie nicht ganz ist, welche Theile enthält sie? An der letzten Frage ist gar viel gelegen». Aus dem Ungrischen ist wohl ein Irrthum. Wie lässt dies erklären.

In Ihrer Gesch. v. Bulg. geschieht auch von einer bulgar. Bibel Erwähnung. Es ist aber nicht Bibel, sondern Chronograph (des Manasses) zu lesen. Oder haben Sie die Nachricht irgend woher genommen, dasz man doch daran glauben könnte? Einen Einschluss an mich durch Hrn. Kop. lassen Sie sich nicht verdriessen, es hat aber Zeit. Bei Hrn. C. Rath (Glatz²⁴⁴) bitte ich mich zu entschuldigen, dass meine Trägheit oder Zeitenge mir es noch nicht erlaubt hat, seiner höflicher Einladung zu entsprechen.

Heil und Segen Ihrer Familie, die so ziemlich herangewachsen seyn mag, seitdem ich Ihr Haus oder Wohnung nicht sah. Ich wünsche Sie doch noch einmal zu umarmen

Ihr

Ergebenster Dr. u. Fr. Dobr(owsky).

57.

Göttingen 25. März 1811.

Ein Siebenbürger Leonhardi²⁴⁵) gehet von hier nach Hause. Wie sollte ich nicht die Gelegenheit mit beyden Händen ergreifen, mein Andenken bey Euer Hochwohlgeboren zu erneuern, wüsste ich Ihnen nur viel Angenehmes von hier zu überschreiben! Wir halten und halten uns so gut wir können. Aber an eine neue Aussicht ist nicht zu gedenken. Hingegen dringen die Gallicismen immer mehr auf uns ein, bis wir endlich völlige Gallier werden. Dem K. Westfalen sind die 3 vorzüglichsten Departementer genommen, es ist also um so viel ärmer — mit Lasten bedrückt — und der Aufwand nach wie vor. Man fürchtet, ehe noch das Jahr hingehet, wird der Rheinbund und das K. Westfalen Provinz von Fr. sein.

Hoffentlich kommen die G. Gel. Anz. wieder ordentlich dort an. Von Ihrer periodischen Schrift werden wir wohl zur O.Messe auch Heffte zu sehen bekommen.

In Deutschland wird jetzt nicht so wohl von Historie gesprochen, als von historischer Kunst geschrieben. Sie werden Beweise davon in den Gel. Anz. finden. Man läuft dabey weniger Gefahr. Sonderbar genug ist es, nun keine historische Wahrheit mehr ist, wächst das historische Studium auf Universitäten auf. Unsern Heeren verlangte man nach München und nachher nach Leipzig; wie er es ausschlug, verlangte man den Bredow²⁴⁶), der aber in Königsberg bleibt, und nun muss man sich in

²⁴⁴) Glatz, Jacob, Konsistorial-Rat, pädagogischer Schriftsteller. * 17. Nov. 1776 zu Poprad (Zipser Com.), † 25. Sept. 1831 zu Preburg. Sz. — W.

²⁴⁵) Leonhardi, ein Siebenbürger, vermutlich Daniel Josef Leonhard, * 23. Mai 1768 in Hermannstadt, † 1. Juni 1853 in Broos (Szászváros), der 1810 in Göttingen studiert hatte. T. — Sz.

²⁴⁶) Bredow, Gottfried Gabriel, Professor in Breslau. * 14. Dez. 1773 zu Berlin, † 5. Sept. 1814 in Breslau. E. — A.B.

Leipzig mit Beck²⁴⁸) behelffen. Ob Herr Prechtel²⁴⁷) mit der hiesigen Recension seiner Schrift mag zufrieden gewesen seyn. Beckmanns²⁴⁹) Tod ist ein grosser Verlust für G. ich lege seine memoria bey. Sie warten ja einmal dem Herrn Canzler Teleki auf: präsentiren Sie es ihm doch auch, wenn er es einsehen will. Die Vorlesung von den unbekanntnen Vasen theilen Sie einem antiquarischen Gelehrten zur Einsicht mit, wenn vielleicht ähnliche Stücke sich auch dort finden oder anderwärts bekannt sind. Es werden neu ankommende Siebenbürger hier erwartet. Vielleicht bringen sie Nachrichten von Ihnen mit.

Mit unwandelbarer Hochachtung und Freundschaft

Euer Hochwohlgeboren

ergebenster

Heyne.

Bezeugen Sie ihm, dass ich aus Bescheidenheit nicht schreibe.

58.

G. 3. Mai 11.

Von Cotta²⁵⁰) ist noch nichts mir zugekommen. Vermuthlich bringt es die Messe; sehr begierig bin ich nach Ihren Gedanken und Ansichten. Das Ense recidendum est omne immedicabile vulnus kennt man also nicht; man quacksalbert lieber; und braucht halbe Massregeln und halbe Massregeln waren immer das perdiderunt Ilium; dass der Frieden sich sollte 5 Jahre halten war freylich eine sehr problematische Frage; es lässt sich nicht einmal noch auf 5 Monate rechnen, aber dann muss die alte Wunde zum Beifrass werden.

Anderwärts z. E. geht man dreuster zu; man schreitet bis auf die Knochen, streift Haut und Fleisch ab und lässt verbluten, das ist medicina heroica. Andre fangen mit häufigen Aderlässen an, Auflagen eine über die andre, Emprunts forcés, Geld zum Lande hinaus, wo nur eine Öffnung ist, und nichts herein.

Der Gerüchte giebt es mancherley; der Besorgnisse nicht weniger. Und das ist das schlimmste Zeichen der Zeit. cui potest esse vita vitalis?

Von unserm G. werden Sie in öffentlichen Blättern viel Schönes angekündigt finden! An der Bibliothek wird nun wirklich der Ausbau der Universitätskirche zur Erweiterung der Bibliothek angefangen; auch beschlossen der Bau des Observatoriums. Der botanische Garten hat viel

²⁴⁷) Prechtl (Prechtel), Johann Josef, Ritter von, Techniker. * 1778, † 1854 in Wien. O.

²⁴⁸) Beck, Christian Daniel, Philolog, Prof. in Leipzig. * 22. Jan. 1757 in Leipzig, † 13. Dez. 1832 in Leipzig. War Redakteur der «Neuen gelehrten Leipziger Anzeigen», die später in «Leipziger Literaturzeitung» und 1819 in «Allg. Repertorium der neuesten inländ. und ausländ. Literatur» umgestaltet wurden.

²⁴⁹) Beckmann, Johann, Prof. in Göttingen. * 4. Juni 1739 zu Hoya, † 3. Febr. 1811. M. — MK.

²⁵⁰) Cotta, Johann Georg (* 1631, † 1692), gründete die Firma «Johann Georg Cottasche Buchhandlung», die später Johann Friedrich Freiherr Cotta von Cotten zur großen Blüte gebracht hatte. Im Jahre 1810 verlegte er seinen Wohnsitz nach Stuttgart. Vgl. Mk.

gewonnen, Prof. Schrader²⁵¹⁾ ist ein betriebsamer Mann. An Beckmanns Stelle ist erst zu einer Hälfte für die Technologie gesorgt durch Anstellung des Prof. Hausmann²⁵²⁾, vorhin Intendant des mines et usines. Ein Mr. Villers²⁵³⁾ ist Prof. und Secrétaire correspondant der Societät. Diese ist nun der Gegenstand des Neides seiner Landsleute; daran mehrere sich gern hier einnisteten. Dem Königreich Westfalen sind die besten 3 Norddepartements entzogen und doch soll es die vorigen Lasten forttragen. Nun kan man den Vers im Hesiod lernen: «Die Thoren verstehen nicht, dass die Hälfte mehr ist als das Ganze!»

Ganz bin ich, nicht halb der Ihrige

H(eyne).

An Se. Hochwohlgeboren

Herrn von Engel
k. k. Consistorialrath

Wien.

59.

G. 30. Sept. 1811.

Da ein braver Ungar oder Siebenbürger Eckart²⁵⁴⁾ von hier zurückgehet, so gebe ich ihm ein Zeichen meines Lebens mit und zugleich die Versicherung meines hochachtungs- u. liebevollen Andenkens. Vivo equidem vitamque extrema per omnia duco: in mehr als einem Sinn. Einen Wunsch erfüllt der Himmel. Noch immer erkennt der König den Werth von Göttingen; es wird getan, mehr als man hoffte für die Institute; der Bau des Bibliotheksaales in der Universitätskirche wird mit Eifer fortgesetzt; auch der Bau des Observatoriums wird erneuert. — Aber alles ist mit banger Sorge für die Fortdauer begleitet. Da schon vorhin die Ausgaben mit der Einnahme in keinem Verhältnis standen, so sieht man nicht, wie weiter hin — Geldsendung aller Baarschaft nach Paris, für Luxus — von den Domainen die Revenuen. — Noch hat ihm der Kaiser die drey besten Departements seitdem wieder abgenommen—. Das Militäre das immer anwächst, — dazu in Hannover und den Gegenden nach Norden ungeheure Einquartierungen von französischen Truppen, die tägliche Erwartung von Aufbruch; und wenn man sich auch über alle Gerüchte wegsetzt, so ist doch immer alles unsicher und precär. Dagegen bitten wir Gott, dass Westfalen keine fr. Provinz wird. Das arme Hamburg, Bremen, Lübeck und die Norddepartements mit Holland sind in einer kläglichen Lage. — Die Schulen werden dort in französische Lycées und Écoles verwandelt, keine gelehrte und politische Blätter über die Grenzen gelassen. Kein Mensch darf aus dem Lande gehen oder sein Vermögen wird konfiscirt; also kein Kaufmann kan sich retten.

Alle ausser dem Lande sich befindlichen Fr. werden einberufen, auch die

²⁵¹⁾ Schrader, Heinrich Adolf, Botaniker, Prof. in Göttingen. * 1. Jan. 1767 zu Alfeld im Hildesheimischen, † 22. Okt. 1836 in Göttingen. P.

²⁵²⁾ Hausmann, Johann Friedrich Ludwig, Mineralog, Professor in Göttingen. * 22. Febr. 1782 in Hannover, † 26. Dez. 1859 in Göttingen. MK. — P.

²⁵³⁾ Villers, Charles (François Dominique) de, Professor in Göttingen. * 4. Nov. 1765 zu Bolchen (Boulay) in Lothringen. † 26. Febr. 1815 in Göttingen. P.

²⁵⁴⁾ Eckart (Eckard), Ungar oder Siebenbürger?

in Cassel; diese werden aber wohl Rath wissen, wie sie die ordre eludiren; sonst wäre es ein grosses Glück für das Land.

Ein erster Band Commentationum²⁵⁵⁾ recentiarum ist schon Ostern erschienen; wie bringe ich ihn nach Wien? an den würdigen Grafen Teleki. Dass es schwer ist, unter den jetzigen Umständen, dass unsre Gelehrten Muth und Thätigkeit behalten, können Sie wohl denken.

Gern schrieb ich Ihnen mehr wenn ich Zeit und Kräfte hätte, also nur so viel, und solange ich lebe Ihnen ergeben

Heyne.

An Se. Hochwohlgeboren

Herrn Consistorialrath
von Engel

Wien.

durch Gefälligkeit.

60.

Göttingen 25. Juni 1812.

Da Euer Hochwohlgeboren

an einer baldigen Nachricht gelegen ist, so habe ich die Ehre, Ihnen sofort zu berichten, dass die Abreise von Herrn Eckard^{255a)} mir schon vor Wochen durch ihn selbst angekündigt war; ich ließ ihn aber gleich zu mir kommen und gab ihm Ihr Schreiben, begleitet mit dem was in Ihrem Scheiben an mich stand; Nun erklärte er sich, er wolle erst hier Magister werden und wolle den Seinigen damit eine unerwartete Freude machen. Woher die Kosten kommen sollten, konnte er mir nicht sagen. Ich drang in ihn, lieber gleich zu reisen, oder auf der Stelle zu schreiben und den Seinigen, besonders aber auch Ihnen, sein Vorhaben und Absicht zu eröffnen. Dies will er nun auch mit dieser Post thun, durch welche ich schreibe; er versprach, Wort zu halten. Ich fürchte nur, das Ganze soll ein Mittel seyn, neue Wege zu erhalten, um von hier weggehen zu können. Nachtheiliges höre ich sonst nicht von ihm; aber er hat eine Reise auf Jena, Leipzig gemacht, diese muss ihm Ausgaben gemacht haben.

Über die Verbesserung Ihrer äusseren Lage erfreue ich mich. Gebe Ihnen der Himmel einen wirklichen und gesicherten Genuss von der Zulage! Jetzt ist alles precär, wankend und was noch schlimmer ist, drohend. Die Kräfte werden endlich ganz erschöpft, so stürzt alles zusammen, und der Continent wird ein Grab.

Da Sie mit jeder Anzeige Ihrer Gesch. v. Ungarn²⁵⁶⁾ zufrieden seyn

²⁵⁵⁾ Commentationes societatis regiae scientiarum Göttingensis recentiores. Göttingae, Henr. Dieterich. 1811—1841. 4^o. 8 Vols.

^{255 a)} Eckard vgl. oben N. 59, N. 254.

²⁵⁶⁾ Geschichte des Königreichs Ungern. Mit 2 genealogischen Tabellen. Tübingen, J. G. Cotta. 1811. 8^o. Bd. 1. Nicht mehr erschienen. Das Titelblatt des Wiener Nachdruckes ist vollkommen gleich mit dem Original, aber es ist ohne Angabe des Druckers = Verlegers. (Rezension in G.A. 1812, S. 1094.)

wollen, so soll sie Ihnen nicht länger aufgehalten werden, noch in dieser Woche wird sie gedruckt erscheinen.

Mit inniger Hochachtung beharrend

Euer Hochwohlgeboren

ganz Ergeben

Heyne.

Herr Blumenbach hat den Brief richtig erhalten, und lässt Ihnen viel viel Empfehl. machen, er wird selbst beantworten.

An Se. Hochwohlgeboren

Herrn Consistorialrath

von Engel

in Wien.

bezahlt bis Grenze.

II. Archivalische Beiträge betreffend Johann Christian von Engel.

1. Engel als Zensor.

a.

1808. Dez. 19.

A. u. Vortrag des Polizeihofstellepräsidenten, dass Engel als Protestant keine katholischen Gebetbücher zensiere u. dass dessen Aufsätze für die allg. Literaturzeitung in Halle vorher stets im Inlande zensuriert werden. Mit a. h. Resolution.

Euere Majestät.

Geruheten in einem allergnädigsten Handbillete vom 15. dieß von mir die Anzeige abzuverlangen, ob der Censor Engel auch die katholischen Gebethbücher in hungarischer Sprache censurire; dann ob er Herausgeber oder Mitarbeiter von der hiermit Ehrfurchtvoll rückangeschlossenen zu Halle erscheinenden allgemeinen Litteratur Zeitung sey.

Allergnädigster Herr!

Theologische Schriften in hungarischer Sprache kommen bey der hiesigen Censur äußerst selten vor, sie werden gewöhnlich so wie die Gebethbücher in Hungarn gelesen, und geprüft. In dem seltenen Falle jedoch, wo ein solches Manuskript hier eingereicht würde, hat das Bücher-Revisions-Amt die Weisung, sie nicht dem Censor Engel als einem Protestanten sondern dem Censor Fejérvary²⁵⁷), der Katholik ist, und sogar ehemdem Theologie studiert hat, zuzutheilen. Daß diese Angabe sich in der Tat so verhalte, geruhen Euere Majestät aus anliegender Erklärung des hiesigen Revisions-Amtes Vorstehers zu entnehmen. Übrigens ist mir bekannt, daß Engel ein Mitarbeiter an der allgemeinen Litteratur Zeitung²⁵⁸) ist. Dieses Blatt, welches schon seit 25 Jahren existirt, wurde Anfangs zu Jenna von dem dortigen Professor Schütz heraus gegeben, in

²⁵⁷) Fejérvary, Cosmos von, Kanzlist bei der k. sieb. Hofkanzlei u. Censor. St.

²⁵⁸) Allgemeine Litteratur-Zeitung. Jena u. Leipzig 1785—1803. 4°. Halle 1804 bis 1849. 8°.

der Folge nach Halle übertragen, weil der Herausgeber daselbst eine Anstellung erhielt; die Mitarbeiter und Recensenten sind in Deutschland zerstreut, und Censor Engel ist einer derjenigen Gelehrten, die Recensionen von den in Österreich erschienenen Werken, oder sonstige gelehrte Notizen liefern.

In Gemäßheit Eurer Majestät allerhöchsten Befehls soll kein k. k. Unterthan etwas im Auslande drucken lassen, was nicht von der inländischen Censur gut geheißen ist. Infolge dieser allerhöchsten Vorschrift hat Censor Engel zuweilen Aufsätze, die er für die Halle'sche allgemeine Litteratur Zeitung bestimmt hatte, hier Ortes vorgelegt, und das erhalten, seit einem halben Jahre ist jedoch nichts von ihm übergeben worden.

Die im Anschluße befindliche höchst anstößige Recension ist nicht vorgelegt worden, und ist auch von der Art, daß sie die hier ortige Zulassung nicht erhalten konnte.

Es scheint mir aber ganz unter die unmöglichen Dinge zu gehören, den Verfasser davon auszumitteln, und rechtlich zu erweisen.

Dient zur Nachricht, und ist streng darauf zu achten, daß Engel keine auf die kath. Religion Bezug habende Bücher zensurire, und sich in Ansehung Meiner Unterthanen, die etwas im Auslande drucken lassen wollen, genau die hin wegen bestehenden Vorschriften zu halten, die beygebogenen Zeitungsblätter habe ich zurückbehalten.

Franz

Wien den 19. Dezember 1808.

b.

Lieber Baron Hager! Ich erwarte von Ihnen die Anzeige, ob der Zensor Engel auch die katholischen Gebethbücher in Hungarischer Sprache zensurire, dann ob er Herausgeber oder Mitarbeiter der hier beiliegenden Zeitung²⁵⁹⁾ sey.

Wien den 15. Dezember 1808.

Franz

c.

Wien 1814. 9. Februar.

Franz Freiherr von Hager, Präsident der Polizeihöfstelle, an Engel, sich bei Ausübung seines Censoramtes nur von staatlichen Rücksichten, nicht aber von seiner Meinung als Gelehrter leiten zu lassen.

E. W. haben sich bisher mit rühmlichen Eifer und unermüdeten Fleiße Ihrem Berufe als Censor unterzogen, und bei allen Gelegenheiten das gute und Beste zu befördern gedacht, indem Sie irrige mit den Ansichten der Staatsverwaltung nicht übereinstimmende Behauptungen und Angaben zu berichtigen trachteten. So sehr ich auch diesem rühmlichen Bestreben meinen Beifall zolle, so darf ich dennoch E. W. nicht bergen, daß mir schon öfters Klagen und Beschwerden inländ. Schriftsteller vorgekommen

²⁵⁹⁾ (Halle'sche) Allgemeine Litteratur-Zeitung, vgl. N. 66. B.

sind, welche darin bestanden, daß E. W. über die Amtsbefugniß eines Zensors und gegen die Zensurvorschriften ihnen als Privatgelehrte Ihr Meinungen aufdringen. Es ist allerdings wahr, daß die Pflichten eines Zensors nicht mit jenen eines gelehrten Kritikers und Geschichtsschreibers zu verwechseln sind. Der Censor hat nur das zu beachten was in sittlicher, religiöser und polit. Rücksicht anstößig und gefährlich ist, die Bestreitung historischer Fakten und gelehrter Meinung gehört vor ein literarisches Tribunal und ist der B. Censur fremd.

E. W. ersuche ich in dieser Hinsicht, sich künftig bei Beurtheilung von Büchern und Manuskripten bloß als Zensor zu walten.

Wien d. 9^{ten} Febr. 1814.

Da gegenwärtig der vierte Band der Geschichte des hung. Reichs von dem Hofsekretär v. Engel unter der Presse ist, so dürfte bei Erscheinung dieses Bands zu gleicher Zeit eine Recension dieses Werkes, der zum Theil die Religions-Streitigkeit v. J. 1604 bis 1704 enthält, in die Wiener Literatur Zeitung²⁶⁰) eingerückt werden, es liegt mir daran diese Recension vor der Ausgabe einzusehen, und ich ersuche deshalb E. W. als Zensor der W. L. Zeitung mir gefälligst den Bogen mit Ihrem Gutachten vor legen zu wollen.

Wien d. 9. Febr. 1814.

(Hager Franz²⁶¹) N. N. Freiherr von)

d.

Engel rechtfertigt sich gegenüber dem Vorwurfe, in einem Zensurgutachten, über ein Werk des Grafen Gvadányi beleidigende Ausdrücke gebraucht zu haben.

Hochlöbliche k. k. Böhmisch-Österreichische Hofkanzley!

Auf das hochverehrliche Hofdekret vom 14. Febr. l. J. Nr. 2202/148 folgenden Inhalts:

Die k. ungarische Hofkanzley hat hieher die Eröffnung gemacht: Es habe sich der General Graf Gvadányi²⁶²) beschwert, daß in dem der Censur im Manuskript vorgelegten 6^{ten} Bande seiner ungar. Übersetzung der Milloschen Universalgeschichte von ihm, Censor von Engel, folgende unglimpfliche u. beleidigende Anmerkungen: hic inepte, hic false — hic inique — hic injusse scribit — hic blaterat eingeschrieben worden seyen.»

Derselbe wird daher für den Fall, daß die erwähnte Beschwerde ihre Richtigkeit hat, hiemit angewiesen, sich bey der Censurirung der Manuskripte solcher beleidigenden Ausdrücke zu enthalten»

habe ich folgende allerunterthänigste Erklärung zu überreichen:

²⁶⁰) Wiener allgemeine Litteraturzeitung. Wien, Camesima. 1813—1816. 4^o. Vier Jahrgänge.

²⁶¹) Hager zu Alensteig, Franz Freiherr, k. k. Polizei-Vizepräsident. St.

²⁶²) Gvadányi, Josef Graf, k. u. k. General. * 16. Okt. 1725 in Rudobónya (Com. Zemplin), † 21. Dez. 1801 in Szokolca (Neutra. Com.). Das Werk lautet: A világnak közőnséges historiája etc. (Allgemeine Weltgeschichte). Preßburg, Simon Peter Weber. 1796—1811. 8^o. 9 Bände. Bd. 6 erschien 1803.

Es ist mir die Allerhöchste u. weiseste Absicht des Monarchen bey der von höchst demselben aufgestellten Bücher Censur ganz wohl bekannt, nach welcher nemlich die Literatur nach Erforderniss der allgemeinen Ruhe, Sicherheit und des öffentl. Wohls zweckmäßig geleitet; jedoch kein Gelehrter durch mutwillige Zögerungen, persönliche Ausfälle u. d. gl. aus Frevel oder Unwissenheit der aufgestellten Censursbeamten geneckt u. keinem eine gegründete Veranlassung zur diessfälligen Beschwerde gegeben, auch der gelehrte Stand, auf welchen in jedem Staate überall viel ankommt, mit gebührender Schonung u. Achtung behandelt werden soll.

Dieser Allerhöchsten Absicht gemäß, habe ich mich bis itzt mit Sorgfalt benommen; beym G. Gvadányischen Ms^t habe ich bloß die mir anstößig scheinenden Stellen mit Röthel angestrichen: den Bericht an Eine Hohe Hofstelle habe ich, wie gewöhnlich auf dem Censurzettel erstattet: Kein einziges von den im hohen Hofdekret berührten Wörtern habe ich in das Ms. hineingeschrieben: folglich kann weder die Beschuldigung, noch der darauf beruhende eventuelle Verweiß in Bezug auf mich, Platz greifen. Zu meiner vollkommensten Ehrenrettung und zur billigen Satisfaction für den allerdings beleidigten H. Grafen Gvadányi muß ich vielmehr Eine hohe Hofstelle unterthänigst bitten: Dieselbe geruhe, bey der H. K. hung. Hofkanzeley zu bewirken, daß durch sorgfältige Vergleichung der Handschriften von den Individuen, welche außer mir via Censura dieß Ms. in Händen gehabt haben können, der wahre Thäter entdeckt, und mit dem wohlverdienten Verweiß angesehen werde, indem dieß Ms. von mir mit einem Voto an die h. k. hung. Hofkanzeley im Wege Einer hohen Hofstelle übergeben, und von dieser vielleicht der Ofner Landesensur (nach dem Beyspiel anderer, ob schon bereits bey hiesiger Hof- und Central-Censur revidirter u. vorgutachteter Werke) zur neuen Vorgutachtung übersendet worden.

Mir ist es wenigstens selbst geschehen, daß ein Ofener Censor in seiner officiellen Äuserung über die von mir herauszugebenden *Vindicias Anonymi Belae Regis Notarii*, sich angemaßt hat zu entscheiden, aus was für einer Absicht ich die Herausgabe dieses Werks unternommen hätte, — nemlich «*gloriam aliquam sibi parare vult*»; u. daß er in der Praxis: *Situs rerum in Pannonia, einen turpissimum idiotismum*» gefunden hat, da doch dieselbe in Ciceros *quaestionibus acad.* vorkommt und da es einem Censor überhaupt nicht zusteht, über die Latinität dieses od. jenes Ausdrucks, sondern vielmehr das Verhältniß der Schrift zu den Censurgesetzen das Urtheil zu fällen. Ich habe mich jedoch über diese *facta*, als zu kleinliche Sachen keineswegs beschwert, u. führe sie auch jetzt nur zur mehrern Bestätigung dessen an; daß ich, der ich das Unrecht, so behandelt zu werden fühlte, nicht geneigt noch gewohnt sein könne, Andre so zu behandeln.

Übrigens bitte ich eine hohe Hofstelle auch noch dieß mein Gesuch an die hochl. hung. k. Hofkanzeley gelangen zu lassen: daß nämlich Herr Graf Gvadányi von meiner völligen Unschuld in officiellem Wege belehrt, u. dadurch bewogen werde, seinem etwa gegen mich gefaßten Groll zu entsagen und meinem Charakter Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. — Über beyde diese Bitten flehe ich um einen gnädigen Bescheid.

2. Engel gegen den Nachdruck seiner Geschichte von Ungarn.

1810.

a.

Engel bittet den Vizepräsidenten der Polizeihofstelle, den Nachdruck seiner bei Cotta in Stuttgart verlegten Geschichte von Ungarn in Österreich nicht zu gestatten.

Euere Excellenz!

Hoch- u. Wohlgeborener Freyherr!

Hochgebietender Vice-Präsident der h. k. k. Polizey und Censurhofstelle!

Das Geschäft der Theilung der Verlassenschaft meiner am 13. Mai d. J. verstorbenen Mutter wird auf eine für mich höchst unangenehme Art, durch adliche — freylich sehr unedle — Violenzen, oder eigentlich Raub und Gewaltthätigkeiten (denn das Mittelalter hat leider! in Ungarn noch nicht ganz aufgehört) unterbrochen. Bis die — in Ungarn freylich nicht sehr schnelle — richterliche Hilfe erfolgt, gewinne ich Zeit, Euere Excellenz meine gehorsamste Bitte um Abwendung einer anderen mir in Wien drohenden Verkürzung zu Füßen zu legen.

Sichere Nachrichten aus Wien belehren mich, daß einige dortige Nachdrucker den ersten Theil meiner Geschichte des Königreichs Ungarn, welcher zu Stuttgart bey Cotta²⁶³) erschienen ist, und schon in Handschrift Einer h. Polizey Hofstelle vorgelegt, jetzt aber auch gedruckt mit dem admittitur erledigt worden, nachzudrucken alle Anstalt machen, und dießfalls die Erlaubniß Euerer Excellenz anzusuchen im Begriffe stunden.

Soll die Gelehrsamkeit in Oesterreich noch mehr aufblühen — und wer sieht es besser ein, daß dieß das Wohl der Monarchie erheische, als unser gnädigster Monarch selbst u. Euer Excellenz? — so müssen die Gesetze über Buchhandel u. Preßfreyheit, Censur und Nachdruck nicht blos den Oesterreichischen Verlegern u. Nachdruckern, sondern vorzüglich den Oesterreichischen nicht sehr zahlreichen Gelehrten von Ruf und Credit in der literar. Welt günstig seyn. Ach es ist eine saure, mißliche, die größte Anstrengung des Geistes und des Körpers erfordernde Arbeit um die Verfassung eines Buches, das nicht blos Compilation seyn, sondern die Wissenschaft wirklich erweitern, und höher hinaufführen voll! Die meisten Gelehrten und Schriftsteller büßen hiebey mit ihrer Gesundheit und mit etlichen Jahren ihres Lebens. Zum Nachtheil ihrer Familie. Ich selbst bin mir hievon ein trauriges Beyspiel bey den mir durch vieles Sitzen zugezogenen Leber- und Brustbeschwerden. Nur der innere Trieb zur Vorbereitung besserer Einsichten, nur der in mir unvertilgbare Sinn für die Wissenschaft, nur die gewissenhafte Überzeugung, daß meine mühsam aus den Quellen, zum Theile aus neuen Quellen bearbeitete Geschichte des Königreichs Ungarn sowohl in Rücksicht auf die Rechte meines gnädigsten Königs, als auch auf die Bereitwilligkeit der Stände zu den nach dem Geiste der Zeit und nach dem Wunsche der executiven Macht nöthigen Abänderungen der Verfassung und Gesetze. Dann aber auch in Rücksicht auf nachfolgende Bearbeitung der Ungarischen Geschichte, einige — wenn auch unerkannte und unbelohnte — Wirkungen äußern

²⁶³) Cotta verlegte seinen Wohnsitz im J. 1810 nach Stuttgart; das Werk selbst erschien in Tübingen. Vgl. N. 58, N. 250.

werden, halten in mir den Wunsch rege, daß Gott mir zur Vollendung dieses Werkes Leben und Kräfte schenken wolle.

Als ich den ersten Theil in Handschrift fertig hatte, bot mir ein inländischer Verleger eine Bagatelle von Honorar in Bankozetteln dafür an. Als ich ihm drohte, das Werk im Auslande, wo mein Name in der literarischen Welt nicht unbekannt ist, drucken zu lassen, erwiderte er — desto besser, dann drucke ich das Werk ohne alles Honorar nach: dann setzte er hinzu, nicht das Geistes Eigenthum, sondern nur das Eigenthum der inländ. Posse und der Buchstaben wird in Oesterreich respektirt.

Da fühlte ich tief die Schmach und die Bürde der Abhängigkeit worin Oesterreichische Gelehrte und Schriftsteller von inländischen Verlegern stehen. Als Vater von fünf mündigen Kindern durfte ich mein Werk nicht um Tagelöhner Sold weggeben, als vielbeschäftigter Beamter durfte ich den Selbstverlag nicht übernehmen; ich vertraute also der mir bekannten Gerechtigkeit der h. Polizeyhofstelle, und übergab mein Werk einem ausländischen Verleger. Mein Vertrauen wurde um so mehr befestigt, als in der allerhöchsten Censurs-Verordnung vom Jahre 1810 nähere Bestimmungen über den Nachdruck zugesagt waren. Diese ehrerbietig abwartend, und darauf Rechnend, daß in denselben auf das Geistes-Eigenthum der Oesterreichischen Schriftsteller es möge zur Welt gefördert werden, wo es wolle, Rücksicht genommen werden würde, versäumte ich, auch damahls da ich Euer Excellenz um Erlaubniß unterthänigst zu bitten bemüssigt war, zur Verhütung des Nachdruckes meines Werkes einige Schritte zu thun. Der Wiener Nachdruck meines Werkes wirkt freylich zunächst nur auf meinen Verleger zurück, aber mittelbar träfe er mein Werk selbst und auch, erschiene er, so könnte mein Verleger leicht den Druck der kommenden Theile absagen und das Werk gerieth in Stocken, vielleicht nicht ohne einigen Nachtheil der Literatur. Der Nachdruck würde die Aufsicht zu zu einer 2^{ten} verbesserten Auflage vermindern, abermahls zum Nachtheil für mich, und vielleicht auch für die Literatur.

Die Nachdrucker sprechen zwar sehr gern von dem durch sie verhinderten Geldausflusse ins Ausland — aber das erwähnen sie nicht, daß einige hundert ins Ausland gehende Gulden schon durch das vom inländischen Schriftsteller empfangene Honorar balancirt, gegen die Ermunterung der Gelehrsamkeit in Oesterreich in keinen Betracht kommen können. Auch ist mir das Projekt nicht unbekannt ausländische Verleger bey dem Drucke inländischer Geistesarbeiten zu nöthigen, denselben in Gesellschaft eines Oesterreichischen Verlegers in Oesterreich besorgen zu lassen: allein der Buchhandel und der literär. Verkehr verträgt nicht wohl einen solchen Zwang, und ähnliche in Frankreich getroffene Verfügungen haben nirgends Beyfall gefunden.

Geruhen demnach Euer Excellenz auf dieß mein förmliches unterthänigstes Bittschreiben den Nachdruck meines Werkes in Gnaden abzuschlagen, wo bey ich übrigens Hochdero Ermessen es ganz anheimstelle, dieß mein Bittschreiben Sr. Majest. vorzulegen, und Die Allerhöchsten Verfügungen und nähere Bestimmungen über den Nachdruck zu erbitten.

Mit vollkommenster Ehrfurcht verharre

Euerer Excellenz

unterthänigster Diener

Johann Christian v. Engel.

b.

1811. Jänner 14.

Hormayr gibt sein Gutachten zugunsten des Nachdrucks v. Engels Werk in Oesterreich ab.

Ich glaube hier, wiewohl mit einem verschiedenem Decisum von denselben Grundsätzen ausgehen zu sollen, welche ich mir unlängst bei Gelegenheit des Vaterländischen Roman der Frau von Pichler: Die Grafen von Hohenberg darzulegen erlaubt habe. Bei dem enormen Unterschiede des Curses, bei der eben dadurch immer abnehmenden Eregung des inländischen Buchhandels mit dem Auslande, war und bleibt der Nachdruck eine unerläßliche Bedingung ausgebreiteter Lektüre und ein wichtiges Vehikel der Nationalbildung. Indessen leidet diese Regel wie jede andere ihre Ausnahme.

Nach der Natur der Sache, und nach den neuesten Censursgesetzen, sind es weniger belletristische Schriften als gelehrte und gemeinnützige Werke, deren möglichste Verbreitung auf jedem Wege, hiemit vorzüglich auf dem allgemeinsten und geeignetsten, nemlich durch den Nachdruck zu fördern ist. Ob der Pichlersche Roman nachgedruckt werde, ist hierinn gleich giltiger und überdem trat auch noch die Rücksicht ein, eine sehr verdiente Schriftstellerin, einer höchst unangenehmen persönlichen Kollision zu entheben. Die vorliegende ungarische Geschichte des H. Hofconcipisten, Konsistorialrathes und Censors von Engel ist zunächst u. vorzugsweise für die österreichische Monarchie bestimmt. Außer dem veralteten Windisch²⁶⁴) existirt gar kein solches Hand- und Lesebuch. Der Preis zu 65 f. ist offenbar zu der wünschenswerthen allgemeinen Verbreitung nicht geneigt. Bauer exhibirt sie für seine aus vielen Bänden bestehende historische Bibliothek, welche die brauchbarsten Geschichtswerke von jedem Staate in eine wirklich sehr praktische und empfehlungswerthe Sammlung vereinigt hat. Den Schriften des um die Zusammentragung der Quellen und um den kritischen Theil der Historie verdienten Herrn von Engel könnte eine ausgezeichnete Stelle in dieser Sammlung um so weniger angefochten werden, als nicht leicht eines der darinn enthaltenen Geschichtswerke so nahen und so unmittelbaren Bezug auf uns hat, wie dieses.

Da schließlich Herrn von Engel (mit Ausnahme der kleinen Geschichte von Ragusa und der *Expeditio Trajani ad Danubium*) alle seine größeren Werke hat im Auslande drucken lassen, so scheint auch durchaus kein gerechter Grund zum Mißvergnügen darüber vorhanden, daß man den Nachdruck dieses Werkes nicht unterdrücke, wozu kein hinreichendes Motiv vorhanden ist. Sonach glaube ich auf die Zulassung zum Nachdrucke für Bauers historische Bibliothek antragen zu müssen.

Wien am 14. Jänner 1811.

Hormayr.

²⁶⁴) Windisch, Karl Gottlieb von, * 28. Jan. 1725 zu Preßburg, † 30. März 1793 zu Preßburg. W. — Pal. Kurzgefaßte Geschichte der Ungarn. 1. Bd. Preßburg 1778.

c.

1811, August 5.

Verständigung des Polizeipräsidenten an Engel, daß der Nachdruck seines Werkes in Österreich im Interesse einer möglichst großen Verbreitung derselben gestattet worden sei. (Konzept.)

Je mehr ich die ausgezeichneten literarischen Verdienste Euer etc. schätze, desto mehr bedaure ich, daß ich erst da mit Ihren Wünschen bekannt wurde, als ich schon längst auf ein motivirtes Votum des Censors des Nachdruck des ersten Theiles Ihrer Geschichte von Ungarn für die hier erscheinende historische Bibliothek gesetzlich gestattet hatte.

Überzeugt, daß die Verarbeitung eines nach Tendenz und Bearbeitung so interessanten, für die Aufhellung der Geschichte Ihres Vaterlandes höchst wichtigen Werkes Ihnen näher am Herzen liegen werde, als der einseitige Vortheil Ihres Verlegers, und in der Beherzigung, daß bey dem in Bankzetteln reduzirten Preise des Originals, welches um 65 f. verkauft wurde, daßelbe gewissermaßen für den größten Theil der einheimischen Gelehrten und Geschäftsmänner verlohren seyn würde, hielt ich mich im Geiste der bestehenden Verordnungen, nicht nur für ermächtigt sondern selbst für verpflichtet: diesen Nachdruck zu gestatten, der, bey einer zugesicherten schöneren und korrekteren Auflage, auch den minder begüterten Freunden der Vaterländischen Geschichte den Ankauf möglich macht.

Euer etc. sind zu einsichtsvoll und zu sehr Freund, und Beförderer der wissenschaftlichen Kultur, als daß Sie nicht das Überwiegende dieser Gründe selbst dann anerkennen sollten, wenn der Nachdruck auch wirklich Einfluß auf einige Ihrer persönlichen Vorteile haben sollte. Sie finden für diese Aufopferung reichen Ersatz in dem erweiterten Kreise der Leser, auf welchen Sie durch Ihre Schrift wirken werden, die doch immer vorzüglich auf die oesterreichischen Staaten besonders auf Ungarn selbst berechnet war.

Geben mir Euer etc. eine andere Gelegenheit, Ihnen gefällig zu seyn und Ihnen jene vorzügliche Hochachtung zu beweisen, womit ich etc.

5. August 811²⁶⁵.

3. Kontroverse Engel-Gustermann.

a.

1814. Jänner 7.

Engel sucht in einer Eingabe an die Polizeihofstelle nachzuweisen, daß die Einwände Gustermanns gegen seinen 4. Band 1. Abtlg. der Geschichte von Ungarn vom Standpunkte der Zensur unstichhältig u. ungerechtfertigt seien, vielmehr auf das Gebiet literarischer Kritik gehören u. ersucht um die *restitutio in integrum* für eine Reihe von Stellen.

Hochlöbliche Kaiserl. Königl. Polizey und Censurshofstelle!

Bei der Ausarbeitung meiner Geschichte von Ungarn habe ich absichtlich es mir zur Regel vorgeschrieben allen Anschein zu vermeiden, als ob ich dieselbe mit bestimmter Absicht und Tendenz nach dem Interesse des

²⁶⁵) Hager zu Allensteig, Franz Freiherr von, Polizei-Vizepräsident.

Allerhöchsten Hofes eingerichtet hätte. Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß Schriftsteller, welche diese Absicht und Tendenz gar zu laut werden ließen, und so zu sagen, mit der Thüre ins Haus fielen, nicht nur diese Absicht ganz verfehlten, sondern dem Allerhöchsten Hofe schaden, und sich dabei selbst in gänzlichen Miskredit setzten. Indem ich aber mit unverbrüchlicher Rücksicht auf die Quellen, und auf die historische Wahrheit die historische Entwicklung der Ungarischen Verfaßung bearbeitete, gewinne ich den Vortheil, daß ich dem Ursprunge alles desjenigen, was in der Ungarischen Verfaßung der Königl. Macht wirklich zu nahe tritt, den Bürger u. Bauernstand im Drucke niederhält, und das Wohl des Landes in seiner vollen Entwicklung hindert, vorzüglich aus den Regierungsjahren der schwachen Jagelloniden herleiten, und dadurch zeigen konnte; solche Misbräuche liegen nicht im eigentlichen Sinne und Geiste der repräsentativen Ungarischen Verfaßung, und sollten also Reichstäglich abgestellt werden. Ferner weiß ich, als seit dem Jahre 1796 dienender Censor, sehr gut, daß die gelehrte Privatmeinung eines Censors insofern sie mit dem Wohle des Staates, der Religion, und den guten Sitten nicht unmittelbar zusammenhängt, einen Verfaßer bei der Censursrevision keineswegs aufgedrungen und durch correcturen seinem Buche eingeeimpft werden kann und darf, oder daß, mit anderen Worten, der Censor u. der Recensent in einer Person und in einem Akte nicht zu vereinigen sey.

Auf diese zwey Prämissen gründen sich hauptsächlich die nachfolgenden Beschwerden wider mehrere in dem 4^{ten} Theile meiner Handschrift, und deßen hier anliegender Handschrift vom H. Censor Gustermann angebrachten Korrekturen. Ich bin gedachtem H. Censor für die Mühe und Sorgfalt, die er sich bei Durchgehung dieses Manuskripts gegeben, allen Dank schuldig, und wo ich es nur über mein inneres Gefühl vermag, werde ich seiner Meinung nachgeben. Nur auf jene Stellen beschränke ich diese unterthänigste Vorstellung, in welcher der Gelehrte und Schriftsteller Gustermann allein und nicht der Censor Gustermann als solcher die corrigierende Feder geführt hat.

Seite II dann VII wird statt Carl III. Carl II. gesetzt.

Die Numerirung der Könige ist kein Gegenstand der Censur, und hat zumahl im vorliegenden Falle auf das Wohl oder Wehe des Staates nicht den mindesten Einfluß. H. Gustermann sieht als Gelehrter Carl den Kleinen, den Anjouer, als keinen rechtmäßigen König an, und giebt ihm keine Nummer; das Ungarische Gesetzbuch sieht ihn als einen gekrönt wordenen König an, und gibt ihm eine Nummer, auch enthält es *Decreta Caroli III. Regis* und nicht *II^{di}*. Wenn ich nun dem Gesetzbuche, und nicht Herrn Gustermann als Gelehrter beipflichte, so darf er mich als Censor hierbei nicht corrigiren. Ich bitte ihm also hier die *restitutio in integrum* aufzutragen.

Seite VII wird vor dem Worte: (Ungarische) Verfassung das Wort *repräsentative* ausgestrichen.

Aus dem im Eingange angeführten Grunde bitte ich auch hier um die *restitutio in integrum*. Ein jedes Land, wo Reichstage gehalten werden, hat eine repräsentative Verfaßung — abgesehen davon, ob die Art der repräsentation mehr oder weniger vollkommen sey?

Seite 221, 222, 247, 250, 343 wird statt Wahl, Anerkennung gesetzt, u. Seite 221 wird sogar eine historische Beweisstelle ausgestrichen.

Seit den Jahren 1687 und 1723 ist die erbliche succession des Erzhauses in Ungarn gesetzlich eingeführt. Auch vorher war diese succession durch Verträge begründet, und im Artikel 5: 1547 (wie ich Seite 56 anzuführen keineswegs unterließ) gelegentlich, (nur nicht ausdrücklich und solene genug) erwähnt. Die Ungarischen Stände hatten aber wider jene Verträge noch mehrere Einwendungen, und glaubten sich auch an jene gelegentliche Gesetzesworte bis 1687 und 1723 nicht gebunden. Sie brauchten daher das Wort *eligimus*, *electio*, bei allen Krönungen, die seit Ferdinand I. bis Joseph I. Statt hatten. Das Ministerium brauchte selbst zuweilen dies Wort in den Königl. Propositionen, es ließ es in den Ungr. Artikeln, und in den Vorreden der *Decretorum Reichstagsartikeln* stehen.

Nun steht es nicht in der Macht eines den Quellen treuen Geschichtschreibers, das Wort in dem Gesetzbuche zu ändern, oder wider die Latinität, *eligimus* durch *wir* haben anerkannt, zu übersetzen. Herr Gustermann indem er ändert, muß die eigenen Worte einer Königl. Proposition, die bei Katona gedruckt sind, Seite 221 austreichen, und also der nackten Wahrheit Gewalt anthun. Was soll hiedurch gewonnen werden? Gewiß gar nichts, denn die Gesetze, vom Jahre 1687 und 1723 sichern hinlänglich das Oesterreichische Erbrecht in Ungarn; was vorher geschehen ist, ohne weitläufige Aufsehn erregende Discussion, ob recht oder unrecht? ist treu zu erzählen nicht zu verdrehen, sonst fällt es auf, und schadet nur dem Kredite der K. K. Censur und des Schriftstellers. — Der Censor, der aus der vorgängigen Geschichte die Verträge über das Oesterreichische Erbrecht, und den Artikeln 5 1547 weiß, sieht zwar ein, daß das jedemahlige Ministerium das Wort *eligimus* nicht hätte in seine Propositionen oder in die Gesetze einfließen lassen sollen, es geschah aber doch, und wie viel muß in der Geschichte erzählt werden als geschehen, was doch eigentlich nicht hätte geschehen sollen! Das *praeteritum* schadet aber hier dem *praesenti* und *futuro* gar nichts, nur aber untreue Darstellung verfälschte Worte, würden reellen Schaden errichten. Ich bitte also in allen angezogenen Stellen um die *restitutio in integrum*.

Seite 45 streicht mir der H. Professor Gustermann eine Note aus, worin ich meine Meinung ausdrücke, daß ich jenen Schriftstellern nicht beipflichte, welche ein weibliches Erbrecht in Ungarn seit *Almus* Zeiten annehmen, und dieß unter anderen mit der Königin *Anna Testament* beweisen wollen.

Unter jenen Schriftstellern ist nun freilich Herr Gustermann selbst gemeint, wie ich gern gestehe, allein da er die Freiheit gehabt hat seine Meinung zu sagen, so laße er mir die nämliche Freiheit, und streiche mir nicht als Censor aus, was ihm als Professor Gustermann nicht behagt, und worin übrigens, da es sich auch hier de *praeterito* handelt, auch nicht das Mindeste Censurwidrige enthalten ist. Vielmehr haben die Ungarischen Stände wider Herr Gustermanns Meinung mit Recht erinnert, daß nach derselben das Baierische Königl. Haus ein früheres Erbrecht erlangt hätte, als das Oesterreichische Habsburgische, *quod est absurdum*. Ich bitte also auch hier um die *restitutio in integrum*.

Seite 88. Wenn ein türkischer Großvezier die Deutschen Schweine geheißen hat, und dieser sein Ausdruck nach den gedruckten Quellen wieder erzählt wird, so ist auch hierin gar nichts Censurwürdiges: vielmehr wird die Grobheit des Großveziers dadurch hervorgehoben. Ich bitte also den Großvezier so sprechen lassen zu dürfen, wie er wirklich sprach.

Seite 247 wird die Erzählung ausgestrichen, daß Martinitz und Wilhelm Slawata von Neuhaus ihre Unterthanen mit Hunden in die Meße hetzen ließen.

Seite 253 das Faktum, daß der rebellische Tonradtl den Kaiser Ferdinand schon beim Wamms ergriffen, und ihm zugerufen habe: Nun Ferdinand wirst du unterschreiben? gib dich, gib dich.

Beide diese Tatsachen finden sich bey Hormayr im Plutarch b. VII Seite 25 u. 54. Sie gehören wesentlich zur Charakteristik der Zeit, und zur Entwicklung der Ursachen der Begebenheiten. Hormayr durfte sie anführen, und in 20 anderen Büchern stehen sie, und welcher Nachtheil ist dem Staate daraus erwachsen?

Gern biete ich jedoch zu jeder nur mit der historischen Wahrheit verträglichen milden Wendung die Hand.

Seite 247 dürften demnach die ausgestrichenen Worte durch eine Note ersetzt werden. Von diesen beiden sagte die Alles vergrößernde Furcht, sie hätten ihre Unterthanen mit Hunden in die Meße gehetzt. Hormayrs Plutarch b. VIII. Seite 25.

Seite 253 dürfte ebenfalls Hormayrs Plutarch VIII. Seite 54 in der Note als Beleg citirt werden.

Seite 345 ist eine ganze Note mit Anführung einer Königl. resolution ausgestrichen.

Die Worte einer Königl. Resolution können in einem histor. Werke nicht wohl gestrichen werden. Das Streichen kann nur die Glosse treffen «aber Status Evangelicas wollte man nicht anerkennen». Wenn der Herr Censor in dieser Glosse etwas mehreres zu finden glaubt, als einen Zug zur Charakterisierung der damahligen intoleranten Zeit, so mag sie wegbleiben, aber für die Worte der Königl. resolution bitte ich um die restitutio in integrum.

Wien den 7. Jänner 1814.

Joh. Christian von Engel.

b.

1814. Jänner 7.

Ähnliche Eingabe, den zweiten Teil des 4. Bandes des genannten Werkes betreffend.

Hochlöbl. Kaiserl. Königl. oberste Polizey- und Censurs-Hofstelle!

Hochdieselbe geruhte mir sub ps: 24. December dieses Jahres meine Handschrift enthaltend des 4^{ten} Bandes der Geschichte von Ungarn 2^{te} Abtheilung samt den darüber vom betreffenden H. Censor abgegebenen Voto zu dem Ende mitzutheilen, daß ich hiernach mein Manuskript abändern; und solches Einer hohen Hofstelle wieder exhibiren solle.

Aus meiner unterthänigsten Vorstellung vom heutigen Dato, welche des 4^{ten} Bandes 1^{te} Abth., und die darin vom H. Censor getroffenen Aenderungen betrifft, geruhe Eine hohe Hofstelle zu ersehen, warum ich mich genöthigt gesehen habe, wider einige vom H. Censor darin getroffenen Aenderungen und Wegstreichungen um die restitutio in integrum zu bitten, weil der Censor über seine Amtsbefugniß hinaus als Privatgelehrter seine Meinung mir aufzwingen, und selbst eigene Worte Königl. resolutionen, wie auch Thatsachen, die schon in inländischen Büchern mit Genehmigung der Hof-Censur ohne allen Schaden stehen, vertilgen wollte.

Auch bei der 2^{ten} Abth. habe ich hie und da einige unterthänigste Erinnerungen wider das Votum des Censors zu machen. Die in meiner Vorrede der 1^{ten} Abtheilung geäußerte Besorgniß, bei der schweren Darstellung der Religionszwistigkeiten von 1604 bis 1704 nicht allen Anstoß vermeiden zu können, sehe ich leider erfüllt: so deutlich ich mich auch in der Vorrede über die Ansicht dieser Zeitperiode, die in meinem Werke herrscht und die gewiß nicht gehäßig und ungemäigt genannt werden kann, erklärt habe. Der H. Censor nimmt mich als solcher wegen mancher historischen Angabe in Anspruch, als ob ich sie nicht bewiesen hätte, nicht aber deswegen weil sie Staats oder Religions widrig seyen. — Nun gehört aber, wie ich schon in der Vorrede erinnerte, die Differenz, ob etwas bewiesen sey oder nicht, lediglich vor ein literarisches, und nicht vor ein Censurs-Forum. Die von dem Censor geforderte Ungehäßigkeit und Unpartheiligkeit ferner soll so weit gehen, daß ich die Intoleranz jenes unglücklichen Jahrhunderts, die dadurch bewirkte Zurücksetzung der Monarchie, und den Verfolgungsgeist des Jesuiten-Ordens rühmen soll — sonst findet der H. Censor sogleich Gehäßigkeiten, und fällt Urtheile über meine Person und meine Absichten, mit Übertretung seiner Censurbefugniß, die sich nur auf das vorliegende Manuskript, und nicht auf die Person oder Absichten des Verfassers erstreckt, und mit Misbrauch der Ueberlegenheit, in der er sich als katholischer Censor gegen einen seinem Kirchenglauben nach protestantischen Schriftsteller zu sehen meint. In allen Fällen dieser Art muß ich mir der historischen Wahrheit halber Gegenvorstellungen erlauben. Das Votum des H. Censors wird mir übrigens Veranlassung seyn, manches zu mildern und sanfter sagen, und insoferne bin ich ihm für seinen Eifer verbunden, indem ich mich zu Allen gerne verstehe, was der historischen Wahrheit und den Thatsachen unbeschadet im Ausdrücke gelinder gegeben werden kann.

ad 1. Auf dem Umschlage ist es historisch gewiß, daß Casimir katholisch, und seine Nebenbuhler protestantisch gewesen.

Mehr brauchte ich dem H. Censor als solchem nicht zu antworten. Allein eben denselben als Professor und Schriftsteller dient ferner zur Antwort: er habe den status quaestionis nicht gefaßt. Ferdinand III. wollte nur 4000 Mann dem Casimir zu Hülfe schicken (s. 1^{te} Abth. Seite 345) und versprach nur so viel. Leopold schickte deren 16 000, also 4mahl so viel. Dies erzählte ich einfach, laße mich in kein Weil ein, und gebe nur das historische Datum durch Beiwörter an die Hand, daß Casimir katholisch, seine Nebenbuhler protestantisch gewesen. Dieß ist meine Schuldigkeit als Historiker, und ich bitte daher, diese ganz wichtigen und in der Historie gegründeten Beiwörter beibehalten zu dürfen.

ad 2. Seite 361 Zeile 9. Was hier der H. Censor aus der Geschichte behaupten und entscheiden will, mag er erweisen; in des 4^{ten} Bandes 1. Abth. Seite 334 findet er einiges, was seinen Behauptungen entgegensteht. Allein hierauf kommt es hier nicht an, es gehört dieß ad forum literarium, nicht zur Zensur. Das Klaglibell der Evangel. Ständischen Deputirten auf dem Reichstage 1662 sprach von Kirchenwegnehmern, und dieser Ausdruck muß also, den vorliegenden Akten gemäß gebraucht werden, um die Ansicht der einen Parthei richtig zu bezeichnen; er ist kein Ausdruck des Verfaßers sondern des Klaglibells, welches ich nunmehr deutlicher ausgedrückt habe. Unpartheiisch fügte ich aber auch die Absicht der anderen Parthei bei, in der Note aus Katona.

Durch den Seite 361 gemachten Zusatz ist also die Bemerkung des H. Censors, als ob ich, als der Verfasser, den Ausdruck «Kirchenwegnehmer» brauche, behoben. Acta & Scripta refero, und dieß steht dem unpartheiischen Historiker zu, und gefährdet weder die Ruhe des Staates noch die ächte Religiosität, noch die Sittlichkeit.

ad 3, Seite 372, Zeile 2. Ob irgendwo Gulden oder Thaler anzusetzen sind? Ist durchaus kein Gegenstand der Zensur.

Ob ich also von dieser nur literarischen Erinnerung des H. Censors Gebrauch machen soll, gedächte ich mit höherer Genehmigung bloß meiner weitem literarischen Untersuchung vorzubehalten.

ad 4 Seite 373, 7; 465, 15; 466, 25 und 545, 9 muß ich dem H. Censor als Literator zuvörderst erinnern, daß die Ungarischen Stände von jeher darauf gehalten haben, daß Friedensschlüsse mit den Türken nicht ohne Zuziehung Ungarischer Räthe und Gesandte geschlossen werden sollen, wie dies demselben aus den Reichstags-Akten von 1791 dem Novellar Gesetze, — und der Geschichte des Sistorer Friedens innerlich sein wird.

Ich habe jedoch Seite 373 nach des H. Censors Vorschlag den Ausdruck gemildert; 464 die Worte: man zog abermahls keine Ungarn bei, ausgestrichen; hingegen bitte ich, daß die Seite 465 und 545 stehenden kurzen faktischen Erwähnungen, ohne Ungarische Negociateurs — ohne Zuziehung Ungarischer Räthe, stehen bleiben dürfen, weil sie historisch wahr sind, eine der Ursachen des damahligen Misvergnügens, ohne Verletzung der Bescheidenheit, nur im Vorbeigehen erklären, und nachdem Novellargesetze vom Jahre 1791 der Königl. Macht keine Abtrag thun: ihre Weglassung aber den Verfasser in den Verdacht eines sogenannten Hofschranzen bringen würde.

ad 5. habe ich Seite 373. den Ausdruck ganz nach des H. Censors Vorschlage gemildert; dagegen aber bitte ich den Namen des Gesandtschaftskaplans beibehalten zu dürfen, da es oft historisch nöthig, und nicht im mindesten censurwidrig ist, bei irgend einer Gesandtschaft, den dabei angestellten Gesandtschaftskaplan zu nennen.

ad 6. muß ich als Literator erinnern, daß, da ich Kat. XIV. Seite 908, und die Worte Apaffy's an den Churfürsten von Brandenburg citirt, billig zu verwundern sei, wie der H. Censor als Schriftsteller behaupten könne, die hier erzählte Anekdote existire nur in meinem Kopfe.

Von dem H. Censor als solchen werde ich beschuldigt, daß diese Anekdote nur dazu dienen soll, die Regierung Leopolds I. als eines intoleranten von

Jesuiten regierten Fürsten den Ungarn verhaßt zu machen. Ich habe indeßen durch meine ganze Erzählung von der sogenannten Vesselényischen Conjuratation und von Apaffy's Ränken dem Interesse des Allerhöchsten Hofes, und der Ehre Leopolds I. noch im Grabe dadurch genützt, daß ich ohne allen Anschein von Hofschmeichelei gezeigt habe: die Verschworenen, welche noch von manchem meiner Landsleute für große Patrioten gehalten werden, waren wirklich in einem eben so staatswidrigen als absurden Unternehmen mit Apaffy einverstanden. — Jene Anekdote, und überhaupt manches ähnliche, was Pasko²⁶⁶), Vesselényi²⁶⁷) und Apaffy²⁶⁸) wider Leopold I. austreuten, und wodurch sie sich zur Murányer Verschwörung gereizt glaubten, durfte in einem historischen Werke von Consequenz nicht wohl wegbleiben, um so mehr, als sie in dem mit Censur gedruckten Werke des Katona vorkommen und ihre Verschweigung würde mich nur in den Verdacht setzen, aus Joh. Bethlen nur das entlehnt zu haben, was die Verschworenen ins schwarze Licht stellt, mit geflissentlicher Weglassung deßen, was nach ihm vor der Verschwörung vorausgegangen ist. Ich glaube also, die Anekdote von dem, was an Apaffy's Hofe wirklich behauptet wurde, im Zusammenhange des Ganzen mit höherer Genehmigung beibehalten zu dürfen.

ad 7. Es ist mir sehr leid, daß der Herr Censor Katona's Werk bei Händen nicht gehabt habe.

Eine weitläufige kritische Untersuchung der Sache gestattet mir der Raum und der Plan des Werkes nicht, ich citire Wagner einer- Pray u. Katona andererseits. Von argem Vorgeben rede ich nicht, das Beiwort setzt der H. Censor hinzu. In verbis faciles: das Wort Vorgeben mag in Anführung geändert werden.

ad 8. Seite 380 a. In einem kritischen gelehrten Werke sind Citate aus Quellschriftstellern eher zu vermehren als zu vermindern. Es wird hier zu aller Vorsicht genug sein, in der Note b. auf die Unwahrscheinlichkeit der Bethlenischen Meinung hinzudeuten.

ad 9. Seite 387 handelt es sich um Prays Urtheil über Kéri, um die Anführung einer Stelle aus einem mit Censur gedruckten Schulbuche, die dem Urtheile der Censur ohne allen Zusatz hingegeben wird. Gerade einem Staatsbürger und einem denkenden Schriftsteller muß diese Stelle anführungswerth scheinen, um das Geschraubte in H. Pray's Urtheile und Ausdrücke anzuzeigen. Nur wollte ich nicht ausdrücklich beisetzen: «Man bemerkte das Geschraubte im Urtheile und Ausdrücke.» Hätte ich dieses gethan, so hätte der H. Censor eben so gut sagen können, ich hätte meine Vorgänger absichtlich getadelt — weil er ein Jesuit sei. Aus diesem Beispiele möge sich der H. Censor überzeugen, in was die Censur ausarte, wenn sie sogar bei simplen Citaten in gelehrten historischen Werken unnöthige Anstände erregt, und bei solchen Citaten die Absichten und Zwecke des Verfassers wittern will. Ich bitte daher um die Verschonung mit dem deleatur.

ad 10. Seite 389. 13. Auf des H. Professors Anführungen wäre viel zu antworten in foro literario, zumahl da er mich ganz unanständig fragt: ob

²⁶⁶) Pasko, Christoph, Gesandter bei der Pforte. * 1634 in Székely-Hida (Com. Bihar), † 1678 in Sárospatak. Sz.

²⁶⁷) Wesselényi (Vesselényi), Franz, Palatin von Ungarn. * 1605, † 23. März 1667 in Lipse. Pal.

²⁶⁸) Apaffy, Michael, Fürst von Siebenbürgen (1661—1690). * 1632 in Siebenbürgen, † 15. April 1690 in Fogaras. Sz.

ich auch erdichtete Gesetze gelten laße? die weitläufigere Antwort gehört nicht hierher. Abtheilung I. Seite 125. antwortet ihm zum Theil mit That-sachen vom Reichstage des Jahres 1529.

Hieher gehört nur die Verdrehung, die sich der H. Censor erlaubt, daß das, was die Comitae sagten, mir beigemessen wird. Was die Comitae sagten, das getreu wieder zu sagen, ist meine Schuldigkeit, und die Berufung der Comitae auf vorgängige Gesetze, gefährdet hier den Staat im mindesten nicht. Zumahl da nun, wie der H. Censor selbst bemerkt durch den Artikel 1791. 56. die ganze Sache für die Zukunft reguliert wird.

ad 11. Seite 391. Wenn in einem gelehrten historischen Werke, Schein gegen Schein stehet, wie der H. Censor meint, so ist das conclusum einer wohlgeordneten Censur, bei einer Sache, worauf die Wohlfahrt des Staats nicht beruht, keineswegs deletur — sonst müßte der Verfaßer verzweifeln, und sagen: sub tali censura nulla historia scribatur. Wo Schein gegen Schein steht, da mögen es die Gelehrten, Kritiker und Historiker weiter ausmachen, da hebt das Gebiet der literarischen Kritik an, der die liberale Censur nicht leicht vorgreift.

ad 12. Seite 392a habe ich das vom H. Censor Gewünschte beigesetzt, wie wohl es sich von selbst versteht.

ad 13. Seite 400. 22. Schweden, Holland, die Evangel. Churfürsten haben sich für die 307. auf einmahl als Rebellen angeklagten Prediger verwandt. Dies ist ein factum, das nicht wohl ausgestrichen werden kann. Sie haben sich ferner verwandt, weil sie an die Unschuld dieser Prediger glaubten. Dies kann ohne der Ehre dieser Fürsten wehe zu thun, ebenfalls nicht ausgestrichen werden, denn für in ihren Augen überwiesene Rebellen hätten sie sich nicht verwandt.

Diese 2 Sätze liegen in den Worten, die der H. Censor beanstandet. Ihm selbst in foro literario der Beweis gewiß schwer fallen, daß alle 307 Prediger Kopf für Kopf wirkliche Rebellen waren, daß ich mich bei einer solchen Begebenheit mit bescheidener Kürze begnügt, u. mich nicht in weitläufige Discussion, zum Erweis der Unschuld dieser Prediger eingelassen, sondern nur die Ansicht Schwedens, Hollands, der Churfürsten und der nicht jesuitischen Zeitgenossen angeführt habe, legt mir der H. Censor nicht als bescheidene Mäßigung, sondern für Mangel an Gründen aus. In foro literario bin ich zur Antwort bereit. Ich habe also in dieser Stelle bloß den Ausdruck Phantom gestrichen, und auch sonst die Stelle gemildert, und glaube sie so mit höherer Genehmigung beibehalten zu dürfen, auf meine Gefahr, sie vor der historischen Kritik zu vertheidigen.

ad 14. Seite 407. 16. ist der Ausdruck nach dem Wunsche des H. Censor gemildert.

ad 15. Seite 432. habe ich aus Veranlaßung der Erinnerungen des Censors mehreres in dieser haiklichen Zeitperiode ausgestrichen; aber die Worte und Behauptungen des H. Censors kann ich nicht zu der meinigen machen. Bei der jetzigen Gestaltung der Erzählung dürfte auch eine ängstliche Censur sich beruhigen, und den historischen Gewissen des Erzählers keine Gewalt anthun.

ad 16. Seite 438c ist es dem treuen Historiker nicht erlaubt, mit Gustermannischen, sondern nur mit Gesetzes Worten zu sprechen. Ich habe daher die Artikel 2. 1687. wie er im Gesetzbuche lautet, auszugsweise eingeschaltet.

ad 17. Seite 458 ist der Ausdruck nach dem Wunsche des H. Censors gemildert.

ad 18. Seite 465 ist Methode in Nomenklatur geändert, und dadurch die Erinnerung des H. Censors behoben.

ad 19. Seite 472a ist abermahls ein Citat aus einem gedruckten Buche beanstandet. Bei Katona steht das ganze aufrührerische Manifest des Rákotzi; ich gebe nur eine Probe daraus. Ich beziehe mich auf das, was ich oben über die bei gelehrten historischen Werken nicht zu beanstandenden simplen Citate, zumahl aus schon gedruckten Werken, gesagt habe, und bitte um das Non delectur.

ad 20. Seite 482. Zeile 6. läßt sich in foro literario dem H. Schriftsteller Gustermann wohl manches antworten; um aber hier nicht länger verweilen zu dürfen, da es doch zur Ungarischen Geschichte nicht gehört, halte ich mich durch eine Aenderung aller weitem Erinnerung des H. Censors überhoben.

ad 21. Seite 482. ist Seite 13. nach dem Verlangen des H. Censors einiges gestrichen. Die weitere Anekdote beruht auf Katona's Citat: *relata a Katona refero*; überdies charakterisiert diese Stelle Leopolds religiöse Denkart, und es ist also zur Ausstreichung kein Zensursgrund vorhanden.

ad 22. Seite 504 a. Warum sollte es nicht in einem gelehrten Werke vergönnt seyn, aus Rakotzischen Manifesten, die bei Katona ganz gedruckt sind mit vorangehender Misbilligung Proben einer wüthenden Schreibart auszuheben? Der Thron und die Zensur haben vor solchen Schatten der Vorzeit sich nicht zu fürchten.

ad 23. ist eine literarische Berichtigung von mir mit Dank benutzt.

ad 24. desgleichen.

ad 25. Seite 556. Ob Harsch²⁶⁹⁾ sich in Prag länger habe halten können oder nicht? ist kein Censursgegenstand. Seite 557. 14. ist die verlangte Milderung des Ausdruckes geschehen.

ad 26. Seite 574. 16 wäre dem H. Censor manches zu erwidern, die Sache gehört aber nicht vor das forum der Censur, und ich habe nur den Anlaß ergriffen, auch dieses wieder positiv zu sagen.

ad 27. Seite 575. die Bourbonischen Höfe beschuldigten die Jesuiten allerdings auch der Königsmorde, aber dem H. Censor zu lieb, mag dieses Wort aus der Reihe ihrer (: der Höfe :) Beschuldigungen wegbleiben.

Ueber den Nichteinfluß der Censur auf das Numeriren der Könige beziehe ich mich ehrerbietig auf das bei der 1^{ten} Abtheilung des 4^{ten} Bandes bereits Gesagte.

Wien den 7. Jänner 1814,

Joh. Christian von Engel.

c.

1814, Jänner 29.

Zensor Fölsch gibt sein Gutachten dahin ab, es sei die zweite Abteilung des 4. Bandes von Engels Geschichte von Ungarn mit den in Engels Rekursen enthaltenen Aenderungen zu drucken.

Euer Excellenz!

Ich bin nichts weniger, als mit dem in den historischen Compilationen des H. Hofsekretärs und Censors von Engel hervorragenden Geist, und deren Tendenz einverstanden. Schon vor mehreren Jahren hatte ich ein ähnliches

²⁶⁹⁾ Harsch, Ferdinand Philipp (* 1704. † 1792), verteidigte im J. 1744 Prag gegen K. Friedrich II. (den Großen) von Preußen. O.

bereits gedrucktes Werk dieses Verfassers zu censuriren, welches so viel ich mich erinnere, nach meinem Antrag nur mit toleratur von der Obersten politischen Hofstelle, als damalige Censursbehörde erledigt worden ist. Nichts desto weniger bin ich der Meynung, daß die vorliegende 1. und 2^{te} Abth. aus IV^{ten} B. der Geschichte des ung. Reichs — jedoch mit den in den beyden Recursschriften angegebenen Modificationen — gedruckt werden können, ohne eine Verantwortlichkeit besorgen zu dürfen. Ich erachte dieses liberale Verfahren sowohl den neusten weisen Censur-Grundsätzen (circul. v. 12^{ten} Febr. 810 insbes. § 8) als auch der Klugheit überhaupt ganz angemessen. Dagegen wünsche ich eine gründliche Recension, welche die Einseitigkeit und die verkappte Tendenz vor dem Richterstuhl des fachkundigen Publicums aufdeckt: audiatur et altera cath-reg. pars. Ich muß übrigens die Geduld des H. Prof. und Censors von Gustermann bewundern, mit der er sich durch dieses schlecht, eng, klein geschrieben und durch so viele Remißzeichen und am Rande eingeschobenen Zusätzen verwirrte Mspt. durchgearbeitet hat, und ihm zu seinen noch so wohl conservirten Augen Glück wünschen. Ich gestehe aufrichtig, daß ich nicht im Stande gewesen wäre, alles zu lesen, oder zu entziffern, und dabey den Zusammenhang festzuhalten, hiemit das Ganze mit Beruhigung zu beurtheilen. Ich hätte das Mspt. auf das Amt zurückschicken müssen, um von dem Verfasser statt des unleserlichen Concepts, in dem sich auch keine Correkturen wohl anbringen lassen, eine zensurmäßige Abschrift zu verlangen.

Nach der Hohen Weisung von 24^{ten} febr. 801 sollen unleserlich schlecht geschriebene, so wie unpaginirte Mspt. nicht angenommen werden. Auch existiren darüber schon ältere Verordnungen, welche es sogar dem Censor zur Pflicht machen unleserliche Conzepte zurückzuschicken.

Die Communicate schließe ich gehorsamst zurück.

Da mir meine Gesundheits Umstände nicht erlaubt haben, Eurer Excellenz bey der feyerlichen Vorstellung zum Präsidenten²⁷⁰⁾ dieser Hofstelle persönlich zu huldigen, so ergreife ich diese Gelegenheit, meine tiefgegründete Verehrung zu bezeigen, und stolz auf die Achtung Eurer Excellenz um die Fortdauer Ihres gnädigen Wohlwollens zu erbitten.

Wien den 29^{ten} Jänner 814

Eurer Excellenz

unterthänigst gehorsamster
Fölsch²⁷¹⁾.

d.

Wien 1814. 31. Jänner.

Polizeipraesident Freiherr Franz Hager ersucht den Hofrath v. Piringer, den Streit, der zwischen Prof. Gustermann und dem Hofsekretär v. Engel infolge Zensur des vierten Bandes der von letzterem verfaßten «Geschichte des hung. Reiches» entstanden ist, zu schlichten.

(Archiv des k.k. Min. des Innern, Wien. — Zensur Akten.)

E. W. dürfte nicht unbekannt seyn, daß der Hofsekretär von Engel eine Geschichte des hung. Reiches geschrieben und in Druck gelect hat. Als

²⁷⁰⁾ Hager zu Allensteig, Franz Freiherr von, wird zum Polizeipraesidenten befördert. St.

²⁷¹⁾ Fölsch, Bernhard Edler von, k. k. Hofrat. St.

der 4^{te} Band dieser Geschichte der Zensur zur Prüfung vorgelegt ward, fand der Zensor Prof. Gustermann nach anliegendem Gutachten, nöthig manche Stellen auszustreichen, dann aber wegen anderen Stellen auf Abänderungen anzutragen. Dagegen beschwerte sich der Hofsekretär v. Engel in anliegenden zwei Vorstellungen; diese unangenehme literarische Fehde ist in der Art, daß ich sie auf eine glückliche Weise beigelegt wünschte.

E. W. sind Geschichtsforscher, und haben die hung. Geschichte besonders aus Quellen studirt, ich habe zu Ihrem Patriotismus und regen Eifer für das Beste des Dienstes das Vertrauen, daß Sie mir über die Art, wie dieser Streit beigelegt werden könne, nicht versagen werden. In dieser Hinsicht habe ich die Ehre E. W. die beiden Manuskripten zu übersenden, und Sie zu ersuchen, die Bemerkungen Gustermanns und die Gegenbemerkungen Engels zu prüfen und sohin ohne weiteres in den Manuskripten die nöthigen Abänderungen ebenfalls mit verstellter fremder Hand vornehmen zu wollen.

Wien den 31. Januar 814.

(Hager, Franz Freiherr von.)

e.

Wien. 1814. 6. Feb.

Hofrath Michael v. Piringers Äußerung in der Controverse Gustermann-Engel; seine Ansicht gipfelt darin, es sei Engels Werk nur mit den von Engel selbst vorgenommenen Aenderungen zu imprimieren, Gustermann mit seinen gelehrten Einwänden aber auf das Gebiet literarischer Kritik zu verweisen.

In Folge des hohen Auftrages, dessen mich Euere Excellenz unterm 31^{ten} v. M. zu beehren die Gnade hatten, beschränkte ich mich in Ansehung der zurückfolgenden 2. Hefte der vom Hofsekretär v. Engel geschriebenen Geschichte des Ungarischen Reiches, blos auf die zwischen diesem und dem Professor Gustermann²⁷²⁾ als Zensor, laut der weiteren Rücklage vorkommenden Controversen — ohne den übrigen Inhalt des Werkes, da es äußerst mühsam lesbar ist, auch nur durchblättern zu haben. — In Gemäßheit der mir ertheilten hohen Erlaubniß habe ich die streitigen Stellen, nach meiner Einsicht theils belassen, theils mit dem Röthel ausgestrichen theils modificirt. Erlauben Euere Excellenz, daß ich mir aus diesem Anlasse zugleich die Freiheit nehme, folgende Bemerkungen gehorsamst beizufügen, welche nach meiner Überzeugung auf die Staatsverwaltung keinen unbedeutenden Einfluß haben und zwar:

1. Hat H. v. Engel darin vollkommen Recht, daß Zensor und Rezensent in einer Person und einem Akte nicht zu vereinigen seyen. — Daher begreife ich nicht, wie Gustermann sich herbeilassen konnte den zensurirten Geschichtschreiber über die Numerirung der Könige (Karl II statt Karl III.) über die Benennung der Personen (Vranesich statt Verantich) oder der Städte (Agram statt Zagrab) und. d. g. zu Recht zu weisen. — Das gehet ja die Zensur nichts an, gibt aber Anlaß zu gegründeten Beschwerden in der litterarischen Welt und kompromittirt die Staatsverwaltung in deren Namen die Zensurbehörde ihr Amt handelt.

2. Daß H. v. Engel ein Protestant in dem Sinne sey, wie man dieses Wort im 16^{ten} Jahrhunderte nahm, ist eine sehr bekannte Sache, daß also seine vorliegende Geschichte sehr partyisch zu Gunsten der Protestanten

²⁷²⁾ Gustermann, Anton Wilhelm, Prof. des Kirchenrechtes an der k. k. theres. Ritterakademie und Zensor. * zu Wien um 1760, † 24. Jan. 1823 in Wien. W.

geschrieben sey, ist allerdings wahr. Allein je freyer ihm die Staatsverwaltung in dieser Hinsicht zu schreiben erlaubt, desto mehr gewinnt nach meiner Einsicht die gute Sache dabei. — Die vernünftigeren Protestanten kennen den H. v. Engel bereits als einen intoleranten Zeloten: sie werden sich bei seinen Ausfällen auf die katholische Geistlichkeit, die Päpste, und vorzüglich die Jesuiten mehr ärgern als ergötzen, weil der Zeitgeist Ausfälle dieser Art selbst die Protestanten lächerlich macht. Auf der anderen Seite wird das protestantische Ausland auch bei dieser Gelegenheit die Österreichischen Protestanten zu bewundern Anlaß finden. Übrigens wimmeln ja auch die schon gedruckten früheren Theile desselben Werkes von Zügen dieser Art.

Dies waren meine Ansichten, als ich in Ansehung der hier zur Frage liegenden derley Controversen, zu Gunsten des H. v. Engel entschied. Nur bei den Citatis löschte ich ein paar, nach dem Antrage des H. Censors aus, welche auf die abgebrochene Art, wie sie Engel liefert, anstößig sind, obgleich sie dieses im vollen Zusammenhange von Katona gegeben, keineswegs sind.

³tens. In politischer Hinsicht kennt man den H. v. Engel gleichfalls von jeher, als einen eifrigen Zeloten für die ständische Parthey. Auch in diesem Punkte wimmelt sein Werk von Irrthümern. Schon in der Vorrede der gegenwärtigen Abtheilung kommen deren ein paar vor, welche der H. Censor übersehen hat, die alle, wenn ich nicht irre, noch wichtiger als die vom Zensor gerügten sind. — Allein auch in diesem Punkte gewinnt, nach meiner Einsicht, die gute Sache mehr, wenn man die Gegner etwas freyer schreiben läßt, oder ihnen doch eine Meinung, zu der sie sich nicht bekennen wollen, nicht aufdringt. Dies bewog mich auch die dießfälligen Controversen zwischen den Author und dem Censor durchgehends zu Gunsten des Ersteren zu entscheiden, folglich die gerügten Stellen, unter den vom Verfasser bereits gemachten Korrekturen, stehen zu lassen.

In diesem und dem nächst vorgehenden Punkte kömmt es nur darauf an, daß die religiösen und politischen Irrthümer Engels wiederlegt werden. Was die Ersteren betrifft, soll — wie mich Seine Excellenz der Erzbischof von Erlau B. Fischer ²⁷³⁾ vertraulich versichert hat, — Katona an derselben Widerlegung bereits Hand angelegt haben. Wenn diese erscheint, gedenke ich — wenn der liebe Gott mich so lange leben läßt — gleichfalls aufzutreten und mein Schärflein beizutragen, damit Grundsätze, die mit dem wahren Staatsinteressen im Einklange sind, vorbereitet werden mögen. — Schlußlich und endlich Unterziehe ich es dem höheren Ermessen Eurer Excellenz, ob sich Hochdieselben, aus den vorausgelassenen Ansichten, nicht bewogen finden lassen wollen, über die künftige Rezension dieses Werkes in der Österreichischen Litteraturzeitung ²⁷⁴⁾ bei Zeiten die nöthigen Auskünfte abzuheischen, und dahin zu wirken, damit die Recension nicht von Autor selbst oder einem Kameraden desselben nicht einseitig und parteyisch — auch nicht mit ängstlicher Rücksicht auf den Vortheil oder Nachtheil des Buchdruckers (Camesina) geschehe, welcher von diesem Werke sowohl als auch von der Österreichischen Litteratur-Zeitung zugleich der Verleger ist.

Als der allererste Band dieser nämlichen Geschichte vorigen Jahres bei Camesina ²⁷⁵⁾ erschien, habe ich dem damaligen Redacteur der Österreichischen

²⁷³⁾ Fischer, Stephan, Baron Erzb. von Erlau (Eger), * 21. Okt. 1754 in Bacsók (Com. Zemplin), † 4. Juli 1822 in Erlau. Sz.

²⁷⁴⁾ Oesterreichische Litteraturzeitung = Wiener allg. Litt.-Ztg., vgl. N. 56.

²⁷⁵⁾ Camesina, Josef, Buchhändler in Wien.

Litteratur-Zeitung (Sartori) zu erkennen gegeben, daß ich diese Rezension, aus Liebe für die Staatsinteresse zu übernehmen wünschte, da ich schon früher zum Mitarbeiter desselben litterarischen Blattes engagirt war; allein dem Verleger war es wohl bekannt, welche nachtheilige Folgen meine in den vormaligen Annalen der Oesterreichischen Litteratur, eingerückte Recension desselben früher im Auslande gedruckten 1^{ten} Theiles für den Absatz des Werkes gehabt habe. — Sartori gab mir also deshalb zwar keinen abschlägigen Bescheid, wohl aber den Wunsch des Verlegers zu erkennen, daß die Rezension des Werkes erst nach ganzer Vollendung desselben und je später geschehen möge. Mittlerweile erhielt die Litteratur-Zeitung einen anderen Redacteur (Hammer) ich habe dabei keinen Einfluß — will ihn auch nicht mehr haben — wohl aber finde ich es für anstößig, wenn darin gratis gelieferten Aufsätzen (sobald sie nicht ganz nach dem Geschmacke der mir nur zum Theil bekannten Mitarbeiter, oder diesem zuwider sind) gar kein Platz vergönnt werden will.

Ich habe die Ehre mit der schuldigen Ehrfurcht zu geharen

Eurer Excellenz

Wien d. 6^t Febr. 1814.

unterthänigster Diener
Michael v. Piringer²⁷⁶⁾.
k. k. wirkl. Hofrath.

4. Engels Überwachung in Leutschau während seiner Erkrankung 1813 und etwaige Beschlagnahme seiner Korrespondenzen.

a.

1813, März 22.

A. u. Vortrag des Vizepraesidenten der Polizei-Hofstelle betr. die Beschlagnahme von Engels Korrespondenzen im Falle seines Ablebens in Leutschau mit a. h. Resolution vom 3. April 1813.

Eure Majestät!

Seit einigen Monaten befindet sich der bey der siebenbürgischen Hofkanzeley angestellte Hofsekretär und Bücher Zensor Christian v. Engel, schwer krank in seiner Vaterstadt Leutschau in Ungarn, und seine Freunde zweifeln an der Möglichkeit der Wiedergenesung.

Engel stand in einem ausgebreiteten Brief Wechsel im Auslande und im Innlande besonders aber in Ungarn, wo er als ein eifriger Verfechter des Protestantismus galt, und daher das unbegranzte Vertrauen der Matadoren unter seinen Glaubensgenossen — in politischer sowohl, als in religiöser Hinsicht — genoß. Ich bin also zu der Vermuthung berechtigt, daß in seiner Korrespondenz bedeutende Aufschlüsse über die Absichten der Protestanten und wichtige Beyträge zur Charakteristik ihrer Innhaber sich finden dürften.

Sollte Engel sterben, so werde ich zwar, unter einem Censur-Vorwande die allenfalls noch hier in Wien befindlichen Papiere desselben untersuchen lassen. Welche Verfügungen aber in eben dieser Hinsicht in Ungarn getroffen werden dürften, muß ich ganz dem weisesten Ermessen Eurer Majestät anheimstellen.

Wien den 22^{ten} März 1813.

²⁷⁶⁾ Piringer, Michael von, k. k. Hofrat in Wien. St. Wurzbach erwähnt einen Michael Piringer (* 7. Sept. 1763 zu Tab [Tabb] im Sümegher Com.), zuletzt Distrikts-Sekretär in Neutra.

Sie werden sich dießfalls an den ungar. Hofkammer-Vizepräsidenten Grafen von Mailath verwenden und ihn in Meinem Namen anweisen, daß er die nöthige Einleitung mit aller Vorsicht und sorgfältiger Vermeidung von Publizität treffe, damit im Falle Engel in Leutschau sterben sollte, dessen Schriften durch den Administrator der Zipser Städte Freyherrn von Fischer oder einen anderen hiezu geeigneten vertrauenswürdigen Mann auf eine zweckmäßige und geräuschlose Art in Beschlag genommen und an Sie als Präsidenten der Zensurshofstelle eingesendet werden.

Wien den 3. April 813.

Franz mp.

b.

1813, April 4.

Befehl des Polizeihofstelle-Vizepraesidenten an einen ungenannten Beamten, wahrscheinlich den Administrator der Zipser Städte, Freiherrn von Fischer, Engel überwachen und im Falle seines Todes seine Korrespondenzen beschlagnahmen zu lassen.

Wie Euer . . . wahrscheinlich bekannt seyn wird, befindet sich der Hofsekretär der siebenbürgischen Hofkanzley und Bücher-Censor v. Engel seit mehreren Monaten sehr gefährlich krank in seiner Vaterstadt Leutschau, und seine Freunde verzweifeln an der Möglichkeit der Wiedergenesung.

Es ist mir als Chef der höchsten Censur Behörde sehr daran gelegen, ob Engels Krankheit wirklich so rettungslos sey, wie man behauptet. Euere . . . werden mich daher ungemein verbinden, wenn sie mir aus zuverlässiger Quelle sowohl hierüber, als über das Benehmen und die Verbindungen desselben während seines Aufenthaltes in Leutschau überhaupt mittheilen wollen. Eben so interessant ist es mir, von seinem Tode, wenn dieser erfolgen sollte, so wie von den Dispositionen, die er über seine Handschriften, Correspondenzen und andere Papiere getroffen haben dürfte, schleunigst Nachricht zu erhalten, indem ich besorge, daß von seinen Papieren die in mancherley Beziehungen für die Staats-Polizey von vieler Wichtigkeit sind, vielleicht das Bedeutendste auf die Seite geschafft werden mögte, eher darüber höhere Verfügungen getroffen werden können. Dem unbegrenzten Eifer Euer . . . in Allen was für den Dienst Sr. Majestät Interesse hat, läßt mich zum Voraus mit Vertrauen hoffen, daß Euer . . . auch den Gegenständen, von welchen hier die Rede ist jene Aufmerksamkeit widmen werden, welche zu dem Zwecke führt.

Daß übrigens diese Angelegenheit eine höchst behutsame Behandlung erfordert, darf ich dem hellsehenden und gewandten Geschäftsmanne nicht erst bemerken.

Ich habe etc.

4. April 1813.

Der bey der siebenbürgischen Hofkanzley als Hofsekretär angestellte Bücher-Censor v. Engel liegt in seiner Vaterstadt Leutschau gefährlich krank. Die manchfaltigen Verbindungen, in welchen derselbe sowohl im Auslande als besonders in seinem Vaterlande zumahl mit den Matadoren des Protestantismus stand, legten mir die Pflicht auf, Sr. Majestät auf seinen wahrscheinlichen Tod und auch auf die Nothwendigkeit aufmerksam zu machen, alsdann Einsicht in seine Papiere zu nehmen. Allerhöchstieselben erließen hierauf noch folgende Entschließung: Sie werden sich dießfalls an den ung. Hofkammer-Vice-Präsidenten Gr. Mailath wenden, und ihn in Meinen Namen anweisen, daß er die nöthigen Einleitungen mit aller Vor-

sicht und sorgfältiger Vermeidung von Publicität treffe, damit im Falle Engel in Leutschau sterben sollte, dessen Schriften durch den Administrator der Zipser Städte Freyh. v. Fischer oder einem anderen hiezu geeigneten Vertrauenswürdigen Mann auf eine zweckmässige und geräuschlose Art in Beschlag genommen und an sie als Präsidenten der Censur Hofstelle eingesendet werden.»

Indem ich Euere . . . mit dieser höchsten Entschliessung bekannt zu machen die Ehe habe, verharre ich etc.

c.

1813, April 26.

Bericht des obengenannten Beamten über den Aufenthalt Engels in Leutschau.
Euer Excellenz.

Auf dem, diesen Augenblick erhaltenen hohen Befehl von 4^{ten} April dieses Jahres, muss ich Euer Excellenz pflichtmessig versichern: Daß H. Hofsekretär v. Engel, noch immer in Leutschau verweile; seine Gesundheitsumstände sind eben nicht blühend, aber auch nicht so arg, daß er das Zimmer oder gar das Bett hütten müste; er fahrt und geht herum, oft sehe ich ihn bey den Comitats-Versammlungen, ohne ja bey selben auch nur ein Worth öffentlich zu sprechen — der nicht beste Zustand seiner Gesundheit, mag in dem Unglücke seines zu heftigen Temperamentes in denen bis bey nahe zur Ehescheidung gränzenden Diferencien zwischen ihn und seiner Gattin und in der unversöhnlichen Feindschaft mit seinem Bruder Jakob v. Engel, eben so sicher beruhen, wie gewiss es ist daß sein längerer Aufenthalt zu Leutschau nur die Berichtigung der Erbschaftsangelegenheiten welche den so grossen Bruderzwist weith über die Gränze der sonst gewöhnlichen Unannehmlichkeiten heranwachsen liess, zum Zwecke haben solle, indessen wollen einige vermuthen, daß er nach Wien kaum mehr zu gehen gesonnen sey und da ich in wenigen Stunden zur Tornauer, und den 2^{ten} Mai zur Zipser General Congregation nach Leutschau abgehen, und auch diesfällige Resultate unterthänigst anzuberichten nicht ermangeln werde, wirdt auch in dieser Hinsicht mit möglichster Klugheit und Vorsicht das weithere erhoben und dafür in Geheim gesorgt werden, daß falls wider besseres Vermuthen H. v. Engel sterben sollte seine Papiere gesiegelt und das weithere von Euer Excellenz hoher Bestimmung gewärtigen sollen — ich beeyle mich unterdessen all obige zur einwilligen Beruhigung Euere Excellenz mit dem Beysatz unterthänigst zu unterschreiben, daß noch vor zwey Tagen mehrere Leutschauer ansehnliche Bewohner und Engels Schreibensgenossen bey mir gewesen sindt, ohne der Gefahr erwehnet zu haben, und daher leicht zu vermuthen ist, daß Engel selbst in welcher immer Hinsicht inspiriret haben möge so eins zu schreiben — ich bin zu Gnaden empfohlen mit tiefer Ehrerbietung.

Euerer Excellenz

unterthänigster

Schmölniz 26 Apr. 813.

5. Engel bittet Kaiser und König Franz I. um Bewilligung einer Pension für seine Witwe. (Original sub Z. 1189: 1814 im k. u. Staatsarchiv, siebenbürgische Abtheilung.)

Allergnädigster Herr!

Durch ein fortwährendes Brustübel stündlich in Gefahr zu einer bessern Welt überzugehen, schreibe ich diese wenige Zeilen eigentlich auf meinem Todtenbette.

Sie sind bestimmt, Eure Majestät um die baldigste gnädige Bewilligung einer Pension für meine hinterlassene Wittib zu bitten.

Da ich in 3 Aemtern gestanden bin, so würde es, wenn diese meine Bitte in die gewöhnlichen Wege & Umtriebe 3-facher Buchhaltungen kommen müsste, vielleicht 1½ Jahre brauchen ehe meine Frau einen gnädigen Bescheid erhielte und in den Genuss einer Pension käme.

Erlauben daher Eure Majestät, dass ich meiner Gattin noch den letzten Dienst erweisend, und ihrer Unerfahrenheit in Geschäften abhelfend, alle jene data, welche ich zur Bestimmung einer Pension für Wittiben nach den Normalien nötig weiss, selbst angebe und zwar unter jener Treue, welche ich E. M. wiederholt zugeschworen, & den nahen Sternen-Richter vor Augen.

1^{tens}. Als siebenbürgischer Hofsekretär datirt sich meine Dienstcarriere vom 17. Jan. 1791, wo ich als Praktikant bey der damals noch vereinigten k. hung.-siebenb. Hofkanzlei eingeschworen habe. Als Censor vom 20. Mai 1794, wo ich nach dem Tode des Hofbücherensors Szekeres²⁷⁷) (16. Mai 1794) als provisorischer Censor in Ungaricis Illyricis etc eintrat; als Consistorialrat vom 14. Juli 1801, als dem Tage des Diesfalls geleisteten Eides.

2^{tens}. Meine Frau ist mir angetraut am 7. Juli 1800, ich habe 5 Kinder, (3 Knaben, 2 Mädchen), alle noch minderjährig und mit schweren Kosten zu erziehen, erzeugt.

3^{tens}. Meine Frau Maria Catharina Engel²⁷⁸) geborene Mauksch hat dormalen nichts im Vermögen, als 2000 fl Einlösscheine, deren jährlicher Ertrag sich auf 100 fl Einlösscheine belauft. Ihre Erbschaft betrug laut Teilungsprotokoll vom 21. Mai 1802 9666 fl, da sie aber das Unglück traf, dass ihr dies Kapital im Jahre 1810 ist aufgekündigt und zurückgezahlt worden, so wurde es auf obige geringe Summe reduciert.

4^{tens}. Mein Vermögen ist zur Erziehung und Versorgung von 5 minderjährigen Kindern bestimmt, und da es hiezu nach mancher empfindlichen Schmälerung doch noch schmal genug erklecken mag, achte ichs mir zur Schuldigkeit, E. M. mit keiner Bitte um einen Erziehungsbeitrag bey der drückenden Lage der Staatsfinanzen beschwerlich zu fallen. Mein ältester Sohn befindet sich im 11^{ten}, die kleinste Tochter im 2^{ten} Jahre des Lebensalters.

5. Nach den mir bekannten Normalien gebührt einer Hofsekretärswitwe eine Pension von 400 fl. Von dem Hofzensorsgehalt, der immer gering bemessen zu werden pflegt, und der bey mir, als einem alten Censor in 500 fl bestand, gebühren ihr das Drittel mit 166 fl 40 xr. Von dem Gehalt eines weltlichen k. k. Consistorialrathes per 500 fl, wegen dessen Pensionsfähigkeit kein Anstand gemacht werden kann, da das Consistorium als eine k. k. Stelle die protestantischen Oberbischofsrechte des Landesfürsten verwaltet und daher ex camerali bezahlt wird, wie denn auch die Consistorialratswitwen v. Wieland & Kaltenstein die ihnen gnädigst bewilligte Pension geniessen, ebenfalls das Drittel mit 166 fl 40 xr 733 fl 20 xr

Nach der Strenge der Normalien wären an eigenen Ein-

künften abzuziehen 100 fl — xr

Bleiben 633 fl 20 xr

²⁷⁷) Szekeres, Athanas, Zensor der ung. Bücher in Wien. * in Raab, † 11. Mai 1794 in Wien. Sz.

²⁷⁸) Engel, Maria Katharina geb. Mauksch aus Klausenburg.

Alle diese Data lege ich E. M. mit jener Wahrheitsliebe, die meinen ganzen Dienstlauf bezeichnet, unmassgeblich und ohne der höchsten Entscheidung irgendwie vorzugreifen, aber auch ohne die mindeste ungebührliche Forderung an das höchste Aerarium machen zu wollen, ehrerbietigt zu Füssen.

Wie ich gedient habe? Dies wird E. M. nicht unbekannt geblieben seyn; ich berufe mich zugleich unterthänigst auf die Zeugnisse, welche meinem im März 1812 wegen Erlangung der mich nach dem Dienstenio & Rang betreffenden Hofsekretärstelle eingereichten gehorsamsten Gesuche im Archive der k. k. siebenb. Hofkanzlei beyliegen.

Nicht unbekannt wird es E. M. auch seyn, was ich als Schriftsteller geleistet & welchen Ruf ich als solcher im In- und Auslande erworben habe.

Bey der Richtigkeit obiger Angaben, (welche im Falle einiger Bezweiflung meine Wittib Punkt für Punkt belegen kann und wird) ist es nicht meine Absicht, gegenwärtige von mir anstatt meiner Wittib verfasste Pensionsbittschrift der vorschriftsmässigen Buchhaltung und Hofkammerprüfung zu entziehen, aber um die allerhöchste Gnade dürfte ich wohl ohne Unbefriedenheit als um die letzte allerhöchste Gnadenbezeugung gegen mich bitten,

1.) dass E. M. zur Vermeidung des Umtriebs der Sache bey 3 Hof- und respektive andern Stellen und Buchhaltungen entweder dem k. siebenb. Hofkanzler, unter dessen Augen ich am längsten gedient habe, oder einem andern meiner Chefs erlauben mögen: nach Empfehlung der Meinungen der andern beyden Chefs und nach vorheriger Einvernehmung der k. k. Hofkammer den Vortrag in Rücksicht aller 3 Amtspensionen zu erstatten.

2.) dass wenn eyne Buchhalterey-Aeusserung für notwendig befunden würde, diese Aeusserung durch eine aus der k. siebenb. Hofbuchhaltung, Öster. Cameral- & Niederöstr. Provinzialbuchhaltung zusammensitzende Commission auf einmal und ohne Umtrieb bey 3 Buchhaltungen erstattet werden möge.

Indem ich hiermit das Schicksal meiner Wittib ganz der Gnade E. M. anheimstelle, wünsche ich auf meinem Todtenbette nichts sehnlicher, als dass Gott in Gnaden geruhen wolle, Allerhöchstdieselben lange Jahre Höchst Ihrem Erzhaue und ihren Völkern zu erhalten, E. M. Regierung zu segnen und die bisherigen Drangsale der Monarchie in Tage des Friedens, des Flors und des Wohlstandes zu verwandeln.

Ich ersterbe in tiefster Ehrfurcht

E. M. treueghorsamster Untertan J. Ch. v. E.

Obiges Gesuch ohne datum wurde praesentirt am 19. April.

Am 22. April wird Massakurator Bertleff aufgefordert, dem Gesuch ein «glaubwürdiges Inventarium» beizufügen.

Erledigung am 25. November:

Engels Witwe erhält die Hofsekretärswitwenpension von 400 fl. unter der Bedingung, sie im «österreichischen Kaiserstaate» zu verzehren, mittels des k. siebenb. Thesaurariats, bei der Hermannstädter Cameral-Cassa. Von den anderweitigen Besoldungen ihres Gatten als Bücher-Censor u. Consistorialrat aber wird ihr keine Pension bewilligt. (Ebenso Note der Hofkammer 3559. 1814, am 9. Nov.)

Von obiger Pension entfielen 360 fl zu lasten der Provinzialcasse, 40 fl wurden ex camerali gezahlt.

Professor Hermann Vámbéry, 1832—1913.

Von Dr. Bernhard Munkácsi.

III. (Schluß.)

WÄHREND der Erforschung der türkisch-ungarischen ethnographischen Übereinstimmungen mußte Vámbéry lebhaft das Fehlen eines Werkes empfinden, welches ausführliche Orientierung über die ethnographischen Eigenheiten und Formationen sämtlicher Stämme des Türkentums geboten hätte. Wahrscheinlich hat auch dieser Umstand Vámbéry veranlaßt, gleich nachdem die ersten Stürme des ugrisch-türkischen Streites sich gelegt haben, die Lösung dieser Aufgabe in Angriff zu nehmen, und so konnte im Jahre 1885 im Verlage der Ungarischen Akademie der Wissenschaften sein Werk «Das Türkenvolk in seinen ethnologischen und ethnographischen Beziehungen» (gleichzeitig auch in deutscher Sprache) erscheinen. Obzwar der Verfasser in seiner Lebensbeschreibung besonders hervorhebt, daß dieses Werk wenig Interesse erweckt habe und er es trotz seiner in England errungenen vorteilhaften literarischen Position in englischer Sprache nicht erscheinen lassen konnte (Meine Kämpfe, 328), sind wir dennoch der Meinung, daß dieses Werk in wissenschaftlicher Hinsicht die bedeutendste Leistung Vámbérys ist. Im einleitenden Abschnitte bespricht er auf Grund der in den Werken der Geschichtsschreiber Dschuveini, Rašid-ed-din, Abulghazi usw. enthaltenen Sagen die nationale Tradition hinsichtlich des Ursprungs des Türkentums, sowie auch die Berichte der byzantinischen und arabischen Schriftsteller über das erste Auftreten der Türken. Weiterhin behandelt er die türkischen Altertümer: die Kurgane, Steindenkmäler, Bildsäulen und Felseninschriften, ferner die für die türkische Urgeschichte bedeutsamen Kulturmomente, das sprachliche und historische Verhältnis der Türken zu den übrigen uralaltaischen Völkern, schließlich ihre Schicksale und Wanderungen. Der folgende Abschnitt enthält die eingehende ethnographische Beschreibung der einzelnen türkischen Völker, beginnend bei den sibirischen Tatarenstämmen, namentlich der Teleuten, Altaier, Schoren, Kumanden, Kisilen, Tscholymen, Sagaier, Katschinzen, Koibalen, Karagassen, Sojonen, Kamassinzen, Barabinen usw., sowie auch der Jakuten, deren Wohnorte, klimatische Verhältnisse, anthropologische Eigenheiten, Lebensweise, Kleidung, Nahrungsmittel, Beschäftigungen, Sitten, Geburts-, Hochzeits- und Begräbnisgebräuche skizziert

werden. Weiterhin werden die Religionsverhältnisse, der vulgäre Glaube und die samanischen Gebräuche, sowie auch die Volksdichtung, schließlich die Geschichte, die gegenwärtige wirtschaftliche Lage und die Statistik dieser Völker beschrieben. Der folgende zweite Abschnitt bietet eine sehr schöne Darstellung des mittelasiatischen Türkentums auf Grund persönlicher Beobachtungen und ausbreiteter Studien. Erst charakterisiert der Verfasser in besonderen Kapiteln die nomadische und halbnomadische Lebensführung, sowie deren Zusammenhang mit der Beschaffenheit der Landschaft und des Volkscharakters; ferner bespricht er das nach den einzelnen Stämmen, Geschlechtern und Familien eingeteilte Gesellschaftssystem, die Sommer- und Winterwohnungen, die Zelte und deren Einrichtung, die Spiele, Vergnügungen, Jägerei, die häusliche Industrie, Speisen und Getränke, sowie auch die an mancherlei Ereignisse des Lebens sich knüpfenden Gebräuche. Nachher folgen ausführliche Erörterungen über die Stämme der Kara- und Kasak-Kirgisen, Uiguren, ostturkestanische Türken, Ösbegen, Kara-Kalpakten und Turkomanen. Die weiteren Abschnitte behandeln in gleicher Bearbeitung die Stämme der Wolga-Völker, namentlich der Kasanschen Tataren, Tschuwaschen, Baschkiren, Mischären, Teptjären, ferner die türkischen Stämme der Pontusgegend, d. h. die Krimischen und Nogai-Tataren, Kunduren, Kumüken, Karatschaier; schließlich die westlichen Türkenstämme: die Aserbajdschanen und Osmanen. Obzwar sich über diese Dinge, insbesondere in den russischen ethnographischen Zeitschriften, eine ganz ausgebreitete Literatur in den letzten Jahrzehnten anhäufte, hat Vámbérys hier besprochenes Werk als einführende und allgemein orientierende Arbeit auf dem Gebiete der türkischen Ethnologie und Ethnographie ihren Wert bis auf den heutigen Tag nicht eingebüßt; seiner Zeit verdiente es aber gewiß die vollste Anerkennung schon in Anbetracht jenes Fleißes, womit hier aus der großen, mehrsprachlichen und den europäischen Forschern größtenteils schwer zugänglichen Fachliteratur die bedeutendsten Daten gesammelt und in anziehender, systematischer Weise vorgetragen wurden.

Den hervorragenden Gelehrtenfleiß und die große Leistungsfähigkeit Vámbérys zu dieser Zeit bezeugt auch die Tatsache, daß er ebenfalls im Jahre 1885 die Literatur des Türkentums mit einem anderen großen und wertvollen Werke bereicherte, welches folgenden Titel führt: «Die Scheibaniade. Ein ösbegisches Heldengedicht in 76 Gesängen von Prinz Mohammed Salih aus Charezm. Text, Übersetzung und Noten» (Wien). Die darin enthaltene versifizierte Chronik Seibani-name besteht aus 4500 Doppelversen und

glorifiziert die Waffentaten des Chans Šeibāni Mohammed. Dieses Werk war bisher in der europäischen Literatur unbekannt; das einzige handschriftliche Exemplar befindet sich im Besitze der kaiserlichen Hofbibliothek zu Wien. Vámbéry verfertigte aus diesem Exemplare in mehreren aufeinanderfolgenden Sommerferien eine Kopie und gab dann auf eigene Kosten das Werk heraus. Ein anderes Werk ist jene Šeibaniada, welche Beresin im ersten Bande der russischen «Bibliothek der orientalischen Geschichtsschreiber» (Biblioteka Vostočnich Istorikov, Kasan 1849) veröffentlicht hat. Diese Schrift ist ein kleineres historisches Werk, welches ein Anonymus in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts in Prosa verfaßt hat und das bloß kurz die Laufbahn Šeibanis (bis zu seinem im Jahre 1510 erfolgten Tode) erzählt, während der größere Teil von der Ursprungsgeschichte der Mongolen, von Dschengis und seinen Söhnen, darunter vom Großvater Šeibanis handelt, also eigentlich die Abstammung des glorifizierten Herrschers erzählt. Dem gegenüber beginnt das von Vámbéry herausgegebene Werk die Geschichte des ösbegischen Fürsten mit der Erzählung des im Jahre 1499 gegen Bochara geführten Feldzuges und endet mit der im Jahre 1506 erfolgten Einnahme der Provinz Charezm, also werden hier bloß die Ereignisse von sechs Jahren geschildert. Der Autor des Epos begleitete seinen fürstlichen Herrn als Hofdichter auf seinen kriegerischen Unternehmungen und war Augenzeuge der erzählten Ereignisse, welche er gleich nach deren Ablauf in Versen schildert. Darum ist dieses Werk auch in historischer Hinsicht sehr wertvoll, insbesondere in jenen Teilen, wo die Beschaffenheit und Organisation der mittelasiatischen Nomadenheere geschildert werden. Die lebhafteste Darstellung der Fürsten und Heerführer, der Kampfweise, der Belagerungen, der Waffen und Kleidung bietet ein anschauliches Bild jener türkisch-mongolischen Heere, die unter Dschengis und Timur im moslimischen Asien die größten Umwälzungen hervorriefen. Ebenso bemerkenswert sind die in diesem Werke vorkommenden geo- und ethnographischen Angaben, die vielen Namen von Bergen und Flüssen und hauptsächlich die urwüchsige, an echten türkischen Redewendungen reiche, kunstvolle Sprache. Der Wert dieses schön ausgestatteten Werkes wird noch durch jene Illustrationen erhöht, welche die Bilder der im Jahre 1510 kopierten Handschrift reproduzieren und meistens Schlachten, Belagerungen und Mahlzeiten darstellen. Die Fachgelehrten würdigten mit großer Anerkennung dieses Buch, welches Vámbéry seinem gelehrten Freunde Wilhelm Fraknói, dem damaligen Generalsekretär der Ungarischen Akademie der Wissenschaften als Zeichen seiner Zuneigung widmete.

Neben dieser wissenschaftlichen Wirksamkeit hatte Vámbéry noch Muße, ebenfalls im Jahre 1885 auch eine publizistische Arbeit von außerordentlicher Wirkung zu verfassen, welche unter dem Titel «The Coming Struggle for India» (London), in der deutschen Ausgabe: «Der Zukunftskampf um Indien» (Wien, 1886) erschienen ist und auch ins Französische, Schwedische und Guseratische übersetzt wurde. Sie war durch die damaligen politischen Verwicklungen veranlaßt, welche zwischen England und Rußland wegen ihrer Interessen in Afghanistan beinahe zum Kriege geführt haben. Wie Vámbéry in seiner Lebensbeschreibung berichtet, wurde er infolge dieses Werkes «aus England, Amerika und Australien von einer ganzen Flut dankender und lobender Zuschriften überschüttet; man feierte ihn gleich einem Propheten und nannte ihn einen englischen Patrioten, dessen Verdienste um Albion unschätzbar und für alle Zeiten unvergeßlich sind» (Meine Kämpfe, S. 352). Durch diesen großartigen Erfolg seines Werkes angeeifert, machte Vámbéry im Frühjahr 1885 eine Rundreise durch die größeren Städte Englands, wo er vor riesigen Mengen von Zuhörern über die Notwendigkeit der Verteidigung der britischen Interessen in Asien Vorträge hielt. Was für einen Erfolg er durch diese Tätigkeit erzielte, diesbezüglich zitieren wir hier seine eigenen Worte: «Ewig unvergeßlich werden mir jene Demonstrationen bleiben, mit welchen man mich in London und in anderen Städten des vereinigten Königreiches empfing. Schon anläßlich meines am 2. Mai gehaltenen Vortrags über die Bedeutung Herats war der große Saal des Exeter Hall mit einem zu den vornehmsten Kreisen gehörenden Auditorium gedrängt voll. Lord Houghton, der Präsident des Meetings, richtete an mich Dankesworte im Namen des Landes und ein großer Teil der Tagespresse würdigte am nächsten Tage meine Verdienste und die Ausdauer, mit welcher ich den durch sündhaften Optimismus und Parteilichkeit verursachten Fehlgriffen der leitenden Politiker entgegengetreten bin. Nach einigen Tagen hielt ich in einem unter dem Protektorate der Constitutional Union größtenteils aus Aristokraten bestehenden konservativen Kreise einen Vortrag unter dem Titel: «England und Rußland in Afghanistan, oder wem soll die Oberherrschaft in Asien zufallen?» Bei meinem Vortrag waren die leitenden Männer der englischen Aristokratie anwesend und mich übermannte fürwahr eine Ergriffenheit, als ich auf der Rednertribüne hinter mir einen Herzog, mehrere Lords, Marschalle, Generäle, gewesene Minister und viele berühmte Politiker und Schriftsteller Großbritanniens erblickte... Ich kann mit Genugtuung behaupten, daß es mir gelungen ist, die stolze englische Aristokratie gegen den sündigen Optimismus, der

damals an der Macht stehenden Liberalen in die Kampfeslinie zu stellen, und diese Tatsache kann als Glanzpunkt meiner politischen Wirksamkeit betrachtet werden» (ebd. S. 355-6).

Die literarische Wirksamkeit der folgenden Jahre zeitigte das Werk *The Story of Hungary*, welches als ein Teil des Sammelwerkes *Story of the Nations* im Jahre 1887 gleichzeitig in London und New York und nachher auch in spanischer und japanischer Sprache erschienen ist. Vámbéry war eigentlich nur der Schriftleiter dieses Werkes, insofern bloß die einleitenden Kapitel aus seiner Feder stammen und die übrigen Teile der Geschichte Ungarns von Mitarbeitern beige-steuert wurden. In das Gebiet der osttürkischen Literatur schlägt Vámbérys Aufsatz unter dem Titel «Zwei moderne centralasiatische Dichter, Munis und Emir», welcher im VI. Bande der «Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes» im Jahre 1892 erschienen ist. Der eine dieser Dichter, dessen Leben und Wirksamkeit der Verfasser hier charakterisiert, ist Omar Chan, der seit dem Jahre 1812 bis zu seinem 1821 erfolgten Tode regierender Fürst im Lande Chokand war und infolge seiner glänzenden Siege und seines großen Ansehens den Titel Emir-ul Muslimin, «Fürst der Rechtgläubigen» führte. Der andere Dichter ist der aus Chiwa gebürtige Šir Mohammed, der im Jahre 1804 seinen 8000 Verse enthaltenden *Diwan Munis-ul-Ušak*, «Vertraute der Liebenden», beendigte und nach dem Titel dieses Werkes den dichterischen Namen Munis führt. Der letztere Dichter, den man bei seinem Beinamen nach seinem Amte auch Mirab, d. h. «Aufseher der Kanäle» nennt, hatte außerdem eine noch wertvollere prosaische Schriftstellerei, indem er infolge der Aufforderung des Chans İltüzer und dessen Nachfolgers, des Chans Mehemed Rehim unter dem Titel *Firdus-ul-ikbāl* die Geschichte Chiwas beschrieb, von welchem Werke es in Rußland zwei Exemplare gibt. Den *Diwān-i-Emir* hat der Bochariote Šeich Suleiman 1883 in Konstantinopel herausgegeben, der *Diwān-i-Munis* ist dagegen ein 1875 in Chiwa angefertigtes primitives litographisches Produkt. Aus den Versen dieser Dichter teilt Vámbéry einige Proben nebst Übersetzung mit. Diese Dichtungen haben einen kaum nennenswerten künstlerischen Wert, weisen keine Originalität oder nationale Züge auf, bewegen sich auf den ausgetretenen Pfaden der persischen und osmanischen Versschreiber und wiederholen die bis zum Überdruß bekannten Bilder und Metaphern derselben, ahmen sogar in sprachlicher Hinsicht die Werke des ersten ausgezeichneten dschagataischen Dichters Mir Ali Šir Newai nach. Ihre Bedeutung liegt bloß darin, daß sie nach einem Stillstand von einigeñ Jahrhunderten, welcher in der osttürkischen Literatur nach

Newai und Mohammed Salih, dem Verfasser des Šeibāni-nameh eingetreten ist, die ersten Dichter sind, die eine größere dichterische Wirksamkeit entfaltet haben. Als «Moderne» konnten sie bloß infolge ihrer zeitlich interessanten Stellung bezeichnet werden, denn wie sehr wenig modern sie sind, geht schon aus jener Probe hervor, welche Vámbéry aus der Vorrede des Diwāns von Emir zitiert, in welcher der Dichter seine eigenen Verse in orientalischen Gleichnissen als Perlen und Kostbarkeiten der Dichtung lobpreist und schließlich den Himmel anfleht, er möge ihn vom Urteil der Unberufenen und Unerfahrenen bewahren, ja er verflucht die Letzteren schon im Vorhinein mit den Worten: «Ihre Zungen soll der Feder gleich gespalten und ihr Antlitz gleich dem Papier geschwärzt werden!»

Die schon oben (S. 111) erwähnten letzten Plänkeleien des mit Hunfalvy ausgefochtenen literarischen Kampfes hatten Vámbérys Interesse wiederum dem Studium der ungarischen ethnologischen Fragen zugewendet. Er betrachtete nunmehr die Frage nach dem Ursprung der Ungarn für endgültig erledigt, da auch die ungarischen Linguisten bloß hinsichtlich der ungarischen Sprache den finnisch-ugrischen Ursprung verfochten haben, dagegen den ethnischen Ursprung als offene Frage unentschieden ließen und diesbezüglich selbst der türkischen Theorie nicht abgeneigt waren. Auf dieser Grundlage setzt also Vámbéry seine Forschungen fort mit dem Bestreben, im Rahmen seiner Theorie auch die Einzelheiten der Entwicklung des Ungartums aufzuklären und die anscheinenden Widersprüche auszugleichen. Als Ergebnis dieser neueren Forschungen erschien 1895 im Verlage der Franklin-Gesellschaft das Werk «Die Entstehung und das Wachstum des ungarischen Volkes» (*A magyarság keletkezése és gyarapodása*, Budapest), welches gewissermaßen eine Ergänzung zu seinem Werke über den Ursprung der Magyaren ist. Hinsichtlich mehrerer wesentlicher Punkte weist diese Arbeit Umänderungen in den Ansichten Vámbérys auf, beziehungsweise richtigere Auffassungen, welche durch die verlaufene literarische Polemik gezeitigt wurden. Unter diesen ist besonders seine neue Ansicht betreffs des Ursprungs der ungarischen Sprache hervorzuheben. Während er bisher mit voller Leidenschaft den Standpunkt verteidigte, daß 'der ungarische Wortschatz in einer näheren Verwandtschaft zum turko-tatarischen als zum finnisch-ugrischen Wortschatz stehe', finden wir in diesem Werke ganz entgegengesetzte Äußerungen, wie die folgenden: 'Das Verhältnis der ungarischen Sprache zu den verschiedenen finnisch-ugrischen Dialekten muß natürlich jedermann bemerken, auch kann niemand in Abrede stellen, daß der Verwandtschaftsgrad der einzelnen Sprachformen auf diesen

zwei Sprachgebieten auffallender und einleuchtender ist, als auf dem Gebiete der ungarischen und türkischen Sprache' (S. 23). 'Wenn es sich hier (bei den finnisch-ugrischen Elementen der ungarischen Sprache) nicht um unzählige, ganz primitive Kulturbegriffe handelte und wenn die Morphologie der heutigen ungarischen Sprache nicht einen überwiegend finnisch-ugrischen Charakter aufweisen würde, könnte man leicht eine gewisse, durch periodische Berührung verursachte fremdsprachliche Wirkung annehmen; wir stehen jedoch offenkundigen Tatsachen von großer Beweiskraft gegenüber und diese kann man nicht ableugnen und keinesfalls unbeachtet lassen' (S. 74—75). Auch an einer anderen Stelle betont er, daß 'jeder, der unbefangen urteilen will, zugeben muß, daß der Grundbau der ungarischen Sprache ganz entschieden einen überwiegend ugrischen Charakter aufweist' (S. 89, 94). Gleicherweise äußert er sich bei der Besprechung der primitiven Kulturwörter. 'Blind. — so heißt es hier — oder in einem gewissen Vorurteile befangen muß derjenige sein, der nicht zur Einsicht gelangt, daß die heutige ungarische Sprache in ihren auf das Naturleben bezüglichen Ausdrücken in auffallender Weise sich mehr dem Ugrischen zuneigt als dem Türkischen' (S. 89). Nach einer anderen Ausführung 'weist bei den auf das allererste Erwachen des Menschenlebens bezüglichen Begriffen die Sprache in der Bezeichnung der primitiven Begriffe einen ugrischen, in der Bezeichnung der weniger primitiven Begriffe einen türkischen Charakter auf' (S. 90), demzufolge ist auch 'in der Bezeichnung der auf das Familien- und Gesellschaftsleben bezüglichen Begriffe der ugrische Sprachschatz überwiegend' (S. 92). In der Terminologie Vámbéry's fehlt zwar auch hier nicht die Bezeichnung des Ungarischen als «Mischsprache», es geht jedoch aus seinen Erörterungen klar hervor, daß auch er, gleich den Bekennern der finnisch-ugrischen Theorie die türkischen Elemente der ungarischen Sprache als Entlehnungen, als neuere Beiträge zur Grundsicht der Sprache betrachtet. So behauptet er z. B., daß, 'da der Grundbau der ungarischen Sprache zweifellos einen ugrischen Charakter hat, es ein durchaus überflüssiges Unternehmen war, in der weiteren Entwicklung der Sprache, wo die mächtige Wirkung der türkischen Elemente bemerkbar ist, konsequent und ausschließlich zum Vorschein kommende ugrische Merkmale nachzuweisen' (S. 24). Diese seine Auffassung gibt sich auch bei der Besprechung der türkisch-ungarischen Tiernamen kund, wo er nämlich seine Meinung ausdrückt, daß das ungarisch sprechende ugrische Volk diese Tiere 'eigentlich erst durch den Verkehr mit den Türken (d. h. mit den Hunnen und Awaren) teils in der Gegend des Schwarzen Meeres, teils in Pannonien kennen lernte' (S. 92).

In diesem Werke hatte sich also Vámbéry vollends zum Standpunkt seiner gewesenen Gegner bekehrt.

Auch in der Frage nach dem geographischen Ort und Zeitpunkt des Ursprungs der Magyaren haben die Ansichten Vámbérys eine gründliche Veränderung erlitten. Seine frühere Ansicht war diesbezüglich, daß die Vermischung der zum Türkentum gehörenden Ungarn mit ugrischen Stämmen in unvordenklich alten Zeiten während ihrer Wanderung nach dem Westen auf den südlichen Abhängen des Uralgebirges vor sich ging, wo auch die mit türkischen Elementen vermischte heutige ungarische Sprache entstanden ist. Dagegen waren laut seiner neueren Ansicht die Magyaren, die am Ende des IX. Jahrhunderts nach Pannonien kamen, hinsichtlich ihrer Sprache und Rasse rein türkisch und frei von jeder ugrischen Vermischung; die heutige ungarische Sprache war aber samt den in ihr vorfindlichen türkischen Elementen nicht das Idiom der Magyaren Árpáds, sondern die Sprache der hier befindlichen awarischen Volksreste und ist solcherart nicht in Asiens, sondern in Europas Mitte, in ihrem gegenwärtigen Gebiete, in Pannonien entstanden. Nach Vámbéry ging dieser Entwicklungsprozeß in folgender Weise vor sich: Daß das heutige Ungartum 'ein Volk finnisch-ugrischen Ursprungs ist, darüber kann nicht der mindeste Zweifel bestehen, jedoch löste es sich im Laufe der Geschichte in der Masse eines verwandten Volkselementes auf und steht heute als ein buntes ethnisches Gemisch vor uns' (S. 6—7). Die ugrischen Bestandteile dieses ethnischen Gemisches wurden durch die Hunnen in das Land Pannonien mit sich gerissen. Ebenso wie später in den Heeren des Dschengis-Chan, 'gab es auch in den Heeren Attilas ugrische Stämme in beträchtlicher Zahl; möglich, daß ein Teil derselben auch in den Kriegsoperationen mitgewirkt hat, jedoch im allgemeinen scheint dieser Bruchteil der ural-altaischen Rasse den übrigen Stämmen, namentlich den Türken und Mongolen, untergeordnet gewesen zu sein' (S. 47). Die 'ugrischen Elemente gehörten im Heere Attilas zu dem Train, sie waren friedliche Teilnehmer an den Feldzügen, befanden sich stets im Nachtrabe, d. h. an solchen Stellen, wo die Hunnen nach dem erfolgreichen Vordringen ihrer effektiven Krieger Fuß gefaßt haben, während der kämpfende Teil des Heeres behufs neuer Eroberungen vorwärtsdrang' (S. 48). Nach dem Zusammenbruch des hunnischen Reiches verblieben 'einzelne Bruchteile der ural-altaischen Rasse allenfalls hier in den südöstlichen Gegenden unseres Erdteiles, gleichwie nach dem Rückzug des Dschengis und Timurs einzelne mongolische und mittelasiatische Volksbruchteile aus ihren Heerscharen sich noch lange Zeit auf fremdem Boden aufhielten' (S. 50). Gewiß ging im

Kreise dieses zurückgebliebenen Volksrestes jener Prozeß vor sich, welcher 'infolge der Einigung und Verschmelzung finnisch-ugrischer Volkselemente mit den Türken den ersten Anstoß zur Entwicklung des gegenwärtig unter dem Namen Magyaren bekannten Volkes gab, welches Volksgemisch später zur Zeit der Awaren durch Einwirkung anderer Elemente noch vermehrt und verstärkt wurde' (S. 63, 95). In den historischen Quellen findet sich zwar nirgends eine Spur davon, daß zur Zeit der Awaren in der Gegend Pannoniens irgendein Volk ugrischen Stammes existiert hätte, es ist jedoch mit vollem Rechte anzunehmen, daß 'die Byzantiner in voller Ermangelung pünktlicher ethnographischer Kenntnisse sämtliche nichttürkische Elemente gleicherweise mit dem Sammelnamen «Slawen» bezeichneten und daß insbesondere jene gewiß zahlreichen finnisch-ugrischen Elemente, welche an dem Zuge der Awaren nach Westen teilnahmen, in ihren Augen für Slawen galten'. Und dies kann um so mehr der Fall gewesen sein, da 'hinsichtlich der äußeren körperlichen Beschaffenheit die finnisch-ugrischen Stämme von den turko-tatarischen Völkerschaften ebenso wesentlich abweichen, als sie hinsichtlich ihrer hellen Haar- und Gesichtsfarbe, der Schädelform und Physiognomie dem slawischen Typus ähnlich sind' (S. 61). Von der Mitte des VII. bis ungefähr zur Mitte des IX. Jahrhunderts erstreckt sich jene Periode, in deren Laufe die vollständige Verschmelzung der ugrischen und türkischen Volkselemente in Pannonien vor sich ging und der eigentliche Grund des ungarischen Volkes entstanden ist' (S. 71, 98). Dieses 'unter dem Sammelnamen Awaren bekannt gewordene ugrisch-türkische Volksgemisch wurde, durch das Beispiel der zu friedlicher Lebensweise geneigten Slawen angeeifert, erst zu einem halbnomadischen, später zu einem ständig angesiedelten Volk' (S. 70), und in dieser Lage wurde es von den zu Ende des IX. Jahrhunderts einwandernden Magyaren angetroffen. Denn es muß bemerkt werden, daß 'die Franken bloß den westlichen Teil Pannoniens innehatten, während der östliche Teil zwischen Donau und Theiß, sowie das alte Dacien intakt blieb' (S. 78). 'Sämtliche Aufzeichnungen über die Bekehrung der Awaren zum Christentume können sich bloß auf den westlichen Teil dieses Volkes beziehen, nicht aber auf den östlichen, d. h. auf den größeren Teil, da das fränkische Heer nach Osten nicht vordringen konnte und christliche Missionäre infolgedessen dahin nicht gelangen konnten' (S. 81). Während die Kräfte der westlichen Awaren erlahmten, konnten sich ihre Brüder im Osten aufrecht erhalten. 'Sie lebten ruhig und ungestört, beschirmt durch jene Furcht, welche ihre Steppenheimat in ihren westlichen Feinden erweckt hatte, und als

ihre neuen Verwandten (die Magyaren) aus ihrer Urheimat, dem nördlichen Küstengebiete des Schwarzen Meeres ausgewandert und an den Ufern der Donau erschienen waren, erneute sich ihr Kampfesmut und ihr Tatendrang erwachte wieder' (ebd.). Die Ungarn vollführten ihre berühmten Kriegszüge mit den Awaren verbündet, und da die Awaren sich freiwillig den Ungarn unterworfen haben, erschien bei den westlichen Völkern die letzte Szene im großen Drama der Völkerwanderung als das Eindringen und die Eroberung der Ungarn (S. 189). Die Ungarn waren aber ein Volk türkischer Rasse und türkischen Idioms, das später die Sprache seiner awarischen Untertanen, die heutige ungarische Sprache sich angeeignet hat. 'Es erging den Ungarn ebenso, so lauten Vámbérys Worte, wie ihren übrigen Vorgängern und Nachfolgern auf dem Schauplatze der Welteroberung, mit jenem wesentlichen Unterschiede immerhin, daß während der Name der Hunnen, Awaren, Seldschuken, Mongolen und anderer welterobernder uralaltaischer Stämme bald nach ihrem Abzuge aus dem Eroberungsgebiet verschwunden ist, der Name der Ungarn nicht bloß fortdauerte, sondern als Attribut des Ruhmes und Glanzes von Fremden und Stammverwandten gleicherweise anerkannt bis auf den heutigen Tag fortlebt. Aus jener Heldenschar, welche Árpád aus Etelkuzu nach Pannonien geführt hatte, blieb bloß ein kleiner Teil, höchstens die Elite des Volkes, die Heerführer und Stammeshäuptlinge am Leben, da der größte Teil der Krieger während der beinahe ein Jahrhundert lang dauernden Kriegszüge im Auslande verblutet war, und aus dieser Elite der Völkerschaft bildete sich später jener nationale Rahmen, in welchen sich die kunterbunten Volkselemente Pannoniens freiwillig zusammenschlossen und zu einem einheitlichen ungarischen Volke erstarkten. Dieselbe Rolle, welche den Franken in Gallien, den Bulgaren in Moesien, den Normannen in Sicilien und den Wägen in Rußland zufiel, spielten die Ungarn in ihrer von den Karpaten umringten Heimat. Wie die Franken aus den bunten Volkselementen des alten Galliens die einheitliche französische Nation bildeten, und gleichwie die aus dem nördlichen Skandinavien stammenden Russen aus dem Durcheinander der Völkerschaften Südrußlands das russische Volk gestalteten, ebenso bildeten die Ungarn mit den Awaren vereinigt in Pannonien den Kern der ungarischen Nation. Sie fanden auf der Ebene Pannoniens einen mit ihnen verwandten Zweig des uralaltaischen Stammes im Zustande des Absterbens vor, hatten durch ihr Blut demselben neue Kräfte und Gedeihen zugeführt und ihn gleichsam zu einem neuen Leben erweckt. Sie gaben ihr türkisches Ethnicum auf, vertauschten ihr türkisches Idiom mit der in ihrer neuen Heimat

vorgefundenen ugrisch-türkischen Mischsprache, jedoch hatten sie ihre Gewohnheiten und Sitten, sowie auch ihre politische, kriegerische und gesellschaftliche Gesinnung dem hier vorgefundenen Völkergemisch sozusagen eingepflegt und derart jene nationale Einheit geschaffen, welche auch heute noch nach allen Stürmen und Gefahren ihrer tausendjährigen Geschichte besteht. Gleichwie die sieghaften Osmanen ihre Stammesbrüder, die Seldschuken in Anatolien in der Regierung ablösten und ihrer derart begründeten Oberherrschaft den «osmanischen» Titel gaben, ebenso trat in Pannonien das Ungartum an die Stelle der awarischen Herrschaft. Von nun an hieß dieses Land und diese Nation Ungarn, und neben diesem Namen konnte und durfte kein anderer aufkommen' (S. 208—210). 'Auch wurde die awarische Sprache von nun an als «ungarische» oder «magyarische» bezeichnet, ebenso wie man die türkische Sprache laut dem Namen des jeweilig herrschenden Stammes zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten bald als tschagataisch, bald als ösbegisch, nogaisch, osmanisch bezeichnete' (S. 240).

Wichtige Gründe haben Vámbéry dazu veranlaßt, die Entstehung der ungarischen Sprache und des ungarischen Volkes nach Pannonien in die Periode vor der Landnahme zu versetzen und mit den Awaren in Verbindung zu bringen. Ohne diese Annahme hätte er nämlich in erster Reihe die ugrischen Elemente in der ungarischen Sprache nicht erklären können. Sowohl in den byzantinischen als auch in den orientalischen Quellen werden die zu Ende des IX. Jahrhunderts auftauchenden Ungarn als ein Türkenvolk bezeichnet (S. 130), dessen türkischer Charakter auch aus den ethnographischen Zügen, wie aus seinen vorchristlichen Eigennamen und Würdenbezeichnungen erhellt (S. 291—92), während in diesen Sprachdenkmälern keine Spur von ugrischen Wörtern erkennbar ist. Jene ältere Auffassung, laut welcher mit Árpád ein unter türkischer Führung stehendes ugrisches Volk nach Pannonien eingewandert wäre und die Verschmelzung der beiden Rassen noch im fernen Osten geschehen sein mag, hält Vámbéry für eine Unmöglichkeit, weil die Geschichte bisher kein ethnisch und sprachlich vermischtes Nomadenvolk kennt. 'Auch ist das Vorhandensein eines solchen Mischvolkes schon aus physischen Gründen ausgeschlossen, weil eine sprachliche und ethnische Vermischung nur unter dauernd angesiedelten Völkern vor sich gehen kann, während zwischen zwei fremden Volkselementen, welche den Himmelstrich und Wohnort fortwährend wechseln, ein engeres Zusammenleben vollständig unmöglich ist und dem Sprichworte entsprechend, wonach auf einem rollenden Stein kein Moos haften kann, wird von einer nomadisierenden Völkerschaft infolge ihrer

konservativen Gesinnung jede fremde Einwirkung mit Erfolg abgewehrt' (S. 134). Eben darum meint Vámbéry, daß 'der Ethnologe in den Ungarn Árpáds nur ein einheitliches Volk türkischer Nationalität erkennen kann und muß' (ebd.). Anders verhält sich die Sache, falls man annimmt, daß die ugrisch-türkische Volksmischung bei den Ungarn zur Zeit der Hunnen und Awaren vor sich ging, da in dieser Periode 'die betreffenden Volksbruchteile Jahrhunderte hindurch in enger Berührung nebeneinander lebten und der Prozeß der Verschmelzung infolge der Abgeschlossenheit von der alten Heimat und der größeren Seßhaftigkeit leichter vor sich gehen konnte als in den Steppen Asiens' (S. 135). Nur durch diese Annahme sind auch die im Ungarischen in großer Zahl vorfindlichen slawischen Lehnwörter mit altbulgarischem Lautgepräge erklärlich, da, wie Vámbéry nach den Ausführungen Schafariks feststellt, 'dieser historisch älteste Stamm der Slawen gegen Ende des IX. Jahrhunderts seiner Zahl nach in Pannonien keine bedeutende Rolle spielte, nachdem sie teils mit den Awaren verschmolzen, teils sich aufs rechte Ufer der Save und der unteren Donau zurückgezogen hatten' (S. 114). Falls der alte slawische Einfluß auf die ungarische Sprache zur Zeit Árpáds oder dessen Nachfolger geschehen wäre, müßten diese slawischen Elemente nicht einen altbulgarischen, sondern einen 'vorwiegend slowakischen oder tschechischen Charakter aufweisen, da Árpád und die Seinen schon bloß mit Slowaken in Berührung kamen, wo doch bekanntlich die Zahl der im Ungarischen vorfindlichen tschechisch-slowakischen Kulturwörter verhältnismäßig gering ist' (ebd.). Aus diesem Gesichtspunkte ist auch jener Umstand beachtenswert, daß im Ungarischen alte deutsche Lehnwörter in bedeutender Zahl nicht vorkommen. 'Falls die ungarische Sprache — fragt Vámbéry — tatsächlich nur nach der Eroberung des Landes durch Árpád, d. h. im X. Jahrhundert, sich gebildet hätte, wie kommt es, daß sie von dem Einflusse der deutschen Sprache verhältnismäßig frei blieb, wo doch slawische Lehnwörter sich in ungewöhnlich großer Zahl in ihr vorfinden? Nach geschichtlichen Beweisen begann die Einwanderung der Deutschen schon in der zweiten Hälfte des IX. Jahrhunderts, und bekanntlich gab es im folgenden Jahrhunderte in den meisten Städten des Landes deutsche Einwohner in großer Zahl; ist es also nicht auffallend, daß aus der deutschen Sprache bloß eine geringe Zahl von Lehnwörtern her stammt, wo doch die Einwirkung der slawischen Sprache so tiefe Spuren auf allen Gebieten der Kultur, der Kirche und der Politik zurückließ?' (S. 102). Alle diese Umstände beweisen, daß die Entwicklung der ungarischen Sprache in ihre jetzige Form nicht nach der Landnahme, sondern vor derselben,

d. h. zur Zeit der Awaren vor sich ging. Einen diesbezüglichen Beweis liefert auch die annehmbare Zahl der nach Pannonien eingezogenen Ungarn. Nach Ibn Rosteh nämlich konnten die Ungarn 20,000 Krieger ins Feld stellen, also durfte sich ihre Gesamtzahl ungefähr auf 100,000 Seelen belaufen (S. 156), welche Zahl jedoch bei der Schätzung der im X. Jahrhundert eingewanderten Ungarn wesentlich reduziert werden muß, da bekanntlich die Petschenegen die Familien der Ungarn in Etelkuzu beinahe total niedermetzelten, die Krieger aber in der Zeitperiode nach der Landnahme auf den europäischen Schlachtfeldern verbluteten. Falls man nunmehr unter solchen Umständen annehmen wollte, daß die heutige ungarische Sprache mit ihrem ugrischen Charakter von den Ungarn Árpáds herstamme, wo war dann jene Menge der Ungarn, von welcher die in Pannonien angetroffenen und später in das Ungartum verschmolzenen awarischen und slawischen Volkselemente die ungarische Sprache erlernen hätten können?! Diese Frage kann in befriedigender Weise nur durch die Annahme gelöst werden, daß nicht die pannonischen Völker die Sprache der aus dem Osten eingewanderten Ungarn übernommen hatten, sondern daß umgekehrt das numerisch kleine Ungartum die an slawischen Elementen reiche awarische Sprache der numerisch viel größeren unterjochten Bevölkerung sich angeeignet hatte, und diese Sprache wurde von nun an nach der erobernden Völkerschaft als «ungarisch» bezeichnet.

Die Ausführung dieser ethnologischen Idee wird im Werke Vámbéry's von einer Menge äußerst interessanter und ernste Erwägung verdienender Gedanken begleitet. So ist z. B. die Behauptung beachtenswert, daß die notgedrundene Auswanderung der Ungarn aus ihrer Urheimat jenseits des Wolgaflusses mit den nördlichen Eroberungen der den Islam verbreitenden Araber im Zusammenhange stehe (S. 126), ferner, daß das Vordringen aus Etelkuzu nach Pannonien von der unteren Donau her geschah, 'auf demselben Wege, auf welchem die Awaren, Hunnen und vor diesen wahrscheinlich auch viele andere uralaltaische Völkerschaften nach dem zwischen der Donau und der Theiß sich ausbreitenden weidenreichen Tieflande gewandert waren' (S. 186). Nach Vámbéry ist der Name Árpád kein Eigenname, sondern dasselbe Wort wie kirgis. Alpad, dessen Bedeutung noch heutigen Tags 'Fürst, Herrscher' ist (S. 142); also ist uns nicht der wirkliche Name, sondern bloß die Würdenbezeichnung des Anführers der Landnahme bekannt (S. 190). Es ist ein bedeutsamer Einfall Vámbéry's, daß man 'die Székler wenn auch nicht als direkte Abkömmlinge der Hunnen Attilas, so doch allenfalls als die Reste desjenigen uralaltaischen, richtiger ugrisch-türkischen Volksge-

misches betrachten muß, welches sonst unter dem Namen der Awaren bekannt ist' (S. 214). Den hier aufgeworfenen Gedanken eines Zusammenhanges zwischen Székler und Awaren suchten später jüngere Forscher durch wissenschaftliche Beweise zu begründen. Auch der zweite Teil des hier besprochenen Vámbéryschen Werkes, in welchem eine Übersicht der weiteren Entwicklung, Ausbreitung und Schicksale des in seiner europäischen Heimat angesiedelten Ungartums enthalten ist, bietet eine Fülle von anregenden Gedanken. Über die Gesetze Stephans des Heiligen wird behauptet, daß 'diese größtenteils auf die Erfordernisse einer differenzierten Gesellschaft Rücksicht nehmen und hinsichtlich des Staates, der Kirche, der Güter, der Rechtspflege, der Sitten und der ganzen Lebensweise mit derartigen Verhältnissen rechnen, welche bloß in einem seit längerer Zeit bestehenden Gemeinwesen annehmbar sind' (S. 282), sich also nicht auf ein Gemeinwesen beziehen können, welches vor einigen Jahrzehnten zustande kam, nachdem man mit den Sitten des Nomadenlebens aufgeräumt hatte. Die Schlußfolgerung des Werkes ist die Behauptung, daß das heutige Ungartum ein «ethnologisches Unicum», das bunteste Volksgemisch ist, dessen Bestandteile: die Ugrier ('der Hauptstamm des Volkes der Quantität, jedoch nicht der Qualität nach'), Türken (die Reste der Hunnen und Awaren), südliche und nördliche Slawen, als «Ungarn» bezeichnete neuere türkische Stämme, Chasaren, Petschenegen, Komanen oder Palóczen, Ismaeliten (Bulgarische Türken) und Deutsche sind. 'Im ganzen genommen haben die Arier den größten Beitrag zum Zustandekommen des heutigen ungarischen Volkes geliefert, und wenn es erlaubt oder möglich wäre, dieses Volksgemisch auf das numerische Verhältnis der Bestandteile zu analysieren, so könnte man mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen, daß drei Viertel der Bevölkerung Ungarns dem ursprünglichen Wesen nach arisch und höchstens ein Viertel uralaltaisch ist» (S. 309—312). Jedoch repräsentiert auch diese geringe nichtarische Volksschicht nicht jene Ungarn, die hinsichtlich der Rasse das von ihnen benannte Land eroberten; man kann sogar laut der Ansicht des Verfassers behaupten, 'es fließe in den Adern der gegenwärtigen Generation des Ungartums mehr kein einziges Tröpfchen des urmagyarischen Blutes' (S. 369), auch nicht in der untersten Volksklasse. Im letzten Abschnitte bespricht Vámbéry die physischen Eigenschaften und das Geistesleben des gegenwärtigen ungarischen Volkes mit Rücksicht auf die orientalischen Übereinstimmungen der besonderen nationalen Eigentümlichkeiten. Mit rhetorischem Schwunge faßt er in den Schlußworten die in bezug auf die Zukunft des ungarischen Volkes sich ergebenden Resultate

seines Werkes zusammen: 'Meine teure Nation — so schreibt er — du hast fürwahr durchaus nichts zu befürchten; an der Wende des ersten Jahrtausends deines Bestehens vermagst du freudig, mit Stolz und Hoffnung in die Zukunft zu blicken! Die gefahrdrohenden Wolken, welche den Horizont deiner Zukunft überziehen, werden sich gewiß zerstreuen und müssen auch verschwinden, wenn du unablässig und unentwegt auf den Bahnen der gegenwärtigen Kultur und der Freiheit fortschreitest und bei jenen Grundsätzen der Ausdauer und Vaterlandsliebe beharrst, durch welche deine Ahnen hier das Vaterland begründeten und eine Nation schufen, welche nach tausendjährigen Leiden jetzt zu einem neuen Leben erwacht: eine Nation, welche mit Stolz auf ihre Vergangenheit und mit Hoffnung auf ihre Zukunft blicken kann!'

Obschon die Presse auch dieses Werk Vámbéry's bei seinem Erscheinen mit lebhaften Beifallsäußerungen empfing und obzwar Vámbéry, — wie er selbst äußerte — dieses Werk seiner Nation als patriotisches Geschenk zur millenarischen Jubelfeier der Landnahme zugeeignet hatte, fand es weder beim großen Publikum, noch bei den gelehrten Kreisen eine günstige Aufnahme. Jene Lehren, welche in seinem früheren Werke so lebhaft Begeisterung hervorriefen, erschienen hier sozusagen ins vollkommene Gegenteil umgekehrt. Die türkische Verwandtschaft der ungarischen Sprache erwies sich als ein Gaukelbild, und auch die Urzeit des ungarischen Volkes erschien hier nicht mehr in jener glänzenden Beleuchtung wie vor einem Jahrzehnt. Nach Vámbéry's neuerer Theorie ist dieser auf seinen asiatischen Ursprung und auf seine kriegerischen Tugenden so stolze Volksstamm ein kunterbuntes Volksgemisch, welches gar nicht im fernen Osten, sondern hier im mittleren Becken des Donaubegebietes entstanden ist. Der «nationalen Tradition» entsprechend hatte zwar Vámbéry den ungarischen Ethnos mit den Hunnen und Awaren in Zusammenhang gebracht, jedoch anderseits von dem Volke Árpáds, also von den echten, richtigen Magyaren losgetrennt. Übrigens war auch ihre Rolle im Heere Attilas nicht eben ruhmwürdig: 'Sie gehörten zum Train, befanden sich im Nachtrabe' (S. 48). Aus Etelkuzu zogen die Magyaren nach Pannonien, nicht aus dem Grunde, weil sie sich «Attilas Erbe» verschaffen wollten, sondern darum, weil sie durch die Petschenegen bedrängt, zu dieser Wanderung genötigt wurden (S. 186). Der wirkliche Name «unseres Vaters Árpád» ist uns unbekannt. Kein einziger Tropfen des uralten magyarischen Blutes ist weder im Herren- noch im Bauernstande übriggeblieben. Solche Lehren waren dem nationalen Selbstgeföhle nicht entsprechend, und obzwar Vámbéry an vielen anderen Stellen

seines Werkes die ungarische Rasse in geradezu überschwenglicher Weise rühmt, konnte hiedurch jene kühle Stimmung nicht ver-scheucht werden, welche die erwähnten Behauptungen im Leser er-weckt hatten. Vámbéry beklagt sich selbst in seiner Lebensbeschrei-bung darüber, daß 'seine ethnische Auffassung zum mindesten seinen sogenannten «urmagyarischen» Compatrioten behagte; denn diesen Patrioten gefällt die romantische Tradition über den Einzug Árpáds und seiner nach mehreren Hunderttausenden zählenden Krieger viel besser; — wie wenn es in Europa bloß eine einzige Nation geben würde, welche sich nicht aus den verschiedensten Elementen ge-bildet und sich nicht erst später in ihrer Ganzheit entwickelt hätte' (Meine Kämpfe, S. 337—38). Daß dieses Werk Vámbérys auch im Kreise der Historiker keine besondere Anerkennung fand, hat seinen guten Grund darin, daß daselbst die Art des Vortrags nicht streng fachgemäß und systematisch ist und daß die hier in großer Zahl auf-geworfenen kühnen Ideen vielmals der kritischen Erwägung und der überzeugenden Beweise entbehren. Wir wollen in dieser Beziehung nur auf einen seiner Hauptgedanken, auf die Theorie über den awa-rischen Ursprung der heutigen ungarischen Sprache hinweisen, wo Vámbéry die Schwierigkeit gar nicht in Betracht nimmt, daß zur Rechtfertigung des angeblichen ugrischen Charakters der awarischen Sprache bisher selbst die eingehendste Forschung keine einzige Spur anführen konnte, während die Verwandtschaft mit dem Türkischen aus der vorhandenen Eigennamen und Würdenbezeichnungen mit hinreichender Klarheit hervorgeht, wie dies eben die For-schungen Vámbérys ermittelt haben. Wir bemerken hier, daß diese ethnologische Hypothese in der ungarischen Literatur nicht ganz neu war, da eine derartige Lösung der Frage nach dem Ursprung des ungarischen Volkes sowie der ungarischen Sprache schon vor Vámbéry durch Ladislaus Réthy und Géza Nagy versucht worden war, was auch zu einer kleinen Zeitungspolemik Anlaß gab. Vám-béry hatte also nicht viel Freude an dem Erfolge seines hier be-sprochenen Werkes, welches jedenfalls mehr Anerkennung seitens der Zeitgenossen verdient hätte, schon wegen des darin angehäuften reichen und wertvollen wissenschaftlichen Materials und der vielen lehrreichen ethnographischen und historischen Vergleichen.

Der Umstand, das dieses letztere Werk einen so geringen morali-schen Erfolg erreichte, hatte gewiß auch dazu beigetragen, daß Vám-béry hierauf lange Zeit hindurch seine ethnographischen Forschun-gen nicht fortsetzte und sich dem anderen beliebten Bereiche seiner Studien, den Forschungen auf dem Gebiete der alttürkischen Sprache und Literatur zuwendete. In diesem Fache war zu jener Zeit ein sehr

bedeutendes, weltberühmtes Ereignis die Entzifferung der alttürkischen Inschriften, und da Vámbéry infolge seiner uigurischen Studien hinsichtlich der dialektischen Eigentümlichkeiten dieser Sprachmonumente unter den europäischen Gelehrten am eingehendsten orientiert war und die osttürkische Sprache nicht bloß aus den literarischen Quellen, sondern auch aus mündlicher Rede am gründlichsten kannte, wollte auch er an der Lösung jener Aufgabe teilnehmen, welche sich die Feststellung der Lesart und der Bedeutung dieser hochinteressanten alttürkischen Texte zum Ziel setzte, obzwar nach den großen Arbeiten von Thomsen und Radloff in dieser Hinsicht nicht viel zu leisten war. Das Ergebnis dieser Bestrebung war das Werk «Noten zu den alttürkischen Inschriften der Mongolei und Sibiriens», welches in der Herausgabe der Helsingforscher Finnisch-Ugrischen Gesellschaft 1895 erschienen ist. Einleitend knüpft hier Vámbéry zu der unter dem Titel «Die historische Bedeutung der alttürkischen Inschriften» erschienenen Abhandlung des St. Petersburger Gelehrten W. Barthold, sowie zum grammatischen Teile des Werkes von W. Radloff «Die alttürkischen Inschriften der Mongolei» (Neue Folge 1895) ergänzende und berichtigende Anmerkungen, dann unterzieht er die vor Thomsen und Radloff gegebene Entzifferung der Texte und der Bedeutung der alttürkischen Inschriften einer eingehenden Prüfung und teilt hiernach betreffs dieser Texte seine eigene Lesung und Übersetzung nebst zahlreichen erläuternden Anmerkungen und einem Wörterverzeichnis mit. Auch in diesem Werke kommen häufig ungarisch-türkische Wortvergleiche und ethnographische Parallelen vor mit der richtigen Begründung, daß die türkischen Elemente der ungarischen Sprache wenigstens so alt, wenn nicht älter sind, als die alttürkischen Inschriften, aus welchem Grunde die Kenntnis der ungarischen Sprache zum gründlichen Studium des alttürkischen Wortschatzes überaus nötig ist (S. 17—18). Dieses Werk Vámbérys wurde von dem unlängst verstorbenen St. Petersburger Turkologen Platon Melioransky einer eingehenden, jedoch auffallend einseitigen Kritik unterzogen, in welcher außer acht gelassen wird, daß dieses Werk trotz seiner mit Recht gerügten Fehler mit vielen wertvollen sprachlichen und sachlichen Beiträgen die Forschungsergebnisse der Vorgänger ergänzt.

Auf einem minder schwierigen Gebiete setzt Vámbéry seine Studien betreffs der alttürkischen Literatur in einem Werke fort, welches unter dem Titel «Altosmanische Sprachstudien. Mit einem azerbaïdžanischen Texte als Appendix» zu Leiden 1901, ebenso wie die Edition der Scheïbaniade, auf seine eigenen Kosten erschienen ist. Schon in seinen Jugendjahren, während seines mehrjährigen Aufent-

haltes in Konstantinopel haben die älteren Sprachdenkmäler der osmanischen Literatur Vámbérys Interesse erregt, jedoch blieben seine damaligen Bemühungen, dieser literarischen Monumente habhaft zu werden, ohne Erfolg, da die Efendi-Welt jener Zeit, bar jeden Nationalgefühls, ihre Aufmerksamkeit nur dem bombastischen Pfortenstile zuwandte, mit dem eigentlichen Türkischen sich jedoch gar nicht beschäftigte. Heute haben sich die Zustände gebessert, man forscht nach älteren Dokumenten der Literatur, hat aber außer einigen Fragmenten nichts gefunden. Das in diesem Werke herausgegebene Manuskript gelangte durch einen glücklichen Zufall in Vámbérys Besitz, und die Herausgabe dieser Handschrift erschien ihm um so wichtiger, als dieselbe hinsichtlich ihrer Entstehungszeit unmittelbar nach dem bisher bekannten ältesten Denkmal der osmanischen Literatur, dem ins Rebabnameh interpolierten, aus 156 Doppelversen bestehenden und ungefähr um 1312 entstandenen seldschukischen Gedicht folgt, und sie auch in sprachlicher Hinsicht wertvoller als das letztere Denkmal ist, da sie die reine türkische Volkssprache zum Vorschein bringt. Inhaltlich ist diese zwar auch eine Übersetzung aus dem Persischen, nämlich aus der unter dem Titel «El-ferež-baad eš-šidde (Die Freude nach dem Leide)» bekannten Erzählungssammlung, jedoch ist hier infolgedessen, daß das Werk für das große Publikum, nicht aber für Leser von höherer Bildung bestimmt ist, die Sprache schlicht, voll mit altertümlichen osmanisch-türkischen Wortformen und Redensarten, so daß man hier ungefähr den Übergang vom Osttürkischen zum Neu-Osmanischen wahrnehmen kann. Im Manuskripte, aus dessen 42 Erzählungen Vámbéry bloß Proben mitteilt, ist der Text durchwegs mit, die pünktliche Aussprache der Vokale feststellenden Nebenzeichen versehen, und am Ende ist die Datierung in folgenden Worten lesbar: «Geschrieben durch den armen, niedrigen, der Gotteshuld bedürftigen Diener Hassan, den Sohn des Mohammed el-Fomeni, in der Stadt Edrine (Adrianopel) im Jahre 855 (1451).» Wahrscheinlich ist die der Ausgabe zugrunde liegende Handschrift eine Kopie von einem älteren Manuskript, welches in Anbetracht der Altertümlichkeit der Formen im XIV. Jahrhundert entstanden sein mag. Den samt Übersetzung mitgeteilten Texten hat der Verfasser ein sehr wertvolles Wortverzeichnis beigegeben. Außerdem bietet er in der Einleitung eine kurze Beschreibung der im Texte vorkommenden auffallenden phonetischen und grammatischen Erscheinungen, ferner eine Übersicht der osmanischen Dialekte. Er unterscheidet drei Hauptmundarten im Osmanischen: den Stambulischen Dialekt, dessen sich die gebildete türkische Bevölkerung bedient; die anatolische Volkssprache,

welche von den meist aus semitischen und arischen Volkselementen entstandenen kleinasiatischen Türken gesprochen wird, und die Mundart der nomadischen und halbnomadischen Jürüken. Hinsichtlich der Herkunft der osmanischen Bevölkerung Anatoliens äußert Vámbéry dieselbe Meinung, mit welcher er die Entstehung des magyarischen Ethnos in Pannonien erklärt. Auch jene wäre 'eine nach Zeit und Umständen nicht nachweisbare Ablagerung ural-altaischer, respektive turko-tatarischer Volkselemente, die zuerst als Krieger und Beschützer im Dienste der seßhaften Kulturmenschen aufgetreten und dann als deren Gebieter zu Herren des Landes geworden sind' (S. 23). Schließlich spricht Vámbéry über die türkische Renaissance und über die sprachlichen und literarischen Bestrebungen der letzten Jahrzehnte. Der als Appendix mitgeteilte azerbajdsanische Text, welcher eine stellenweise versifizierte prosaische Erzählung enthält, wurde Vámbéry durch Emil Bernay, den französischen Konsul zu Täbris, zugeschiedt. Es sei hier noch erwähnt, daß Vámbéry dieses Buch 'seinem gelehrten Freunde Wilhelm Thomsen, dem genialen Entzifferer der Orchon-Inschriften' zugeeignet hat 'als Zeichen seiner Bewunderung und Hochachtung'.

Früher als dieses letztere Werk erschien eine Flugschrift Vámbérys unter dem Titel: *La Turquie d' aujourd' hui et d' avant quarante ans* (Paris 1898). Diese Arbeit schildert die Entwicklung der türkischen Kultur in den letzten vierzig Jahren mit besonderem Hinweis auf den Umstand, daß das osmanische Reich trotz dieses schönen Fortschrittes in politischer Hinsicht gesunken ist, dessen Ursache bloß in der schlechten Regierung zu suchen ist. Ein Produkt der literarischen Wirksamkeit Vámbérys im folgenden Jahre ist die Publikation: *The Travels and Adventures of the Turkish Admiral Sidi Ali Reis, in India, Afghanistan, Central Asia and Persia during the years 1553—1556* (London).

Zu den volkstümlichen Produkten der osttürkischen Literatur gehört jenes umfangreiche erzählende Gedicht, welches Vámbéry unter dem Titel: «Jusuf und Ahmed. Ein özbegisches Volksepos im Chiwaer Dialekte (Text, Übersetzung und Noten)» im XII. Bande der *Keleti Szemle* (*Revue Orientale*, 1911) herausgegeben hat. Das Manuskript dieses Gedichtes, dessen Verfasser unbekannt ist, hatte Vámbéry von seiner mittelasiatischen Reise mitgebracht und daraus auch Proben in seinem Buche «Çagataische Sprachstudien» mitgeteilt. Schon damals plante er die Herausgabe des ganzen Werkes, war jedoch der Meinung, daß eine Zeit kommen könne, wo er zu mehr anstrengender geistiger Tätigkeit unfähig sein wird und dann die Übersetzung und Herausgabe dieser Dichtung eine passende Be-

schäftigung für ihn sein könne. Jetzt, in seinem Greisenalter, scheint ihm die Zeit gekommen zu sein zu dieser Arbeit, zu welcher ihn übrigens auch der Umstand aneiferte, daß er hiedurch der orientalischen Wissenschaft nützlich sein kann, da diese der mittelasiatischen türkischen Volksdichtung bisher wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Die der Ausgabe zugrunde liegende Kopie der originalen Handschrift wurde von Mollah Ishak, dem Tataren aus Kungrat, der seinerzeit mit Vámbéry aus Chiwa nach Ungarn gekommen war, revidiert. Nach der Mitteilung dieses Tataren 'liegen nämlich von dieser in Chiwa und unter den Turkomanen sehr populären Volksdichtung zahlreiche Varianten vor, in welchen örtliche Zugaben und Veränderungen vorkommen; er hat es daher für nötig gefunden, den Text von den überflüssigen Zusätzen zu reinigen und das Volksepos in der ihm altersher bekannten ursprünglichen Form zu geben. Die ungefähr vor drei oder vier Jahrhunderten entstandene Dichtung ist inhaltlich darum von Interesse, weil sie ein getreues Abbild jener allmählich verschwindenden, wildromantischen Weltanschauung, jenes Strebens, sowie jener irdischen und geistigen Ziele gibt, die den Türken am unteren Laufe des Oxus, d. h. im alten Charezm, noch in der jüngsten Vergangenheit vorgeschwebt haben.

Diese Arbeit war die letzte Publikation Vámbérys, jedoch nicht sein letztes Werk. Sein Schwanenlied ist jenes Buch, welches als handschriftlicher Nachlaß der Literatur hinterblieben ist. Sein achtzigstes Lebensjahr überschritten, sehnte er sich noch einmal zu dem Ideale seiner Jugend zurück, zu jener wissenschaftlichen Aufgabe, welcher er so viel Mühe widmete und welcher er den wertvollsten Inhalt seines Lebens verdankte. Er verfaßte noch ein Werk über die Frage des ungarischen Ethnos und über die ungarisch-türkische Verwandtschaft, und damit beschloß er seine literarische und wissenschaftliche Wirksamkeit. Er war sich dessen ganz klar bewußt, daß er für diese Arbeit von den Zeitgenossen keine Anerkennung erhoffen kann; trotzdem war es ihm ein Seelenbedürfnis, seine feste Überzeugung vor seiner Nation noch einmal zum Ausdruck zu bringen. Bloß weil er seinen Lebensabend durch ziellose Wortstreite nicht stören lassen wollte, verzögerte er die Herausgabe dieses Werkes.

Die außerordentlich interessante und lehrreiche Geschichte seines Lebens erzählte Vámbéry selbst in seinen für das Ausland bestimmten Büchern: «*Life and Adventures of Arminius Vambéry, written by Himself*» (London 1884) und «*My Struggles*» (ebd. 1904). Das Erstere erschien binnen kurzer Zeit in sieben Auflagen und fand in allen von Engländern bewohnten Gegenden des Erdenrundes Verbreitung. Eine erweiterte ungarische Ausgabe des letzteren Werkes

erschien 1905 im Verlage der Franklin-Gesellschaft unter dem Titel: «Küzdelmeim» (Meine Kämpfe). Hier behandelt Vámbéry in kurzen Schilderungen auch seine weitverzweigte literarische Wirksamkeit; erwähnt jedoch bloß seine größeren und selbständig erschienenen Werke, während über seine in Zeitschriften und Tageblättern erschienenen zahlreichen kleineren Mitteilungen ein orientierendes Verzeichnis bisher nicht vorhanden ist. Die Zusammenstellung eines solchen dürfte eine beschwerliche Aufgabe sein, insbesondere hinsichtlich seiner publizistischen Wirksamkeit, über welche Vámbéry selbst sich folgendermaßen äußert: 'Ich habe von 1865 bis 1885 über die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse Mittelasiens, Persiens und der Türkei in englischen, deutschen, französischen, ungarischen und amerikanischen Zeitschriften eine ganze Menge von Briefen, Artikeln und Abhandlungen mitgeteilt, deren Sammlung sich auf mehrere Bände belaufen würde. In England pflegte ich hauptsächlich die Spalten der Times in Anspruch zu nehmen, bisweilen habe ich auch für andere Tageszeitungen, sowie für die Zeitschriften *Nineteenth Century*, *Fortnightly Review*, *National Review*, *Army and Navy Gazette*, *New Review*, *Journal of the Society of Arts*, *Leisure Hours*, *Asiatic Quarterly Review* und *Good Words* Beiträge geliefert. In Deutschland war ich Mitarbeiter der Münchener (früher Augsburger) Allgemeinen Zeitung, ferner der Zeitschriften *Unsere Zeit*, *Deutsche Rundschau*, *Westermanns Monatshefte*, *Deutsche Revue*, *Welthandel* und einiger seitdem eingegangener Tageszeitungen und Monatsschriften. Hierzulande schrieb ich häufig Artikel für den *Pester Lloyd*, in Österreich veröffentlichte zuweilen die *Neue Freie Presse*, die *Monatsschrift für den Orient*, in Frankreich die *Revue des deux Mondes* und in Amerika die Zeitschriften *Forum* und *North American Review* meine Artikel. Meine Mitarbeit wurde von diesen Organen meistens bei Gelegenheiten gesucht und erbeten, als sich die mittelasiatische Frage zuspitzte, wie z. B. 1868 anlässlich der Eroberung Samarkands, 1873 des Chiwaer Krieges, 1876 der Besetzung Khokands und 1885 während der Pendschdeh-Affaire. Solange die Russen ihre Machtstellung in Mittelasien nicht soweit befestigt haben, daß sie die fremden Reisenden ohne Gefahr in ihre neueroberten Gebiete zulassen konnten, verblieb ich in mittelasiatischen Fragen die einzige und höchste Autorität' (Meine Kämpfe, S. 350). Zwei Hauptgedanken durchdringen diese publizistische Wirksamkeit Vámbérys, die er, wenn auch in engerem Kreise, auch nach 1885 lange noch ausübte und an die sich auch einige selbständige Werke anreihen, welche wir in der chronologischen Reihe ihres Ent-

stehens oben schon angeführt haben. Der erste Hauptgedanke Vámbérys ist, daß der Islam keineswegs eine kulturfeindliche Macht ist; im Gegenteil bietet diese Religionsform, wie die Blüte des mittelalterlichen arabischen Geisteslebens beweist, dieselben Möglichkeiten zur Entwicklung der Kultur, der Wissenschaften und der Kunst, wie das Christentum; folglich ist jener Haß unbillig und ungerecht, mit welchem die europäischen Mächte die Türkei zu benachteiligen und zu ruinieren bestrebt sind. Der andere Leitgedanke weist darauf hin, daß in jenem großen Wettstreite, welcher zwischen England und Rußland um die Vorherrschaft in Asien besteht, im Interesse der Zivilisation die weitere Ausbreitung und die Vorherrschaft Englands erwünscht sei; auch ist diese Ausbreitung für die britische Weltmacht von großer Bedeutung, da durch das Vordringen der Russen der Besitz Indiens gefährdet ist. Auch durch sein patriotisches Fühlen wurde Vámbéry sich in den Dienst dieser Ideen zu stellen angeeifert. Die begeisterte Verteidigung des Islams sollte eine dankbare Erwiderung jener edlen Behandlung sein, welche die Türkei den dahinflüchtenden ungarischen Emigranten angedeihen ließ und derzufolge auch Vámbéry am Anfang seiner Laufbahn in den vornehmen Kreisen Stambuls freundliche Aufnahme fand. Andererseits veranlaßte ihn zur Unterstützung der englischen Interessen außer seiner Begeisterung für diese Nation auch sein besonderer Haß gegen die Russen. 'Hätte ich denn anders vorgehen können' — so äußert er sich diesbezüglich — 'oder war es mir denn erlaubt, anders zu handeln, da ich des schändlichen Eingriffes der Russen in unseren Freiheitskampf gedachte und das in Betracht nahm, daß die Regierung des Zaren, dieses gräßliche Werkzeug der Willkürherrschaft, dieser Pfuhl aller erdenklichen Sünden und Mißbräuche, diese Schande des menschlichen Geschlechtes, durch Eroberungen nicht gestärkt und unterstützt werden darf. Je stärker die Herrschaft des Zaren in Asien wird, desto mächtigere Mittel fallen ihm in die Hände zur Unterjochung aller freiheitlichen Bestrebungen in Europa'. Demgegenüber ist er der Meinung, daß 'Englands Größe uns nicht zum Nachteile, sondern bloß zum Vorteile gereichen kann und jeder freigesinnte Mensch vermag neidlos auf die Erfolge zu blicken, welche England, dieser würdige Fackelträger der europäischen Kultur des XIX. Jahrhunderts, in Asien erringt' (Meine Kämpfe, S. 359—60). Selbst in den politischen Bestrebungen Vámbérys tritt also jene nationale Richtung zutage, welche ein so wesentliches Motiv seiner wissenschaftlichen Leistungen ist.

Infolge dieser publizistischen Wirksamkeit ist Vámbérys Ruhm in noch weitere Kreise gedungen, als infolge seiner wissenschaft-

lichen Forschungen. Überall, wo man den Volksbewegungen und politischen Verhältnissen Asiens Interesse entgegenbrachte, verfolgte man mit lebhafter Aufmerksamkeit Vámbérys Tätigkeit und die höchsten Würdeträger der Staaten, sowohl an den Ufern der Themse, als an denen des Bosphorus zollten ihm glänzende Anerkennung. Der Grund der überzeugenden Wirkung seiner Ausführungen lag darin, daß seine scharfen praktischen Beobachtungen durch eindringliche theoretische Studien unterstützt waren und folglich seine Mitteilungen auch mit der Autorität der Wissenschaft wirkten. Wie richtig seine Urteile und Prognosen über die Weltlage waren, haben die Ereignisse bewiesen. Vámbéry konnte insbesondere hinsichtlich seiner auf diesem Gebiete errungenen Erfolge mit den Resultaten seiner Lebensarbeit zufrieden sein. 'Wenn ich', so heißt es in seinen Lebenserinnerungen, 'die Freuden und Leiden, die düsteren und heiteren Momente meiner Laufbahn überblicke, so kann ich mit dem englischen Sprichworte sagen, daß mein Leben «ein lebenswertes Leben» war, und ich wäre nicht abgeneigt, die ganze Komödie von vorne zu beginnen und alle Mühen, Drangsale und Todesgefahren desselben noch einmal durchzumachen' (Meine Kämpfe, S. 511). Auch in den Schlußworten betont er dasselbe in ergreifender Weise: 'Ich habe keine Ursache, mich über mein Schicksal zu beklagen, denn wenn es mir auch einen mühevollen Kampf auferlegte, mich auch dafür reichlich belohnt hatte, und so kann ich am Ende meines Lebens sagen: Es war ein mühevoller Tag, jedoch ein schöner Tag!' Seine wissenschaftliche Laufbahn war allenfalls weniger eben, er konnte jedoch auch auf diese mit Beruhigung zurückblicken, denn wenn er auch oft irrte, enthalten seine Werke doch vieles, was von dauerndem Werte ist. Gibt es denn überhaupt eine wissenschaftliche Wirksamkeit, welche ein halbes Jahrhundert lang ausgeübt durchweg lauterer Gold zutage gefördert hätte und frei vom Roste geblieben wäre, mit welchem die fortschreitende Forschung die veralteten Ergebnisse überzieht? Reutet denn nicht die mächtige Axt der Kritik von Tag zu Tag auch an den Feldern seiner großen, ob ihrer Methode und Gründlichkeit mit Recht berühmten Widersacher?! Im Lager der Gegner hat auch der Schreiber dieser Zeilen an den Kämpfen gegen Vámbéry teilgenommen. Damals in der Hitze des Streites und im Pulverdampfe erkannte unser Auge oft nicht klar, wie viel schätzenswertes und verdienstvolles Material seine Werke enthalten. Jetzt mit ruhigerem Gemüt und mit besonnener Einsicht bemerken wir und würdigen es. Dankend legen wir die Palme der Anerkennung auf den grünenden Grabhügel des verewigten Meisters.

Zur Frage der künstlichen Hügel in Ungarn.

Von Géza Nagy, Mitglied der Akademie († 4. Februar 1915).

Im Jahre 1913 sind an dem bei Hainburg, dem einstigen avarischen «Hring», im Gebiet von Deutsch-Altenburg befindlichen, auffallend hohen «Türkenhügel» umfassende Ausgrabungen unternommen worden. Im Hügel wird nicht ohne Grund die Grabstätte einer alten fürstlichen Persönlichkeit vermutet, nur ist die Frage, wann jener offenbar mächtige Herrscher gelebt haben mag. Gewöhnlich wird er mit Attila in Zusammenhang gebracht, wogegen weil. Enea Lanfranconi, Ingenieur in Pozsony eine andere Hypothese aufgestellt, an Árpád gedacht und jene seine Überzeugung mit großem Eifer verfochten und verbreitet hat, daß der große Grabhügel über dem Leichnam Árpáds errichtet worden sei, obwohl auf Grund des Anonymus das Grab des Begründers Ungarns ganz bestimmt in der Umgegend der einstigen Fehéregyháza (Alba Ecclesia) von Ó-Buda zu suchen ist. Wenn man jedoch an dem um dreihundert Jahre jüngeren Anonymus zweifelt, so fehlt überhaupt jeder Anhaltspunkt zur Feststellung der Grabstätte Árpáds. Lanfranconis Hypothese hat ihn überlebt und fand Anhänger, die die Untersuchung des Hügels beschlossen, was der Wissenschaft jedenfalls zuträglicher war als leere Debatten, — ob es sich nun erweise, daß der Hügel der Zeit der Landnahme entstamme — was jedoch keineswegs bedeuten dürfte, daß man Árpád und nicht einen seiner Heerführer darunter bestattet hatte — oder einer anderen Zeit. Die Grabung wurde besonders durch Aladár Edvi Illés eifrig betrieben und, da sich der Hügel auf österreichischem Gebiet befindet, mit dem Wiener Museumkustos Joseph Szombathy gemeinschaftlich in Angriff genommen. Fundgegenstände kamen jedoch nur in einer sehr kleinen Zahl zum Vorschein, — nichts als verkohlte Knochen, ein kleines, bauchiges Gefäß, ein zirka 6 cm langes Bronzefragment (vielleicht Teil eines Schwertes) und ein aus freier Hand geformtes Tongefäß. Der Hügel ist, wie die meisten seiner Art, schon vor sehr langer Zeit beraubt worden; auch anlässlich der im Jahre 1824 unter der Leitung des Hainburger Geniehauptmanns Ambrózy veranstalteten Grabung hat man außer einigen aus freier Hand geformten Gefäßscherben nur das angebliche Fragment des Fußes einer römischen Vase gefunden.

Die unter der Mitte des Hügels befindliche Holzbalkenkammer ist jedoch ein entschiedenes Ergebnis, da dieselbe bezeugt, daß der

Hügel bei Deutsch-Altenburg zu jenen Grabhügeln gehörte, welche von den Barbaren in der Zeit um die Geburt Christi in Ungarn errichtet wurden, also keineswegs der Zeit der Landnahme entstammen kann, was wir übrigens von Anfang an bezweifelt haben, da kaum einige Fälle bekannt sind, daß Krieger der Landnahmezeit in künstlichen Hügeln bestattet worden wären. Sie zogen die natürlichen Bodenerhöhungen vor, wie z. B. der Leshegy bei Pilin, der Demkóhegy bei Székesfehérvár, der Maroshegy, und solcherart mag auch das Ufer des neben Fehéregyház von Ó-Buda in die «Stadt Attilas» (d. h. Etzelburg) fließenden Baches beschaffen gewesen sein, wo laut dem Anonymus Árpád bestattet wurde. Selbst wo Gräber der Landnahmezeit in Hügeln gefunden werden, läßt sich manchmal nachweisen, daß ältere Grabhügel benützt wurden, wie z. B. in Monaj (Kom. Abauj), wo unter dem Grab aus der Landnahmezeit skythische Pfeilspitzen und ein La Tène-Messer in der Asche vorkamen, oder im Falle des Óthalom bei Szeged, der bereits seit der Bronzezeit zu Bestattungszwecken gedient hat.

Wo es nicht nachweisbar ist, daß ein Grabhügel der Landnahme- und Árpádenzeit älteren Ursprungs ist, kann an die Kumanen gedacht werden, die den alten Berichten nach Hügel über den Verstorbenen errichtet haben. So berichtet Alberichus Monachus, Zisterziensermönch von Trois-Fontaines, der unmittelbar vor den Tataren Ungarn und die untere Donau besuchte, daß der im Jahre 1241 in Konstantinopel verstorbene Kumanenkönig Jonas, der Balduin II., Kaiser der Lateiner, gegen die Griechen beistand, außerhalb der Stadtmauern unter einem sehr hohem Hügel bestattet wurde, während rechts und links von ihm seine acht Knappen und sechsundzwanzig Pferde lebend erhenkt wurden. Um dieselbe Zeit ist auch ein vornehmer Krieger der Kumanen begraben worden, bei dessen Bestattungsfeier ein im kumanischen Lager weilender französischer Ritter, Nariot de Toucy der Jüngere, anwesend war. Auf Grund seiner Erzählung berichtet Joinville, der Biograph des französischen Königs Ludwigs IX., daß die Kumanen ein großes Grab gegraben und darin den auf einen Stuhl gesetzten Leichnam, sowie sein bestes Roß und seinen treuesten Knappen lebend, mit großem Prunk bestattet haben. Dann legte man gehobelte Bretter darüber, die Anwesenden warfen Erde und Steine in das Grab, über welches noch vor dem Eintritt der Nacht ein großer Hügel errichtet wurde. Der dritte gleichzeitige Gewährsmann ist Wilhelm Rubruquis, Franziskaner aus Brabant, der von Ludwig IX., König von Frankreich, im Jahre 1253 zu Mengkü, dem Großkhan der Mongolen, entsendet wurde, bei dieser Gelegenheit durch das alte Kumanien gereist ist

und in der Wolgagegend auch den Khan Batu besuchte. Auch Rubruquis teilt mit, daß die Kumanen große Grabhügel errichten und darauf eine mit dem Gesicht gegen Osten gerichtete, in der Nabelgegend eine Schale haltende Statue setzten.

Obige Daten erklären nun die Tatsache, daß die alten Grabhügel von den Ungarn vielfach Kúnhalom («Kumanenhügel») genannt werden, was kaum verständlich wäre, wenn auch der altungarische Bestattungsbrauch die Errichtung großer Grabhügel vorgesehen hätte. Außerdem kommt in manchen Gegenden auch die Benennung Korhány vor, — nichts anderes als der kumanisch-türkische Name des Grabhügels: Kurgan. So findet sich dieselbe im Komitat Békés in Szeghalom und Füzesgyarmat vor und gehört vielleicht auch Korbány von Körösladány hierher (Archaeologiai Értesítő, 1912, S. 280). Im Komitat Szabolcs führt Dr. A. Jóna Kis- und Nagy-Korhány («Klein- und Groß-K.») bei Oros und Nachkálló an, auch kommt der Name bei Csépa im Komitat Jász-Kún-Szolnok, in Henczida, außerdem in den Komitaten Bihar und Csongrád vor. Ähnlich benannte Hügel sind auch in Siebenbürgen bekannt, so Gorgán bei Magyarlapád im Komitat Alsó-Fehér und Gorgány, der ungarische Name des «Priesterhügels» bei Botfalú im Komitat Brassó.

All dies haben wir während der Dauer der Ausgrabungen in Deutsch-Altenburg verschwiegen, da wir den eifrigen Forscher nicht verstimmen und den Fortlauf der Ausgrabungen dadurch keineswegs erschweren wollten, ist doch die Untersuchung auch ohne die Erreichung des gewollten Zieles von wissenschaftlichem Nutzen. Heute jedoch, da nun infolge des Krieges an eine baldige Fortsetzung der Grabungen kaum gedacht werden kann, hielten wir es für angezeigt, zur Altersbestimmung des «Türkenhügels» unsererseits beizutragen und bei dieser Gelegenheit das uns über die in Ungarn überall vorkommenden künstlichen Hügel Bekannte kurz zusammenfassen...

Es mag dies um so notwendiger sein, da seit Florian Römer, der in seinem im Comte-rendu des im Jahre 1876 in Budapest stattgefundenen internationalen Kongresses der Prähistoriker und Anthropologen enthaltenen (II. Bd. Teil 1) und unter dem Titel Résultats Généraux du Mouvement archéologique en Hongrie auch selbständig erschienenen größeren Arbeit den Tumuli ein eigenes Kapitel gewidmet hatte (V. Kap., S. 102—159, außerdem über die Küchenabfälle-Hügel II. Kap., S. 18—28) keine neuere zusammenfassende Arbeit vorliegt. Die Hügel werden im I. Band des großen Werkes von Franz Pulszky, «Magyarország Archaeológiája» (Archäologie Ungarns, S. 241—242) sehr kurz behandelt.

Diejenigen, die sich außerdem über die Frage äußerten, beschränkten sich auf einzelne Details, einzelne kleinere Gebiete. So schrieb über die Hügel im Komitat Bács Julius Dudás, über diejenigen des Komitats Pest Dr. Julius Márton, über diejenigen des Komitats Torontál Julius Nagy, über diejenigen des Komitats Szabolcs Dr. Andreas Jósa, alle in der Serie der Monographien der Komitate Ungarns; letzterer hat außerdem auch im *Archaeologiai Értesítő* (1897, S. 318—325) und dann unter den Titeln *Adatok a szabolcsmegyei őshalmokról* («Beiträge zu den alten Hügeln des Komitats Szabolcs») und *Régészeti kirándulás Bökönybe* («Archäologischer Ausflug nach Bököny») in den Jahrgängen 1910 und 1911 der Zeitung «*Nyirvidék*» («Gegend des Nyir») die aus den verschiedensten Perioden stammenden Hügel des Komitats Szabolcs beschrieben. Julius Szeghalmi hat uns über die Hügel der Gegend von Szeghalom im Komitat Békés kurz orientiert (*Archaeologiai Értesítő*, 1912, S. 278—281). Außerdem gibt es kaum einen einzigen Jahrgang der genannten Zeitschrift, welche nicht etwas über den einen oder anderen Hügel enthielte.

Die Hügel gehören nicht ohne Ausnahme in die Kategorie der Grabhügel; es gibt darunter auch solche, die aus den Küchenabfällen einer Uransiedelung entstanden, ja auch solche, die keine Spur der Bestattung oder der einstigen Bewohnung aufweisen und dennoch zweifellos Erzeugnisse von Menschenhand sind. Manche sind offenbar als Grenzhügel, andere als Wachhügel zu betrachten, deren Bestimmung es war, in der endlosen, jeder natürlichen Bodenerhebung entbehrenden Fläche der großen ungarischen Ebene die Beobachtung des Terrains und die Signalisierung eventueller feindlicher Einbrüche durch die auf den einzelnen Hügeln aufgestellten Posten zu ermöglichen. Der frühverstorbene Alexius Kada hat beobachtet, daß in der gegenseitigen Entfernung der in der großen ungarischen Ebene zerstreut auftretenden Hügel sich ein gewisses System zeige, was ihm den Gedanken eingegeben hat, dieselben als Wachhügel zu betrachten. Er beabsichtigte in dieser Richtung eingehendere Untersuchungen anzustellen, doch vor der Erreichung eines positiven Ergebnisses starb er.

In der Außenform der Hügel gelang es bisher keinerlei Merkmal festzustellen, auf Grund dessen es zu entscheiden wäre, ob dieselben Grab-, Grenz- oder Wachhügel vorstellen. Jedenfalls dürfen wir behaupten, daß einzelne Hügel ohne Rücksicht auf ihre ursprüngliche Bestimmung abwechselnd auch zu anderen Zwecken benutzt worden sind.

I. Vom Ende der Steinzeit, aus der Übergangszeit in die Bronze-

periode stammen die aus Küchenabfällen und Wohnungsstrümmern entstandenen, zumeist an Flußufern und an den Rändern von Überschwemmungsgebieten befindlichen Hügel, die Wohnstätten eines Volkes waren, welches sich hauptsächlich mit Süßwassermuscheln und Hirschen nährte und die den oberitalienischen Terramaren verwandt sind. Diese Hügel werden durch ihren großen Umfang von den späteren Grabhügeln unterschieden, deren größter Teil dem sich von der Hallstattperiode bis zu der Zeit der Völkerwanderung erstreckenden Zeitraum entstammt. Diese Uransiedelungen bestehen gewöhnlich aus mehreren abwechselnden Aschen- und Erdschichten, welche manchmal durch dichte Pfahlreihen durchbrochen sind (z. B. in Tószeg und Tiszafüred), ein Zeichen dessen, daß die Wohnstätten über Pfählen erhoben waren. Auch läßt es sich beobachten, daß die eine und andere dieser Wohnstätten von einer Erdschanze umgeben war. In den Aschenschichten sammelten sich allerlei Überreste des Lebens der Urzeit, Gefäßscherben, Knochen der verzehrten Tiere, Werkzeuge und Waffen, zumeist aus Bein, auch aus Stein, seltener aus Kupfer und Bronze; es kommen auch Goldgegenstände vor, als herzförmige Kettenglieder, Hängespiralen usw.

Unter den aus Küchenabfällen angesammelten Hügeln ist der Földvárhalom von Szihalom — der auch von dem Anonymus erwähnte Zenuholmu — als erster systematisch aufgegraben worden, wobei man jede Einzelheit gründlich beobachtet hat. Der Hügel erhebt sich in der Gemeinde selbst, am Ende des Dorfes an einer Stelle, die ehemals dem Wasser des Eger und den Überschwemmungen der Theiß ausgesetzt war. Derselbe hat einen ovalen Grundriß und ist 2 Klafter (38 m) hoch, 420 Fuß (zirka 70 m) lang und 72 Fuß (22 m) breit. Der Hügel ist von einer ungefähr 2000 Fuß (630 m) langen Erdschanze umringt.

Die gewissenhafte Nachgrabung des genannten Hügels verdanken wir Johann Foltinyi, der das Ergebnis derselben in dem Jahrgang 1870 der Zeitschrift Századok (Jahrhunderte, S. 442—456) und im Archaeologiai Értesítő (alte Folge III., S. 136, 137 und IV., S. 36 und 75) veröffentlicht (vgl. Einleitung F. Pulszkys zu dem von ihm übersetzten Lubbockschen Werke, S. XXXIX ff. und Magyarország Archaeológiája, I. Bd., S. 29—34) und zum ersten Male das von den Küchenabfällen handelnde Kapitel des Kulturzustandes der vorgeschichtlichen Zeiten vorgeführt hat.

Foltinyi hat nachgewiesen, daß der Hügel aus mehreren übereinander gelagerten Aschen- und Erdschichten besteht, die in verschiedenen Stärken selbst in 15—20 Reihen einander folgen. Zu unterm, über dem Humus war eine, ein oder zwei Zoll ($2\frac{1}{2}$ —5 cm)

dicke Aschenschicht, darüber in derselben Stärke gemischte Erde, darüber abwechselnd Aschen- und Erdschichten bis hinauf. Foltinyi hat die Entstehungsweise dieser Schichten erkannt: die hier Angesiedelten haben stets an derselben Stelle ihr Feuer unterhalten und dann, wenn die Asche sich zu sehr angesammelt hat, dieselbe mit Erde bedeckt und weiter gefeuert. Die Lehmwände des Herdes sind infolge des vielen Feuernes außerordentlich hartgebrannt.

Der genannte Forscher hat in dem Hügel sehr viele aus Knochen und besonders aus Hirschgeweihen hergestellte Gegenstände gefunden, u. zw. Pfiemen, Nadeln, Hämmer; — es fanden sich auch Schweinsknochen und ein durchlöcherter Schädel des ausgestorbenen *Bos longifrons*. Außerdem gab es auch Steingeräte, sehr viele Gefäßscherben und 16 thönerne Tierfigürchen (Schwein, Hornvieh, Hund, Schaf). Auch ein schöner Goldfund kam zum Vorschein, bestehend aus zwei Stück sechsreihigen Ringen und sechs kleinen Kettengliedern, sowie 8 Bronzenadeln, 2 Bronzeringe und drei Gußformen aus Sandstein zur Herstellung eines Flach- und eines Hohlbeiles, sowie einer Nadel (Hampel, A bronzkor [Die Bronzezeit] I. Bd., Taf. III, 1, 3. Taf. V, 6). Die Einwohnerschaft der Ansiedelung erlebte also die Bronzezeit, ja es kamen in den oberen Teilen des Hügels auch zwei von Rost zerfressene Eisengegenstände vor, so daß wir annehmen dürfen, daß der Hügel von der Steinzeit bis zur Römerzeit bewohnt, doch eine Zeitlang, zwischen Bronze- und Eisenzeit, wahrscheinlich unbewohnt war. Die Überreste der Steinzeit nehmen in der Richtung von Süden gegen Norden ab. Die Gräber der Einwohner in der Eisenzeit befanden sich rings um den Hügel; hier kamen zwei barbarische silberne Armringe der Römerzeit zum Vorschein.

Eine ähnliche urzeitliche Wohnstätte, ebenfalls im Komitat Borsod, ist der Testhalom («Körperhügel») von Vatta, an dem Csincsbach. Derselbe besteht aus Küchenabfällen vom Ende der Steinzeit und ist aus abwechselnden Erd- und Aschenschichten gebildet. Die Funde, bestehend in Stein- und Knochengeräten, Tongefäßen, Küchenabfällen, Geweihen, Tierknochen, befinden sich im Museum zu Miskolcz (Stefan Lossonczy jun., Arch. Ért., N. F. XXII, S. 345—350).

Im Komitat Bars gehört der Nagyhalom («großer Hügel») von Magyarád in die Reihe der aus Küchenabfällen bestehenden Hügel. Es wurden hier zahllose Geräte und Hämmer aus Hirschgeweihen, doch gar kein Metallgegenstand gefunden. Hier gruben Baron Eugen Nyáry und Eduard Bolemann ungefähr zur gleichen Zeit als Foltinyi in Szialom. An der oberen TheiB fand Josef Mihalik bei Csepe (Komitat Ugocsa) unweit des Dorfes auf freiem Felde einen $1\frac{1}{2}$ —2 m

hohen, stark abgepflügten Küchenabfall-Hügel, an welchem die abwechselnden Erd- und Aschenschichten zu beobachten waren (Arch. Ért. N. F. I. 415).

Viel häufiger kommen solche urzeitliche Ansiedelungen an den Hügeln der Theiß-, Körös- und Marosgegenden vor. Unter ihnen hat der Laposhalom («flacher Hügel», auch Kuczorgó genannt) bei Tószeg (Kom. Pest) einen Weltruf erlangt. Die Nachgrabungen sind dort seit dem Jahre 1876 sozusagen ununterbrochen im Gange und werden so lange fortgesetzt, bis der ganze Hügel systematisch erforscht sein wird.

Die Verwandtschaft mit den oberitalienischen Terramaren ist bereits den an dem internationalen prähistorischen Kongreß des Jahres 1876 anwesenden Archäologen aufgefallen und sie schrieben auch darüber, so Luigi Pigorini (Terramare Ungheresi, Bull. di Pal. Ital., 1876, S. 230—241) und Rudolf Virchow (Verhandl. d. Berliner Gesellsch. f. Anthrop. Ethnol. u. Urgesch. 1876, Sitzung vom 18. Nov.). In Ungarn befaßten sich mit der Terramara von Tószeg zuerst Rómer (Résult. Gén. du Mouv., S. 20—24) und Alexius Csetneki Jelenik (Arch. Ért., alte F. XI., S. 201—209), die im Jahre 1878, als die Fluten der Theiß einen Teil des Hügels wegspülten, dort eine Grabung unternahmen. Später hat hier auch Dr. Béla Pósta gegraben und eine Hälfte eines für die letzte Zeit der Neolithperiode charakteristischen herzförmigen goldenen Kettengliedes zusammen mit einem zufälligerweise dazu geratenen Ohrring der Völkerwanderungszeit gefunden. Der wichtigste Schritt ist erfolgt, als das Ungarische Nationalmuseum den ganzen Hügel vom Konpossessorat von Tószeg erworben und Dr. Ludwig Márton sich alljährlich wiederholende systematische Grabungen unternommen hat. Bis zum Erscheinen einer zusammenfassenden Arbeit über diese Forschungen bieten die in den Jahresberichten des Ungarischen Nationalmuseums veröffentlichten Berichte einigen Ersatz.

Außer dem Hügel von Tószeg zieht sich noch eine ganze Reihe ähnlicher Küchenabfallhügel zwischen den Flüssen Theiß und Körös dahin. Mit deren Aufgrabung hat sich besonders die archäologische Gesellschaft von Tiszazug, in erster Reihe Wolfgang Szél und Andreas Tariczky beschäftigt. Hierher gehören: Áldozóhalom («Opferhügel») von Nagyrév, Demeterpart («Demetriushöhe») von Szelevény, wo selbst noch Riemenzungen der Völkerwanderungszeit vorkamen, und Menyasszonypart («Brauthöhe») dortselbst, mit Goldringen und gedrehtem Drahtzylinder, Schuppen usw. aus Bronze, Keménytető («harte Höhe») von Tiszaugh und Ásothalom («gegrabener Hügel») bei Tiszafüred, wo A. Tariczky in den unteren Schichten zwei Holz-

pfähle und Dr. Wilibald Semayer neolithische herzförmige Schmuckstücke aus Gold gefunden haben. Über all diese Hügel berichtet Rómer (Résult. Gén. du Mouv. S. 24—38; Vgl. Hampel, A bronzkor, II, 140 und Catal. expos. S. 107—108). Es gibt dann noch Küchenabfallhügel in Csépa, Mezőtúr, außerdem in der Gegend der drei Flüsse Körös, im Komitat Békés, Előhalom, Öreghalom, Lyukashalom («durchlochter Hügel») und Simayhalom (Arch. Ért., N. 7. XXXII., S. 277) bei Gyoma, Kováshalom («Kieshügel») bei Szeghalom (Arch. Ért. n. F. XXV., S. 66), wo K. Darnay geschliffene Stein- und Knochengерäte, Gefäße mit Fußröhren und andere, Geweihe und ein Bisonhorn gefunden hat, doch hat man daselbst auch noch zur Zeit der Landnahme Tote bestattet. Bei Szarvas fand A. Kracsmarik jun. in einem Abfallhügel sehr viele Scherben, deren Ornamentik und keramischer Charakter den keramischen Erzeugnissen von Bukova und Óbessenyő sehr nahestehen, dann Eßgeräte, Muschelschalen in großer Menge, ein Hockerskelett und Farbe; die steinzeitlichen Wohnstätten von Bukova und Óbessenyő (Kom. Torontál) sind von Jul. Nagy beschrieben worden (Arch. Ért. 1907, S. 207), während über einen Abfallhaufen in Józsimajor zwischen Vadász-Miske und Seprős (Kom. Arad) Dr. J. Pethő berichtet hat (Monographie der Flußregulierung des Körös und Berettyó, S. 170).

II. Grabhügel der Steinzeit, welche hauptsächlich in Siebenbürgen vorkommen, stammen ähnlich wie die Abfallhügel aus der Übergangszeit zwischen Stein- und Bronzezeit, während in einigen dieser Hügel auch noch Kupfergegenstände gefunden wurden. So fanden sich zu Vláháza (Kom. Alsó-Fehér, s. Monographie des Komitats I., S. 18) dolichocephale Hockerskelette vor, deren Beigaben in Steingeräten und mit tiefgefurchten Kalkeinlagen verzierten Gefäßen bestehen. Auch kamen neben einem Hockerskelett brillenförmige Doppelscheiben aus Kupferdraht, sowie eine kupferne Angel vor. In Bedeló (Kom. Aranyos-Torda) waren auf dem Bergrücken «la Valea inselului la Cruce» unter einem Tumulus, der mit doppelter, durch eine schmale Erdschicht geschiedener Steinverkleidung versehen war, 4 Hockerskelette mit einem polierten Meißel, mehreren Silexklingen und thönernen Gefäßscherben; letztere weisen in Hängedreiecken unterbrochene tiefe Furchen auf (ibid. I., S. 21). Ähnlichen Charakters sind die Tumuli von Gyertyámos in demselben Komitat, wo am Abhang des Berges «Gruju Darului» in vier Grabhügeln Hockerskelette vorkamen, mit Beigaben wie eine polierte Steinaxt und ein rohrfüßiges Gefäß, verziert mit tiefgefurchten Hängedreiecken (ibid. I. 21).

Auch in Udvarhelyszék gibt es Grabhügel der Steinzeit. Von diesen ist die Grabung der niederen Hügel von Töképuszta zwischen Bardóc und Bibarczfalva durch Gabriel Dániel bereits um die Mitte des vorigen Jahrhunderts begonnen worden. Nachdem er Gefäßscherben, sowie Menschen- und Tierknochen gefunden hatte, schnitt er im Jahre 1867 den Hügel durch und fand aus flachen Backsteinen zusammengesetzte regelmäßige Steingräber, mit 3—4 Steinen bedeckt, mit Kohle gemischte Asche und einige Feuersteingeräte enthaltend (Orbán B., A Székelyföld leírása [Beschreibung des Seklerlandes], I., S. 222, Arch. Ért. I (1869), S. 39 u. 312). In den Hügeln der Homoródgegend stellte Andreas Solymossy Untersuchungen an (Arch. Ért. N. F. XV, S. 417). Inmitten der beiden Bäche Homoród befinden sich auf einem Bergrücken namens Kövesbércz in einer Ausdehnung von $2\frac{1}{2}$ km 38 Rundhügel, vom Volke Kunhalom benannt. Davon gehören 19 zu Oklánd, 10 zu Szeutpéter, 8 zu Karásonfalva und 1 zu Szentpál. Ehemals mag die Zahl derselben noch größer gewesen sein. Die Hügel sind ganz rund. Um den Hügel von Szentpál war ein Ring aus Steinen in der Größe eines Menschenkopfes gelegt. In den Jahren 1894—95 hat A. Solymossy 18 Hügel ausgegraben und beobachtet, daß das Skelett auf dem Rücken lag, das Gesicht gegen Osten gewendet, mit ein wenig emporgezogenen Füßen. In einem der Hügel fand sich ein aus sechs tafelförmigen Steinen zusammengesetztes Steinsegment vor, durch einen flachen Stein niedergedrückt und Knochen enthaltend, in einem anderen ein plumpes, aus freier Hand geformtes Gefäß. Derselbe unternahm auch die Grabung der auf dem Várhegy von Homoród-Almás befindlichen drei runden «Kumanenhügel», doch fand er darin nichts als eine mehlig, mürbe Schicht. Der eine Hügel war ähnlich wie derjenige zu Szentpál von Steinen in der Größe eines Menschenkopfes umringt (ibid., S. 419).

III. Grabhügel der Bronzezeit sind ziemlich selten, da das Volk dieses Zeitalters seine Toten verbrannt und deren Asche in Urnen gesammelt, diese aber gewöhnlich in die bloße Erde versetzt hatte. Ähnliche, zumeist sehr ausgedehnte Urnenfelder sind uns in großer Zahl bekannt; dieselben befanden sich übrigens an natürlichen Bodenerhöhungen und die einzelnen Urnennester sind nur ausnahmsweise durch Hügelchen bezeichnet. Solche sind von Franz Rakovszky in den Jahren 1888 und 1889 im Komitat Nyitra zu Nagy-Sehota und Nyitra-Novák ausgegraben worden (Berichte darüber s. Arch. Ért. N. F. VIII., S. 327 und IX., S. 385, vgl. Hampel, A bronzkor II. Taf. CXXXV—CXXXVII).

Diese Grabhügel sind niedrig, zirka 20—25 cm hoch und 4—6 m von

einander entfernt. Die Urnen wurden auf große Steintafeln gesetzt, mit Steinplatten bedeckt und mit Steinen umringt. An Bronzebeigaben kommt die große Stecknadel am häufigsten vor. Die von Steinen umringten und auf Steinplatten gesetzten Urnengräber sind übrigens in den nordwestlichen Teilen des Landes ziemlich häufig, nur waren die Hügel, wenn man solche über dieselben errichtet hat, so niedrig, daß sie mit der Zeit verschwunden sind.

Ein Skelettgrab der Bronzezeit kam in Szomolány (Kom. Pozsony) zum Vorschein (Arch. Ért. N. F. XVI., S. 109; Hampel, A bronzkor III. Taf. CCXLII—CCXLV). Dort hat Ferd. Sándorfi unter einem kleinen Hügel in geringer Tiefe ein unter einem Steinhaufen gelagertes Hockerskelett mit einem Bronzeschwert, einer Pfeilspitze und anderen Bronzegegenständen gefunden. Wilhelm Lipp hat jenseits der Donau in Keszthely bronzezeitliche Skelettgräber entdeckt (Arch. Ért. N. F. V. 370 und VI. 352, Hampel, A bronzkor, II. Taf. CXXXIV). Unter einer Anhöhe am Rain Sömögye befand sich eine aus Sand-, Kalk- und Basaltsteinen regelmäßig zusammengesetzte viereckige Kammer, in deren Mitte in einer viereckigen Aushöhlung ein Skelett; auch der Boden der Kammer war mit Steinen ausgelegt. An der linken Schulter des Skeletts befand sich ein Bronzeschwert und eine Nadel mit Scheibenkopf. Die an den genannten Orten gefundenen Schwerter weichen von den ungarischen Bronzeschwertern völlig ab, so daß außer dem Ungewöhnlichen dieser Bestattungsart auch der Schwerttypus dafür anzuführen ist, daß die Einwohner dieser beiden Orte wahrscheinlich nicht zu der gewöhnlichen Bevölkerung der Bronzezeit Ungarns gehört haben.

Jenseits der Donau ist noch ein Grabhügel der Bronzezeit in Bodajk nach den Grabungen von Dr. Johann Pados im Jahre 1860 bekannt. Die Fundgegenstände waren kegelförmige Bronzeschuppen, ein Leistenbeil und Urnen, die teilweise in das Ungarische Nationalmuseum gelangten (Archaeologiai Közlemények [Archäol. Mitteilungen] II., S. 290, Műrégészeti Kalauz [Kunstarchäologischer Leitfaden] I., S. 40, Abb. 65, Hampel, Cat. expos. S. 77 und Ant. préhist. XVI, 25).

Hier und da gibt es auch jenseits der Theiß der Bronzezeit entstammende Grabhügel, so deren zwei in Gyulaháza, Kom. Szabolcs. Der größere ist längst geplündert worden, so daß dessen Alter nur auf Grund der charakteristischen bronzezeitlichen Gefäße bestimmt werden konnte, der kleinere war jedoch unversehrt und enthielt verbrannte Knochenreste, 2 Hohlbeile, eine Axt, einen Dolch, eine Nadel aus Bronze, sowie einen goldenen Ohrring, eine kleine

Goldperle und ein Gefäß mit Kalkeinlage (Dr. A. Jósa, Régészeti Kirándulás Bökönybe. Nyirvidék, Dezember 1911).

Zu Szerednye (Kom. Ung.) grub im Jahre 1876 der Kronförster Anton Ruttner 3 bronzezeitliche Hügel, die in einem Dreieck gelegen waren, auf (Rómer, Mouv., S. 152).

Auch der Öthalom («Fünfhügel») von Szeged geht in die Bronzezeit zurück, doch wurde derselbe auch noch zur Römerzeit und im Zeitalter der Völkerwanderung zu Bestattungszwecken benutzt.

In die letzte Periode der Bronzezeit gehört der Laposhalom («Flachhügel», Kom. Arad.), wo neben dem Skelett eine punzierte Scheibe und ein Ringglied, bronzezeitliche Gefäße und Hirschgeweihe gefunden wurden. Derselbe geht in die Skythenzeit über und hat man hier auch noch in der Árpádenzeit Leichen bestattet (Joh. Domonkos, Arch. Ért. N.F. XXVIII., S.55).

IV. Hügel der Eisenzeit. Wir unterscheiden eine westliche und östliche Gruppe und im Rahmen beider je eine frühere und spätere Gruppe.

a) Die ältere Gruppe ist besonders jenseits der Donau vertreten, wo die bis in die Hallstattperiode zurückgehenden Grabhügel nach Hunderten dicht nebeneinander zu finden sind, infolge ihrer großen Zahl manchmal «Százhalom» («Hunderthügel») benannt wurden und mehrere Jahrhunderte hindurch die Bestattungsorte einer an demselben Orte hausenden, angesiedelten Völkerschaft waren.

Diese Hügel der aus der älteren Periode stammenden Bestattungsorte größeren Umfanges waren oben mit übereinandergesetzten Steinmalen versehen. In der Mitte des Hügels hat man aus Holzbalken eine viereckige Kammer errichtet, um diese Steine gelegt und die die Asche des verbrannten Leichnams enthaltenden Urnen und einzelne Gegenstände hier, über dem gestampften Boden beigesetzt.

Unter diesen Hügeln haben die zwischen Érd und Batta (Kom. Fejér) befindlichen «Hunderthügel» — eigentlich sind es 126, nach Varsányi 122 — den größten Ruf erlangt. Es knüpfen sich daran die Hunnensagen der Árpádenzeit und lange hat man dieselben als den Bestattungsort der in der Schlacht von Tárnokvölgy gefallenen Hunnen angesehen, obwohl sie laut den dort gefundenen Gegenständen um sieben bis acht Jahrhunderte älter sind.

Die Aufgrabung dieser Hügel ist im Jahre 1847 von Johann Érdy-Luczenbacher zusammen mit Dr. Johann Szabó und Johann Varsányi begonnen worden; letzterer hat den Situationsplan der Hügel gezeichnet. Am 26.—28. Mai hat man die Hügel Nr. 29, 30, 40 und 70, am 20. September unter Mithilfe von Anton Tasner die Hügel Nr.

28, 41 und 122 aufgegraben. Am 7. Mai 1866 deckte eine aus 14 Personen bestehende Gesellschaft unter der Führung Florian Rómers den Hügel Nr. 120 auf. Jul. Kereskényi, Pfarrer von Érd, hat im Jahre 1872 zwei Hügel untersucht. Anlässlich des prähistorischen Kongresses im Jahre 1876 haben Julius Tauscher und Alexius Csetneki-Jelenik die Erforschung der Grabhügel Nr. 3 und 10 vorbereitet, die dann in Anwesenheit der Kongreßmitglieder am 8. September durchgeführt wurde. Nach den Aufzeichnungen A. Csetnekis hat man außerdem die Hügel 12 und 119 aufgedeckt.

Die Hügel dehnen sich teils bei Érd, teils bei Batta ohne jeden Plan und jede Richtung aus. Infolge des Pflügens haben sie von ihrer ursprünglichen Höhe viel verloren und sind 2—8 m (die größeren 2—3, der größte 5 Klafter) hoch; ihr unterer Durchmesser wechselt je nach der Höhe zwischen 20—60 m (durchschnittlich 10 Klafter). Am größten ist der Hügel Nr. 116 bei Batta. Im Innern der Hügel befand sich eine von Südwest gegen Nordost gerichtete, aus Holzbalken gezimmerte längsviereckige Wölbung, auf welche man in einer Stärke von beinahe 1 m Steine, darunter manchmal 1 Kubikmeter umfassende, geschichtet, das ganze mit Erde bedeckt und zwischen die Erdschichten von oben nach unten drei Steinmale untereinander gesetzt hatte. Dann hatte man in der hölzernen Kammer die mit der verbrannten Asche des Verstorbenen, sowie mit dessen Lieblingsgerätschaften gefüllten Urnen über dem gestampften gelben Leimboden beigesetzt; die Urnen zerbrachen jedoch in der Regel, als die morsche Holzwölbung unter der Last der großen Steinmasse einstürzte. Es scheint, daß die einzelnen Hügel je einer Familie angehörten, was daraus zu folgern ist, daß man z. B. in dem im Jahre 1876 aufgegrabenen 3. Hügel 32 Urnen gefunden hatte. Die mit Graphit glänzend polierten Gefäßscherben weisen ganz deutlich auf die Hallstattperiode hin, ebenso der im 12. Hügel gefundene typisch geöhrte eiserne Meißel. Typisch sind auch die in den Hügeln Nr. 30 und 40 gefundenen bärtigen Pfeilspitzen, die statt einer Öse mit einem flachen viereckigen Stachelansatz versehen sind. Kereskényi erwähnt auch noch kupferne Pfeile. Man fand außerdem noch mehrere bronzene und eiserne Kleinigkeiten, sowie im Hügel Nr. 28 eine Muschelschale (Érdy, M. Akad. Évl. 1847. VII., S. 282—289, Taf. V—VIII u. Arch. Közl. II, 1861, S. 33—35; L. Zombory, Arch. Ért. III, 1870, S. 145—147; J. Kereskényi, Érd [Hamzsabég] és Batta [Százhalom] tört. vázlata [Geschichtl. Skizze von . . .], Székesfehérvár, 1874; Arch. Ért. X, 1876, S. 256—57; Rómer, Mouvement, S. 128, Fig. 50).

Gleichfalls der Hallstattperiode entstammen die Kumanenhügel

des Eresztvény-Waldes bei Csurgó (Kom. Fejér), welche von Joh. Pados im Jahre 1856 untersucht wurden. Er fand in einer mit Steinen umlegten verfaulten Holzbalkenkammer mit Graphit polierte Urnenscherben, eine eiserne Lanze, Bronzegegenstände, Tierknochen, Kohlenstücke und verbrannte Knochen. (Új M. Múzeum [Neues Ung. Museum] 1857, Heft III; Rómer, *Mouv.*, S. 124—125, Fig. 48). Hierher gehören außerdem im Komitat Veszprém 13 Hügel von Somló-Vásárhely, am Fuße des Berges Nagy Somló (Arch. Közl. II, S. 277), größere und kleinere Hügel in der Ebene bei Doba, deren größter 7—8 m hoch war; hier haben K. Klein und K. Darnay gegraben (Arch. Ért. N. F. XV, S. 317—324); im Komitat Győr sieben, zumeist zerstörte Hügel bei Nagy-Barát (A. Börzsönyi, Arch. Ért., N. F. XXIX, S. 245—253). In der Nähe von Sopron befinden sich die berühmten Hallstatt Hügel von Purgstall, wo außer Ludwig Bella auch das Wiener Hofmuseum Grabungen veranstaltet hat (Arch. Ért. N. F. VIII, S. 354); unter dem Berg Tátika gibt es im Walde Hamvas zwischen Tátika und Rezi mehr als hundert und westlich davon zu zweien und dreien vorkommende Hügel von 3—6 m Höhe. Davon hat Árpád Csák zwei, Dr. W. Lipp einen Hügel durchschnitten, außerdem hat auch K. Darnay hier gegraben und in der Mitte des pyramidenförmigen und aus vier Schichten bestehenden Hügels auf Bodenniveau ein in dem mit Basaltsteinen ausgelegten Schachtgrab in halb liegender Stellung gegen Osten gerichtetes Skelett, sowie mit Graphit polierte Gefäßscherben und ein punziertes Bronzeblech gefunden (Rómer, *Mouv.* S. 106, Fig. 31; Darnay, Arch. Ért. N. F. XIX, S. 277).

Aus der Hallstattperiode bis in die Römerzeit reichen im Komitat Somogy die zumeist 1 m hohen Grabhügel von Szalacska an dem Fluß Kapos, wo A. Hentz, Ernst Kammerer und K. Darnay gegraben haben. Letzterer fand hier eine als Unikum geltende keltische Münzwerkstätte. Gewöhnliche Beigaben in den aus großen Steinen in Längsvierecken zusammengesetzten Grabkammern waren schwarze, mit Mäandern verzierte Gefäßscherben, dann Gefäßfragmente mit dem Zeichen RXX (Rómer, *Mouv.* S. 115—121, Fig. 32—46; Darnay, Arch. Ért.).

In die Tátikaer Gruppe der Skelette enthaltenden Grabhügel gehören die zwischen Bakonybél und Szücs (Kom. Veszprém), am Öreg-Séd und auf dem Berge Gáthehy befindlichen 166 Hügel, deren einige im Jahre 1875 Nikolaus Sárkány, Abt von Bakonybél, Stefan Mihálydy, Anton Nnyilassy und Béla Friedrich aufgegraben haben. In der mit Steinen besetzten Kammer kamen außer dem Skelett eiserne, kupferne und goldene Gegenstände vor (Arch. Közl. VIII,

Seite 73; Rómer, Mouv. Seite 121—123, Fig. 47 und Seite 135—140, Fig. 74).

b) Die späteren Hügel der westlichen Gruppe gehören den Kelten der Römerzeit an. Auch diese sind in großer Zahl vorhanden, enthalten Graburnen und unterscheiden sich von der älteren Gruppe dadurch, daß man die Urnen nicht in mit Steinen besetzte Kammern, sondern einfach in den Boden versetzte.

Hierher gehören ungefähr hundert Grabhügel bei Pátka (Kom. Fejér), die sich in der Nähe des römischen Dammes über das Bodenniveau erheben. Es hatten hier im Jahre 1875 Emerich Henszlmann und im Herbst desselben Jahres in der Gegenwart der Minister August Trefort und Béla Szende Dr. Florian Rómer unter Mithilfe des Pátkaer Pfarrers Dr. Paul Seidel gegraben. Ungefähr $\frac{1}{2}$ m unter dem Hügel fand man Urnen mit übereinander gestülpten Schüsseln und Krügen; die Gefäße enthielten verbrannte Knochen und Kohlen, sowie Eisennägel, Messerfragmente. Der überwiegende Teil der Gefäße ist auf der Drehscheibe hergestellt, die Form der Krüge römisch, auch fand man Thonscherben mit dunkelroter Glasur im Aretiner Genre. Die Funde gelangten zum Teil in das Ungarische Nationalmuseum, zum Teil in das Museum des Komitats Fejér, einige Gefäße sogar in das Székler Nationalmuseum in Szepsiszentgyörgy. Auch jene mit Goldfiligran und Karneolen verzierten beiden Prachtfibeln — sogenannte Pflüggerätfibeln — die dem Zeugnisse der Grabsteine der Römerzeit nach einen charakteristischen Bestandteil der Frauentracht bei den Araviskern bildeten, sind in Pátka gefunden worden. Dieselben stammen wohl nicht aus den Grabhügeln her, sondern ein Pátkaer Bauer hat sie auf seinem Feld ausgepflügt, doch gehören sie zu den gleichzeitigen Denkmälern desselben keltischen Volkes, das die Pátkaer Grabhügel errichtete. Die beiden Fibeln sind teils als Geschenk des ehemaligen Bischofs Johann Pauer, teils im Kaufwege in den Besitz des Ungarischen Nationalmuseums gekommen (Rómer, Mouv. S. 141—150, Fig. 75—84; Henszlmann, Arch. Ért. IX. S. 72—78; Hampel, Arch. Ért. XIV. S. 314; Pulszky, ibid. S. 62 und Magyarorsz. Arch. I. S. 235). Ebenfalls von den Araviskern rühren im südlichen Teil des Komitats Fejér die Kumanenhügel von Alsószentivány her, wo sich auf dem Nekeresd («Suchsnicht») genannten Acker 43 kleinere Hügel befinden, am Anfang des vorigen Jahrhunderts jedoch nach dem Berichte von Ludwig Höke deren mehr als hundert vorhanden waren. Bei Gelegenheit der im Jahre 1892 in Székesfehérvár abgehaltenen Tagung der Ungarischen Archäologischen Gesellschaft haben wir am 20.—21. September 11 Hügel aufgegraben und in jedem derselben mit Schüsseln bedeckte

Urnen, in diesen verbrannte Knochen, außerdem Eisennägel und eine eiserne Lanze gefunden, die in das Museum des Komitats Fejér gelangten (Hattyuffy, Arch. Ért. IV, S. 160, V. S. 214; L. Höke, Életképek [Lebensbilder] I. 1876, 81, VI; Rómer, Mouv. S. 156; S. Nagy, Arch. Ért. N. F. XIII. S. 28—37). Hügel in ähnlicher Anzahl gibt es auch in Czikola, doch fanden hier noch keine Grabungen statt (Höke, a. a. O. VI. 80; Rómer, Mouv. S. 156).

In Zala-Lövö kommen in den Grabhügeln der Römerzeit mit Ziegeln ausgelegte Kammern vor, mit Brandspuren, Aschenurnen und Gefäßen (Arch. Közl. II. S. 246—260). Auch die 26 Hügel von Pola (Kom. Zala) sind aus der Römerzeit; hier hat man nach der Mitteilung von Wolfg. Szalacsy römische Glasgefäße, Fibeln, Eisennägel und eine Münze gefunden (Rómer, Mouv. S. 154).

Einsam erhebt sich über den Boden der große Kuruczhalom südlich von Székesfehérvár, von großen Feldsteinen umringt. Derselbe enthielt Urnen, die jedoch unter der Last des Erdreichs zerdrückt wurden (Arch. Ért., N. F. XII. S. 371). Dieser, sowie der Türkenhügel von Deutsch-Altenburg können in eine Zeit gesetzt werden, wo die Barbaren in den letzten Jahrzehnten des IV. Säkulums nach Pannonien eindringen. Vielleicht lassen sich auch noch hierher rechnen die 10 Hügel von Szilas, fünf Hügel von Sukoró und ein alleinstehender größerer Hügel zwischen Baracska und Ráczszentpeter, — alle in der Ebene des Komitats Fejér gelegen.

V. Hügel der Eisenzeit östlich der Theiß. Dieselben können in drei Gruppen eingeteilt werden:

a) In die ältere Periode der Eisenzeit gehören einige Grabhügel, die als Denkmäler der skythischen Zeiten betrachtet werden können. Ihre Zahl ist nicht groß, da doch im allgemeinen die Hinterlassenschaft der Skythen nur gering ist. Hierher gehört der Lippai-Hügel von Gyoma, einer unserer größeren Hügel, 12 m hoch. Im Jahre 1903 wurde darin eine Grabkammer gefunden, aus ungeschälten Balken gezimmert, und Skeletteile, rotgefärbte rohe Urnenfragmente und charakteristische skythische Goldgegenstände aus dem IV.—VI. Jahrhundert v. Chr. enthaltend (Dr. L. Márton, Arch. Ért. N. F. XXV, S. 234—240). Derart ist auch der Czakóhalom von Törtel, wo man im Jahre 1870 einen großen Bronzekessel fand, dessen Analogien in Süd-Rußland und in der Jenissei-Gegend in der skythisch-hunnischen Periode vorkommen (Rómer, Arch. Ért. II, S. 290). In dem 2 m hohen Hügel von Maroscsapó (Kom. Maros-Torda) war ein Reitergrab geborgen. Außer Pferde- und Menschenknochen hat man hier Gefäße, eine Pferdetränke und eine Axt, sowie ein für die Hallstattperiode charakteristisches eisernes Hohl-

beil gefunden (K. Darnay, Arch. Ért., N. F. XXIX, S. 165). Hieher rechnen wir noch im Komitat Szabolcs den 6 m hohen Nagy-Korhány bei Oros, den Hügel von Nyirjes und den 5 m hohen Kakasdomb («Hahnenhügel») von Bököny, die jedoch teils geplündert, teils sehr ärmlichen Inhaltes sind, so daß nur aus dem Charakter der Thonscherben gefolgert werden kann, daß dieselben der zweiten Hälfte des I. Jahrtausends v. Chr. angehören; im Hügel von Nyirjes hat man zwei sargähnliche verfaulte Holzkisten mit Knochenresten gefunden (Dr. A. Jósa, Nyirvidék, Dez. 1911).

b) Aus der Römerzeit kennen wir auch in Siebenbürgen einige Hügelgruppen mit Urnenbestattung. So gibt es in Fenyőfalva (Kom. Szeben) mehr als 40 runde Hügel, in welchen Aschenurnen, eiserne Pfeilspitzen, griechische und römische Münzen (darunter eine des Antoninus Pius) nebst verbrannten Knochen gefunden wurden (Arch. Közl. II. S. 246). Derselben Zeit gehört der Százhalom von Hermány an, von den Sachsen «Hundert Büchel», von den Rumänen «La Morminti» genannt, gleichfalls im Komitat Szeben. Aus einem derselben kamen ein denjenigen von Pátka entsprechendes Thongefäß, ein Glasgefäß und eine Bronzemünze der Faustina zum Vorschein (Rómér, Mouv. S. 113—115).

Dicht nebeneinander liegende Hügelchen gibt es bei Domaháza (Kom. Borsod), wo Baron Eugen Nyáry gegraben hat. Auf dem Kókut-Bikkés fand er in einem derselben einen Spaten tief Steine, darunter Kohle und Asche, Thonfragmente, einen Wetzstein, ein kleines eisernes Messer und geschmolzenes Eisen in großer Menge. Auch aus dem kleinsten Hügel des Ölyves-Középorom wurden Steine verschiedener Größe, Kohle, Asche, Thonscherben, ein Spindelknopf, das Fragment einer Trense, eine dünne Eisenstange usw. ans Tageslicht gefördert (Arch. Ért. IV. S. 117—120).

Josef Mihalik hat gleichfalls Spuren des Eisenschmelzens samt prähistorischen Scherben in dem 8—10 m hohen, umschanzten Hügel von Csornató gefunden (Arch. Ért. N. F. XI. S. 414).

Wahrscheinlich in diese Gruppe gehören auch die bei Bács-Madaras jenseits des Baches Kigyósbara gelegenen 72 Grabhügel, deren kleinster sich kaum über den Boden erhebt, während der größte eine Höhe von 5 m aufweist. Jedenfalls sind dieselben von der nächsten Gruppe zu trennen. Ludwig Roediger hat sechs dieser Hügel aufgegraben und ein mit den Füßen gegen Westen gerichtetes Skelett, ein zerfallenes Eisenschwert, einen eisernen Nagel und Beschlag, ein auf der Drehscheibe hergestelltes Gefäß, einen Armring aus schlechtem Silberdraht, eine Bernsteinperle und 77 weiße Kalkperlen, außerdem einen Pferdeschädel gefunden. Die Hügel sind

schon in alter Zeit geplündert worden (Roediger, Arch. Ért., N. F. XXV. S. 420—423; Jul. Dudás *ibid.* S. 288).

c) In die dritte Gruppe gehören die Grabhügel der um die Zeit der Geburt Christi eingewanderten jazygischen Nomaden, in der großen ungarischen Ebene, besonders östlich der Theiß. Unter den alten Grabhügeln sind diese die höchsten und augenfälligsten. Mehr als deren 5—6 kommen kaum zusammen vor, hingegen gibt es viele isolierte. Auch bei diesen, wie bei jenen der Skythen- und Hallstattperiode befand sich in der Mitte des Hügel eine aus Eichenbalken gezimmerte Kammer, wo man den Toten gewöhnlich in hockender Lage nebst seinen Schmucksachen und Waffen beigesetzt hat, doch fehlen diese Beigaben zumeist, da der größte Teil dieser Hügel schon vor langer Zeit ausgeplündert wurde.

Hieher gehören die fünf Grabhügel von Vizesda (Kom. Torontál), an deren Aufgrabung in den Jahren 1894 und 1895 auch Josef Hampel teilgenommen hat. Das Alter dieser Hügel ist durch Münzen des III. Jahrhunderts datiert, doch kamen auch Fundstücke der Völkerwanderungszeit vor. Man fand einen eisernen Schildbuckel, eine in Stücke zerbrochene eiserne Spatha und die für die Jazygenfunde so sehr charakteristischen Chalzedonperlen. Die Funde befinden sich im Ungarischen Nationalmuseum (Arch. Ért. N. F. XV. S. 436). Derart ist auch der Borsahalom von Jászalsószentgyörgy (Kom. Jász-Nagykún-Szolnok), der von Viktor Hild untersucht wurde. Zur Zeitbestimmung dient hier ein Silberdenar des Antoninus Pius oder des Marcus Aurelius. Unter dem 7 m hohen Hügel war die Leiche in einer längsviereckigen, aus dicken Balken gezimmerten Kammer beigesetzt. Daneben fand man 17 Stück doppelgehörte Goldknöpfchen mit grüner Glaseinlage und 30 Stück ungefaßte, runde, ovale und längsviereckige farbige Glasplättchen, 468 Stück winzige Goldknöpfchen, einen eisernen Schildbuckel, ein eisernes Kandelaber usw., die sich im Ungarischen Nationalmuseum befinden (Arch. Ért. N. F. XXI. S. 121—138).

Im Komitat Abauj bezeichnen die aus Eichenbalken konstruierten und rings mit Steinen belegten Kammern der Grabhügel von Szent-istvánbaksa (Hon [Vaterland] 1869. Nr. 48 u. 59; Arch. Ért. I. S. 146, 225, 305, II. S. 60; Rómer, *Mouv.* S. 126—128, Fig. 49) und Felsődobsza (Arch. Ért. I. S. 146, II. S. 94) die nördliche Grenze der Jazygengräber. Ostwärts findet man im Komitat Szabolcs in diese Gruppe gehörende Gräber. Ein solches ist der Feketehalom («schwarzer Hügel») von Buj, nach A. Jósa der höchste in Ungarn. Hier fand er in einer Tiefe von 13½ m das kleingewachsene Hockerskelett in einer dicken Eichenbalkenkammer, auf bloßer Erde, ohne

jede Beigabe, doch traten in der halben Höhe des Hügels an der Oberpartie eines Skelettes ein halbmondförmiger Ohrring aus Spiegelmetall und in einer Tiefe von 5 m eine Münze des Antoninus Pius zutage (Arch. Ért. N. F. XX. S. 267; Nyirvidék, Dez. 1911). Ähnlich ist der 6 m hohe Potyhalom von Tiszaeszlár, in dessen Innern in einer aus Eichenbrettern gefertigten, nun verfaulten Kammer, doch auf über dem gelben Sand hartgestampfter glatter Lehmunterlage ein großwüchsiges Hockerskelett mit dem Gesicht gegen Süden, dem Scheitel gegen Westen gerichtet an der Seite lag. Neben dem Skelett fand man einen gleichfalls aus Spiegelmetall hergestellten halbmondförmigen Ohrring, westlich vom Skelett ein Kinderskelett mit einer aus einer Muschelschale gefertigten Perle (Arch. Ért. N. F. XVII. S. 320; Naproidér, Dez. 1911). Ebenfalls bei Tiszaeszlár gehören der Nagy-Bashalom, nach der mit Pferde- und Ziegenknochen zusammen gefundenen eingeäscherten Holzschicht, sowie der zirka 6 m hohe, jedoch zerstörte Nagy-Korhány bei Nagykálló nach Maßgabe der Pferdeknöchel und Eichenholzreste ebenfalls hierher.

Ähnlichen Charakters erscheint der Bessenýóhalom («Hügel der Bessenýó») von Szentes, der nach der Mitteilung des Prof. B. Szivós eine Steinkammer, Gefäße und Knochen enthielt; auch gelangte von dort eine eiserne Lanze in das Nationalmuseum. Den obigen nach ist der Hügel um 8—900 Jahre älter als man auf Grund seines Namens denken würde (Rómer, *Mouv.* S. 131). In die Reihe der mit Steinkammern versehenen Grabhügel zu rechnen ist der bei Istvánháza (Kom. Jász-Nagykún-Szolnok) an dem Órdögárka («Teufelsgraben») sich zu zwei anderen Hügeln (Bukihalom und Kishalom) parallel erstreckende Lajoshalom («Ludwigshügel»), wo seitens der Tiszazugér Gesellschaft Ludw. Schweiger und Alb. Kovách gegraben und nebst einem kleinen Obsidiannucleus gegen Süden gewendete, 163, 134 und 126 cm lange Skelette gefunden haben (Rómer, *Mouv.* S. 128—131, Fig. 51—52). Von den sieben Hügeln des Tatárhányás («Tatarenhaufen») von Tápiószéle (Kom. Pest) sind zwei im Jahre 1904 unter der Leitung von Dr. L. Márton aufgegraben worden. Die zerstörten Grabhügel gehören der Römerzeit an; außer einem Eisengegenstande (vielleicht Handgriff eines Schildes?) und einem auf der Drehscheibe hergestellten schalenartigen Gefäße enthielten sie gar nichts (Monographie des Komitats Pest, I. S. 188).

d) Den Übergang in das Zeitalter der Völkerwanderung bezeichnen einige Grabhügel jenseits der Theiß und im Süden des Königreichs. Hieher sind die auf der Puszta Herpály zwischen Péterszeg und Berettyó-Ujfalú (Kom. Bihar) befindlichen Hügel zu

rechnen, deren einer im Jahre 1853 zerstört wurde, wobei man bei den Skeletten eines Mannes und eines Pferdes nebst vernichteten Gegenständen einen mit Goldblech bekleideten und anfangs als Helmspitze angesehenen reichverzierten Schildbuckel gefunden hat. Derselbe wurde im Jahre 1854 von Ladislaus Csiffy dem Ungarischen Nationalmuseum geschenkt. Die punzierte Verzierung des Buckels stellt einander gegenübergestellte Eber und Seepferde, Löwen, sowie eine Reihe der aus dem Gebiete der morgenländischen Kultur wohlbekannten Hähne mit Pferdeköpfen dar, deren Brüste menschliche Gesichter zeigen. Darum reihen wir das Denkmal nicht unter die Produkte des späten La Tène —, sondern unter die des frühen Sassanidengeschmackes ein und dürfte dasselbe der Hinterlassenschaft der am Anfang des IV. Jahrhunderts hereinströmenden Alanen angehören (Érdy, Akad. Évkönyv [Akad. Jahrbuch] IX. S. 16; Undsedt, Erstes Auftreten des Eisens, S. 467; S. Reinach, Arch. Ért. XIV. S. 196; Pulszky, Magyarorsz. Arch. II. S. 16, 18). Ebenfalls den Alanen zuzuschreiben ist der Katóhalom bei Gáva im Komitat Szabolcs, den man anfangs der Landnahmezeit zugeschrieben hatte; doch die eigentümliche, in einem Ring endende Griffform des dort gefundenen zweischneidigen geraden Schwertes, wozu in Ungarn bisher nur eine einzige Analogie in einem Reitergrabe bei Szil (Kom. Somogy) nebst versilberten bronzenen Gürtelbeschlägen und mit Buckeln und Rosetten vorkam, zeigt eine unverkennbare Verwandtschaft zu den skythisch-sarmatischen Schwertgriffen um die Zeit der Geburt Christi an der mittleren und unteren Wolga und jenseits des Urals. Der Hügel war ausgeplündert, die Eichenbalken durcheinander geworfen, doch das ausgestreckte, mit dem Kopf gegen Norden gerichtete Skelett blieb unberührt. Daneben lag das Schwert und ein Gefäß, während im unteren Teil ein aus dünnem Bronzeblech hergestelltes gebuckeltes Armband und in der unmittelbaren Nähe des Hügels ein sehr schön verziertes feines Thongefäß zum Vorschein kam (Dr. A. Jósa, Arch. Ért. N. F. XVIII, S. 403 bis 404 und Nyirvidék, Dez. 1911; Hampel, A honfoglaláskor [Die Landnahmezeit], S. 611; B. Pósta, Zichy J. Kaukázusi utja [Kaukasische Reise des Grafen Eugen Zichy] S. 22 u. 575; G. Nagy, Arch. Ért., N. F. XXVI. S. 400—401). Auch das ausgestreckte, mit dem Kopfe gegen Norden liegende Skelett im Vájotthalom («geschnittener Hügel») von Rakamaz weist darauf hin, daß auch dieser Hügel von den um das IV. Jahrhundert im Komitat Szabolcs hausenden Alanen herrühre (A Jósa, Nyirvidék, Dez. 1911).

Die 16 Grabhügel von Szilágynagyfalu, deren einer im Jahre 1878 von Jakob Mattyasovszky, ein anderer im folgenden Jahre von Karl

Torma und fünf derselben — worunter der größte die Höhe von 6,10 m erreichte — von Josef Hampel aufgegraben worden, sind, wenn nicht den Alanen, doch einem anderen sarmatischen Volk zuzuschreiben. In den Hügeln befanden sich unter einer Steintafel inmitten einer Holzbalkeneinfriedung mit Kohlenresten, sowie Knochen und einer Aschenschicht Graburnen, außerdem Überreste eines Kübels, Münzen und in einem derselben die für die sarmatischen Funde charakteristische Schnalle mit Greifenverzierung, welche in einem Hügelgrab nur dieses einzige Mal vorkommt, später nicht mehr (Arch. Ért. N. F. I. S. 156, 172; Hampel, A régibb kőzépkor [Das frühe Mittelalter] I. S. 71—73). In den zu Nyiregyháza gehörenden Grabhügeln von Császárszállás — dem in unmittelbarer Nachbarschaft voneinander gelegenen Harmashalom («Dreihügel») und dem etliche 100 Schritte davon entfernten 6 m hohen Hügel — kamen nur Eisenschlacke und ein ausgestrecktes, den Kopf gegen Westen, die Füße gegen Osten gerichtetes, 2 m langes Skelett vor (Dr. A. Jósa, Arch. Ért. N. F. XVII, S. 323; und Nyirvidék, Dez. 1911).

Zu den Grabhügeln mit Balkenkammern gehört auch derjenige von Csesztreg (Kom. Torontál), an einem Arm des Flusses Aranka gelegen. Unter der Mitte des Hügel befand sich eine größere Kammer, an welche sich vier in die Erde gegrabene kleinere Kammern anschlossen; in jener gab es ein Skelett, das Gesicht gegen Osten, Pferdeknochen, Kohlenreste und Asche ohne jede weitere Beigabe (Szentkláray, Arch. Ért. XIV. S. 277).

Anderen Charakters sind die sechs Kumanenhügel von Geszteréd (Kom. Szabolcs), deren zwei größte eine Höhe von 4 m erreichen. Hier haben im Jahre 1868 Baron Josef Vécsey, Florian Rómer, sowie der sich damals der Archäologie widmende Andreas Jósa gegraben. Vier Hügel waren ausgeplündert, im fünften kamen ein aus Spiegelmetall hergestellter Gegenstand und ein kleines Bronzeblechfragment vor. Unter dem sechsten Hügel war der Boden etwa 2 m tief ausgebrannt, und in die Mitte des so zubereiteten Grabes legte man die Leiche, den Kopf gegen Süden, die Füße gegen Norden. Neben dem Skelett befanden sich für die frühen germanischen Funde charakteristische Gegenstände, sowie ein zweischneidiges Eisenschwert mit einem Onyx, ein paar dünnplatierte silberne Sporen, Bernstein, ein Schildbuckel, eine große Lanze, eine dünnwandige römische Schale mit blaßroter Glasur, Eisenklammern usw. (Rómer, Arch. Ért. I. 49 und Mouv. S. 134—136, Fig. 60—73; Dr. A. Jósa, Arch. Ért. N. F. XVII. S. 319—320 und Nyirvidék, Dez.

1911). Denjenigen von Geszteréd ähnliche Hügel traf Rómer bei Vas-kút im Komitat Bács an. Vier der zwölf dortigen Hügel hat er im Jahre 1868 mit Géza Czirbusz ausgegraben, doch waren dieselben zerstört, so daß sie außer wenigen Eisenklammern nichts enthielten. Die Hügel sind 20—30 m hoch und sehr eigenartig geförm. Nach Jul. Dudás kommen ähnliche Hügel nur im benachbarten Rigycza vor (Rómer, *Mouv.*, S. 132—134, Fig. 53—55; Czirbusz, *Hon.*, 25. Juli 1868; Dudás, *Arch. Ért. N. F.* XX. S. 385).

Es gibt außerdem einige Hügel, deren Charakter sich genauer nicht bestimmen läßt. Ein solcher ist der Csákkalom von Tisza-füred (Kom. Heves), welcher nach Rómers Meinung der Bestattungsort eines Häuptlings und seiner Familie gewesen sein sollte. Hier fand man neben dem Skelett ein Eisenschwert, einen goldenen Ohrring usw. (Rómer, *Mouv.* S. 151). In Tiszaörvény kamen zu Füßen des Skeletts eine Urne, sowie ein griechisch geformtes Kreuz zum Vorschein, ein Zeichen dessen, daß der Hügel auch noch in christlicher Zeit zur Bestattung benutzt wurde.

VI. Grabhügel der Landnahmezeit. Es wurde bereits erwähnt, daß die Ungarn der Landnahmezeit gewöhnlich die natürlichen Bodenerhebungen oder die bereits vorhandenen alten Grab- und Abfallhügel zur Bestattung in Anspruch genommen, selber aber kaum Hügel über ihren Toten errichtet haben. Es gibt dennoch auch solche, und es ist möglich, daß diese nur einem Zweige der ungarischen Völkerschaft und zwar den Benennungen «Kumanen-hügel» und «Korhány» nach den Stämmen kumanischen oder hunnischen Ursprungs angehören. Vorläufig ist dies jedoch lediglich eine Hypothese (vgl. *Arch. Ért. N. F.* XIII. S. 233).

Eine Sonderstellung nimmt unter diesen Hügeln der Garahalom von Karász im Komitat Szabolcs ein. Der Hügel, welcher mit einem Graben und einem Damm umgeben war, wurde zerstört und erst in den Jahren 1894 und 1898 aufgegraben. Man fand in einem Reitergrab silberne Knöpfchen, Plättchen, Fragmente von Beschlägen, einen Steigbügel, dann Münzen der ungarischen Könige heil. Stefan, Peter, und heil. Ladislaus, ein Fragment einer Axt vom Völkerwanderungstypus, Perlen aus brauner Glaspasta mit weißen Kreisen verziert. Es ist möglich, daß irgendeine alte Heidenburg später zur Bestattung benützt wurde (Dr. A. Jósa, *Arch. Ért. N. F.* XVII. S. 318 und XVIII. S. 402—403, XXXIV. S. 182, Nyirvidék, Okt. 1898 und Dez. 1911; Hampel, *Honfogl. kor.* S. 629).

Es ist mit voller Sicherheit bestimmbar, daß der 8 m hohe Hügel von Monaj im Komitate Abauj, auf Grund dessen der große Roman-

cier Jókai eine so poetische, doch falsche Beschreibung des Begräbnisses bei den ungarischen Recken der Landnahmezeit in dem Werk «Österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild» entworfen hatte, den skythischen La Tène-Zeiten angehört. Der Hügel wurde im Jahre 1886 von Josef Csoma aufgegraben und nach seiner Beschreibung befand sich der Fund aus der Landnahmezeit in einer Tiefe von 1,70 m, dann folgten um 5 cm tiefer eine 9 cm dicke verfaulte Holzschicht, wahrscheinlich das Überbleibsel der einstigen Balkenkammer, und darunter eine 6—12 cm dicke Kohlen- und Aschenschicht, mit den wohlbekannten dreischneidigen, inwendig leeren Pfeilspitzen der Skythen. Aus dem zerstörten Teil des Hügels gelangte auch noch ein La Tène-Messer und ein mit Graphit geschwärztes Gefäßfragment unter die Objekte der Landnahmezeit (Csoma, Arch. Ért. N. F. VII. S. 60; vgl. Arch. Ért. N. F. XIII. S. 321 und XVI. S. 358).

Es ist nicht ausgeschlossen, daß auch der Hügel mit einem Grab der Landnahmezeit bei Szolyva (Kom. Bereg) aus einer älteren Zeit herrührt. Diesen Hügel, der eine Höhe von anderthalb Klafter erreicht und an dem Fluß Latorcza gelegen ist, hat Theodor Lehoczky im Jahre 1870 aufgegraben und in einem Reitergrab unter anderen neben dem Schädel des Skelettes eine silbervergoldete Zierplatte sassanidischen Stils, dann Fragmente eines avarischen und eines landnahmezeitlichen Schwertes. Der Leichnam war auf ein Eichenbrett gelegt, das vollständig verfault ist. Möglich, daß dieses Brett eigentlich die Decke der ursprünglichen Balkenkammer gewesen ist, in welchem Falle auch dieser Hügel in die skythisch-sarmatischen Zeiten zurückreichte (Lehoczky, Arch. Ért. III. S. 201 und VI. S. 170; Monographie des Komitats Bereg, S. 111).

Von den altungarischen Gräbern von Szeged kamen sowohl die Funde vom Ásott- oder Királyhalom («Königshügel») als auch der Fund von Bojárfalva nur in der Nähe der Hügel zum Vorschein, nicht aber in den Hügeln selbst. Drei Gräber des Fundes von Óthalom sind in dem östlichen flachen Teil des gegen Szeged liegenden Hügels zwischen Feuerstellen einer prähistorischen Wohnstätte gefunden worden; an der Nordseite desselben Hügels befanden sich prähistorische (und jazygische) Gräber der Römerzeit, während zwei weitere Gräber nur in der Nähe des Hügels gefunden wurden (G. Varázseji, Arch. Ért. XIV. S. 323, 325, 332; Reisner, Arch. Ért. N. F. XI. S. 99, 102; vgl. Arch. Ért. N. F. XIII. S. 224). Die Gräber aus der Landnahme- und Árpádenzeit, die aus dem Hügel von Óbecsenyő am Arankafluß im Komitat Torontál, aus dem Kovácshalom von Szeghalom im Komitat Békés und aus dem Kopós-

halom von Gyulavarsánd im Komitat Arad ausgegraben worden, waren in prähistorischen Küchenabfallhügeln angelegt (J. Kisléghi-Nagy, Arch. Ért. N. F. XX. VII. S. 207; Hampel, Újabb tan. [Neuere Studien] S. 132—134, Taf. 24; K. Darnay, Arch. Ért. N. F. XXV. S. 66 bis 70; Hampel a. a. O. S. 141, Taf. 29; Joh. Domokos, Arch. Ért. N. F. XXVIII. S. 55—78).

An dem Fluß Aranka im Komitat Torontál befinden sich noch die 10 kleinen runden Hügelchen von Bukova. Zwei derselben sind von Julius Kisléghi-Nagy aufgegraben worden und als landnahmezeitliche agnosziert worden, mit einem Rosenbuckel vom Piliner Typus, mit einer einen Reiter darstellenden durchbrochenen Zierscheibe, Pfeilspitzen usw. (Arch. Ért. N. F. XXIV. S. 417; Hampel, Újabb tan. S. 129—132, Taf. 22—23).

Das Alter der Hügel von Oroszlámos ist durch eine Münze des heil. Ladislaus datiert. Stefan Tömörkény hat hier in einem Reitergrabe Anhängsel, Haarringe usw. gefunden (Arch. Ért. N. F. XXIV. S. 264—270; Hampel, Újabb. tan. S. 125—128, T. 20—21). Gleichfalls Anhängsel und Haarringe waren im Libahalom («Gänsehügel») von Tóke (Csallány, Arch. Ért. N. F. XXV. S. 37—43; Hampel, Újabb tan. S. 209—211, T. 188); Reitergräber der Landnahmezeit kamen im Szöllóhalom («Weinhügel») von Hódmezővásárhely zum Vorschein (Hampel, Altertümer, II. S. 759, Újabb. tan. S. 118), im Petenczhalom (Hampel, A honfogl. kor., S. 609) und Kettőshalom («Doppelhügel») von Csongrád. In Kúnszentmárton wurde am Fuß eines kleinen Hügel ein Rosenbuckel vom Piliner Typus usw. gefunden (Csallány, Arch. Ért. N. F. XXV. S. 34; Hampel, Újabb. tan. S. 122—123, Taf. 19). Weitere Gräber der Árpádenzeit: zwischen Szegvár und Szentes im Sápahalom (Csallány, Arch. Ért. N. F. XXV. S. 40), im Kendereshalom («Hanfhügel») von Ócsöd (Komitat Békés; Csallány, a. a. O., S. 35), im Gyecshalom bei Gendás, zirka 30 Gräber mit den Gebeinen der Könige hl. Stefan, Aba und Peter, aufgegraben von Mich. Zsilinszky im Jahre 1879 (Arch. Ért. XIV. S. 91; Hampel, Újabb. tan. S. 166—167, Taf. 55—56), im Doppelhügel von Bér bei Mezőtúr (Funde im Ung. Nationalmuseum), im Pengyomhügel von Tetétlen, im Szörhalom von Nagy-kőrös.

In obigem haben wir all das zusammengefaßt, was über unsere Hügel bisher festzustellen war. Es ist ersichtlich, daß gar manche Hügel noch der Erforschung harren, obwohl aus der Rómerschen Liste diejenigen gar nicht erwähnt wurden, über welche, die Namen der Hügel ausgenommen, jeder nähere Nachweis noch aussteht.

Noch größer ist die Zahl der zu lösenden Fragen. Alldies gehört zu den zukünftigen Aufgaben der ungarischen archäologischen Wissenschaft¹⁾.

¹⁾ Obiger Aufsatz ist die letzte Arbeit des am 4. Februar l. J. heimgegangenen hervorragenden Forschers, dessen vorzugsweise die schwersten, verwickeltesten Fragen der ungarischen Urgeschichte und Archäologie betreffende Untersuchungen manches Problem der ungarischen Wissenschaft teils endgiltig gelöst, teils zu deren Lösung eine Fülle geistvoller Anregungen und reiches Material beigetragen haben.

Die Redaktion.

Die deutsche Ansiedelung im Komitat Szatmár.

Von Professor Stefan Vohnáz.

II.

(Schluß.)

Trotz der erfolglosen Ansiedlung von 1726 gab Graf Alexander Károlyi den Gedanken nicht auf, Erdöd mit schwäbischen Einwohnern zu besiedeln. So schreibt Josef Prielczyk Gombkötő dem Grafen am 1. Juni 1732 aus Tótmegyér¹⁾, daß er die erste Gruppe der Schwaben ohne Mangel nach Erdöd beförderte und mit Hilfe des Güterdirektors einem jeden seinen Grund angewiesen habe. Der Güterdirektor sei nach Poroszló gefahren und habe die dort angetroffenen Franken über die Theiß bis Ujváros²⁾ befördert. Gombkötő hofft, daß diese Franken schon an Ort und Stelle sind. Über die hier erwähnten Schwaben und Franken finden wir aber in den Erdöder Konskriptionen gar keine Angaben. Nach Béltek kam zu dieser Zeit auch keine größere Gruppe von Ansiedlern aus dem Auslande. Die lateinische Konskription vom 28. Dezember 1733 gibt wohl die Namen von 18 neuen schwäbischen Bauern in Béltek an, aber von diesen stammen nur zwei aus dem Auslande, die übrigen aus den verschiedenen schwäbischen Gemeinden.

Hierorts erwähnen wir, daß Alexander Károlyi in einem vom 14. Februar 1733 aus Erdöd datierten ungarischen Vertrage den Bélteker Schwaben nach ihrer abgelaufenen Steuerfreiheit noch ein freies Jahr schenkte, wenn sie zur Errichtung der Kaserne so wie bisher täglich vier Arbeiter geben. Diejenigen sollen auch helfen, deren steuerfreie Zeit noch nicht abgelaufen sei, und auch ihre Steuerfreiheit werde der Graf um ein Jahr verlängern.

¹⁾ Nordwestlich von Érsekújvár, im Komitat Nyitra.

²⁾ Nordwestlich von Debreczen, im Komitat Hajdú.

Die von 1726 bis 1732 erfolgten Ansiedlungen hängen alle mit den Gemeinden Erdöd und Bélték zusammen. Bevor wir zu der nächsten Ansiedelung von 1733 übergehen, betrachten wir auch die Lage der drei alten schwäbischen Gemeinden. Die vorhandenen Konskriptionen bieten über die Anzahl der Bevölkerung in diesen Dörfern eine klare Übersicht. Laut der Konskription für das Jahr 1731 waren in Csanálos 84 schwäbische Bauern und acht Witwen. Jeder Bauer zahlte 3 Gulden und 60 Denar, jede Witwe aber einen Gulden und 80 Denar Grundsteuer, und so war die Grundsteuer der ganzen Gemeinde 325 Gulden und 80 Denar. Fény hatte nach einer ausführlichen Konskription von 1729 eine Anzahl von 77 schwäbischen Bauern, laut des Namensregisters von 1731 aber 78. Die Konskription vom 27. März weist in Nagymajtény 118 schwäbische Bauern aus.

Am 2. Mai 1733 gelangte eine neuere Gruppe von schwäbischen Ansiedlern in Preßburg an. Die eigenhändige ungarische Instruktion Alexander Károlyis entstand an demselben Tage in Preßburg. In den ersten Punkten dieser Instruktion erklärt der Graf die Vorgangsweise bei der Konskription der neuen Ankömmlinge und betont besonders die Einforderung wie auch die Evidenzhaltung der Tauf-, Heirats- und Entlassungsscheine. Wenn zwei oder drei Schiffe ankommen, so sollen sich die Insassen jedes Schiffes einen Richter wählen, der ein Exemplar der Konskription bei sich führe, um es in der angewiesenen Gemeinde vorzeigen zu können. Die Konskription müsse von den Richtern unterzeichnet und mit Siegel versehen werden. Die Weiterbeförderung der Ansiedler werde bis Karva³⁾ und von hier bis Dunakeszi⁴⁾ auf der Donau erfolgen, von dieser letzteren Gemeinde aber zu Wagen bis nach Poroszló an die Theiß, wo der Graf Franz auf sie warten und über sie verfügen werde. Man müsse sie befragen, ob ihrer 40 oder 50 nicht geneigt wären, sich in Ivánka⁵⁾ niederzulassen. Der Graf gäbe einem jeden von diesen zwei Ochsen und eine Kuh zum Schätzungspreise, und sie müßten nach je einem Grunde jährlich 15 oder wenigstens 12 Gulden zahlen und wöchentlich mindestens einen Tag Frondienst leisten. Die Slovaken würde der Graf in diesem Falle nach Megyer (= Tótmegyer) übersiedeln.

Die lateinische Konskription wurde am folgenden Tag, den 3. Mai 1733, streng nach der obigen Instruktion verfertigt. Auf dem ersten

³⁾ Puszta-Karva liegt an der Donau, auf halbem Wege zwischen Komárom und Esztergom.

⁴⁾ Nördlich von Budapest an der Donau.

⁵⁾ Kleingemeinde im Komitat Pozsony, nordöstlich von Preßburg.

Schiffe waren: 28 Männer, 28 Frauen, 18 Knaben und 32 Mädchen, zusammen 106 Personen; auf dem zweiten 24 Männer, 21 Frauen, 10 Witwen, respektive Jungfern, 23 Knaben und 15 Mädchen, zusammen 93 Personen. Auf beiden Schiffen gelangten also 199 Personen nach Preßburg. Handwerker waren unter ihnen 18. Der Richter des ersten Schiffes war Georg Eilinger, der des zweiten Josef Geng. Der letztere wird in der Konskription Richter von Bélték genannt, gewiß weil von den 24 Männern des zweiten Schiffes 15 sich in Bélték niederließen, wie es die Béltéker Konskription vom 31. Dezember 1736 zeigt. Es scheint, daß der künftige Wohnort eines jeden Ansiedlers schon im Voraus bestimmt wurde. Insofern festzusetzen ist, siedelte sich ein großer Teil der neuen Ankömmlinge in Bélték an: von den zwei Schiffen 20 Männer, d. h. 20 Familien (s. Konskription vom 28. März 1738). Nach Majtény gingen acht Familien, die übrigen machten sich in Kaplony, Fény und Erdöd an-sässig.

Die nächste Sorge Alexanders Károlyis bildete die Besiedelung der Gemeinde Kaplony⁶⁾ mit schwäbischen Einwohnern. Wie oben zu sehen war, gingen die ersten schwäbischen Ansiedler Kaplony (aus dem Jahre 1712) nach Csanálos über und seitdem kam Kaplony nicht mehr unter den schwäbischen Gemeinden vor. In den Briefen Alexander Károlyis lesen wir den Namen der Gemeinde von neuem. Er schreibt seinem Sohne Franz am 16. März 1734 aus Balkány⁷⁾, daß junge Schwaben aus Fény, darunter auch Insassen (Kleinhäusler), ihn baten, ihnen irgendeine geeignete Gemeinde anzuweisen, wo sie sich niederlassen könnten. Er habe ihnen Kaplony empfohlen, weil sie dort weder zur Errichtung eines Pfarrhauses, noch zur Erhaltung des Pfarrers beitragen müssen. Die Franziskaner versahen nämlich den Pfarrdienst. Der Graf bittet seinen Sohn, unter diese Schwaben aus Fény, wie auch unter einige aus Csanálos, Bauerngründe in Kaplony auszuteilen; wenn sich viele melden sollten, so könnten einige nach Erdöd übergehen und die dortigen 12 leeren Bauernhäuser in Besitz nehmen.

Am 24. November 1734 verständigt der Graf seinen Sohn Franz aus Erdöd, daß er die Reisepässe jener Schwaben, die um neue Ansiedler gehen werden, dem Wiener Agenten Thalheim übersendet habe. Diese Schwaben sollen je 12 Gulden Reisekosten erhalten, mit

⁶⁾ Kleingemeinde, nordöstlich von Nagykároly, ist die Wiege der Kaplons, von denen die Familie Károlyi herrührt. Die Kirche samt der Familiengruft ließ Alexander Károlyi 1719 erbauen. Die Parochie ist sehr alt, Matrikeln sind seit 1726 vorhanden. Einwohner: röm. kath. Schwaben 1388, griech. kath. 236, Ref. 312, Isr. 1.

⁷⁾ Großgemeinde im Komitat Szabolcs, südöstlich von Nyiregyháza.

der Instruktion, daß ein jeder 50 Bauern mit sich bringe und daß sie mit ihrer Gruppe nicht auf einmal, sondern nacheinander anlangen. Er schreibt noch seinem Sohne, daß der Leutnant Kövesdy von den Károlyischen Husaren zwei verheiratete und zwei ledige Schwaben bis nach Pest geschickt habe, welche die zu besiedelnden Gemeinden besichtigen und dann in ihre schwäbische Heimat zurückkehren werden. Diesen Schwaben könnte man in Nagykaroly, die Badgasse (Füredöutca), ferner Béltek und Kaplony zeigen. Kövesdy schreibe auch, daß jetzt nach der Aussage des Ulmer Agenten eine hinreichende Anzahl von guten Bauern nach Ungarn käme, daß sie aber wegen des Krieges ihre Habe nicht verkaufen können.

Der im Briefe vom 24. November 1734 erwähnte lateinische Reisepaß ist vom 16. November 1734 aus Erdöd datiert. Wolfgang Frick, Christian Pappelau, Michael Geng, schwäbische Einwohner aus Nagymajtény, und Ignaz Fetscher, Ferdinand Heinrich, Schwaben aus Kaplony, waren die abgesendeten Agenten. Laut des Reisepasses stammen diese Leute alle aus dem schwäbischen Lande (ex Provincia Sveviae) und wurden vom Grafen auf ihr eigenes Ansuchen in ihre alte Heimat gesendet, um von dort wohlhabende, katholische Einwohner mit sich zu bringen. Die Bedingungen waren ungefähr dieselben, wie bei den bisherigen Ansiedelungen: bis Preßburg müssen die neuen Ansiedler auf eigene Kosten kommen, sechs Jahre hindurch werden sie von den Komitatslasten, ein Jahr von den Urbariallasten frei sein; nach Verlauf dieses Jahres sind sie nach jedem Bauerngrunde jährlich 3 rheinische Gulden Grundsteuer, 15 tägigen Frondienst, das Neuntel, außerdem nach den adeligen oder herrschaftlichen Gütern das Neuntel und das Zehntel schuldig. Wer einen neuen Weingarten bepflanzt, gibt 10 Jahre, wer aber einen mit Weinstöcken beplanten Weingarten bebaut, gibt 7 Jahre kein Zehntel; nach Verlauf dieser Zeit muß er aber der Herrschaft das Zehntel abführen. Am Neujahr, zu Ostern und Pfingsten werden sie die gebräuchlichen Geschenke geben, d. h. zu dem Bedarfe der herrschaftlichen Küche verhältnismäßig beitragen müssen. Für die Ortsveränderung bleibt die alte Regel: nach Bezahlung der Schulden und Anschaffung eines entsprechenden Vertreters darf ein jeder weggehen.

Nach einer lateinischen Aufzeichnung machten sich die in dem Reisepaß genannten schwäbischen Entsendeten im Januar 1735 auf den Weg nach dem Schwabenland. Mit den neuen Ansiedlern kamen sie anfangs Mai 1735 an. Stephan Csiszár, herrschaftlicher Beamter, meldet nämlich am 2. Mai 1735 dem Grafen aus Kóka⁸⁾, daß Herr

⁸⁾ Im Komitat Pest, östlich von Péczel, in gleicher Höhe mit Jászberény.

Gyötrik die Schwaben am Samstag unter Komárom getroffen, er selbst aber mit dem herrschaftlichen Schaffner Michael Varró Wagen verschafft habe. An demselben Tage verständigt Michael Varró den Grafen aus Kóka von den Schwierigkeiten, welche die Anschaffung der Wagen ihn gekostet habe. Am 2. Mai seien 35 Wagen mit Brot beladen nach Dunakeszi abgefahren, und diese werde nach Kóka zurückkehren. Varró meldet am 4. Mai schon, daß die Schwaben an demselben Tage ohne Schaden glücklich nach Kóka gelangt seien und je eher nach Poroszló abfahren werden. Er schreibt noch, daß Csiszár, Gyötrik und er den vom Pfarrer von Kóka erhaltenen Zehntwein unter die Ankömmlinge verteilt haben, damit sie desto mehr Lust zur Reise bekämen. In Kóka wird wohl auch das Zusammenschreiben der neuen Ansiedler erfolgt sein, da die vorhandene lateinische Konskription am 4. Mai 1735 gefertigt wurde. Laut dieser Konskription waren unter ihnen: 18 Ehepaare, d. h. 36 Personen, 22 Knaben, 20 Mädchen, 4 Witwen, 10 Jungfern, 7 Junggesellen, so daß zusammen 99 Personen aus der schwäbischen Heimat ankamen. Freudevoll verständigt Stephan Csiszár am 12. Mai 1735 den Grafen aus Nagykároly, daß er die Schwaben trotz der üblen Gerüchte ohne Mangel hergebracht habe. Die üblen Gerüchte beziehen sich auf den Peró-ischen Aufruhr im Komitat Békés. Es ist auch eine andere und zwar ungarische Konskription vom 15. Mai 1735 über unsere Schwaben vorhanden. Diese enthält das Namensregister von 23 Männern mit Bezeichnung des schwäbischen Ursprungsortes ihrer 16. Demnach stammen aus Ellmannsweiler (O. A. Biberach, s. von Lampertshausen) 4, aus Ravensburg 3, aus der vorderösterreichischen (oberschwäb.) Landvogtei 2, aus Heiligenberg (badisch, s. ö. von Pfullendorf) 2, aus Schloß Horn (O. A. Biberach, bei Fischbach) 2, aus Biberach 1, aus Ebersbach (O. A. Saulgau) 1, aus Ober-Theuringen (O. A. Tettngau) 1 Mann.

Von den Ankömmlingen ließen sich acht Bauern in Kaplony, fünf in Nagymajtény, drei in Csanálos, zwei in Fény und einer in Bélték nieder. Nach Kaplony ging also ein bedeutender Teil der neuen Ansiedler. Diese Gemeinde hatte laut Konskription vom 8. Dezember 1735 schon 23 schwäbische Bauern, von denen neun das zweite Jahr, die übrigen aber das erste Jahr in der Ortschaft wohnten. Was ihren früheren Wohnort anbelangt, kamen ihrer acht aus dem Auslande (Mai 1735), die übrigen aus den verschiedenen schwäbischen Gemeinden, so aus Fény sieben, aus Csanálos fünf, aus Erdöd, Bélték und Nagykároly je ein Bauer. In den Matrikeln von Kaplony kommen zwar schon in den Jahren 1728 und 1732 einige schwäbische

Familiennamen vor, aber im Grunde bestätigen auch diese Matrikeln unsere Behauptung, das Kaplony im Jahre 1734 anfang, von neuem als schwäbische Gemeinde eine Rolle zu spielen.

Der größte Teil der seit 1736 angekommenen Ansiedler machte sich in Erdöd ansässig, welche Ortschaft seit 1730 den Namen «schwäbische Gemeinde» kaum verdiente. Alexander Károlyi erwähnt in einem Briefe, welchen er 1736 an seinen Sohn Franz in das Rheinlager richtete, auch die Besiedelung Erdöds als seinen nächsten Zweck. Er klagt, daß von seinen im Komitat Szatmár liegenden Gütern 170 Bauern in das Komitat Szolnok-Doboka entflohen seien. Er habe ihre Auslieferung zwar schon wiederholt verlangt, aber die Grundherren von Siebenbürgen hätten ihm diese Bitte abgeschlagen. Er beauftragt also seinen Sohn, während des Feldzuges «gutes, papistisches Volk aus Franken, wie auch Schwaben» zu senden. Er möchte Károly und Erdöd gut bevölkern, da die «goldenen Ungarn» wiederholt durchgegangen und kaum ihrer zehn zurückgeblieben seien.

Um seinen Plan durchzuführen, verschaffte er sich das kaiserliche Patent vom 22. Februar 1736, laut dessen ihm gestattet wurde, ungefähr 100 katholische deutsche Familien aus dem Reiche, besonders aber aus dem schwäbischen Kreise in seine im Komitat Szatmár liegenden Güter abzuführen. Dem deutschen Patent nach habe Alexander Károlyi schon die notwendigen Vorkehrungen getroffen und als Führer Christian Götz, sowie Johann Feser abgesendet. Die Abführung müsse binnen sechs Monaten, vom Datum des Patents gerechnet, bewirkt werden. Der Graf versah die Führer mit dem nötigen Reisepaß, dessen Inhalt mit dem vom 16. November 1734 vollständig identisch ist. Im Reisepaß kommt auch ein dritter Führer vor: Jakob Egly, ebenfalls Einwohner von Nagymajtény, wie seine zwei Genossen.

Den Erfolg der Tätigkeit der Entsendeten erfahren wir aus dem Briefe, welchen Michael Varró, Schaffner, am 9. Mai 1736 aus Kóka an seinen gräflichen Herrn richtete. Er berichtet, daß Josef Gombkötő 16 Bauern bis Poroszló befördert habe und Stephan Csiszár am 9. Mai angekommen sei (ob mit Ansiedlern oder allein, ist aus dem Briefe nicht zu ersehen). Er schreibt noch, daß er dem letzten Befehl des Grafen gemäß 15 Wagen um die nach Dunakeszi gelangten Schwaben geschickt habe.

Die 16 schwäbischen Bauern, welche Josef Gombkötő bis Poroszló befördert hatte, kamen außer einem wirklich in Erdöd an, wie es die ungarische Konskription vom 22. Mai 1736 beweist. Die 15 Bauern hatten zwölf Töchter und sieben Söhne, so daß mit den 13

Frauen zusammen 47 Personen anlangten. Die Konskription gibt auch die gewesenen Grundherren der Ankömmlinge an. Solche Namen wie: Enzberg, Baron Rehlingen, Herzog Fürstenberg, Aulendorf (= Graf Königsegg-Aulendorf) sind schlagende Beweise für die schwäbische Herkunft unserer Ansiedler. Dies sind nämlich Familiennamen des württembergischen Hochadels. Die Namen der Grundherren geben uns außerdem Andeutungen über die Ursprungsorte der Ankömmlinge.

Es fehlen uns weitere Angaben über die nach Dunakeszi gelangten Schwaben, um welche Michael Varró 15 Wagen geschickt haben soll. Aber auch Franken kamen nach Erdöd und zwar am 19. Juni 1736, wie es die an demselben Tage gefertigte ungarische Konskription bestätigt⁹⁾. Es waren unter ihnen 21 Bauern, 22 Mädchen, 17 Knaben und so war die Anzahl der Ansiedler samt den 17 Frauen 77. Laut der Konskription waren sämtliche Franken die Fronleute des Bischofs von Bamberg. So haben wir auch über ihren Ursprungsort irgendeine Orientierung.

Die neuangekommenen Schwaben und Franken blieben nicht alle in Erdöd, einige von ihnen gingen entweder in andere schwäbische Gemeinden über oder entflohen. Laut der Konskription vom 31. Dezember 1736 waren in Erdöd: 8 alte, 11 neue schwäbische Bauern (anstatt 15) und 4 alte, 13 neue fränkische Bauern (anstatt 21), zusammen also 36 Bauern.

Die Lage der Erdöder Schwaben und Franken können wir ein paar Jahre hindurch am richtigsten aus den ungarischen Briefen des Nagykárolyer Güterdirektors Christoph Redel beurteilen. Er schreibt dem Grafen am 7. Juli 1736 aus Erdöd, daß die Franken und die neuen Schwaben mit Ungeduld auf die Ernte warten, um etwas arbeiten zu können. Er habe ihnen den dortigen Weizen zum Abschneiden für einen bestimmten Anteil versprochen. Am 4. September 1736 berichtet er, ebenfalls aus Erdöd, daß die Franken und Schwaben «an der jetzigen allgemeinen und stark herrschenden Krankheit (S. V. im Blute) leiden, aber bis jetzt, Gott Lob, noch keiner von ihnen gestorben sei.» Am 5. Dezember 1736 verständigt er seinen Herrn, daß die Franken und die neuen Schwaben an Vermögen ziemlich zugenommen und gute, standhafte Häuser gebaut haben, daß sie aber nicht hinreichendes Vieh besitzen. Er bittet um den Befehl des Grafen hinsichtlich jenes fränkischen Müllers, der fortwährend nur seinen Reisepaß urgiert und den hiesigen Boden so verabscheut, daß er um keinen Preis bleiben will.

⁹⁾ Es ist möglich, daß Varró unter den nach Dunakeszi gelangten Schwaben diese Franken versteht. Eine solche Namensverwechslung kommt auch anderswo vor.

In demselben Brief vom 5. Dezember 1736 schreibt Redel von einem Franken und einem Schwaben, die er mit Josef Gombkötő hinaufgeschickt habe. Er hofft, daß sie bisher schon dort angekommen seien. Der betreffende Franke sei der beste Mann unter den Franken und zufrieden mit seinem hiesigen Wohnorte; seiner Frau habe Redel auf jeden Monat, bis ihr Mann zurückkomme, zwei Viertel Weizen versprochen.

Dieser Franke kann kein anderer sein, als Konrad Kreifenstein, der am 19. Juni 1736 aus Franken nach Erdöd kam und für den Alexander Károlyi am 22. Dezember 1736 zur Herabführung von Franken einen lateinischen Reisepaß ausstellte. Dieser Reisepaß hat denselben Inhalt, wie der vom 16. November 1734. Redel schickte also den Konrad Kreifenstein samt seinem schwäbischen Genossen deshalb zum Grafen nach Preßburg, damit sie die Führer der herabzubringenden fränkischen und schwäbischen Ansiedler seien. So wird jene Stelle von Redels Brief verständlich, welche sich auf den Franken bezieht. Der Name des Schwaben kommt in dem erwähnten Reisepaß nicht vor, aber die aus Erdöd nach Mátészalka¹⁰⁾ entflohenen Schwaben behaupteten in ihrem lateinischen Revers vom 24. Juni 1742, daß sie von Andreas Grafferer und Konrad Kreifenstein aus der schwäbischen Provinz nach Erdöd abgeführt worden seien. Der Schwabe hätte demnach Andreas Grafferer geheißt; sonst wissen wir aber nichts von ihm, sein Name kommt anderswo nicht vor.

Der Genosse Konrad Kreifensteins gelangte mit den neuen Ansiedlern in der zweiten Hälfte des Aprils 1737 nach Ungarn. Josef Prileczky Gombkötő schreibt nämlich dem Grafen am 1. Mai 1737 aus Kóka, daß die Ankömmlinge bei Karva nicht aussteigen wollten, weshalb er ihnen bis Esztergom nachgehen mußte, wo er sie auch erreichte. Er habe sie glücklich vollzählig nach Dunakeszi befördert und ihr hier gefertigtes Namensregister dem Grafen abgesendet. Die Einwohner von Szentendre¹¹⁾ hätten zwar versucht, die neuen Ansiedler wegzulocken, er aber sei mit ihnen doch nach Kóka gelangt, wo Michael Varró für sie 50 Laiblein backen ließ. Gombkötő berichtet noch, daß nach der Aussage der Ankömmlinge sehr viele aus ihrer Heimat herkämen, wenn der Graf die Abschaffung «der großen Maute» bei dem Kaiser durchsetzte.

Das Namensverzeichnis, welches Gombkötő in Dunakeszi fertigte, ist vom 27. April 1737 datiert. An diesem Tage waren also die

¹⁰⁾ Großgemeinde im Komitat Szatmár, nordwestlich von Nagykaroly, Bezirksamtssitz.

¹¹⁾ Nördlich von Budapest, an der Donau.

neuen Ansiedler in Dunakeszi. Dem Register nach kamen: 37 Männer, 127 Frauen und Kinder, fünf Junggesellen und fünf Jungfern, zusammen 174 Personen an. Obwohl dieses Namensverzeichnis die Ankömmlinge Franken nennt, waren sie doch gewiß Schwaben. Dies ergibt sich aus der Anordnung des Güterdirektors Redel vom 15. Mai 1737, worin er die neuen Ansiedler folgerichtig als Schwaben bezeichnet. Als schlagender Beweis dient aber die Konskription der Erdöder Katholiken vom 14. Juni 1737, worin von den 37 Männern des obigen Namensverzeichnisses 21 namentlich aufgezählt und Schwaben genannt werden.

Die neuen Schwaben ließen sich nicht alle in Erdöd nieder. Die Anordnung Redels vom 15. Mai 1737 erwähnt in Erdöd 24, die Konskription der Erdöder Katholiken (14. Juni 1737) sogar nur 21 neue schwäbische Familien (anstatt 37). Die übrigen kamen ein wenig später an und gingen nach Nagymajtény, wo sich ein Teil von ihnen niederließ; der andere Teil siedelte aber in verschiedene Gemeinden über.

Christoph Redel, Güterdirektor, empfiehlt in seiner wiederholt erwähnten Anordnung (15. Mai 1737) den Erdöder herrschaftlichen Beamten, die neu angekommenen Schwaben gut zu behandeln. Die begangenen Fehler schreibe man der Unwissenheit und nicht dem bösen Willen der Ankömmlinge zu. Sowohl für diese neuen Schwaben, als auch für die im vorigen Jahre angelangten Franken und Schwaben sollen die Beamten je ein Viertel Mais säen lassen. Er selbst werde aus Nagymajtény von den jetzt angekommenen Schwaben noch einige Familien nach Erdöd übersenden. Die Beamten sollen diesen ihre Verspätung nicht vorwerfen, sondern ihnen nach freier Wahl Gründe überlassen, wo bisher noch keine Schwaben wohnten. Zum Schluß fordert Redel die Beamten auf, daß sie die neuen Schwaben anspornen, für den Rest ihres Geldes Vieh zu kaufen. Den ersten naheliegenden Markt müsse man benützen, und am besten wäre, wenn auch ein Beamter mit ihnen ginge.

Ebenfalls am 15. Mai 1737 schreibt Redel dem Grafen aus Erdöd, daß der Békterker Pfarrer wegen der großen Anzahl der Erdöder Schwaben schon nicht mehr für beide Gemeinden Sorge tragen könne. Deshalb habe Redel den Guardian der Kaplonyer Franziskaner gebeten, einen deutschen Geistlichen zu senden, der einstweilen mit den herrschaftlichen Beamten speisen werde. Der Pfarrer von Békter habe sich nur das Recht der Trauung vorbehalten. Redel warte auf die endgültige Entscheidung des Grafen. Diese Entscheidung rief die Erdöder Parochie ins Leben, Erdöd hat auch tatsächlich seit 1737 Matrikeln.

Am 15. Mai 1737 kam eine Gruppe von fränkischen Ansiedlern (unter der Führung Konrad Kreifensteins?) in Preßburg an und an demselben Tage ging auch ihre Konskription vor sich. Die ungarische Konskription enthält die Namen von 28 Bauern, deren Familien samt ihnen aus 126 Personen bestanden. Auf der Rückseite sind noch die Namen von fünf Junggesellen und drei Jungfern zu lesen, so daß die Anzahl der neu angelangten Franken 134 war. Diese Ankömmlinge wurden von Franz Otrokócsy nach Kóka weiter befördert.

Der nachträgliche Anhang zu der jetzt besprochenen Konskription gibt die am 23. Mai 1737 angekommenen fränkischen Familien an. Es waren im ganzen sieben Familien, respektive 21 Personen.

Laut der Konskription der Erdöder Katholiken (14. Juni 1737) ließ sich der größte Teil der am 15. Mai nach Preßburg gelangten Franken in Erdöd nieder: von 28 Bauern 22 und von fünf Junggesellen drei. Aber von den am 23. Mai angekommenen fränkischen Familien finden wir nur eine in der erwähnten Erdöder Konskription. Über das Schicksal der übrigen liegen keine weiteren Angaben vor.

Nach Ankunft der neuen Franken richtete Redel für den Monat Juni 1737 eine neue Anordnung an die herrschaftlichen Beamten. Er weist sie darin an, die 50 Viertel Maissaat sowohl unter die im vorigen Jahre, als auch unter die im jetzigen Jahre in zwei Gruppen angekommenen Schwaben und Franken zu verteilen. Zum Zwecke des Viehkaufes empfiehlt er ihnen den Markt von Királydarócz, wohin er aus dem mit dem Namen «Nyírség» bezeichneten Teile des Komitats Szabolcs eine hinreichende Anzahl von Pferden senden werde. Sie sollen jenen Ansiedlern mehr und bessere Felder versprechen, die wenigstens zwei Pferde haben werden. Laut des Befehls des Grafen müsse man die Erdöder Katholiken zusammenschreiben, weshalb die Beamten den Bélteker Pfarrer bitten sollen, diese Konskription zu verfertigen. Den Schwaben und Franken aber erkläre man deutlich, daß diese Konskription für den Erlauer Bischof bereitet werde, von dem der Graf einen Pfarrer für Erdöd verlange.

Am 10. Juni 1737 richtete der Güterdirektor Redel seinen ausführlichen Bericht über die Unterbringung der Erdöder neuen Schwaben und Franken an den Grafen. Er schreibt aus Nagykaroly, daß sowohl die Schwaben, welche Stephan Csiszár junior, als auch die Franken, welche Franz Otrokócsy herabgeführt habe, dem Namensverzeichnisse nach alle angekommen seien. Er habe unter sie die Gründe von der Erdöder Festung bis zur Mühle, d. h. die sogenannte untere Reihe, verteilt; denjenigen aber, welche dort nicht mehr Platz hatten, habe er leere Gründe unter den Schwaben in Nagy-Erdöd

gegeben. Wie er sehe, haben sie ihre Häuser mit Gärten umgeben, ihre Gründe angesät, und sogar angefangen, die verfallenen Häuser auszubessern und neue zu erbauen. Auf den Királydaróczer Markt werde auch er selbst gehen und die Ansiedler dort persönlich zum Viehkauf anspornen. Unter die im vorigen und laufenden Jahre angekommenen 83 Familien habe er 60 Viertel Maissaat gleichmäßig ausgeteilt. Die Konskription der Erdöder Katholiken habe er deshalb noch nicht verfertigen lassen, weil er keine Unruhe unter ihnen hervorrufen wolle. Der Bélteker Pfarrer würde diese Angelegenheit erledigen unter dem Vorwande, daß sie vom Erlauer Bischof einen eigenen Pfarrer erhalten. Den Erdöder Weizen möchte Redel den neuen Schwaben und Franken zum Abschneiden gegen einen bestimmten Anteil geben, und außerdem noch einen Teil der Nagy-károlyer Fechsung, weil sie sonst entweder aus der gräflichen Kasse erhalten werden oder betteln gehen müßten.

Die viel erwähnte Konskription der Erdöder Katholiken wurde am 14. Juni 1737 verfertigt. Die 42 ungarischen Katholiken (= 11 Familien) abgerechnet, wohnten zu dieser Zeit 192 fränkische, 162 schwäbische und 24 deutsche Katholiken, zusammen 378 angesiedelte katholische Personen in Erdöd. Was die Anzahl der Familien anbelangt, finden wir 45 fränkische, 43 schwäbische und fünf deutsche, zusammen 93 Familien in der Gemeinde. Von diesen 93 Familien kamen laut der Konskription von 1736 nur neun nach Erdöd, so daß sich 84 Familien im Laufe der Jahre 1736 und 1737 in der Ortschaft niederließen. Der Güterdirektor Redel kann also Recht haben, wenn er in seinem obigen Berichte (10. Juni 1737) die Anzahl der binnen der letzten zwei Jahre in Erdöd angesiedelten Familien auf 83 setzt.

Die Erdöder Schwaben und Franken lebten miteinander nicht in dem größten Frieden. Dies beweist der Brief des Güterdirektors Redel, in welchem er den Grafen am 22. Feber 1738 aus Nagy-károly verständigt, daß er während seines Erdöder Aufenthaltes den Streit zwischen den Schwaben und Franken vollständig geschlichtet habe. Die Schwaben waren, wie aus Redels Briefen erhellt, viel geschickter und fleißiger. Er schreibt am 26. März 1738 aus Erdöd, daß die im vorigen Jahre angekommenen Schwaben sich ziemlich gut benehmen, schon 13 Pflüge stellen können und mit Ausnahme von vier Bauern auch ihre Häuser schon aufgebaut haben. Die Franken aber seien Taugenichtse, betteln fortwährend und vertragen sich nicht mit den Schwaben.

Am 2. Mai 1738 berichtet Redel aus Nagy-károly, daß er die neuen Schwaben noch an demselben Tage in Nagy-károly erwarte. Er be-

dauerte sehr, daß er mit ihnen nicht sofort nach Erdöd gehen könne, um die Gründe zu verteilen, er werde aber die notwendigen Maßregeln ergreifen. Diese neuen Schwaben gelangten wirklich an, es ist auch ein ungarisches Namensverzeichnis über sie vorhanden, dessen Datum fehlt. Aber wir erfahren einerseits aus dem Briefe der Gräfin Klara Károlyi (14. Mai 1738), anderseits aus der Erdöder Konskription vom 5. September 1738, daß diese Schwaben im Mai 1738 schon in Erdöd waren. Das undatierte Namensverzeichnis enthält die Namen von 21 Bauern, fünf Gesellen und zwei Jungfern, die Gesamtzahl der Ansiedler war samt Frauen und Kindern 82.

Diese Ankömmlinge hätten sich in Nyirbakta¹²⁾, auf den Gütern der Gräfin Klara Károlyi, Witwe des Grafen Gabriel Haller, niederlassen sollen. Die Gräfin schreibt nämlich ihrem Vater, Alexander Károlyi, am 14. Mai 1738 aus Nyirbakta, daß die Schwaben sich schon in Erdöd angesiedelt hätten, als sie den neueren Befehl des Grafen über deren Beförderung nach Nyirbakta erhalten habe. Die Gräfin habe sie nicht von neuem stören wollen und Gombkötő sei auch schon zurückgegangen. Sie wäre aber sehr dankbar, wenn man diese Schwaben nach Bakta oder Szakoly¹³⁾ übersiedeln könnte.

Am 14. Mai 1738 waren also die Ankömmlinge, welche Josef Gombkötő herabführte, schon in Erdöd. Ob einige von diesen Schwaben später nach Nyirbakta übersiedelten, wissen wir nicht. Bis zum 5. September 1738 können nicht viel aus Erdöd übergegangen sein, da der größte Teil von ihnen an diesem Tage noch in der Erdöder Konskription vorkommt (von 21 Bauern 13). Anderseits wissen wir aber aus den Briefen der Gräfin Klara Károlyi, daß im Juni 1739 schon Schwaben in Nyirbakta waren.

Der größte Teil der im Monat Mai 1738 angelangten Schwaben machte sich also in Erdöd ansässig: von 21 Bauern 13, wie aus der Konskription vom 5. September 1738 erhellt. Die übrigen gingen in verschiedene schwäbische Gemeinden über. Die schwäbische und fränkische Bevölkerung Erdöds war trotz dieser neuen Ansiedelung in 1738 kleiner als in 1737. Laut der lateinischen Konskription vom 5. September 1738 wohnten in Erdöd 81 Familien den 93 des Jahres 1737 gegenüber.

Erklärungen für die numerische Abnahme der Erdöder schwäbischen und fränkischen Bevölkerung finden wir in einigen Aufzeichnungen, besonders aber in jenen Briefen und Gesuchen, welche die

¹²⁾ Kleingemeinde im Komitat Szabolcs, nordöstlich von Nyiregyháza in der Richtung von Apagy.

¹³⁾ Kleingemeinde im Komitat Szabolcs, südöstlich von Nyiregyháza, bei Balkány.

Erdöder an den Grafen richteten. In den Aufzeichnungen der Kon-
 skription vom 5. September 1738 sind die Klagen der Erdöder Schwaben zu lesen, daß man die ihnen gemachten Versprechungen nicht halte. Die dreijährige Steuerfreiheit könne fast keiner von ihnen genießen, da man sie nach Verlauf des ersten oder zweiten Jahres zur Leistung des Frondienstes zwingt. Die Lage der Franken war nach den Worten dieser Aufzeichnungen noch verzweiflungsvoller; deshalb befanden sich unter ihnen so viel Flüchtlinge. Im Jahre 1736 entflohen drei, in 1737 vier, im Sommer von 1738 acht Franken, alle, weil sie ihr Brot nicht verdienen konnten, und die Herrschaft sie nicht unterstützte. Ihrer vier gingen samt ihren Familien nach Franken zurück, nachdem ihre Frauen hier gestorben waren. Die übrigen bitten den Grafen, sie nach Madarász oder anderswohin überzusiedeln, wo sie ohne Ungarn wohnen könnten, oder ihnen Erdöd ganz zu überlassen. Denn mit den Ungarn können sie nicht länger in einer Gemeinde bleiben.

Der Gedankengang sämtlicher an den Grafen gerichteter Briefe und Gesuche ist im großen und ganzen derselbe. Die Bittsteller klagen über die Verletzung der dreijährigen Steuerfreiheit, verlangen Vieh gegen spätere Rückerstattung, flehen um Schankbewilligung, verklagen die Ungarn, weil diese den Ansiedlern Felder, Wiesen, Pferde wegnehmen und sie nicht einmal in der Mühle mahlen lassen. Sie berufen sich auf andere glückliche schwäbische Gemeinden, in welchen keine Ungarn sind und bitten um eine von Ungarn freie Gemeinde oder um die vollständige Überlassung Erdöds. Das erste, ungarische Gesuch ist undatiert, dem Inhalte nach stammt es aus dem Jahre 1737 oder 1738; das zweite, lateinische, ist vom 9. August 1738 datiert; das dritte, ungarische, wurde am 26. April 1743 eingereicht. In diesem Gesuche sagen die Bittsteller, daß jetzt ihrer nicht viel seien, aber wenn der Graf ihnen Erdöd ganz überließe, so kämen auch die Flüchtlinge zurück, und sogar aus anderen Gemeinden würden sich hier Schwaben ansässig machen, so wie aus Királydarócz vier bis fünf Bauern, ferner aus Csanálos, Fény und Majtény einige. Das letzte, deutsche Gesuch reichten die Erdöder Schwaben am 12. Juni 1748 beim Grafen Franz ein. Auf die Worte des Grafen antwortend, schreiben sie unter anderem, daß sie die Geduld in zwölf Jahren schon erlernt haben, daß aber nun endlich die Ungeduld sie überwältige. Sie wollen auch deshalb nicht mehr unter den kalvinistischen Ungarn wohnen, damit die schwäbische Jugend den ketzerischen Glauben nicht annehme.

Unter den hier geschilderten Verhältnissen der Erdöder Ansiedler überrascht uns weder die große Anzahl der Flüchtlinge, noch die

unglaubliche Abnahme der Bevölkerung. Wir sind im Besitze eines lateinischen Reverses vom 24. Juni 1742, in welchem sieben Erdöder Flüchtlinge erklären, nicht mehr nach Erdöd zurückzukehren. Diese Schwaben entflohen nach Mátészalka auf die Güter des Grafen Nikolaus Csáky, Bischofs von Großwardein, nachdem sie von Andreas Grafferer und Konrad Kreifenstein aus ihrer schwäbischen Heimat herabgerufen, in Erdöd drei bis vier, als steuerfrei versprochene Jahre hindurch mit Arbeit und Steuer fast zu Tode gequält wurden. Sie ließen sich nicht dem Lehensjoch unterwerfen, sondern wollten als freizügige Männer leben. Laut der ungarischen Konskription von 1745 waren in Erdöd nur noch 37 steuerpflichtige schwäbische Bauern, von welchen fünf neulich aus dem Auslande gekommen waren. Welcher Rückgang den 81 Bauern des Jahres 1738 gegenüber!

Ein ganz anderes Bild bietet die mit rein schwäbischer Bevölkerung besiedelte Nachbargemeinde Béltek. Die ungarische Konskription vom 28. März 1738 weist in Béltek 71 schwäbische Bauern und fünf Witwen (mit 76 Gründen) aus. Von den 71 Bauern waren: 39 alte Einwohner, acht aus den übrigen Gemeinden neulich übersiedelt, und 24 aus dem Auslande angekommen (im Mai 1733 20, in 1733 2, in 1735 Mai 1, in 1737 1). Von den 5 Witwen war nur eine aus dem Auslande neulich angelangt, die übrigen waren alte Einwohnerinnen. Der Fortschritt und die numerische Zunahme sind hier augenscheinlich. Einen Fortschritt zeigt auch die ungarische Konskription vom 4. April 1745, nach welcher 77 steuerpflichtige schwäbische Bauern und 10 Wittwen (mit 87 Gründen) in Béltek wohnten. Von den Bauern waren fünf aus den schwäbischen Gemeinden übersiedelt und vier aus dem Auslande angelangt, die übrigen 68 alte Einwohner. Von den Wittwen waren: sechs alte Einwohnerinnen, drei neue Ansiedlerinnen aus dem Auslande und eine war aus Csanálos herübergekommen. Auffallend ist die große Anzahl der Witwen, was gewiß der furchtbaren Pest zuzuschreiben ist, die von 1737 bis 1743 wütete. Über die große Anzahl der Witwen klagt auch ein Bélteker Spesenverzeichnis vom 27. Oktober 1748, welches in deutscher und ungarischer Sprache vorhanden ist. Der deutsche Text ist länger und reichhaltiger als der ungarische. Dem Spesenverzeichnis nach gaben die Bélteker 50 rheinische Gulden und 51 Kreuzer für ein herrschaftliches Beamtenhaus aus. Außerdem mußten sie jedem einquartierten Offizier seit drei Jahren im Winter und Sommer je drei Männer geben. Dem Leutnant zahlten sie auf Oktober 12 Gulden, sie unterhielten vier Monate und 20 Tage hindurch zwei Gemeine und gaben einem jeden monatlich drei Gulden, ein Viertel Weizen

und ein Viertel Roggen. Sie haben schlechte Felder, das meiste sei Wald und Morast. Jetzt, da es wenig Eicheln gäbe, sei ihre Gemeinde gesperrt, so daß sie ihr Vieh auf die Saat und die Felder treiben müssen. Die Gemeinde werde fortwährend schwächer, die Anzahl der Witwen sei groß (die nämlich nicht volle Steuer zahlten), darum flehen sie um Erleichterung ihrer Lasten zum Komitat.

Die letzte Gemeinde, welche noch von Alexander Károlyi mit schwäbischen Einwohnern bevölkert wurde, ist Mezöpetri¹⁴⁾. Dies war aber keine Ansiedelung aus dem Auslande, sondern nur eine Übersiedelung aus den übrigen schwäbischen Gemeinden. Laut eines ungarischen Ausweises waren im Jahre 1720 in Mezöpetri 30 Gründe in den Händen der Kompossessoren, und von diesen bildeten 16 das Eigentum Sigismund Csomaközys. Stephan Püspöky, behauptet in seinem Werke «Beschreibung der Graf Károlyischen Besitztümer und Güter im Jahre 1755», daß die Hälfte von Mezöpetri das Erbgut der Károlyischen Familie sei, und daß die Károlyischen sich außerdem noch etwas von der Familie Vetéssy durch Erbrecht anverschafft haben, was schon durch königliche Einwilligung bekräftigt sei. Wir können getrost erklären, daß zu Beginn der Übersiedelung zwei Drittel der Gemeinde der Károlyischen Familie angehörten. Laut eines ungarischen namentlichen Grundausweises vom 25. April 1740 waren in Mezöpetri 26 bewohnte und 27 leere Bauerngründe. Die hierin vorkommenden Familiennamen beweisen auch, daß die damaligen und früheren Einwohner der Gemeinde Ungarn waren. Den Grundausweis ließ gewiß Alexander Károlyi zum Zwecke der bald in Angriff genommenen Übersiedelung verfertigen.

Die ungarische Konskription vom 16. Juni 1742, welche das Namensregister und den Viehstand der schwäbischen Bevölkerung im Nagykárolyer Dominium gemeindeweise angibt, liefert ausführliche und pünktliche Angaben über den Verlauf der Übersiedelung von Mezöpetri. Dieser Konskription nach hatte Mezöpetri im Monate Juni 1742 44 schwäbische Bauern, von welchen in 1740 7 (sämtliche aus Fény), in 1741 23, in 1742 14, aus anderen Gemeinden in diese Ortschaft übergesiedelt waren. Der erste schwäbische Einwohner kam im Monate Juli 1740 aus Fény. Was den früheren Wohnort der Übergesiedelten anbelangt, so gelangten aus Fény 13, aus Csanálos 9, aus Nagymajtény ebenfalls 9, aus Erdöd 7, aus Kap-

¹⁴⁾ Kleingemeinde im Komitat Szatmár, südwestlich von Nagykároly (12 Km), uralte Ortschaft, war schon in 1332 selbständige Pfarre, die Alexander Károlyi in 1743 wiederherstellte. Matrikeln auch seit 1743. Einwohner in 1910: röm. kath. Schwaben 1373, griech. kath. 49, Ref. 33.

lony 5, aus Béltek ein schwäbischer Bauer an. Demnach beteiligten sich sämtliche schwäbischen Gemeinden an der Besiedelung Mezöpetris. Die Anzahl der schwäbischen Bauern vermehrte sich allmählich; laut der Konskriptionen von 1744 und 1747 waren sie schon ihrer 47.

Es wird nicht ohne Interesse sein, die Anzahl der Bauern und Insassen in den übrigen schwäbischen Gemeinden des Nagykarolyer Dominiums anzugeben. Die erwähnte Konskription vom 16. Juni 1742 bietet von diesem Gesichtspunkte aus eine klare Übersicht. Demnach waren in:

Fény . . .	75 Bauern,	5 Insass.,	59 Steuerpfl.,	deren Grundsteuer à 3 rhein. Guld. = 177 G.
Csanálos . .	89 „	16 „	79 „	„ „ à „ „ = 237 „
Nagyajtény	107 „	3 „	96 „	„ „ „ à „ „ = 288 „
Kaplony . .	34 „	1 „	27 „	„ „ „ à „ „ = 81 „
Mezöpetri .	44 „	— „	— „	„ „ „ à „ „ = — „
Zusammen .	349 Bauern,	25 Insass.,	261 Steuerpfl.,	deren Grundsteuer à 3 rhein. Guld. = 783 G.

Wie zu ersehen ist, zahlten die Bauern von Mezöpetri, als Neuübergesiedelte im Juni 1742 noch keine Grundsteuern.

Charakteristisch für die sorgfältige Vorsicht Alexander Károlyis ist, daß er am Ende der obigen Konskription die in den schwäbischen Gemeinden wohnenden Insassen (24), die mit ihrem Vater in einem Haushalte lebenden Neuvermählten (10) und die heiratsfähigen Junggesellen (37) zusammenzählen ließ. Diese 71 schwäbischen Einwohner hätten in der nächsten Ansiedelung gewiß eine bedeutende Rolle gespielt, neben ihrem numerischen Ausweis steht die Bemerkung: «welche Bauern werden können». Der Tod verhinderte aber den großen Entwerfer an der Ausführung dieses letzten Ansiedelungsplanes.

Mit dem Tode Alexander Károlyis (8. September 1743) hören die genauen Aufzeichnungen hinsichtlich des Zeitpunktes der einzelnen Ansiedelungen, so wie der Anzahl der Ansiedler auf. Einerseits auf die Angaben der Kirchenmatrikeln, anderseits auf die zeitweiligen Konskriptionen gestützt, müssen wir den Zeitpunkt der Ansiedelungen und die Anzahl der Ansiedler annäherungsweise bestimmen.

Franz Károlyi, dem Sohne Alexanders (1705—1758), lag vor allem die Besiedelung der Stadt Nagykaroly mit schwäbischer Bevölkerung am Herzen. Wie wir oben erwähnt haben, war Nagykaroly eine der ältesten schwäbischen Kolonien (1712). Aber seit 1714 finden wir hier keine schwäbische Konskription mehr, die letzten Nagykarolyer Schwaben wohnten 1716 schon in Csanálos. In der Stadt selbst können nur noch Handwerker geblieben sein. Dies be-

weist auch eine Aufzeichnung vom 12. Juli 1726, nach welcher von den am 16. Mai 1726 in Ungarn angelangten schwäbischen Handwerkern 19 in Nagykaroly untergebracht worden wären. Aber weitere Angaben über das Schicksal dieser Handwerker fehlen uns. Im übrigen können sich höchstens ihrer neun in der Stadt niedergelassen haben, die übrigen kommen unmittelbar von 1726 an in anderen schwäbischen Gemeinden vor.

Aus Mangel an Konskriptionen müssen wir uns auf die Angaben der Matrikeln stützen. Die erste Geburtsmatrikel Nagykarolyis ist vom 12. September 1734 datiert. In diesen vier Monaten des ersten Jahres finden wir unter den Geburtsaufzeichnungen im ganzen nur vier schwäbische Familiennamen, respektive vier schwäbische Katholiken. Alle vier müssen neue Ansiedler gewesen sein, da ihr Familienname bis dahin noch in keiner schwäbischen Gemeinde vorgekommen war. Im Laufe des folgenden Jahres 1735 sind 12 schwäbische Katholiken in der Geburtsmatrikel vorhanden, und zwar Männer und Frauen gemischt. Aus ihren Familiennamen folgernd, siedelten von den zwölf Personen zwei aus Fény, eine aus Erdöd, zwei aus anderen Gemeinden herüber; sechs von ihnen sind neue Ansiedler aus dem Auslande; alter Nagykarolyer Einwohner kann unter ihnen nur ein einziger sein. Die Anzahl der schwäbischen Bevölkerung war also, wie auch die Seltenheit der Taufen zeigt, sehr gering.

Nach langer Zeit treffen wir 1736 wieder eine Nagykarolyer schwäbische Konskription. Laut dieser waren zu jener Zeit acht schwäbische Handwerker in der Stadt, und zwar drei alte Nagykarolyer Einwohner, zwei Übergesiedelte (aus Fény und Nagymajtény) und drei neue Ansiedler aus dem Auslande.

In den Taufmatrikeln von 1736 bis 1743 kommen 43 solche Schwaben vor, deren Familiennamen bis dahin in Nagykaroly unbekannt waren. Aus den benachbarten schwäbischen Gemeinden stammen ihrer 15, aus dem Auslande 28 (1736 4, 1737 5, 1738 3, 1740 4, 1741 5, 1742 3, 1743 3).

Die Konskription von 1744 erwähnt sieben schwäbische Handwerker in Nagykaroly: drei alte Nagykarolyer, einen aus Erdöd und drei neue Ansiedler.

Laut der Taufregister der Jahre 1744, 1745, 1746 und 1747 kamen von den 93 Personen, die neue Familiennamen führen, 52 aus anderen schwäbischen Ortschaften und 41 aus dem Auslande (in 1744 10, in 1745 11, in 1746 5, in 1747 15).

Nach einer ungarischen Aufzeichnung vom 8. Januar 1747 gelangten 14 neue schwäbische Einwohner nach Nagykaroly: aus den

verschiedenen schwäbischen Gemeinden elf, neue Ansiedler waren drei. Eine mangelhafte Konskription von 1747 gibt 148 Gesamteinwohnern gegenüber 19 schwäbische Männer an: zehn alte, sieben herübergesiedelte und zwei neue aus dem Auslande. Die ebenfalls mangelhafte, aber doch reichhaltigere Konskription von 1748 erwähnt 71 Nagykárolyer schwäbische Bauern, von welchen 51 alte, 14 eingewanderte und sechs neue Ansiedler waren. Die Anzahl sämtlicher schwäbischer und ungarischer Bauern war 210.

Von den in den Taufregistern der Jahre 1748 und 1749 vorkommenden Schwaben gelangten 12 aus anderen Gemeinden und 18 aus dem Auslande an (in 1748 7, in 1749 11).

Die angeführten Angaben der Matrikeln und Konskriptionen von 1734 bis 1749 zeugen davon, daß sowohl die Übersiedelungen aus den benachbarten schwäbischen Gemeinden, als auch die Ansiedelungen aus dem Auslande während dieser 15 Jahre ohne Unterbrechung fort dauerten. Fast keinen Augenblick stand der Andrang der schwäbischen Übergesiedelten und Ansiedler nach Nagykároly, als Mittelpunkt, still. Unseren obigen Angaben nach kamen während dieser 15 Jahre 114 erwachsene schwäbische Einwohner aus dem Auslande nach Nagykároly. Viel größer ist natürlich die Anzahl derer, die aus den benachbarten Dörfern in die Stadt übergingen.

Die Besiedelung Nagykároly's mit schwäbischen Ankömmlingen nahm, vom Jahre 1750 angefangen, größere Dimensionen an. Am 27. April dieses Jahres stellte nämlich Graf Franz Károlyi für Anton Therfelin (Dörflin) jenen lateinischen Reisepaß aus, mit welchem der genannte Schwabe nach dem Herzogtum (?) Schwarzwald fahre, um von dort schwäbische Ansiedler nach Ungarn auf die Güter Franz Károlyis mit sich zu bringen. Anton Dörflin muß auch selbst neuer Ansiedler gewesen sein, da sein Familienname bis zu jener Zeit noch in keiner schwäbischen Gemeinde vorgekommen war. Unter dem Herzogtum (?) Schwarzwald wird gewiß nicht die Umgebung des Schwarzwalds im engeren Sinne zu verstehen sein, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach derjenige Teil Württembergs, woher sämtliche bisherigen Ansiedler stammen, das heißt die von der Iller westlich liegende Gegend.

Es ist auch ein anderer lateinischer Reisepaß vorhanden, welchen ebenfalls Franz Károlyi am 28. Dezember 1750 für Michael Hoch, schwäbischen Einwohner von Nagykároly, unterzeichnete. Michael Hoch war gleichfalls neuer schwäbischer Ansiedler, dies läßt sich wenigstens aus seinem Familiennamen vermuten, welcher bis 1750 nirgends vorgekommen war. Nach dem Texte des Reisepasses bat Hoch selbst den Grafen um die Ausstellung dieses Dokuments, da

er im Herzogtum Schwaben noch einige Forderungen habe, welche zur Errichtung seiner hiesigen Wirtschaft notwendig seien. Franz Károlyi übergibt dem Bittsteller gegenwärtigen Reisepaß mit der Weisung, mehrere Landsleute, besonders aber Handwerker auf die gräflichen Güter mit sich zu bringen, die mehrmalige Ansiedelungen zu fassen vermögen.

Demetrius Rác, Güterdirektor, brachte in seiner ungarischen Anordnung vom 14. März 1751 all denjenigen, die sich im Viertel «Heiduckenstadt» von Nagykaroly niedergelassen hatten oder niederlassen wollten, zur Kenntnis, daß sie der Herrschaft jährlich zwei deutsche (rheinische) Gulden Grundsteuer zahlen müssen, in welchem Betrage auch die Komitatssteuer mit einbegriffen sei. Sie seien jährlich dreitägigen Frondienst und nach allerlei Frucht das Neuntel schuldig. Diejenigen, welche aus einem anderen Komitat kommen, werden zwei Jahre lang von allerlei Steuern und Lasten frei sein, falls sie standhafte, gute Häuser bauen. Wer die Stadt verlassen wolle, dürfe nach Bezahlung seiner Schuld und des Rauchgeldes sein Haus verkaufen und sich entfernen. Wenn sie sich ein Wirtshaus erbauen, so sollen sie das Schankrecht erhalten. Die neuen Einwohner werden einen besonderen Richter für sich haben.

Die Anordnung des Demetrius Rác wird durch den ungarischen Vertrag ergänzt und bestätigt, welchen Franz Károlyi am 2. Juli 1752 mit den Nagykarolyer Schwaben schloß. In den Anfangszeilen gibt der Graf den Beweggrund und den Zweck des Vertrages deutlich an: den öden Zustand der Stadt betrachtend, verständigte er sich darum mit seinen hiesigen Schwaben, damit die Einwohner desto mehr an Anzahl zunehmen und in der Stadt verbleiben mögen. Laut des Vertrages wird jeder Vieh habende Bauer jährlich 12 rheinische Gulden, und jeder kein Vieh besitzende Bauer 10 rheinische Gulden zusammen als Komitassteuer und herrschaftliche Grundsteuer zahlen. Nach allerlei Herbst- und Frühlingsfrüchten müssen sie das Neuntel geben und sind der Herrschaft jährlich einen Tag Frondienst schuldig. Die ganze Stadtgemeinde ist verpflichtet, für die einquartierten Soldaten ein entsprechendes Haus zu erbauen, so wie zu Brot und Hafer einige Kübel Weizen und Hafer säen zu lassen. Wer auf einen leeren Grund sein Haus erbaut, hat seitens der Herrschaft auf dreijährige Steuerfreiheit Anspruch. Sie werden auch in Zukunft schuldig sein, Brücken, Dämme und Gräben zu verfertigen, so wie auch andere gemeinnützige Arbeiten zu verrichten.

Die oben erwähnten zwei Reisepässe, die Anordnung des Güterdirektors Demetrius Rác und der gräfliche Vertrag dienten zur Verwirklichung einer und derselben Idee Franz Károlyis. Diese Idee

war die Besiedelung der Stadt Nagykároly mit schwäbischer Bevölkerung. Sehen wir jetzt, inwiefern es dem Grafen gelang, diesen Plan auszuführen.

Der erste Reisepaß ist vom 27. April 1750, der zweite vom 28. Dezember 1750 datiert. Der Inhaber des ersten Reisepasses kann also im besten Falle erst im Sommer oder Herbst 1750, der Besitzer des zweiten Reisepasses aber erst im Frühling 1751 mit den neuen schwäbischen Ansiedlern in Nagykároly angelangt sein. Unsere Ansicht wird durch ein vorhandenes Ernteverzeichnis und durch Matrikelangaben vollständig dargetan.

Das Ernteverzeichnis bezieht sich auf den Sommer 1750 und gibt unter anderem die Namen von 37 Nagykárolyer Schwaben an, die mit Hilfe ihrer Familien 111 Mandeln Weizen ernteten. Von diesen 37 Männern waren 30 alte, 3 übergesiedelte Einwohner (2 aus Fény) und nur 4 neue Ansiedler aus dem Auslande. Die geringe Zahl der neuen Ansiedler beweist, daß der Inhaber des ersten Reisepasses mit den neuen Ankömmlingen bis zur Erntezeit (Anfang Juli) noch nicht nach Nagykároly zurückgekehrt war. Mitten im Sommer oder Herbst 1750 gelangten die neuen Schwaben gewiß an, da laut der Taufmatrikel des Jahres 1750 aus den benachbarten schwäbischen Dörfern sechs, aus dem Auslande aber 24 schwäbische Einwohner in die Stadt kamen. Der Besitzer des zweiten Reisepasses wird im Frühling 1751 mit den herabgeführten Schwaben auch schon zurückgekehrt sein, da in der Taufmatrikel dieses Jahres den 14 Übergesiedelten gegenüber 42 neue Ansiedler vorkommen. In den folgenden Jahren wird die Anzahl der neuen Ansiedler aus dem Auslande immer geringer, wie die Taufmatrikeln zeigen (in 1752 21, 1753 10, 1754 4, 1755 1, 1757 3, 1758 3, 1759 5). Es ist sehr nahelegend, daß der größte Teil der neuen Ansiedler, die in den Taufmatrikeln erst von 1752 angefangen vorkommen, ebenfalls in den Jahren 1750 und 1751 angelangt war, aber nur später in den Matrikeln erwähnt wird. Laut der Taufmatrikeln von 1750 bis 1759 kamen also 113 erwachsene schwäbische Ansiedler aus dem ehemaligen Herzogtum Schwaben nach Nagykároly.

Die Übersiedelung aus den benachbarten Schwabendörfern und die Ansiedelung aus dem Auslande hörten auch, von 1760 angefangen, nicht auf, nur waren sie nicht so groß angelegt als die am Anfang der 1750er Jahre. So sind laut einer Konskription von 1760, welche die Namen der um Bau- und Brennholz bittenden schwäbischen Bauern enthält, unter den 56 Bittstellern nur fünf neue Ansiedler aus dem Auslande und nur acht eingewanderte, aber 43 alte Nagykárolyer Einwohner. In der Taufmatrikel von 1760 kommen vier,

in der von 1761 aber fünf neue Ansiedler vor. Das Verhältnis der Eingewanderten und Angesiedelten zu den alten Einwohnern ist in einem ungarischen Register, welches die Einteilung der Nagykárolyer Brachfelder in der Richtung von Mezöpetri angibt, auch nicht günstiger. Von den 120 schwäbischen Bauern kamen 14 aus anderen schwäbischen Gemeinden, 12 aus dem Auslande. In den Taufmatrikeln von 1762 bis 1772 werden auch nur im ganzen 28 neue Ansiedler erwähnt. Auffallend klein ist die Anzahl der neuen Ansiedler unter den schwäbischen Bauern der Konskription von 1773: unter 231 Bauern 184 alte, 31 eingewanderte und nur 16 angesiedelte. Viel günstiger ist die Proportion der neuen Ansiedler unter den schwäbischen Insassen derselben Konskription: von 120 Insassen 70 alte, 18 eingewanderte und 32 angesiedelte. Die Ursache ist sehr einfach: der größte Teil der neuen Ansiedler konnte aus Mangel an materiellen Hilfsmitteln nicht sofort Bauer werden.

Die letzte Nagykárolyer Konskription, die noch in den Kreis unserer Behandlung fällt, ist vom 13. Oktober 1774 datiert. Uns interessiert sie insofern, als sie ein klares Bild über das numerische Verhältnis der Nagykárolyer Schwaben zu den Ungarn bietet. Es waren zu jener Zeit in Nagykároly: 18 ewige und 372 freizügige Fronbauern, 347 Insassen (Kleinhäusler) und 148 Mietsmänner ohne Häuser (= 885). Schwaben waren unter diesen: 231 Bauern und 121 Insassen, d. h. von 885 Männern 352. Ihre materielle Lage war schon damals besser, als die der Ungarn. Sie bildeten die absolute Mehrheit der freizügigen Bauern (231 von 372), und Mietsmänner ohne Häuser waren keine unter ihnen.

Die Konskription von 1774 zeigt hinsichtlich der Ansiedelung keine Abweichung von der des Jahres 1773: es kam im ganzen ein Bauer aus dem Auslande.

Die Ergebnisse der letzten 15 Jahre zusammenzählend, gelangen wir zu dem Endresultat, daß 103 erwachsene schwäbische Ansiedler von 1760 bis 1774 aus dem Auslande nach Nagykároly gekommen sind.

Außer den bisher erwähnten Gemeinden sehen wir von den 1740er Jahren bis 1815 fortwährend neuere und neuere Dörfer sich einerseits durch Übersiedelung, anderseits durch Ansiedelung aus dem Auslande in schwäbische Ortschaften umgestalten. Nicht nur im Leben des Grafen Franz Károlyi, sondern auch unter seinem Sohne Anton und seinem Enkel Josef dauert der Gang der Ansiedelung fort, welcher sich nicht ausschließlich auf das Komitat Szatmár beschränkt, sondern sich auch auf eine, respektive zwei Ortschaften der benachbarten Komitate Ugocsa und Szilágy erstreckt.

Während der Herrschaft Franz Károlyis (1743—1758) ließen sich noch in folgenden Gemeinden schwäbische Ansiedler nieder:

In Túrterebes¹⁵⁾ waren laut der hiesigen Matrikeln schon 1745 Schwaben. Ihre Anzahl kann aber, aus den Taufen folgernd, bis 1763 nicht groß gewesen sein. In der Taufmatrikel von 1763 kommen 15 eingewanderte und 15 neuangesiedelte Personen vor. Laut der Matrikeln von 1745 bis 1774 machten sich während dieser Zeit 35 aus dem Auslande gekommene, erwachsene Personen in Túrterebes seßhaft. Von den schwäbischen Ortschaften lieferten besonders Nagymajtény, Erdöd und Krasznabéltek schwäbische Einwohner.

Vállaj¹⁶⁾ war in 1742 noch keine schwäbische Gemeinde, aber im Januar 1749 hatte sie schon ungefähr 40 schwäbische Bauern und nur noch 9—10 ungarische, wie es ein an Franz Károlyi gerichtetes ungarisches Gesuch beweist. Nach den Matrikeln von 1751 bis 1765 ist die Anzahl der neuen schwäbischen Ansiedler 26, die der aus den benachbarten Gemeinden, besonders aber aus Csanálos Übergesiedelten viel größer. Die Konskription von 1766 erwähnt 68 schwäbische Bauern und Insassen, von welchen 22 alte Vállajer, 42 aus anderen Ortschaften eingewanderte Einwohner (aus Csanálos 21) und nur vier neue Ansiedler waren. Von 1766 bis 1775 gelangten auch nur im ganzen sechs Ankömmlinge aus dem Auslande an.

In Szakas¹⁷⁾ ließen sich im Jahre 1749 die ersten schwäbischen Einwohner nieder, wie es die Konskription vom 14. Oktober 1767 ausdrücklich behauptet. Aber infolge von Feuerbränden wurden die älteren Matrikelangaben zerstört, so daß wir zuerst in der Konskription von 1770 auf Familiennamen von Szakaszer Schwaben stoßen. Wie aus den Familiennamen dieser Konskription ersichtlich, gelangten aus anderen schwäbischen Gemeinden 35 (aus Krasznabéltek selbst 12) und aus dem Auslande sechs Bauern. Die 42 steuerpflichtigen Szakaszer Bauern (41 Schwaben und 1 Rumäne) zahlten der Herrschaft 121 rheinische Gulden und 36 Kreuzer Grundsteuer. Die Mühlensteuer war 4 Gulden und 12 Kreuzer; außerdem mußten sie noch für die 37 Halben Butter 9 Gulden und 15 Kreuzer, für die 37 Hennen 2 Gulden und 46 $\frac{1}{2}$ Kreuzer für die 444 Eier 3 Gulden und 42 Kreuzer Lösegeld zahlen. Die Gesamtsteuer der Gemeinde

¹⁵⁾ Großgemeinde im Komitat Ugocsa, hat Pfarre und Matrikeln seit 1745. Einwohner in 1910: röm.-kath. 2333, griech.-kath. 999, Ref. 771, Isr. 274.

¹⁶⁾ Kleingemeinde im Komitat Szatmár, nordwestlich von Nagykároly, besitzt Matrikeln seit 1751. Einwohner in 1910: röm.-kath. Schwaben 1718, griech.-kath. 684, Ref. 260, Isr. 20.

¹⁷⁾ Kleingemeinde, südlich von Erdöd, von 1749—1771 Filiale von Krasznabéltek, von 1771—1779 selbständige Pfarre, von da an bis 1817 Filiale von Krasznasándorfalu. Einwohner in 1910: röm.-kath. 254, Isr. 19.

war also in 1770: 141 rheinische Gulden und 31 $\frac{1}{2}$ Kreuzer. Aus dem Auslande kam unter den folgenden 20 Jahren nur ein Schwabe in 1780. Laut des Prozesses wegen Rauferei vom 23. Juni 1786 hatte Szakasz 44 schwäbische Männer, von welchen 30 alte und 14 aus anderen Gemeinden eingewanderte Einwohner waren.

In Tasnád¹⁸⁾ siedelten Freiherr Wolfgang Bánffy in 1750 und Ladislaus Vay senior in 1757 Schwaben an. Nach den Matrikeln von 1754 bis 1774 gelangten 38 erwachsene schwäbische Männer aus dem Auslande in die Gemeinde; aus den Schwabendörfern des Szatmárer Komitats, besonders aber aus Nagykároly und Mezöpetri, siedelten viel mehr hinüber.

In Gilvács¹⁹⁾ waren in 1751 schon schwäbische Einwohner, wie es die Nagymajtényer Matrikeln zeigen. Das Holzverzeichnis von 1760 gibt die Namen von 32 schwäbischen Männern an; aus anderen schwäbischen Ortschaften kamen 23 (aus Nagymajtény 14), aus dem Auslande 9. Von den 35 schwäbischen Bauern der Konskription des Jahres 1766 waren 21 alte, 11 eingewanderte Einwohner (aus Nagymajtény selbst 8) und 3 neue Ansiedler. Der einzige Insasse stammt aus Nagymajtény. Gilvács, wie wir sehen, gewann seine Einwohner fast ausschließlich aus dem benachbarten Nagymajtény. Nur noch die Nagymajtényer Matrikel von 1774 weiß von einem Gilvácser neuen Ansiedler aus dem Auslande.

In Kálmánd²⁰⁾ sind laut der Kaplonyer Matrikeln seit 1752 Schwaben. Auf Grund dieser Matrikeln gelangten 22 Ankömmlinge von 1752 bis 1756 aus dem Auslande nach Kálmánd, die Anzahl der aus den benachbarten schwäbischen Gemeinden (besonders aus Csanálos und Nagykároly) Übergesiedelten war viel größer. Nach dem Holzverzeichnisse vom 24. Januar 1760 wohnten 13 alte, 27 eingewanderte und 8 neuangesiedelte schwäbische Männer in der Gemeinde (= 48). Unter den 78 Männern der Konskription des Jahres 1766 waren 41 alte, 19 übergesiedelte Einwohner und nur 8 neue Ansiedler. Von den 66 schwäbischen Bauern des Namensregisters vom 17. August 1744 kamen nur 4 aus dem Auslande, von den Insassen aber 2.

Királydarócz²¹⁾ hatte laut der Nagymajtenyer Matrikeln schon

¹⁸⁾ Großgemeinde im Komitat Szilágy. Einwohner: röm.-kath. 1720, griech.-kath. 1080, Ref. 1595, Isr. 670.

¹⁹⁾ Kleingemeinde bei Nagymajtény. Einwohner: röm.-kath. Schwaben 498, griech.-kath. 127, Ref. 32.

²⁰⁾ Kleingemeinde, nördlich von Nagykároly, Filiale von Kaplony bis 1804. Einwohner: röm.-kath. Schwaben 1059.

²¹⁾ Großgemeinde, südöstlich von Nagykároly. Einwohner: röm.-kath. Schwaben 1026, griech.-kath. 1158, Ref. 535, Isr. 157.

in 1753 schwäbische Einwohner. Nach den Királydaróczer Matrikeln gelangten von 1757 an einige Jahre hindurch 29 schwäbische Männer aus den übrigen Ortschaften, besonders aus Nagymajtény, in die Gemeinde, aus dem Auslande aber 22. Laut des Holzregisters von 1760 wohnten 53 schwäbische Bauern in Királydarócz, und zwar 32 alte, 12 eingewanderte und 9 neu angesiedelte.

Zur Zeit des Grafen Anton Károlyi (1758—1791) entstanden acht schwäbische Gemeinden.

Krasznasándorfalu²²⁾ hatte nach der Konskription vom 14. Oktober 1767 schon 62 Bauern. Diese waren entweder alle, oder wenigstens bis auf eine geringe Ausnahme Schwaben, da sie sich einen römisch-katholischen Pfarrer verlangten und sich einstweilen auch mit der rumänischen (d. h. griechisch-katholischen) Kirche begnügten. Das erste Namensregister ist vom Jahre 1770 datiert. Demnach kamen aus den verschiedenen schwäbischen Gemeinden 33, aus dem Auslande 22 schwäbische Bauern (= 55). Diese 55 Steuerpflichtigen zahlten der Herrschaft 162 rheinische Gulden und 8 Kreuzer Grundsteuer. Die Mühlensteuer war 4 Gulden und 12 Kreuzer; außerdem mußten sie noch für die 25 $\frac{1}{2}$ Halben Butter 6 Gulden und 22 $\frac{1}{2}$ Kreuzer, für die 50 Hennen 3 Gulden und 45 Kreuzer, für die 600 Eier 5 Gulden Lösegeld zahlen. Die Gesamtsteuer der Gemeinde war also in 1770: 181 rheinische Gulden und 27 $\frac{1}{2}$ Kreuzer. Von den 54 schwäbischen Bauern der Konskription vom 12. September 1774 kamen nur 4 aus dem Auslande, von den Weinbauern aber 1. Ein neuer Ansiedler kommt noch in der Matrikel von 1779 vor.

In Mérk²³⁾ ließ sich nach der Geschichte der Pfarre (historia domus) der erste Schwabe 1772 nieder, welchen aber die Ungarn samt Habe und Familie an die Gemarkung der Gemeinde hinaussetzten. Die Leute des Grafen Anton Károlyi mußten eingreifen, um ihm die Rückkehr zu ermöglichen. Die Válaher Matrikel von 1773 erwähnt schon neun Mérker schwäbische Einwohner, die alle aus den benachbarten Schwabendörfern einwanderten (aus Vállaj, Csanáros, Nagykároly und Kálmánd). Laut der Konskription vom 4. Oktober 1774 wohnten in Mérk 55 Bauern, 7 Insassen und 4 Mietsmänner (ohne Häuser). Schwaben waren unter ihnen 16 Bauern, von welchen nur einer aus dem Auslande stammte, die übrigen 15 waren aus der Umgebung übergesiedelt.

²²⁾ Kleingemeinde, südlich von Erdöd, hat Matrikeln seit 1779. Einwohner: röm.-kath. Schwaben 530, griech.-kath. 31, Isr. 30.

²³⁾ Kleingemeinde, nordwestlich von Nagykároly, Filiale von Vállaj bis 1834. Einwohner: röm.-kath. Schwaben 1261, Ref. 840, griech.-kath. 365, Isr. 79.

In Krasznaterebes²⁴⁾ wohnen laut der Nagymajtényer Matrikeln seit 1772 Schwaben. In der Taufmatrikel von 1773 kommen 11 aus der Umgebung eingewanderte und nur ein neuangesiedelter Krasznaterebeser Einwohner vor. Die Taufmatrikel von 1774 erwähnt 12 eingewanderte und 5 neuangesiedelte Krasznaterebeser Schwaben. Der vorwiegende Teil der Eingewanderten kam aus Nagymajtény. Unter den 84 Bauern, 2 Insassen und 13 Mietsmännern der Konskription vom 19. Januar 1775 befinden sich 9 schwäbische Bauern, von welchen 4 alte, 4 übergesiedelte Einwohner und nur ein neuer Ansiedler waren.

Nagyszokond²⁵⁾ hatte in 1779 schon schwäbische Einwohner, wie aus dem Güterausweis des Grafen Anton Károlyi von 1779, ferner aus den Krasznasándorfaluser Matrikeln zu ersehen ist. In den Matrikeln von 1779 bis 1794 kommen 52 solche Nagyszokonder Schwaben vor, die aus den benachbarten Gemeinden übersiedelten und nur sechs neue Ansiedler aus dem Auslande. Der größte Teil der Übergesiedelten stammt aus Krasznabéltek und Krasznasándorfalu. Laut des Güterausweises von 1779 hatte die Gemeinde schon 45 Häuser besitzende Bauern, und zwar Schwaben und Rumänen gemischt.

In Szinfalu²⁶⁾ waren im Jahre 1779 schon Schwaben, wie aus dem oft erwähnten Güterausweis erhellt. Die hier wohnenden Schwaben und Rumänen besaßen zusammen 36 Häuser. Mlinaricz Anton, Güterdirektor, berichtet in seinem Briefe vom Januar 1780 an den Grafen Anton Károlyi über diese Schwaben. Es ist auch ein ungarischer Ansiedlungsvertrag vorhanden, den Mlinaricz, Güterdirektor, am 24. April 1780 mit 4 deutschen (schwäbischen?) Ankömmlingen schloß, die sich in Szinfalu niederließen. Laut der Konskription vom 25. Dezember 1780 kamen aus den verschiedenen schwäbischen Gemeinden 28, aus dem Auslande 7 Bauern (= 35) in die Ortschaft; geplant wurde noch die Ankunft von 13 Bauern aus den Schwabendörfern des Komitats. Nach den Alsóhomoróder Matrikeln von 1781 bis 1799 gelangten 17 schwäbische Ansiedler aus dem Auslande und 67 Einwohner aus der Umgebung nach Szinfalu. Ein neuer Ansiedler kommt noch im Aktenstück des Prozesses vom 8. Februar 1785 vor.

²⁴⁾ Kleingemeinde, östlich von Nagymajtény, Pfarre seit 1789. Einwohner: röm.-kath. Schwaben 810, griech.-kath. 939, Ref. 70, Isr. 41.

²⁵⁾ Kleingemeinde, südlich von Erdöd, Filiale von Krasznasándorfalu. Einwohner: röm.-kath. Schwaben 548, griech.-kath. 88, Isr. 26.

²⁶⁾ Kleingemeinde, östlich von Erdöd, Filiale von Alsóhomoród bis 1861. Einwohner: röm.-kath. Schwaben 855, griech.-kath. 360.

Alsóhomoród²⁷⁾ (früher Rentehomoród) war laut des Güterausweises von 1779 noch eine rein rumänische Ortschaft mit 28 Bauern, Schwaben wohnen erst seit 1781 darin. In den Matrikeln von 1781 bis 1800 finden wir 32 schwäbische Ansiedler aus dem Auslande. Die Anzahl der aus den benachbarten Schwabendörfern Übergesiedelten ist nicht viel größer: 48, was jedenfalls die großen Dimensionen der Ansiedelung aus dem Auslande beweist. Ein großer Teil der Übergesiedelten kam aus Szinfalu.

Nach Barlafalu²⁸⁾ siedelten den geschichtlichen Aufzeichnungen der Parochie (historia domus) gemäß die ersten Schwaben in 1784 und zwar: aus Krasznasándorfalu 15, aus Krasznabélték 12, aus Erdöd 11, aus Szinfalu 3 und aus Szakasz 2, zusammen 43 Männer. In den Matrikeln von 1785 bis 1799 kommen, auf Grund der uns zur Verfügung gestellten Angaben, 17 neue Ansiedler und 53 Übergesiedelte vor. Krasznasándorfalu und Krasznabélték lieferten die meisten Übergesiedelten.

Szaniszló²⁹⁾ erhielt laut der Matrikeln von Mezöpetri seine ersten schwäbischen Einwohner in 1786. Der Nagykárolyer Güterdirektor berichtet dem Grafen Anton Károlyi am 11. Juli 1788, daß in Szaniszló fast 40 schwäbische Ansiedler den rumänischen und ungarischen Bauern in Arbeit und Fleiß zum Vorbild dienen. In den Mezöpetrier Taufmatrikeln von 1786 bis 1797 finden wir 15, in den Szaniszlóer Taufmatrikeln von 1800 bis 1802 aber acht solche Szaniszlóer Einwohner, die aus dem Auslande in die Gemeinde kamen. Sehr groß ist die Anzahl der aus den benachbarten schwäbischen Ortschaften, besonders aber aus Mezöpetri und Nagykároly Übergesiedelten. Im Jahre 1799, zur Zeit der Aufstellung der Parochie, wohnten 58 Paare Katholiken, respektive 294 römisch-katholische Personen in Szaniszló. Unter Römisch-Katholiken sind Schwaben zu verstehen.

Unter der Herrschaft des Grafen Josef Károlyi (1791—1803) kamen sechs schwäbische Gemeinden zustande.

In Zajta³⁰⁾ müssen sich die ersten Schwaben am Beginn der 1790er Jahre niedergelassen haben, in 1793 waren sie schon dort.

²⁷⁾ Kleingemeinde, östlich von Erdöd. Einwohner: röm.-kath. Schwaben 768, griech.-kath. 56, Ref. 22, Isr. 87.

²⁸⁾ Kleingemeinde, östlich von Erdöd. Einwohner: röm.-kath. Schwaben 324, griech.-kath. 1149, Isr. 70.

²⁹⁾ Großgemeinde, südwestlich von Nagykároly, Filiale von Mezöpetri von 1785 bis 1800, seitdem Pfarre. Einwohner: röm.-kath. Schwaben 1826, griech.-kath. 2099, Ref. 703, Isr. 185.

³⁰⁾ Kleingemeinde, nördlich von Szatmárnémeti. Einwohner: röm.-kath. Schwaben 460, griech.-kath. 95, Ref. 40, Isr. 12.

In der Matrikel von 1793 kommen acht Übergesiedelte und ein neuer Ansiedler (aus dem Auslande), in der von 1794 aber 16 Übergesiedelte und drei neue Ansiedler vor.

Nach Józsefháza³¹⁾ siedelten laut der Konskription vom 23. November im Jahre 1794 die ersten drei schwäbischen Bauern aus den älteren Schwabendörfern über. Dieselbe Konskription gibt für das Jahr 1795 einen neuen Ansiedler aus dem Auslande, für 1796 fünf und für 1798 vier übergesiedelte schwäbische Bauern an (= 13). In der Matrikel von 1808 kommen drei, in der von 1809 aber vier neue Ansiedler aus dem Auslande vor. Die Übersiedelung setzte sich natürlich auch zu dieser Zeit fort.

In Nántű³²⁾ waren den Krasznabélteker Matrikeln nach in 1795 schon schwäbische Einwohner. In diesen Matrikeln finden wir auf Grund der uns zur Verfügung gestellten Angaben von 1795 bis 1817 im ganzen nur drei aus dem Auslande angesiedelte Nántűer Einwohner. Die Anzahl der aus der Umgebung Übergesiedelten war zur selben Zeit 63. Die meisten kamen aus Krasznabéltek.

Nach Csomaköz³³⁾ gingen den Mezöfényer Matrikeln gemäß die ersten Schwaben in 1795 über. In diesen Matrikeln kommen von 1795 bis 1799 nur drei aus dem Auslande angelangte Csomaközer Einwohner vor; aus den benachbarten Schwabendörfern siedelten ihrer 65 über, die meisten aus Mezöfény. In 1799 wohnten, laut der Geschichte der Szaniszlóer Pfarre (historia domus), 23 Paar Katholiken, respektive 211 römisch-katholische Personen (= Schwaben) in Csomaköz. In den Szaniszlóer Matrikeln von 1800, 1801 und 1802 finden wir außer den Übergesiedelten nur zwei aus dem Auslande angekommene Csomaközer Schwaben.

Die schwäbischen Einwohner von Kisdengeleg³⁴⁾ gingen, von 1800 angefangen, aus Mezöpetri in diese Gemeinde über. Ihre Anzahl muß sehr gering gewesen sein. Die Mezöpetrier Matrikeln erwähnen von 1800 bis 1820 nur neun solche Schwaben (in 1800 2, 1813 3, 1816 1, 1819 1, 1820 2).

In Nagymadarász³⁵⁾ waren schon von 1749 an ein paar Jahre

³¹⁾ Kleingemeinde, östlich von Szatmárnémeti. Einwohner: röm.-kath. Schwaben 401, griech.-kath. 647, Ref. 353, Isr. 19.

³²⁾ Kleingemeinde, südlich von Krasznabéltek. Einwohner: röm.-kath. Schwaben 374, griech.-kath. 481, Ref. 39, Isr. 55.

³³⁾ Kleingemeinde, südwestlich von Nagykaroly, Filiale von Szaniszló bis 1840. Einwohner: röm.-kath. Schwaben 1367, griech.-kath. 619, Ref. 155, Isr. 33.

³⁴⁾ Kleingemeinde bei Mezöpetri, dessen Filiale. Einwohner: röm.-kath. Schwaben 241, Isr. 6.

³⁵⁾ Großgemeinde, nördlich von Erdöd, dessen Filiale bis 1886. Einwohner: röm.-kath. Schwaben 333, griech.-kath. 1601, Ref. 18, Isr. 36.

hindurch Schwaben; aber infolge ihrer geringen Anzahl und ihres kurzen Aufenthaltes verdienen sie keine besondere Aufmerksamkeit. Eigentlich ließen sich hier in 1801 schwäbische Einwohner in größerer Menge nieder. Laut der Erdöder Matrikeln von 1801 bis 1810 siedelten 81 Schwaben aus der Umgebung (größtenteils aus Erdöd) nach Madarász über, aus dem Auslande kamen während dieser Zeit nur elf Ansiedler.

Unter den Nachkommen des Grafen Josef Károlyi (von 1803) entstanden zwei schwäbische Gemeinden.

In Mezöterem³⁶⁾ ließen sich die ersten Schwaben in 1810 nieder. In den Nagykárolyer Matrikeln von 1810 bis 1816 kommen 37 übergesiedelte und nur fünf aus dem Auslande angelangte Mezöterermer Schwaben vor. Die Übergesiedelten stammen größtenteils aus Nagykároly.

Tasnádszántó³⁷⁾ war die letzte schwäbische Ansiedelung. Der Geschichte der Parochie nach kamen die ersten schwäbischen Einwohner im Jahre 1815 auf die Aufforderung der Familie Becsky hierher. Matrikelangaben besitzen wir erst seit 1829. Laut dieser gelangten von 1829 bis 1834 aus den benachbarten Schwabendörfern 33, aus dem Auslande nur zwei schwäbische Einwohner nach Tasnádszántó. Der größte Teil der Übergesiedelten kam aus Nagykároly und Mezöpetri.

Wir sind am Ende unserer Behandlung. Das in 1712 begonnene Werk der Ansiedelung wurde erst nach Verlauf eines vollen Jahrhunderts in 1815 zu einem vollendeten Ganzen. Das Ergebnis einer hundertjährigen Arbeit sind jene 31 schwäbischen Gemeinden, welche innerhalb der Grenzen der Komitate Szatmár (28), Szilágy (2) und Ugocsa (1) liegen. Die schwäbische Bevölkerung der 31 Ortschaften beläuft sich nach den Angaben der Volkszählung von 1910 auf 38 960 Seelen. Die Nachkommen der Ansiedler haben ihre Muttersprache auch bis heute noch nicht vergessen; sie bedienen sich ihrer gerne, besonders im engeren Familienkreise. Neben der Muttersprache können sie aber auch alle ungarisch. In ihrem Herzen sind sie Ungarn geworden, ebenso wie auch nicht einmal der Schatten des Verdachtes die große Seele des ersten Kolonisators und seiner patriotischen Nachkommen streifen kann, als ob sie durch diese Ansiedelungen die Germanisationspolitik der Wiener Regierung unter-

³⁶⁾ Kleingemeinde, südlich von Nagykároly, dessen Filiale bis 1860. Matrikeln seit 1834. Einwohner: röm.-kath. Schwaben 1546, griech.-kath. 712, Ref. 74.

³⁷⁾ Großgemeinde im Komitat Szilágy, nordwestlich von Tasnád, dessen Filiale bis 1829. Gesamtbevölkerung 2532, röm.-kath. Schwaben ca. 700, griech.-kath. ca. 1400, die übrigen Ref. und Isr.

stützt hätten. Mit ihren Ansiedelungsbestrebungen wollten sie nicht Politik betreiben, sondern handelten als kluge Landwirte. Sie suchten einfach fleißige und rechtschaffene Fronbauern anstatt der ausgestorbenen oder weggezogenen Ungarn. Ihren Zweck erreichten sie auch; in dem schwäbischen Ansiedler fanden sie all das, was sie suchten. Die schwäbischen Ankömmlinge steuerten nicht nur ihrem Grundherrn getreu bei, sondern nahmen auch selber an Vermögen zu. Der Wohlstand der Schwaben ist im Komitat Szatmár sprichwörtlich; die schwäbischen Dörfer reichen dem Komitat mit ihrer Reinlichkeit und ihren schönen, großen Häusern zur Zierde.

Das große Werk der Ansiedelung lobt den Grafen Alexander Károlyi. Was der große Ahn begonnen hatte, setzten würdige Nachkommen fort, obwohl bei ihnen die Übersiedelung aus den hiesigen Schwabendörfern über die Ansiedelung aus dem Auslande die Oberhand gewann. Dies war aber der natürliche Gang der Entwicklung!

Zur Reform des Parlaments und Bindings Vorschläge.

Von Univers.-Prof. Hofrat Viktor Concha.

I.

Eine Leuchte der deutschen Wissenschaft, Binding, hat am 14. Februar 1914 in der Dresdener Gehe-Stiftung sein gewichtiges Wort in Sachen der Notwehr der Parlamente gegenüber ihren Mitgliedern (Obstruktion) erhoben und auch ein Heilmittel gegen die Mißbräuche empfohlen.

Die Erörterungen des hochangesehenen Mannes und das von ihm vorgeschlagene Heilmittel können wir trotz der inzwischen eingetretenen welterschütternden Ereignisse nicht ohne eingehendere Besprechung lassen.

Sein Vortrag¹⁾ erweckt mit Recht unser Interesse wegen seiner allgemeinen staatsrechtlichen Grundlage, auf der seine Beweisführung fußt, gar nicht zu reden von seinem niederschmetternden Urteil über die ungarische Obstruktion, das nur die Anwendung seiner allgemeinen Grundsätze auf einen konkreten Fall ist, aber auch als solche unter dem Gesichtspunkt der aktuellen Politik von außerordentlicher Wichtigkeit ist, insofern es von einer außerhalb der

¹⁾ Vorträge der Gehe-Stiftung zu Dresden. VI. Bd. Heft 3. Binding: Die Notwehr der Parlamente gegen ihre Mitglieder. 36 S.

kämpfenden Parteien stehenden angesehenen Persönlichkeit herührt. Das Hauptinteresse jedoch wird durch die allgemeine grundsätzliche Feststellung hervorgerufen, durch die er die Rechtswidrigkeit der Obstruktion nachzuweisen und das Rechtsmittel zur Heilung des durch die Obstruktion hervorgerufenen Rechtsbruches, seiner Auffassung zufolge ein über das Parlament rechtsprechendes Gericht, festzustellen sucht, vor allem aber dadurch, wie er den Kampf der Parlamente gegen die Obstruktion in die öffentlich-rechtliche Ordnung des Staates einfügt.

Binding erweckt anfangs im Leser die Erwartung, er werde die Rechtswidrigkeit der Obstruktion und das Rechtsmittel zu ihrer Niederbrechung aus der öffentlich-rechtlichen Ordnung des Staates erweisen. Denn trotz des Titels seiner Abhandlung, der die Entscheidung der Streitfrage auf die aus dem Privat- und Strafrecht genommene berechnete Notwehr, also nicht auf eine staatsrechtliche Grundlage zu basieren scheint, und trotzdem er ferner eine zu ähnlicher Folgerung berechnete Analogie gebraucht, die er auf dem ersten Blatt seiner Abhandlung zwischen Duellanten und dem Kampf des Parlaments mit dem Obstruierenden aufstellt, spricht er doch schon auf der zweiten Seite vom Parlamente wie von einem unschätzbaren Faktor des Staates²⁾.

Noch stärker scheint er jedoch den staatsrechtlichen Charakter der Obstruktion zu betonen, sobald er die Kardinalfragen seines Vortrages aufstellt, von deren Beantwortung die endgültige Lösung abhängt.

Diese Kardinalfragen sind: Was ist das Parlament? In welchem Rechtsverhältnis stehen seine Mitglieder zum Ganzen?

Somit erwartet jeder Leser vom Staatsrechte die Lösung der aufgestellten Probleme.

Wer in der deutschen staatsrechtlichen Wissenschaft nicht bewandert ist, wird das Folgende verwundert lesen, insbesondere das Geständnis, das Binding vor Beantwortung seiner Frage macht.

Unsere deutsche konstitutionelle Monarchie, sagt er, ist ja noch sehr jung; sie feiert aber doch jetzt beinahe schon ihr hundertjähriges Jubiläum, und so war genug Zeit gegeben: für die Wissen-

²⁾ Wer aber weiß, sagt Binding, was das Parlament ist, und was es im Staatsleben, trotz des nicht unverdienten Kurses, zu welchem es heute bei manchen parlamentarischen Kulturvölkern eingeschätzt wird, für einen unberechenbaren Wert hat, und wie es durch gar nichts anderes ersetzt werden kann, wie also sein Untergang die Tyrannei — sei es in Gestalt des absoluten Herrschertums, sei es in Gestalt einer terroristischen Demagogie — zur Folge haben muß, den drängt es, auf Mittel zu sinnen, diese große Gefahr zu bannen und die Parlamente sowie das Verständnis für ihren Wert so zu kräftigen, daß diese schwere Krisis überwunden werden kann.

schaft, ihr Wesen zu verstehen, und für die Gesetzgebung, das Parlamentsrecht diesem Wesen entsprechend auszugestalten.

Binding findet jedoch, daß weder das eine noch das andere erfolgt sei.

Zum Verständnis des Wesens der konstitutionellen Monarchie ist es nämlich unumgänglich notwendig, sich über die Beschaffenheit des Parlamentes im Reinen zu sein. Das Parlament jedoch, so findet Binding, wird unrichtig aufgefaßt. Die Gesetze nennen es die Volksvertretung. Dies würde jedoch dazu führen, daß das Volk dort, wo das Zweikammersystem besteht, zwei nicht selten miteinander in Widerspruch stehende Vertretungen hätte. Noch fehlerhafter ist die These, daß der einzelne Abgeordnete der Vertreter des ganzen Volkes sei. Geradezu verhängnisvoll jedoch ist die ebenso häufige Auffassung, daß das Parlamentsmitglied der Vertreter seiner Wähler sei.

Was ist dann also das Parlament? — fragt der ungarische Leser, wenn es nicht die Vertretung des Volkes oder, nach ungarischem Sprachgebrauch, der Nation ist?

Das Parlament ist nach Binding das Volk selbst, zu dem Zwecke organisiert, den es zu verwirklichen berufen ist. Bei großen Nationen ist es unmöglich, daß das ganze Volk in einer Körperschaft und in einer Versammlung handelnd auftrete. Wenn es handeln muß, so bedarf es einer zweckmäßigen Gestaltung, mit deren Hilfe es in verkleinerter Form erscheint. Eine solche Gestaltung ist das Parlament, die andere das Heer. Während das Letztere ein Organ des Staates von höchster Wichtigkeit, das Organ seiner physischen Macht wird, ist das Volk als Parlament nicht ein staatliches Organ. Das Parlament ist nur der Schauplatz der Gestaltung des nationalen Willens, aus dem dann vielleicht der staatliche Wille wird, wenn er die Sanktion des Fürsten erhält; aber der aus dem Parlament hervorgehende nationale Wille kann sich ebenso gut auch gegen den staatlichen Willen wenden und die staatliche Tätigkeit geradezu aufhalten. Deshalb ist das Parlament kein Staatsorgan.

Bevor ich die Wiedergabe des Gedankenganges Bindings fortsetze, muß ich halt machen, um vorerst den Grund dafür zu suchen, der es Binding unmöglich macht, die Parlamente als Vertretungen des Volkes anzusehen.

Binding erörtert den Gedanken der Vertretung nach seiner grundsätzlichen Seite nicht eingehender, es scheint jedoch, als ob der Schwerpunkt seiner Auffassung in dem Satze läge ³⁾, wonach «weil

³⁾ Seite 6.

es rechtlich nichts Eigenwilligeres geben kann, als die Parlamente, ist der Vertreter-Gedanke ihnen vollständig fernzuhalten.»

Mit anderen Worten, es scheint, als ob er eine Vertretung nur dort sähe, wo der Vertreter durch den direkten Willen oder wenigstens den Wunsch des Vertretenen gebunden ist. Diese Auffassung läßt sich daraus folgern, daß er die Mitglieder des Deutschen Bundesrates, d. i. die Vertreter der 22 Fürsten und der drei freien Städte Hamburg, Lübeck und Bremen, deshalb wirkliche Vertreter nennt, weil sie an die Instruktionen ihrer Vollmachtgeber streng gebunden sind.

Diese Erläuterung identifiziert offensichtlich den Abgeordneten mit dem Gesandten, und darum kämpft Binding gegen den Vertretungscharakter des Parlamentes, weil dessen Mitglieder nicht Gesandte und durch keine Instruktionen gebunden sind, denn die Macht der Wähler über ihre Abgeordneten ist, wie er spottend sagt, nur so groß, wie die der sieben Kurfürsten des einstigen römischen Reiches deutscher Nation, deren Macht mit der Wahl des Kaisers zugleich verschwand.

Binding hält die Vertretung ohne Instruktion demzufolge auf keinen Fall für möglich und sieht die Bezeichnung der Parlamente als Volksvertretungen nur als bildlich und auf dem Gebiete des Rechtes als wertlos an.

Diese Auffassung stellt sich mit der allgemeinen europäischen Auffassung in Gegensatz, die im Leben des englischen Parlamentes eine scharfe Grenzlinie zwischen der Rechtsstellung der Mitglieder des englischen Unterhauses, wie sie bis zum Ende des Mittelalters bestand, und der seitherigen zieht. Ihren Charakter als Vertreter rechnet die allgemeine Auffassung sozusagen ohne Ausnahme nur seit der letzteren Epoche her, als sie «nicht mehr Gesandte waren, obwohl es zweifelhaft ist, ob sie überhaupt jemals solche gewesen sind und nicht viel mehr im Namen ihrer ganzen Nation tätige Senatoren»⁴⁾. Die allgemeine europäische Auffassung stützt sich aber auch auf ein näherliegendes, großes weltgeschichtliches Ereignis. Ludwig XVI. forderte mittelst seiner Verordnung vom 24. Januar 1789 den Geistlichen-, Adels- und Bürgerstand, ihre bevollmächtigten Deputierten zu wählen und ihnen ihre Instruktionen zu geben (*Chaque orde rédigerá ses cahiers et nommera ses députés.* § 43). Die Versammlung der durch die Instruktionen der Stände gebundenen Deputierten konstituiert sich jedoch durch ihre revolutionären Be-

⁴⁾ Stubbs, *Constit. History*, III. Bd., S. 524, 525. Die Belegsurkunden: Prynne *Brevia parliament. rediviva*, Ausgabe von 1662, S. 168, 274, 284.

schlüsse vom 17. und 20. Juni zur Nationalversammlung, und spricht am 8. Juli die Ungültigkeit der Instruktionen aus und nennt seine Mitglieder Vertreter (*La force de ses décrets ne peut être affaiblie par des protestations ou par l'absence de quelques représentants*).

Diese Auffassung Bindings ist geradezu eine Vertauschung von Vertretung und Bevollmächtigung; die Letztere ist nur eine Betrauung, die Erstere kann auch ohne diese zustande kommen. Auch der Gesetzgeber nach ererbtem Rechte oder durch das Amt ist ein Vertreter, aber nicht ein mit Instruktion versehener Betrauter, ebenso wie der gesetzliche Vormund, der Vater der Vertreter des minderjährigen Kindes ist, ohne jede Betrauung und Bevollmächtigung.

Ich kann mir die beiläufig hingeworfene, mit der allgemeinen Auffassung und dem allgemein angenommenen Begriff des Bevollmächtigten und des Vertreters so sehr in Gegensatz stehende, überraschende Behauptung Bindings nicht anders erklären, als daß es eine Vorbereitung des Lesers auf die positive Antwort sein soll, die er auf die Frage gibt: Was ist also das Parlament? Diese Antwort aber ist, wie wir gesehen haben, die folgende: Das Parlament ist das Volk selbst, zu dem Ziel gestaltet, zu dessen Erreichung es berufen ist. Ich frage aber, kann man es ohne starke psychologische und moralische Konstruierung und Erklärung annehmen, daß ein aus Millionen bestehendes Volk in einigen Hundert Menschen anwesend sei? Entspricht es nicht besser dieser Transsubstantiation des Volkes, die in einem Parlament tatsächlich vor uns steht, wenn wir das Parlament den Ausdruck, die Vertretung des nationalen Willens nennen, als wenn wir begreiflich machen wollen, daß jene paar hundert Menschen, die im Parlamente vereinigt beraten und beschließen, und die vielen Millionen, aus deren Reihen jene zu einem gewissen Zwecke organisiert sind, ein rechtlich identisches Wesen seien?

Die Definition von Sir Edward Coke, die er vor jetzt dreihundert Jahren in seinen «*Institutes of the Law of England*» vom Parlament gegeben hat: «Wenn in der politischen Körperschaft der König, die Lords, die Grafschaften, die Städte, die Gemeinden sich alle miteinander versammeln auf den Befehl des Königs und sich zur Beratung über das gemeine Beste des ganzen Landes unter ihrem Oberhaupte vereinigen: so ist das *ultimum sapientiae* gegenwärtig», diese alte Definition bezeichnet die rechtliche Verschiedenheit des Parlamentes von der Nation, zugleich aber auch seinen moralischen Zusammenhang mit ihr und seinen Vertretungscharakter am allerbesten und ist leichter auszudenken, als die Identität des Parlamentes und des Volkes, wie sie Binding darstellt. Aus diesem Gedanken Cokes ist die in die positiven Gesetze des XIX. Jahrhunderts über-

gegangene Verfassungsdoktrin entstanden, die die Mitglieder des Parlamentes von ihren Wählern, von ihrem Stande unabhängig machte, nicht darum, um ihnen irgendwelche «Eigenwilligkeit» — wie Binding sagt — zu geben, sondern um sie gegenüber jedem besonderen Interesse um so besser auf die Förderung des Landeswohles zu verpflichten.

Den Schlüssel zur Polemik Bindings gegen den Vertretungscharakter der Parlamente und zur Identifizierung derselben mit dem Volke, oder wie wir sagen, mit der Nation, gibt, wie ich glaube, der zweite Teil seiner These, daß, obwohl das Parlament das Volk selbst, in eigenartiger Weise geordnet, ist, es doch nicht ein Organ des Staates sei.

Er will, wie es scheint, damit erreichen, daß, obwohl das Parlament an der Hoheit der Staatsgewalt keinen Anteil hat, doch eine besonders große Macht besitzen soll, die ihm jedoch nur dann zugesprochen werden kann, wenn in ihm das Volk selbst gegenwärtig ist, und nicht nur dessen Widerschein oder Surrogat, als welches Binding die von den Weisungen des Volkes unabhängige «eigenwillige» Körperschaft ansieht. Erreicht er mit seiner Erklärung sein Ziel? Daß wir eine so zusammengestellte Körperschaft für das Volk selbst ansehen könnten, habe ich im Obigen versucht in Zweifel zu ziehen.

Ich setze die Kontroverse mit Bindings Standpunkt hinsichtlich der Vertretung nicht fort, sondern kehre zur Wiedergabe seiner Erörterungen zurück, wonach das Parlament sich gegen den staatlichen Willen wenden und die staatliche Aktion aufhalten kann, daher nicht als staatliches Organ angesehen werden kann.

Es ist unmöglich, sagt er, das Parlament als staatliches Organ anzuerkennen, denn es kann ja den Staatsvoranschlag verweigern, das Zustandekommen der dringendst notwendigen Gesetze verhindern, die höchsten staatlichen Organe in Anklagezustand versetzen.

Ein solches staatliches Organ kann sich nur der zu Selbstmord geneigte, der verzweifelte Staat schaffen.

Der Einwurf wäre leicht: kann nicht der König das Zustandekommen des notwendigsten Gesetzes verhindern? Doch setzen wir fort.

Staatliche Organe sind nur diejenigen Körperschaften und Personen, die auf Grund der Ermächtigung des Inhabers der Staatsgewalt zu einer Tätigkeit als Staatsgewalt berechtigt werden.

Daher ist der König als Vollmachtgeber kein Organ der Staatsgewalt, aber auch die Parlamente sind es nicht, denn sie sind von ihm nicht zur Ausübung der Staatsgewalt bevollmächtigt worden.

Der Wille des Parlamentes ist niemals staatlicher, sondern Volkswille.

Aber das Parlament, so setzt er fort, ist doch ein Rechtssubjekt, nur kein staatliches Rechtssubjekt. Es hat keine Staatsgewalt, aber die Staatsgewalt kann ohne dasselbe seine wesentlichsten Aufgaben nicht erfüllen; es wirkt bei der Tätigkeit des Staates mit, obwohl es selbst und seine Tätigkeit nicht staatlichen Charakter haben.

Den bezeichnenden Zug der verfassungsmäßigen Monarchie macht Binding zufolge das aus, daß darin das Volk dem Inhaber der Staatsgewalt gegenübergestellt und dem Staate gegenüber als einem anderen Rechtssubjekt gegenüber als Rechtssubjekt zu dem Zwecke anerkannt wird, um sich in das Leben dieses anderen Rechtssubjektes, des Staates, einzumischen, daran in bestimmter Weise teilzunehmen und die staatliche Aktion zu kontrollieren.

Wo ist dann die Souveränität? Hierauf antwortet Binding nicht.

Als historische Tatsache ist es sicherlich nicht zu bezweifeln, daß in den deutschen Staaten die Erhebung des Volkes zu einem solchen Rechtssubjekt im vorigen Jahrhundert durch einen Rechtsakt der absoluten Monarchie erfolgt ist.

Die deutschen Parlamente verdanken ihr Dasein den absoluten Monarchien. Sie wurden zu dem Zwecke geschaffen, um bei dem Zustandekommen gewisser Akte der Staatsgewalt als, wie Binding sagt, unentbehrliche, daher also wesentliche Hilfsfaktoren mitzuwirken. Es ist ihre gewichtige und schwere Aufgabe, bei jeglicher Rechtsreform, ferner bei der Feststellung des Staatsvoranschlages mitzuwirken, eine Aufgabe, ohne deren Lösung einerseits der normale Lauf des Staatslebens, andererseits eine geordnete Staatswirtschaft undenkbar ist. Die Arbeit des Parlamentes hat demzufolge den Charakter einer staatsrechtlichen Pflichterfüllung.

Diese Staatsauffassung Bindings zeigt handgreiflich, daß die deutsche Wissenschaft während des hundertjährigen Bestandes der deutschen verfassungsmäßigen Monarchie in der Tat deren Wesen nicht befriedigend zu erklären vermocht hat. Ihre Staatstheorie steht den Gegensätzen, die bei der Entstehung dieser Monarchie zwischen dem Besitz der Staatsgewalt und dem Wirkungskreis der Parlamente tatsächlich bestanden, auch heute noch ratlos gegenüber.

Diese Gegensätze dauern in der deutschen Staatstheorie auch heute noch unüberbrückbar fort. Es ist nicht gelungen, vom Wesen des Staates ausgehend, sie trotz ihrer scheinbaren Gegensätzlichkeit als die einander bedingenden, wenn auch nicht immer friedlich und genau übereinstimmenden Lebensbetätigungen des Staates zu verstehen.

Je größer freilich irgendein Ganzes ist, aus je verschiedenere[n] Teilen es besteht, desto selbständiger, desto gegensätzlicher sind seine Teilfunktionen. So ist es auch im Staate.

Wenn man Gegensätze sieht, die sich zu irgendeiner gegebenen geschichtlichen Zeit im Wesen des Staates zeigen, so kann die Theorie sich dabei nicht beruhigen, sondern indem sie die Verhältnisse des Staates zu anderen Zeiten und die Verhältnisse, die bei anderen Nationen zu finden sind, in Betracht zieht, und die Natur des Staates, sein Wesen, seine möglichen Funktionsarten mit den Mitteln der Dialektik verfolgt, kann sie sich aus dem Gewirre der Gegensätze erheben und zu ihrem Verständnis gelangen, worauf sie in ihnen nicht mehr Gegensätze, sondern Lebensbedingungen des Ganzen finden kann.

Staat und Volk stehen bei den Deutschen in der Tat jetzt schon seit hundert Jahren in diametralem Gegensatz. Den Staat sah man nur im Fürsten und seinem Bevollmächtigten. Das Recht fixiert die Gegensätze zwischen Fürst, oder wie man sagte, Regierung und Volk in voller Starrheit.

Das über die französische Revolution und deren Verwirklicher, Napoleon, triumphierende Europa verkündete auf dem Wiener Kongreß den Grundsatz der Legitimität, wonach in Monarchien die Staatsgewalt im Fürsten verkörpert ist und sich die Völker der deutschen Staaten in ihren Kämpfen um die konstitutionelle Freiheit an diesen obersten Rechtsgrundsatz halten müßten.

Die Teilnahme des Volkes an der Staatsgewalt ist vom Standpunkte dieses Prinzipes aus in der Tat unmöglich und die verfassungsmäßige Monarchie in dem Sinne, daß sich darin die Staatsbürger mit dem Fürsten in die souveräne Macht des Staates teilen, ist unter dem Gesichtswinkel der Legitimität unstatthaft. Es wäre dies der Übergang zur Republik, so dachte man, und da man, wie immer man das Steuer- und Budgetbewilligungsrecht des Volkes und seine Mitwirkung an der Gesetzesschöpfung erklären mag, allen diesen Rechten den Charakter einer gewissen Teilnahme an der Staatsgewalt nicht bestreiten kann, so kommen die für die Verfassungsmäßigkeit kämpfenden Rechtslehrer in eine sehr schwierige Stellung und verrichten eine wahrhaftige Sysphusarbeit, um die verfassungsmäßige Monarchie vor dem Verdachte des Republikanismus zu schützen.

Die Verteidiger der Legitimität hielten nämlich an der im XVI. Jahrhundert entstandenen und in theoretischer Geltung gebliebenen machtvollen Lehre Bodins fest, wonach die Staatsgewalt entweder einer physischen Persönlichkeit zukommt, oder mehreren, oder der Gesamtheit, woraus dann gefolgert wurde, daß dort, wo

die souveräne Gewalt einer Person zukommt, sie diese mit ihren Untertanen nicht teilen kann, wo also Mehrere an der Staatsgewalt Anteil haben, dort schon entweder Aristokratie oder Demokratie herrscht. Wenn man Bodin selber sorgfältig studiert hätte, hätte man wahrgenommen, daß schon bei ihm die Unterscheidung zwischen dem Besitz der Staatsgewalt (*forma imperii, status rei publicae*) und der Art der Ausübung dieser Gewalt (*ratio imperandi, forma regiminis*) zu finden ist.

Dies nahmen jedoch auch diejenigen nicht wahr, die sich nach verfassungsmäßiger Freiheit sehnten; diese Unterscheidung jedoch hätte es möglich gemacht, daß neben einer physischen Person, dem König, auch die Bürger des Staates einen wirklichen, positiven Anteil an der souveränen Gewalt, also an der Gesetzgebung und an der Exekutive haben können, wenn dem Könige der entscheidende Teil dieser souveränen Gewalt, das letzte Wort darin zukommt und er für seine Taten rechtlich nicht verantwortlich ist.

Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts schreiben nicht nur Männer wie Maurenbrecher, sondern auch Aretin, ja sogar der tiefer grabende Schmitthenner die Staatsgewalt ausschließlich und ungeteilt dem Fürsten zu, dem gegenüber die Schule Rotteck-Welcker eine besondere Volksgewalt aufstellt und mit großem Nachdruck in stark praktischer Richtung betont. Die verfassungsmäßige Monarchie in dem Sinne, daß auch die Staatsbürger an der Feststellung und dem Ausdrucke des allgemeinen Willens Anteil haben, ist auch für die Anhänger der Verfassungsmäßigkeit schon keine Monarchie mehr, sondern Republik, so sagt geradezu der mit der Verfassungsmäßigkeit sympathisierende, hochangesehene Heeren.

Die starke Stellungnahme Kants für die Notwendigkeit der Teilung der Staatsgewalt, seine Feststellung, daß die Despotie nichts anderes ist, als die Vereinigung der gesetzgebenden und exekutiven Gewalt in einer Person, gleichviel ob es eine physische oder kollektive Person sei, geht im positiven Recht spurlos verloren; nicht weniger auch die Theorie Hegels, die verschiedene Personen an der einheitlichen Staatsgewalt Anteil haben läßt. Selbst die Auffassung von Albrecht, die im deutschen Staatsrecht einen Wendepunkt bildet, ändert an dieser Lage nichts. Dieser Auffassung zufolge hat die Staatsgewalt sowohl in der Monarchie wie in der Republik ihren Ursprung nicht von der Person desjenigen oder derjenigen, der oder die berechtigt sind, diese Gewalt zu entfalten, und haftet auch nicht an ihnen, sondern es ist die Macht des Staates als einer idealen Person, der sie durch die dazu berufenen Personen ausübt. Ein ähnliches Geschick hatten die Bestrebungen von Gerber und Waitz,

ferner die Auffassung von Gierke und Bähr, die mit dem Gedanken des Verbandsrechtes in die Ordnung des Staatsrechtes hineinleuchten.

Die Anhänger der im Sinne der Legitimität genommenen absolutistischen Souveränität des Herrschers vermögen sich ebenso wenig wie die Verteidiger der Volksrechte und Verfechter der Verfassungsmäßigkeit von einer gewissen privatrechtlichen, patrimonialen Auffassung der Souveränität freizumachen und verharren verknöchert bei der Trennung des Staats- und Volksgedankens.

Nur so können wir Ungarn die sich eines so großen Ansehens erfreuenden Theorien des deutschen Staatsrechtes verstehen, wie diejenige Seydels, wonach die souveräne Staatsgewalt nicht das Recht des Staates, sondern ein Recht über dem Staat, d. i. über einem gewissen Territorium und der Gesamtheit der darauf lebenden Menschen ist. Der Herrscher ist nicht im Staate, sondern steht darüber, was nach Seydel auch Lingg als große Errungenschaft lobt. Oder diejenige von Laband, wonach in den einzelnen Staaten dem Herrscher die ganze Staatsgewalt ungeteilt zukommt, während die Parlamente keinen Anteil daran haben, denn sie sind nur zur Feststellung des Inhaltes, der Materie des Gesetzes berechtigt, das Gesetz aber wird nicht durch den Inhalt ausgemacht, sondern durch den Befehl, der zur Einhaltung der in diesen Inhalt aufgenommenen Vorschriften verpflichtet, einen solchen Befehl jedoch können die Parlamente nicht erlassen, es kann ihn nur das zur Sanktionierung berechtigte Subjekt, das ist in den einzelnen Monarchien der Fürst, im Deutschen Reich die Versammlung der Fürsten, der Bundesrat, erlassen.

Wenn aber wiederum der Fürst einen solchen «Gesetzbefehl», wie Laband ihn nennt, nicht erlassen kann, sobald die Parlamente dessen Inhalt nicht zur Sanktionierung darbieten, kann man dann ihre Tätigkeit nicht als Anteilnahme an der Staatsgewalt qualifizieren? Laband hält eine solche Erklärung deshalb für unmöglich, weil eine solche selbständige Anteilnahme an der Gesetzgebung, die ungeteilte und unteilbare Staatsgewalt auflösen und den Willen der einheitlichen Staatspersönlichkeit in einen Vertrag zweier sich einigender Teile oder Personen verwandeln würde.

Es ist aber offenbar, daß — ganz abgesehen von dem souveränen Willen, der in den auswärtigen Angelegenheiten entscheidet — die Staatsgewalt nicht nur in der Gesetzgebung, in der Erlassung des jedermann bindenden, sanktionierenden Befehles, sondern auch in der die Einhaltung dieses Befehles erzwingenden Gewalt, in der Exekutivgewalt liegt. Und dennoch sehen wir in den deutschen verfassungsmäßigen Monarchien, daß die Fürsten auch diese Gewalt

nicht ungeteilt ausüben können, denn ihre Exekutivakte werden nur durch die ministerielle Gegenzeichnung rechtsgültig. Im Reiche aber wird, obwohl das Sanktionierungsrecht den Bevollmächtigten der Fürsten der das Reich bildenden fünfundzwanzig Staaten zukommt, die in den Sitzungen des Bundesrates über die ihnen durch den Reichstag unterbreiteten Gesetzentwürfe beschließen, die Exekutivgewalt durch diesen Fürstenrat schon nicht mehr ungeteilt ausgeübt, sondern nur ein Teil davon, während den anderen ein Mitglied des Bundesrates, der Kaiser, besonders ausübt.

Diese materialistische, patrimoniale Auffassung der Einheit der Staatsgewalt, wie sie in diesen Theorien vorliegt, läßt für uns Ungarn die Natur der Funktion der Parlamente und der verantwortlichen Minister ungelöst. Wenn sie keinen Anteil an der Staatsgewalt haben, was sind sie dann? Etwa einfache Gehilfen, wie die kodifizierenden Körperschaften der absoluten Monarchien oder die allein dem Herrscher verantwortlichen Minister? Die Fürsten können doch ohne diese eigentümlichen Gehilfen kein Gesetz erlassen, ohne sie sind ihre Regierungshandlungen ungültig und demnach ist die verfassungsmäßige Monarchie ein Staat, dessen Staatsgewalt nicht selbständig, nicht unabhängig ist, denn sie hängt von dem Willen einer außenstehenden, nicht staatlichen Macht, nämlich des Parlamentes ab; diese nichtstaatliche Gewalt kontrolliert und beschränkt sie; sie kann aus eigener Machtvollkommenheit nicht befehlen und kann ohne den über keine Staatsgewalt verfügenden einfachen Gehilfen, das Parlament und das Ministerium, nicht regieren.

Wenn die Staatsgewalt in den deutschen verfassungsmäßigen Monarchien in der Tat ungeteilt und ausschließlich im Fürsten konzentriert ist, jedoch nach der deutschen staatsrechtlichen Theorie durch Faktoren, die nicht der Staatsgewalt angehören: die Parlamente, die Minister, dennoch rechtlich kontrolliert und eingeschränkt wird, so würde daraus folgen, daß das Recht der Parlamente und der Minister moderne Erscheinungsformen der «tribunitia potestas» des Altertums seien, mit dem Unterschied, daß sie zwar ebenfalls außerhalb der Staatsgewalt stehen, trotzdem aber dieser gegenüber nicht nur zu einer hemmenden, sondern auch positiv unterstützenden Funktion berufen sind.

Der Eindruck, den auf uns Fremde die heutige deutsche Theorie der verfassungsmäßigen Monarchie, wie sie auch bei Binding zu finden ist, macht, ruft uns eine von den Anhängern der Verfassungsmäßigkeit in den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wegen ihrer metaphysischen Grundlage, ihres sozialen Standpunktes und ihrer das Übergewicht der Herrschergewalt stark

betonenden Tendenz wegen viel verspottete und angegriffene, sehr bedeutsame Theorie in die Erinnerung zurück, die Theorie Stahls.

Das Volk und sein Parlament von der Staatsgewalt auszuschließen, seine Tätigkeit einseitig auf die Pflichterfüllung gegenüber dem außerhalb seiner Sphäre stehenden Staat zu beschränken, ohne daß das Element der Berechtigung zu dieser Tätigkeit auch nur zu Anerkennung gelangte, den Staat ausschließlich in den Fürsten und seine Bevollmächtigten zu verlegen — wozu macht dies auch den verfassungsmäßigen Staat? Dazu, wozu ihn Stahl macht: zu einem sittlichen Reich, in dem ein von intellektuellen Beweggründen geleitetes, mit sich selbst in Harmonie stehendes Individuum über bewußt und frei gehorchende Menschen herrscht, die an dieser Herrschaft keinen Anteil haben.

II.

Auch Binding sieht den Staat und ihm gegenüber die Stellung der Parlamente ungefähr so an. Das Parlament ist nach seiner Auffassung das Auftreten des Volkes in einer bestimmten Art und Weise, um an der staatlichen Funktion als Gehilfe teilzunehmen und sie zu kontrollieren (S. 8, 12). Der Staat ist auch bei ihm — es ist, als ob wir Schlözer über den Staat als eine Analogie der Feuerversicherungsgesellschaften sprechen hörten — ein zu bestimmten Zwecken (Recht, Wohlstand, nationale Unabhängigkeit) erhaltene, aus dem Fürsten und seinen Bevollmächtigten bestehende Anstalt. Diese besteht zwar im Interesse des Volkes, aber dies hat an ihrer Macht keinen Anteil; Volk und Staat sind besondere Rechtssubjekte und wenn auch das Volk an der Funktion des Staates Anteil hat, so hat es ihn nur als Gehilfe oder Kontrolleur, ebenso — wir müssen gestehen, wir können uns dies Verhältnis nicht anders vorstellen — wie in den Heilanstalten der Kranke ebenfalls an der Tätigkeit des sich in seinem Interesse bemühenden Arztes Anteil hat, indem er durch sein Verhalten dessen Anordnungen fördert, durch seinen Widerstand, der auch eine Art der Kontrolle ist, deren Verwirklichung verhindert. Auch der Kranke bleibt, so sehr er auch der Macht des Arztes unterworfen ist, Rechtssubjekt.

In ähnlicher Weise ist auch das Volk in seinem Parlamente, obwohl es keine Staatsgewalt, d. h. keine Souveränität oder keinen wie immer gearteten Anteil daran besitzt, Rechtssubjekt gegenüber dem Staate und Rechtssubjekt, als ideelles Ganzes, gegenüber den das Parlament bildenden Einzelnen. Und zwar ein Rechtssubjekt von unaussprechlicher Wichtigkeit und unermeßlichem Werte, denn das in den Parlamenten zusammengefaßte Volk sichert auch nach Binding

die menschliche Kultur gegen die Tyrannei der Demagogie oder des persönlichen Regimes.

In diesem Gedankengang gelangt Binding zur Feststellung des Rechtes der Parlamente gegenüber ihren Mitgliedern. Damit das Parlament als der Schützer der wertvollsten Güter der Menschheit seine Aufgabe erfüllen könne, hat es, obwohl es keine souveräne Macht besitzt, Rechte gegenüber seinen Mitgliedern, um seine Funktionen verrichten zu können, was, wie ich glaube, jedermann natürlich finden wird, auch wenn er mit den Grundthesen Bindings nicht in Übereinstimmung ist. Hat doch auch ein kleineres Ganzes seinen Teilen gegenüber Macht, ja auch der Besitzer des Hauses, der Wohnung gegenüber Eindringlingen; überhaupt hat jeder anderen gegenüber Macht dazu, seine Rechte zu verteidigen, wenn gegen diese ein direkter Angriff gerichtet wird. So begründet Binding seine Beweisführung, wenn er zu dem Ergebnis gelangt, daß für das Parlament der Fall der berechtigten Notwehr vorliegt, wenn es in seiner Arbeit gestört wird und diese Störung hindert und beseitigt, um so mehr, als es auf diese Arbeit nicht nur ein Recht hat, sondern mit ihr auch eine staatsrechtliche Pflicht erfüllt, die das Parlament, d. h. das Volk, dem Staate schuldet. So ist jede Störung des Parlamentes, jeder Angriff, der es in seiner Arbeit hindern will, eine rechtswidrige Störung, ein Angriff auf ein seine Pflicht erfüllendes Rechtssubjekt, aber auch auf die einzelnen Parlamentsmitglieder, die an der Arbeit des Parlamentes teilnehmen wollen. Gegenüber einer solchen Störung und Hemmung kommt dem Parlamente, also Binding zufolge der Nation selbst, das Recht der Notwehr zweifach zu.

Das Parlament aber, als der Schützer der wertvollsten Güter der Menschheit, insbesondere als die höchste Bürgschaft gegen die Tyrannei muß nicht nur Rechte seinen die Ruhe störenden Mitgliedern gegenüber haben, um seine ungestörte Funktion möglich zu machen. Es darf auch auf seinen Ruf und guten Namen und auf seine Würde kein Fleck fallen, was es nur dadurch erreichen kann, wenn der Ruf und die Ehre seiner einzelnen Mitglieder makellos ist. Es kann aus unwürdigen, ehrlosen Mitgliedern nicht bestehen und wenn sich in seinem Mitgliederstande dennoch solche finden sollten, muß es diese ausschließen, entfernen, ihres Mandates entkleiden können.

Derjenige, der wegen Vaterlandsverrat, Kuppelei, Bestechung verurteilt worden ist, kann, auch wenn er mit der Zeit wieder in den Genuß seiner bürgerlichen Rechte tritt, dennoch nicht Mitglied des Parlamentes bleiben, ohne daß das Ansehen des Parlamentes schwere Einbuße erleidet. Denn das Votum eines solchen

Mitgliedes oder solcher Mitglieder kann irgendeinem Beschlusse die Mehrheit verschaffen. Aber auch ohne direkte Straftaten kann die sittliche Würde des Abgeordneten einen solchen Mangel aufweisen, daß er ihn unbedingt von der Mitgliedschaft des Parlamentes ausschließt. Binding führt den Artikel Bismarcks vom 7. Juli 1894 in den «Hamburger Nachrichten» an, worin er die Ausschließung eines Elsässer Abgeordneten aus dem Reichstage forderte, weil dieser Abgeordnete seinen Sohn in die Militärerziehungsanstalt von St. Cyr in Frankreich geschickt hatte, so daß dieser von seinem Vater auf die deutsche Wehrmacht bezügliche Geheimnisse hätte wissen können, in deren Besitz sein Vater nur als Mitglied des Parlamentes gelangen konnte.

Binding zufolge fließt das Recht der Parlamente, solche Mitglieder auszuschließen, ebenfalls aus dem Recht der Notwehr, nicht aus dem Rechtsstande des Parlamentes als eines Organs der souveränen Staatsgewalt, denn wenn es aus diesem flösse, wäre es nicht notwendig, es aus der berechtigten Notwehr abzuleiten.

Der Schwerpunkt der Darstellung Bindings liegt im Nachweis der Rechtswidrigkeit der Obstruktion und der Rechtsmittel, mit deren Hilfe man sie niederkämpfen kann; daher können wir den letzten Punkt, der sich auf die Vernichtung der Mandate der Mitglieder bezieht, bei Seite lassen — den mit der berechtigten Notwehr in Verbindung zu bringen, wie wir glauben, nur mit Hilfe einer sehr gezwungenen Schlußfolgerung möglich ist —, wie wichtig es auch für unser Ziel wäre, ihn zu analysieren, um die grundsätzliche Unzulänglichkeit und praktische Unbrauchbarkeit der von Binding aufgeworfenen berechtigten Notwehr und des von ihm empfohlenen Staatsgerichtshofes nachzuweisen. Wir könnten die Reihe der Beispiele leider auch aus der Geschichte unseres eigenen Parlamentes vermehren, wenn der infolge der Zurückziehung der Privatklage von der Strafe für nachgewiesene Bestechung frei ausgehende Abgeordnete, oder ein solcher, der im Hause eine die Nation schmähende, hart an der Grenze des Vaterlandsverrats streifende Rede gehalten hatte, jedoch nicht vor das ordentliche Gericht gestellt und seines Mandates vom Hause nicht entkleidet werden konnte, auch weiter Mitglied des Hauses blieb.

Es genügt aber, wenn sich unsere Besprechung auf den ersten Punkt beschränkt, denn dessen Beleuchtung wird vollauf beweisen, wie ungenügend das Recht der Notwehr zum Verständnis des Rechtsverhältnisses zwischen dem Parlament und seinen Mitgliedern ist und wie wenig entsprechend zur Beurteilung der Zusammenstöße

zwischen dem Parlament und seinen Mitgliedern das Werkzeug ist, das er in Vorschlag bringt.

Durchdrungen von der Rechtswidrigkeit und Gefährlichkeit der Obstruktion, tritt Binding nachdrücklich für die Notwendigkeit ihrer Ausrottung ein. Er kann sich jedoch mit dem heutigen Rechtszustand nicht abfinden, der das durch Obstruktion angegriffene, in seiner Tätigkeit gehinderte Parlament, in Wirklichkeit dessen Mehrheit, zum Richter darüber macht, ob das Betragen des einzelnen Mitgliedes, bzw. einer Gruppe von Mitgliedern gegenüber dem Präsidenten und der Mehrheit berechtigt oder unberechtigt, Obstruktion oder ein berechtigtes, geschäftsordnungsmäßiges Verhalten der Betroffenen ist?

Binding zufolge kommt hierdurch die Rechtsprechung in eigener Angelegenheit, das brutale Mehrheitsprinzip zur Herrschaft, mit dessen Hilfe man die Minderheit ihrer Rechte vollständig berauben kann.

Wenn der Präsident, wenn die Mehrheit der Meinung sind, daß die Obstruktion rechtswidrig sei, daß sie durch dieselbe in ihren Rechten gehemmt werden, so können sie zur berechtigten Notwehr greifen, darüber aber, ob ihre Notwehr berechtigt war, können sie nicht beschließen, dies muß ein vom Parlament unabhängiges, außerhalb desselben stehendes Gericht entscheiden.

Dergestalt also kann das Wesen der Auffassung Bindings zusammengefaßt werden. Uns kann diese Beweisführung keineswegs überzeugen, und ihr gegenüber müssen wir uns auf folgendes berufen:

Wenn wir das Parlament auch nicht als den Teilhaber der souveränen Macht ansehen, als welches es auch ein ansehnlicher Teil der auf der Grundlage des positiven deutschen Staatsrechtes stehenden deutschen Gelehrten nicht ansieht, sondern als eine einfache staatsrechtliche Körperschaft, so ist es doch immer ein geschlossenes einheitliches Ganzes, in dem zwar die Teile, die Mitglieder ihr besonderes Dasein, ihre persönliche Stellung als Mitglieder behalten, aber auch nach dem positiven Recht der größeren Macht, der Disziplinargewalt des Ganzen unterworfen sind, das diese nach eigener Einsicht und seiner moralischen Pflicht gemäß über sie ausübt und um deretwillen es nicht gezwungen ist, sich an eine außerhalb seiner stehende Macht zu wenden, da man durch eine abstrakte Regel nicht im Voraus feststellen kann, welche Mitwirkung man im gegebenen Falle von dem einzelnen Mitglied verlangen kann.

Das Parlamentsmitglied wird durch diese Unterordnung unter das Ganze nicht rechtlos, es wird nur nicht mit diesem gleichberechtigt.

Das Parlament ist der Vorgesetzte des einzelnen Mitgliedes, das einzelne Mitglied ist ihm unterworfen; in ihrem Verhältnis stehen sich ein höheres und ein untergeordnetes Rechtssubjekt gegenüber, denn das einzelne Mitglied hat keinen von dem des Parlamentes vollständig getrennten Wirkungskreis; der Wirkungskreis des Mitgliedes fügt sich so sehr in denjenigen des Parlamentes ein, daß es unmöglich ist, den einen vom anderen rechtlich so abzusondern, wie die Willenssphären zweier privatrechtlicher Rechtssubjekte. Gewiß gibt es auch eine Trennung zwischen dem Wirkungskreis des Parlamentes und dem des einzelnen Mitgliedes, und infolgedessen haben beide ihre eigene Rechtsstellung, denn beide haben ja einen Willen. Aber diese Trennung vermag das Recht nur in sehr blassen und allgemeinen Umrissen durchzuführen und dies kann im Wesen doch nur durch eine aus dem Zwecke des Parlamentes abgeleitete, weniger gebundene und äußerliche Regel geschehen. Diese sehr allgemeine rechtliche, in ihrem Wesen eigentlich moralische Regel kann jedoch nur das Parlament als Ganzes interpretieren und anwenden, nicht ein außerhalb desselben stehendes, nur nach Rechtsgesichtspunkten urteilendes Gericht.

Nicht nur das Parlament ist ein solches, aus mehreren physischen Personen, Mitgliedern bestehendes Ganzes, in welchem die Mitglieder zwar nicht rechtlos sind, aber unter der Gewalt eines Oberhauptes stehen, dessen zwischen sehr weiten Grenzlinien des Rechtes sich bewegende moralische, diskretionäre Gewalt das Gericht so lange nicht einschränken kann, solange dieses Oberhaupt nicht seine eigene diskretionäre Gewalt zu einer mit deren Ziel im Gegensatz stehenden arbiträren Gewalt umwandelt. Ein solches Ganzes ist z. B. die Familie, und so beschaffen ist die Macht des Familienoberhauptes.

Aber es kann auch keinen außenstehenden, nach moralischen Gesichtspunkten urteilenden Areopag geben.

Nach Binding ist das Parlament nicht die Vertretung des Volkes, sondern das Volk selbst. Dieses Volk muß, so glauben wir Ungarn, auch wenn es an der souveränen Staatsgewalt wirklich keinen Anteil hat, als besonderes Rechtssubjekt dem Staate gegenüber — auch als, nach Binding, unentbehrlicher Gehilfe, ja Kontrolleur der Staatsgewalt — zur Ausübung seiner Rechte einen eigenen Willen und zur Bildung dieses Willens Selbständigkeit besitzen. Diese Willensbildung geschieht durch das Zusammenwirken der Parlamentsmitglieder. Die Art und Weise dieses Zusammenwirkens und dessen Umfang kann das Parlament nur selbst feststellen, von fremdem Einfluß oder gar fremder Macht unbeeinflusst, wenn wir nämlich

wollen, daß sein Wille unabhängig und frei sei. Die Einmischung eines Faktors, der außerhalb der parlamentarischen Willensbildung steht, eines derartigen Gerichtes oder irgend eines Areopages würde das Parlament seiner Willensfreiheit berauben, denn ein infolge solcher Einmischung zustande gekommener Wille, der den Gegensatz zwischen dem Ganzen und dem Teile, dem Parlament und dem einzelnen Mitglied möglicherweise gegen das Parlament und zugunsten des einzelnen Mitgliedes entschiede, wäre nicht der Wille des Parlamentes, sondern eines dasselbe bevormundenden Areopages.

Nun aber ist das Parlament zum Zustandebringen eines originalen eigenen Willens, zu schaffender Tätigkeit und nicht, wie das Gericht oder die Verwaltung, zur Anwendung eines anderen, höheren Willens, des Gesetzes berufen. Wenn wir in dem Parlamente, oder, praktisch genommen, seiner Mehrheit mit Bezug darauf vertrauen, daß es hinsichtlich eines zu erbringenden Gesetzes oder des Inhaltes einer Budgetpost das Wohl des Staates vor Augen halten werde, müssen wir ihm auch in Bezug darauf vertrauen, daß es auch bei der Herausbildung seines Willens bei der Debatte, bei der Abstimmung, mit einem Wort bezüglich der Form seines Vorgehens das parlamentarische Recht und die parlamentarische Ethik vor Augen halten werde.

Schließlich würde, gleichviel, ob ein nach Rechtsnormen urteilendes Gericht, oder ein moralische Diskretion übender Areopag über das Parlament gestellt würde, die Handlungsfreiheit des Parlamentes schon dadurch leiden, daß es während seiner Aktion innehalten und seine unaufschiebbaren, dringenden Aufgaben solange in Schwebelage halten müßte, bis das außerhalb desselben stehende Gericht seinen Prozeß entschieden hat.

Die Möglichkeit, eine solche Kontroverse vor ein außerhalb des Parlamentes stehendes Gericht zu bringen und die Suspendierung der Beschlüsse bis zur Entscheidung des Prozesses, den das Parlament hinsichtlich seiner Rechte mit einzelnen Mitgliedern führt, wäre gleichbedeutend mit einer zeitweiligen Vertagung des Parlamentes, unter Umständen eben dann, wenn das Volk die rascheste Entschließung notwendig hätte, wäre gleichbedeutend mit der Gleichstellung des Parlamentes mit seinen einzelnen Mitgliedern, wenn das einzelne Mitglied die richterliche Entscheidung anrufen könnte. Das Parlament würde offenbar gegen seinen eigenen Beschluß nicht appellieren; somit ist nur die Aktion des Mitgliedes gegen das Parlament in Betracht zu ziehen.

Dies wäre eine Erneuerung des Rechtes des polnischen Landtags-

boten, des «sistere activitatem», einzig und allein mit dem Unterschiede, daß die Appellation vom Parlamente an das Gericht nur interlokutorische und nicht meritorische Wirkung hätte.

Eine solche Hemmung seiner Tätigkeit durch seine Mitglieder ver trägt nicht einmal ein Verein oder eine Genossenschaft. Auch diese sind mit der Macht bekleidet, ihren Willen festzustellen und durch die Appellation ihrer Mitglieder während des Prozesses der Willensbildung ungestört zu bleiben, und nur eine nachträgliche richterliche Beurteilung ihrer Beschlüsse ist möglich, wenn ihr Willen bereits durch ihre Beschlüsse zur Tat geworden ist. Jede kollegiale Organisation kann nur unter der Herrschaft des Grundsatzes «stante concluso» funktionieren.

Das die Gesamtheit des Volkes — nach Binding — in sich be fassende Parlament, diese ihm zufolge zur Unterstützung und Kon trolle des Staates berufene staatsrechtliche Institution kann es noch weniger dulden, daß ihre Tätigkeit gehemmt werde und ihr Be schluß solange in Schweben bleibe, bis ein außerhalb stehendes Ge richt darüber entschieden hat.

Das Parlament muß ungestört selbst entscheiden, was es will. Ist doch seine ganze Tätigkeit nichts anderes, als die Beratung und Be schlußfassung der Vertreter des Volkes, oder wie wir sagen, der Nation darüber, was es wollen soll.

Diesen willensbildenden und beschließenden Prozeß durch die Mit wirkung der einzelnen Mitglieder entsprechend zu sichern, vermag nur derjenige, der an diesem Prozesse aktiven Anteil hat. Es be darf zu diesem Zwecke von Fall zu Fall wechselnder, sich der Lage anpassender Verfügungen, deren Richtigkeit und Eignung sehr oft die Umstände des Augenblickes, die vorübergehende Stimmung rechtfertigen, über die später einen Anderen, Außenstehenden zu informieren, nahezu unmöglich ist.

Der Präsident, die beratenden, bzw. die beschließenden «Quorum» allein können diese Aufgaben erfüllen.

Derjenige, der das Parlament nur als eine Masse von Personen in bestimmter Anzahl ansieht, die einander mit individuellen Rechten gegenüberstehen, nicht aber als ein Ganzes, als eine ideale Einheit oder auch nur als eine Institution, mag es empörend und brutal nennen, daß der, eine, nur eine einzelne Person bedeutende Präsi dent oder die Mehrheit der beschließenden Quorum, die in den meisten Parlamenten eine sehr unbedeutende Minorität der ge samten Mitglieder ist, solche Aufgaben sollen durchführen können, so wie er auch von der entgegengesetzten Möglichkeit dasselbe meinen kann, wonach die Mehrheit sämtlicher Mitglieder gegen den

Willen der Minderheit beschließen soll. In einem ähnlichen Gedankengange spricht auch Binding von der Brutalität des Mehrheitsprinzips. Über den gleichen rechtlichen Wert der Parlamentsmitglieder haben sich jedoch schon lange sämtliche Parlamente der Welt hinübersetzt, den polnischen Landtag ausgenommen, der die Einstimmigkeit der Beschlüsse forderte und das polnische Volk aktionsunfähig machte, und haben sich mit der Macht des Präsidenten oder der Minderheit (wenn nämlich eben nur das «Quorum» vorhanden ist) oder der Mehrheit sämtlicher Mitglieder abgefunden, denn sie haben das Zusammenwirken des Ganzen sonst als unmöglich erkannt und setzen ihr Vertrauen anstatt auf Rechtsbürgschaften letzten Endes auf das sittliche Pflichtgefühl der leitenden Kräfte, indem sie sich an die alte Erfahrung des Tacitus erinnern: «*Quis custodiet custodes?*»

Aber vielleicht wäre es möglich, die die Aktionsfähigkeit des Parlamentes lähmende Einmischung des Gerichtes dadurch auszugleichen, daß das Gericht nur nach Fassung der Beschlüsse und Durchführung der Verfügung der Parlamente diese beurteilte?

In diesem Falle jedoch würde der richterliche Spruch nicht selten zu einem Zeitpunkte erfolgen, wo er seinen Sinn schon verloren hätte. Wem das Wort entzogen worden ist, der kann mit seinem Worte, wenn ihm das Gericht dies auch zurückgibt, nicht mehr die Wirkung erzielen, die er damals erreicht hätte; derjenige, der aus der Sitzung ausgeschlossen worden ist, hat die Möglichkeit verloren, unter Umständen mit seiner entscheidenden Rede oder mit seinem Votum einen Antrag zu stützen oder zu Fall zu bringen.

Die Annullierung von regelwidrig entstandenen Beschlüssen jedoch durch das über sie urteilende Gericht würde auch dann noch der Würde des Parlamentes und seinem Ansehen Eintrag tun, wenn wir das Parlament auch nur als eine derartige staatsrechtliche Körperschaft betrachten, die mit der «*tribunitia potestas*» bekleidet ist, wie Binding es tut.

Aber es könnte auch noch größeres Übel verursacht werden, als die schwere Beeinträchtigung des Ansehens des Parlamentes.

Ein solches Gericht wäre im Falle einer unzweifelhaften, aber nicht wesentlichen Gesetzesverletzung und Rechtskränkung, die bei dem Vorgehen des Parlamentes vorgekommen ist, gezwungen, diesen Beschluß, der für den Staat inhaltlich von entscheidender Wichtigkeit und Notwendigkeit sein könnte, aufzuheben.

Die Streitigkeiten und Gegensätze zwischen dem Parlament und seinen Mitgliedern, den Widerstand der Mitglieder, die Rechtmäßigkeit der vom Präsidenten oder vom Plenum gegen sie ausgeübten

Gewalt könnte man nur dann ruhig der Entscheidung eines außerhalb des Parlamentes stehenden Gerichtes anheimgeben, wenn das Parlament nichts anderes wäre, als ein aus einer bestimmten Zahl von gleichberechtigten Personen sich zusammenfindender Haufen oder eine zu einem bestimmten Ziele absichtlich zusammentretende ad hoc-Versammlung, in welcher die Einzelnen, wenn ihr Versammlungsrecht angegriffen wird, zur Notwehr greifen.

Die berechtigte Notwehr kann nur zwischen Gleichberechtigten vorkommen, und den Streit, ob die Notwehr berechtigt war, kann allerdings nur ein Dritter, das Gericht, entscheiden. Nur dann, wenn nach dem Vergleiche Bindings das Volk, bzw. seine Erscheinungsform, das Parlament, nichts anderes ist, als «eine Riesenherde von singuli», ist es notwendig, an den Grundsatz der Notwehr und an das Heilmittel des außenstehenden Gerichtes zu appellieren.

Ist aber dies der Fall im Parlament? Sind der Präsident, das Haus leere Worte, von denen das Letztere bald als die Minorität der Mitglieder, bald als deren Majorität verstanden wird, je nachdem, ob nur das Minimum der zur Beschlußfassung notwendigen Personen in Tätigkeit ist, oder beträchtlich mehr als dieses? Diese Worte gebrauchen die Gesetzgeber nicht als Spielmarken, sie sind die Geldmünzen einer wertvollen Valuta, einer Valuta, die von der wirtschaftlichen, moralischen, intellektuellen und Willenseinheit des Volksganzen gebildet wird, vor dem sich die einzelnen Glieder der Nation, im Parlament die Parlamentsmitglieder, als vor einer höheren Macht beugen müssen und zu der sich nur ein anderes Vertretungsorgan der Nation, der Fürst, in Gegensatz stellen kann, sei es auf Grundlage des Rechtes der monarchischen Sanktion oder des republikanischen Veto.

Auch dann, wenn das Volk nicht als Teilhaber an der Staatsgewalt angesehen wird, ist es sicherlich ein lebendiges und nicht nur zahlenmäßiges Ganzes, nicht nur eine einfache Summe und auch nach Bindung ein besonderes Rechtssubjekt dem Staate gegenüber. Wie soll also dessen, des einen Rechtssubjektes Gericht in den Rechtsstreitigkeiten des anderen Rechtssubjektes, des Parlamentes und seiner Mitglieder, urteilen? Man müßte irgendeine schiedsrichterliche Organisation anrufen, wie es ein Lieblingsgedanke des deutschen Konstitutionalismus zu Beginn des vorigen Jahrhunderts war; wie aber könnte sich das dem Staate gegenüber stehende Rechtssubjekt, das Volk, einem durch einen einseitigen Akt des Staates zustande gekommenen Gericht unterwerfen?

Zwei verschiedene Rechtssubjekte können sich nur so einem nicht auf dem Wege des Kompromisses zustande gekommenen Gericht

unterwerfen, wenn beide die Teile eines größeren Ganzen, eines höheren Rechtssubjektes sind. Die Rechtsstreitigkeiten zwischen dem Parlament und der Regierung z. B. können nur deshalb durch ein sei es aus Mitgliedern des Oberhauses zusammengesetztes, sei es ein anderes, durch das Staatsoberhaupt gebildetes Sachgericht oder sei es das ordentliche höchste Gericht des Staates entschieden werden, weil Parlament und Regierung die mit dem Recht der Mitgliedschaft bekleideten Teile eines größeren Ganzen sind. Die Unterordnung des Parlamentes unter ein solches Gericht, wie es Binding zu wünschen scheint (S. 21) und wie er es mit solchem Nachdruck für unentbehrlich erklärt, würde das ganze Volk (nach Bindings Formel ist das Parlament das Volk selbst, in eigenartiger Weise dargestellt) auf das Niveau des Rechtssubjektscharakters des einzelnen Untertans hinabdrücken.

Binding steht jedenfalls jedem Gedanken, jeder Absicht fern, die zur Schwämmerung des Ansehens des Parlamentes führen würde. Sein Vortrag ist ja von tiefer Besorgnis für die Zukunft der Parlamente inspiriert. Dadurch aber, daß er das Recht zur Niederkämpfung der Obstruktion aus dem Recht der Notwehr ableitet und den Prozeß der Willensbildung der Parlamente unter die Kontrolle eines außerhalb des Parlamentes stehenden Gerichtes stellt, greift er, wenn auch unbeabsichtigt, die Würde der Parlamente an.

Denn überdenken wir einmal die Folgen einer solchen Rechtsordnung. Wenn auf dem guten Ruf und der Würde des Parlamentes schon durch die Ehrlosigkeit einiger unter den vielen hundert Mitgliedern ein Makel bleibt, den man nach Binding nicht dulden kann, wie sehr würde es das Gewicht und die Würde des Parlamentes schmälern, wenn die Gültigkeit seiner Abstimmungen, die ahndenden Verfügungen gegenüber seinen Mitgliedern, wenn in irgendeiner Angelegenheit sein auf Grundlage langer Debatten und Abstimmungen zustandegekommenes Vorgehen in seiner Gesamtheit von einem solchen außerhalb stehenden Gerichte für rechtswidrig erklärt oder annulliert oder gar abgeändert würde.

Selbst vom Standpunkte Bindings aus würde es zu einer Erniedrigung des Parlamentes führen, wenn die Rechtskraft seiner Handlungen durch ein außenstehendes Gericht angegriffen werden könnte.

Binding irrt, wenn er das Verifizierungsverfahren gegenüber den Mitgliedern des englischen und des ungarischen Parlamentes als Argument für das von ihm vorgeschlagene Staatsgericht anführt. Weder das englische noch das ungarische Gericht urteilt über Handlungen des Parlamentes, wenn es über das Mitgliedsrecht der gewählten Abgeordneten entscheidet. Beide haben den Beruf, den Be-

schluß der Wahlbehörden der Wahlbezirke, durch den irgend jemand zum Mitglied des Parlamentes erklärt oder ihm dieses Recht vorenthalten wurde, auf Grund des Ansuchens des in seinem Rechte Verletzten rechtsgültig zu entscheiden.

Der Prozeß fließt hier nicht zwischen dem Parlament und einem einzelnen Mitgliede desselben, sondern entweder zwischen einzelnen Staatsbürgern, die das Mitgliedsrecht beanspruchen, oder zwischen dem einzelnen Staatsbürger und der die Wahl leitenden Behörde, wenn er den Beschluß der letzteren als gravaminös bezeichnet oder zwischen den Wählern und der Behörde, die ihre Rechte geschmälert hat, indem sie nicht den in Wirklichkeit Gewählten mit dem Mandat versah.

Nicht das Parlament kommt hier unter die Gewalt des Gerichtes, sondern die Wahlbehörde, und nur in seiner Wirkung berührt das Urteil des Gerichtes das Parlament. Aber auch so haben nur wenige Parlamente mit Bezug auf die Abgeordnetenwahlen die Jurisdiktion eines außenstehenden Gerichtes akzeptiert.

Die Basis der Notwehr zum Schutze des großen Wertes des Parlamentes ist dem Gesagten zufolge, so meinen wir, vollständig ungeeignet.

Auch wenn wir uns nicht auf die allein richtige Grundlage stellen, wonach das Parlament auch in Monarchien als ein, wenn auch nicht der höchste Bestandteil der Staatsgewalt angesehen wird, sondern nur als eine die tribunitia potestas der Nation ausübende Körperschaft, auch dann kann die Krankheit der Parlamente nicht durch die Notwehr und die Einmischung eines außenstehenden Gerichtes geheilt werden. Bindings Mittel greift in den Ideenkreis der Kinderjahre des deutschen verfassungsmäßigen Lebens zurück, als der Gegensatz zwischen Staat und Volksmacht noch sehr starr war, als man zur Ausgleichung der Gegensätze zwischen diesen beiden besonderen Gewalten allerlei Staatsgerichte ausklügelte und als die ersten süddeutschen Verfassungen für die Zeit der Vertagung oder Auflösung der Parlamente zur Überwachung der Regierung eine Kommission ausschickten.

Wo das Parlament Teilhaber der Staatsgewalt ist, dort hat es das Recht der Notwehr nicht nötig, um die Hemmung seiner Tätigkeit zu beseitigen. Ebenso wenig hat es dies notwendig, wie auch der König oder die Regierung und die Behörden nicht nach dem Rechte der Notwehr, sondern nach demjenigen der Superiorität die gegen ihre Tätigkeit gerichteten Angriffe abwehren und verhindern.

Wir glauben aber, auch vom Standpunkte des deutschen Staatsrechtes ist nach dem oben dargelegten das empfohlene Heilmittel nicht notwendig, ja es wäre sogar sehr gefährlich.

Bei alledem ist der Gedanke Bindings sehr wertvoll, als volle Beleuchtung der Rechtswidrigkeit der Obstruktion, als Diagnosis der Obstruktion. Indem der große Jurist der Obstruktion gegenüber für die Parlamente die Waffe der berechtigten Notwehr in Anspruch nimmt, stellt er den verhängnisvollen, kritischen Charakter dieser Krankheit in das beste Licht, die man auch mit Gewalt ausrotten muß, wenn das Parlament, d. i. die Nation, ihre Freiheit nicht dem Untergang preisgeben will.

III.

Wir Ungarn können auf Grundlage unseres eigenen Staatsrechtes Bindig weder in der Erklärung des organischen Gewebes folgen, das er mit Bezug auf das Verhältnis zwischen Parlament und Staat bietet, noch auch hinsichtlich des Heilmittels, das er zur Heilung der Krankheit empfiehlt.

Die ungarische staatsrechtliche Auffassung sieht seit dem XIV. Jahrhundert den Staat als einen großen Körper, corpus, an, dessen Oberhaupt der König ist, dessen Glieder die Teile der Nation sind, die sich mit ihm in die staatliche Gewalt teilen, und gibt diesem Körper den Namen der «Heiligen Krone», offenbar aus dem Grunde, weil die internationale rechtliche Einfügung des ungarischen Volkes in das europäische Staatensystem und seine Eignung zu staatlichem Dasein von dem geistigen Haupte dieses Staatensystems, Papst Sylvester II., durch die im Jahre 1000 an Stefan I. geschickte Krone anerkannt und bestätigt worden ist.

An den Namen des äußeren Symbols dieser staatsrechtlichen Lage, der Krone, knüpfte sich dann die Interpretation dieser Lage selbst als Korporation seit dem XIV. Jahrhundert, als nach dem Aussterben der Árpáden an Stelle ihres noch in die heidnischen Zeiten zurückreichenden, einen Stammescharakter tragenden erblichen Fürstentums die Nation eine neue Verfassungsform, das reine Wahlkönigtum, setzte.

Zum Ausdrucke des Rechtscharakters des Wahlkönigtums erwies sich als die geeignetste Rechtskategorie die Körperschaft, die corporatio. So wie die Kirche als «corpus mysticum» angesehen wurde, «cuius caput est Christus», so wurde das durch die Krone Sylvesters äußerlich als Königtum bezeichnete Ungarn als Körperschaft, als Körper angesehen, dessen Fundament das Territorium des König-

tums und das es besitzende Volk, dessen Glieder die an der Staatsgewalt teilhabenden Teile dieses Volkes und dessen Haupt der durch sie gewählte König bildet.

Die Bezeichnung der staatsrechtlichen Körperschaft mit dem Worte «Heilige Krone», «Ungarische Heilige Krone», «Ungarns Heilige Krone» anstatt der Worte «Land», «Reich» oder gar modern: «Staat», hat sich jedenfalls auf demselben Wege entwickelt, wenn auch viel logischer, wie wenn man die Versammlung der Mönche oder die Körperschaft der nach kanonischen Vorschriften zu leben verhaltenen Weltpriester «Kapitel» nannte, wegen ihrer Verpflichtung, miteinander gewisse Kapitel aus den Regeln der Korporation und aus dem Psalter zu lesen.

Die Formulierung der aus dem staatsrechtlichen Stile des XIV. und XV. Jahrhunderts aufgegriffenen Ausdrucksweise und des darin liegenden Gedankens, als zweifelloses giltiges Recht hat das vor jetzt vierhundert Jahren zusammengestellte und seither zur Hauptquelle des ungarischen Rechtes gewordene «Tripartitum opus juris consuetudinarii in clyti regni Hungariae» Werböczys geboten, das im 2. § des 3. Titels des II. Teiles feststellt, daß die ungarische Nation, indem sie sich zum katholischen Glauben bekehrte, «das Recht sowohl der Gesetzgebung, als der Grundbesitz-Donation und auch der richterlichen Gewalt im Verein mit der Herrsch- und Regierungsgewalt auf die Heilige Krone des Landes und infolge dessen auf die gesetzlichen Könige Ungarns, die mit der Krone zu krönen Gepflogenheit ist, übertragen wurde.» In den Paragraphen 3, 4 und 5 jedoch setzt er hinzu: «Bei alledem kann der Fürst nicht aus eigener Entschliebung und schrankenlos Gesetze schaffen . . . , sondern nur so, wenn er die Nation zusammenruft und sie fragt, ob solche Gesetze ihr gefallen. Und wenn ja, so werden solche fürstliche Beschlüsse . . . als Gesetze gehalten.» «In der Regel jedoch beschließt die Nation selbst einmütigen Willens gewisse Dinge, die sie als nützlich für die Förderung des allgemeinen Wohles ansieht und schriftlich fixiert, dem Fürsten unterbreitet, indem sie ihn bittet, sie als Gesetze für die Nation festzustellen, und wenn der Fürst solche Beschlüsse annimmt und bestätigt, dann erwachsen sie in ähnlicher Weise in Rechtskraft und werden als Gesetze angesehen.» «All dieses jedoch heißen wir Beschlüsse des Fürsten, nicht aber der Nation, weil, wenn die Bestätigung und Bekräftigung des Fürsten nicht auf irgendwelche Weise hinzukäme, solche Beschlüsse keine Kraft hätten. In allgemein gültiger Bezeichnung nennen wir jedoch häufig die Gesetze: die Beschlüsse des Landes.»

Indem sich der Begriff der «Ungarischen Heiligen Krone» mit

diesem Inhalte ausbildete, kann sich das ungarische Staatsrecht in vierhundertjähriger ununterbrochener Rechtskontinuität den Staat nur in einer nach Werbőczy definierten untrennbaren Einheit des Königs und der Nation vorstellen.

Die Ungarische Heilige Krone bedeutet nicht nur die königliche Macht in ihrer Kontinuität und ihrer von ihrem zeitweiligen Träger unabhängigen Unpersönlichkeit, wie in den heutigen konstitutionellen Monarchien neueren Ursprungs, sondern das Zusammenwirken der Nation und des Königs in der souveränen Macht.

Der an der Gesetzgebung teilhabende ungarische Reichstag, als der eine Teil der die Staatsmacht in sich schließenden Krone, ist nicht auf das Recht der Notwehr angewiesen, um die Obstruktion niederzuringen; das Recht hiezu fließt aus seinem souveränen Charakter, und dieser Charakter gestattet es ihm nicht, in Hinblick auf Art und Weise der Ausübung seiner Macht über sich einen Richter anzuerkennen.

Wie die deutsche positive Staatstheorie über den ungarischen Standpunkt, über die Stellung des Parlaments im Staat, wie sie vorhin skizziert worden ist, urteilt, kann ich nicht wissen. Die beiden Standpunkte sind sehr gegensätzlich und das Verständnis zwischen ihnen stößt vielleicht auch heute auf Schwierigkeiten, ebenso wie am Ende des XVIII. Jahrhunderts, als das ungarische Staatsrecht und dessen Grundlage nicht nur bei den praktisch interessierten österreichischen, sondern auch bei den deutschen Schriftstellern aus dem Reiche auf Widerspruch und Spott stieß.

In den Staaten des Deutschen Reiches, die dem Recht gemäß nur Landeshoheit besaßen, erhob sich in dieser Zeit die absolute monarchische Staatsauffassung zum Übergewicht, ja an vielen Orten herrschte geradezu die patrimoniale Staatsauffassung. Damals (1790) schrieb Georg Aranka sein Werk, welches in der Übersetzung von Samuel Szógh unter dem Titel: «Vergleichung zwischen Engellands und Ungarns Regierungsform» im Jahre 1791 erschien.

Der Verfasser dieses Werkes stellte auf Grund der traditionellen Rechtskonstruktion der Heiligen Krone den rein staatsrechtlichen Charakter der ungarischen Staatsgewalt, die Teilung der obersten Gewalt zwischen König und Nation in den Vordergrund und der absoluten und patrimonialen Gewalt entgegen, die ihm zufolge dem österreichischen Erzherzog in seinen deutschen Ländern zukommt, und führte als Analogie die staatsrechtliche und sonstige verfassungsmäßige Stellung des englischen Königs in England und seine Patrimonialgewalt als Kurfürst von Hannover in seinen deutschen Ländern an.

Das Werk erfuhr in Schlözers Göttinger «Staatsanzeigen» (63. Heft 16. Band) eine scharfe Kritik. Die umfangreiche Kritik (S. 358 bis 372) bezieht sich zwar — heute kann man nicht mehr wissen, weshalb — dem Namen nach nicht auf das von Szrógh übersetzte Werkchen von Aranka, sondern auf eine der Kritik zufolge angeblich «Ich bin nicht unruhig» betitelte und nur handschriftlich im Umlauf befindliche Arbeit; inhaltlich aber ist darin von dem erwähnten Werke Arankas die Rede.

Die Kritik erweckte trotz ihres unwissenschaftlichen, tendenziösen Charakters in der deutschen wissenschaftlichen Welt Interesse. Wir glauben, nicht sowohl wegen ihrer die absolute Monarchie preisenden, das Ungartum, dessen rückständige Kultur und die schädliche Wirkung seiner aristokratischen sozialen Struktur schmähenden Richtung, als vielmehr wegen derjenigen Details des kritisierten Werkes, die den staatsrechtlichen Charakter der ungarischen Verfassung und den patrimonialen der deutschen Staaten in ziemlich drastischer Weise hervorhoben.

Der Rostocker Universitätsprofessor Posse beklagt sich in seinem Werke «Über das Staatseigentum in den deutschen Reichslanden und das Staatsrepräsentationsrecht der deutschen Landstände» (1794) darüber (Vorwort S. 5), daß man der Verfassung der deutschen Staaten ungerechte Vorwürfe mache und deren Landesherren zu einfachen Grundherren degradiere, so auch ein ungarischer Adelige in seinem, in Schlözers Staatsanzeigen besprochenem Werke. Vielleicht, so sagt Posse, wäre es nicht einmal der Mühe wert, dieses Raisonement näher zu prüfen, denn es rührt von einem parteiischen Fremden her. Da jedoch heimische verdienstvolle Juristen sich zu ähnlichen Grundsätzen bekennen, wie Scheid «De juris publici et privati convenientia et differentiis», Biener «De natura et indole domini in Germania», Fischer «Lehrbegriff sämtlicher Cameral- und Polizeyrechte», so ist es notwendig, den Gegenstand gründlich zu prüfen. Bekennt doch auch Biener in seinem zitierten Werke (Lib. I. § 10), daß «*possessio territorii immediati proprietatem territorii juriumque annexorum continet, a qua quidem superioritas distingui debet, quae ipsa tamen cum territorio, in quo tanquam in fundo residet, patrimonium constituit principum familiarumque illustrium in Germania. Germania tota, si ab imperio ipso ejusque regimine, quod per totius regni fines patet, recesseris, regitur jure patrimoniali et herili.*»

Der Altmagyare, wie man ihn in Schlözers Staatsanzeigen nennt, hatte also eine wissenschaftliche Grundlage, als er dem Staatsrechte seines eigenen Vaterlandes einen anderen Charakter zuschrieb, als den Staaten des römischen Reiches deutscher Nation, die Landes-

hoheit besaßen, von welcher auch die zitierten Schriftsteller so entschieden behaupten, daß sie patrimonialen Charakters seien, daß «omnia haec territoria, sine quibus superioritas non intelligitur, in patrimonium et proprietatem cesserunt cum omnibus juribus, regalibus atque ipsis adeo subditis et vasallis.» Die Entsetzen erregende Behauptung des Altmagyaren, daß der Kurfürst von Hannover und der österreichische Erzherzog nicht nur Besitzer des Bodens ihrer Provinzen, sondern auch der Bewohner derselben seien, war also nicht so grundlos, wenn angesehene deutsche Juristen, unter ihnen Biener in seiner letzten Definition sagen, daß diese Provinzen mit samt den Untertanen Eigentum der Landesherren wurden.

Die deutsche Theorie hat mit Albrecht die bis dahin herrschende Doktrin von der Volkssouveränität und der patrimonialen Fürstensouveränität aufgelassen und sich dadurch, daß sie den Charakter des Staates als Rechtsperson zur Grundlage genommen hat, tatsächlich der Auffassung des Altmagyaren genähert, dessen Staat und heilige Krone auch eine Rechtsperson, eine Korporation bedeutet, deren Organe und Glieder der König und die an der obersten Gewalt Anteil habenden Teile der Nation bilden.

Die Heilige Krone bedeutete weder nach ihrem Ursprunge, noch in ihrem vielhundertjährigen Bestande die einseitige Souveränität der Aristokratie oder der Demokratie. Der von Werböczy formulierte Rechtsstand des Königs steht in ähnlicher Weise im Gegensatze zu der ausschließlichen Souveränität des Fürsten.

Aber die ungarische Heilige Krone unterscheidet sich durch ihren Inhalt auf das schärfste auch von jenem Rechtsstand der verfassungsmäßigen Monarchie, der in deutschen Staaten in Geltung steht und der den Staat nur im Könige und seinen Bevollmächtigten allein sieht, aus ihm, bzw. aus seiner Gewalt jedoch das Volk, das Parlament ausschließt.

Mit der Doktrin der Staatssouveränität, wie sie sich mit Albrecht herausgebildet hat, insbesondere mit dem Rechtszustand der verfassungsmäßigen Monarchie und dem Verhältnisse der in ihr vorkommenden Rechtsfaktoren, stimmt die Rechtsnatur der Heiligen Krone jedenfalls viel mehr überein und bietet eine viel beruhigendere Lösung und harmonischere Rechtserklärung, als das, durch die Parlamente beschränkte, aber die ganze Staatsgewalt in sich vereinigende deutsche Fürstentum.

Die Albrechtische Erklärung war nur dazu geeignet, die Unhaltbarkeit des grundherrlichen, patrimonialen Charakters der fürstlichen Gewalt aufzuzeigen, aber nicht dazu, in Bezug auf die kon-

stitutionelle Monarchie Klärung zu schaffen und diese rechtlich verständlich zu machen, wie auch Binding selbst behauptet.

Und Maurenbrecher hatte Recht, als er noch im Jahre 1839 in seinem Werke «Die deutschen regierenden Fürsten und die Souveränität» (S 4) behauptete, die erste praktische Spur der metaphysischen Theorie der Staatssouveränität sei in der Publikation über die ungarische Verfassung in Schlözers Staatsanzeigen (63. Heft, S. 358) zu finden.

Unter der ungarischen heiligen Krone hat man in der Tat niemals weder eine fürstliche noch eine republikanische Volkssouveränität verstanden, sondern die auch der Erklärung Albrechts entsprechende von Sismondi (*Études sur les constitutions des peuples libres*) erwähnte Souveränität der Nation, die ausdrückt, wie und durch welches Organ eine Nation willens- und handlungsfähig wird, und daß diesen Organen in verschiedenem Maße, aber in ihrem Zusammenwirken Souveränität zukommt.

Es will uns scheinen, daß es, wenn wir den auch vom deutschen Recht anerkannten Wirkungskreis der Parlamente ins Auge fassen, den Tatsachen entsprechender ist, indem wir den Anteil derselben an der Staatsgewalt anerkennen, den Staat als eine, auch die Parlamente in sich schließende der Ungarischen Heiligen Krone ähnliche Korporation anzusehen; dann ist es nicht notwendig, die Rechtsgrundlage der Niederringung der Obstruktion in der berechtigten Notwehr zu suchen, die mit ihrer logischen Konsequenz, mit ihrem außerhalb und über den Parlamenten stehenden Gerichte zur Herabminderung der Kraft und damit des Ansehens der Parlamente führt.

Ein unbekanntes Memorandum Friedrich Lists über das Verkehrswesen Ungarns.

Von Univers.-Prof. Béla Földes.

I.

Friedrich Lists Beziehungen zu Ungarn¹⁾.

Von den hervorragenden ausländischen Vertretern der nationalökonomischen Wissenschaft stand keiner in so naher Beziehung zu Ungarn, wie Friedrich List, der eifrige Apostel der nationalen Richtung der Nationalökonomie gegenüber der herrschenden kosmopolitischen, namentlich durch die englische Wissenschaft propagierten Richtung, — der unermüdliche

¹⁾ Vorgelesen in der Ungar. Akademie der Wissenschaften, 10. Mai 1915.

Vorkämpfer des Eisenbahnwesens, der Anreger des deutschen Zollvereins. In seinem Zollvereinsblatte widmete er auch der ungarischen Wirtschaftspolitik sein Interesse. Er trat, wie uns sein Freund und Biograph Häusser mitteilt, mit ungarischen Staatsmännern aller Parteien in brieflichen Verkehr, er suchte Ungarn persönlich auf, und wie wir aus seinem nun gefundenen und den Gegenstand dieser Abhandlung bildenden Memorandum annehmen dürfen, hätte er Ungarn gewiß abermals aufgesucht und sich mit dessen wirtschaftspolitischen Reformen weiterbeschäftigt, wäre nicht sein tragischer Tod dazwischen getreten. Da wir über Lists Beziehungen zu Ungarn fast ganz und gar auf die Ausführungen Häussers angewiesen sind, so wollen wir dieselben nach seinem Vortrage kurz zusammenfassen, ehe wir auf sein nun vorliegendes Memorandum eingehen.

«Männer der verschiedensten Ansichten, wir nennen die Apponyi, Mailáth, Zichy, Andrassy, Batthyany, Széchenyi, Pulszki, Kosuth, waren mit ihm in brieflichen Verkehr getreten und hatten ihn eingeladen, Ungarn selbst zu besuchen. Man hoffte, er werde zwischen Ungarn und Deutschland ein gegenseitiges Verhältnis anknüpfen, den Strom der deutschen Auswanderung nach Ungarn lenken und dem reichen Überfluß des ackerbauenden Landes die ersehnten Absatzwege eröffnen . . . Wie List jetzt (Ende Oktober 1844) nach Wien kam, fand er eine Aufnahme, wie sie wenig Deutschen «aus dem Reich» dort zuteil geworden ist . . . Doch war sein Aufenthalt in Wien nur kurz, er eilte in den ersten Novembertagen nach Preßburg, wo ihn die Zeitungen schon wochenlang zuvor angekündigt hatten. Er war da in buchstäblichem Sinne belagert von den Männern der verschiedensten Parteien und Lebenstätigkeiten; die Magnaten von der konservativen Partei wie die von der Opposition drängten sich ebenso wißbegierig an ihn heran als Grundbesitzer und Industrielle, städtische Körperschaften und Deputationen. So war List für alle Parteien und Interessen der gemeinschaftliche Ratgeber. — Er vermied es selbst auf die politischen Debatten einzugehen, seine Mission, erklärte er, sei eine spezielle; nämlich die Beförderung der Vorteile aller Parteien, durch Regelung und Erleichterung der Einwanderung von Menschen und Kapitalien und durch guten Rat in Verbesserung der Kommunikationsmittel und in Benützung der Hilfsquellen des Landes. — Anregend und erweckend auf den Unternehmungsgeist hatte auch die kurze Anwesenheit Lists gewirkt. Es wurden Pläne entworfen zur Erweiterung der Transportmittel, sowohl der Flußschiffahrt, als durch Kanäle und Eisenbahnen; die vorhandenen industriellen Unternehmungen wurden durch Lists erfahrenen Rat gefördert, neue Schöpfungen pro-

jektiert. Eine Bürgerversammlung zu Preßburg beschloß, das Veidritzer Tal zur Anlegung von industriellen Unternehmungen anzukaufen und zeichnete dazu über 200 000 Gulden; auch hier hatte List durch Anregung und Belehrung einen heilsamen Einfluß geübt. Dergleichen Erfolge im Einzelnen genügten aber List nicht . . . Während die Zeitungen von dem glänzenden Festessen berichteten, das man ihm (23. Dezember 1844) in Wien gab, war er unablässig beschäftigt, einen großen Plan zur Reorganisation Ungarns auszuarbeiten, der auf ökonomischen Reformen beruhte»¹⁾.

Als List Ungarn besuchte, waren seine Werke bereits nach Ungarn gedungen und haben starken Widerhall gefunden. Sein Werk «Das nationale System der politischen Ökonomie» war bereits ins Ungarische übersetzt (von Sárváry) und hat die Geister stark angeregt. Selbst die ungarische Akademie der Wissenschaften hatte sich bereits mit dem Werke beschäftigt; August Trefort (später Unterrichtsminister) hielt am 6. Dezember 1841 in der Akademie eine Vorlesung über das Werk von List, von dem er unter anderem sagte: «In diesem Jahre erschien Lists Werk: Das nationale System der politischen Ökonomie. Dieses Werk wird in der Wissenschaft der Nationalökonomie eine neue Periode eröffnen, und am meisten zur Ausrottung der Vorurteile und gefährlichen Irrtümer des Smithschen Systems beitragen.» Er stellte Lists System als selbständig neben den Merkantilismus, Physiokratismus und Smithianismus hin. Den bedeutenden und rasch sich geltend machenden Einfluß Lists zeigt auch der Umstand, daß das erste in ungarischer Sprache erschienene Lehrbuch der Nationalökonomie von August Karvasy (1842) den Einfluß der Listschen Idee bekundet. Auch Karvasy führt Lists System neben Merkantilismus, Physiokratismus und Smithianismus an.

Von den ungarischen Staatsmännern war es jedenfalls Ludwig Kosuth, auf den List den mächtigsten und dauerndsten Eindruck ausübte. Sie hatten manche Züge gemeinsam: das agitatorische Feuer, die Macht der Rede und des Stiles, das Evangelium der nationalen Idee.

Wie eindringlich das Interesse Lists für Ungarn war, zeigt am besten der Umstand, daß er die politischen Ursachen der Rückständigkeit Ungarns zu seinem Studium machte. Darum forderte er vor allem die Befriedigung der politischen Aspirationen Ungarns in seiner

¹⁾ Friedrich Lists *Gesammelte Schriften*, I. Teil. Stuttgart und Tübingen 1850. S. 335 u. f.

hochinteressanten Studie¹⁾ «Über die nationalökonomische Reform Ungarns». «Die Wunde der ungarischen Wirren ist zunächst die ergiebigste Quelle von Schwäche für Österreich, während eine Verständigung und Versöhnung zwischen Regierung und Volk auf dem Grund einer aufrichtigen politischen und nationalökonomischen Reform den nahen und fernen Hoffnungen Rußlands für immer ein Ende zu machen droht. Wird dagegen diese Wunde offen gehalten, sorgt man dafür, daß sie immer bösartiger, immer weniger heilbar wird, so erwachsen daraus, wie von selbst, die herrlichsten Früchte für Rußland... Wenn in Ungarn Vertrauen an die Stelle des Mißtrauens, wenn die Hoffnung an die Stelle des Zweifels träte, und wenn die Erfüllung dem Versprechen auf dem Fuße folgte: was ließe sich mit einer feurigen, phantasiereichen, hochsinnigen Nation wie die ungarische, ausrichten.» — «Man sieht, daß die österreichische Regierung keine Zeit hat, Ungarn einen langsamen Entwicklungsgang verfolgen zu lassen, daß die Erhebung Ungarns auf die Stufe eines reichen, freien, wohlorganisierten und mit seinem Schicksal zufriedenen Landes eine Existenzfrage für die österreichische Monarchie geworden ist, und daß keine Aufopferung, keine Konzession, kein Beruhigungsmittel, kein Reformplan zu groß erscheinen kann, sofern nachzuweisen ist, daß nur auf diesem und keinem anderen Wege so große Übel zu heilen, so große Ziele zu erreichen sind»²⁾.

Die Befriedigung Ungarns und ein Bund Ungarn-Österreichs und Deutschlands gegen Rußland — das war Lists politisches Programm. Wie prophetisch klingen heute seine Worte: «Seit Europa einen russischen Staatskörper kennt, war seine Natur eine erobernde... Die Gewalt, welche so große Massen von Barbarenhorden zu einer Nation vereinigt, ist eine rein militärische, eine fast aller inneren Basis ermangelnde. Ohne Fundament des Bestandes im Innern, mit einem Abgrund unter sich und hinter sich, wie könnte diese Regierung anders, als vorwärtsschreiten? — — Bereits ist die Beute aller Widerstandskraft bar, schon liegt sie zum Verschlingen bereit, es bleibt nur noch übrig, diejenigen zu zähmen, die dagegen nachdrückliche Einsprache zu erheben vermöchten, und unter diesen

¹⁾ Gesammelte Schriften, II. Teil, S. 299 u. f.

²⁾ In der jüngst erschienenen kleinen Arbeit «Friedrich List als Prophet des neuen Deutschlands» (Tübingen 1915) von Kumpmann heißt es (S. 19): «Ja man kann sagen, daß der deutsche Politiker nächst dem eigenen, über alles geliebten Vaterland sich durch den Zug des Herzens zu keiner Nation so hingezogen und tief innerlich verwandt fühlte wie zu der «feurigen phantasiereichen, hochsinnigen Nation» der Ungarn, wie denn umgekehrt zu dieser Zeit in Ungarn wohl kein Ausländer von allen Parteien so geliebt und verehrt wurde wie Friedrich List».

steht Österreich infolge seiner geographischen Lage, seiner nächsten Interessen und seiner Macht in erster Reihe. — Dem russischen Staatskörper ist die Eroberung Lebensbedingung. Zurzeit kann er dieses Bedürfnis nur im südwestlichen Asien und im südöstlichen Europa befriedigen. Dies und daß dort sein Streben nur dann von Erfolg begleitet sein könne, wenn die ihm zunächst gelegenen, das heißt die deutschen Mächte, von Frankreich her beunruhigt und dabei unter sich selbst uneinig, ja womöglich mit ihren Völkern zerfallen seien, brauche ich nicht weiter zu erörtern... Ist Österreich gelähmt, so ist es ganz Deutschland.»

Halten wir all dies vor Augen, so muß die Bekanntwerdung aller Arbeiten Lists — nach der Ansicht Häussers sind ja noch manche nicht publiziert — Interesse erregen. Zu diesen gehört das bisher unbekannte Memorandum Lists, das Rudolf Sieghart im österreichischen Finanzministerium in diesem Jahre aufgefunden hat und welches sich mit dem Transportwesen Ungarns beschäftigt. Der Leser wird im folgenden aus der Schilderung Siegharts die näheren Details finden und teilen wir auch das Memoire selbst in extenso mit.

In eine spezielle Kritik des Memoires, das ja vorerst und hauptsächlich ein literarhistorisches Monument ist, glauben wir nicht näher eingehen zu sollen. Wir bemerken nur kurz Folgendes: Unbedingte Billigung verdient Lists Standpunkt, daß für Ungarn jede wirtschaftliche Reform mit der Reform des Kommunikationswesens zu beginnen hat, wie dies ja auch die Auffassung des Grafen Széchenyi war und wie dies auch durch die spätere Entwicklung bestätigt wurde. Wichtig ist ferner, daß List mit Betonung des nationalen Charakters darauf hinwies, daß das Kommunikationswesen die nationale Zusammenfassung von Produktion, Umlauf und Konsumtion zum Ausdruck bringen und mit demselben eine organische Einheit bilden muß. Wichtig und richtig war die Auffassung, daß das Kommunikationswesen in enge Verbindung gebracht werden muß mit dem wichtigsten natürlichen Verkehrswege des Landes, mit der Donau. Richtig war es auch, daß er die Verbindung des Nordens und Südens anstrebt und die historisch gewordenen Verkehrswege respektiert wissen wollte. Vollständig begründet war es, daß List nicht nur die Eisenbahnen im Auge hielt, sondern auch die so wichtigen Kanäle und Landstraßen, welche letztere er den «unfruchtbaren» Händen der Komitate entreißen wollte. Leider hat die faktische Entwicklung den Fehler begangen, ausschließlich die Eisenbahnen zu begünstigen und die sonstigen Verkehrsmittel zu vernachlässigen. Richtig war auch die Auffassung, daß die Bahn am rechten Ufer der Donau — natürlich in der Richtung von Fiume — die Unabhängigkeit des ungari-

schen Exportes besser zu sichern vermag, als die am linken Ufer projektierte. Was irrig war in seinem Plan, ist auf den Umstand zurückzuführen, daß er unter den gegebenen Verhältnissen, namentlich der Notwendigkeit der Heranziehung ausländischer Kapitalien, auf die augenblickliche und zwar bedeutende Rentabilität ein zu großes Gewicht legte, obwohl in der Tat sich große finanzielle Schwierigkeiten zeigten, die die von ihm bekämpften Projekte oft mit völligem Zusammenbruch bedrohten.

Was den Widerspruch betrifft, der sich in dem Umstande ausdrückt, daß List in der «volkswirtschaftlichen Reform Ungarns» den Bau der beiden Bahnen an beiden Ufern der Donau nicht perhorresziert, während er im «Memorandum» dagegen energische Stellung nimmt, so dürfte derselbe auch in der Abwägung der finanziellen Schwierigkeiten seine Erklärung finden.

Mit dem Bekanntwerden des hier mitgeteilten Memorandums haben wir um so mehr die Pflicht der Dankbarkeit gegen die Manen Friedrich Lists, der sich mit solcher Liebe dem Programm der ungarischen Wirtschaftspolitik widmete, der in Erkenntnis des engen Zusammenhanges von Wirtschaft und Politik die Befriedigung der konstitutionellen Wünsche Ungarns betonte und ein begeisterter Apostel jenes Bündnisses war, dem es hoffentlich gelingen wird — zu dieser Hoffnung berechtigen die glänzenden Siege in den Karpathen —, die unsere nationale Existenz von Seite der moskowitischen Gewalt bedrohende Gefahr abzuwenden. Das einheitliche Programm der wirtschaftlichen Entwicklung, der nationalen Staatlichkeit und der internationalen Stellung Ungarns hat niemand klarer erkannt, als Friedrich List¹⁾.

Etymologisches Wörterbuch der ungarischen Sprache.

Von Professor Wilhelm Tolnai.

Das Erscheinen eines etymologischen Wörterbuches hat in der Sprachwissenschaft einer Nation immer eine große Bedeutung. Es ist gewissermaßen die Schlußrechnung darüber, was im Laufe der Zeiten auf dem Gebiete der Wortforschung und in allen anderen Wissenschaften, die mit ihr verbunden sind, geschehen ist; was einzelne Forscher in ihrer Abgeschlossenheit, und was vereinte Kräfte gemeinsam und in gegenseitiger

¹⁾ Die ungarische Akademie der Wissenschaften hat in ihrer jüngst abgehaltenen Festsitzung beschlossen, eine Preisfrage über die Beziehungen Lists zu Ungarn auszuschreiben. Ich veranlaßte auch, daß in Pozsony Nachforschungen über Lists dortigen Aufenthalt gepflogen wurden. Vorderhand konnte nur die Teilnahme Lists an der oben erwähnten Versammlung konstatiert werden.

Wechselwirkung geschaffen und zutage gefördert haben. Zu gleicher Zeit blickt aber ein etymologisches Wörterbuch nicht nur auf die Vergangenheit zurück, sondern ist, wie der Kopf des Janus bifrons, auch in die Zukunft gerichtet, wo sich neue Wege für neue Forschungen erschließen.

So schließt mit dem am Anfange des Jahres 1914 erschienenen ersten Hefte des Kritisch-etymologischen Wörterbuches der ungarischen Sprache eine Periode der ungarischen Wortforschung und Sprachwissenschaft, und beginnt für sie ein neuer Zeitabschnitt.

Die Geschichte der ungarischen Wortforschung möchte ich bis zu diesem Datum in drei Abschnitte teilen: 1. Die Zeit der ersten unklaren Versuche bis SAJNOVICS 1770; — 2. Periode der sprachphilosophischen Etymologie bis HUNFALVY (1770—1856); — 3. von der Mitte des XIX. Jahrhunderts bis 1914: die Zeit der wissenschaftlichen Vorarbeiten.

I. Die ersten Versuche verlieren sich in den Worterklärungen der mittelalterlichen Chroniken. Das Etymologisieren war von jeher ein lebendiger Drang der schreibenden Menschheit, und so finden wir in alten ungarischen Chroniken (vom anonymen Notar des Königs BÉLA an, um die Wende des XII. bis XIII. Jahrhunderts) mannigfaltige Deutungen der Orts- und Personennamen, die mit ihren erdichteten Abstammungen der Gelehrsamkeit ihrer Zeit vollauf genügten. — Daß es in der ungarischen Sprache fremdes Lehngut gibt, ist meines Wissens zuerst dem witzigen Humanisten GALEOTTI (am Hofe des Königs MATTHIAS) in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts bekannt, der im XXVIII. Kapitel seines Buches (*De dictis et factis Matthiae regis*) die Bemerkung fallen läßt: «Habent etiam [Hungari] multa Sclavinorum vocabula et Latinorum etiam.» — Das XVI. und XVII. Jahrhundert, auch in der ungarischen Geschichte das Zeitalter der Reformation und Gegenreformation, sucht die Sprache — wie überall in Europa — mit dem Hebräischen, dem heiligen Idiom der Bibel zu verbinden, und so finden wir von der ersten Grammatik des JOHANNES SYLVESTER (1539) an Versuche derartiger Erklärungen, die dann noch bis ins XIX. Jahrhundert Anklang finden. Zu gleicher Zeit tauchen jedoch auch Versuche auf, das Ungarische mit dem Türkischen zu verbinden, die als Beweise für den «asiatischen», «scythischen», «orientalischen» Ursprung der Ungarn betrachtet, aus ihrer ersten Quelle, der «*Historia universale dell' origine et imperio de' Turchi*» des FR. SANSOVINO (1560) wiederholt angeführt und erwähnt werden, obgleich der Krakauer Arzt MATTHIAS MIECHOW den soviel und solange angefeindeten, heute aber vollbewiesenen Gedanken der ungarisch-ugrischen Sprachverwandtschaft zum erstenmal schon 1517 in seinem «*Tractatus*» aufgeworfen hatte. — Das bunteste Quodlibet auf diesem Gebiete lieferte GEORG KALMÁR im «*Prodromus idiomatis Scythico-Mogorico-Chvno-(sev Hvnno)-Avarici*» (1770) der mit erstaunlichem Wissen die abenteuerlichsten Vergleichen des Ungarischen mit dem Hebräischen, Arabischen, Armenischen, Koptischen, Persischen, Syrischen und Türkischen zuwege bringt. Trotzdem findet sich in seinem Buche, das als erster Versuch einer vergleichenden ungarischen Laut- und Formenlehre zu betrachten ist, wie auch in den Werken seiner vielen (hier nicht namhaft gemachten) Vorgänger und Zeitgenossen manches, was später gut verwertet werden konnte.

II. Die zweite Periode (1770—1856) schlägt anfangs einen guten Weg ein, versteigt sich aber später, besonders unter dem Einflusse von ADELUNOS Ansichten zu unfruchtbaren sprachphilosophischen Spekulationen. — Den Anfang kann man mit JOHANN SAJNOVICS festsetzen. In seinem Werke

«Demonstratio» (1770) baut er den sprachgeschichtlichen und etymologischen Forschungen eine feste Grundlage, und indem er den Begriff der sprachlichen Verwandtschaft klärt, lenkt er sie von den früheren irren Streifzügen auf sichere Bahnen. In den heftigen Fehden, die um diese Fragen entbrennen, und in denen auch nichtungarische Forscher, wie J. HAGER («Neue Beweise» 1793) und SCHLÖTZER erfolgreich eingreifen, gewinnen die realeren Auffassungen immer mehr Boden und das methodische Verfahren der Wortforschung gesteigerte Sicherheit. So sondert SAMUEL GYARMATHI die Begriffe der Urverwandtschaft und Entlehnung scharf voneinander («Affinitas linguae Hungaricae cum lingvis Fennicae originis» 1799) und gibt in seinem «Vocabularium» (1816) den ersten Versuch eines regelrechten etymologischen Wörterbuches, in dem er die Wörter der ungarischen Sprache mit Wörtern von 57 Sprachen zusammenstellt. Im Vorworte würdigt er die Lehnwörter vom Standpunkte der Kulturgeschichte, und spricht so manchen gesunden Gedanken aus, dem wir auch heute noch unsere Billigung nicht versagen können. Wenn GYARMATHI sein Augenmerk besonders auf die finnisch-ugrischen und türkischen Sprachen wendet, so sind dagegen STEPHAN LESCHKA (Elenchus 1825) und GREGOR DANKOVSKY (Magyaricae linguae Lexikon critico-etymologicum 1833) besonders bestrebt, nicht nur die Lehnwörter, sondern soviel als möglich eigene Wörter der ungarischen Sprache auf slavischen Ursprung zurückzuführen; doch ihre Voreingenommenheit für das Slavische, und ihre beschränkte Kenntnis des Ungarischen mindern in nicht unerheblichem Maße den Wert ihrer Arbeit. Den Gegensatz zu ihnen bildet JOSEF KASSAI, der in seinem «Szó-Könyv» (1833—36) vorzügliches Material aufhäuft und gute sachliche Erläuterungen gibt, in den Methoden der Wortforschung aber so unzulängliche Schulung besitzt, daß seine fünf Bände in etymologischer Beziehung beinahe jedes Wortes entbehren; dazu kommt noch seine nationale Befangenheit, die es kaum zuläßt, irgend ein Wort aus nichtungarischen Quellen abzuleiten, und nach souveräner Mißbrauch der Lautgesetze triumphierend eine nationale Abstammung erzwingt.

Inzwischen begann im Jahre 1831 die Ungarische Akademie der Wissenschaften ihre Tätigkeit, die es für ihre erste Aufgabe erachtete, den Wortschatz der ungarischen Sprache zu sammeln, und in verschiedenen Wörterbüchern der gelehrten Welt und dem großen Publikum zur Verfügung zu stellen. So erschienen ihre Taschenwörterbücher, ein Dialektikon, juristische, medizinische und andere Fachlexika, die nicht nur die Aufgabe hatten, den Wortschatz aus verschiedenen Standpunkten darzustellen, sondern gewissermaßen auch die Normen der neu-ungarischen Sprache festzustellen und sie im Kampfe gegen die fremden, besonders die früher alles überwuchernde lateinische Sprache zu sichern und zu festigen. Natürlich hielt es die Akademie für ihre Pflicht, zugleich ein vollständiges Wörterbuch der ungarischen Sprache, gleichsam als Grundbuch des gesamten Wortschatzes; herauszugeben. Mit dieser großen Aufgabe wurde der Dichter GREGOR CZUCZOR und der vielseitige Gelehrte JOHANN FOGARASI betraut, die nach langjährigen Vorarbeiten das Werk zustande brachten: «A magyar nyelv szótára» (Das Wörterbuch der ungarischen Sprache) erschien in sechs großen Quartbänden vom Jahre 1862 bis 1874. Die zu befolgenden Hauptpunkte, zu denen sich die Verfasser in ihrer Instruktion bekennen, waren folgende: 1. Sammlung der einzelnen Wörter und Wortteile (Suffixa und dergl.); — 2. Bezeichnung der grammatikalischen Eigenschaften der Wörter; — 3. eingehende Erläuterung der Bedeutung; — 4. Analyse der Wörter, das ist Etymologie und

Vergleichung mit den verwandten Wörtern fremder Sprachen. — Bei der Sammlung der Wörter war ihre Aufgabe vor allem, den Wortschatz der Schriftsprache, aber teilweise auch der Dialekte und den Umständen angemessen des historischen Materials in Betracht zu nehmen. Diese Aufgabe, wie auch den dritten Punkt, die Erläuterung der Wörter, lösten die Verfasser vorzüglich. Das in 110 000 Artikeln aufgehäufte Material, wie auch die sachlichen Erklärungen, entsprechen allen Anforderungen der Zeit, so daß man ihr Wörterbuch in diesen Beziehungen auch heute noch immer zu Rate ziehen muß. Die Dialekte sind ebenfalls genügend vertreten, obwohl es damals noch wenig entsprechende Sammlungen gab, und das Augenmerk der Sammler mehr auf die absonderlichen Eigenheiten der Dialekte, als auf ihre vollständige und erschöpfende Darstellung gerichtet war. In vielen Fällen wurden diese Lücken durch das eigene Wissen der Verfasser ergänzt. Spärlich ist das historische Material vertreten, da die Sprachdenkmäler und die ältere Literatur damals nur in sehr geringem Maße bearbeitet und zum Teil auch noch schwer zugänglich waren. Nicht viel läßt sich über die Erfüllung des zweiten Punktes: Darstellung der grammatikalischen Eigenschaften sagen; die Verfasser begnügten sich meistens mit einigen Anmerkungen über die Deklination, Konjugation und dergl. der Wörter, die im großen und ganzen richtig und dem allgemeinen Sprachgebrauche entsprechend sind, wissenschaftlich jedoch wenig Wert haben. — Gänzlich veraltet war schon beim Erscheinen des Wörterbuches die Analyse und Etymologie der Wörter. Die Verfasser, als treue Anhänger der spekulativen Wortforschung, befassten sich mit lebenden, latenten und abstrakten Wurzeln, die der Phantasie die Zügel schießen ließen und zu den abenteuerlichsten Erklärungen führten. Sprachgeschichte und Lautgesetze waren ihnen unbekannt oder wissenschaftlich gemiedene Gebiete, wozu noch das Bestreben kam, fremdes Sprachgut womöglichst als angestammtes, ureigenes darzustellen und «aus sich selbst herauszuerklären». Die Etymologie war eben das Produkt jener Richtung, die ein Verfechter der realen und historischen Wortforschung mit Recht als *déli bábos nyelvészet* (Phantastische Sprachwissenschaft) bezeichnete.

III. Neben den vorhererwähnten phantastischen Spekulationen entwickelte sich in den fünfziger Jahren des XIX. Jahrhunderts die moderne ungarische Sprachwissenschaft, und mit ihr die methodische Wortforschung, die mit dem Auftreten PAUL HUNFALVYS auf das innigste verbunden ist (seine Zeitschrift *Magyar Nyelvészet* = Ungarische Sprachwissenschaft, 1856). Von der unumstößlichen Wahrheit der finnisch-ugrischen sprachlichen Verwandtschaft überzeugt, verfolgte er seine vergleichenden Studien, die vor allem den Zweck hatten, die Anhänger der sogenannten türkischen Schule zu bekämpfen. Er und seine Schüler forschten nach den Lautgesetzen, die den Grundstock des ungarischen Wort- und Formenmaterials als finnisch-ugrisch kennzeichnen. Das erste große Ergebnis dieser Arbeiten war das Werk des genialen JOSEF BUDENZ: «Ungarisch-ugrisches vergleichendes Wörterbuch» (1873—1881), das die feste Grundlage für die folgenden Forschungen wurde; fast zu gleicher Zeit erschien in Finnland DONNERS «Vergleichendes Wörterbuch» (1874—1888). Es begann nun bei uns ein reges Wirken und Schaffen auf diesem Gebiete. Die wissenschaftlichen Zeitschriften, sowohl in Ungarn, wie in Finnland waren bestrebt, das alte Stammgut der finnisch-ugrischen Sprachen festzustellen, alles Lehnwort auszuscheiden und seine Herkunft zu bestimmen. An der Hand der strengen modernen sprachwissenschaftlichen Methoden, besonders der Erforschung der Lautgesetze, gelang es auch, umfassendes etymologisches Material aufzuhäufen. Einzelne Forscher wählten

besondere Gebiete, um die historischen, kulturellen und sprachlichen Umstände und Bedingungen der Entlehnungen aufzudecken. So wurden nach und nach die ugrischen, verschiedenen türkischen, slawischen, deutschen, lateinischen, italienischen, walachischen, zigeunerischen, altfranzösischen usw. Elemente der ungarischen Sprache in einzelnen Artikeln, systematischen Abhandlungen und umfassenden Büchern erwiesen und zusammengestellt. Es wäre hier überflüssig, eine lange Reihe von Namen und überdies leicht zugänglicher bibliographischer Daten aufzuzählen, um diese große Arbeit bis ins Einzelne zu beleuchten. Inzwischen ließ die Ungarische Akademie der Wissenschaften andere große Hilfswerke verfassen, so das Sprachhistorische Wörterbuch, ein neues Dialektwörterbuch, ein Urkundenwörterbuch; es erschien weiterhin ein Wörterbuch der Neologismen, die insgesamt die Geschichte der Wörter innerhalb der Sprache selbst chronologisch, historisch, geographisch beleuchten.

Je weiter nun diese Arbeiten gediehen, desto mehr machte sich der Mangel eines zusammenfassenden Werkes fühlbar. Die Bibliographie der einschlägigen Artikel wuchs von Jahr zu Jahr, und war schon kaum mehr zu bewältigen. Da sah im Jahre 1904 die Ungarische Akademie die Zeit gekommen, eine Preisaufgabe auf den Plan und eine Probearbeit eines Etymologischen Wörterbuches auszuschreiben, mit der Bedingung, daß das Hauptziel der Arbeit sei, die bis dahin aufgestellten Etymologien kritisch zu sichten und zusammenzustellen. Das Ergebnis der Preisausschreibung war über alle Maßen befriedigend, und auf Grund derselben wurden die gemeinsamen Bewerber ZOLTÁN GOMBOCZ und JOHANN MELICH mit der Ausführung betraut.

Die beiden Verfasser gehören zu den geschultesten Gelehrten der ungarischen Sprachwissenschaft und der Umfang ihres Wissens ergänzt sich auf das glücklichste. Während GOMBOCZ einer der gewiegtesten Kenner der vergleichenden finnisch-ugrischen Sprachwissenschaft, der nicht nur auf dem Gebiete der ural-altäischen Sprachen äußerst wertvolle und grundlegende phonetische, sprachhistorische und etymologische Studien geliefert hat, sondern auch ein tüchtiger Romanist ist, — verfügt MELICH über die eingehendsten Kenntnisse auf dem Felde der Germanistik und Slawistik, die er in einer stattlichen Reihe von Arbeiten, besonders in bezug auf das Ungarische, angewendet hat, wozu ihn seine tiefgehenden Untersuchungen über die Geschichte der ungarischen Laut- und Formenlehre im höchsten Maße befähigen.

Seit dem Preisausschreiben ist nun ein Jahrzehnt verstrichen, und nach unermüdlichem Sammeln und Sichten des Materials, und anderen erforderlichen Vorarbeiten ist das erste Heft ihres Werkes am Anfange des Jahres 1914 erschienen, dem seither weitere drei Hefte folgten¹⁾.

Die bisher erschienenen Hefte übertreffen alle Erwartungen und überschreiten in jeder Beziehung die Grenzen der Aufgabe, die von der Akademie gestellt worden ist. Die Verfasser haben auf dem Gebiete der Etymologischen Wörterbücher überhaupt einen neuen Typus geschaffen, der den Begriff eines derartigen Werkes erheblich vertieft und erweitert. Vor allem unterscheidet sich das Material von dem der meisten Etymologischen Wörterbücher. Die Verfasser sind bestrebt, den möglichst vollständigsten Wortvorrat der Sprache zu verarbeiten; nicht nur die Wörter der Schrift- und Umgangssprache, der Dialekte im größten Umfange, sondern auch der Be-

¹⁾ Jedes Heft zu zehn Druckbogen, die Seite zu zwei Spalten, in großem Lexikonquart-Format.

rufs- und Klassensprachen, bis zu den primitiven und eben darum sehr lehrreichen Elementen der Kindersprache und den verschiedensten Interjektionen; es sind auch die Lallwörter, die Wörter onomatopoetischen und lautsymbolischen Ursprungs, die Wörter zum Rufen und Treiben der Tiere aufgenommen, die von der Wissenschaft bisher meist ängstlich gemieden und umgangen worden sind. Abweichend von anderen etymologischen Wörterbüchern sind außer den Gemeinwörtern der Sprache mit besonderer Sorgfalt auch die Eigennamen behandelt, sofern sie vom Standpunkte der ungarischen Laut- und Wortgeschichte irgend einen Wert haben, oder wenn mit ihrer Erklärung wichtige geschichtliche oder kulturhistorische Fragen verbunden sind. Da finden wir zum Beispiel die meisten Ortsnamen der alten Sprach- und geschichtlichen Denkmäler; die Personennamen mit ihren Koseformen, die sich von dem Stammwort oft isoliert haben und ein selbständiges Dasein führen. In größerem Maße sind auch die wirklichen Fremdwörter (im Gegensatz zu den völlig heimisch gewordenen Lehnwörtern) eingereiht worden; man hat den Verfassern sogar schon den Vorwurf gemacht, daß sie in dieser Beziehung zu viel des Guten tun. Meiner Ansicht nach ist der Vorwurf unberechtigt, solange die erwähnten Wörter irgendwie in sprachlicher oder geschichtlicher, oft auch rein kulturgeschichtlicher Beziehung, eine Bedeutung haben; und da kann ein zu wenig immer ein größerer Fehler sein als ein zu viel.

Eine andere Neuerung ist der Aufbau und die Einteilung der einzelnen Artikel. Jeder Artikel besteht aus zwei Hauptteilen.

Im ersten, der ausführlicher und doch in gedrängter Form die Entwicklung, die Laut- und Bedeutungsgeschichte des Wortes darstellt, haben die Verfasser die sprachgeschichtlichen Belege der Formvarianten in Zeitfolge, die mundartlichen ihrer Lautentwicklung nach geordnet, um die Wörter mit höchstmöglicher Sicherheit auf ihren Ursprung zurückführen zu können. Die vom Stammworte abgeleiteten Wörter und deren Zusammensetzungen sind ebenfalls verzeichnet und angeführt, wenn sie infolge der Bedeutungs-differenzierung oder formaler Abweichung in solchem Maße isoliert sind, daß ihre Abstammung und Zusammengehörigkeit nicht mehr leicht zu erkennen ist.

Der zweite Teil enthält die entsprechenden Wörter der verwandten finnisch-ugrischen Sprachen, oder wenn das Stichwort ein Lehnwort war, die Belege jener Sprache, aus der es unmittelbar übernommen worden ist, meistens aber auch die weitere Vorgeschichte und die Wanderungen aus einer Sprache in die andere. Soweit als nötig, finden wir hier auch die Erörterung der lautlichen, geschichtlichen und anderweitigen Verhältnisse. Ist ein Wort aus dem Ungarischen in andere Sprachen übergegangen, so wird auch dies bezeichnet.

Den Artikel ergänzt dann die vollständige Bibliographie jedes Wortes, und zwar werden nicht nur jene Autoren angeführt, die die erste richtige Etymologie aufgestellt oder sie wenigstens mit neuen Daten und Hinweisen gefördert haben, sondern auch jene, deren Erörterungen den Ansichten der Verfasser zwar nicht entsprechen, sonst aber methodisch lehrreich sein können. Hiedurch bietet jeder Artikel die ganze Entwicklungsgeschichte einer jeden Etymologie und erleichtert späteren Forschern eine neuere Kritik und Überprüfung, ohne das Material mit großer Mühe neuerdings sammeln zu müssen. Zugleich ist diese Bibliographie sozusagen ein vollständiges Wort- und Sachregister zur etymologischen Literatur der ungarischen Sprache.

Um die Einrichtung besser zu veranschaulichen, mögen einige Artikel als Beispiele angeführt werden; nicht in ihrem ganzen Umfang, da dies zu

weitläufig und auch überflüssig wäre, sondern nur in ihren Hauptzügen, mit Auslassung der vielen Zahlen und anderer Details.

álom [Accusativ *álmot* (in der alten Sprache und heute in Gyergyó *álmát*); — *m* deverbales Nominalsuffix, vergl. KALMÁR, BUDENZ, SZINNYEI; erster Beleg ANONYMUS § 3: «quia ergo sompnium in lingua hungarica dicitur *almu*»; Varianten: *álm* > *álm* > *álom*, daraus teils *álm*, teils *álám*] 1. ‚somnus, schlaf‘; 2. ‚somnia, traum, nachtgesicht‘. — Abgeleitete Wörter: *álmós* ‚sommelentus, schláfríg‘; — *álmodik* ‚somnia, träumen‘; — *álmotta* [erst. Beleg Érdy Codex: ‚mynd emette mynd *álmatta*‘; Variant. *álmottam*, *álmottad*, *álmotta*; *ámottam*, *ámottan*] ‚in somno meo, tuo, suo‘; die Bildung vergl. FOGARASI, SIMONYI, (anders HUNFALVY; vergl. noch PÉTER, Gebrauch der Partizipia); . . . alszik, aluszik ‚dormire, schlafen‘ . . . olt 1. ‚sopire, consopire, einschläfern‘; 2. ‚extinguere, auslöschén‘; 3. ‚coagulare, zum gerinnen bringen . . . Neologismus: alvad [zuerst 1878; vielleicht aus der Volkssprache] . . .

Der in den Stämmen *ál-*: *ol-*, *ol-* erscheinende *d*: *a*, *o* Lautwandel kann in Parallele gestellt werden mit dem in den entsprechenden ostjakischen Wörtern auftretenden *ä*, *a*: *u*, und ist wahrscheinlich auf ugrische (? finnisch-ugrische) Praecedentien zurückzuführen.

∞ *vogulisch* *álem*, Traum‘ *vulem*, || *ostjakisch* *odem*, *álem* . . . Die finnisch-ugrische Grundform ist wahrscheinlich **odo* . . .

Vgl. GYARMATHI, HUNFALVY, BUDENZ, SETÄLÄ, SZINNYEI, GOMBOCZ-MELICH. — In den türkischen Sprachen entsprechen *udy-*, *udu-*, *uzu-*, *uju-*, *utui-* ‚schlafen, einschlafen, steif werden, gerinnen‘. Türkische Grundform: **udu* — Vielleicht ist herbeizuziehen *samojedisch* *juda*, *judea* . . . Das *sam*. *alma* gehört nicht hierher. Vergl. noch die Artikel *alamár*, *ájul*, *ámul*, *alom*.

bitang [erster Beleg Sermones Dominicales XV. Jh.] 1. ‚praeda, Beute‘ Sprachhist. Wörterbuch; 2. ‚tributum pretium redemptionis‘ Urkunden-Wört.b.; 3. ‚mulcta, strafgeld‘; 4. ‚vulgivagus, vagus, scurra, herrenlos, herumschweifend, landstreicher‘; 5. ‚nequam, improbus, taugenichts, nichtswürdig‘; 6. ‚spurius, adulterinus, unehe-liches Kind‘.

< *mittelddeutsch* **bitung*, vgl. *bütunge* ‚erbeutung, beute, tausch‘ LEXER; die erschlossene Form **bitung* wird durch folgende deutsche Lehnwörter bekräftigt: *alt-tschechisch* *bitunk* | *alt-polnisch* *bitunek*. Weniger wahrscheinlich die Annahme LUMTZERS, der ein mitteldisches **bietong*, **bitang* annimmt. — G. SZARVAS leitete das Wort von einem *hochdeutschen* **beutung* ab; dagegen spricht aber der Anlaut, und daß *beute*, *beuten* erst seit 1482 belegt ist. Ein *hochdeutsches* **beutung* ist übrigens nicht belegt.

Unrichtig: VÁMBÉRY, LÁM, RÁKOSI, SIMONYI. — Dem Ungarischen entlehnt: *serbo-kroatisch* *bitanga*; *bulgarisch* *bitanka*; *ruthenisch* *bitanga*; *slowakisch* *bitang*; *walachisch* *bitong*; *siebenbürgisch-sächsisch* *bitank*; *banater-schwäbisch* *bitang*.

béka [zuerst 1295; Varianten *beka*, *bêka*, *bieka*, *bika*] 1. ‚frosch‘; 2. ‚der hohle teil am pferdehufe‘; 3. ‚geschwulst an der zunge des rindes‘; 4. ‚warze am knie des pferdes‘; 5. ‚ein stückchen fleisch am herzen des schweines‘. — Ableitungen: *békál*; *békás*; *békáz*; — Ortsnamen: *Békafa*, *Békató*, *Bekás*.

< *türk.* **baka*, vgl. *kumanisch* *baga*, *kasarisch*, *kirgisisch*, *baschkirisch* *baka* || *mongolisch* *bacha*, *baka* || *mandschurisch* *vakschan*.

Vgl. BERECSÁZI, GYARMATHI usw.

betjár . . . [Varianten und Bedeutungen] spät belegtes wort, zuerst 1754.

< *serbisch* *betjar* 1. ‚jungeselle‘; 2. ‚söldner‘; ‚fremder tagelöhner ohne beständigen haushalt‘. Vgl. *bulg.* *bekjarin* ‚hagestolz‘; *walach* *bichiar*. Alles aus dem *osmanli* *bikjar* ‚célibataire; sans occupation ni devoir‘ welches dem persischen entlehnt ist: *bikár*. — [Litteratur].

Ákos [zuerst 1124; Variant. *Akus*, *Ákus*] personenname im XII.—XIV. jh; auch in orstnamen.

Abstammung unbekannt. Wurde mit Sankt Achatius der griech. Kirche identifiziert, andererseits, mit dem lat. Acusius. Obgleich es zwei siebenbürgische Fürsten mit dem namen Ákos (Barcsay) gab, kam der Taufname nur im XIX. jh. in Mode.

Aus dem lat. Achatius wurde Ákác, Akács, Akacs.

Antal, name mehrerer heiliger, bes. des S. Antonius von Padua, in unseren Kalendern seit dem XV. jh. — Koseformen: Antus, Antuska, Antó, Anti, Antalkó; Tani, Tóni (die letzteren deutsche Entlehnung).

Letzte quelle *kirchen-lat.* Antonius. Es ist nicht entschieden ob das *ung.* Antal (<*Antol, mit dissimilation aus Anton) aus dem *lat.* Antonius abstrahiert, oder mit slavischer Vermittlung übernommen ist. — [Litteratur].

Es würde den Rahmen einer Besprechung weit übersteigen, alle Einzelheiten dieses großangelegten Werkes vorzuführen. Es sei nur noch erwähnt, daß die Verfasser nicht nur die sicheren oder annähernd bestimmten Etymologien verzeichnen, sondern auch alle jene Wörter aufnehmen, deren Abstammung ihnen vollends unbekannt ist. Indem sie dies immer freimütig bekennen, das einschlägige Material aber in vollem Umfange mitteilen, eröffnet sich der Sprachwissenschaft ein neues Gebiet für weitere Forschungen.

Es ist zu erwarten, das durch dieses neue Etymologische Wörterbuch nicht nur die finnisch-ugrische, vor allem aber die ungarische Sprachwissenschaft außerordentlich gefördert wird, sondern auch die Forscher anderer Sprachen das große Werk mit Vergnügen und vielfachem Gewinn gebrauchen werden.

Montesquieu in Ungarn.

Von Professor Ludwig Rácz in Sárospatak.

Montesquieu (Charles-Louis de Secondat, baron de la Brède et de Montesquieu, 1689—1755), der Präsident des Parlaments von Bordeaux, der hochverdiente Geschichtschreiber und Geschichtsphilosoph, der Verfasser des *Esprit des Lois* (1748), der einzige positive, schöpferische Geist unter so vielen Verneinern, Zerstörern der französischen Aufklärung im XVIII. Jahrhundert, — wendet sich nach dem Erscheinen der *Persischen Briefe* (*Lettres persanes*, 1721), welche seine literarische Berühmtheit mit einem Schlage begründet und mit ihrer schneidenden Satire allgemeines Aufsehen erregt hatten, — von den Naturwissenschaften, welche bisher seine Aufmerksamkeit gefesselt hatten, ab und begann den größten Teil seiner Zeit und seiner Kraft moralphilosophischen und politischen Studien zu widmen. Diese Studien hatten ihn dann alsbald auf den Gedanken gebracht, statt die verschiedenen gesellschaftlichen und politischen Institutionen, die Sitten und Gesetze der einzelnen Völker lediglich aus den Büchern zu studieren, mit denselben auf Grund der unmittelbaren Anschauung und Erfahrung Bekanntschaft zu machen. Nach und nach wurde das Verlangen, Italien, Deutschland und England zu bereisen, die Veränderungen der Schicksale der alten und modernen Völker, oder ihre Gesetze unmittelbar an Ort und Stelle zu studieren, einer kritischen Untersuchung zu unterziehen, die Gründe oder die Folgen der sich in ihnen vollzogenen großen historischen Veränderungen zu ermitteln, die Existenzberechtigung der bei ihnen bestehenden alten politischen, gesellschaftlichen und juristischen Institutionen aufzuhellen, — immer stärker bei ihm. Dazu kam später der Wunsch oder die Absicht, die diplomatische Karriere

zu betreten, wozu das Studium der Rechte und Verfassungen der einzelnen Völker, in Verbindung mit der Kenntniss der ausländischen Höfe, Minister und Fürsten die vorzüglichste Vorbereitungsschule sei. So geschah es, daß er, als ihm sich zu dieser Reise die Gelegenheit bot, dieselbe zu ergreifen sich mit Feuer bestrebte. Dies erfolgte, als Lord Waldgrave, — mit dessen Oheim, dem Marschall Berwick, dem Gouverneur von Guyenne, er zur Zeit der Regentschaft in freundlicher Beziehung stand — in der Vertretung Georgs II., Königs von Großbritannien, nach dem Hofe zu Wien zum Kaiser Karl VI. = König Karl III. von Ungarn als Botschafter abgendet wurde.

Montesquieu hätte niemanden finden können, der geeigneter gewesen wäre, als Lord Waldgrave, ihn in die politische und diplomatische Welt einzuführen, einzuweihen. Es entstand daher bei ihm der Gedanke, ihn nach Österreich zu begleiten, ganz natürlich, als sein Freund sich nach Wien begab.

Lord Waldgrave und Montesquieu machten sich wahrscheinlich den 5. April 1728 in Paris auf den Weg und können am 1. Mai in Wien angekommen sein. Der edle Lord beeilte sich alsbald, mit seinem Freunde zusammen bei dem Kaiser, bei der Kaiserin, bei den Ministern sowie bei anderen vornehmen Persönlichkeiten des Hofes seine Aufwartung zu machen. Montesquieu fand überall eine gefällige, zuvorkommende Aufnahme. Aber Österreich war nicht das einzige unter den Ländern der Habsburger, das Montesquieu zu sehen wünschte. Auch Ungarn zog ihn an mit seinen alten, aus dem Mittelalter stammenden Sitten und Gebräuchen. Von den Gründen, welche ihn antrieben, Ungarn kennen zu lernen, äußert er sich in seinen handschriftlichen *Pensées* (t. I. p. 338), wie folgt: «Je disois que je voulois voir la Hongrie, parce que tous les états d'Europe avoient été comme est la Hongrie à présent, et que je voulois voir les mœurs de nos pères.» Wann er von Wien nach Ungarn reiste, können wir bestimmt nicht wissen; in bezug darauf schreibt er in seinem Briefe an Richelieu folgendes: «L'Empereur doit partir le 20 pour Gratz et Triest. On compte que ce voyage sera d'environ trois mois et demi. Cela m'a déterminé à aller voir une partie de la Hongrie, et je partirai au commencement de la semaine prochaine pour Presbourg, pour voir la Diète» (Correspondance, t. I. p. 221). Am 26. Juni ist er schon wieder in Wien; wie lange er in Ungarn verweilte, wie viel Tage oder Wochen er da zubrachte, können wir ganz bestimmt nicht angeben, da er selbst sich hierüber abweichend und nur von ungefähr äußert. So schreibt er in einem Briefe an Mme Lefranc de Brunpré: «A mon retour de Hongrie où j'ai fait un voyage de trois semaine» (Correspondance, t. I. p. 224), in einem anderen Briefe an Berwick heißt es dagegen: «A mon retour de Hongrie où j'ai resté près d'un mois» (gestrichen: «Un voyage que j'ai fait de vingt-huit jours en Hongrie»; Correspondance, t. I. p. 225). Also drei bis vier Wochen kann er in Ungarn zugebracht haben, so daß man den Beginn seiner Reise, den Tag seines Aufbruches mit viel Wahrscheinlichkeit auf den 28. oder 29. Mai ansetzen kann. In Ungarn hat er außer der Stadt Pozsony (Preßburg) und dem Reichstage, der daselbst seine Sitzungen hielt, die Städte Körmöczbánya (Kremnitz), Selmeczabánya (Schemnitz), Beszterczabánya (Neusohl) und Ujbánya (Königsberg), vielleicht auch Buda (Ofen), besucht.

Von seinen Erlebnissen in Ungarn berichtet er wenig, beziehungsweise sind aus den Aufzeichnungen, die er während seiner ungarischen Reise machte, nur sehr spärliche Reste auf uns geblieben; einige Bemerkungen finden wir — sie beziehen sich ausschließlich auf seinen Aufenthalt in Preßburg — in seinen Briefen; anderes findet sich hie und da in seine Reisewerke eingestreut, in den Abteilungen der italienischen und deutschen Reise. Als er von seiner ausländischen Reise nach Frankreich zurückkehrte, nahm er die Aufzeichnungen, die er auf seiner Reise machte, hervor, um dieselben zu glätten, zu feilen, zum Teil in neue Form zu kleiden. So verfaßte er unter anderem den Aufsatz: *Mémoires sur les Mines de Hongrie et du Hartz*, dessen auf den ungarischen Bergbau Bezug nehmende Abschnitte wir unten mitteilen. Außerdem finden sich noch unter seinen hinterlassenen Handschriften zwei diesbezügliche Denkschriften, nämlich: *Description de deux Fontaines de Hongrie qui convertissent le fer en cuivre*, und: *Mémoire sur la Machine de Kœnigsberg en Hongrie*. Die erstere befindet sich in einem Kuvert, welches folgende von seiner Hand stammende Aufschrift trägt: «Étant en Hongrie, en l'année 1728, j'allai voir les mines de Kremnitz, Schemnitz et Neu-Sohl. Ces mines font vivre sept comtés, qui ne sauroient sans cela où vendre leurs denrées.» Den Inhalt beider Denkschriften geben wir unten an. Endlich beginnt eine vierte Denkschrift von ihm mit den Worten: «Généralement toutes les mines que j'ai vues en Hongrie et en Allemagne, sont saines.»

Montesquieu verließ Wien den 9. Juli 1728 und reiste von da nach Graz, aus Graz am 12. August nach Venedig, von dort im September über Padua, Vicenza, Verona nach Mailand, dann am 16. Oktober nach Piemont; er verließ Turin den 5. November und begab sich über Genua, Lucca, Pisa, Livorno nach Florenz; von dort fuhr er am 15. Januar 1729 nach Rom, hier blieb er drei Monate und reiste am 23. April weiter nach Neapel; den 6. Mai kehrte er nach Rom zurück, den 4. Juli verließ er die ewige Stadt und reiste über Umbrien, Romagna, Modena, Parma, Mantua am 30. Juli nach Tirol und von dort nach Deutschland (München, Württemberg, Pfalz, Frankfurt, Mainz, Koblenz, Hannover); den 6. Oktober begab er sich aus Zellerfeld nach Utrecht; den 31. Oktober verließ er Haag und zog über den Kanal nach England. Als er von England, wo er beinahe zwei Jahre (1729—1731) zubrachte, in sein Vaterland zurückkehrte, verging ihm die Lust, die diplomatische Laufbahn zu betreten.

Seine Reisetagebücher sind in Kopien, und zwar in schlechten Kopien auf uns geblieben. Diese wurden, samt einigen mit seinen Reise-Erinnerungen zusammenhängenden Denkschriften in zwei starken Bänden in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts von seinem Enkel, Baron Albert Montesquieu und der Literar. Gesellschaft zu Bordeaux herausgegeben: *Voyages de Montesquieu* (Bordeaux, I. 1894; II. 1896), mit einem ausführlichen Vorworte von H. Barckhausen — dem wir auch die oben angeführten Angaben über die Reise Montesquieus entnahmen — und mit den erklärenden Anmerkungen von mehreren gelehrten Forschern. Darauf folgte im vorigen Jahre als letzter Teil der hinterlassenen Schriften von Montesquieu die *Correspondance de Montesquieu* (publiée par François Gébélin; Paris, H. Champion, 1914, I—II.). Die *Correspondance* enthält einige oft charakteristische Bemerkungen in bezug auf seinen

Aufenthalt in Preßburg; alles übrige, was sich noch auf Ungarn bezieht, ist hie und da in das andere Werk eingestreut.

I.

Ohne Angabe des Tages schreibt er im Juni 1728 an den Botschafter Waldgrave nach Wien: «Ich bin in guter Gesundheit in Preßburg angekommen; ich wohnte den Verhandlungen des Reichstages bei, das verdient Ihre Aufmerksamkeit. Es freut mich, einen ungarischen Diensten bekommen zu haben, der mich in jedem Augenblick per illustris und super-illustris anredet, der mich, wenn ich ihn zornig anfare, mit dem Titel celsissimus besänftigt und eine schöne Suppe mit der Bezeichnung magnificus auf den Tisch legt. Ich beabsichtige nicht weiter ins Land zu dringen als bis Buda» (Corresp. t. I. p. 223). Dieser Brief wurde wahrscheinlich einige Tage nach seiner Ankunft, in den ersten Tagen des Monats Juni abgefaßt. In einem anderen an Mme Lefranc de Brunpré gerichteten, aber schon in Wien gleich nach seiner Rückkehr (denn noch im Monat Juni) geschriebenen Briefe berichtet er über seine ungarische Reise nur die paar Worte: «Ich sprach da viel lateinisch mit den ungarischen Herren und trank viel ungarischen Wein» (Corresp. t. I. p. 224). In dem, am 2. Juli an Berwick gerichteten Briefe läßt er sich schon ein bischen länger über seine Reise und besonders über seinen Preßburger Aufenthalt aus: «Ich war 12 Tage in Preßburg, wo ich den Reichstag (la Diète) sah und alle ungarischen Herrschaften, und wo ich viel Ungarwein trank. Am zweiten Tage nach meiner Ankunft gewann mich ein Bischof von Belgrad, namens Nadasti, so sehr lieb bei dem Herrn Palatinus, daß wir — indem er sich in einemfort mit Trinksprüchen auf das Wohl der anwesenden Herren, bald excellentissimo domino palatino, bald serenissimo principi primati, bald ad ordines et status regni Hungariae, bald ad principum christianorum concordiam zu mir wendete, — uns gegenseitig betrunken haben, und er sagte mir immer: Veni mecum Belgradium, habeo bonos equos qui nec denarium tibi constabunt, und ich antwortete ihm: Vestra Reverentia tam bene bibit ut me occideret prima die» (gestrichen: «Er hatte mich am folgenden Tag zum Diner eingeladen, aber ich war bedachtsam genug, nicht hinzugehen. Ich sah mehrere von diesen Herrschaften, die mir viel Höflichkeit bezeugten, insbesondere der Fürst von Esterházy, der Primat, der ein Mann großen Verdienstes ist.» Corresp. t. I. p. 225—226).

II.

Bonneval ¹⁾ hat mir die Ursache des Streites zwischen dem Prinzen Eugen und dem Grafen Guido von Starhemberg ²⁾ erzählt. Nachdem der Prinz

¹⁾ Bonneval war ein französischer Edelmann, der im spanischen Erbfolgekriege in des Kaisers Heer trat, zuerst in Wien ein großes Ansehen genoß, aber später wegen seines Mangels an Disziplin und wegen seiner Intriguen in Ungnade fiel und sich nach Venedig zurückzog, wo ihm Montesquieu begegnete.

²⁾ Der Marschall Graf Guido von Starhemberg, der sich in Italien und Spanien durch sein militärisches Talent mehrmals auszeichnete; man betrachtete ihn am Wiener Hofe als den Rivalen des Prinzen Eugen.

den italienischen Krieg vollendet und der Herzog von Savoyen³⁾ den Frieden geschlossen und seine Tochter verheiratet hatte, — kam Prinz Eugen nach Wien zurück. Der Fürst von Sachsen⁴⁾, der das Oberkommando über die Armee in Ungarn führte, wurde zum König von Polen gewählt. Da Graf Styrum⁵⁾ vor dem Prinzen Eugen den Marschallstab erhielt, so schien das Kommando rechtmäßig ihm zuzukommen. Guido, der Styrum haßte, überredete den Prinzen Eugen, um das Kommando anzuhalten, und erhielt von ihm das Versprechen, seine Ernennung zum Kriegsrat unterzeichnen zu wollen. Er besuchte hierauf seinen Verwandten Starhemberg⁶⁾, welcher Präsident des Hofkriegsrates war und ließ durch seinen Einfluß den Prinzen Eugen zum Obergeneral ernennen. Dieser brach auf und gewann eine Schlacht⁷⁾ gegen die Türken. Als er zurückkam, ergriff er die Partei der Kinsky⁸⁾ gegen die Starhemberg. Der Präsident des Hofkriegsrates, gegen ihn aufgebracht, ließ ihm alles nötige fehlen, derart, daß er mit der schönsten Armee der Welt nichts auszurichten vermochte.

Eine Dummheit seitens der Türken, die von Konstantinopel aus immer mit der Absicht aufbrachen, sich sogleich zu schlagen. Als der Herzog von Lothringen⁹⁾ dies bemerkte, ging er immer über die Donau bis zur Grenze und verschanzte sich da bis über die Haare. Die Türken beeilten sich, ihn anzugreifen und wurden geschlagen. Sie setzten diese Dummheit bis heute fort; aber sie gebrauchten dabei keine Art von Kriegskennnissen. Hätten sie gewollt, entweder einen chikanenvollen Krieg zu führen, oder sich 20 Meilen weiter zurückzuziehen, so hätten sie den kaiserlichen General in Verlegenheit gebracht; denn er hat in seinem Lager nichts von allem, was notwendig ist, nicht einmal einen Wagen und auch keine Löhnung. Man schifft nur die Truppen auf der Donau ein, derart, daß eine Armee nicht mehr dort kostet, als wenn sie in Garnison wäre.

Bonneval hat mir gesagt, daß es nach der Schlacht bei Peterwardein¹⁰⁾, als man die Belagerung von Temesvár machen mußte, nicht ein einziges

³⁾ Viktor Amadeus II., der regierende Herzog von Savoyen, verheiratete den 17. Dezember 1697 seine Tochter mit dem burgundischen Fürsten Ludwig. Eugen von Savoyen beendete im Monat Oktober 1696 den italienischen Krieg.

⁴⁾ Friedrich Wilhelm I., Kurfürst von Sachsen, war seit 1695 der Kommandant der kaiserlichen Armee gegen die Türken, bis er am 27. Juni 1697 zum König von Polen erwählt wurde.

⁵⁾ Graf Hermann-Otto Styrum verdankte seinen Familienverbindungen seine Marschall-Würde.

⁶⁾ Graf Heinrich Ernst von Starhemberg, der Vorsitzende des Hofkriegsrates, war der Oheim von Guido; er starb 1701. Sein Nachfolger war zuerst der Marschall Graf Mansfeld, dann seit 1703 Prinz Eugen.

⁷⁾ Es handelt sich um die Schlacht von Zenta, die den 11. September 1697 ausgefochten wurde.

⁸⁾ Stefan Kinsky wurde später Botschafter in Paris, und Philipp Kinsky Botschafter in London.

⁹⁾ Karl, Herzog von Lothringen (1643—1690); nachdem er an mehreren Feldzügen gegen die Türken teilnahm, wurde er der Oberbefehlshaber der kaiserlichen Armee und trug mehrere glänzende Siege über die Heere Mohameds IV. davon.

¹⁰⁾ Unter Peterwardein schlug Prinz Eugen am 5. August 1716 den Großvezier Ali; Temesvár kapitulierte den 13. Oktober 1716.

Zugvieh gab, und daß mehr als 10 000 ungarische Ochsen bei dieser Belagerung umkamen (Voyage, t. I. p. 44—45).

III.

Er (der Abbé Prinz von Melfi) sagte mir, daß ohne Dünger nichts in dem Lande von Mailand fortkommt, aber die Bauern haben das Mittel und die Geschicklichkeit, um denselben sich zu verschaffen; während man in Ungarn nur das Korn in den Boden hineinzuwurfen braucht und dasselbe kommt fort. Das kommt daher, weil Ungarn nicht so gut kultiviert ist und weil da die Äcker mehr brach liegen (Voy. t. I. p. 103).

IV.

Man würde gar nicht glauben, wie wenig dieses ganze Land (Neapel) bevölkert ist. Man findet hier je ein Haus oder ein Dorf oder eine Stadt nur sehr weit voneinander abliegend. Ich finde Ungarn ein bischen mehr bevölkert (Voy. t. I. p. 275—276).

V.

Drei Festungen von großer Wichtigkeit gibt es in Ungarn: Esseck, welche (wie ich glaube) an dem Zusammenflusse der Drau und der Donau liegt; Belgrad und Temesvár. Orsova, an der Donau, hat Batterien auf dem Flusse, welche die Türken verhindern, vorwärts zu kommen. Semendria liegt weiter vorwärts (Voy. t. II. p. 30—31).

VI.

Beschreibung der beiden ungarischen Quellen, welche das Eisen in Kupfer verwandeln.

Als ich in Ungarn war, im Jahre 1728, besuchte ich die Bergwerke von Kremnitz, Schemnitz und Neu-Sohl. Ich werde an irgend einem Tage die Ehre haben, der Akademie die Beobachtungen vorzulegen, welche ich in diesen Ländern gemacht habe. Gegenwärtig werde ich nur von der Quelle derjenigen Kupfergrube sprechen, welche eine ungarische Meile weit von Neu-Sohl entfernt ist. Die eine dieser Quellen befindet sich ungefähr in 45 Klafter Tiefe in der Erzgrube, die andere in 60 Klafter Tiefe.

Das Bassin der oberen Quelle ist in zwei Stücke geteilt: das erste ist ungefähr 6 Fuß breit und 8 Fuß lang; das andere ist ungefähr 4 Fuß lang in jeder Richtung.

Das Bassin der unteren Quelle kann 25 Klafter Länge und ein Klafter Breite haben.

Die Leute der Ortschaft glauben, das Wasser fließe von der oberen Quelle in das untere herab.

An den Stellen, wo die Quellen sich befinden, ist die Erzgrube nicht reich, aber wohl 6 oder 7 Klafter weit davon, oberhalb und unterhalb.

Das Wasser dieser Quellen hat die Eigenschaft, daß man, wenn man Eisen hineinlegt, nach einer gewissen Zeit anstatt Eisen Kupfer darin findet.

Die Quantität des Kupfers, die sich hier jedes Jahr verwandelt, beläuft sich ungefähr auf 40 Zentner gegenüber 120 Zentner Eisen, da zwei Drittel Abfall entsteht. Man könnte wohl mehr bekommen, wenn die Quelle reichhaltiger wäre.

Das Wasser dieser Quellen ist ungefähr $\frac{1}{2}$ Fuß tief. Man legt da allerlei Dinge aus altem Eisen: Nägel, alte Hacken, Hufeisen und dergleichen hinein.

Die Verwandlung findet binnen zwei, sechs und sogar zwölf Wochen statt. Je älter das Eisen, desto geeigneter ist es, verwandelt zu werden. Das am wenigsten harte ist auch geeigneter.

Man sieht an diesem Wasser oberhalb des Eisens eine Art von Schmalz oder Schaum, die Festigkeit zu haben scheint. Wenn man aber dieselbe mit den Fingern ergreifen will, so spürt man nichts. Man sieht das Metall, mitten durch das Wasser, in einer schönen, vitriolblauen Farbe, und wenn man dasselbe in die Luft setzt, besitzt es die schönste gelbe Farbe der Welt.

Jeden Monat trägt man Sorge, die Quelle zu reinigen und gewisse gelbe Metallteilchen, die sich auf der Oberfläche des Eisens befinden, wegzufegen, ohne Zweifel deshalb, damit in der Folge die übrigen Teilchen, von welchen das Wasser sich entledigt, um so mehr durchdringen.

Das verwandelte Kupfer ist löcherig und zerbrechlich, die Moleküle desselben sind nicht fest zusammengesetzt. Man läßt es schmelzen, um es zur Verarbeitung geeignet zu machen. Bei dieser Operation entsteht ein Achtel Abfall.

Herr Nefftzer, der oberste Bergbeamte des Kaisers in Neu-Sohl, brachte eine Platte von diesem Kupfer mir zum Geschenk, die er schmelzen ließ und die sehr schön ist.

Die Bergbeamten gestatteten mir, verschiedene Metallgegenstände, die man da hineingelegt hat, aus der Quelle herauszunehmen und von denen manche halb, andere ganz verwandelt waren. Es gab da ein gänzlich verwandeltes Hufeisen, aber dasselbe war so kraftlos, daß ich es nicht in einem Stücke mitbringen konnte.

Ich habe nach Venedig eine Flasche Wasser von dieser Quelle mitgebracht. Ich ließ dasselbe analysieren im Sandbad durch allmähliches Abkochen. In fünf Unzen Wasser fand sich eine halbe Unze und drei Karat kristallisiertes Vitriol, was mehr als ein Zehntel ist¹¹⁾!

Dieses Wasser, indem es an mit Vitriol gefüllten Stätten vorüberzog, imprägnierte sich damit. In ungefähr 100 Klafter Entfernung unter der Erde, in der Erzgrube, sieht man die Wände mit Vitriol bedeckt, wie mit einer Haarlocke, manchmal gekräuselt, ein anderes Mal gerade.

Wie wenig man auch mit den physikalischen Prinzipien bekannt ist, sieht man, daß keine wirkliche Umwandlung der Eisenteilchen in Kupferteilchen stattfindet, sondern die Kupferteilchen nehmen den Platz der Eisenteilchen ein, die sie vertrieben hatten.

Dieses Wasser ist, wie wir gesagt haben, mit Vitriol gefüllt. Nun ist das Vitriol nichts anderes, als eine aus gewissen Markassiten, — die sich in den Kupfergruben finden — gewonnene Kristallisation (Eisensulphid)

¹¹⁾ In bezug auf denselben Gegenstand schreibt er in seiner Venezianischen Reise, etwas abweichend, folgendes: «Ich nahm gestern die Analyse des Wassers von Neusohl, welches das Eisen in Kupfer verwandelt, vor. Man hat davon vier Unzen in die Retorte gelegt, welche bis zur Trockenheit destilliert wurden. Es fand sich am Boden $\frac{1}{4}$ Unze vitriolische Materie und es gab $3\frac{3}{4}$ Unzen wässrige, schleimartige, ziemlich geschmacklose Feuchtigkeit, derart, daß es $\frac{1}{6}$ Vitriol in diesem Wasser geben dürfte, was viel ist» (Voy. t. I. p. 69).

und es enthält mehrere Kupferteilchen, welche die Teilchen des Eisens, dieses sehr porösen und leicht lösbaeren Metalls, von ihrem Platze verdrängen.

Aber, so könnte jemand sagen, warum verwandeln nicht alle Vitriole das Eisen in Kupfer? Vielleicht tun sie es. Aber die Vitriole von Ungarn und Deutschland sind mehr geeignet dazu, als diejenigen von Italien und England, weil sie an der Natur des Kupfers mehr teilnehmen, während die anderen derjenigen des Eisens näher stehen.

Ich hörte erzählen, daß der Kaiser auch andere ähnliche Quellen zu Szomolnok in Oberungarn habe, und daß, da dieselben reichlicher fließen, in ihnen jedes Jahr 300—400 Zentner Kupfer gewonnen werde; aber ich habe das nicht gesehen.

Man muß bemerken, daß die Kunst manchmal nachgeahmt hat, was die Natur in diesen Quellen macht. Man hat Kupfer mit Hilfe von Eisen und Vitriol gemacht. Aber erstens gab es dabei keinen Nutzen, zweitens war es, da diese Operationen zu schnell vorgingen, oft nur die äußere Schicht des Eisens, die verwandelt wurde.

[Kopie:] Man hat mir zu Goslar in Untersachsen gesagt, daß man ehemals in der Erzgrube zu Rammelsberg den Versuch machte, das alte Eisen in Kupfer zu verwandeln; aber das mache sich weder so geschwind, noch so gut wie in Ungarn, und es gebe wenig Vorteil dabei (Voyage, t. II. p. 241—244)

VII.

Denkschrift über die Maschine zu Koenigsberg in Ungarn.

Jedermann hat von der englischen Maschine erzählen gehört, die mittelst des Feuers ihre Wirkung ausübt. Hier ist die Beschreibung von derjenigen, die ich zu Koenigsberg in Oberungarn sah. Sie dient, Wasser von einer Erzgrube mittelst mehrer Pumpen — welche sie in Bewegung setzt — heraufzuziehen.

Sie besteht aus einem großen Kessel von $9\frac{1}{2}$ Fuß Höhe und 10 Fuß Diameter. Man füllt ihn bis zur Hälfte mit Wasser, den Rest nimmt der Dampf ein. Unter ihm befindet sich ein Ofen und über ihm ein Zylinder von 27 Zoll Diameter, in welchem eine Art Pumpenstock sich befindet, welcher im Zylinder auf- und abgehen kann. Eine dicke Eisenstange von 4—5 Fuß Länge ist in der Mitte der Scheibe befestigt und heftet sich oben an einen Hebel von furchtbarem Gewichte, welcher selbst an eine andere Art von Hebel angefügt ist, welcher sich oben befindet und mit Steinen beladen ist.

Wenn das Wasser im Kessel siedet, erhebt es die Scheibe, welche sich im Zylinder befindet, und infolgedessen auch die Balanzierstange. In diesem Augenblicke tritt kaltes Wasser in den Zylinder ein und verdichtet den Dampf; der Pumpenstock steigt ab und der Hebel folgt ihm. Die Kunst bestand darin, zwischen den Kessel und den Zylinder eine Eisenplatte hinzusetzen, welche mittelst einer Art von Hebel — der hier angebracht ist — sich öffnet und schließt, und welche von der Maschine in Bewegung gesetzt wird. Sobald diese Platte sich öffnet, tritt der Dampf in den Zylinder ein und hebt den Pumpenstock. Die Maschine, indem sie sich erhebt, öffnet mittelst eines Rades eine andere Platte, um kaltes Wasser in den Zylinder einzulassen und schließt gleichzeitig die

Platte, welche zwischen dem Kessel und dem Zylinder geöffnet war. Die Scheibe steigt mit der Balanzierstange also herab und indem sie herabsteigt, öffnet sie zum zweiten Male die Platte, durch welche der Dampf eintritt und so weiter.

Ich habe bei Agathias, Buch V. des Krieges der Goten, eine Maschine gefunden, welche beinahe nach den Prinzipien der hier geschilderten konstruiert wurde.

Hier folgt die Beschreibung der Maschine von Anthémus.

Man sieht, daß Agathias, der kein Physiker war, eine unvollkommene Beschreibung der Maschine des Anthémus macht, denn er spricht von einer Reciprokation, folglich von einer Wirkung und von einem Aufhören der Wirkung. Anthémus muß also das Mittel gefunden haben, das Wasser im Rohre abzukühlen, und das konnte sich kaum anders machen, als dadurch, daß er frische Luft oder kaltes Wasser in dasselbe hineinführte, wie man es bei der englischen Maschine tut.

Die englische Maschine darf nur in den Bergwerken gebraucht werden, in denen es kein hinreichendes Wasser gibt, um die gewöhnlichen Maschinen in Bewegung zu setzen und wo man gezwungen ist, sich der Pferde zu bedienen. Sie zieht um die Hälfte mehr Wasser, als eine Maschine zu 8 Pferden und sie kostet weniger. In Schemnitz kostet z. B. eine Maschine zu 8 Pferden alle vierzehn Tage 240 Gulden; diese hier kostet nicht 200, selbst die Gehälter des Maschinisten mitgerechnet.

Eine sehr kleine Quantität von Wasser genügt, um diese Maschine in Gang zu versetzen. Man braucht mehr in dem Maße, als ihre Größe wächst.

Wenn man nicht genug kaltes Wasser hingebracht hat, so läßt man warmes Wasser heraufsteigen; aber es ist besser, wenn es ganz kalt ist: könnte man es in Eis legen, so würde man es tun.

Der Zylinder der Maschine, welche ich sah, hat 27 Zoll Diameter. Man kann die Kraft davon vermehren, wenn man die Größe des Kessels und des Zylinders vermehrt, denn die Masse des Dampfes, welche sich im Zylinder befindet, wird sich stärker vermehren, als die Oberfläche der Scheibe.

In einer Minute kann die Maschine 13 bis 15 Wasserhebungen machen. Es ist besser, wenn sie nur 13 Hebungen macht, denn die Geschwindigkeit kann die Maschine verderben und verbraucht allzu sehr die Federn.

Man braucht 24 Klafter Holz in der Woche zur Speisung dieser Maschine.

Hat man nur Wasser und Holz, so braucht man nicht daran zu denken, Bergwerke zu haben. Aber außerhalb derselben braucht man noch drei Dinge, damit sie auch Nutzen bringen, wie armselig sie auch sein möchten: Sparsamkeit in der Administration, Geschwindigkeit in den Operationen und Stetigkeit in der Arbeit. Die Maschine, von welcher ich spreche, entspricht sehr gut diesen Bedingungen¹).


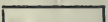
¹ [Kopie:] Herr Potters, ein englischer Edelmann und ein sehr galanter Mann, führt die Direktion dieser Maschine; er hat unzählige Schwierigkeiten seitens der Bewohner auszustehen gehabt.

Die großen Schwierigkeiten, welche man bei diesen neuen Einrichtungen findet, rühren von den Bewohnern des Ortes her: diejenigen, welche Pferde für die Bergwerke leihen, diejenigen, welche die Lebensmittel zu

ihrer Verpflegung verkaufen, und diejenigen, welche sie arbeiten lassen, sind ebenso viele Leute, die ihre Interessen dabei zu bewahren wünschen²⁾.

²⁾ [Kopie:] Nichts erregt so sehr den Durst, als wenn man längere Zeit eine Maschine betrachtet, welche vermittelt des Feuers in Bewegung gesetzt wird. Herr Potters führte mich in seine Wohnung ein. Er hatte ausgezeichneten Tokayer Wein; wir tranken reichlich davon und ich reiste ab (Voyage, t. II. p. 253—256).

VIII.

Die Adern der Erzgruben des Harzes sind nicht senkrecht, wie in Ungarn, sondern sie neigen sich nach dem Plane des Gebirges. Daher kommt es, daß die Grubenhölzer, welche die Einstürzungen verhindern, nach der Lage dieser Figur eingesetzt sind: , während sie in den Gruben vor Ungarn in dieser Lage aufgestellt sind: .

Ehemals verrichtete jedermann in jeder Grube seine Arbeiten, ohne sich die Erfindungen der übrigen nutzbar zu machen. Gegenwärtig wird alles an einander mitgeteilt. Es sind nur die Türken, welche die neueren Kenntnisse der menschlichen Gesellschaft nicht benutzen. In Ungarn bedienten sie sich der Menschen, um die Pumpen in Gang zu bringen, und der Pferde, um das Erz fortzuschaffen. Deshalb waren sie gezwungen, ihre Gruben aufzugeben, sobald ihre Maschinen kein Wasser mehr heraufzuziehen vermochten.

Seit 200 Jahren haben sich in Hannover und in Ungarn die Arbeitslöhne der Arbeiter nicht vermehrt, obgleich die Lebensmittel beträchtlich teurer wurden. Diese Leute wurden da geboren und leiden geduldig ihr Elend, während die ersten Bergleute durch einen bedeutenden Nutzen zu dieser Arbeit konnten bewogen werden.

Man versengt... das Erz, ohne es zu schmelzen, um dasselbe von seinem Schwefel loszulösen. Würde man diese Operation nicht vornehmen, und zuerst das Erz schmelzen, so würde das Erz mit dem Schwefel in die Luft fortgehen. Da das Erz von Neu-Sohl in Ungarn nur wenig Schwefel enthält, so läßt man diese Zubereitungen weg (Voy. t. II. p. 260, 262, 266—67, 272, Mémoires sur les mines du Hartz).

IX.

Als ich beim Grafen Toerring¹²⁾ zu Diner eingeladen war, zeigte er uns einen Plan der Schlacht bei Belgrad¹³⁾. Das kaiserliche Feldlager war mit seinen beiden Enden gerade zwischen der Donau und der Save einerseits, und mit den beiden Seiten zwischen der Stadt und dem Feldlager der Türken anderseits. In der Stadt befand sich eine Armee. Was den Prinzen Eugen täuschte, war, daß er nicht glaubte, die ankommenden Türken könnten sich in dem vollständig aufgefressenen und verwüsteten Lande auch nur drei Tage erhalten. Aber sie erhielten sich vierzehn Tage und die Kavallerie, die gezwungen war, im Lager zu verbleiben, wurde

¹²⁾ Es ist von Ignaz-Felix Graf Toerring-Jettenbach die Rede, der die Söhne des Kurfürsten von Bayern in den türkischen Feldzug begleitete.

¹³⁾ Bei Belgrad schlug Prinz Eugen am 16. August 1717 den Großvezier Khalil, der selbst Belgrad an seinen Gegner abzutreten gezwungen war.

wie ein Skelett. Hätten die Türken ihre Armee geteilt und mit einer größeren Truppe die Save passiert, wären wir verloren und hätten kein Konvoi mehr.

Es gab eine Brücke auf der Save, eine andere über die Donau. Wir kamen endlich aus den Verschanzungen mit einer Kavallerie, die man zu tragen hatte. Man ging auf den Feind los und sie flohen. Prinz Eugen hasardierte viel. Indessen kann man Belgrad nicht belagern, wenn man sich nicht in dieses Lager setzt. Übrigens rechnete man auf die Türken und daß sie fliehen würden (Voy. t. II. p. 142—143).

Nikolaus Lenau in Amerika.

Von **Heinrich Bischoff**, Professor an der Universität Lüttich.

Lenaus Entschluß zur Amerikareise verlegen die meisten der neueren Biographen in die Zeit der Ausfahrt nach Schwaben, in den Anfang des Jahres 1832. Sie übersehen dabei die Mitteilung von A. Grün, daß Lenau sich schon als Student in Wien mit Auswanderungsplänen trug, und die von Schurz, daß der Dichter vor der Reise nach Schwaben daran gedacht, «den Rest seiner Barschaft nach Nordamerika zu flüchten und Ländereien dort zu kaufen, deren Wälder in reichliche Gelder sich verwandeln sollten.» Bestätigt wird die Mitteilung der ältesten Lenaubiographen durch die Äußerung, die Lenau gleich nach seiner Ankunft in Schwaben der Familie Schwab machte, er habe mit einigen Freunden, denen die österreichische Politik unerträglich, beschlossen, in die neue Welt hinüberzugehen¹). Manche, die über Lenau geschrieben, können sich nicht genug über diese «kuriose» Idee wundern. Diese «Zwangsidee», meint Rahmer²) «mag wenigstens zum Teil auch auf die Krankheit zu schieben sein.» Rahmer weiß nämlich ganz genau, «es steht unzweifelhaft fest» behauptet er, daß Lenau zu Ende des Jahres 1831 syphilitisch angesteckt wurde. Da lag es doch wohl näher, daß der Kranke, ehe er sich nach Amerika einschiffte, zuerst eine gründliche Quecksilberkur durchmachte. Der gewöhnliche Menschenverstand erblickt in der Krankheit eher ein Hindernis als einen Ansporn zur Reise. Als einen «Zwangstrieb» faßt auch der Arzt Sadger³) den Gedanken auf. Lenau muß nach Amerika hin, weil er den Grünejungentraum seines Freundes Kövesdy, der als dreizehnjähriger Bursche den Plan gefaßt und auszuführen begonnen, verwirklichen wollte. «Ein zwölfjähriger Schulknabe, dessen Einbildungskraft durch grell kolorierte Indianergeschichten bis zur Siedehitze entflammt ist, hätte kaum unvorsichtiger, phantastischer, blauer und unvernünftiger handeln können als der doch sonst so scharf sehende Dichter.» Die Syphilis, meint Sadger, erwarb Lenau sich erst nach der Rückkehr aus Amerika in den verrufenen Vierteln Bremens. Sie ist also nicht der geheime Untergrund der Zwangs-

¹) Brief von Sophie Schwab an ihre Freundin Lucie Meier vom 1. November 1831 bei A. W. Ernst: Lenaus Frauengestalten, S. 107.

²) N. Lenau als Mensch und Dichter. Ein Beitrag zur Sexualpathologie. Berlin, K. Curtius o. J., S. 76.

³) Aus dem Liebesleben Lenaus. Leipzig und Wien, Deuticke, 1909, S. 43.

idee, die Erotik spielt jedoch hier die Hauptrolle. «Ein solcher Zwangstrieb — anders ist ja die amerikanische fixe Idee, wie Kerner sie nennt, nicht gut zu heißen — fußt regelmäßig, wie Freud uns lehrte, auf ins Unbewußte verdrängten erotischen Wünschen. Was Lenau zuletzt nach Amerika trieb, war einmal die Identifikation mit Kövesdy, sein Trachten herrlich auszuführen, was sogar dem Jugendfreund nicht gelungen, und andererseits wieder, auf fremdem Boden in stiller Einkehr mit sich selbst die verlorene Reinheit wiederzugewinnen und dadurch der Mutter würdig zu werden.» Die Stelle wird durch Sadgers Darlegung verständlich, wie in der verzweifelten Stimmung, die Lenau Ende 1831 in Heidelberg faßte, die erotischen Sünden seiner Vergangenheit⁴⁾ ihm riesengroß vors Auge traten, «nachdem er in hetero- wie homosexueller Neigung Schiffbruch gelitten» (!). Da taucht nun die langvershollene Liebe zum Lehrer und Jugendfreund Kövesdy empor, «der ihm Reinheit gelehrt wie seine Mutter.» Nur in Amerika ließ sich ein neues, voraussetzungsloses Leben beginnen, ein Leben in Reinheit, ohne Selbstvorwürfe ob vergangener Dinge, in Freiheit und Unabhängigkeit von alter wie von neuer Liebe.

L. Greiner⁵⁾ teilt die Ansicht Sadgers, wenn er in dem Plane der Amerikareise «unglaubliche Kindlichkeit» sieht.

Der «ideale Republikanismus» des Wiener Studenten der Medizin, berichtet Grün, erblickte bereits in den Vereinigten Staaten Nordamerikas das Land der Verheißung.

Noch in seinem letzten Lebensjahre, teilt uns Auerbach mit, sprachen Zorn und Wehmut aus ihm, wenn er auf das Metternichsche Regiment und die tiefgehende, allgemeine Niedertracht und Korruption zu sprechen kam. Da ballte sich seine Faust, sein freiheitglühendes Herz hob sich und sein Auge loderte helle. Zu seinen ersten Jugendgedichten gehören Antityrannenoden; die Metternichsche Gewaltherrschaft brandmarkte er im Gedichte Am Grabe eines Ministers, auch im «Lied eines Auswandernden» Abschied, von dem Grün bemerkt, daß man es schon in Lenaus Studentenzeit, nur in etwas derberen Kraftausdrücken, durch seine

⁴⁾ Die Quelle aller Verdächtigungen dieser Art ist ein vielleicht unbedachter, übrigens ganz allgemein gehaltener Satz von L. A. Frankl in seinem Büchlein Zur Biographie Lenaus (2. Auflage, S. 108): «Jene Triebe in der physischen Sphäre erwachen, denen die Knaben verderblich zu huldigen pflegen.» Wenn diese Mitteilung überhaupt auf etwas beruhte, so könnte es nur auf Berichten sein, die Lenau selbst dem viel jüngeren Frankl, den er erst in den dreißiger Jahren kennen lernte, gemacht haben sollte. Der Satz Frankls, den Lenaus Jugendbriefe sowie seine veröffentlichten und unveröffentlichten Äußerungen Max Löwenthal gegenüber auf das entschiedenste widerlegen, fiel auf fruchtbaren Boden. Welche Ausbeutung er erfuhr, zeigt unter manchen anderen Beispielen das vom Franzosen L. Reynaud in seinem Buche «Lenau, poète lyrique» (S. 91) gegebene: «Er (Frankl) übermittelt uns über die Jugend seines Freundes vertrauliche Mitteilungen, die es besser ist, hier nicht zu wiederholen.» Diesbezügliche Andeutungen häuften sich in der Lenauliteratur, genährt durch neu aufgefundene Zeugnisse über Lenaus angebliche «pathologische» Grausamkeit. Schließlich kam es so weit, daß die ärztliche Wissenschaft, die das Lenau-Problem anfaßte, in der Meinung, sie allein könne es lösen, den jungen Lenau auf Grund der neuesten Ergebnisse der Sexualpathologie und der »Geschlechtssymbolik« als ein Vorbild für fast sämtliche krankhafte Verirrungen des Geschlechtssinnes hinstellte.

⁵⁾ Lenau. Band 16 der Sammlung »Die Dichtung«, herausgegeben von P. Remer, Berlin und Leipzig, Schuster und Loeffler o. J., S. 64.

mündlichen Äußerungen vorklingen hörte. Eine Stelle aus dem Briefe an Braun von Braunthal vom 17. Februar 1831 setzt Lenau hier in Dichtung um. «Ja das Land! Das Land ist göttlich, noch göttlicher durch den Kontrast der Menschen. Mögen hier die Alpen ragen, Bergströme stürzen, Lawinen donnern; das geschwächte Herz des Menschen zuckt im Staube und kann an den kühnen Felsen nicht hinaufklettern zu hohen Gedanken und Empfindungen.» Schon der Jüngling Lenau grüßt als sein wahres Vaterland:

Die neue Welt, die freie Welt,
An deren blütenreichem Strand
Die Flut der Tyrannei zerschellt.

(Abschied, Vs. 21—24.)

Die politischen Gründe, von denen der Reiseplan ausging, erfuhren eine Vertiefung durch die polnische Revolution, die nach zeitgenössischen Berichten auch in Wien eine starke teilnahmvolle Bewegung hervorrief. Lenau gedachte ihrer zunächst in dem Gedichte Abschied von Galizien, das, wie L. A. Frankl in seinen Erinnerungen meint, den Dichter, wenn es zur Kenntnis der Polizei gelangt wäre, in einen der unterirdischen, nassen Kerker des Spielbergs in Brünn gebracht hätte, aus denen nur wenige Jahre vorher Silvio Pellico krank und elend entlassen worden war. Fast gleichzeitig mit der erwähnten Grabschrift für Metternich dichtete er am Jahrestage des Ausbruches der Revolution in Warschau (29. November 1831) das wuchtige Rachedgedicht In der Schenke. In hellster Begeisterung für die Polen traf er die Schwaben bei seiner ersten Ausfahrt in ihr Land an. Diese Begeisterung paarte sich bei ihnen mit einer großen Entrüstung nicht nur über das Land, sondern über den Weltteil überhaupt, in dem solche Schandtaten möglich, in dem, wie L. Mayer meinte, der volkstümlichen Freiheit der Untergang bereitet war. Kerner mochte Europa, wie er an Mayer schreibt, überhaupt gar nicht mehr ansehen, solchen Kummer legten ihm die Polen ans Herz. In einem Briefe an G. Schwabs Gattin vom 16. Februar 1832 wünscht Lenau der Unterdrückung der Polen wegen Europa den Untergang.

Alle bisher veröffentlichten Zeugnisse zeigen auch die schwäbischen Kreise allereifrigst bemüht, Lenau den Gedanken der Amerikareise auszureden. Dem stehen andere bisher unbekanntes gegenüber. Am 15. September 1831 schreibt Sophie Schwab an ihre Bremer Freundin, sie hätte gar große Lust, mit ihren Kindern englische Stunden zu nehmen, «denn wenn es uns schon nicht ganz ernst ist mit Amerika, so kann man doch eben nicht wissen, welche Zeiten kommen, und es ist gut, wenn man für den Notfall eine Zuflucht hätte.» Kerner, der so viel über Lenaus «amerikanischen Dämon» redet, der diesen so gar gesehen haben will, «einen haarigen Kerl mit einem langen Wickelschwanz und einem faltigen Beutel am Bauch», der Lenau immer von den Urwäldern zuflüstere und ihm keine Ruhe lasse, der geisterseherische Kerner schreibt zu gleicher Zeit (März 1832) an Mayer: «Es ist sehr wahrscheinlich, daß ich auf das nächste Frühjahr auch dahin abgehen werde,» was Mayer ⁶⁾ im Drucke ändert in «Wer weiß, ob ich nicht...»

⁶⁾ N. Lenaus Briefe an einen Freund. Stuttgart, Mäcken, 1853, S. 64.

Die Verschmelzung des Themas Polen mit dem Motive Amerika weist das Anfang 1832 gleichzeitig mit Abschied geschriebene Gedicht *Der Maskenball* auf. Diese Verquickung ist auch nicht ohne Untergrund in der Wirklichkeit. Den polnischen Flüchtling Matuszinski, der wie mancher andere bei Kerner Unterkunft gefunden, wollte Lenau mitnehmen nach Amerika. Der Umgang, den er in Schwaben mit den Polen pfleg, trug viel mit dazu bei, ihm Europa zu verleiden.

Zu den politischen Gründen, von denen der Reiseplan ausging, gesellen sich frühzeitig praktisch-ökonomische. Lenau von der Großmutter ererbtes Vermögen bestand in Aktien der österreichischen Nationalbank. Der schwankende Geldmarkt, berichtet Schurz, in einer Zeit, wo Frankreich, Belgien und Polen sich im Aufstand befanden, ließ ihn eine große Entwertung seiner Papiere befürchten. Eine unglückliche Börsenspekulation, die sein Vermögen fast um die Hälfte verminderte, kam hinzu, um den Plan zu zeitigen, den Rest des Vermögens in einem Ländereinkauf in Amerika anzulegen. Dies Land sollte, in Pacht gegeben, eine gute Rente abwerfen, welche die Grundlage einer sorgenfreien Existenz bot.

In Schwaben bot sich Gelegenheit, den Plan zu verwirklichen. Agenten lockten in Menge, es bildeten sich Aktiengesellschaften zum Auswandern. Einer solchen trat Lenau bei, einer «sicheren Berechnung» glaubend, daß ihm eine jährliche Rente von 3000 Gulden gewährleistet war. Wenn auch dies Unternehmen von falschen Voraussetzungen ausging, so hatte doch der Gedanke einer Kapitalanlage durch amerikanischen Landkauf an sich nichts Phantastisches. Für die geringe Summe von 500 Dollar kaufte Lenau auf eigene Faust 400 Morgen Kongreßland, und der am 15. März 1833 mit Ludwig Häberle abgeschlossene Pachtvertrag bedingte ein Pachtgeld von zunächst 100, dann 200 Dollar. Nur durch seine Sorglosigkeit ist Lenau um einen bedeutenden, sicheren Gewinn gekommen. Er unterließ nicht nur jede Mahnung, sondern auch die Ausstellung von erbetenen Vollmachten sowie die Zahlung der Taxen. Trotzdem sein Land infolgedessen öffentlich feilgeboten und um den Taxausstand von 23 Dollars 68 Cents verkauft wurde, konnte Schurz noch bei des Dichters Lebzeiten den Betrag von 2465,61 Gulden herauschlagen⁷⁾.

Frühzeitig wirkten auch neben den politischen und ökonomischen literarische Einflüsse. Höchstwahrscheinlich las Lenau noch in Wien vor der Ausfahrt nach Schwaben die im Jahre 1828 erschienene Erstlingsschrift des österreichischen Vermittlers zwischen Deutschland und Amerika **Sealsfield Postl**: *Die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach ihren politischen, religiösen und gesellschaftlichen Verhältnissen betrachtet*. Ein Jahr darauf erschien die überspannte Reisebeschreibung des Bonner Arztes G. Duden: *Bericht über eine Reise*

⁷⁾ «Niembschens Indolenz in Besorgung eigener bürgerlicher Angelegenheiten» bemerkt Max Löwenthal in seiner Tagebuchaufzeichnung vom 18. Oktober 1839, «geht zu weit für einen Mann, und sei er noch so sehr Poet. So habe ich mich erboten, den Versuch zu machen, den von ihm in Nordamerika erkauften Wald von hier aus wieder zu verkaufen, ohne daß er die weite und kostspielige Reise dahin mache. Es handelt sich vorderhand nur darum, daß er den Gang vor das Stadttor tue, und aus der Wohnung seiner Schwester die auf diesen fernen Besitz sich beziehenden Papiere hole, um sie mir zu übergeben. Aber selbst auf diesen unbedeutenden Schritt muß ich seit mehr als vierzehn Tagen vergebens warten.»

nach den westlichen Staaten Nordamerikas. Lenau empfahl das Buch seinen Verwandten in Wien zum Lesen, wenn sie ihn in Gedanken auf der Reise begleiten wollten. Seine Ansichten über Amerika holte er sich bei Duden, und nicht nur diese, sondern fast alle Einzelheiten seiner Schilderungen in den Briefen aus jener Zeit. Auch seine Dichtung beeinflusste Duden; eine Stelle der Schilderung Amerikas im Gedichte *Der Maskenball*, wie die erste Fassung in der Ausgabe von 1832 sie aufweist, ist fast wörtlich Duden entnommen. Es würde zu weit führen, hier nachzuweisen, wie die ganze zeitgenössische Literatur von den Riesenströmen und Urwäldern Amerikas schwärmt und den Gegensatz zwischen dem unter dem Joche der Tyrannei seufzenden Europa und dem freien Amerika hervorhebt. Die jungdeutschen Aufrufe von Börne und Heine wirkten besonders in den Studentenkreisen, und es ist vielfach bezeugt, wie stark die Amerikamanie bei den Heidelberger Studenten vertreten war zur Zeit, wo Lenau in ihre Liste eingetragen war.

Lenau hat sehr oft die Ansicht verteidigt, der Dichter müsse nichts anderes tun, als dichten, ein bürgerlicher Beruf passe nicht für ihn, der Dichter müßte, wie er sich einmal wörtlich ausdrückte, «in Samt und Seide gehen,» Pflicht der Reichen und des Staates sei, ihn zu unterstützen, die rauhe Wirklichkeit von ihm fernzuhalten. In der Amerikareise erblickte er ein Mittel, dies romantische Ideal zu verwirklichen. Da ferner, wie er meinte, künstlerische Ausbildung der höchste Lebenszweck des Dichters sei, so tat sich ihm die Überzeugung auf, daß die Reise nach Amerika unbedingt zu dieser künstlerischen Ausbildung gehöre, um so mehr, da seine Poesie in der Natur lebe und webe, und die Natur in Amerika schöner und gewaltiger sei als in Europa. Den politischen und wirtschaftlichen Motiven der Reise treten die dichterischen bei, die Lenau in Briefen aus dem Monate März 1832 eingehend erörtert. Er berauscht sich an dem Gedanken, wie ihm in der neuen Welt zugleich eine neue Welt der Poesie aufgehen werde, wie der Ruf des Niagara alle in ihm schlummernden Kräfte wecken werde. Er will seine Phantasie in die Schule — die Urwälder — schicken, ein ungeheurer Vorrat der herrlichsten Bilder erwartet ihn dort, eine Fülle göttlicher Auftritte. Und sollten auch seine schönsten Hoffnungen zunichte werden, auch die schlimmste Enttäuschung kann zur Quelle der Poesie werden, ein Dichter muß bereit sein, sich selbst ans Kreuz zu schlagen, wenn's nur ein gutes Gedicht gibt, und wer nicht alles gerne in die Schanze schlägt, der Kunst zuliebe, der meint es nicht aufrichtig mit ihr.

Nach Art der romantischen Dichter pflegte Lenau sorgsam die Empfindungen seines Gemütslebens als Quelle seiner Dichtung. Fühlt der Dichter, daß ein Seelenzustand, der einen ergiebigen Boden für die Poesie abgegeben, zu verschwinden droht, so muß er mit allen Mitteln festgehalten werden. Die stärkste, poetisch fruchtbarste Empfindung der ersten schwäbischen Zeit war die Liebe zu Lotte Gmelin. Sie hatte bereits eine Reihe herrlicher Liebesgedichte gezeitigt: *Dein Bild*, *Meine Braut*, *Das Mondlicht*, *Bitte*, *Schilflieder*, *Mein Stern*, *Zu spät! Nie zurück!* Sie mußten als Born der Poesie sorgsam gehütet, weiter gepflegt werden. Von allen Zutaten und hemmenden Unlustgefühlen der rauhen Wirklichkeit befreit, sollte diese Liebe eine Fundgrube der Liebeslyrik bleiben, die eben die Trennung von der Geliebten, die ferne Sehnsucht nach ihr

neu befruchten würde. Die Reise nach Amerika war nicht nur das beste Mittel, um von beklemmenden Herzenswirren befreit zu werden, aus peinlichen Verhältnissen herauszukommen, sie sollte dem Dichter auch den Anlaß bieten, sein «Herz durch und durch in Schmerz zu mazerieren in Sehnsucht nach der Geliebten.» Eigenwillige Selbstmarterung soll schöne Blumen der Dichtung erzeugen. Tatsächlich erlebte die Lotte-Dichtung eine neue Blüte, wenn auch nicht gerade während, sondern doch unmittelbar nach der Amerikareise.

Ebenso geringschätzig und vorurteilsvoll wie der Reiseentschluß wird gewöhnlich der Aufenthalt in Amerika und namentlich der dichterische Ertrag der Reise beurteilt. Eine neue Art der Naturpoesie begründete Lenau durch das auf der Rheinreise entstandene Gedicht *Frühlings Tod*, das ihm selbst das liebste war, was er bisher gemacht. Eine so eigenartige poetische Durchdringung und Vergeistigung der Natur war ihm bisher nicht gelungen. Ganz erfüllte sich seine Ahnung, daß er eine leidenschaftliche Liebe zum Meere fassen werde. Er sei jetzt um ein Gutes reicher, bekennt er dem Schwager Schurz, da er das Meer kennen gelernt habe. Es sei ihm zu Herzen gegangen, es sei neben den österreichischen Alpen das Hauptmoment, das ihn gebildet. Schöne poetische Früchte dieses neuen Bildungselementes sind zunächst die auf der Hinreise entstandenen Seegedichte: *Die Seejungfrauen*, *Meeresstille*, *An mein Vaterland*, *Wanderer und Wind*. Wie befruchtend die Sehnsucht nach der fernen Heimat wirkte, zeigen die in Amerika entstandenen Gedichte, die fast sämtlich Heimerinnerungen sind. In Amerika dichtete Lenau die lieblichste Schilderung heimatlicher Erde im Liede *Der Postillon*. Erst auf oder kurz nach der Heimreise verarbeitete er dichterisch die Eindrücke des amerikanischen Aufenthaltes in den Gedichten: *Der Urwald*, *Das Blockhaus*, *Der Indianerzug*, *Die drei Indianer*. Nur eine scharfe Voreingenommenheit kann namentlich in den markigen Indianergedichten hohlen Wortschwall erblicken. Wiederum regte auf der Heimreise die See Lenaus Poesie an. Bilder der Rückfahrt sind die Gedichte *See-morgen*, *Der Schiffsjunge*, vielleicht auch das Nachlaßgedicht *Die Rache*, sowie die ergreifende Warnung im Traume. Poetische Triumphe feiert die Seedichtung in der großartigen Sturmesmythe, einem der herrlichsten Meereslieder der Weltliteratur, in *Meeresstille* (Sturm mit seinen Donnerschlägen...), in den Meeresszenen des *Faust*. Die gleichzeitig mit diesen Dichtungen im Jahre 1834 entstandenen *Niagaralieder* dürfen nicht als kalte Gleichnisse, frostige Allegorien abgetan werden. Wie fein die Naturbeobachtung ist, die sie bieten, hebt ein Kenner der amerikanischen Landschaft, Mullinger, überzeugend hervor. Das Seemotiv färbt auch mit eigenartigem Reiz das späte *Polenlied* *Zwei Polen*, sowie zwei der ersten Liebesgedichte an *Sophie Löwenthal* Wandel der Sehnsucht und Wunsch. Auf amerikanischen Eindrücken beruhen die schönsten Szenen von Lenaus epischem Meisterwerk *Faust*. Solch dichterischen Ertrag bezeichnet Reynaud als «totalen Bankerott», und die herrschende Auffassung nähert sich sehr diesem Urteil.

Gewiß wäre der Einfluß und die Ernte der Reise noch viel bedeutender gewesen, wenn Lenau in Amerika keine so arge Enttäuschung erlebte, woran die Krankheit, die ihn dort befiel, die Hauptschuld trägt. Auf eine falsche Fährte gerät die Lenauforschung, wenn sie das Unternehmen ganz

in dem trüben Lichte sieht, das dem Dichter selbst die Wirkung und Bedeutung des großen äußeren Erlebnisses verzerrte. Wenn es keinem Biographen Byrons, Shelleys, Chateaubriands, Lamartines, Chamissos, Platens und so mancher vielgereister deutscher Dichter eingefallen, ihre Reisen als Unsinn zu brandmarken, so sollte sich der Lenaubiograph um so mehr davor hüten, weil sich selten der Entschluß einer Fahrt nach dem «Eldorado derjenigen, die in ihrer augenblicklichen Lage sich bedrängt fanden» (Goethe), durch so mannigfaltige, handgreifliche und triftige Gründe erklären läßt, wie der Lenaus.

Das ungarische Shakespeare-Jahrbuch für 1914.

Von Marianne Czeke.

Der VII. Band des ungarischen Shakespeare-Magazins (das dritte Jahrbuch) gibt mit seinem mannigfaltigen Inhalt neuerdings Zeugnis von dem stets wachsenden, vielseitigen Interesse für Shakespearefragen und für die Elisabethinische Literatur.

Eine zur weiteren Arbeit anregende Studie eröffnet die Reihe der Abhandlungen: Prof. Steph. Hegedüs erschließt mit seinem Aufsatz «Die Hyperbole bei Shakespeare und bei Seneca» ein ganz neues Gebiet für den Shakespeareforscher, indem er bei der Untersuchung des Senecaschen Einflusses auf Shakespeare (dieser Einfluß hat sich ja im allgemeinen auf das Elisabethinische Drama bekundet) statt des Suchens nach Parallelstellen oder verwandten Motiven, die Aufmerksamkeit auf die Seelenstimmung, auf den Grundton, der die Werke beider Dichter beherrscht, zu lenken sucht. Einen weiteren noch ergiebigeren Vergleichsstoff findet Verfasser im Stil. Er weist darauf hin, daß die von Nisard festgestellten Stilelemente der Senecaschen Tragödie, *declamatio*, *descriptio* und *sententiae*, bei Shakespeare in fast noch üppigerem Reichtum vorhanden sind als bei Seneca, besonders die *sententiae*, zu deren Ausdrucksweise die Hyperbole gehört, die sowohl Senecas als Shakespeares beliebteste Redefigur ist. Hier nun, bei der Unterscheidung einer aesthetischen und rhetorischen Hyperbole, stellt Verfasser fest, daß bei Shakespeare, dem Dichter, die aesthetische überwiegt, während Seneca, der Philosoph, die rhetorische bevorzugt. Beispiele aus Macbeth und aus dem Hercules furens des Seneca sollen diesen Unterschied beleuchten, gleichzeitig aber überraschende Koinzidenzen belegen. Die letzteren dienen dem Verfasser als Beweis für Shakespeares höheren Bildungsgrad, der von den eifrigen Bewunderern des Shakespeareschen Genies so gerne geleugnet wird. Die auf den oben erwähnten Unterschied begründete Untersuchung der Hyperbolen als Äußerungen eines bestimmten Seelenzustandes oder Gemütsaffekts führt auf psychologisches Gebiet, und zwar könnte sich diese Untersuchung entweder auf die seelische Eigenart der beiden Dichter im Allgemeinen, oder auf die psychischen Verschiedenheiten der Shakespeare-schen Helden im Besonderen beziehen.

Prof. B. Alexander bespricht in gewohnter Klarheit «Shakespeares Heinrich IV.», welches Stück unter den Historien sowohl durch die eigentümliche Komposition, als auch durch die Humanisierung der geschicht-

lichen Charaktere eine Sonderstellung einnimmt und somit den größten Shakespearetragödien näherrückt, als alle anderen Historien. Dies belegt Verfasser mit treffender Analyse der Charaktere, besonders aber der Gestalt des Falstaff, die als Schöpfung des Humors die gewaltigste der Weltliteratur ist und würdig einem Othello oder Lear zur Seite treten kann. Gleichzeitig sucht Verfasser den Prozeß darzustellen, wie Falstaff über seinen Rahmen — scheinbar gegen den Willen des Dichters selbst — hinausgewachsen ist, und wie es kommt, daß das ganze Drama dem feisten Helden zur Folie zu dienen scheint. Diese bei Shakespeare nicht seltene Verschiebung des Interesses begründet Verfasser mit dem Umstand, daß Shakespeare, der großen Staatsaktionen schon überdrüssig, sich mit ganzer Liebe der menschlichsten Gestalt des Dramas zuwendet und alles Geschichtliche immer mehr in den Hintergrund stellt. Hierbei unterstützt ihn bis auf den heutigen Tag das Publikum, das, je mehr es sich von der betreffenden Geschichtsepoche entfernt, sich auch immer mehr dem ewig Menschlichen zuwendet.

H. Latzkó behandelt Thomas Heywood, den Begründer des bürgerlichen Dramas, während Des. Rózsa seinen Zyklus «Die Vorgänger Shakespeares» mit «Green als Prosaiker» fortsetzt. Derselbe gibt uns auch die gelungene Übersetzung von Marlowes «Juden von Malta».

O. Elek schreibt über den Shakespeare-Kultus von Stendhal und V. Hugo, L. Kropf behandelt mit gewohnter Gründlichkeit Shakespeares Grabdenkmal und seine Porträts und gibt außerdem einige interessante Auslegungen Shakespearescher Ausdrücke.

Zoltan Ferenczi übersetzt, mit Beibehaltung der altertümlichen Färbung des Stils, die Hauptquelle von Shakespeares «Romeo und Julia» aus der Novellen-Sammlung «Palace of Pleasure» von Paynter, wo die Novelle des Bandello nach der freien Behandlung des französischen Boisteau in noch freierer englischer Übersetzung vorhanden ist.

E. Ivánfi, dramatischer Künstler des ungarischen Nationaltheaters in Budapest, berichtet in seinem Aufsatz «Macbeth auf der Bühne» über die verschiedenen Versuche, durch vollkommene Bühnentechnik den Kunsteffekt des Dramas zu heben. Er beschreibt ausführlich die Macbeth-Aufführung Maeterlinks in der altertümlichen Abtei St. Vendrille und stellt fest, daß dieser Versuch ein verfehelter war, da eben die zu malerischen und mystischen äußeren Eindrücke die innere organische Einheit des dramatischen Gedankens und damit auch den vollen Kunstgenuß des Dramas als solchen beeinträchtigten.

De Perrott entdeckt neue Ähnlichkeiten zwischen Shakespeare und dem «Ritterspiegel», sowie einige spanische Parallelen zu Shakespeares «Kaufmann von Venedig» und «Sturm».

Frau Ginever-Györy gibt Nachricht über die Stratford Shakespeare-Saison und über das geplante National-Theatre und Peoples Theatre, und B. Alexander berichtet über das 50 jährige Jubiläumsfest der deutschen Shakespearegesellschaft in Weimar, an dem er als Delegierter des ungarischen Shakespeare-Ausschusses teilgenommen. Neben diesen Artikeln, die durchwegs internationalen Charakter aufweisen, erhalten wir auch Beiträge, die Shakespearefragen im Zusammenhange mit der ungarischen Literatur oder mit ungarischen Verhältnissen behandeln. Des. Rexas Aufsatz «Ungarische Shakespeare-Parodien» zeigt, daß auch in Ungarn die Ten-

denz vorhanden war, sowohl politische als soziale und literarische Verhältnisse und deren hervorragende Persönlichkeiten für humoristische und satyrische Zwecke in Shakespearesche Charaktere zu kleiden. So wurde unter anderem im humoristischen Blatt «Üstökös» (Komet) des Jahres 1865 die hinsterbende österreichische Bureaukratie in einer, gewisse Szenen des «Lear» parodierenden Bilderreihe unter dem Titel «Lear und seine Töchter» lächerlich gemacht. Die literarische Persiflage bemächtigte sich mit Vorliebe des Hamlet. Besonders Jókai tat dies mit Erfolg. Sein dramatischer Prolog: «Auf Erden wandelnde Sterne» und sein Zweiakter «Der Thespis-Karren», beide zur Feier des 100 jährigen Bestehens der ungarischen Schauspielkunst, enthielten gelungene parodierte Szenen aus dem «Hamlet». Eine weitere, größere Parodie ist unter dem Titel «Der verbesserte Shakespeare», die letzte Szene aus dem Hamlet, wie dieselbe durch den Verfasser des Montjoye (Octave Feuillet) dem heutigen Geschmack gemäß ausgearbeitet sein würde, ist in dem erwähnten Witzblatte «Üstökös» («Komet») erschienen. Der komische Schluß des verbesserten Hamlet besteht darin, daß sämtliche dem Tode geweihte Charaktere des Stückes durch höchst realistische Aufklärungen dem Leben erhalten bleiben und sich vor dem Niedergang des Vorhangs vom Publikum persönlich verabschieden, ja sogar Hamlets Geist meldet sich noch aus der Versenkung. Die Gaalsche Shakespeare-Parodie im «Notar von Peleske» ist eine Othello-Parodie, in welcher der Notar sich das Drama ansieht und mit seinen energischen Protesten gegen das Verfahren des Mohren eine komische Wirkung erzielt. Desider Rexa kehrt in den Miscellen noch einmal zu Jókai zurück und weist darauf hin, daß für die erste ungarische Gesamtausgabe der Shakespeareschen Dramen Jókai «Heinrich VIII.» übersetzen wollte, was aber unterblieb. Z. Ferenczis kleine Notiz bespricht Csokonais Kenntnisse von und aus Shakespeare. Der begabte Dichter scheint sich nur für die Sonette interessiert zu haben. A. Radó veröffentlicht die wertvolle Kritik Arany's über die Übersetzung des «Kaufmann von Venedig» durch Sim. Acs. Er teilt sämtliche Anmerkungen und Emendationen des Textes aus der Hand Arany's mit, und auch das Referat selbst, in dem er seine Kritik eingehend begründet und trotz sehr gemäßigter Anerkennung der Übersetzung in der Hoffnung, sie auf Grund seiner Bemerkungen verbessert zu erhalten, beantragt, die Arbeit in die Sammlung der Kiszaludy-Gesellschaft aufzunehmen.

Eine reiche Bücherschau, eine ungarische Shakespeare-Bibliographie 1913 und amtliche Mitteilungen des Shakespeare-Ausschusses bilden den Schluß des reichhaltigen Bandes.

Nikolaus Lenaus «Waldlieder».

Von Heinrich Bischoff, Professor an der Universität Lüttich.

Schön führt A. Grün aus, wie Lenaus Muse in den Waldliedern aus dem Waffengeprassel und den Kampfesmühen ihrer großen Geisterschlachtgesänge (Die Albigenser) in die tiefsten ewiggrünen Waldesschatten ihrer eigentlichen Heimat flüchtete, wohin kein Laut der Tageskämpfe

drang, wo dem lauschenden Ohr nur die Stimmen der Natur vernehmbar, wo der Silberquell rein menschlicher Begeisterung rieselte, und wie der Dichter dort die Welle der Verjüngung sich und der Welt zur Labung schöpfte.

In den September 1843 versetzt Sophie Löwenthal die meisten der Waldlieder, indem sie die Auskunft erteilt: «Größtenteils im Krapfwald bei Grinzing gedichtet und während seines Aufenthaltes bei uns in Unterdöbling im Langischen Hause, September 1843». Über die Entstehung berichtete Lenau Auerbach im Sommer 1844, er sei fast täglich von Döbling nach Weidling zum Besuche seiner Schwester und ihrer Kinder gegangen, habe sich fast jedesmal im Walde verirrt, sich unter einen Baum gesetzt, und da sei ihm bald dieses, bald jenes Gedicht zugeflogen. Den hier erwähnten Wald bezeichnet Schurz als das «mit Waldung bedeckte Kahlengebirg», worin sich der Unvertraute allerdings leicht verirren könne. Etwas abweichend berichtet Frankl über die Entstehung: «Einige hundert Schritte vom Friedhofe entfernt, in welchem Lenau begraben ist, befindet sich ein kleines Erlen- und Birkenwäldchen. Dahin pflegte Lenau, wenn er bei seiner Schwester wohnte, gerne seine Schritte zu lenken: stundenlang im Grase zu ruhen und zu sinnieren... Hier gingen dem Dichter auch die Waldlieder auf, deren er einige im Birkenwäldchen dichtete». Nach einer Mitteilung des nicht ganz zuverlässigen K. Beck soll Lenau ein «melancholisches Waldlied» im Oktober 1843 in seiner Wohnung im Bürgerspital geschrieben haben. Die verschiedenen Angaben über die Örtlichkeiten lassen sich wohl vereinbaren, weil sie alle nur einzelne Waldlieder in Betracht ziehen.

Mit dem Gedanken der Waldlieder trug sich Lenau lange, ehe er an die Ausführung ging. Am 17. Juli 1837 dachte er an ein Waldgedicht, das Sophie haben wollte. «Doch kann sich in meinem Unmut alles nur flüchtig und nebelhaft zeigen. Ohne dich geht's nicht.» Näher trat er dem Gedanken während seines Stuttgarter Aufenthaltes im Jahre 1843. Am 24. Mai 1843 meldet er Sophie: «Ich sehne mich nach Bergluft und noch stillerer Einsamkeit, um einen Kranz von Gedichten zu flechten, den ich Ihnen bei meiner Heimkehr ans Herz legen möchte.» In dem vorletzten Liebeszettel aus dem August heißt es dann wieder: «Dann hättest Du mancherlei zu lesen bekommen von meinen schönen Waldgedanken, die sich viel mit Dir beschäftigen.»

Am 20. September sandte Lenau Emilien Reinbeck die Waldlieder Nr. 1, 2 und 4 mit den Begleitworten: «Weil wir schon im Wald sind oder gewesen sind, so will ich Ihnen einige Waldblumen geben. Lassen Sie sich durch die etwas pantheistische Färbung des einen der Lieder nicht stören.» Offenbar meint der Dichter mit dem pantheistischen Lied Nr. 2. Feinsinnige Waldgedanken offenbart des weiteren derselbe Brief: «So ein paar Stunden, in der Einsamkeit des Waldes verlebt, sind für ein in die Waldgeheimnisse eingeweihtes Herz von unermesslicher Wohltätigkeit, wenn ihm in seine schmerzhaftesten, sonst für kein Heilmittel zugänglichen Stellen von unsichtbaren Händen ein heimlicher Balsam geträufelt wird. Auch ich habe in letzter Zeit solche Stunden im Walde zugebracht. Leider ist es schon wieder Herbst. Als ich neulich dem Rauschen der Blätter zuhorchte, wollt' es mich bedünken, als rausche der Wald im Herbste ganz anders denn im Frühling; viel rauher und härter. Die Blätter sind dann

nicht mehr so weich und beweglich wie jene des Frühlings, die Äste starrer, die Lüfte schärfer. Ich wollte, wenn ich in einem Kerker lange gessen und in ewigem Dunkel dort jede Zeitrechnung verloren hätte, mit zugebundenen Augen plötzlich in einen Wald versetzt, aus dem bloßen Rauschen der Bäume erkennen, ob es Frühling wäre oder Herbst.»

Weitere Kunde über die Waldlieder bringt der Brief an Emilie Reinbeck vom 1. November: «Daß meine Waldlieder bei Ihnen und bei den Unrigen allen so viel Glück gemacht haben, freut mich außerordentlich; eine Veröffentlichung derselben wünsche ich jedoch vor der Hand noch nicht, weil ich deren noch mehre machen will, und dann die ganze Gruppe auf einmal erscheinen lassen.» Erst am 16. Januar 1844 schickte Lenau Emilien die Gedichte Nr. 6 und 9, als «ein kleines Angebinde zu Ihrem Geburtstag,» mit dem Zusatz, er würde ihr noch ein drittes abschreiben, wenn ein Besuch ihn nicht daran hinderte. Aus dieser Sendung ist nicht zu schließen, daß die Gedichte 6 und 9 viel später als die zuerst gesandten gedichtet waren. Am 16. Januar folgte der Dichter eben nur seiner Gewohnheit, Emilien etwas Lyrisches zu ihrem Geburtstage zu überreichen. Die Angabe Sophies, daß die Lieder «größtenteils» im September gedichtet sind, stimmt mit Lenaus Mitteilung an Auerbach und mit allem überein, was uns überliefert ist. Ein paar Waldlieder mögen etwas später entstanden sein. Die Emilien mitgeteilte Absicht, noch mehrere im November zu dichten, ist durch einen Umschlag der Stimmung vereitelt worden.

Die Reihenfolge der Entstehung ist jedenfalls eine andere als die des Druckes. Emilien sendet der Dichter die Lieder in der Folge: Nr. 2, 1, 4, 6, 9. In der Sophie überreichten Handschrift erscheinen sie in der Folge: 1, 2, 3, 4, 5, 8, 6, 9, 7. Lenau widmete Sophie Nr. 3 mit dem Vermerk in der Handschrift «An Sophie, die Blumenmalerin». Das Gedicht bietet jedoch keine Beziehung auf das Liebesverhältnis; wohl lassen hingegen Lied 3 und 8 eine solche durchblicken. Letzteres trägt den offenbaren Charakter eines Frühlingsliedes. Muß man es deshalb in den Frühling des Jahres 1843 verweisen, wie Reynaud meint? Dieser Gesichtspunkt würde alles, was wir bestimmt über die Chronologie der Gedichte wissen, umwerfen. Ausgesprochenen Herbstcharakter weist nur ein Lied, das letzte, auf. Bei den anderen bleibt die Jahreszeit unbestimmt, vielmehr könnte man bei genauem Zusehen Vers 4 von Nr. 1: «Es blüht die Welt...» sowie Vers 7 von Nr. 2: «Manch grünend frischer Ast» für den Frühling beanspruchen und Nr. 7 als ein Sommerlied bezeichnen, denn es beschreibt eher eine warme sommerliche als eine herbstliche Landschaft. Das zuletzt entstandene mag Nr. 6 sein, dessen «Wehmut, die herbe» (Vers 15), nicht in den optimistischen Charakter der Gruppe hineinpaßt. Die neuen Waldlieder las der Dichter, wie Schurz berichtet, im «Spätjahre» 1843 in einem Wiener Mädchenpensionate vor.

Große Freude erweckten sie überall in Wien, Stuttgart und namentlich bei Cotta. Der Dichter selbst schätzte sie unter seinen Gedichten am höchsten. Er empfahl sie der besonderen Aufmerksamkeit seiner Braut, Marie Behrens, als er ihr ein Exemplar seiner Gedichte sandte. Er ließ sie sich, wie Frankl berichtet, vorlesen, um, wie er sich äußerte, ein Urteil über ihren Klang und Rhythmus zu gewinnen. Nach dem Lesen hörte er schweigend das Lob der Lieder an, dann sagte er: 'Ich habe in ihnen den

schönen, sehnsuchtsvollen Ton wiederklingen gehört, den ich so sehr liebe, und ihn wiederzugeben getrachtet'. Als das dritte Lied:

Durch den Hain mit bangem Stoße,

als das vorzüglichste hervorgehoben wurde, nahm er die übrigen als gleichbedeutend in Schutz und meinte: 'Ja, ja, der Reiz eines Gedichtes läßt sich nun einmal nicht bestimmen'.

Manche Seitenstücke zu den Waldliedern weist der Briefwechsel mit Sophie und Don Juan auf, an dem Lenau wahrscheinlich gleichzeitig arbeitete. Dem «trüglichen Verbands» des letzten Verses von Nr. 1 begegnen wir bereits im Zettel an Sophie vom 6. August 1837, wo Lenau seine Arbeiten als blutige Fetzen eines «schlechten Verbandes» bezeichnet, und im Schreiben vom 7. Mai 1838, wo er wieder die empfindlichen «Fäden unsers Verbandes» erwähnt. Der «trügerische Verband», den er von seinen Wunden gerissen, ist der christliche.

Diese Deutung, die auch Sophie in ihrer Charakteristik Lenaus¹⁾ zugeht, bekräftigt Lied 2. Der Dichter flucht nicht mehr der Natur, wie ehemals, zieht sie nicht mehr der Herzlosigkeit, der «Erbarmungslosigkeit», wie noch am 5. August 1842 bei einem Besuche im Kernerschen Hause²⁾. Ruhig bleibt er ihren Zornesausbrüchen gegenüber, «Heiterkeit und Stille» ist in ihm. Das Lied atmet die Seelenstimmung, wie sie sich im letzten Zettel an Sophie vom 7. August 1843 ausspricht: «Mein Herz geht ruhiger, fester, tiefer und freudiger... Ich bin wie neugeboren.»

Groß und schwer sinken die Gewittertropfen auf die Blätter der Eichen, wie Tränen eines großen Schmerzes (Lied 3). Unleugbar ist der Schmerz in der Natur wie in der Menschenseele, der Dichter klagt jedoch nicht mehr darüber, trotzdem er bis an sein Ende die «herben, heißen» Tränen sehen wird, die aus geliebten Augen quollen.

Ein Gleichnis, das Lenau sich bereits in seinem Einschreibbüchel von 1838 aufschrieb, eröffnet das vierte Lied: «Der Räuber erscheint verkleidet in der Gesellschaft und ohne Waffen, diese hat er im Walde versteckt, aber die Stelle sich wohl gemerkt, da sie liegen, und er geht wieder hinaus in den Wald und holt die Todeswaffe hervor. So macht es die Erinnerung mit ihren schneidigen Dolchen»³⁾.

Bist fremd du eingedrungen,
So fürcht Erinnerungen,
Sie stürzen auf Waldwegen
Wie Räuber dir entgegen.

Ein: solche Erinnerung ist die im Liede 4 geschilderte. Heilung gibt die Natur nur dem, der sie in ihrem Tiefinnersten versteht, dem Eingeweiheten, der sich eins fühlt mit dem All. Die Vision der Vermählung des Geistes mit der Natur geht zurück auf Hegel. Überraschend ist sogar die Ähnlichkeit zwischen der Hegelschen Prosa und den Lenauschen Versen. «Dies ist nun die Bestimmung und der Zweck der Naturphilosophie, daß der Geist sein eigenes Wesen, d. i. den Begriff in der Natur, sein Gegenbild in ihr finde. So ist das Naturstudium die Befreiung seiner in ihr; denn

¹⁾ Schurz, Lenaus Leben, II, 343.

²⁾ E. Niendorf, Lenau in Schwaben, S. 137.

³⁾ Lenau und die Familie Löwenthal von Prof. Dr. E. Castle, S. 530.

er wird darin, insofern er nicht auf ein Anderes sich bezieht, sondern auf sich selbst. Es ist dies ebenso die Befreiung der Natur; sie ist an sich die Vernunft, aber erst durch den Geist tritt diese als solche an ihr heraus in die Existenz. Der Geist hat die Gewißheit, die Adam hatte, als er Eva erblickte. 'Dies ist Fleisch von meinem Fleisch; dies ist Gebein von meinem Gebein.' So ist die Natur die Braut, mit der der Geist sich vermählt⁴⁾.

Sehnsüchtig zieht entgegen
Natur auf allen Wegen,
Als schöne Braut im Schleier,
Dem Geiste, ihrem Freier.

Diese Vermählung malt Lenau in den trunkenen Worten der Liebesbriefe an Sophie aus:

All ihre Pulse beben,
In ihm, in ihm zu leben,
Von ihm dahinzusinken,
Den Todeskuß zu trinken.

«Ich habe ein wollüstiges Heimweh, in deinen Armen zu sterben,» lautet ein Satz in einem der letzten Zettel an die Geliebte. Die tief in den Zauber der Schöpfung versunkene Seele gewahrt, nicht gottlos, sondern gottes-trunken, im All allenthalben nur Gott, und wie die Natur mit dem Geiste, möchte sie sich mit Gott vereinen:

So lauscht und rauscht die Seele,
Daß Gott sich ihr vermähle,
Fühlt schon den Odem wehen,
In dem sie wird vergehen.

Die Naturphilosophie, meint Hegel, die «Einheit des Ichs und der Natur», mögen enge Geister als «Nicht- oder Unsittlichkeit», als «Irreligion» brandmarken, sie wird nichtsdestoweniger ein «neuer Quell der Anschauung und Erkenntnis Gottes werden»⁵⁾.

Eine übernatürliche Kraft, übernatürliche Sinne wünscht sich der Dichter in Lied 5, um das verwickelte, geheimnisvolle Leben und Weben der Natur zu verstehen. Hineindringen möchte er in die tiefsten Tiefen des Lebens, in die dunklen Gründe, wo die geheimen Quellen sprießen, wo die Wurzeln saugen. Möchte sich ihm das «stumme Rätsel» alles Seins und Werdens enthüllen wie Merlin, dem Zauberer, von dem Uhland singt:

Vom Grün, das um ihn tauet,
Ist ihm der Blick gestärkt,
Daß er Vergangnes schaut
Und Künftiges ermerkt;
Der Wald in mächt'ger Stunde
Hat um sein Ohr gerauscht,
Daß er in seinem Grunde
Den Geist der Welt erlauscht.

⁴⁾ Hegel, Vorlesungen über die Naturphilosophie. Werke VII, 1. Abteilung, S. 22.

⁵⁾ Hegel, Über das Verhältnis der Naturphilosophie zur Philosophie überhaupt. Werke, I, 316f.

Durch Uhlands Ballade Merlin der Wilde dürfte dies Lied angeregt sein, eins der herrlichsten Wald- und Naturgedichte der deutschen Literatur. Seitenstücke bietet der Don Juan. So zu Vs. 15—20:

Wurzelfäden streckt
Eiche in den Grund,
Unten saugt versteckt
Tausendfach ihr Mund
Leben aus geheimen Quellen,
Die den Stamm gen Himmel schwellen,

die Stelle:

Die Wurzel holt aus selbstgegrabenen Schachten
Das Mark des Stamms und treibt es himmelwärts,
Ein rastlos Drängen, Schaffen, Schwellen, Trachten
In allen Adern...

(Don Juan, Vs. 123—126.)

zu Vers 53 f.:

Rieseln hört er, springend schäumen
Lebensfluten in den Bäumen,

Vers 119 des Don Juan:

Und doch hier lebt des Lebens welche Fülle,

der noch genauer der «ganzen Lebensfülle» (Vs. 20) von Waldlied 4 entspricht. Don Juans Lebehoch auf den Wald (Vs. 915—920) erwähnt wie das Gedicht die verliebten Vögel (Vs. 55—60) und das Moos (Vs. 63):

Stoß an! der wiedergrüne Wald soll leben!
Die Vögel, die verliebt im Laube schweben!
Der Bach, aus dem das Wild Erquickung trinkt!
Das Moos, worauf Umarmung heimlich sinkt!

Erinnerungen beschleichen den Dichter wieder in Waldlied 6 wie im Liede 3 und im Faust (Vs. 2682). Leise schleichen sie wie Schatten und weinend an ihm vorbei. Der flüchtige Rückblick in die Vergangenheit erweckt die «allbekannte, herbe» Todeswehmut.

Diese löst sich in Lied 7 wieder auf im allgemeinen Frieden der Natur, den die sommerliche Mittagsruhe am besten veranschaulicht. Holder Schlummer beschleicht den Dichter, und nun preist er mit Anklängen an die Gedichte Schlaflose Nacht, Der gute Gesell den «wundertätigen, melodischen Freund, den Erlöser des Herzens, den Verjünger der Welt».

Im Schläfe glaubt er Pans Syringe zu hören, in deren Tönen er die Einheit seiner Seele mit dem Weltall ahnt. Ich vermute, daß dies Lied dasjenige ist, das ein Besuch ihn hinderte, Emilien mitzuteilen. Lied 3 und 8 sandte er der Freundin nicht, weil sie Andeutungen auf die Liebe zu Sophie enthalten.

Die frühlingserwachte Natur, durchdrungen von den Liebesschwüren des Lenzes, sagt dem Dichter, daß «die Liebe das beste ist» (Vs. 8 von Lied 8). Sinnfälliger drückt Don Juan (Vs. 127—130) den Gedanken aus:

Das Herz, in dem die Wesen alle gründen,
Der Born, worein sie sterbend alle münden,
Der Gott der Zeugung ist's, der Herr der Welt,
Die er, nie satt, in seinen Armen hält.

Die Klage, die so manche Zeile an Sophie durchzittert, die Sehnsucht, die einzulullen ihr gelungen war, flammt wieder auf und sucht bald einen neuen Ausweg:

Einmal nur, bevor mir's nachtet,
An den Quell der Liebe sinken,
Einmal nur die Wonne trinken,
Der die Seele zugeschmachtet.

Der Ausgang des Zyklus in Lied 9 gleicht im Tone dem Eingange. Seinen prächtigen Herbstliedern setzt Lenau hier die Krone auf:

Rings ein Verstummen, ein Entfärben;
Wie sanft den Wald die Lüfte streicheln,
Sein welches Laub ihm abzuschmeicheln;
Ich liebe dieses milde Sterben.

Was macht's jedoch, daß die Blätter fallen, die Vögel verstummen, die Liebe verklingt, im Urgrunde der vergänglichen Dinge wacht der ewige Geist, immer jung, immer tätig:

In dieses Waldes leisem Rauschen
Ist mir, als hör ich Kunde wehen,
Daß alles Sterben und Vergehen
Nur heimlich still vergnügtes Tauschen.

Ganz durchdrungen sind die Waldlieder von Hegels Naturphilosophie. Bereits im Jahre 1802 erkannte Hegel in einem Aufsätze des Kritischen Journals: Über das Verhältnis der Naturphilosophie zur Philosophie überhaupt, die «neue Religion» in der «Wiedergeburt der Natur zum Symbol der ewigen Einheit», in der «Einheit des Ichs und der Natur». Der einzige Weg, um «aus dem ungebildeten Ernst und der trüben Empfindsamkeit der modernen Betrachtung der Natur wieder zur Heiterkeit und Reinheit der griechischen Naturanschauung zurückzukehren,» ist die «Wiederherstellung der verlorenen Identität durch die Spekulation und Wiederherstellung der verlorenen Wiederaufhebung der Entzweiung in einer höheren Potenz»⁶⁾. In seiner Naturphilosophie setzt Hegel auseinander, daß der unbefangene Geist, wenn er lebendig die Natur anschaut, das Leben und den allgemeinen Zusammenhang in derselben fühlt. «Er ahnt das Universum als ein organisches Ganzes und eine vernünftige Totalität, ebenso als er im einzelnen Lebendigen eine innige Einheit in ihm selbst empfindet... Die Welt ist erschaffen, wird erschaffen jetzt, und ist ewig erschaffen worden... Die Natur ist als ein System von Stufen zu betrachten, deren eine aus der anderen notwendig hervorgeht, und die nächste Wahrheit derjenigen ist, aus welcher sie resultiert: aber nicht so, daß die eine aus der andern natürlich erzeugt würde, sondern in der inneren, den Grund der Natur ausmachenden Idee... Die Natur ist an sich ein lebendiges Ganzes: die Bewegung durch ihren Stufengang ist näher dies, daß die Idee sich als das setze, was sie an sich ist; oder, was dasselbe ist, daß sie aus ihrer Unmittelbarkeit und Äußerlichkeit, welche der Tod ist, in sich gehe, um zunächst als Lebendiges zu sein, aber ferner auch diese Bestimmtheit, in welcher sie nur Leben ist, auf-

⁶⁾ Hegel, Werke I. 315 f.

hebe, und sich zur Existenz des Geistes hervorbringe, der die Wahrheit und der Endzweck der Natur und die wahre Wirklichkeit der Idee ist⁷⁾.

In den Waldliedern erreicht Lenau «das Reich der in sich befriedigten Individuen» durch die Überwindung des Dualismus zwischen Diesseits und Jenseits, den Hegel in der Phänomenologie des Geistes als so folgenreich schildert, indem dadurch das «unglückliche Bewußtsein» erzeugt werde, das zwischen Diesseits und Jenseits beständig geteilt sei und bleibe, und das nur durch den Glauben an die Einheit der diesseitigen und jenseitigen Welt erlöst werden könne⁸⁾.

Der älteste deutsche Dichter Ungarns.

Von Gustav Heinrich.

In einer Abschrift aus dem Jahre 1476 hat sich ein als poetische Leistung recht schwaches Gedicht erhalten, welches die Sage vom Priester Johannes in origineller Weise mit der deutschen Kaisersage verknüpft. Die erstere Tradition, im Mittelalter viel verbreitet, konnte der Verfasser aus verschiedenen lateinischen Texten, aber auch aus deutschen Aufzeichnungen¹⁾ kennen; die Kaisersage behauptet er von den Bauern gehört, d. h. aus der lebendigen Volkssage geschöpft zu haben. Mit der Sage vom Priester Johannes verbindet er das Verschwinden des Kaisers in der Weise, daß der unsichtbar machende Ring des Priester-Königs es Friedrich II. ermöglicht, plötzlich und auf lange Zeit den Augen der Menschen zu verschwinden. Das Gedicht bildet demnach die Übergangsform zwischen der internationalen Sage des Mittelalters und der örtlich gebundenen deutschen Kaisersage des XVI. Jahrhunderts.

Den Verfasser dieses Gedichtes, der sich einen 'schreiber' nennt, behandelt in gründlicher Untersuchung eine treffliche ungarische Doktor-dissertation²⁾, deren wohlherwogene Ergebnisse Beachtung verdienen. Der Verfasser des alten Gedichtes nennt sich Schreiber Oswald:

dies puchis tichtar
heißt Oswald der Schribar, —

und zwar schrieb er sein Gedicht am Ende des XIV. Jahrhunderts in der oberungarischen Bergstadt Königsberg:

zu Königsperck
han ich volbracht diss werck.

⁷⁾ Hegel, Werke VII, 1. Abteilung, S. 20; 26, 32, 38f.

⁸⁾ Hegel, Werke II, 158—174. Weiteres über Hegels Einfluß auf Lenaus Weltanschauung und Dichtung in meinem demnächst im Verlage der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin erscheinendem Werke: N. Lenaus Lyrik. Ihre Geschichte, Chronologie und Textkritik.

¹⁾ Zarncke, Der Priester Johannes, 1876, kennt fünf deutsche Bearbeitungen des Briefes, den der historische Priester-Fürst angeblich an Friedrich II. geschickt hat. Wohl in weiteste Kreise drang die Übersetzung dieses Briefes im «Jüngeren Titulrel».

²⁾ Oswald újbányai jegyző német verses elbeszélése (d. h.: Die deutsche Verserzählung des Stadtschreibers Oswald von Königsberg aus dem XIV. Jahrhundert) von Eugen Czinkotzky. Budapest 1914, 68 S.

Königsberg (ungarisch: Ujbánya), heute ein von Slowaken bewohntes Dorf, war im XIV. und XV. Jahrhundert eine der bedeutendsten und blühendsten deutschen Bergstädte Oberungarns, deren erste Bewohner aus den oberungarischen Bergstädten Pukanz (Bakabánya), Kremnitz (Kör-möczbánya) und Schemnitz (Selmeczbánya) stammen³⁾. Die Blütezeit der Stadt fällt in die Jahre 1380—1420. Mit dem dritten Jahrzehnt des XIV. Jahrhunderts beginnt ihr Verfall, den die Einfälle der Hussiten, die Verschüttung der Goldgruben und die Plünderungen der Türken teils verursachten, teils besiegelten. Die deutschen Bergarbeiter verlassen die Stadt und ihre Stelle nehmen mit der Zeit slowakische Einwanderer ein. Die ersten Bewohner Königsbergs waren wohl mitteldeutschen (schlesischen) Ursprungs, zu denen sich schon früh oberdeutsche Einwanderer gesellten, in denen die ursprüngliche Bevölkerung allmählich aufging. So ist die Sprache der Stadt, wie auch ihr Stadtbuch (1415—1563) beweist, mit der Zeit eine bayrisch-österreichische Mundart geworden, in der nur einzelne schlesische Elemente an die Herkunft der ersten Bewohner erinnern. Dies ist auch die Sprache Oswalds, der unstreitig Stadtschreiber von Königsberg war, wenn auch in der lückenhaften Reihe der Stadtschreiber dieser Bergstadt ein Oswald nicht vorkommt. Oswald war keinesfalls Geistlicher, wenn er auch Friedrichs II. Verhalten gegen den Papst als guter Katholik nicht billigen kann; doch war er nicht ohne Bildung, womit seine bescheidene dichterische Begabung sich wohl verträgt. Er verstand lateinisch, denn er schöpfte seine Kenntnisse von dem Briefe des Priester Johannes und die Kaisersage teilweise aus einem 'puch zu latin', das er auch 'Romsch cronica' nennt, während er andere Bestandteile der Überlieferung aus der Volkssage ('von pauren') kannte, was nicht unbedingt auf eine Verbreitung der Sage in Oberungarn verstanden zu werden braucht. Er konnte diese seine Kenntnisse auch von süddeutschen Einwanderern erhalten haben, die sich in Königsberg niederließen und die nicht unbedingt, wie der Verfasser unserer Dissertation (nach Schultheiß) voraussetzt, durch die Waldenser beeinflusst gewesen sein müssen. Die historische Bedeutung seiner Reimchronik besteht darin, daß er zuerst die Verknüpfung der Sage vom Priester Johannes mit der deutschen Kaisersage durchführte. Unsere Dissertation erweist dies in überzeugender Weise und bietet zugleich die ersten verlässlichen, wenn auch recht bescheidenen Daten über ihren Verfasser, zugleich interessante kulturgeschichtliche Beiträge zur Kenntnis der Zustände in den deutschen Bergstädten Oberungarns im XIV. und XV. Jahrhundert.

Zum Schluß noch ein kleiner Beitrag zur Priester Johannes-Literatur:

In ungarischer Sprache wurde diese Sage bereits im Jahre 1573 bearbeitet von einem sonst unbekanntem Reimer namens Andreas Valkai, dessen Gedicht noch in demselben Jahre 1573 in Kolozsvár (Klausenburg) im Druck erschien. Der Titel dieses gereimten Opus lautet in genauer Übersetzung: «Cronica, in welcher beschrieben ist des Priester Johanns großes kaiserliches Reich, der in Indien weite Länder besitzt.» Der Verfasser schrieb sein Gedicht in Kalotaszeg (ein Landstrich im östlichen Siebenbürgen) und widmete es dem Fürsten Stephan Báthory. Seine

³⁾ Ungarisch *bánya* bedeutet Bergwerk.

Quellen, denen er sich genau anschließt⁴⁾, waren das 1356 verfaßte Reise-
werk des John Maundeville (das in der deutschen Bearbeitung des Metzger
Domherrn Otto von Diemeringen zum Volksbuch geworden ist) und das
zuletzt 1550 erschienene Geschichtswerk des Bischofs Paul Jovius, wie
er Strophe 135 selbst sagt. Valkais dichterisch wertloses Gedicht muß in-
folge seines interessanten Inhaltes großen Beifall und weite Verbreitung
gefunden haben, denn bei dem ungarischen Volke gilt noch heute der
Ausdruck «Priester Johannes Reich» sprichwörtlich zur Bezeichnung eines
reichen und glänzenden Märchenlandes.

Noch sei erwähnt, daß dieser Andreas Valkai, von dem wir leider nichts
wissen, der erste Dichter (bester Reimchronist) ist, der die Geschichte des
Banus Bánk, die in dem Ungarn Josef Katona und dem Österreicher
Franz Grillparzer («Ein treuer Diener seines Herrn») zwei hervorragende
Bearbeiter gefunden hat, in Versen bearbeitet hat. Dies Opus erschien
zum ersten Male Debreczen 1574.

Ein ungedruckter Brief K. M. Kertbenys aus dem Jahre 1848.

Mitgeteilt von Dr. Adolph Kohut.

Durch Zufall bin ich in den Besitz eines ungedruckten Briefes K. M. Ker-
tbenys an eine leider mir nicht bekannte Adresse — ich vermute an Varn-
hagen von Ense, der zu den Gönnern des Übersetzers Alexander Petöfis und
Johann Arany's zählte — gelangt. Dieses Schreiben ist nicht allein für den
merkwürdigen Landsmann, der seine besten Jahre im Auslande verbrachte
und fortwährend Anknüpfungen mit Berühmtheiten suchte, kennzeichnend,
sondern durch sein Urteil über Franz Liszt und die darin erwähnten Be-
ziehungen zu den tonangebenden Männern im Frankfurter Nationalparlament
vom Jahre 1848 auch in politischer Beziehung von besonderem Interesse.
Deshalb dürfte denn auch die nachstehende wortgetreue Veröffentlichung
dieses Schriftstückes mit allen seinen grammatikalischen Eigenheiten an dieser
Stelle sicherlich vielen willkommen sein.

Frankfurt a. M., 2. April 1848.

Mein lieber, lieber Herr! Ihr ehrlicher Brief hat mir bewiesen,
daß sich mein Inneres doch nicht täuschte, als ich mich, meinem Drange
nachgebend, an Sie wandte. Nehmen Sie meinen innigsten, warmen, auch
aufrichtigen Händedruck nicht für das, was Sie mir geraten, als vielmehr
dafür, daß Sie sich nicht scheuhten, meinen Dank zu verdienen, meinen
Händedruck anzunehmen.

Ihrem gütigen Rate folgend, habe ich noch gestern an das Staats-
ministerium, speziell an den Minister von Watzdorf, geschrieben. Natürlich
in meiner Art, mit Hinweglassung der Formalitäten, die ich, aufrichtig
gesagt, nicht im geringsten kenne und sie auch nicht befolgen könnte.
Endlich im Bewußtsein meiner Unschuld, daß diese Strafe von Gott und
nicht von den Menschen kommt.

⁴⁾ Gründlich nachgewiesen von Eugen Binder in der ungarischen «Philo-
logischen Zeitschrift» X, 1886, S. 532—553.

Sie werden dies vielleicht wieder tadeln und ich habe etwa meinen Erfolg dadurch aufs Spiel gesetzt, aber — ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!

Was Liszt betrifft, so habe ich nichts anderes erwartet, als daß (Name unleserlich) antwortet und Liszt nicht. Ueber seine menschliche Seichtheit und Seelenlosigkeit war ich ja seit der Zeit nicht mehr im Zweifel, als ich am 23. März, kurz nach einer Unterredung mit ihm, in mein Tagebuch schrieb: «Ich darf auf Liszt nie und in keinem Falle rechnen. Er ist selber ein Klavier, dass Töne von sich gibt, je nachdem man es spielt, aber niemals eine Seele.»

Sie werden dieses Urteil wieder knabenhaft und unbefugt nennen, aber erstens habe ich in meiner geistigen Angelegenheit das Recht zu denken, was ich eben denke, zweitens kann ich nichts dafür, daß ich keine andern Augen, Ohren und Gefühle habe, als was ich sehe, höre und fühle. Und drittens schicke ich Ihnen dies, weil ich nie meine Meinungen vor Ihnen verschleierte.

Blums¹⁾ Tod, Windischgrätz' Benehmen und die Berliner politischen Zustände werden Sie wohl schon kennen. Dieses sind die Dinge, welche hier an der Tagesordnung. Was Sie darüber denken, weiß ich, ebenso wissen Sie meine Beurteilung. Nach der Heimat werde ich wohl nicht kommen, außer über Marseille und Griechenland, da jeder andere Weg undurchdringlich ist. Also werde ich hier für Ungarn wirken und gebe vorerst drei Hefte ungarische Streitschriften in volkstümlichem Stil heraus. Ich gehe hier mit Giskra²⁾, Dr. Eisenmann, Fröbel, Uhland, Hartmann, Lewald³⁾, L. Wohl⁴⁾, Alfred Meißner und Berger⁵⁾ um und arbeite und lese mich in die Angelegenheit nachtragend hinein.

Und nun segne Sie Gott und entziehen Sie dem guten Andreas nicht Ihr Protektorat. Er verdient es. Trotzdem werde ich ihm wegen seiner voreiligen Bücherforderung einige Grobheiten nicht ersparen.

Wollen Sie noch so gütig sein, in meiner Angelegenheit sobald etwas entschieden, mir schreiben zu lassen, so häufen Sie meinen Dank noch höher.

Es grüßt Sie und dankt Ihnen

Kertbeny.

Béla IV. König von Sizilien?

Von Bischof W. Fraknói.

Ottokar Lorenz hat in seinem grundlegenden Werke «Deutsche Geschichte im XIII. und IV. Jahrhundert» (1864, 1866) eine Ansicht ausgesprochen, welche, so auffallend und wichtig sie ist, die Beachtung der Geschichtsforscher nicht gefunden zu haben scheint. Und doch beruht sie auf einem Irrtum, den Bischof Wilhelm Fraknói im diesjährigen zweiten Heft der «Történeti Szemle» (Historische Rundschau) S. 261 richtiggestellt hat.

¹⁾ Robert Blum, der bekannte Demokrat, wurde in Wien 1848 standrechtlich erschossen.

²⁾ Der spätere österreichische Minister.

³⁾ August Lewald, Schriftsteller und Herausgeber der Zeitschrift «Europa».

⁴⁾ Lyriker und Freund Heinrich Heines.

⁵⁾ Der spätere österreichische Minister.

Lorenz erzählt, daß nach dem Aussterben der Babenberger (1246) Papst Innocenz IV. die auf den Besitz Österreichs und Steiermarks gerichteten Bestrebungen König Bélas IV. anfangs gebilligt, bald aber abgelehnt hat, und fährt dann in seiner Darstellung fort (II, 106):

«Man war in Rom nicht verlegen, Ersatz für die vergeblich erregten Hoffnungen anzubieten. Auf nichts Geringeres, als auf einige der schönsten Besitzungen der Staufer im Königreich Sizilien wurde jetzt die ungarische Dynastie hingewiesen. Dort sollte sich das königliche Haus entschädigen, und durch dieses Mittel sollte es zugleich in die längst gewünschte Aktion gegen die Staufer getrieben werden. Mit aller diplomatischen Förmlichkeit hat Innocenz IV. dem Sohne König Bélas in Sizilien, das, wie es in dem Schreiben heißt, eines Königs ermangelt, nicht unbedeutende Lehen übertragen wollen — und das ist gewiß einer der interessantesten Schachzüge des Papstes in diesen verwickelten Kämpfen gewesen. Wäre dieser Plan ausgeführt worden, so hätte der Papst damit das sicherste Mittel gefunden, um den Schauplatz des Hauptkampfes der Hohenstaufen aus Italien nach den Donauländern zu verlegen.»

Lorenz gründet seine kühne Anschauung auf einen Brief des Papstes vom 25. Februar 1251¹⁾, den er aber ohne Zweifel mißverstanden hat. Der Brief ist nicht an den König von Ungarn, sondern an Stefan, den Sohn eines verstorbenen Königs von Ungarn, gerichtet: «Nobili viro Stephano nato clare memorie regis Ungarie», und enthält nicht das angebliche Angebot des Papstes, sondern dessen Zustimmung zu den Erbensprüchen des ungarischen Prinzen auf gewisse Besitzungen innerhalb des Königreichs Sizilien.

Dieser ungarische Prinz ist unstreitig identisch mit Herzog Stefan, dem Sohne Andreas II. und der Herzogin Beatrix, der, nach dem Tode seines Vaters auf italienischem Boden geboren, sein Leben in Italien verbrachte und später Andreas III. Vater wurde.

Die geistvolle Hypothese von Ottokar Lorenz entbehrt also jeder Grundlage und muß als überwunden gelten.

Das erste staatliche Archiv Ungarns.

Von Archivar Dr. Franz Eckhart.

Die Organisation der Zentralverwaltung Ungarns nach der Wiedereroberung von den Türken ist das Verdienst Karls III. Unter seiner Regierung begannen neue Behörden ihre Tätigkeit, und die alten wurden reorganisiert. Zu den letzteren gehört auch die ungarische Kammer, die am 16. Mai 1720 eine neue Instruktion erhielt. In dieser kommt zum ersten Male der Wunsch zum Ausdruck, aus dem älteren Aktenbestand der Kammer im Interesse des Ärars ein Archiv zu errichten. «Da es uns — schreibt der König in der Instruktion — zur Kenntnis gelangte, daß sich in der Registratur der Kammer mehrere Schriften befinden, die teils den Staat betreffen, teils sich auf die Rechte einzelner Personen und des Ärars beziehen, und welche dort verstaubt und in einer solchen Unordnung liegen, daß der Inhalt der meisten unbekannt ist, halten wir es für notwendig, jemanden, der in der älteren Geschichte des Landes bewandert ist und dessen Verfassung kennt, als Archivar dort anzustellen und ihm einen Adjunkt bei-

¹⁾ Theiner, Monumenta Hungariorum sacrarum spectantia I, 208.

zugeben; wenn also jemand um diese Stelle ansucht, der die nötigen Fähigkeiten dazu besitzt, so werden wir ihm dieses Amt verleihen»¹⁾.

Trotz der allerhöchsten Entschliebung wurde fast zwanzig Jahre lang in dieser Richtung kein Schritt unternommen. Es meldete sich nämlich niemand, der auf die neue Stelle mit Recht einen Anspruch hätte erheben können. Erst 1738 wurde in der Person Adam Rajcsányis ein für diese Stelle geeigneter Mann gefunden, der die nötigen palaeographischen und historischen Kenntnisse besaß. Er wurde mit einem Gehalt von 800 Gulden zum Archivar der ungarischen Kammer ernannt²⁾ und war nicht nur Ungarns erster Archivar, sondern der der ganzen Habsburgmonarchie. Die Wiener Hofkammer hatte damals nur eine Registratur, die auch die älteren Akten aufbewahrte; einen Archivar aber mit besonderem Wirkungskreis besaß sie noch nicht. Welchen Zweck die Ernennung Rajcsányis hatte, erhellt am besten aus seiner Instruktion, laut welcher er einen Eid ablegen mußte, daß er die in der Registratur der Kammer befindlichen, besonders älteren Akten durchlesen werde, um vernachlässigte Rechtsansprüche des Ärars zu entdecken und demselben möglichst Nutzen zu bringen. Das Ziel war also lediglich finanzieller Natur: das Ärar in den Besitz jener Güter zu bringen, die einzelne Familien unberechtigterweise unter irgendeinem Vorwand sich angeeignet hatten.

Da die Avitizität, in deren Sinne die Krone ein Recht auf die Güter aller derer hatte, die ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen gestorben waren, bekanntlich zu häufigen Prozessen führte, so hatte der erste Archivar die Aufgabe, das zur Anstrengung derartiger Prozesse notwendige Urkundenmaterial vorzubereiten, welches die Rechtsansprüche des Ärars auf die Güter beweisen sollte.

Der König verständigte November 1738 die ungarische Kammer von der Errichtung des neuen Amtes und hob besonders die Umstände hervor, die die Organisation der neuen Stelle notwendig machten. Die Aufgabe des Archivars — schreibt der König in der Resolution — ist von jener eines Registrators zu unterscheiden, da letzterer die laufenden und die neuen Akten in Ordnung zu halten, der Archivar hingegen die alten zu durchforschen und jene, in welchen etwas zu finden sei, was dem Ärar von Nutzen werden könne, zu bearbeiten habe³⁾.

Der neue Archivar scheint das in ihn gesetzte Vertrauen gerechtfertigt zu haben. Das Ergebnis seines außerordentlichen Fleißes sehen wir heute noch in den sechzehn Foliobänden, die er 1750 auf Befehl der Königin Maria Theresia selber nach Wien in die Hofkammer brachte, und die heute noch im Archiv der Hofkammer aufbewahrt werden. Es sind Auszüge aus Urkunden und den Libri regii nach den Namen der Familien, Güter usw. geordnet. Trotz seiner fleißigen und erfolgreichen Arbeit wurde Rajcsányi dem Archivdienst entzogen. 1743 erhielt er den Titel und Charakter eines Kammerrates. Später wurde er zum Verwalter der Kammergüter Likava und Hradek bestellt und von dort 1753 in den Rat der Kammer einberufen. In dieser Stellung starb er 1766⁴⁾.

Es muß uns wundernehmen, daß Rajcsányi nicht im Archivdienst belassen wurde. Maria Theresia wollte vermutlich im Archiv einen neuen Beamten anstellen, der ihr Vertrauen vollkommen genoß. Während Karl III. bei der

¹⁾ Gemeins. Finanzarchiv Wien. — Hung. 1720, Mai 16.

²⁾ Ebend. Hung. 1738, Okt. 21.

³⁾ Ebend. Hung. 1738, Nov. 27.

⁴⁾ Ebend. Hung. Cam. Fasc. 12, 1766, Okt. — 80.

Errichtung des Archivs nur finanzielle Interessen vor Augen hatte, wollte seine Tochter den staatlichen Archiven auch vom politischen Standpunkte aus eine festere Organisation geben. Sie legte den Grund des großen Zentralarchivs der Habsburgmonarchie, des Geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchivs, in welchem sie alle die Urkunden und Akten vereinigen wollte, die auf die Geschichte der Dynastie, die Erwerbung der Länder, die äußere Politik und die innere Organisation der einzelnen Länder Bezug hatten. Gewiss wollte die Königin mit den im neuen Zentralarchiv gesammelten Dokumenten ihr Recht auf die verschiedenen Länder beweisen⁵⁾.

Um das Material des Geheimen Archivs zu sammeln, besuchte der erste Archivar, Rosenthal, 1749—53 die Archive der einzelnen Länder. Januar 1754 ernannte die Königin Rudolf Georg Ribits, Doktor der Rechte, zum Rat der ungarischen Hofkammer und betraute ihn mit der Ordnung des Archivs der ungarischen Hofkammer⁶⁾. Daß diese Ernennung im Interesse des neu zu errichtenden Wiener Archivs erfolgte, ist aus dem Vortrag der Wiener Hofkammer ersichtlich, in welchem sie den Instruktionsentwurf der ungarischen Hofkammer für Ribits der Königin vorlegte. Die Wiener Hofkammer ist mit dem Entwurf nicht zufrieden, da er Ribits keine freie Verfügung sichere, die notwendig sei, «um das Archiv in möglichst gute Ordnung zu bringen». Weshalb aber der Königin und der Wiener Hofkammer das Ordnen des Archivs so am Herzen lag, erhellt aus dem Folgenden. Da in der Registratur der Preßburger Hofkammer viele alte und neuere Dokumente seien, die sich nicht nur auf die Rechte des Ärars beziehen, sondern politischer Natur seien, wie Diplome, Bündnisse, Friedensverträge usw., und da diese dem Herrscher und seinen Nachkommen gehören, sei es zu erwägen, ob sie auch weiterhin im Archiv der ungarischen Hofkammer belassen oder nach Wien gebracht werden sollten. Es wurde dabei gewiß an das neue Geheimarchiv gedacht — «Es kann ja unter so vielen Dokumenten auch gefährliche geben» —, weshalb die Wiener Hofkammer den Vorschlag machte, Ribits eine geheime Instruktion zu geben, daß er diese Dokumente sammeln, wohl verwahren und ihren Inhalt niemandem mitteilen möge. Auch solle er aus ihnen Auszüge machen, dieselben durch den Präsidenten der Wiener Hofkammer der Königin vorlegen und die weiteren Maßregeln abwarten⁷⁾.

Auch eine andere Angelegenheit ließ es der Königin wünschenswert erscheinen, einen Vertrauensmann im Preßburger Archiv zu haben. Im Artikel 45 des Gesetzes von 1723 beschlossen die Stände, ein Ständisches Landesarchiv zu errichten. Dieser Beschluß wurde 1729 erneuert (Artikel 13). Es verstrichen mehr als drei Jahrzehnte, bis der erste ernste Schritt zur Vollziehung des Beschlusses getan wurde. Das Verdienst des Beginnens gebührt dem Palatin, Graf Ludwig Batthyányi. Auf seinen Vorschlag hin erteilte zwar Maria Theresia 1755 der Preßburger Hofkammer sowie der Zipser Kameraladministration die Weisung, die Dokumente, welche die Rechte des Landes betreffen, dem Palatin zu übergeben. Sie betraute aber mit dem Aussuchen derselben Ribits, der auch einen Auszug jener Dokumente zu machen hatte. Die ungarische Hofkammer sollte dann ihr Gutachten über die Dokumente beilegen, den Elench der Königin unterbreiten und so lange kein einziges

⁵⁾ G. Wolf, Geschichte der k. k. Archive in Wien. 1871. S. 25. Gustav Winter, Die Gründung der Haus-, Hof- und Staatsarchivs, Wien 1902. Archiv für österr. Gesch. 92. B., S. 15.

⁶⁾ Hung. 1755, Jan. 5.

⁷⁾ Ebend. Hung. 1755, Okt. 23.

Stück ausliefern, bis sie die Entschließung der Königin erhalten hätte⁸⁾. Was hätte aber die ungarische Hofkammer unternehmen können, wenn Ribits seiner Instruktion gemäß die wichtigsten Stücke vor ihr verheimlicht hätte? Der Hof machte zwar anscheinend gute Miene zum bösen Spiel, obwohl er mit der Gründung des neuen Landesarchivs nicht einverstanden war und jeden neuen Schritt, der der Erreichung des Zieles näherführte, mit Angst überwachte, da er darin — und mit Recht — eine neuerliche Verstärkung der Macht der Stände sah. In einer Resolution zog die Königin z. B. die Preßburger Hofkammer zur Verantwortung, weil zwei Kammerräte an der Konferenz teilzunehmen wagten, die der Palatin im Interesse des neu zu errichtenden Archivs einberufen hatte.

Welche Wichtigkeit die Königin dem neuen Amte zuschrieb und wie wenig Vertrauen sie in die ungarische Hofkammer setzte, ist hauptsächlich aus einem allerhöchsten Handbillet ersichtlich, welches sie an den Präsidenten der Wiener Hofkammer, den Grafen Königsegg, richtete. Die erste Aufgabe des neuen Archivdirektors war es, die Dokumente der Kaschauer Kameraladministration nach Preßburg zu bringen. Nun richtete die Königin an Königsegg die Frage, ob es nicht besser wäre, alle Verfügungen, betreffend die ganze Organisation, so lange geheimzuhalten, bis Ribits seine Aufgabe in Kaschau erledigt hätte. «Aus der Beysorge — schreibt die Königin — daß wann die mit der neuen Registraturseinrichtung mit Separierung deren geheimen Schriften vorhabende Absicht zuvor kund würde, zerschiedene oder bey dem Presburger Archiv, wofern Ribitsch zu Caschau seine Operation anfienge, oder bey dem Caschauer, wofern mit dem Presburgerischen den Anfang er machte, unterschlagen werden dürften».

Graf Königsegg reichte der Königin schon am nächsten Tag in dieser Angelegenheit ein Referat ein. Er hielt es für sicher, daß, falls Ribits in Preßburg die Aussonderung der Akten begänne, in Kaschau die wichtigsten Aktenstücke verschwinden würden und umgekehrt. Königsegg geht aber noch weiter; er setzte in Ribits kein unbedingtes Vertrauen. Seiner Meinung nach dürfe man nicht einem Menschen alles anvertrauen, weshalb er den Vorschlag machte, den Kammerrat Cottmann, der allein dazu geeignet sei, mit der Vertretung des Archivdirektors zu beauftragen und Ribits den Befehl zu geben, alle geheimen Dokumente, welche nach Wien geliefert wurden, demselben zu zeigen und ihn lesen zu lassen. Ribits solle eine geheime Instruktion erhalten, von welcher nur die Königin und der Präsident der Wiener Hofkammer Kenntnis hätten. Die Königin nahm diese Vorschläge an⁹⁾.

Ribits erhielt also zwei Instruktionen, eine, die auch die ungarische Hofkammer kannte, und eine andere, unmittelbar vom Präsidenten der Wiener Hofkammer. Vergleichen wir beide, so gewinnen wir ein Bild davon, was der Hof mit der Ernennung des neuen Archivdirektors beabsichtigte.

In den ersten Punkten der öffentlichen Instruktion ordnete die Königin an, Ribits solle aus den alten Akten der Registratur der Preßburger Kammer und der Kaschauer Kameraladministration, dann aus den Akten des Rechnungsamtes und der Kammerprokuratur ein Archiv schaffen. Dann folgen die Punkte, welche die Manipulation der Akten und die Anlegung von Indices und Auszugsprotokollen betreffen. Alle diese Anordnungen bezwecken die Erleichterung der Aufgabe des Archivdirektors: die Ansprüche des Ärars auf die unrechtmäßig in Besitz genommenen Güter zu erreichen. Der Direktor

⁸⁾ Ebend. Hung. 1755, Juni 5.

⁹⁾ Ebend. Hung. 1756, Okt. 23.

darf Dokumente nur dem Kammerpräsidenten und dem Kammerat zur Benutzung übergeben und das nur gegen eine Bestätigung. In der Instruktion ist keine Rede davon, daß der Archivdirektor einer anderen Behörde unterstellt würde. Die ungarische Hofkammer erhob auch ihren Protest dagegen, daß aus einem ihrer Abteilungen neben ihr bzw. über ihr ein neues Amt geschaffen werden sollte. Grassalkovich, der Präsident der ungarischen Hofkammer, legte der Königin dar, daß es nicht angehe, daß Ribits mit der Registratur, dem Rechnungsamt und dem Kammerprokurator unmittelbar verkehre, ja sogar über sie verfüge, da er eigentlich dem Kammerrat untergeordnet sein sollte. Die Ordnung und die Subordination machen es erforderlich, daß das Ansehen des Hofkammerrats erhalten bleibe und derselbe die Übergabe der Schriften von den ihm untergeordneten Ämtern für das Archiv verlange.

Nicht weniger fühlte sich der Rat der ungarischen Hofkammer darüber beleidigt, daß Ribits von den Mitgliedern desselben amtlich nur mit Cottmann, der als sein Stellvertreter bestellt wurde, zu verkehren hatte, und daß er seine Instruktion unmittelbar und nicht durch Vermittlung der ungarischen Hofkammer erhalten hatte, wie es bei den anderen Ämtern zu geschehen pflegte, welche der ungarischen Hofkammer unterstellt waren. Grassalkovich beklagte sich nicht mit Unrecht, daß im Archiv ein neues Dicasterium geschaffen wurde¹⁰⁾.

Die Königin schenkte dem Protest der Kammer Gehör und schickte Ribits durch die ungarische Hofkammer eine Ergänzung zur Instruktion, welche mehrere Punkte der ersten modifizierte. Nach der neuen Instruktion ist der Archivdirektor dem Rate der Kammer unterstellt und verpflichtet, dessen und des ungarischen Hofkammerpräsidenten Weisungen zu befolgen, und kann nur durch des letzteren Vermittlung mit anderen Ämtern verkehren.

Nach der öffentlichen Instruktion wurde also das neue Archiv in einem der ungarischen Hofkammer untergeordneten Verhältnis organisiert, und zwar aus fiskalischen Gründen. Wir wollen aber jetzt zur Besprechung der geheimen Instruktion übergehen, die uns auch erhalten geblieben ist.

Die wichtigen Punkte der Instruktion sind folgende:

1. Da sich in der Registratur der ungarischen Hofkammer zahlreiche ältere und neuere Urkunden befinden, die nicht so sehr die Rechtsansprüche des Ärars, sondern vielmehr die Politik des Staates betreffen, sollen dieselben gründlich untersucht werden, ob sie sich tatsächlich auf das Land und nicht auf die Rechte und Sukzession des Herrscherhauses beziehen. Dann ist zu erwägen, ob Dokumente solcher Art im Archiv der ungarischen Hofkammer zu belassen und nicht dem neuen Hausarchiv einzuverleihen sind. Diese Schriften soll Ribits sammeln, verschließen und über sie nur Cottmann gegenüber Erwähnung tun. Er soll auch Auszüge aus ihnen und dann einen Elench machen und letzteren durch den Grafen Königsegg der Königin übergeben und ihre weiteren Weisungen abwarten.
2. Da unter so vielen Dokumenten auch einige gefährlichen Inhalts sein könnten, so soll Ribits darauf achten, daß Fremde von denselben keine Kenntnis gewännen. Auch deren Elench soll er der Königin unterbreiten lassen. Sowohl diese wie die früheren soll Cottmann, sein Vertreter, lesen.
4. Ebenso hat er mit der Liste derjenigen Dokumente vorzugehen, die dem Palatin zu übergeben sind. Er soll sie vorher durch den Präsidenten der Wiener Hofkammer der Königin unterbreiten und erst nach

¹⁰⁾ Ebend.

dem Empfang der Allerhöchsten Entschließung darüber der ungarischen Hofkammer Mitteilung machen.

5. Obwohl Ribits durch seinen Amtseid verpflichtet ist, den Verfügungen der ungarischen Kammer Folge zu leisten, soll er sich dennoch in Fällen, in welchen er Bedenken hegt, ohne Verzögerung durch Königsegg an die Königin selbst wenden und sie über seine Meinung informieren.

Aus der geheimen Instruktion bekommen wir ein ganz anderes Bild als aus der öffentlichen. Das politische Ziel und das Mißtrauen der ungarischen Hofkammer gegenüber sind daraus ersichtlich. Ribits hatte seine Eingaben an den Wiener Hofkammerpräsidenten zu richten. Dadurch war er eigentlich der Königin unterstellt, die an seine Ernennung große Erwartungen geknüpft zu haben scheint. Die Königin wollte alle Dokumente, die sich auf ihre Familie und die Erbfolge beziehen, in Wien vereinigen, und die ungarische Hofkammer durfte keine Kenntnis davon nehmen, daß wichtige Dokumente aus ihrem Archiv hätten verschleppt werden sollen. Die Königin fürchtete sich gewiß vor einem Protest der Stände, deren Interesse für die das Land betreffenden Dokumente die schon erwähnte Organisation des Landesarchivs wach hielt.

Ribits wurde als Archivdirektor (*director et conservator archivi*) und nicht als Archivar angestellt und bezog wie die anderen Kameraldirektoren: der Direktor des Maut-, Salzwesens, der Kassa und der Kameralgüter ein Gehalt von 3000 Gulden. Inwieweit er seiner geheimen Mission nachgekommen ist und ob er Akten nach Wien abgeliefert hat, wissen wir nicht; die Ordnung im Archiv machte aber unter seiner Direktion keine großen Fortschritte, obwohl er zehn Jahre an der Spitze des Archivs stand¹¹⁾. Er konnte sich aber sehr wenig um das Archiv kümmern, da ihm auch die Leitung eines anderen wichtigen Zweiges der Kameraladministration anvertraut wurde: 1757 wurde er auch zum Direktor des Dreißigstwesens ernannt.

Sein Nachfolger wurde Benedikt Szendrey, dem auch ein Vizearchivar mit einem Gehalt von 1200 Gulden beigegeben wurde. 1767 entsandte die Königin den Wiener Hofkammerrat Festetich mit dem Auftrag, die Leitung des Archivs zu untersuchen. Auf Grund seines Referats richtete die Königin ein Handbillet an den Präsidenten der Wiener Hofkammer, das neuerlich beweist, welche Wichtigkeit die Königin dem Archivwesen beimaß. Nach dem Handbillet wollte die Königin ihren Vertrauensmann in historischen Fragen, Adam Kollar, den ersten Kustos der Hofbibliothek, an die Spitze des Archivs der ungarischen Hofkammer stellen und Szendrey seiner Stelle entheben. «Überhaupt — schreibt die Königin — hat die Cammer den sorgfältigen Bedacht auf die Ergänzung und gute Anordnung des ungarischen Cammer Archives zu nehmen und zu der baldmöglichsten Bewürkung dessen keine Kosten zu sparen, sondern ein genügliches Personale anzusetzen, und solches genüglich zu salarieren.»¹²⁾

Kollar, der vom Hof wiederholt Aufträge zur Bearbeitung historischer Memoranden erhielt, kannte schon einigermaßen das Archiv der ungarischen Hofkammer. Er war der erste, der das Archiv zu wissenschaftlichen Zwecken benutzte. Die Forschung im Archiv hat ihm die Königin ermöglicht.

Kollar spielte auf dem Reichstag von 1764 eine Rolle, was er in erster Linie seinen Werken zu danken hatte, in denen er für die Besteuerung der

¹¹⁾ Ebend. Hung. 1760, April 25. Nach G. Winter a. a. O. S. 39, enthielt der Bestand des neuen Hausarchivs kein aus Ungarn gebrachtes Material.

¹²⁾ Hung. Cam. Fasc. 12. — 1767, Febr. 2.

Adeligen eintrat¹³⁾. Dadurch machte er sich bei der Königin beliebt, bei den Ständen aber um so verhaßter. Seiner Ernennung zum Archivdirektor mußte sich die Preßburger Kammer widersetzen, wenn sie nicht einen Sturm der Entrüstung bei den Ständen heraufbeschwören wollte. Grassalkovich, der Präsident der ungarischen Hofkammer, klärte Maria Theresia sofort darüber auf, daß sich der Erfüllung ihres Wunsches unüberwindliche Hindernisse entgegenstellten, da Kollar mit dem «fatalen Reichstag» bei den Ständen unpopulär geworden war. Andererseits nahm Grassalkovich Szendrey gegen die Beschuldigungen in Schutz, welche Festetich gegen ihn erhob. «Die ganze Kammer kann es bezeugen, daß Szendrey in drei Jahren mehr für das Archiv geschaffen hat, als Ribits während seiner ganzen Amtstätigkeit.»

Die Königin war sehr erfreut, daß ihre Lieblingsidee, die Ordnung des Archivs, in gute Hände geriet, und zog nicht nur ihre frühere Verordnung zurück, sondern erhöhte den Gehalt Szendreys von 2000 auf 3000 Gulden. «Szendrey — schreibt sie eigenhändig — ist so capable, das er als archivarius nicht allein bleiben soll, sondern auch die Directoratsgage verdient, er selbst solle einen vice vorschlagen, denn er am besten urtheilen kan, was von nöthen. Kollar ist mir hier noch sehr nöthig.»¹⁴⁾

Damit das Archiv endlich in Ordnung gebracht werden könne, wurde das Personal auf Vorschlag Szendreys stark vermehrt. Neben dem bisherigen Registrator und dem Kanzlisten wurden noch drei Registranten, drei Kanzlisten und zwei Akzessisten angestellt, so daß der Direktor über zehn Beamte verfügte.

Unter Mitwirkung des vermehrten Amtspersonals machte die Archivordnung große Fortschritte. Eine neuere Reorganisation des Beamtenstatus, eine Vermehrung des Personals wurde dann notwendig, als unter Maria Theresia der Orden der Jesuiten und bald darauf unter der Regierung ihres Sohnes die anderen Orden aufgehoben und der größte Teil ihres Archivmaterials dem Archiv der ungarischen Hofkammer einverleibt wurde. Nach einem Referat von 1784 warteten ca. 348587 Stück Dokumente und 690 Bände auf die Registrierung. Das Archiv hatte damals 21 Beamte mit einem Gehalt von 15400 Gulden¹⁵⁾.

Mit einem so großen Personal wurde das Archiv der ungarischen Hofkammer unter der Direktion Szendreys, noch mehr aber unter dessen Nachfolger, Terstyánszky, das am besten geordnete Archiv nicht nur Ungarns, sondern der ganzen Monarchie, von welchem die Kammer 1799, als von der Neubesetzung der Direktorstelle die Rede war, mit Recht schrieb: «Das königliche ungarische Kameralarchiv kann als ein wahres Kleinod geschätzt werden, mithin muß auch diese Stelle ihr vorzügliches Augenmerk dahin richten, damit ein geübtes, im Archivfach und den hungarischen Rechten bewandertes, dann von der Rechtschaffenheit geprüftes Individuum dahin als Archivs-Director bestellt und selben dieser kostbare Schatz seiner Aufsicht anvertraut werden könne.»

¹³⁾ De iure patronatus und «Beginn und dauernde Ausübung der gesetzgeberischen Rechte der apostolischen Könige Ungarns in kirchlichen Sachen» (lat.).

¹⁴⁾ Hung. 1784, Nr. 933 und 3616.

¹⁵⁾ Ebend. 1767, Apr. 18.

König Matthias und die Hohenzollern.

Von Bischof Wilhelm Fraknoi.

KAISER Sigmund, König von Ungarn, war es, der (1417) das Haus Hohenzollern durch die Verleihung des mit der Kurfürstenwürde verbundenen Markgrafentumes von Brandenburg aus seiner bescheidenen Stellung der Burggrafen von Nürnberg auf die Höhe eines ansehnlichen Machtfaktors im deutschen Reich erhob.

Und abermals war es ein König von Ungarn, Matthias Hunyadi, der mit verlockenden Worten die Hohenzollern zum Bündnisse gegen das Haus Habsburg aufforderte; doch wurden seine Absichten durch das tiefwurzelnde nationale Gefühl der Hohenzollern und die Überzeugung, daß die Frucht des gemeinsamen Kampfes, die Hegemonie in Deutschland, nicht ihnen zufallen würde, vereitelt.

I.

Zur Zeit der Thronbesteigung Matthias' (1458) waren die Fürstentümer des Hauses Hohenzollern unter zwei Brüder geteilt. Der ältere, Kurfürst Friedrich, regierte in Brandenburg; der jüngere, Markgraf Albrecht, in den fränkischen Provinzen Ansbach und Bayreuth.

Der letztere war infolge seiner kraftvollen Individualität und der regsamen Wirksamkeit dem älteren Bruder bedeutend überlegen. Als Jüngling erwarb er sich durch sein ritterliches Auftreten und die im Kampfe und in Festturnieren bewiesene heldenhafte Tapferkeit den Namen «Deutschlands Achilles»; später gesellte sich als Anerkennung seiner diplomatischen Geschicklichkeit der Name «Deutschlands Fuchs» (*vulpes germanicus*) hinzu¹⁾.

Sein entschiedener Charakter, die trotz des heftigen Temperamentes nie getrübe, weise Einsicht und sein großzügiges Schaffen sicherten ihm unter den deutschen Fürsten, die er an Talent übertrugte, eine führende Stellung; niemals konnte bei ihm das auf die

¹⁾ Die deutsche Geschichtsschreibung beschäftigte sich vielfach mit seiner Persönlichkeit. Von der großangelegten Biographie, welche Kanter zu veröffentlichen beabsichtigt, ist nur der erste Band im Jahre 1911 in Berlin erschienen.

Machtvergrößerung des eigenen Hauses gerichtete Wirken die Begeisterung für die deutsche Rasse, das Reich und das Kaisertum verdrängen, denen er gerne gewillt war, Opfer zu bringen.

In seiner Bildung war der kosmopolitische Geist des Humanismus wie eine dominierende Note. Die zahlreich hinterbliebenen Briefe geben glänzende Kunde von der Reinheit und stilistischen Kraft seiner Sprache. Er war mit Leib und Seele ein Deutscher, was er mit der Offenbarung eines tief wurzelnden Rassenbewußtseins stolz verkündete²⁾.

In seiner Kindheit wurde er am Hofe der Gattin König Sigmunds, Barbara von Cilli, erzogen, wo im Verkehr mit vornehmen ungarischen Herren sein Interesse und seine Sympathie für Ungarn erweckt wurden³⁾.

Selbstverständlich beschäftigten die nach Sigmunds Tode in Ungarn eintretenden Wirren, infolge deren die Herrschaft der deutschen Dynastie erst durch den polnischen Rivalen und dann durch die nationale Reaktion bedroht war, Albrecht sehr lebhaft. Es ist charakteristisch, daß er sich der ungarischen nationalen Aspiration gegenüber als vorurteilsloser, wohlgesinnter Freund erwies. Obzwar ihn mit Ulrich von Cilli verwandtschaftliche Bande verknüpften, empfand er doch unbegrenzte Anerkennung für die große Persönlichkeit Johann Hunyadis. Sich brüstend, erwähnt er später, daß er bemüht war, Johann Hunyadi Dienste zu erweisen⁴⁾.

Mit ihm in persönliche Berührung zu treten bot sich ihm schon in

²⁾ Seine Briefe sind in vielen Ausgaben zerstreut gedruckt worden. Unter der Redigierung des Direktors der preußischen Staatsarchive ist eine in drei Bänden verfaßte Gesamtausgabe dieser Briefe unter dem Titel „Politische Korrespondenz des Kurfürsten Albrecht-Achilles. (1894—98)“ erschienen. Ich zitiere in vorliegender Abhandlung aus diesem Werke unter Anführung der Buchstaben P. K. — Die Lücken, welche sich mit Bezug auf die ungarischen Ereignisse zeigen, habe ich durch Forschungen in den Archiven von Berlin, Dresden, Bamberg, Nürnberg und Weimar ergänzt.

³⁾ In einer im Jahre 1477 verfaßten Denkschrift, die sich mit der Verheiratung einer seiner Töchter befaßt, erwähnt Albrecht nebstbei, daß er am Hofe der Gattin Sigmunds erzogen wurde. P. K. II. 292.) Hiervon handelt auch unter anderem sein am 17. Oktober 1473 an den Herzog Wilhelm von Sachsen gerichteter Brief: „Wir sind zu Ungarn etlichmal erzogen worden bei unserer gnädigen Frau der Kaiserin seligen. Deshalb sind wir an das der königlichen Würde auch der Kron zu Ungarn viel geneigt in gebürniß zu thun das ihm lieb ist. So sind wir seiner königlichen Würde Vater gar in gutem Wesen bestanden und haben uns gutes zu ihm versehen.“ (Das Original befindet sich im Archive zu Weimar. Dieser Brief ist der Aufmerksamkeit des Redakteurs der P. K. und der Kanters entgangen.)

⁴⁾ In dem vorhin zitierten, vom Jahre 1473 datierten Brief.

seinen jungen Jahren Gelegenheit am Hofe des Königs Albrecht II., welchem beide in Böhmen im Kampfe gegen seinen Rivalen, den Herzog Kasimir von Polen, mit ihren Waffen dienten⁵⁾; später auch am Hofe des Königs Ladislaus V. in Wien, wo der Markgraf im Jahre 1453 längere Zeit verweilte⁶⁾.

Zwei Jahre später stellte er seine Dienste Kaiser Friedrich III. zur Verfügung und führte im Winter 1455/56 als Befehlshaber Truppen nach Ungarn, um die dem Kaiser verpfändeten Städte gegen die Angriffe unbotmäßiger österreichischer Herren zu verteidigen, wobei er von einem Bombardenschuß erheblich verwundet worden ist⁷⁾.

Nach der Thronbesteigung des Matthias Hunyadi in Ungarn (1458) konnte Albrecht trotz seiner treuen Anhänglichkeit Kaiser Friedrich gegenüber, nicht umhin, des letzteren Bemühungen nach dem Besitze des ungarischen Thrones zu mißbilligen. Zu Anfang des Jahres 1461 erteilte er dem Kaiser den Rat, die Entscheidung, wem der ungarische Thron gebühre, dem Papste zu überlassen; obzwar (oder vielleicht weil) Albrecht keinen Zweifel darüber haben konnte, daß Pius II. zugunsten Matthias' entscheiden werde. Auch machte Albrecht den Kaiser aufmerksam, daß er einen seiner Gegner, den König von Böhmen, der mächtigsten Stütze beraube, wenn er mit dem König von Ungarn Frieden schließe⁸⁾.

Der Kaiser befolgte den Rat und schloß, wenn auch nicht auf Grund päpstlichen Urteilspruches, sondern als Folge unmittelbarer Verhandlungen den Frieden zu Wiener Neustadt (1463), in welchem er dem ungarischen Throne entsagte; ja, er trat in das Verhältnis von «Vater und Sohn» zu Matthias. Nun, zu Beginn des nächsten Jahres, ergriff der Kaiser gerne die sich bietende Gelegenheit, zwischen dem König von Ungarn und Albrecht Familienbände zu knüpfen.

Matthias nämlich, dessen erste Gattin, die Tochter des Königs von Böhmen, Georg Podiebrad, gestorben war, gedachte sich neuerlich zu vermählen und hatte den Kaiser gebeten, für ihn die Gattin

⁵⁾ Wostry: König Albrecht II. (Prag, 1907.) I. 62, 160. II. 65, 100.

⁶⁾ Aeneas Sylvius Piccolomini berichtet über seine Anwesenheit in Briefen vom 30. September und 16. Oktober 1453. Anton Weiß: Aeneas Sylvius Piccolomini als Papst Pius II. (Graz, 1897.) 194, 212.

⁷⁾ Seine an die ungarische Stadt Sopron (Odenburg) am 24., 27. April und 8. Mai gerichteten Schreiben veröffentlicht im Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. X. 197, 198. Vgl. Rothenbergs Abhandlung über die Baumkircher in der Zeitschrift des Vereins für die Geschichte Steiermarks. VI. 58.

⁸⁾ Bachmann: Deutsche Reichsgeschichte unter Kaiser Friedrich III. I. Band. 50.

zu wählen. Der Kaiser, der zu dieser Zeit selbst keine Tochter hatte, wünschte, daß eine von Albrechts Töchtern auf den ungarischen Thron gelange.

Georg von Absberg, der Rat Albrechts, der sich dazumal an dem Hofe zu Wiener Neustadt aufhielt, erstattete von hier am 20. März 1464 seinem Fürsten folgenden Bericht:

«Der König von Ungarn ist im Willen und gebet zu verstehen, dasz er sich nach Willen und Gefallen des Kaisers vermeine zu verheiraten, also dasz seine Maiestät ihm mit einer versehe. Ist Euer Gnaden zu Willen und möget das thun, bin ich in Hoffnung, wir wollten Euer Töchter eine Königin von Ungarn machen. Man sagt viel Gutes von der Person, der Gestalt und sein Wirken die er bisher geübt hat. Wir sein gefragt worden, was Euer Gnaden für Töchter habe, und wie gesittet und Gestalt sie seien. Die haben wir gelobt und an ihm selbst ist, und haben keiner Heirat sonst gedacht. Die Kaiserlichen so bei der Krönung sein, werden der Sachen mit dem König Rede haben; und als wir von dem Baumkircher, Grafenecker und anderen verstehen, so würde es des Königs halben keinen Gebrauch haben; denn unser Herr der Kaiser diese Freindschaft gerne sehe, als wir vernommen. Ob nun ferner auch in Zukunft mit uns geredet würde, wäre fast gut, dasz wir Euer Gnaden Willen und Meinung darin gründlich wüssten, danach Antwort haben zu geben»⁹⁾.

Albrecht hatte vier Töchter; die 14 jährige Ursula war mit dem Sohne des Königs von Böhmen, die 13 jährige Elisabeth mit dem Grafen von Württemberg und die 11 jährige Margarethe mit einem bayrischen Herzoge verlobt. Die vierte, Amalie, war erst drei Jahre alt.

Albrecht hätte es gerne gesehen, wenn eine von ihnen mit dem König von Ungarn den Bund der Ehe geschlossen hätte. Er antwortete seinem Rat: «Wir ließen geschehen, daß der König von Ungarn unserer Töchter eine hätte, welche es auch wäre... doch daß wir nicht viel Geld dazu geben; sonst wollten wir ihm ehrlich und schön fertigen.» Albrecht hatte zwar die Absicht, seinen Verpflichtungen bezüglich der drei älteren Töchter nachzukommen, doch rechnete er darauf, daß der König von Böhmen im Namen seines

⁹⁾ Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. VII. 26. Der Verfasser ist bestrebt, in der Wiedergabe des alten deutschen Textes sich der modernen Orthographie möglichst zu nähern.

Sohnes der Hand der ältesten Tochter entsagen und diesen mit der jüngsten verloben werde¹⁰⁾.

Da aber unterdessen der Kurfürst Friedrich, der Bruder Albrechts, welcher von dem Projekte des Kaisers Kunde erhielt, die Vorteile der ungarischen Heirat seiner Tochter zuwenden wollte, trat Albrecht bereitwillig zurück. Letzterer schrieb nach Wiener Neustadt: «Die Heirat zu Ungarn antreffend will unser Bruder seine Tochter, als wir vernehmen, dargeben. Das wollen wir nicht hindern; denn uns seine Freundschaft lieber ist, denn die Heirat zu Ungarn»¹¹⁾.

Einige Tage später sendete er seinem Rate am kaiserlichen Hofe folgende Instruktion:

«Fürderlich wollt Euch vor dem König purgieren und habt Aufsehen, dasz wir unseren Bruder in der Hungarischen Sach nicht begeben, denn wir wollen in keiner weise von jemand vermerckt sein dasz wir unsere Tochter ihm darschieben und unseren Bruder dara.1 verhindern. Denn will er die Heirat mit seiner Tochter haben, als wir dann das reden hören, so wollen wir dasz es unseremhalben unverhindert geschehe. Und wo man mit Euch aus dem Handel nichts redet, so schweiget und handelt auch darin nichts, bis man ganz höret, ob mein Bruder mit seiner Tochter die Heirat haben oder ausschlagen werde»¹²⁾.

Das Projekt der Hohenzollernheirat scheiterte an dem Widerstande der ungarischen Räte, welche eine verwandtschaftliche Verbindung mit dem polnischen Königshause für vorteilhafter hielten¹³⁾. Später trat das Projekt einer Heirat mit einer mailändischen Herzogin in den Vordergrund. Nichtsdestoweniger kehrte Matthias nach fünf Jahren zu seiner ersten Kombination zurück; hochfliegende politische Pläne bestimmten ihn dazu.

II.

Schon in den ersten Jahren seiner Regierung war Matthias zu der Überzeugung gelangt, daß Ungarn, falls es isoliert bleibe, weder den ihm gebührenden Platz in dem europäischen Staatensystem einnehmen, noch auch seines geschichtlichen Berufes gerecht werden

¹⁰⁾ Diesbezüglich ein vom 30. März datierter Brief und eine undatierte Denkschrift Albrechts. Archiv VII. 26. Und Minutoli: Das Kaiserliche Buch. 482.

¹¹⁾ 12. Mai. Archiv VII. 32.

¹²⁾ 20. Mai. Minutoli. 483.

¹³⁾ Dies erfahren wir aus dem vom 23. Dezember 1465 datierten Berichte des venetianischen Gesandten am Hofe Herzogs von Mailand. *Diplomatiai Em-lékek Mátyás király korából.* I. 381.

könne. Er erkannte die Notwendigkeit, den Verlust, welchen die Nation dadurch erlitt, daß ihr Herrscher jetzt in keinem anderen Reiche als Fürst gebot, ersetzen zu müssen. Seine Aufmerksamkeit wandte sich daher dem kaiserlichen Throne zu, dessen Besitz es ihm ermöglicht hätte, die Kräfte des deutschen Reiches in den Dienst der identischen Interessen der westlichen Christenheit und der ungarischen Krone zu stellen. Matthias meinte, daß es ihm als Adoptivsohn des Kaisers und Schwiegersohn des Markgrafen von Brandenburg gelingen werde, seine Wahl zum König von Rom durchzusetzen und daher noch zu Lebzeiten des Kaisers Friedrich als dessen Statthalter die Macht an sich zu reißen.

Als zu Beginn des Jahres 1468 die Gesandten des Papstes und des Kaisers ihn aufforderten, den vom päpstlichen Bannfluch betroffenen König von Böhmen, Georg Podiebrad, seines Landes zu berauben und ihm, Matthias, — den Zielpunkt seines Ehrgeizes kennend — die Erwählung zum römischen König versprachen, glaubte er den günstigen Zeitpunkt zur Verwirklichung seiner Pläne erreicht zu haben¹⁴). Dabei eröffnete sich auch die Aussicht auf die böhmische Königskrone, die mit der Kurfürstenwürde verbunden war, und deren Besitz daher die Aussichten zur Erlangung des Kaiserthrones bedeutend erhöhte.

Matthias nahm die Betrauung an. Mit Anbruch des Frühjahres begann er den Krieg, besetzte in kurzer Zeit Mähren und drang anfangs des Jahres 1469 in Böhmen ein. Zu Ende des Monates

¹⁴) Ich habe die Richtung, Beweggründe und Ziele der Politik des großen Königs in meinem in ungarischer und deutscher Ausgabe erschienenen Werke: «Mathias Corvinus König von Ungarn» (Freiburg 1891) erörtert. Bachmann beschäftigt sich in seinem zitierten wertvollen Werke eingehend mit meiner Auffassung und behauptet, im Gegensatze zu derselben, daß Matthias nicht ideale Zwecke, sondern bloße Herrschbegier zu Eroberungen im Westen und zur Erwerbung der Kaiserkrone anspornten. Es ist meiner Ansicht nach überflüssig, mit einer individuellen Überzeugung, auch der eines hervorragenden Schriftstellers, welche nicht auf Daten und Tatsachen basiert ist, sich auseinanderzusetzen. Bachmann behauptet auch, was die römische Königswahl Matthias' anbelangt, daß letzterer weder vom Papste noch vom Kaiser ein derartiges Versprechen erhalten habe. Indessen hat Podiebrad selbst behauptet, daß Matthias vor einem seiner Gesandten sich darüber geäußert habe: «Der Papst und der Kaiser ihm gelobt, versprochen und verscrieben haben, ihn zu einem Römischen König zu machen.» Es ist unmöglich anzunehmen, daß einerseits Matthias eine dreiste Lüge ersonnen, andererseits, daß Podiebrad sie ihm in böswilliger Absicht auf die Lippen gegeben haben sollte. Nachdem aber Bachmann seine Behauptung nicht mit Beweisen unterstützt, halte ich das, was Podiebrad sagte, auch jetzt für eine der Wahrheit entsprechende Tatsache und finde, daß dieselbe der Anzeichen äußerer und innerer Wahrhaftigkeit nicht entbehrt.

Februar stand er an der Spitze seiner Scharen, zu entscheidendem Kampfe bereit, König Podiebrad gegenüber. Da bot Matthias überraschenderweise seinem Gegner eine Zusammenkunft zu dem Zwecke an, um womöglich einen friedlichen Ausgleich zu treffen.

Die Ursache zu dieser Entschließung hatte der Kaiser geboten, welcher, auf die Erfolge Matthias' eifersüchtig, nicht nur versäumte, die entsprechende Hilfe zu schicken, sondern sogar bei dem mächtigen Fürsten von Burgund, Karl dem Kühnen, Stütze suchte und diesem versprach, ihn zum König von Rom erwählen zu lassen. Infolgedessen sah sich Matthias gezwungen, ohne die Hilfe des Kaisers und — wenn es sein mußte — gegen ihn zu seinem Ziele zu gelangen. Er bot dem König von Böhmen in der Zusammenkunft an, ihm, falls er durch seine Hilfe die Wahl zum römischen König durchsetzen konnte, die zur böhmischen Krone gehörigen, von ihm besetzten Gebiete zurückzuerstatten.

Podiebrad willigte mit Freude ein, Matthias' Wunsch zu erfüllen, und seine Versprechungen blieben nicht leere Worte. Das starke nationale Gefühl der Hohenzollern kennend, rechnete er darauf, daß diese, um den Einzug französischer Herrschaft in das Deutsche Reich in der Person des Herzogs von Burgund zu vereiteln, hilfreiche Hand leisten werden, um einen ungarischen Fürsten auf den deutschen Thron zu erheben, besonders wenn diesen eine Hohenzollernfürstin mit ihm als Königin teilte.

Podiebrad begann ohne Zaudern seine Aktion. Er schickte einen Gesandten zu dem Markgrafen Albrecht, mit dem er in verwandtschaftlicher und vertraulicher Beziehung stand¹⁵).

In der an den Markgrafen gerichteten Botschaft waren jene Momente betont, mit welchen er am ehesten auf denselben zu wirken rechnete. Podiebrad erörterte, daß der Herzog von Burgund als König von Rom den Ruin des Reiches und des Hauses Brandenburg herbeiführen werde, und daß den Herzog gerade die Rivalen des Hauses Hohenzollern, die bayrischen Wittelsbacher, unterstützten. Nach allem dem sei für die Hohenzollern die Erhebung eines ungarischen Herrschers auf den deutschen Thron vorteilhafter; zum Schlusse bat er noch den Markgrafen, bei seinem Bruder und den Herzogen von Sachsen seinen Einfluß in diesem Sinne geltendzumachen¹⁶).

¹⁵) Podiebrads zweitgeborener Sohn hatte eine Tochter des Markgrafen zur Ehe.

¹⁶) Der Gesandte Podiebrads, ein Geistlicher namens Span von Barnstein, traf Albrecht nicht an und entsprach seinem Auftrage in Form von zwei Briefen. Beide nach einer undatierten Kopie, *Fontes rerum Austriacarum. Diplomataria. XLII. 485, 487.*

Der Markgraf nahm die Mitteilung kalt und mit Mißtrauen entgegen. Seine Anhänglichkeit dem Kaiser gegenüber bewahrte ihn davor, an gegen denselben gesponnenen Ränken teilzunehmen. Dabei war Matthias in seinen Augen nicht weniger ein Fremder als der Herzog von Burgund. Über seine Antwort, welche er dem Gesandten erteilte, meldet er seinem Bruder:

«Wir glauben nicht, dasz der Kaiser das Reich aufgeben, auch dasz die Kurfürsten einen Undeutschen gern zum Römischen König oder Kaiser haben; uns zieme auch nicht unseres Herrn des Kaisers halben solches anzubringen an die von Sachsen, noch an Euer Lieb; doch so wollen wir verfügen, dasz es Euer Lieb anlang, wiewohl wir wissen, dasz Ihr nichts darin handelt, denn es Euch nicht ziemte, noch laut der Kurfürsten Einung ohne die Anderen nichts darin zu handeln.»¹⁷⁾

Der Kurfürst maß der Proposition Podiebrads keine besondere Wichtigkeit bei und hielt es für überflüssig, sich mit derselben in der an seinen Bruder gerichteten Antwort eingehend zu befassen; er beschränkte sich auf die Bemerkung, daß er den vorgebrachten Angelegenheiten seine Aufmerksamkeit zuwenden werde¹⁸⁾.

Doch sehr ernst beschäftigten Friedrich die Annäherungsversuche, mit denen Matthias in dieser Angelegenheit sich unmittelbar an ihn wandte. Einige Tage nach der Zusammenkunft mit Podiebrad beschloß Matthias, persönliche Rücksprache mit dem Kurfürsten herbeizuführen, ihn zur Bundesgenossenschaft aufzufordern und die Hand seiner Tochter für sich zu erbitten. Er betraute den Bruder Johann Beckensloers, des hochangesehenen Bischofs von Eger (Erlau), den Domherrn von Breslau, Hyerönimus Beckensloer, damit sich über die Absichten des Kurfürsten zu orientieren.

Der schlesische Prälat richtete am 15. März folgenden Brief an den Kurfürsten:

«In Geschäften des Herrn Legaten und der die mit uns in dem ritterlichen Bund sind, bei meinem allergnädigsten Herrn den König von Ungarn gewesen bin, da ich dann den namhaften Herrn Ulrich von Grafeneck gefunden habe... Derselbe Herr Ulrich und ich viel von Euer Gnaden Wesen, Stand und Leben und mancherlei andere Sachen mit unserem Herrn den König ge-

¹⁷⁾ 469, 26. März. Riedel, Codex Diplomaticus Brandenburgensis. Des dritten Hauptteiles erster Band. 499.

¹⁸⁾ 5. April. Fontes. XLVI. 95.

redet haben, die sich zu Ehren, Nutzen und Frommen Euer Gnaden Beiden ziehen und bekommen mögen, darin seine königliche Gnaden ein sonderlich großes Wohlgefallen hätte, und uns Beiden verlassen hat Euer Gnaden zu wissen zu tun, dasz seiner Gnaden große Begehrt sei freundliche Kundschaft mit Euer Gnaden zu halten, vor allen anderen Fürsten in deutschen Landen, um mancherlei Ursachen willen. Darum auch mir von seiner königlichen Gnaden befohlen ist, von Euer Gnaden zu erfahren, und auch Herr Ulrich Grafenecker mich fleißig gebeten hat von seinetwegen Euer Gnaden zu schreiben, ob unser Herr der König sich in dieses Land (Schlesien) fügen würde auf dreißig Meilen nahe, oder wenig näher oder ferner, und zu Euer Gnaden seine Boten senden würde, daß sich Euer Gnaden zu ihm demütigen und fügen wolle, ob freundlicher Erkenntnisz willen; und darnach meint seine königliche Gnaden in Eurem Lande, wenn er das gefügen kann und mag, in pilgramsweise zu besuchen. Bitte Euer Gnaden dem vorgenannten Herrn Ulrich und mir eine gnädige Antwort zu thun, was darin Euer Gnaden Wohlgefallen sein würde, dasz wir uns nach Befehl unseres Herrn des Königs wüßten darnach zu richten»¹⁹⁾.

Auf die Anfrage antwortete Friedrich an dem Tage, als er dieselbe in Berlin erhielt:

«Wenn unser Herr und Freund der König unser begehrt gegen Lignitz oder Breslau zu ihm zu kommen, wollen wir seiner Lieb zu Ehre dem ganz also thun und freundlich mit seiner Lieb bekenen;... will dann unser Herr der König pilgramsweise in unser Land oder durch unser Land, wollen wir selbst seiner Lieb Geleitsmann sein und gerne das beste und freundlichste thun»²⁰⁾.

Über die veranlassenden Ursachen dieses seines Entschlusses informierte er seinen Bruder in Folgendem:

«So haben wir die Sachen so stumpf nicht wollen abschlagen, nachdem wir nicht wissen was es auf ihm tragen mag; sondern werde unser Herr und Freund der König von Hungarn unser begehren, so haben wir ihm Breslau und Lignitz benannt, so Euer Lieb wohl vernimmt. Ob nun das einen Fortgang gewinne und wir zu ihm ritten und er mit uns verhandeln werde, es treffe an das heilige Römische Reich oder eine Freundschaft unser Tochter

¹⁹⁾ Aus Breslau datiert. Das Original des Briefes befindet sich im Berliner Königlichen Hausarchiv. Unvollständiger Auszug in Fontes XLVI. 466.

²⁰⁾ 26. März. An selber Stelle.

halben, als wir uns vermuten, dasz es der Sachen eine sein musz, oder sonst eine andere Sache: so bitten wir brüderlich, dasz uns Euer Lieb in der Sache rathe, was also an uns gelangt, wie wir uns in allen Sachen halten und schicken mögen, und ob wir gegen den König kommen sollten oder nicht; denn wir sind der Schrift um des Grafeneckers nicht so sehr bewogen, als um des Dechants willen zu Brieg, denn der Bischof zu Wardein desselben Dechants leiblicher Bruder ist; der war des Königs Schreiber, der hat ihm zum Bischofe gemacht und ist dem König heimlich und seiner sehr mächtig. Euer Lieb wolle uns Eure Meinung zum förderlichsten in Schriften verstehen lassen; wollen wir brüderlich verdienen»²¹⁾.

Gleichzeitig verständigte er seinen Bruder, daß er dessen Sohn, den jungen Markgrafen Johann, zu der Begegnung mit sich zu nehmen beabsichtige.

Mit gewohnter Ruhe und Vorsicht erteilte Albrecht den erbetenen Rat:

«Sein wir auch willig und gefällt uns Euer Lieb Antwort wohl, daß Ihr mit ihm zuhauen kommt, Euch mit ihm erkommet, freundlich Unterrede habet, und ob er pilgramsweise durch Euer Land reiten würde, ihm Ehre und Zucht erbietet und ihn selbst geleitet; denn was zu den Ehren gehört das ist wohl angelegt. Und würde er von der Heirat mit Euch verhandeln, meinen wir es sei ihm nicht abzuschlagen. So zweifelt uns auch nicht, Euer Lieb werde die Herrschaft vor nachfolgender Ansprach wohl versorgen, dasz nicht von ihm, als von der Königin von Dänemark nachfolgend Ansprach erwachsen, und dasz das man um Freundschaft willen tut, sich zu Unfreundschaft gegen der Herrschaft ziehen würde; denn wir glauben würde er unser Mümlein sehen, nachdem sie wohlgezogen, höflich und säuberlich ist, wo sie allein dazu etlichermasz recht geschmücket sei, sie werde ihm gefallen und in solchermasz, dasz er um keinerlei Sach die Freundschaft und Heirat abschlage. Würde er mit Euer Lieb verhandeln des Reichs halben, habet Ihr mit Wahrheit gar redlich aufrecht Antwort auf die Meinung, daß Euer Lieb und die anderen fünf Kurfürsten zueinander in Einung gelobt und geschworen seiet, dasz Euer einer ohne den anderen in den Sachen nichts zu thun habe; auch thue es nicht not Euerenhalben, denn es sei eine selbstgewachsene Antwort gegen seiner Lieb: wo die Freundschaft Fortgang gewinne, dann wem möchte anderes einfallen, dann dasz

²¹⁾ 26. März. Höfler, Das Kaiserliche Buch. 186.

Ihr ihm als Eueren Eidam und Euer Tochter als Euer leibliches Kind ehret, erhöhet und fördert, in dem und allen Sachen, alsfern auch Leib und Gut wendet und Ihr mit Ehren erleiden oder zuwegen bringen könnt. Würde er dann mit Euch verhandeln der Kron zu Beheim halben, als wir glauben dreier Wege einen, ob er jetzt nicht gericht würde, ihm Hülfe zu thun, dasz Ihr antwortet: Euer Vater und Ihr habt Euch allweg gehalten als Freund kristlicher Kurfürsten, das wollet Ihr auch hinfür thun bis in Eueren Tod. Aber dasz Ihr Euch merken lieszet und stumpfs in die Dinge ginet, ohne anderer Kurfürsten und Fürsten des Reichs, wäre wider seine Lieb, denn Ihr würdet danach von denselben parteiisch gehalten und möchtet sie nicht sowohl auch Euch führen als sonst; aber es trage billig keinen Zweifel auf ihm, wo die Dinge Fürgang gewinnen, was Ihr in dem und anderen Sachen ihm zu Ehren und Gut gedienen könnt, Ihr würdet Euch halten und darin gefunden als der getreue Freund und Schwager. Ob er dann die andere Meinung mit Euch reden würde, als wir glauben, so der Girsigk (Georg Podiebrad) stürbe und er nach seinem Tode zu der Krone kommen sollt, ihm des hilfreich zu sein nach Euerem Vermögen: stünde mit freundlicher Erbietung nicht abzuschlagen, wo die Freundschaft vor sich ginge. Und ob er der aller keines wollt, und wollt allein wallen und das Fräulein besehen, schlechtlich und ohne Vorwort, sein auch unwissend, lieszen wir geschehen und wären sein Geleitsmann wie vor. Wollt er dann dabei verhandln und Euch fürheben die Schlesien, Lausitzer Land, die sechs Städte oder was er deshalb Euch zu geben fürheben würde, und solches ein Gerücht lassen sein zu Euch zu reiten, und der Heirat auf dasmal geschweigen, vielleicht auch ein Bedenken hinter sich zu ihm selbst zu haben, und wollt allein fürnehmen Euere Hülfe damit zu erobern; wollten wir ein Bedenken nehmen, in dem sehe er das Fräulein, und hätten ein Getrauen ob er schon nichts auf dem Wege handelt, es würde doch hernach kommen und eines mit dem anderen zugehen. Ging aber die Heirat vor sich nach Euerem Willen und möcht mitgehen etwas von der Krone, es wäre die Schlesier oder anderes vorbestimmt: wir glauben wir lieszen uns weichen in aller Gebürnisz»²²⁾).

An dem nämlichen Tage, an welchem der Brief aus der fränkischen Provinz an die Ufer der Spree abgesandt wurde, trat in der politischen Lage eine bedeutende Veränderung ein. Unter dem Einflusse der intensiven Bemühungen der päpstlichen Gesandten und der ka-

²²⁾ Riedels zitiertes Werk. 503.

tholischen böhmischen Stände hatte Matthias plötzlich die mit seinem Rivalen gepflogenen Verhandlungen abgebrochen; er wurde in Olmütz zum König von Böhmen erwählt und nahm die angebotene Krone an.

Nachdem Matthias nun sowohl in dem erneuten Kriege als auch um den Plan der römischen Königswahl durchführen zu können, eines Verbündeten bedurfte, erachtete er das Bündnis mit den Hohenzollern noch notwendiger als bisher. Als er die Antwort des Kurfürsten an Beckensloer empfing, zögerte er nicht weiter, sich unmittelbar brieflich an den Kurfürsten zu wenden:

«Wir sind durch mänig Leute und sonst auch durch viele freundliche Sachen unterrichtet und wohlgermerkt haben Eueren guten Willen und freundliches Erbieten, damit uns Euer Lieb geneigt ist, das wir dann gerne gehört haben, und kommt uns solches von Euer Lieb zu sonderem Wohlgefallen. Wie darum wir sind Euer Lieb auch geneigt, und wozu wir derselben Euer Lieb zu Freundschaft und gutem Willen werden möchten, darin findet uns Euer Lieb auch willigen. Dann Euer Lieb mag wohl wissen, dasz wir unter anderen Ursachen, nach Erforderung und Begehren unseres heiligen Vaters des Papstes, auch unseres lieben Vaters des Römischen Kaisers, die Bürde aufgenommen haben, zuvor Gott dem allmächtigen zu Lob, auch zur Rettung und Beschirmung der frommen Kristen gegen die Ketzer, darum wir dann weder unseren Leib noch Gut angesehen, sondern dargestreckt haben nach unserem besten Vermögen; und dasz in solcher löblicher Sache des besser gefördert und zu einem groszen Vorgang gebracht werde. Wir tun Euer Lieb zu wissen, dasz wir unter anderen Sachen, die wir mit den Herrn hier (in Olmütz) ausgerichtet haben, hinein gegen Schlesien nach erfordert sind, und von uns begehrt werden, zur Ausrichtung dieser und anderer Sachen, dann von guter und redlicher Ursach wegen, auch gut bedünckt hat, und ziehen gegen Breslau, auch darum, dasz wir mit Euer Lieb zusammenkommen und Euer Lieb sehen mögen. Darum begehren und bitten wir Euer Lieb mit ganzem Fleisz, dieselbe wolle sich auch darnach richten, und daselbst hin gegen Breslau kommen, uns zu lieb, und solches in keiner Beschwärnisz aufnehmen, damit wir beiderhalben die Liebe und Freundschaft erkennen, auch ferner auf diesen und anderen Sachen mit einander reden mögen»²³⁾.

²³⁾ Vom 25. April. Das Original befindet sich im Berliner Königlichen Hausarchiv.

Mit der Überreichung dieses Briefes und dem Auftrage, die Einzelheiten des Breslauer Besuches des Kurfürsten zu besprechen, betraute Matthias wieder den Domherren Beckensloer²⁴⁾. Dieser erschien am 9. Mai in Berlin und bat Friedrich kniefällig, zu König Matthias nach Breslau zu kommen, da letzterer Dinge von solch großer Wichtigkeit mit ihm zu besprechen wünsche, die weder brieflich noch durch mündliche Botschaft erledigt werden können. Er verschwieg nicht, daß es sich unter anderem auch um eine Heirat handle und daß er huldigende Grüße seines Herrn an Friedrichs Tochter zu übermitteln habe²⁵⁾.

Der königliche Bevollmächtigte brachte auch von dem Gesandten des Papstes einen Brief, welcher die Mitteilung enthielt, daß der Kurfürst mit seinem Erscheinen in Breslau, sowohl den Wunsch des päpstlichen Hofes als auch des Kaisers erfülle²⁶⁾.

Der Kurfürst entschloß sich ohne Zaudern, der Einladung Folge zu leisten und sich in Begleitung seines Neffen (des Sohnes Markgraf Albrechts) in Breslau einzufinden. Sein hierüber an den Bruder gerichtetes Schreiben schließt mit den Worten: «Hoffen und getrauen, unserer Herrschaft grosze Ehre und Macht daraus entstehen möge»²⁷⁾.

In der sicheren Hoffnung, daß dieser Zusammenkunft bald die Verlobungsfeierlichkeiten folgen werden, erbat sich der Kurfürst von seinem Bruder einen goldenen Wagen, der dazu bestimmt war, die Braut ihrem königlichen Bräutigam zuzuführen²⁸⁾.

Der Entschluß des Kurfürsten, von welchem dieser seine Verwandten und Bundesgenossen verständigte²⁹⁾, wurde von Albrecht unbedingt gutgeheißen. «Lieber Bruder» — schreibt er ihm — «als

²⁴⁾ Das Original des am 25. April ausgestellten Beglaubigungsschreibens befindet sich am selben Orte.

²⁵⁾ Der Kurfürst schreibt am 9. Mai seinem Bruder, daß ihn Beckensloer nach Breslau eingeladen habe, «um Sachen willen... so groß, daß uns seine Lieb nicht schreiben noch entbieten könne... Hat der König sonderlich unserer Tochter viel Gutes und Freundschaft entbieten und ihr sagen lassen, dasz er zum heiligen Blut wolle (pilgern), dasz sie ihm solle beten lernen; er könne nicht viel Deutsch.» Dieselbe Quelle.

²⁶⁾ Darüber berichtet ein vom 11. Mai 1469 datierter Brief aus Breslau. *Scriptores rerum Silesiacarum*. XIII. 6.

²⁷⁾ An: selben Orte. Ein am nächsten Tage, dem 10. Mai verfaßter Brief des Kurfürsten — desselben Inhaltes — befindet sich bei Riedel. Zweiter Hauptteil, fünfter Band. 132.

²⁸⁾ 14. Mai. Riedel. Supplementband. 92.

²⁹⁾ Dasselbst auch sein vom 16. Mai datierter, an die Herzoge von Sachsen gerichteter Brief. Zweiter Hauptteil. 5. Band. 182.

uns Euer Lieb geschrieben hat... gefällt uns eines besser denn das andere. Die Ungarische Sache gefällt uns wohl.» Nur machte Albrecht seinen Bruder aufmerksam, daß sich der König von Ungarn in dem Ehevertrage nicht Erbfolgerechte in den Hohenzollernlanden sichern möge³⁰⁾.

* * *

Friedrich, begleitet von dem jungen Markgrafen Johann³¹⁾, hielt am letzten Tage des Mai seinen Einzug in Breslau, wo Matthias schon eine Woche früher angekommen war.

Am nächsten Tage wurde mit prunkvollem Glanze das Fronleichnamfest gefeiert. In der Prozession schritt der König zwischen dem päpstlichen Gesandten und dem Kurfürsten, sich gleichsam den Glanz der ersehnten kaiserlichen Würde gewährend³²⁾.

Auf welche Weise Matthias bemüht war, durch den Zauber seiner persönlichen Liebenswürdigkeit und Akte der Freigebigkeit auf seinen Gast zu wirken und welches der Gang der Verhandlungen war, erfahren wir aus dem hochinteressanten Berichte, welchen der Kurfürst selbst an seinen Bruder richtete:

«Sind wir von ihm ganz gütlich empfangen, und kam er uns köstlich entgegen... Dankte uns gar fleiszig, dasz wir uns zu ihm bemüht und seiner Bitte gezweidiget hätten, und meint das höchlich um uns zu verdienen. Er war uns zumal freundlich und viel freundlicher, wann er uns je zuvor durch seine Räte ausboten hat. Er war täglich bei uns, dieweil wir zu Breslau lagen; wenn wir nicht auf dem Hof bei ihm waren, so kam er zu uns in die Herberg, er spielte mit uns und rennt mit uns zum Stechen (im Turnier). Sein Begehren war, dasz wir in ein ewig Verständnis und Bündnisz mit ihm gehen wollten; nicht dasz er uns an einichelei Schaden thun sollt; er begehrt anderes nicht denn unsere Freundschaft. Haben wir ihm geantwort, wie uns das hinter Euer Lieb nicht zu thun wäre, denn Euer Lieb und wir solche Einigkeit

³⁰⁾ In dem vom 20. Mai datierten Brief findet sich noch eine Bemerkung, deren Sinn nicht ganz klar ist: «Besonders sollte der von Ungarn in der Schlesien und zu Böhmen darein sein, und der von Dänemark zu Holstein.» (Der König von Dänemark hatte eine Hohenzollerntochter zur Gattin.) Riedel. Supplementband. 132.

³¹⁾ Die auf die Ausrüstung Markgraf Johanns bezüglichen Briefe. Riedel. Dritter Hauptteil, erster Band. 504—6.

³²⁾ Die Beschreibung des Festes liefert uns Peter Eschenloer in seinem «Geschichte der Stadt Breslau» benannten zeitgeschichtlichen Werke, welches im Jahre 1809 erschienen ist.

hätten, dasz in Bündnissen einer ohne des anderen Willens nichts thäte, und namen des einen Schup solches an Euer Lieb zu bringen, desz er nicht wohl zufrieden war. Er meinte die Sache wollt nicht wohl Längerung leiden. Die beiden päpstlichen Legaten... baten uns darum solche Bündnisse einzugehen. Sprachen wir: sie sehen selbst wohl, wir wären ein alter kranker Mann und wären auch nicht ein Krieger; wir wollten das gerne... an Euer Lieb bringen; Euer Lieb hätte Kinder, der wir nicht hätten; wir wären ein abgehender Mensch; wir wollten Eueren Willen daran erlernen... So war auch gehandelt von unser Tochter wegen. War sein Wort: dasz er keine in der Welt lieber haben wollt denn sie; er dächt sich aber noch zurzeit nicht zu verändern, der Unmusze und Kriege halben so er vorhanden hätt; und war seine Meinung ihm die zwei Jahr noch zu halten, bis er sehe wie sich seine Dinge schickten. Gaben ihm die Antwort, dasz wir unsere Tochter vorhin versagt hätten, doch wär es so fern nicht kommen, wir gäben sie so mehr einem König als einem Herzoge; aber diese Freundschaft abzuschlagen, und würde er binnen den zwei Jahren anders zu Sinne oder dasz ein Fall geschehe, könnten wir an Rat nicht finden dasz es zu thun wäre. Also bleib es mit dem Teidingen bestehn.

«Danach als alle Teidingen geschehen waren, wollt er uns am End nicht von sich scheiden lassen und bot uns an, er wollt uns um sonderlicher Gunst und Freundschaft willen alle Jahre zweitausend ungarische Gulden verschreiben; nicht um Hülfe oder Folge, sondern er beehrte unseres Rats, nachdem er das Reich zu Böhmen angenommen hätte. Sagten wir: unseren Rat wollen wir ihm sonst gern um Freundschaft willen mittheilen, wiewohl er geringe wäre; seiner Verschreibung beehrten wir nicht und rieten ihm, dasz er besehe, dasz er in der Kurfürsten Einung käme. So dankte er uns zumal sehr und bot uns die Verschreibung aber an. So wärten wir uns der wohl drei Tagen und sprachen: wir wären keine Söldner nicht.

«Wir schieden uns so gütlich und freundlich mit ihm und allen den Seinen, dasz jedermann grosz Gefallen darin hätte, und hoffen es möge unsere Herrschaft dadurch geachtet werden, und unseren Widerwärtigen ein groszes Erschrecken sein. Er sagte uns sonderlich am Herausreiten, da er lange im Felde allein bei uns hielt, und uns viel Freundschaft bot: wenn wir sein beehrten, er wollt uns zehn oder zwanzigtausend Mann zu gut, auf seine eigene Kosten und Zerung nachführen, und gesegnete uns zumal freundlich und meinte er hätte uns zu einem Vater und sonderlichem Freunde auserkoren.

«Danach als wir gen Lignitz kamen, sandte er uns nach einen solchen Brief³³⁾ und tausend ungarische Gulden dazu... Also haben wir es nicht müssen verschmähn, wann hier ist ein Sprichwort: ‚gegebenem Pferde soll man nicht zu dem Mund sehen.‘ Es gehe fürder um die andere Zinse wie es wolle, so haben wir diese tausend Gulden zuvor. Dies alles wollten wir Euer Lieb unverkündet nicht lassen, und halt das der zweitausend ungarischer Gulden halber in geheim...

«Er hat uns zwei köstliche Hengste geschenkt, und Markgraf Johansen einen; dazu uns zwei Zelter, die er aus der Walachei gebracht hat und an jeglichem Zelter einen goldenen Zaum... Wir vernehmen noch anders nicht, denn dasz er ein rechter König ist mit Sprach, Mildigkeit und was dazu gehört.»

Diesem Brief war auf einem besonderen Zettel Folgendes beigefügt: «Unser Herr der König gab uns vor, er wollte schier zum Kaiser kommen, das will er uns zuvor schreiben, daß wir dann jemand zu ihm schicken; und meint er wolle die Sache austragen, daß der Kaiser und wir sollen eins sein und unseren Willen erlangen; und meint auch, er wolle den Kaiser herauf ins Reich bringen»³⁴⁾.

Markgraf Albrecht war von dem Verlaufe der Breslauer Verhandlungen restlos befriedigt: «Gefällt uns» — schreibt er ihm — «Euer Lieb Fürnehmen von Anfang, Mittel und Ende.» Er stimmte der reservierten Haltung seines Bruders vollkommen zu und empfahl ihm, in Angelegenheit des ungarischen Bündnisses seine endgültige Stellungnahme davon abhängig zu machen, wie sich das Verhältnis des Kaisers zu dem Böhmenkönig gestalten werde³⁵⁾.

Trotzdem der Kaiser nun entschlossen war, gegen den König Podjebrad Krieg zu führen, und zu diesem Zwecke die deutschen Fürsten zu einer Beratung einberufen hatte, unterließen es die Hohenzollern,

³³⁾ Der Inhalt dieser vom 8. Juni datierten Urkunde ist folgender: «Wir Mathias... Bekennen... dasz wir dem hochgeborenen Fürsten unserem besonders lieben Freunde und Oheim, Herrn Fridrichen Markgrafen zu Brandenburg Kurfürsten... um sonderlicher Gunst, Liebe und Freundschaft willen, so wir ihm tragen und dergleichen wir uns zu seiner Liebe und den seinen auch versehen und ganz vertrauen... verschrieben haben... zweitausend Gulden ungarisch, die wir ihm seine Lebtage jeglichen Jahrs auf sanct Johannes Tag... tausend und aber tausend auf sanct Martins Tag hier gen Breslau schicken... wollen lassen, daran wir seiner Lieb hier vor solcher vorherberürter Frist tausend Gulden geben und aussgericht haben.»

³⁴⁾ Das Original des vom 17. Juni datierten Briefes befindet sich im Berliner Hausarchiv; mitgeteilt ist derselbe — aber ohne den Inhalt des Zettels — bei Riedel. Dritter Hauptteil. I. Bd. 507—509.

³⁵⁾ Vom 1. Juli datierter Brief. Daselbst. 509.

zu erscheinen, da sie eine neutrale Stellung einzunehmen wünschten³⁶⁾.

Aus diesem Grunde drängte Matthias weder auf den Abschluß des Vertrages mit dem Kurfürsten, noch auf die Verlobung mit dessen Tochter. Hingegen unternahm er aufs neue einen Versuch, mit dem Kaiser in verwandtschaftliche Beziehungen zu treten. Er besuchte im Februar des Jahres 1470 den Kaiser in Wien, bei welcher Gelegenheit er sich in auffallender Weise um dessen Gunst bewarb und um die Hand seiner drei Jahre alten Tochter anhielt. Im Laufe der Verhandlungen aber überzeugte sich Matthias von der Unzuverlässigkeit des Kaisers und verließ empört — ohne Abschied — die Residenz³⁷⁾.

III.

Im Frühlinge des Jahres 1470 entsagte Kurfürst Friedrich der Regierung in Brandenburg zugunsten seines Bruders.

Daß Albrecht den mächtigen Einfluß der kongenialen, ihm in vielen Beziehungen verwandten Persönlichkeit des ungarischen Königs noch mehr fühlte als sein Vorgänger, ist selbstverständlich. Er versichert Matthias in einem seiner Briefe, daß er nach der Person des Kaisers für ihn die größte Hochachtung empfinde³⁸⁾. Diese Äußerung war, wenn Matthias sie auch gewiß nicht als schmeichelhaft auffaßte — eine ehrlich gemeinte Anerkennung. In dessen bildeten die Erfolge des Königs, welche ihm den Besitz der bisher zur böhmischen Krone gehörenden Provinzen sicherten und die auf die Erwerbungen der Kaiserkrone gerichteten Bestrebungen eine Gefahr, welche nach der Auffassung Albrechts die deutsche Nation und das deutsche Reich ernstlich bedrohten und deren Beseitigung ihm eine unerläßliche Pflicht dünkte. Im Einklang mit diesem Pflichtgefühl standen die Interessen seines Hauses, da er von den Podiebrads eher die territoriale Vergrößerung seines Landes durch die schlesischen Herzogtümer zu erwarten hatte als von Matthias³⁹⁾.

Nachdem seinem offenerzigen Charakter die Heuchelei fremd war, vermied er es nach der Erlangung der Kurfürstenwürde, sich dem König von Ungarn zu nähern. Hingegen tat er bei den Ja-

³⁶⁾ Bachmann. II. 239.

³⁷⁾ Fraknói, König Matthias. 151.

³⁸⁾ Vom 4. Oktober 1478. Politische Korrespondenz. II. 421.

³⁹⁾ Der Herausgeber seiner Korrespondenz konstatiert, daß «der Besitz Schlesiens sein Ziel war». An derselben Stelle. 5.

gellonen Schritte, um den böhmischen Thron für Georg von Podiebrad zu retten⁴⁰⁾.

Als nach König Georgs Tode die hussitischen böhmischen Stände den polnischen Herzog Wladislaw zum Könige wählten und die aufständischen Herren Ungarns dessen Bruder, Herzog Kasimir, auf den ungarischen Thron beriefen, ergriff der Kurfürst gegen Matthias Partei und empfahl seinem Schwiegersohne auf das entschiedenste, sich auf die Seite der Jagellonen zu stellen⁴¹⁾.

In seiner schweren Lage sah sich Matthias trotz alledem gezwungen, den Versuch zu machen, um den Kurfürsten für sich zu gewinnen oder zumindest seinen Gegnern dessen Mithilfe zu entziehen.

Er schickte am Tage vor Weihnachten des Jahres 1471, während der Belagerung der in den Händen des polnischen Thronprätendenten befindlichen Festung Nyitra einen Gesandten zu Albrecht. Es war dies der Ritter österreichischer Abkunft Georg von Stein, vormals vertrauter Rat Podiebrads, der vor kurzem in Matthias' Dienste getreten war. Es fiel ihm offenbar nicht schwer, seinen Herrn und seine politische Richtung zu wechseln. In Matthias' Augen wurde die aus Gesinnungsfestigkeit und edlem Empfinden entspringende Treue bei dem Ritter ersetzt durch den Haß, welchen letzterer dem Kaiser gegenüber nährte. Georg von Stein sah sich vor sechs Jahren genötigt, zur Verteidigung eines seiner Güter dem Kaiser bewaffnet entgegenzutreten. Er vereinigte in sich die Eigenschaften tollkühnen Mutes, spitzfindiger Invention und glatter, einschmeichelnder Manieren. An dem Hofe seines früheren Herrn wußte er sich das Vertrauen des Kurfürsten Albrecht zuzuwenden⁴²⁾. Er war daher geeignet, in dieser Betrauung Erfolge zu erreichen.

Außerdem war Ritter von Stein auch zu dem Herzog Wilhelm von Sachsen, dem Freunde und Bundesgenossen des Kurfürsten entsendet worden. Der sächsische Herzog hatte vor zwei Jahren Gesandte nach Breslau zu Matthias geschickt, um sich dessen Wohlwollen zu sichern; man durfte daher annehmen, daß er nun mit freudiger Genugtuung die Annäherung von seiten des ungarischen Königs begrüßen werde.

Indessen hatte Matthias, der seine Operationspläne nie bloß auf

⁴⁰⁾ Vom 20. März 1471 datierter Brief. Fontes. XLII. 514.

⁴¹⁾ Vom 21. Dezember 1471 datierter Brief. P. K. II. 297.

⁴²⁾ Dies beweist der vom 8. Februar 1470 datierte Brief Steins an Albrecht. Politische Korrespondenz. I. 105.

einer Basis aufbaute, auch zu den bayrischen Fürsten aus dem Hause Wittelsbach, die mit den Hohenzollern stets in gespannter Beziehung standen, Gesandte entsendet, um das vor zwei Jahren geschlossene Bündnis inniger zu gestalten. Dadurch wünschte er auf Albrecht einen Druck auszuüben⁴³).

Im Jahre 1472 erschien in der zweiten Hälfte des Monats Februar Stein bei Herzog Wilhelm in Weimar. Er brachte außer seinem Beglaubigungsschreiben einen Brief von Matthias mit sich, in welchem letzterer darüber Klage führt, daß — trotzdem er über Aufforderung des Papstes und des Kaisers den böhmischen Feldzug eröffnet habe — nun dennoch der König von Polen die hussitischen Böhmen nicht nur unterstütze, sondern ihn durch Entsendung eines Heeres nach Ungarn von seinem Throne stürzen wolle. Auf Grund dieser Tatsachen erwarte er nicht nur vom Kaiser, sondern von allen deutschen Fürsten Hilfe. «Begehren darauf Euer Freundschaft, als einen Liebhaber christlichen Glaubens, uns Eure Hülfe wider die, so jetzt öffentlich den Ketzern Beistand thun, zu schicken»⁴⁴).

Der Gesandte trug mündlich den Wunsch seines Herrn vor, mit dem Kurfürsten und dem Herzog ein Bündnis zu schließen.

Wilhelm erklärte sich bereit, Verhandlungen zu eröffnen; dem Kurfürsten Albrecht aber empfahl er, sie mögen dieselben gemeinsam und persönlich führen.

Mit einem Briefe und mündlicher Botschaft desselben Inhaltes suchte Ritter von Stein in den ersten Tagen des März den Kurfürsten in Königsberg auf. Hier stellte er in Aussicht, daß sein Herr als Preis des geschlossenen Bündnisses die Provinz Lausitz dem Kurfürsten überlassen wolle. Albrecht nahm diesen Antrag sehr kalt und mißtrauisch entgegen und beschränkte sich auf die Erklärung, daß er den Vorschlag seines Bundesgenossen annehme. Er bezeichnete die zwischen Berlin und Weimar gelegene sächsische Stadt Zerbst als den Ort und den 6. April als das Datum zur Aufnahme der Beratungen.

⁴³) Wir wissen, daß Matthias, mit Bezug auf eine am 9. März in Passau zu eröffnende Beratung mit den bayrischen Fürsten bereits ein Abkommen gefunden hatte; daher mußten (gleichzeitig mit der Betrauung Steins) die ungarischen Gesandten in den letzten Tagen des Jahres 1471 oder in den ersten Tagen des folgenden Jahres dahin abgegangen sein. Ritter von Stein war bemüht, durch den Hinweis auf diese laufenden Verhandlungen Albrecht einzuschüchtern oder ihn für sich zu gewinnen, indem er den Abbruch derselben versprach.

⁴⁴) Beglaubigungsschreiben und Brief vom 24. Dezember 1471, an Albrecht gerichtet, findet sich in «Mátyás levelei» I. 263, 265. Sicherlich ging ein Brief nämlichen Inhaltes an Wilhelm ab.

Mit dem Versprechen, die auf Ort und Datum der Zusammenkunft bezüglichen Anträge seinem Herrn erbringen zu wollen, begab sich Stein schleunigst nach Buda zurück⁴⁵⁾.

Einige Wochen nachher verschob Albrecht den Termin der Zusammenkunft auf eine Woche später und verständigte Herzog Wilhelm, daß er den Ritter von Stein, falls er früher eintreffen sollte, bei sich behalten und mit ihm in Zerbst erscheinen werde⁴⁶⁾.

Da Albrecht seine Haltung bei den Beratungen von der Politik des Kaisers abhängig machte, wandte er sich an den Erzbischof von Mainz um Information. «Bitten wir Euch uns wissen zu lassen . . . wie es . . . der Kaiser halten woll zwischen Polen und Ungarn, uns auch wissen danach zu schicken.» Sich brüstend teilt er ihm mit: «Man buhlt von beiden Seiten fest um uns»⁴⁷⁾.

Die beiden Fürsten erschienen am 13. April pünktlich in Zerbst⁴⁸⁾. Da aber Ritter von Stein weder angelangt war noch auch eine Verständigung geschickt hatte, nahmen sie an, daß Matthias den Plan das Bündnis zu schließen aufgegeben habe. Daher empfingen sie ruhigen Gewissens und mit Freude die Gesandten des böhmischen Königs Wladislaw, die gekommen waren, um das mit Georg Podiebrad geknüpfte Bündnis zu erneuern. Die Fürsten einigten sich mit ihnen, daß zu diesem Zwecke am 24. Juni in Freiburg eine Beratung stattfinden solle⁴⁹⁾.

Albrecht und Wilhelm hatten miteinander beschlossen, den Gesandten König Matthias', falls dieser verspätet anlangen sollte, nicht unfreundlich zu empfangen; doch wollten sie mit ihm erst nach der Zusammenkunft in Freiburg beraten⁵⁰⁾.

Nachdem sie voneinander geschieden, hatte Albrecht Bedenken,

⁴⁵⁾ Diese Tatsachen erfahren wir aus den vom 5. März und 17. Juni datierten Briefen des Kurfürsten Albrecht und aus dem vom 13. Juni datierten Briefe Herzog Wilhelms. Politische Korrespondenz. I. 330, 407, 418.

⁴⁶⁾ Vom 23. März datierter Brief, in der Politischen Korrespondenz nicht veröffentlicht. Findet sich im Archiv zu Weimar. B. 1535.

⁴⁷⁾ 5. April 1472. Carl Burkhardt. Das fünfte märkische Buch. 74.

⁴⁸⁾ Der Redakteur der Politischen Korrespondenz verlegt die Zusammenkunft von Zerbst in seiner Einleitung auf März, obzwar er selbst einen vom 7. April datierten Brief Wilhelms mitteilt, in welchem es heißt, daß in drei Tagen die Reise nach Zerbst angetreten wird. I. 344.

⁴⁹⁾ Dies wissen wir aus dem zitierten, vom 13. Juni datierten Briefe Herzog Wilhelms.

⁵⁰⁾ Eine Denkschrift über die Zusammenkunft in Zerbst befindet sich in der P. K. I. 346; daselbst auch der vom 29. April datierte Brief des in Zerbst erschienenen böhmischen Gesandten. 358.

ob ihr Vorgehen den Anforderungen der Redlichkeit entspreche und er machte seinem Bundesgenossen einen modifizierenden Vorschlag: Wilhelm sollte nach eigenem Ermessen ein Bündnis mit Matthias knüpfen, während er mit den Jagellonen einen Vertrag schließen wolle, und zwar so, daß keiner von ihnen beiden verpflichtet wäre, den anderen im Interesse des neuen Bundesgenossen anzugreifen.

«Wäre Euer Lieb an der Ungarischen Sache was gelegen, so laszt uns ein Gespalten machen, und verbindet Euch mit dem Könige von Ungarn, wie Euch das ebnet, und nehmet uns aus; und lässt uns desgleichen mit dem König von Polen thun, dessgleichen mit Böhmen; dass jedermann handlt nach seiner und seiner Land Notdurft, und doch den anderen in allweg ausnehme»⁵¹⁾.

* * *

Während dessen hatte sich, als Georg von Stein im März in Buda anlangte, die Situation dort völlig geändert.

Matthias hatte den polnischen Herzog aus seinem Lande vertrieben, die Aufständischen zur Unterwerfung gezwungen und sich von den Reichsständen die Versicherung ihrer Anhänglichkeit und Opferwilligkeit zu verschaffen gewußt. Er war auf die Unterstützung von seiten der deutschen Fürsten nicht mehr angewiesen. Einen Monat lang warteten die Betrauten der bayrischen Fürsten in Passau, bis ihnen Matthias sagen ließ, daß seine Gesandten deshalb nicht eingetroffen seien, weil er vom Kaiser die Geleitbriefe für dieselben nicht erhalten konnte.

Kurfürst Albrecht und Herzog Wilhelm wurden auch erst nach einem Monat verständigt.

Georg von Stein teilte ihnen in den ersten Tagen des Monats Mai mit, daß der König, mit der Unterdrückung des Aufstandes beschäftigt, nicht imstande gewesen sei, den Termin einzuhalten, daß er jetzt bereits Verfügungen zur Schließung des Bündnisses getroffen habe. Matthias aber erbat nicht mehr Hilfe, sondern er bot sie an. «Hat seine Königliche Maiestät gut Gefallen an den Dingen.... Hat sonder Vertrauen und sehr guten Willen zu Euer Fürstlichen Gnaden.... Soll sich trostlich darauf verlassen, würde Eur Gnaden seine Hülfe not, seine Königliche Gnaden würde die gar mit gutem Willen mittheilen»⁵²⁾.

⁵¹⁾ 6. Mai 1472. P. K. I. 371.

⁵²⁾ Brief an Herzog Wilhelm. P. K. I. 360.

Wie sehr das Selbstbewußtsein des Königs erstarkt war, zeigt der Umstand, daß er aus eigener Machtvollkommenheit einen neuen Termin für die Zusammenkunft in Zerbst, und zwar den 11. Juni, ansetzte, und der Ton, in welchem er die beiden Fürsten dahin einlud.

«Auf die Abrede so unser . . . Rath mit Euer Lieb gethan hat, begehren wir dieselb Euer Lieb auf den nächsten sanct Barnaba Tag . . . zu Zerbst zu sein, daselbst hin wir unsere treffliche Ráthe mit voller Gewalt auch senden wollen, den Sachen allda endlich nachzukommen. Das wollen wir Euer Lieb freundlich beschulden»⁵³).

Mit der unumschránkten Vollmacht zur Fúhrung der Unterhandlungen wurde aufs neue Georg von Stein betraut; letzterer war dem Obersthofmeister Georg Pálóczi zugeordnet, der aber nur eine dekorative Rolle zu spielen hatte. Mit der Entsendung des letzteren wollte der König, wie dies Stein in einem seiner Briefe ausdrückt, den Fürsten eine besondere Ehrung erweisen: «Will mein allergnädigster Herr der König Euer beiden Gnaden zu Ehren einen trefflichen Ungarischen Herrn mitsenden»⁵⁴).

Mit der Feststellung des Termines für den 11. Juni vereitelte Matthias die Absicht der beiden deutschen Fürsten, sich vorher mit dem König von Böhmen zu einigen und dann erst mit ihm in Unterhandlungen zu treten.

Trotzdem wagten sie nicht, sich den Verfügungen König Matthias' zu widersetzen und erhoben keine Einsprache gegen die Festsetzung des Termines für den 11. Juni. Herzog Wilhelm, der aber beschlossen hatte, nicht persönlich zu erscheinen, sondern sich durch seine Ráte vertreten zu lassen, wünschte, daß die Verhandlungen in Berlin, am Hofe des Kurfürsten abgehalten würden⁵⁵). Albrecht nahm den Vorschlag, sich mit der Maske der Bescheidenheit deckend, nicht an. Er ließ Wilhelm sagen: «Sollten wir den Tag hieher bescheiden, möchten sie (die ungarischen Bevollmächtigten) uns verargen und für eine Hoffahrt zählen, auch ihrem Befehl nach vielleicht nicht zu thun haben.» Der wahre Grund der Weigerung war, daß auch er mit den ungarischen Bevollmächtigten nicht in persönliche Berüh-

⁵³) Vom 2. Mai. P. K. 273.

⁵⁴) In dem vorhin zitierten, vom 1. Mai datierten Brief. Die am 18. Mai ausgestellten Beglaubigungsschreiben der beiden Gesandten: Mátyás király levelei. I. 276, 277.

⁵⁵) Vom 24. Mai 1472 datierter Brief Herzog Wilhelms an Albrecht. P. K. 382.

zung zu treten wünschte und ebenfalls seine Räte nach Zerbst zu schicken gedachte⁵⁶⁾.

Trotzdem Georg von Stein nicht vermuten konnte, daß die beiden Fürsten die Begegnung mit ihm zu vermeiden trachteten, vereitelte er dennoch deren Absichten. Unterwegs verständigte er sie aus Breslau am 7. Juni, daß er unvorhergesehener Hindernisse halber nicht an dem festgesetzten Tage in Zerbst erscheinen könne und sich daher an ihrem Hofe einfinden werde⁵⁷⁾.

Albrecht erhob Einwände und antwortete, daß seine Bevollmächtigten die ungarische Gesandtschaft in Zerbst erwarten werden⁵⁸⁾. Seinen Betrauten aber empfahl er: «Laßt Euch nicht überreden, daß der Tag hier (Berlin) wird, und der Unglimpf allein auf uns läge»⁵⁹⁾.

Trotz alledem erschienen die ungarischen Gesandten am 15. Juni in Berlin. Albrecht sah sich bemüßigt, sie zu empfangen. Ritter von Stein trug vor, daß sein Herrscher mit dem Kurfürsten ein Bündnis zu schließen wünsche, obwohl er keineswegs auf Hilfe angewiesen sei, ja solche sogar selbst gern biete. Er erwarte von dem Kurfürsten nur den einen Dienst, daß er seinen Schwiegersohn, den erstgeborenen Sohn Georg Podiebrads, veranlasse, ihm zu huldigen; dafür bot er als Ausdruck der Erkenntlichkeit eine bedeutende Geldsumme an. Hingegen war von der Markgrafschaft Lausitz nicht mehr die Rede. Diese Tatsache und der Umstand, daß die vor dem anderen Gesandten getanen Äußerungen Georg von Steins von den unter vier Augen gesprochenen abwichen, machten Albrecht mißtrauisch; er gewann den Eindruck, daß man ihn überlisten und mit den Jagellonen in Krieg verwickeln wolle. Diese Gefahr mußte unbedingt abgewendet werden.

In der an Herzog Wilhelm gerichteten vertraulichen Botschaft kennzeichnet er genau seinen Standpunkt.

«Seiner Lieb zu sagen, dasz wir wohl dreiszig Meilen Weges lang mit dem König von Polen gränzen, desgleichen gränzen wir drauzen auf dem Gebirge mit dem König von Böhmen. Item der König von Ungarn wäre weit um seiner Lieb und uns gesessen... Item zu gedencken, dasz der Kaiser mit dem König von Ungarn uneins ist... Item zu bedencken, dasz wir mit dem König von Polen und Böhmen in Tügen stehen die Erbeinigung zu erstrecken... Und ob der Ungar uns einen Vorthail thäte mit Geld, wäre bald

⁵⁶⁾ Siehe die seinen Gesandten erteilten Anweisungen. P. K. 400.

⁵⁷⁾ P. K. 396.

⁵⁸⁾ 12. Juni. P. K. 406.

⁵⁹⁾ 10. Juni. P. K. 403.

vierfach verzehrt, so man kriegen sollt. Gäb er uns dann Land ein, die sind so gar versetzt, dasz sie nicht einen Pfennig ledig Gült haben und traut er selber wohl zu halten, so viel gestehn sie ihm. Darum will uns bedencken uns wäre bekoemen mit Polen und Böhmen zu verbinden... daraus ewiger Friede wüchse... Mit dem Ungarn da müszten wir zustand kriegen... Der Ungar möcht uns nicht helfen, der Polak und die Türken behielten ihn wohl daheim, ... und wenn er uns helfen sollt, hätte er eine redliche Entschuldigung auf den Türken, wo er es nicht gerne thät; thäte er es gleich gerne, so hat er bei hundert Meilen Weg zu uns beiden; wäre uns beiden eine weite Hülfe... Wir gehen in keine hülflich Einung wider den König von Polen mit dem König von Ungarn»⁶⁰⁾.

Andererseits befürchtete Albrecht, daß, wenn er den Antrag des Königs zurückweise, dieser sich den ihm verbündeten bayrischen und sächsischen Herzogen zuliebe gegen ihn wenden werde. Daher wollte Albrecht mit Matthias, nur als König von Ungarn, einen derartigen Vertrag schließen, der die Verpflichtungen beider Teile darauf beschränkte, gegeneinander nicht die Waffen zu ergreifen, hingegen aber ihn, Albrecht, nicht in die Lage bringen konnte, dem König von Ungarn gegen Böhmen, Polen oder die Türkei Waffen-gefolgschaft leisten zu müssen.

Aber Georg von Stein legte eben darauf Gewicht, daß Matthias von den deutschen Fürsten als König von Böhmen anerkannt werde. Albrechts Invention fand nun einen anderen Ausweg. Er bot an, das einstige Bündnis zwischen Böhmen und Brandenburg mit Matthias dann zu erneuern, wenn dieser, zum König von Böhmen gekrönt, gleichzeitig Herr von Prag und der Festung Karlstein sein werde. Seine endgültige Zustimmung machte er noch von der Einwilligung Herzog Wilhelms abhängig⁶¹⁾.

Am 18. Juni verließen die ungarischen Gesandten Berlin, um Weimar aufzusuchen. Herzog Wilhelm hatte soeben von Wladislaw einen Brief erhalten, in welchem ihn derselbe verständigte, daß er für die in Freiberg anberaumte Beratung Bevollmächtigte nicht entsenden könne; er machte kein Hehl daraus, daß er mit Matthias bereits einen auf ein Jahr sich erstreckenden Waffenstillstand geschlossen habe; überdies seien im Vereine mit seinem Vater Ver-

⁶⁰⁾ Anfangs Juli. P. K. 409.

⁶¹⁾ Siehe Albrechts Briefe: vom 16. Juni an seine Bevollmächtigten in Zerbst; vom 17. Juni an Wilhelm; vom 6. Juli an Wladislaw. P. K. 415, 418, 427.

handlungen zur Erzielung eines ständigen Friedens aufgenommen worden⁶²⁾.

Albrecht war damals der Gefahr ausgesetzt, daß ihm beide Kombinationen versagen; dennoch gab er seinen ursprünglichen Entschluß nicht auf. Er schrieb dem König von Böhmen: «Euer Lieb auch Euer Vater habe keinen Zweifel, dasz wir nichts fürnehmen da oder anderswo, das wider Euch keinen oder seine Kron sei»⁶³⁾.

Die Beratungen in Weimar führten zu keinem Resultate. Die beiden Fürsten sahen sich genötigt, zu dem ersten Projekte zurückzukehren; sie kamen nach Zerbst, um persönlich mit den ungarischen Gesandten die Verhandlungen zu führen⁶⁴⁾.

Am 15. Juli kam eine Vereinbarung zustande. Eine aus wenig Worten bestehende, farblos gehaltene Urkunde, in der das Wort Bündnis vermieden war, erklärte, daß Matthias, Albrecht und Wilhelm «freundlich zu einander gethan» sind und infolgedessen, so lange sie leben, einander weder befehlen wollen, noch auch ein Bündnis schließen, welches sie dazu verpflichten könne; nichtsdestoweniger bleiben die bisher geschlossenen Verträge in Kraft bestehen⁶⁵⁾.

Zu gleicher Zeit aber eröffneten die Fürsten Georg von Stein, daß sie einen Vertrag nämlichen Inhaltes mit den Königen von Polen und Böhmen schließen werden⁶⁶⁾.

Zur Zeit, als Matthias das Ergebnis der Zerbster Zusammenkunft erfuhr, konnte er sich des Besitzes eines in diplomatischer Hinsicht weit wertvolleren Erfolges rühmen. Er hatte den Kaiser zu dem Versprechen gezwungen, ihn auf dem nächstjährigen Reichstage als König von Böhmen anzuerkennen⁶⁷⁾.

Matthias war mit dem Resultate der Mission Steins nicht zufrieden. Er nahm an dem Inhalte der Zerbster Urkunde wesentliche Veränderungen vor: das Wort «verbunden» fügte er in den Wortlaut ein und strich den Punkt, welcher von der Aufrechterhaltung der früheren Bündnisse handelte.

⁶²⁾ Wilhelm übersendet Albrecht am 20. Juni den vom 13. Juni datierten Brief. P. K. 423, 427.

⁶³⁾ Siehe den zitierten Brief vom 6. Juli.

⁶⁴⁾ Albrecht schreibt am 7. Juli, daß er in der nächsten Woche mit Wilhelm in Zerbst zusammentreffen wird. Am 16. Juli stellt er in Zerbst eine Urkunde aus. P. K. 427, 428.

⁶⁵⁾ Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. VII. 74. Zu vergleichen mit Albrechts weiter unten zitiertem, am 30. September an Herzog Wilhelm gerichteten Brief.

⁶⁶⁾ Dies erwähnt Wilhelm in seinem vom 12. Oktober datierten Brief.

⁶⁷⁾ P. K. II. 38.

Er war dessen sicher, daß die beiden Fürsten nicht wagen werden, gegen sein willkürliches Vorgehen Einsprache zu erheben. Ohne neuerliche Beratungen abzuwarten, ließ er die Urkunde in drei Exemplaren ausstellen, versah dieselben mit seinem Siegel und schickte sie Mitte September durch einen Diener Georg von Steins mit der Aufforderung zu Albrecht, dieser möge die Urkunde seinerseits mit Siegeln versehen; dasselbe sollte auch Wilhelm tun⁶⁸⁾.

Der Kurfürst beanstandete nichts und überließ die endgültige Entscheidung Wilhelm, dem er folgendes schrieb:

«Versiegelt Ihr die Briefe, so wird der Knecht mit den Briefen wieder zu uns kommen, wollen wir sie auch versiegeln; versiegelt Ihr sie nicht, so wollen wir den Unglimpf auch mit tragen und unversiegelt lassen... Denn was Euer Lieb will, wollen wir auch. Sonst wollten wir mit dem König von Ungarn in keine Einigung gehen; denn wollten wir das gerne gethan haben, so wäre uns nutzer gewesen, wir hätten Geld darum genommen, dann nicht also umsonst thun»⁶⁹⁾.

Herzog Wilhelm gab seiner Besorgnis mit Bezug auf den Punkt der früher geschlossenen Bündnisse Ausdruck⁷⁰⁾, worauf Albrecht die Entscheidung bis auf ihre spätere bereits in Aussicht

⁶⁸⁾ Die Urkunde, welche vom 15. Juli datiert ist, also das Zerbster Datum beibehielt und im Namen der drei vertragschließenden Fürsten ausgestellt ist, lautet folgendermaßen:

«Bekennen öffentlich, dasz wir uns freundlich zueinander verbunden und gethan haben, inmaszen als hernach folgt. Nämlich dasz wir der König von Ungarn und Böhmen unser lebtage lang wider die obgenannten Markgrafen Albrecht und Herzog Wilhelm nicht sein sollen noch wollen, um keiner Sache willen. Desgleichen sollen und wollen wir obgenannter Markgraf Albrecht etc. und Herzog Wilhelm von Sachsen etc. auch wider seine königliche Würde obgenannt nicht sein um keinerlei Sache und niemands willen. Wir obgenannte König und Fürsten verpflichten uns auch, mit niemand in Einung zu gehn, auf solche oder andere Meinung, dasz da auf ihm trüge dasz unser keiner wider den anderen sein solle. Und nehmen in diese unsere Einung sämtlich und sonderlich aus unseren allerheiligsten Vater den Papst und den Römischen Kaiser in den Sachen, die da ohnmittel den Glauben und das heilige Reich berühren.»

Auf der erhaltenen Kopie ist folgende Bemerkung verzeichnet: «In obgeschriebener Form sind die Briefe drei gleichlautend gewesen und die alle drei auf Befehl meines gnädigen Herrn meinem Herrn Herzog Wilhelm zugeschickt.» Archiv. VII. 74.

⁶⁹⁾ 30. September 1472. P. K. I. 455.

⁷⁰⁾ Vom 12. Oktober datierter Brief. P. K. 458.

genommene persönliche Zusammenkunft verschob⁷¹⁾, welche aber erst gegen Mitte März des Jahres 1473 erfolgte und den Beschluß erbrachte, die ganze Angelegenheit in Schweben zu halten.

Von den drei Exemplaren der Urkunde sollte jeder Vertragsschließende eines erhalten. Albrecht behielt aber alle drei bei sich und verständigte Matthias nicht einmal, ob er und Herzog Wilhelm den Vertrag angenommen und mit ihrem Siegel versehen hätten.

Albrechts Meinung war nämlich, daß er sich und seinem fürstlichen Freunde dadurch, daß er die Urkunde nicht auslieferte, freie Hand sicherte, während Matthias durch die Übersendung der mit seinem Siegel versehenen Urkunde sich gebunden erachten mußte. Albrecht fühlte sich vollkommen beruhigt und versicherte seinen Anhängern, «daß er mit dem Könige von Ungarn Verständniß habe, mit ihm verbunden sei»⁷²⁾.

Matthias, den andere wichtige Angelegenheiten beschäftigten, hatte die Vertragsurkunde vollkommen vergessen; er drängte nicht auf deren Rücksendung, trotzdem er sich Ende des Jahres (1472) brieflich an Albrecht wandte, um für böhmische Untertanen, die auf fränkischem Gebiete des Kurfürsten gepfändet worden waren, Schadenersatz zu fordern. Er schrieb ihm: «Begehren wir an Euere Freundschaft, daß den unseren solches ihr Schad bekehrt wird, damit Euer Lieb Leute auch darum in unseren Königreichen nicht aufgehalten werden, das wir zur Billigkeit um Euer Lieb verschulden»⁷³⁾.

Matthias fand im Frühlinge des Jahres 1473 Gelegenheit, Albrecht einen Beweis seiner Wertschätzung zu erbringen, indem er sich geneigt zeigte, ihn in den mit den Jagellonen obwaltenden Zwistigkeiten als Friedensrichter anzunehmen⁷⁴⁾.

Erst fast nach Ablauf eines Jahres (Anfangs September 1473) fiel es Matthias ein, daß er die Exemplare der Bündnisurkunde nicht zurückerhalten habe. Irrtümlicherweise nahm er an, daß er seinerzeit diese Schriftstücke Herzog Wilhelm gesandt hatte. Er wandte sich daher brieflich an letzteren:

«Als... Georg von Stein... Euer Lieb drei versiegelte Bündnisbriefe, uns, Euer Lieb und Markgraf Albrecht berührende zuge-

⁷¹⁾ Vom 19. Oktober datierter Brief. P. K. II. 667.

⁷²⁾ Briefe vom 29. November und 9. Dezember 1472. P. K. 466, 469.

⁷³⁾ Die gleichzeitige Kopie des vom 30. Dezember 1472 datierten Briefes befindet sich in dem Kreisarchiv von Nürnberg. Einen Auszug teilt die P. K. mit. I. 476.

⁷⁴⁾ Palacky, Geschichte Böhmens. V. Band. I. Teil. 86.

sandt hat, ... begehren wir an Euer Lieb die genannten drei Briefe wieder zu Eueren Händen zu bringen und die dem gemeldeten Stein, so er danach senden wird, wieder zu antworten»⁷⁵⁾.

Infolgedessen bat Wilhelm den Kurfürsten um die Übersendung der Urkunden, welche er auch in Begleitung eines recht blutarmen Ratschlages erhielt. Albrecht empfahl als Ausflucht, darauf hinzuweisen, daß Georg von Stein in einem seiner Briefe sich dahin geäußert habe, er wisse nichts von einem zwischen dem König von Ungarn und den Fürsten bestehenden Bündnisse. Im übrigen betonte Albrecht, daß er auf den Abschluß des Bündnisses kein Gewicht lege, «denn der König von Polen, auch die Krone zu Böhmen uns näher gelegen sind, denn die Krone zu Ungarn».

Bei dieser Gelegenheit fiel eine interessante Äußerung Albrechts:

«Wir sind zu Ungarn etlichmal erzogen worden bei unserer gnädigen Frau der Kaiserin seligen (bei der Gemahlin des Kaisers Sigismund). Deshalb sind wir gleichwohl an das der Königlichen Würde (Mathias) auch der Krone zu Ungarn viel geneigt, ... So sind wir mit seiner königlichen Würde Vater (Johannes von Hunyad) gar in gutem Wesen bestanden und haben uns gutes zu ihm versehen»⁷⁶⁾.

Albrecht konnte die Vorwürfe Matthias', welcher in des Kurfürsten Gebahren eine schwere Beleidigung sah, nicht von sich abwenden⁷⁷⁾.

* * *

Während dieser Zeit erbrachte Kurfürst Albrecht zahlreiche Beweise seiner Anhänglichkeit zum Kaiser. Er erschien im Frühlinge des Jahres 1473 in der nach Augsburg einberufenen Fürstenversammlung. In der zu Matthias entsendeten Reichsgesandtschaft ließ er sich durch drei seiner Räte vertreten⁷⁸⁾. Seine politische Auffassung

⁷⁵⁾ 12. September 1473. Mátyás király levelei. I. 292.

⁷⁶⁾ Vom 18. Oktober 1473 datierter Brief Albrechts. Archiv zu Weimar.

⁷⁷⁾ Im Frühlinge des Jahres 1479 schreibt Matthias an den Ritter von Stein: «Ipse marchio ita graviter nos lesit, quod vix sibi credere possumus, Potes recordari, quod propterea te et Emericum de Palocz aliquando ad eum misi mus, et quibus illusionibus nos expedivit.» Aus derselben Zeit stammende Kopie im Nürnberger Kreisarchiv. Die daselbst aufbewahrte gleichzeitige deutsche Übersetzung gibt den Inhalt des letzten Satzes nicht ganz genau wieder: «Mit Gespött ausgerichtet.»

⁷⁸⁾ Siehe die Briefe des Kaisers vom 18. Juni und 7. Juli, die Briefe des Kurfürsten von Mainz vom 13. Juni und 6. Juli, sowie den vom 27. Juni datierten Brief Albrechts. P. K. 510—524. Weisungen des Kurfürsten an seinen Gesandten vom 17. Juli. Fontes. XLVI. 402.

beleuchtet sehr charakteristisch die Instruktion, welche er für die nach Ungarn ziehende Gesandtschaft selbst verfaßte:

«Zum ersten, dem König zu sagen, unseren Dienst mit höflichem und ziemlichen Erbieten. Item zu sagen, nachdem die Kristmenschen nach Anfechtung der schnöden Türken erbärmlich und unmenschlich gepeinigt, vertilgt und zerstört werden, dem Widerstand zu thun... hat unser allergnädigster Herr abermals einen (Reichs)tag fürgenommen, auf sanct Mathäus Tag nach Augsburg... Bitten wir seine Freundschaft und Gnaden, dass er dem allmächtigen Gott zu Lob und kristlichem Glauben zu Rettung, sich in eigener Person auf den (Reichs)tag fügen wolle, oder ob es ihm nicht gelegen wäre, seine treffliche Botschaft schicken, helfen zu raten und fürzunehmen und vollendet werde ein Widerstand wider die Ungläubigen.

Nachdem wir nun verstanden haben... dass noch etwas Irrung zwischen der kaiserlichen und königlichen Würde... sei, bitten wir seine königliche Freundschaft und Gnaden... seiner kaiserlichen Maiestät Land, Leute und Untertanen nicht gestatte zu beschädigen. Und so seine königliche Würde auf den (Reichs)tag komme oder schicke, so wollen wir allen möglichen Fleiss ankehren, zwischen der kaiserlichen Maiestät und ihm zu handeln, dadurch eine gründliche, beständige und aufrichtige Einigkeit zwischen ihnen gemacht werde, der Kristenheit zu Trost, ihrer beider Landen und Untertanen zu Ruhe und Nutzen.

Wo aber das nicht geschehe... so möge seine königliche Freundschaft und Gnaden wohl verstehen, dass der ganzen Kristenheit, dem heiligen Römischen Reich und allen Kristenmenschen mercklich daran gelegen sei, was wir auch als Kurfürsten und Fürsten des heiligen Reiches... schuldig und pflichtig wären, dass uns auch seine kaiserliche Maiestät mit Hilfe und Beistand nicht fügt zu verlassen, noch auch verlassen möchten; und seine königliche Würde sich darin so freundlich und gebütlich halten wolle, als wir zu seiner Freundschaft und Gnaden ganze unzweifelte Zuversicht und Glauben haben, auch zusamt dem Lohne von dem allmächtigen Gotte und der Billigkeit willen, um seine königliche Freundschaft und Gnaden alles unseres Vermögens willig sind zu verdienen.»

Der Kurfürst schließt diese Schrift mit folgender Weisung:

«Die Drohworte sollen die Räte verziehen auf das längste. Wo aber alle Dinge nicht helfen wollen, sollen sie die Drohworte reden: wie wir seine kaiserliche Maiestät nicht (ver)lassen könnten so er also von Tag zu Tag vergewaltigt und bekriegt werde;

nachdem das Haus Österreich nicht das mindeste Glied des heiligen Reiches ist»⁷⁹⁾.

Gleichzeitig war Albrecht bemüht, den Kaiser zu einem Bündnis mit den Jagellonen zu veranlassen. Er verständigt am 17. Juli den Kaiser, daß Gesandte der Könige von Polen und Böhmen bei ihm erscheinen werden, mit welchen er «eine ausreichende hülfliche Einung gegen Ungarn» erlangen könne⁸⁰⁾.

Später, nachdem er diese Gesandten an seinem Hofe empfangen hat, versicherte er ihn, daß er «wider Ungarn» alles erlangen könne, was er wolle⁸¹⁾. Um ihn zu schnellem Entschlusse anzuspornen, schreckte er ihn damit, daß, falls Matthias sich mit dem König von Polen versöhnt, er ihm zuvorkommen und sich mit seinem ganzen Heere gegen ihn wenden könnte⁸²⁾.

Tatsächlich gewann Matthias durch die Unentschlossenheit des Kaisers so viel Zeit, um am 24. Feber 1474 mit dem König von Polen einen auf drei Jahre lautenden Waffenstillstand zu schließen. Da erschrak der Kaiser und erbat sich die Vermittlung Albrechts, «damit wir» — dieses seine Worte — «nicht in Schimpf, Schaden und ganz Verderben kommen und geführt werden»⁸³⁾.

Albrecht hielt treu zum Kaiser und entfaltete in seinem Interesse eine vielseitige Tätigkeit. Er trachtete die Verbündeten Matthias', den Herzog Ludwig von Bayern und des Königs mächtigen Vasallen, den Herzog von Liegnitz, durch böhmische und polnische Heiratsprojekte ihrem Verbündeten abwendig zu machen. Die Könige Kasimir und Wladislaw eiferte er an, den kaum geschlossenen Frieden zu brechen und offensiv vorzugehen. Als letztere sich entschlossen, tatsächlich den Krieg zu beginnen, stand ihnen Albrecht mit seinem Rate betreffs der Kriegführung bei. Ihre ursprüngliche Absicht, Breslau zu belagern, verwarf er als unzweckmäßig, hingegen empfahl er ihnen, mit 60 000 Mann in Ungarn einzudringen⁸⁴⁾.

⁷⁹⁾ Dieses Projekt befindet sich in gleichzeitiger Kopie im Staatsarchiv in Wien, ohne Datum und mit der Aufschrift: «Werbung zu befehlen den die von den Kurfürsten und Fürsten zu dem König von Ungarn geschickt werden sollen» (Chmel. Monumenta. I/2. 28—31). Aus dem Briefe des Kurfürsten vom 27. Juni an den Erzbischof von Mainz ist es klar, daß er der Verfasser sei (P. K. I. 576).

⁸⁰⁾ Fontes. XLVI. 199.

⁸¹⁾ 29. Oktober. P. K. 586.

⁸²⁾ P. K. 596.

⁸³⁾ 15. April 1474. P. K. 647.

⁸⁴⁾ Vom 19. September 1474 datierter Brief Albrechts an den König von Dänemark. Fontes, XLVI. 286. Brief an den Kaiser, vom 23. Oktober. P. K. I. 732.

Die beiden Könige befolgten den erteilten Rat nicht, sondern hielten sich an ihren ursprünglichen Kriegsplan, welcher gefährliche Konsequenzen heraufbeschwörte. Die herbstlichen Regengüsse, der Mangel an Nahrungsmitteln für Menschen und Tiere verursachten verheerende Seuchen, so daß sich Kasimir und Wladislaw — trotz gegenteiliger Bemühungen der im Lager erschienenen Gesandten Albrechts — gezwungen sahen, um Frieden zu bitten⁸⁵⁾.

Im Frühlinge des nächsten Jahres, als der König von Ungarn Georg von Stein als Gesandten zu dem Fürsten von Burgund schickte, um mit diesem ein Bündnis zu schließen, bat Albrecht den ihm verwandten König von Dänemark, den ungarischen Diplomaten, «seines und des Kaisers Feind,» falls er seinen Weg durch sein deutsches Gebiet nehmen sollte, aufzuhalten und zum Kaiser zu senden⁸⁶⁾.

IV.

Matthias erhielt von der feindlichen Haltung Albrechts Kenntnis und verschaffte sich Genugtuung, indem er die auf dem Gebiete der Lausitz befindlichen böhmischen Lehensgüter des Kurfürsten dem Grafen Sternberg verlieh. Zu Beginn des Jahres 1475 befürchtete Markgraf Johann, daß der König von Ungarn einen Einfall in Brandenburg unternehmen werde; er wandte sich an die Herzöge von Sachsen um Hilfe⁸⁷⁾.

Der Angriff erfolgte zwar nicht, aber die Hohenzollern gerieten anfangs des nächsten Jahres (1476) durch die Glogauer Erbfolgefrage in eine kritische Lage.

Das Herzogtum Glogau-Krossen hatte in Albrechts Augen infolge seiner bedeutenden Einkünfte, seiner starken Festungen und seiner Lage an der brandenburgischen Grenze einen ganz besonderen Wert. Um dasselbe seinem Hause zu erwerben, hatte Albrecht seine zehnjährige Tochter Barbara dem greisen und kinderlosen Herzog Heinrich vermählt (1474) und diesen dahin beeinflußt, seiner Gattin die Erbfolge zu sichern. Letztere Verfügung konnte aber nur dann Rechtskraft gewinnen, wenn der Herzog die Einwilligung des Königs von Böhmen erlangte. Heinrich hätte von Matthias, den er als seinen Lehensherrn anerkannte und dem er treu ergeben war, die Einwilligung erhalten können. Dies aber wollte Albrecht nicht zugeben, da er Wladislaw als legitimen König von Böhmen aner-

⁸⁵⁾ P. K. I. 748, 979.

⁸⁶⁾ P. K. II. 156.

⁸⁷⁾ Vom 25. Jänner 1475 datierter Brief. P. K. II. 84.

kannte und seine Tochter unter dessen lehensherrliche Obrigkeit zu stellen wünschte⁸⁸⁾.

Matthias sah voraus, daß Albrecht nach dem Tode Heinrichs das Herzogtum — ohne sich um seine Einwilligung zu kümmern — für seine Tochter Barbara besetzen werde. Um dies zu verhindern, veranlaßte er, daß anfangs des Jahres 1475 die Stände von Glogau versprachen, seinen auf die Erbfolge bezüglichen Verfügungen zu folgen⁸⁹⁾.

Auf diese Weise wollte Matthias es erreichen, daß bei Eintritt des Todesfalles die Hohenzollern im Interesse der Erwerbung Glogaus ihm huldigen mögen.

Als er daher in den letzten Tagen des Jahres 1475 bei Belgrad im Felde liegend, die Nachricht erhielt, daß Herzog Heinrich schwer erkrankt sei, schickte er Georg von Stein mit der Botschaft zu Albrecht, daß seine Tochter das Herzogtum behalten könne, wenn sie die lehensrechtliche Bestätigung von ihm erbitte. Stein war auch bevollmächtigt, in diesem Falle die Übertragungsurkunde auszustellen⁹⁰⁾.

Georg von Stein und der königliche Hauptmann in Schlesien, Stephan Zápolyai, warteten das Ableben des Herzogs nicht ab, sondern trachteten je eher die Lehensrechte ihres Herrschers zu sichern. Vier Tage vor Eintritt des Todes erinnerten sie die Stände an den vor einem Jahre geleisteten Eid und forderten sie auf, wenn das erwartete Ereignis eintreten werde, keinen Prätendenten in die Provinz hineinzulassen⁹¹⁾.

Auch von der anderen Seite wartete man den Tod des Herzogs nicht ab. Als der Arzt das bald eintretende Erlöschen des Kranken anzeigte, drangen brandenburgische Scharen ein und besetzten die Festungen⁹²⁾. Nach dem am 22. Februar erfolgten Tode des Herzogs leisteten die Glogauer Stände Barbara den Eid der Treue, den Statthaltern Matthias' aber ließen sie auf deren Aufforderung eine ausweichende Antwort zukommen⁹³⁾.

⁸⁸⁾ Diese Nachricht schickt Albrecht selbst am 17. März und 31. März 1476 durch seine Gesandten an Wladislaw. P. K. II. 210, 214.

⁸⁹⁾ In ihren Briefen vom 18. Feber 1476 machen Stephan Zápolyai und Georg von Stein die Krossener Stände auf dieses Versprechen aufmerksam. P. K. 203.

⁹⁰⁾ Das am 30. Dezember 1475 ausgestellte Beglaubigungsschreiben (Mátyás király levelei I. 323).

⁹¹⁾ Vom 18. Feber 1476 datiertes Schreiben derselben. P. K. II. 203.

⁹²⁾ Vom 22. Feber datierter Brief des Markgrafen Johann an seinen Vater. P. K. 202.

⁹³⁾ P. K. 203, 204.

Georg von Stein, den wichtige Angelegenheiten in Schlesien festhielten, konnte dem Auftrage seines Herrn nicht sofort nachkommen; daher war der Kurfürst von den Absichten Matthias' nicht orientiert und meinte, daß er von dem Könige die Bestätigung des Testaments nicht zu erwarten hätte⁹⁴).

Deshalb schickte er Gesandte nach Prag zu Wladislaw und bat ihn, die Rechte seiner Tochter gegen den König von Ungarn in Schutz zu nehmen, und als vom Kaiser gesetzlich anerkannter König von Böhmen über die lehensrechtliche Übertragung die Urkunde auszustellen. Er berief sich darauf, daß seine unverbrüchliche Treue zum Kaiser Ursache seines Zwistes mit dem König von Ungarn sei, den er nicht als gesetzlichen König von Böhmen anerkenne⁹⁵).

Auch später, nachdem Albrecht erfuhr, daß Matthias geneigt war, seine Tochter als Erbe der Herzogtümer anzuerkennen, machte er von dem Anerbieten des Königs Mitteilung an Wladislaw und schrieb ihm: «Veracht es noch alles und will gut Behmisch sein und bleiben»⁹⁶).

Trotz dieser scheinbar entschiedenen Stellungnahme befolgte Albrecht eine unaufrichtige Politik. Er ersuchte nämlich die ungarischen Statthalter, zu erwirken, daß ihr Herrscher sich Barbara gegenüber als «wohlwollender Herr erweisen» und ihre Rechte anerkennen möge⁹⁷). Er wählte seine Worte mit großer Vorsicht, so daß denselben weder die Bitte um lehensherrliche Bekräftigung, noch die Anerkennung der königlich-böhmischen Machtbefugnis König Matthias' zu entnehmen war.

In dem weiteren Verlaufe der Unterhandlungen trat wieder die meisterhafte Invention Albrechts hervor. Er verfaßte den Text einer Urkunde, die Georg von Stein im Namen König Matthias' ausstellen sollte; dieselbe ist anderthalb Jahre zurückdatiert und besagt, daß der König auf die Bitte Herzog Heinrichs dessen Gattin als Erbin und Nachfolgerin anerkennt⁹⁸).

Die Absicht war, seine Tochter die Vorteile der Bestätigung von seiten Matthias' genießen zu lassen, ohne daß diese darum angesucht

⁹⁴) Aus dem zitierten Briefe Markgraf Johanns ist dies deutlich ersichtlich.

⁹⁵) Seine vom 17. März 1476 datierte Verordnung. P. K. 210.

⁹⁶) Dem nach Prag geschickten Gesandten erteilte Weisung vom 31. März 1476. P. K. 214.

⁹⁷) Fontes. XLVI. 383.

⁹⁸) Das Konzept befindet sich im Berliner Hausarchiv. Das Datum lautet: «Geben zu Breslau auf den Tag etc. und im 74 auf Zeit als der König zu Breslau gewest ist.» Auszug: P. K. II. 216.

hätte, und daher gezwungen gewesen wäre, Matthias als König von Böhmen anzuerkennen.

Stein wies diese kühne Zumutung nicht entrüstet zurück, sondern erteilte die Abweisung in ziemlich sanfter Form:

«Ich habe eine Fürsorge, so mein Herr der König das gerne thäte, dass die Böhmischn Herrn das nicht gedulden würden.» Gleichzeitig betonte er: «Glaube Euer Fürstlichen Gnaden, seine königliche Maiestät hat also einen königlichen Mut, dass seine Gnade allweg lieber einen Markgrafen zu Brandenburg oder einen Herzog von Sachsen, dann einen geringeren zu Mannen hat»⁹⁹).

Albrecht bestand nicht auf seinem Wunsche und hätte sich damit begnügt, wenn die Urkunde Matthias' mit dem Datum des Tages der Ausfertigung versehen worden wäre. Diesen Entschluß aber faßte er mit dem Gefühle der Beschämung und wälzte die Verantwortlichkeit auf die Schultern seines zwölfjährigen Kindes: «Er merke an seiner Tochter» — schrieb er Stein — «dass sie die Bestätigung gerne annimmt und dagegen thut alsviel einer Fürstin in Schlesien zu thun gebührt»¹⁰⁰). Immerhin wählte er absichtlich diese unentschiedenen Ausdrücke, aus welchen nicht ersichtlich war, ob Barbara Matthias tatsächlich als Böhmens rechtmäßigen König anerkenne.

Stein vermied diesmal eine endgültige Äußerung, indem er nach Buda verreiste, um des Königs Entschluß in dieser Angelegenheit zu erfahren. Erst nach sechs Wochen kehrte er nach Schlesien zurück, um dem Kurfürsten am 24. Juli zu melden, daß er keine endgültige Antwort erhalten habe. Doch fügte er hinzu, er wüßte

«nichts austräglicheres, dann dass Euer fürstliche Gnaden selbs persönlich auf seiner königlichen Gnaden Hochzeit käme. Euer fürstliche Gnaden möchte in den Dingen erlangen, das sonst nicht geschehen könnte... In den Dingen weisz ich nichts nutzlicher, dann dass Euer fürstliche Gnaden persönlich komme und Herzog Hanser mit Euch bringe, und dass seine fürstliche Gnad mit etlichen Helmen in hohen Zeugen gerüstet käme. Euer beiden Gnaden wird Ehre und Zucht erzeugt. Es ist auch nicht not, dass Euer fürstliche Gnaden reite, denn bei uns ist Sitte, dass jedermann in Wagen fahrt»¹⁰¹).

Matthias machte daher die günstige Erledigung der Glogauer Angelegenheit davon abhängig, ob die Hohenzollern geneigt wären,

⁹⁹) 2. Mai. P. K. 223.

¹⁰⁰) 13. Mai. P. K. 227.

¹⁰¹) P. K. 239.

ihre Huldigung und den Anschluß an seine Politik offenkundig zur Schau zu tragen.

Gleichzeitig versuchten die schlesischen Statthalter Matthias' durch die Autorität des päpstlichen Stuhles auf Albrecht und die Glogauer Anhänger einen Druck auszuüben. Ende Juni hielten die schlesischen Stände in Breslau eine Versammlung ab, auf welcher auch die Glogauer Stände und die Gesandten des Kurfürsten erschienen. Hier verkündete der päpstliche Gesandte, Bathasar von Piscia, das Schreiben Sixtus IV., in welchem Matthias als König von Böhmen anerkannt wird, und forderte die Glogauer auf, ihrem Oberlehensherrn den Eid der Treue zu leisten. Diese aber erwiderten, daß sie sich durch einen Schwur der Treue bereits Barbara verpflichtet hätten und zu keinem anderen Eid verpflichtet wären; daher möge man sie, bis der Konflikt bezüglich des Besitzes der böhmischen Krone zwischen Matthias und Wladislaw beigelegt sei — «in Ruhe lassen». Der päpstliche Gesandte tadelte in scharfen Worten die Unbotmäßigkeit, mit welcher sie den Befehlen des heiligen Stuhles begegneten; doch blieb sein Tadel wirkungslos. In seinem nach Rom gesandten Bericht gesteht er mit Bedauern, daß das Ansehen des päpstlichen Stuhles in den Kreisen der katholischen böhmischen Stände sehr gesunken sei, und daß er mit Kirchenstrafen seinen Zweck nicht erreichen könne¹⁰²).

Kurfürst Albrecht würdigte die verlockende Aufforderung Steins nicht einmal einer Antwort¹⁰³) und stellte sich, ungeachtet der päpstlicher Ermahnungen offen an Wladislaws Seite. Letzterer fertigte als Oberlehensherr am 27. Juni die Übertragungsurkunde für Barbara aus und gestaltete den Bund mit den Hohenzollern noch fester, indem er um die Hand der zwölfjährigen Herzogin-Witwe anhielt. Diese willigte mit Zustimmung ihres Vaters freudig ein und erteilte den Glogauer Ständen alsbald die Weisung, Wladislaw als ihren Vormund anzuerkennen und von nun an seinen Befehlen zu gehorchen¹⁰⁴).

Der päpstliche Legat bezeichnete sowohl das Heiratsprojekt als auch Albrechts Bündnis mit Wladislaw als Ungehorsam gegen den päpstlichen Stuhl und versuchte jedes ihm zugebote stehende Mittel zur Vereitelung dieses Vorhabens; indessen war ihm völlig klar, daß seine Bemühungen vergeblich sein werden; er prophezeite, daß

¹⁰²) Vom 16. September 1476 datierter Bericht des B. von Piscia aus Breslau. (Das Original in der St. Marcusbibliothek in Venedig. Classis X codex 178 f. 35).

¹⁰³) Dies erwähnt Stein vorwurfsvoll am 5. Jänner 1478; P. K. II. 343.

¹⁰⁴) P. K. 345.

zwischen Matthias und Albrecht ein Krieg entbrennen würde, und daß der erstere gezwungen sein werde, die gegen die Türken geplante Unternehmung fallen zu lassen¹⁰⁵).

Als Matthias von den Geschehnissen Kunde erhielt, verlieh er in seiner Entrüstung das Herzogtum Glogau dem Herzog Johann von Sagan, dem Neffen Herzog Heinrichs¹⁰⁶). Albrecht aber ließ er wissen, daß er sich für die erlittenen Beleidigungen mit den Waffen Genugthuung verschaffen werde.

Er schreibt ihm:

«Dass Euere Bruderschaft Ihre Tochter... dem durchlauchtigsten Wladislaw, erstgeborenen Sohn des durchlauchtigsten... König zu Polen vermählt hat, verwundert uns nicht, haben auch keine Sorge darum; aber dasz derselbe erstgeborne Sohn durch der Ursach willen das Herzogtum und Land weiland Heinrichs Herzogen zu Krossen, Glogau und Freienstadt, unseres Lehensmannes... einzuziehen vornimmt, auch jetzt von den Lehenmannen des vorgenannten Landes Huldigung... herausgedrückt hat, das wir nicht sollen leiden, als wir das auch in keinemweg erleiden mögen... Es mehret uns auch in den Dingen Mißfallen... dasz solches mit Euerer Bruderschaft Rat geschehen sei, von dessen Freundschaft wir solcher Dinge nicht hoffentlich gewesen sind; denn allweg alsviel als in uns gewesen ist, wir auf solches dasz Ihr uns lieben sollet, mehr denn hassen Ursach geben haben... Es bewegt aber vor allen Dingen unser Gemüth, dasz alsdann da wir den Streit wider die ungläubigen Türken... uns fleiszig, uns solche Dinge zufallen, die uns davon abwenden, um deswillen dasz wir unsere eigene Sache nicht verlassen... Aber nun so wir ausziehen würden, abzuwenden solche Gewaltsam, werden alle Menschen sehen, dasz wir das nicht dann gezwungen und wider Willen thäten... Das wollten wir Euer Bruderschaft kürzlich verkünden, . . . dasz wir unsere Injurie uns in dem geschehen, als die auf das allergrözste ist, nicht missiglich schätzen, und uns auch nicht unrechtlich bewegt ob wir unseren Dingen Fürsehung theten»¹⁰⁷).

Gleichzeitig machte er dem Bundesgenossen Albrechts, Herzog Wilhelm von Sachsen, Mitteilung von seinem Entschlusse¹⁰⁸).

¹⁰⁵) In dem zitierten Bericht.

¹⁰⁶) 12. September 1476. *Scriptores rerum Silesiacarum*. X. 108.

¹⁰⁷) 1. Oktober 1476. *Mátyás király levelei* I. 345.

¹⁰⁸) 2. Oktober. *Dieselbst.* 348.

Albrecht erteilte seine Antwort in schlauer Weise. Er gab sich den Anschein, ernsthaft daran zu glauben, daß Matthias gegen die Heirat seiner Tochter nichts einzuwenden habe und dankte ihm dafür. Gleichzeitig bestrebte er sich, der Situation den Anstrich zu geben, als ob ihn die Glogauer Frage nicht näher interessieren würde und als ob es sich bloß um einen Konflikt zwischen Matthias und Wladislaw handle, für den er aber durchaus nicht verantwortlich gemacht werden könne. Er schrieb:

«Lieber Herr und Bruder. Als Euer Königliche Würde uns schreibt, dasz Ihr uns nicht verdenkt, dasz wir unsere Tochter dem erstgeborenen Sohn des durchlauchtigen... Königs von Polen gegeben haben, dessen sind wir dankbar und getrauen unzweifelnd, dasz wir Euer Lieb oder Niemand verärger, dasz wir unseren Kindern gerne das beste thäten. Der anderen Ding halb zwischen Euer beider königlichen Würden sind wir nicht Verantwortor, und wollten dasz es also geschickt wäre, dasz Ihr Euer Wesen in friedlichen, glükseligen, langwährenden Stand sollt gegeneinander vertreiben. Sonst zu den anderen Dingen zu antworten ziemet besser der Königlichen Würde unseren Herrn Bruder, Schwager und Sohn (d. h. Wladislaw) denn uns; darum so wollen wir in allerbesten Abschrift Eueres Briefes seiner königlichen Würde zuschicken, im Vertrauen er werde gar gebürlich nach gestalt der Sache dazu antworten»¹⁰⁹⁾.

Matthias indessen bestand auf seiner Auffassung, daß die Verantwortlichkeit Albrecht treffe. Er forderte den päpstlichen Legaten auf, Albrecht und seinen Sohn als «die Beschützer der Hussiten» mit dem kirchlichen Bannfluch zu belegen. Der Legat verhängte über die Stadt Krossen, welche im Interesse Wladislaws großen Eifer entfaltet hatte, das Interdikt, und verständigte den Markgrafen Johann, daß ihm die Exkommunikation drohe, falls er den Herzog von Sagan, den Lehensmann Matthias', in dem Besitze des Glogauer Herzogtumes beunruhigen sollte¹¹⁰⁾.

In Angst vor Matthias Heeren und den Strafen des römischen Stuhles unterwarfen sich die Glogauer Stände und huldigten am 7. Dezember dem Herzog Johann von Sagan, welcher alle jene Städte, die brandenburgische Besatzung aufgenommen hatten, mit Waffengewalt bedrohte. Markgraf Johann sah sich am 28. Juli ge-

¹⁰⁹⁾ Das Konzept des vom 12. November datierten Briefes befindet sich im Königlich Preußischen Hausarchive.

¹¹⁰⁾ *Scriptores rerum Silesiacarum.* X. 109 und P. K. II. 276, 335.

zwungen, mit seinem Gegner einen Waffenstillstand zu schließen. Wladislaw verhielt sich diesen Ereignissen gegenüber als indifferenter Zuschauer; ja er ersparte den Hohenzollern nicht einmal die Beschämung, daß er sich jetzt weigerte, die eheliche Verbindung mit Barbara einzugehen. Kurfürst Albrechts Bemühungen, ihn durch den Papst zur Schließung der Ehe zu zwingen, blieben erfolglos.

V.

In solch trauriger Lage befand sich die Hohenzollern-Dynastie, als im Jahre 1477 zwischen Matthias und dem Kaiser der Krieg ausbrach. Gerne hätte der Kurfürst, gleicherweise angespornt durch sein Pflichtgefühl und sein Interesse, den hilfeheischenden Aufforderungen des Kaisers Folge geleistet, indessen benötigte er seine Scharen dringend zur Verteidigung des eigenen Landes. Der Herzog von Sagan hatte nämlich, den Waffenstillstand brechend, aufs neue die Feindseligkeiten begonnen und war — von ungarischen Scharen unterstützt — in Brandenburg eingebrochen, wo er bis Frankfurt an der Oder vordrang und dessen Vororte in Brand steckte¹¹¹⁾. Daher gereichte es dem Kurfürsten zur Beruhigung, daß der Kaiser, den auch die Könige von Böhmen und Polen im Stiche gelassen hatten, bereits zu Anfang des Herbstes Friedensunterhandlungen begann. Albrecht sandte seine Räte zu Kaiser Friedrich, um zu erwirken, daß in den Friedensunterhandlungen auch seiner gedacht werde und bei dieser Gelegenheit auch die Glogauer Frage ihre Lösung finde.

In öffentlicher Audienz brüsteten sich diese Gesandten zwar damit, daß ihr Herr, gegen den König von Ungarn, dem Kaiser in seiner bedrängten Lage helfen werde; im Vertrauen aber teilten sie mit, daß der Kurfürst nicht imstande sei, dem Kaiser beizustehen.

In seiner Antwort erklärte der Kaiser, daß er in dem mit dem König von Ungarn geschlossenen Waffenstillstand auch des Kurfürsten nicht vergessen habe, und ermahnte letzteren, für den Fall, daß der Friede nicht zustande käme, sich zum Widerstand zu rüsten¹¹²⁾.

Die durch die Unsicherheit der Lage verursachten Besorgnisse des Kurfürsten, der sich in Franken aufhielt, wurden noch durch die am 18. Dezember aus Berlin anlangende Nachricht seines Sohnes gesteigert, daß Matthias nach dortigen Gerüchten sich persönlich nach Schlesien begeben und dem Herzog von Sagan beistehen wolle.

¹¹¹⁾ P. K. 333.

¹¹²⁾ P. K. 338.

Markgraf Johann bat daher seinen Vater, je eher nach Brandenburg zu kommen und falls er selbst es beschämend finde mit dem Herzog von Sagan zu verhandeln, ihn, seinen Sohn, dazu zu bevollmächtigen.

«Er möge verhüten, dasz uns zum letzten groszen Verderben der Herrschaft unser und des Landes nicht geschehe als dem Esel den niemand zum Wasser bringen mag wenn er nicht durstet, wenn er aber durstig wird, so möge er selbst wohl zum Wasser»¹¹³⁾.

Der Kurfürst verließ seinem Bedenken Ausdruck, sich Matthias anzuschließen, «der bekanttlich seine Versprechungen nicht einzuhalten pflege», und dadurch eventuell einen Angriff der Jagellonen heraufzubeschwören¹¹⁴⁾.

Daher verweigerte er seinem Sohne die Bevollmächtigung, sich an Matthias zu wenden. Trotz alledem versuchte der Markgraf durch den Herzog von Liegnitz, der das Wohlwollen des Königs von Ungarn genoß, sich des letzteren Geneigtheit zu erwerben¹¹⁵⁾.

Zu dieser Zeit sah sich Matthias im Interesse höherer politischer Zwecke veranlaßt, sowohl dem Kaiser als auch dem Kurfürsten mit Zuvorkommenheit zu begegnen. Er ordnete zwischen dem Herzog von Sagan und dem Markgrafen Johann einen Waffenstillstand bis zum 24. April an und gab seine Einwilligung dazu, daß der Kaiser zwischen dem Herzog von Sagan und Barbara ein gütliches Einvernehmen herstelle; sollten sich in diesem Bemühen Schwierigkeiten ergeben, möge der Kaiser als Richter die Entscheidung treffen¹¹⁶⁾.

Matthias gedachte nun den Plan eines Bündnisses mit den Hohenzollern wieder aufzunehmen. Kaum war der Friede mit dem Kaiser geschlossen, als er in den ersten Tagen des Jänner 1478 einen seiner Sekretäre mit dem Vorschlag zum Kurfürsten nach Ansbach sandte, man möge in einer persönlichen Zusammenkunft in Breslau die bestehenden Differenzen ausgleichen¹¹⁷⁾. Der Sekretär brachte einen Brief Georg von Steins, in welchem derselbe den Kurfürsten aufmerksam machte,

¹¹³⁾ P. K. 340.

¹¹⁴⁾ 30. Dezember 1477.

¹¹⁵⁾ Dies ist aus dem vom 21. Feber 1478 datierten Briefe des Herzogs von Liegnitz an den Markgrafen Johann ersichtlich. P. K. II. 353.

¹¹⁶⁾ Vom 28. Dezember 1477 datierter Brief der zu Matthias gesandten kaiserlichen Bevollmächtigten an den Markgrafen Johann. P. K. 338.

¹¹⁷⁾ Wir kennen den Inhalt des Vorschlages aus der Antwort Albrechts.

«da König Matthias nun mit dem Kaiser ewiges Bündnis hat, sei ihm dessen Freundschaft natürlich. Seine königliche Maiestät bezahlt jetzt alle seine Hofleute, damit sie sich wieder rüsten mögen und wird jetzt in kurzen Tagen... sich mit Heer auch in Schlesien fügen. Weisz ich nichts besseres, denn dasz Euer fürstliche Gnad zu seiner königlichen Maiestät in Schlesien komme, ohne allen Zweifel, so Euer fürstliche Gnad seine königliche Maiestät erlernt, Euer Gnad wird erfinden, dasz leichter ist überbitten als überdrohen»¹¹⁸⁾.

Der königliche Sekretär kam am 18. Feber in Ansbach an. Albrecht nahm sich mit der Antwort große Mühe und wählte aus dem reichen Schatz der ihm zugebote stehenden Phrasen die von Empfindung überströmendsten.

Er dankt für die freundlichen Erbietungen, und erklärt, dasz der Vorschlag Frieden zu halten, den Streit zwischen seiner Tochter und Herzog Hans friedlich zu schlichten gefalle ihm. Er habe immer gestrebt dem König zu willfahren und dem Kaiser zu gehorchen. Er appelliert an die Ritterlichkeit und den königlichen Sinn des Königs, der einer armen ausgestoszenen Witwe, die auch von ihrem Ehegemahle verlassen ist, beistehen müsse. Rechtfertigt dann seinen Sohn gegen den Vorwurf, die Lausitz beschädigt zu haben; er habe sich nur gewehrt, was sein Recht sei. Endlich versichert er den König, er sei nicht abgeneigt nach Breslau zum Könige zu kommen, wenn er Geleitbrief erhielte und die Zusammenkunft ihm, nachdem er alt und krank sei, zwei Monate vorher angesagt würde; wäre er verhindert zu erscheinen, sendet er seinen Sohn¹¹⁹⁾.

Am 21. Feber sandte Albrecht den Text dieser Antwort, in Begleitung eines aus einigen herzlichen Zeilen bestehenden Briefes an Matthias:

«Lieber Herr und Bruder. Euer königliche Würde hat uns geschrieben eine Credenz auf Jan von Mila (den königlichen Sekretär), der hat darauf geworben und wir ihm geantwortet, als Ihr hierin verschlossen findet. Haben wir Euer königlichen Würde eilend wollen zuschicken, unserer guten und lauterer Meinung und Willfahung ein Wissen zu haben... Befehlen uns hiemit Euer königlichen Würde uns in Gebühr zu gebieten»¹²⁰⁾.

¹¹⁸⁾ 5. Jänner 1478. P. K. 344.

¹¹⁹⁾ Ebendasselbst. 354.

¹²⁰⁾ Gleichzeitige Abschrift im Königlichen Staatsarchiv in Berlin.

Der Zufall wollte es, daß Matthias an demselben Tage den Brief des Herzogs von Liegnitz beantwortete und in demselben ebenfalls seine Geneigtheit zum Frieden betonte:

«Möchten noch wohl in Gedenken sein, dasz wir durch Dich und andere die Unseren uns allweg gegen denselben Markgrafen zu allem Gleichen und Billigen erboten, das sie denn allweg verschlagen und uns verachtet haben. Wir waren allezeit bisher geneigt unsere Wehre wider die Ungläubigen zu gebrauchen, ... wir sind aber in mancherleiwege durch Christen, Fürsten und Leute also angefochten, dasz wir unserem königlichen Gemüt und Willen wider die Ungläubigen nicht konnten Folge leisten. Darauf so schlagen wir noch nicht ab mit den Markgrafen gütlichen Handl zu haben, und werden in kurz... Georg von Stein... in Schlesien... senden, dem wollen wir empfehlen mitsammt Dir in den Sachen also zu handln, dasz mäniglich vernehmen wird, dasz unserhalb aller weiter Sachen keinerlei Abgang erfunden soll werden; doch dasz Du darob seiest, dasz die Markgrafen mit Herzog Hansen von Sagan Fried halten; denn Du selbst versteh magst, dasz uns nicht gebührt uns selbst und Herzog Hans zu verlassen. Sollten wir mit Heer hineinziehn, als wir ganz der und und andererer Notdurft halben uns jetzt geschickt haben, möcht sich auf beiden Theilen alltag begeben, dasz solcher freundlicher Handl zwischen uns nicht möcht statthaben»¹²¹⁾.

Dieser Brief gelangte in auffallend kurzer Zeit in Markgraf Johanns Hände¹²²⁾, der sich durch den Inhalt desselben dazu ermutigt fühlte, den Grafen Eitelfritz von Hohenzollern — ohne seinen Vater zu befragen — an den königlichen Hof zu senden. Der Graf sollte durch Vermittlung des am königlichen Hofe weilenden Herzogs Christoph von Bayern von König Matthias die Erlaubnis erwirken, daß er, Markgraf Johann, im Interesse der Lösung der Glogauer Frage seine mit unumschränkter Vollmacht Betrauten an den Hof senden dürfe. Gleichzeitig brachte er auch die Bitte vor, daß der König inzwischen den Herzog von Sagan nicht unterstützen möge.

Matthias begegnete diesem Schritte des Markgrafen mit Herzlichkeit. Er erklärte:

freundliche Beziehungen zu Markgraf Johann und dessen Vater seien ihm von jeher lieber gewesen als feindliche; auch über die

¹²¹⁾ Gleichzeitige Abschrift im Königlichen Staatsarchiv zu Berlin.

¹²²⁾ Der Herzog von Liegnitz sendet den Brief an den Markgrafen bereits am 28. Februar. P. K. 353.

Glogauer Frage sei er zu einer Verständigung bereit und lehne den Empfang der markgräflichen Räte nicht ab; den Herzog Hans könne er zwar nicht verlassen, doch ermächtigt er ihn, mit den Markgrafen bis zum 23ten April Waffenstillstand zu schließen, und verspricht, Herzog Hans, wenn derselbe diesen Antrag zurückweisen würde, keine Hilfe zu leisten¹²³⁾.

Dieses Resultat mußte Markgraf Johann große Beruhigung gewähren; denn das Land, in welchem er im Namen seines Vaters regierte, befand sich in trostlosem Zustande. Herzog Wladislaw von Pommern, welcher im Dienste des Königs von Ungarn stand¹²⁴⁾, ließ sich die günstige Gelegenheit nicht entgehen, überfiel anfangs des Jahres 1478 die wichtige Grenzstadt Garz, überrumpelte mehrere Schlösser und zog verwüstend in die Neumarkt. Dann im März besetzten ungarische Freischärler die Stadt Belitz in Brandenburg und erbeuteten reiches Gut. Serbische Söldner in ungarischem Dienste verwüsteten das ganze platte Land. Gleichzeitig machte Georg von Stein den Versuch, den mittel- und oberdeutschen Handel, mit Umgehung Frankfurts, durch die Lausitz nach dem Osten zu lenken. Im ganzen Lande herrschte Unzufriedenheit, und laut forderte man, der Kurfürst solle mit dem König von Ungarn um jeden Preis Frieden schließen¹²⁵⁾.

Markgraf Johann beeilte sich daher, sobald er über die Antwort des Königs orientiert war, den Herzog von Sagan zu benachrichtigen, daß er «seiner königlichen Würde zu Wohlgefallen» bereit sei, den Waffenstillstand anzunehmen und zwecks des Ausgleiches Bevollmächtigte zu schicken¹²⁶⁾. Der Herzog von Sagan fügte sich ebenfalls dem Wunsche des Königs¹²⁷⁾.

Albrecht gab sich damit zufrieden und bezwang seinen Unmut darüber, daß Markgraf Johann, ohne ihn zu befragen, bei Matthias Schritte getan hatte. Er schreibt:

«Gott gebe, dasz es gewärllich und gut sei, und dasz Ihr nicht eins arbeitet und wir das andere, das den Rücken zu Haufen kehret. Ihr wiszt das unser alles, denn wir handeln öffentlich, Euch unverborgen; wir können aber nicht wissen, was Ihr heimlich han-

¹²³⁾ Die königliche Antwort, an derselben Stelle. 366.

¹²⁴⁾ Am 5. April 1477 schreibt Albrecht an Wladislaw, daß Wladislaw des Königs von Ungarn «bestellter Diener» geworden sei. P. K. 297.

¹²⁵⁾ P. K. II. Einleitung. 23.

¹²⁶⁾ Ebendasselbst. 366.

¹²⁷⁾ Dies schreibt Markgraf Johann am 9. April seinem Vater. Ebendasselbst. 370.

delt; denn das wir gerne sehen, dasz es gut wäre und wohl geriet und zu verantworten stünde, damit man nicht wider das Wasser dürftz schwimmen»¹²⁸⁾).

In dieser Überzeugung bestärkte den Kurfürsten der zwischen Matthias und Wladislaw zustandegekommene Friede.

Georg von Stein berief am 1. Mai Albrechts Sohn und Tochter, sowie den Herzog von Sagan mit ihren Räten in die zwischen Berlin und Breslau gelegene Stadt Guben, um im Namen des Königs mit ihnen zu verhandeln. Der Waffenstillstand wurde daselbst bis .24. August verlängert und das Übereinkommen getroffen, daß König Matthias bis dahin in Angelegenheit des Glogauer Herzogtumes das Urteil erbringen solle; auch wurde beschlossen, daß beide Teile die Gefangenen sofort, und zwar ohne Lösegeld, auf freien Fuß zu setzen hätten¹²⁹⁾.

Dieser Beschluß war für Matthias nach zwei Richtungen vorteilhaft. Er entzog dem Kaiser, der auf Grund des Gmundener Vertrages das Erscheinen der Parteien vor seinem Richterstuhle ungeduldig erwartete, die Erledigung der Glogauer Frage, welche Matthias auf diese Weise für seine politischen Zwecke ausnützen konnte; außerdem enthielt der Beschluß von seiten der Hohenzollern die Anerkennung seiner böhmischen Königswürde¹³⁰⁾.

Eben darum bezeichnete Albrecht, der in der Glogauer Frage nur an die richterliche Gewalt des Kaisers appellieren wollte, den Gubener Vertrag als «schändliche, schädliche Richtigung». Er gab seiner Besorgnis Ausdruck, daß das Einhalten dieses Vertrages einen Angriff von seiten der polnischen und böhmischen Könige, das Nicht-Einhalten desselben die Rache des ungarischen Königs heraufbeschwören werde. Seinem Sohne machte Albrecht Vorwürfe und erklärte den ohne seine Einwilligung geschlossenen Vertrag für seine Person nicht bindend zu erachten. In scharfen Worten verurteilte er Ritter Stein: «Ein gefährlicher Teidingsmann, der uns nie kein gut gethan hat, wie wohl er unser geschworener Rath ist, sondern allweg mit Betrüglichkeit mit uns umgegangen»¹³¹⁾.

Übrigens hatte Markgraf Johann, noch bevor dieser Brief in seine

¹²⁸⁾ 16. April, aus Ansbach. Dieselbe Quelle. 371.

¹²⁹⁾ Wir kennen den Text der Gubener Beschlüsse nicht; doch ist der Inhalt derselben aus dem Briefwechsel der interessierten Parteien vollkommen ersichtlich. P. K. II. 375—421.

¹³⁰⁾ Sein vom 7. Mai datierter, an Albrecht gerichteter Brief. 369.

¹³¹⁾ Vom 29. Mai datierter, an seinen Sohn gerichteter Brief und eine dem Kaiser übersandte Denkschrift. 391—95.

Hände gelangt war, sich für eine Stellungnahme entschieden, welche den Gubener Vertrag vereitelte. Nachdem nämlich der Herzog von Sagan für die in seinen Händen befindlichen Gefangenen ein Lösegeld forderte und auch durch fortgesetzte Einfälle in Brandenburg den Vertrag bereits gebrochen hatte, weigerte sich Markgraf Johann seinerseits, die Gefangenen freizulassen und zögerte mit der Besiegelung des Vertragsdokumentes. Er kümmerte sich weder um Steins Droh- und Mahnbriefe, noch um die wohlgemeinten Ratschläge des Herzogs von Liegnitz; in entschiedenem Tone erklärte er, daß er den zwingenden Anforderungen der Notwehr gehorchen und den Angriff mit Waffengewalt zurückweisen werde¹³²⁾.

Der Herzog von Sagan aber eilte, um von Matthias Hilfstruppen zu erbitten, an den königlichen Hof, indem er das besetzte Gebiet unter den Schutz Georg von Steins stellte¹³³⁾.

Albrecht, obwohl er die kraftvollen Meinungsäußerungen seines Sohnes mit Freuden begrüßt hatte, war von dieser Wendung der Dinge sehr betroffen. Er veranlaßte, daß sein Sohn Eilboten nach Buda entsandte, welche, dem Herzog von Sagan zuvorkommend, die Kunde bringen sollten, daß Albrechts und Johanns Gesandte baldigst eintreffen würden. Dadurch wollte Albrecht den Ausbruch eines Krieges mit Matthias verhindern. Gleichzeitig aber empfahl er seinem Sohne, sich zu bewaffnetem Widerstande zu rüsten¹³⁴⁾.

Albrecht selbst kehrte damals, Ende Juni, nach Brandenburg zurück, mit dem Entschlusse, ein Heer gegen den Herzog von Pommern zu führen. Sein eigener Ausspruch kennzeichnet am besten die unbeugsame Entschlossenheit dieser kraftvollen Seele: «Wir rächen uns mit Gottes Hülfe an dem treulosen Bösewicht, oder sterben darüber, das Gott verhüte»¹³⁵⁾. In der Überzeugung, daß ihm von seiten Matthias keine Gefahr drohe, brach er in der zweiten Hälfte des Monats Juli auf und eroberte in siegreichem Heerzuge die verlorenen Festungen zurück.

VI.

Matthias hatte tatsächlich nicht die Absicht, sich mit Waffengewalt gegen die Hohenzollern zu wenden. Sein vertrauter Rat, der

¹³²⁾ Briefe Steins vom 30. Mai, 1. und 7. Juni; vom 14. Jänner datierter Brief des Herzogs von Liegnitz und vom 21. Juni datierter Brief Markgraf Johanns. 397—406.

¹³³⁾ Dies berichtet der Herzog von Liegnitz am 14. Juni den Herzogen von Liegnitz. 400.

¹³⁴⁾ Vom 26. Juni datierter Brief Albrechts. 405.

¹³⁵⁾ Sein vom 24. Mai datierter Brief. 386.

Kardinal-Bischof von Eger (Erlau), Gabriel von Verona, beruhigte die Gesandten des Kurfürsten, die er am kaiserlichen Hofe zu Graz antraf, über die Absichten seines Herrn, indem er sagte: «Mein Herr war nie gerne gegen Euch gewesen... Herr Georg von Stein hat wider seinen Willen gehandelt... mocht den Kopf verloren haben»¹³⁶).

Als indessen Matthias von dem pommeranischen Feldzuge Albrechts erfuhr, wollte er seinen Bundesgenossen nicht im Stiche lassen und ebenso wenig eine sich bietende günstige Gelegenheit versäumen. Er bekam nämlich über die in Brandenburg herrschende Unzufriedenheit übertriebene Informationen. Man hatte ihn glauben gemacht, daß die Stadt Frankfurt (an der Oder) bereit sei, ihm ihre Tore zu öffnen und daß beim Nahen seines Heeres ein großer Teil der brandenburgischen Stände sich ihm freiwillig unterwerfen werde¹³⁷).

Am 12. August erklärte er den Hohenzollern den Krieg. Folgendes Schreiben war an den Kurfürsten und dessen Sohn gerichtet:

«Wiewol wir mit Euch Frieden, Einung und gute Freundschaft allwegen begehrt haben und begehren, und durch etliche unserer Räte, Oratores und Sendboten Euch ersucht, dasz Ihr in der Widerwärtigkeit, die ihr mit... Hans Herzog zu Sagan, unsern Untertan und Lehenmann habt, von der Aufrur und Krieg zu enthalten, auch von der Ungerechtigkeit und Schäden, unseren Herrschaften geschehn, abzustehen, und zum letzten ein Anstand zu geben und Euere Gerechtigkeit, ob Ihr vermeint etwas wider ihn zu haben, mit Recht und nicht mit Unrecht zu verfolgen. Aber bisher, über manigfältig unser Ersuchen habet Ihr Euch weder von Krieg und Waffen wider den genannten Herzog Hans, noch von der Ungerechtigkeit und Schäden, unseren Landen geschehen, nicht wollen enthalten und ruhen, noch die Schäden und Ungerechtigkeiten zu rectificiren. Hierum warnen und verkünden wir Euch hiemit mit diesem Brief, dasz Ihr sollt wissen, dasz wir Herzog Hans, als unseren Untertan und Lehenmann... mit Ehren nicht nachlassen mögen, und mögen hinfür, ohne Verletzung unserer Ehre, die scheinbarliche desselben unseres Landes Beschädigung solches großen Schadens nicht tragen. Darum ob euch etwas in unserem Namen, oder durch die Unseren zu Schützung des Herzogs, oder um die Injurien und Schäden unseren Landen, geschehen wäre oder zugefügt würde, wollen wir hiemit nichts über das alles von

¹³⁶) Vom Monate Juli stammender Bericht des Gesandten im Weimarer Archiv.

¹³⁷) In der vorhin zitierten Information.

Euch oder mániglichen uns zugemessen werden; sondern wir bezeugen vor Gott und den Menschen, dasz wir in dem allen unschuldig sein wollen an der Schuld, und erklären hiemit unsere Unschuld; dasz einem jeglichen wissend sei, dasz wir nichts mit Euch dann (nur) allwegen Fried und gute Freundschaft begehrt haben, und Euch keine Ursach des Bösen nie gegeben haben; sondern Ihr habet verschmáht unsere Gerechtigkeit und ehrliches Ersuchen, und mehr uns mit Kriegen und Ungerechtigkeit zu verfolgen, dann gute Freundschaft und Frieden mit uns und den Unseren zu halten»¹³⁸⁾.

Dem geschriebenen Worte folgte die Tat. Matthias sandte einen der gefürchteten Anführer seiner Söldnerscharen, Johann Zeleni von Schönau nach Brandenburg. Gleichzeitig ermáchtigte er den Herzog von Sagan zur Eröffnung des Krieges.

Indessen hatten sowohl das Schreiben als auch die Tat nur den Zweck, die Hohenzollern einzuschüchtern. Kaum zwei Wochen nach der schriftlichen Kriegserklärung schickte Matthias seinen Sekretär Johann Golden, den Professor der Wiener Universität, mit der Aufforderung zu dem Kurfürsten, er möge die Bestimmungen des Gubener Vertrages erfüllen und seinen Sohn, von feindlichen Kundgebungen zurückhalten.

Als der Kurfürst am 4. Oktober in Frankfurt an der Oder den Gesandten des Königs empfing, war die Kriegserklärung infolge Verspätung des Boten noch nicht in seinen Händen; doch wußte der Kurfürst bereits, daß der Herzog von Sagan die Feindseligkeiten begonnen hatte. Den wahren Sinn der königlichen Botschaft konnte Albrecht dem Briefe Steins entnehmen, in welchem dieser das Nahen Zelenis anzeigte und freundlichen Rat erteilte: «Laß das nicht auf Euer Gnaden kommen, und folgt mir Euer Gnaden. Ihr werdet mir Euer Lebtage Dank sagen... Vertraut meinem Herrn König. Geht es Euer Gnaden übel, so glaubt mir hinfür nimmermehr nichts.»¹³⁹⁾.

Albrecht sah daher, daß es ihm freistand, das Bündnis oder den Krieg zu wählen; er aber wollte den Krieg vermeiden, ohne in dessen ein Bündnis zu schließen.

In mündlicher Antwort und in einem an Matthias gerichteten Briefe erklärte er sich bereit, den friedlichen Ausgleich zwischen seiner Tochter und dem Herzog von Sagan vom König anzunehmen und falls diesem der Ausgleich nicht gelingen sollte, sich dem Richt-

¹³⁸⁾ Mátyas király levelei. I. 383.

¹³⁹⁾ 21. September. P. K. 419.

spruche des Kaisers zu unterwerfen. Das Antwortschreiben schließt mit folgenden Worten:

«Bitten darauf Euer Königliche Würde, unserer Tochter gnädiger Herr zu sein und si zu schützen und schirmen als ein Frauenbild, die alles ihres Gutes ausgeschlossen ist, bis auf ein Schloß, das ihr so gar verderbt, dasz sie nicht das Brod davon haben möchte, wo sie nicht Hülfe von ihrer Freundschaft hätte. Darum werdet Ihr Lohn haben von Gott und gut Gerücht von der Welt. Wir wollen es auch gerne Euer königlicher Würde verdienen»¹⁴⁰).

Fünf Tage später war in dem Feldzuge, den der Herzog von Sagan eröffnet hatte, die Entscheidung zugunsten der Hohenzollern gefallen. Der Herzog erlitt eine schwere Niederlage und betrauerte den Verlust der Hälfte seiner viertausend Mannen.

Durch diesen Erfolg in seinem Selbstbewußtsein gehoben, empfing der Kurfürst am 14. Oktober den königlichen Boten, welcher die vom 12. August datierte Kriegserklärung überbrachte.

Dieselbe beantwortend, beleuchtete Albrecht eingehend den Beginn und Verlauf des Konfliktes, die Verantwortung auf das Geschehene auf den Herzog von Sagan wälzend. Dann fuhr er fort:

«Wir bitten Euer Königliche Würde, uns ein freundlicher Herr und Bruder zu sein. Hat Euer königliche Würde einigerlei an uns zu sprechen, ist der Römische Kaiser unser mächtig zu Recht, als unser gnädiger Herr und Richter, und nachdem wir bis auf diesen heutigen Tag Euer königliche Würde oder Euer Erblande nicht beschädigt haben, ... so protestiren und bezeugen wir gegen Gott und der Welt, dasz wir Euch Unwillens keine Ursach gegeben oder geben haben, ... uns gerne gegen Euer königliche Würde hielten, als gegen unseren Herrn und Bruder, nach aller Gebürnisz, ... im Vertrauen Euer königliche Würde wird Herzog Hansens Hochmut und Ungerechtigkeit betrachten, und ... unsere gütliche und freundliche Ersuchung, auch die göttliche Gerechtigkeit und die ausgestoßene Witwe, die Ihr durch königliches Gemüt billig schützt und schirmet, auch unsere rechtliche Erbietung bewegen lassen unser freundlicher Herr und Bruder zu bleiben; das wollen wir gerne verdienen; auch unseres Sohnes und Tochter, ... gnädiger Herr zu sein; ... und nicht ein Schützer des Unrechten und ein Verdrücker des Vergewaltigten Euch erkennen lassen»¹⁴¹).

¹⁴⁰) 4. Oktober. P. K. 421.

¹⁴¹) 14. Oktober. Mátyás király levelei. I. 409.

Noch bevor Matthias dieses Schreiben erhielt, antwortete er am 2. November auf den vom 4. Oktober datierten Brief des Kurfürsten und bezeichnete die in demselben enthaltenen entschuldigenden und rechtfertigenden Behauptungen als unwahr. Er schreibt:

«Möget wohl eingedenk sein, dasz wir Euere Tochter... und Euch oft ermahnt haben, dasz sie uns eine Erbhuldigung des Herzog Heinrich gelassenen Landen, derer wir in Besess wären, hätten lassen geschehen;... hat sie solches, ohne Zweifel alles durch Euere Unterweisung, nicht allein abgeschlagen, sondern auch dieselben unsere Lande von unserem Feinde dazumal (den König von Böhmen)... untertänig gemacht, uns zu großer Verkleinigung... Nachdem uns... solche Lehen zu leihen gebürt... haben wir dem der es von Billigkeit wegen gebeten hat (Hans von Sagan) verliehen. Wider denselben hat Euer Sohn von stundan und Ihr Krieg angefangen, und nicht allein den bekriegt, sondern auch unser Land und Leute, ohne alle Absage, angegriffen und mit Raub und Brand beschädigt... So uns Euere Tochter rechtliche Huldigung bei rechter Zeit hätte geschehen lassen, wäre nichts dawider gewesen, oder die Dinge wären alle geeint worden. Dann als Ihr schreibt, ob wir zu Euerer Tochter nicht Spruch hielten, wollt sie vor der kaiserlichen Maiestät zu Recht stehen. Wiewohl nun zu unserem Königreich Böhmen und Fürstentum Schlesien die kaiserliche Maiestät, nach Euerem Schreiben, für unseren Obersten angezogen wird, möget Ihr das in der goldenen Bulle Kaisers Karl erfahren, wie die kaiserliche Maiestät um Sachen die sich in der Krone zu Böhmen verlaufen Richter möge sein; aber das unsere Gerechtigkeit antrifft und unseren Gerichten ohneallmittel zugebührt, wollen wir keinem heimischen, sondern uns selbst vorbehalten. Wir sind willig Euch und allen Anderen nach Gewohnheit unseres Fürstentums, als recht ist, das widergehn zu lassen, wer der wäre, der es von uns rechtlich begehrt, Ob Ihr nun etwas wider uns und unser Fürstentum zu thun hättet, möget Ihr uns oder dasselbe Fürstentum vornehmen wie recht ist. In dem, das allein das kaiserliche Gericht antrifft, das wollen wir uns begnügen lassen, doch unserer Gerechtigkeit unschädlich. Euch und allen, die da wider uns im Rechten zu thun hätten, wollen wir zu Recht stehn»¹⁴²⁾.

Matthias konnte also auf den durch seinen Sekretär von Berlin überbrachten Brief vom 7. Oktober erst vier Wochen später ant-

¹⁴²⁾ 2. November. Ebendasselbst. 410.

worten. Noch längere Zeit, zwei Monate, verging, bis der vom 14. Oktober datierte Brief des Kurfürsten in seine Hände gelangte. Matthias antwortete absichtlich in auffallend kühlem Tone. In dem lateinischen Konzepte heißt es: «Wir wissen wohl, in welchem Tone es Fürsten ziemt, miteinander Briefe zu wechseln. Doch wollen wir jenen, die die Kunst des Heuchelns so meisterhaft ausüben, keine Gelegenheit bieten, von uns zu sagen, daß wir — das Beispiel anderer befolgend — denjenigen Bruder heißen, mit dem wir in Fehde liegen. Unsere Gewohnheit ist es, das in Worte zu kleiden, was wir im Herzen fühlen; auch dünkt es uns nicht würdig, mit Worten, anstatt mit Taten zu streiten.» Dann befaßte sich Matthias mit den einzelnen Behauptungen des Kurfürsten. «Nachdem nicht der Herzog von Sagan, sondern jemand anderer bemüht war, unsere Rechte zu usurpieren, sind wir erstaunt darüber, daß Ihr jenen anklagt, anstatt Euch zu entschuldigen. Eure Behauptung, daß Ihr und Euer Sohn uns und unserem Reiche keinen Schaden zufügen wolltet, zu widerlegen, ist überflüssig; es genügt, auf die versengten und zerstörten Dörfer der Lausitz hinzuweisen. Die richterliche Gewalt des Kaisers hätten wir anerkannt, wenn Ihr unserer kurfürstlichen Würde geachtet hättet. Ihr eifertet uns an, brüderlichen Frieden zu stiften, aber nicht wir sind Ursache dessen, daß er nicht bis zum heutigen Tage besteht.» Zum Schlusse verständigt er den Kurfürsten, daß er demnächst mit den Königen von Polen und Böhmen in Olmütz eine Zusammenkunft haben werde, nach deren Abschluß er sich nach Schlesien begeben; hier würde er gerne die Vorschläge des Kurfürsten entgegennehmen.

Im übrigen bemerkt er scherzend, daß, wenn dieser Brief so lange unterwegs sein sollte als derjenige, den er soeben beantwortete, dann könnte das Ende der Welt eher eintreten als der Abschluß ihrer Verhandlungen¹⁴³).

Diesen Brief beantwortete der Kurfürst am 17. Jänner 1479. Um mit Bezug auf den wesentlichsten Vorwurf einer Verteidigung aus dem Wege zu gehen, klammerte er sich an den Hinweis, daß der König ihn in einem anderen Schreiben eines ehrlosen Vorgehens beschuldigt hätte. «Euer königliche Würde unter anderem schreibt, daß wir unserer Ehre vergessen haben sollen¹⁴⁴). Solches Anziehens wären wir billig entledigt, denn wir haben gehandelt als ein frommer Kurfürst, auch im fürstlichen Stande uns gehalten, dasz wir zu Ehren und zu Recht wohl wissen zu bekennen.» Des weiteren erklärt er:

¹⁴³) 18. Dezember. Ebendasselbst. 415.

¹⁴⁴) Den Brief des Königs konnten wir nicht auffinden.

«Unsere Tochter ist nie dawider gewesen, so Euer Königliche Würde ihr Vermächtnis bestätigt und ihr Gerechtigkeit geliehen hätte, sie hätte euch gethan, was eine Fürstin in Schlesien . . . zu thun pflichtig wäre gewesen, sich auch nach euch gerichtet als nach ihrem Herrn.» Er behauptet, daß er weder seine Tochter, noch seinen Sohn davon zurückgehalten habe, beim König persönlich zu erscheinen und hoffe, daß dies nun in Olmütz werde geschehen können ¹⁴⁵⁾.

VII.

Während die einander ebenbürtigen Gegner mit geübter Feder — denn in solchen Fällen pflegten sie fremde Dienste nicht in Anspruch zu nehmen — gleichsam ein Duell ausfochten, wurde der Kampf auch mit anderen Waffen geführt.

Mitte Oktober erschien Johann Zeleni an der Spitze von 1000 Bewaffneten in Glogau ¹⁴⁶⁾. Zu ihnen gesellte sich der Herzog von Sagan mit einer Schar von 900 Leuten.

Albrecht glaubte, daß er den gefürchteten Anführer durch einen Höflichkeitsakt von der Eröffnung der Feindseligkeiten abhalten könne. Anfangs November lud er ihn an seinen Hof ein und schickte ihm einen Geleitbrief für seine Gefolgschaft von 50 Bewaffneten. Er erhielt von Zeleni die Antwort, daß die Obliegenheiten, mit welchen ihn sein Herrscher betraut, ihn verhinderten, am Hofe zu erscheinen. Der Kurfürst nahm diese Zurückweisung ruhig entgegen und machte einen anderen naiven Versuch, Zeleni zu beeinflussen. Er sandte ihm eine Rechtfertigungsdenkschrift, mit der Bitte, dieselbe seinen Offizieren vorlesen zu lassen, «auf das mächtig spüre und vermerke, daz wir nie Ursach geben haben der königlichen Würde . . . Widerwillens, sondern allwegen zur Verhörung für seine königliche Würde, für seine Räthe, die nicht parteiisch sind und zu billigen stätten zu Recht vollkommenlich erboten haben.» Zeleni erfüllte den Wunsch des Kurfürsten und übersandte die Denkschrift auch dem König; doch fiel er gleichzeitig in Brandenburg ein, eroberte mehrere Städte und verwüstete das Land, wobei seine raizischen Söldner — wie der Kurfürst klagte — sich grausamer erwiesen hätten als die heidnischen Türken ¹⁴⁷⁾.

Matthias begnügte sich nicht damit, in Brandenburg Schrecken

¹⁴⁵⁾ P. K. II. 418.

¹⁴⁶⁾ Am 19. Oktober schickte er Albrecht die Kriegserklärung. P. K. II. 418.

¹⁴⁷⁾ Siehe Briefe Albrechts vom 3. und 6. November, sowie vom 6. Dezember; vom 6. und 7. datierte Briefe Zelenis 429, 437.

zu verbreiten, sondern er bedrohte auch die Hohenzollernprovinzen Ansbach und Bayreuth. Die deutschen Fürsten, welche in Böhmen Lehensgüter besaßen, so die Herzöge Ernst und Albrecht von Sachsen, die bayrischen Herzöge Albrecht und Otto, den Grafen Ulrich von Württemberg und den Grafen Ludwig von Öttingen forderte er auf, ihm gegen den Kurfürsten Albrecht Hilfe zu leisten und ihm ihre Burgen zu öffnen¹⁴⁸).

Ende November erfuhren die Statthalter von Ansbach, daß ungarische und böhmische Scharen sich näherten und wandten sich erschrocken an die benachbarten Fürsten um Hilfe. Doch erhielten sie überall eine ausweichende Antwort; ja, einer der Fürsten gebrauchte die Ausflucht, daß er gerade im Begriff sei, an seinem Hofe ein Turnier vorzubereiten und daher seine Leute nicht entbehren könne¹⁴⁹).

Der Angriff unterblieb. Inmitten der Kriegsrüstungen wiederholte Matthias Äußerungen der Friedensgeneigtheit. Am 3. November verständigt Georg von Stein den Kurfürsten, daß der König zwei aus je 8000 Mann bestehende Heere organisiert, aber beruhigt Albrecht, daß der König nicht die Absicht hat, dieselben gegen ihn zu führen, sie aber dennoch bis zur Entscheidung der Glogauer Frage in Bereitschaft halten will. Nach dieser Äußerung fordert er — ganz ohne Übergang —, der Kurfürst möge ihm mitteilen, wer ihm als Betrauer des Königs in den Friedensverhandlungen lieb wäre. Er schreibt dem Kurfürsten: «Ich kann Euch die alle bringen.... welche Euer Gnaden gefallen. Folgt mir Euer Gnaden, hinfür wird es Euer fürstliche Gnaden wohl zu Dank kommen»¹⁵⁰).

Albrecht verstand die Drohung und antwortete in selbstbewußtem Tone: «Wir sind auch wartend von einem mächtigen König und uns selbst zwei Heere durch die Gnade Gottes, die denen auf das mindeste gleichen, wo sie wider uns sollten gebraucht werden.» Trotz alledem erklärte er sich bereit, Verhandlungen zu beginnen, und bezeichnete den Herzog von Liegnitz und den Bischof von Breslau als die Personen, denen er mit vollem Vertrauen entgegenkomme¹⁵¹).

¹⁴⁸) Vom 30. Oktober datierte Briefe König Matthias an die Herzöge von Sachsen und an den Grafen von Öttingen. Mátyás király levelei. I. 396, 401. Die an den Herzog Albrecht von Bayern und an den Grafen von Württemberg gerichteten Briefe befinden sich im Nürnberger Kreis-Archiv. Von Herzog Otto von Bayern wird später noch die Rede sein.

¹⁴⁹) Berichte der kurfürstlichen Statthalter vom 30. November, 7. und 25. Dezember. P. K. II. 438.

¹⁵⁰) P. K. II. 431.

¹⁵¹) 16. November.

Indessen wendete sich Matthias in einem vom 30. Oktober datierten Briefe an die Herzöge Ernst und Albrecht von Sachsen. Obwohl er betont, daß ihm die Notwendigkeit berechtigter Selbstwehr die Waffe in die Hand drückt, erklärt er andererseits sich bereit, mit den Hohenzollern einen Ausgleich zu treffen, wenn sie seine richterliche Gewalt in der Glogauer Frage anerkennen¹⁵²⁾.

Dadurch ermutigt, boten die Herzöge von Sachsen dem Kurfürsten Albrecht ihre Vermittlung an. In der zweiten Hälfte des November fand die Zusammenkunft ihrer Räte statt. Die brandenburgischen Betrauten erklärten jedoch, daß ihr Herr nur den Kaiser als Richter anerkennen könne.

In der zweiten Hälfte des Dezember machte Kurfürst Albrecht seinerseits Versuche, einen friedlichen Ausgleich zustande zu bringen. Er ließ durch seinen Haushofmeister den Ritter Georg von Stein zu sich laden. Dieser aber zögerte, der Aufforderung Folge zu leisten und wünschte, daß die Räte des Kurfürsten ihn in Fürstenberg aufsuchen sollten, wohin auch der Herzog von Sagan eingeladen würde. Gleichzeitig teilte er einem der Brandenburger Räte vertraulich die Bedingungen des Ausgleiches mit. Er erklärte es für unerläßlich, daß das Haus Hohenzollern mit Matthias einen innigen Bund schließe, zu dessen Sicherstellung Markgraf Johann in die Dienste des Königs treten solle.

«Wann Markgraf Hansen gefallen wird in dem königlichen Heere zu reiten, und allda lang oder kurz zu sein, oder dasz der König ihn erfordert, so soll der König ihm geben auf eine Anzahl Pferde den Sold, so er anderen seinen Hofgesinde gibt, und das eingehen wann er von Haus auszieht und da wieder ausgehen.

Der König von Ungarn soll Markgraf Hansen und allen seinen Unterthanen auf seine selbst Kosten und Schaden beschützen und handhaben wider alle die die ihn vergewaltigen oder Unrecht tun wollen.

Dagegen soll dem König Markgraf Hans alle Schlösser der Neuen Mark offenhalten, dem Deutschen Orden zu gut, wider alle seine Feinde, doch ohne seinem mercklichem Schaden.

Ob der König von Ungarn Markgraf Hansens Volk erfordern würde, so soll ihm Markgraf Hans tausend Pferde führen auf des Königs von Ungarn Kosten und Schaden»¹⁵³⁾.

¹⁵²⁾ Mátyás király levelei. I. 398.

¹⁵³⁾ Gleichzeitiges Schriftstück im Nürnberger Kreisarchiv. Unediert.

Der brandenburgische Rat antwortete, daß er nicht den Mut habe, dem Kurfürsten diese Bedingungen mitzuteilen¹⁵⁴).

Trotz alledem wurde die Beratung in Fürstenberg am 29. Dezember abgehalten.

Stein erschien in Begleitung des Statthalters der Lausitz; der Kurfürst wurde durch sechs, der Herzog von Sagan durch zwei Räte vertreten.

Albrechts Begehren war, daß bei Gelegenheit der Olmützer Zusammenkunft Matthias und Wladislaw miteinander ein Übereinkommen treffen mögen, wer Barbara in ihrem Besitz des Herzogtums Glogau bestätigen solle¹⁵⁵). Georg von Stein aber bestand auf der Forderung, daß sein Herrscher es sei, der entweder auf dem Wege gütlichen Ausgleiches oder aber durch richterlichen Urteilspruch die Glogauer Frage erledige. Die Beratung endete ohne Ergebnis¹⁵⁶).

Kaum hatte der Kurfürst diese Nachricht empfangen, als er von dem in Breslau lagernden Hauptmann Zeleni einen Brief erhielt, in welchem letzterer anzeigte, daß er im Auftrage seines Königs den Kurfürsten in Frankfurt aufzusuchen gedenke und um einen Geleitbrief bitte. Nachdem Zeleni denselben erhalten, erschien er am 6. Jänner vor dem Kurfürsten, empfing von diesem neue, auf den Ausgleich bezügliche Vorschläge, von welchen er von Stein Mitteilung machte. Den weiteren Verlauf der Verhandlungen führte dann Georg von Stein. Von beiden Seiten wurde mit mannigfachen Ausgleichskombinationen experimentiert. Schließlich fand sich am 24. Jänner eine Formel, welche beiden Parteien annehmbar schien: Der Kurfürst willigte ein, daß Matthias Barbara und den Herzog von Sagan an seinen Hof berufe, um zwischen ihnen einen gütlichen Ausgleich zustande zu bringen; falls dies nicht gelingen sollte, werde der König einen richterlichen Urteilsspruch fällen. Außerdem versprach Georg von Stein, daß Matthias die Bestimmungen des Testamentes, welches Heinrich von Glogau zugunsten seiner Gattin hinterlassen hatte, bestätigen werde; doch fügte der Ritter die Klausel hinzu: «was seine königliche Maiestät zu bestätigen hat», wodurch er in betreff der Form der Bestätigung dem König freie Hand sicherte¹⁵⁷).

¹⁵⁴) Vom 23. Dezember datierter Brief Steins und vom 25. Dezember datierter Brief Liborius von Schliebens. P. K. II. 497.

¹⁵⁵) Die Instruktion P. K. II. 448.

¹⁵⁶) Denkschrift über die Fürstenberger Verhandlungen. P. K. II. 449.

¹⁵⁷) Der Briefwechsel des Kurfürsten mit Zeleni und Stein, samt den Ausgleichsformeln und den hierzu gehörigen Randglossen. P. K. II. 453—468.

Sowohl der Kurfürst als Ritter von Stein waren der Meinung, daß der Ausgleich vollzogen sei und daß von seiten Matthias der Bestätigung desselben keine Schwierigkeiten im Wege stünden. Stein verlängerte deshalb den Waffenstillstand um einen Monat und wies Zeleni an, seine Kriegsoperationen abzubrechen und den Verwüstungen Einhalt zu gebieten. Albrecht aber verständigte die Herzöge von Sachsen, daß er sich mit dem Könige von Ungarn «gründlich» ausgeglichen habe¹⁵⁸).

Sie hatten jedoch den Herzog von Sagan aus ihren Berechnungen vergessen. Dieser verweigerte seine Zustimmung zu dem Ausgleich. Stein konnte nichts anderes tun, als den Herzog zum König verweisen. In einem an Albrecht gerichteten Brief gab er zwar der Hoffnung Ausdruck, daß der König den Herzog zur Annahme des Vertrages auffordern werde, doch konnte er gleichzeitig Worte der Besorgnis nicht unterdrücken, daß der Herzog am königlichen Hofe über ihn Klage führen werde.

«Gnädiger Herr» — schreibt Stein —, «Herzog Hans ist sehr ungeduldig ob mir von der Teiding wegen und wird eine Botschaft zu meinem Herrn König thun und, also mich bedrückt, mich zu beklagen. Wäre mein Rat noch, daz mein gnädiger Herr Markgraf Hans einen säuberlichen Brief zur königlichen Maiestät sendet»¹⁵⁹).

Während die Entschließung des Königs erwartet wurde, verlängerte Stein den Waffenstillstand zweimal. Der Kurfürst aber machte einen neuen Versuch, sich Zeleni durch Aufmerksamkeit zu verpflichten; er lud ihn zu dem Hochzeitsfeste seines jüngeren Sohnes mit einer polnischen Königstochter ein. Ablehnend entschuldigte sich der bärbeißige Hauptmann abermals, daß Angelegenheiten seines Königs ihn verhindern zu kommen. In demselben Briefe erhob er Klage, daß die Untertanen des Kurfürsten drei Pferde gestohlen hätten. Von seinem verletzten Selbstgefühl gestachelt, antwortete ihm Albrecht, daß er ihn nur deshalb eingeladen, weil er von seinem Wunsche, bei den Festlichkeiten anwesend zu sein, erfahren hatte; er tue ihm zu wissen, daß er die Rückerstattung der Pferde angeordnet habe, im übrigen aber fordert er Ersatz für den durch die Leute Zelenis verursachten Schaden¹⁶⁰).

¹⁵⁸) Briefe Albrechts und Steins vom 6. Jänner. 470, 471.

¹⁵⁹) 30. Jänner. 473.

¹⁶⁰) Briefwechsel Albrechts und Zelenis. 476, 477.

VIII.

Als Matthias am 9. Feber in Esztergom (Gran) den Bericht von Steins über den Frankfurter Ausgleich erhielt, verständigte er diesen sofort von dem günstigen Eindrücke, den seine Mitteilung bei ihm hervorrief; doch behielt sich der König die Entscheidung für den Zeitpunkt vor, da er nach Buda zurückgekehrt sein würde¹⁶¹). Dasselbst harrten seiner nämlich die Gesandten der Herzöge Otto von Bayern und Johann von Sagan, mit denen er früher Rücksprache nehmen wollte.

Als Matthias den Herzog von Bayern empfing, erklärte dieser, daß er der königlichen Verfügung, betreffend die Eröffnung der Burgen zum Zwecke der Kriegsrüstungen gegen den Kurfürsten von Brandenburg nicht nachkommen könne; Albrecht sei ihm ein naher Verwandter und guter Nachbar, der — als er sich nach Brandenburg begab, die fränkischen Provinzen seinem Schutze anempfohlen hatte. Das Vorgehen, falls er sich jetzt gegen Albrecht wendete, «würde ihm fast schmähdlich und nachredlich lauten und übel zu verantworten.» Übrigens sei er als Besitzer eines böhmischen Lehens wohl verpflichtet dem König gegen die hussitischen Böhmen zu dienen, nicht aber gegen den Kurfürsten Albrecht. Wolle ihm aber der König erlauben, im Interesse eines friedlichen Ausgleiches mit dem Kurfürsten Schritte zu tun, so werde er weder Mühe noch Kosten scheuen.

Der König gab ihm die überraschende Antwort, «daß er nicht übel gehandelt, daß er die Öffnung nicht gestattet und habe deshalb kein Mißfallen»; außerdem erklärte er, daß er die Herzöge von Sachsen bevollmächtigt habe, die Verhandlungen aufzunehmen; er erteile aber gerne seine Zustimmung, wenn der Herzog sich an diesen Bemühungen beteiligen wolle¹⁶²).

Trotz der Dokumentierung seiner friedlichen Absichten verweigerte Matthias seine Zustimmung zu den Frankfurter Vereinbarungen. Den Saganer Gesandten war es gelungen, sein Mißtrauen Stein gegenüber zu erwecken, indem sie letzteren verdächtigten, Bestechungen unterlegen zu sein; der Kardinal-Bischof von Eger (Erlau) hingegen machte ihn auf verschiedene Mängel des Vertrages aufmerksam¹⁶³).

¹⁶¹) Mátyás király levelei. I. 435.

¹⁶²) An den Kurfürsten gesandter, auf Grund der am 9. April erfolgten Verständigung von seiten Herzog Ottos verfaßter Bericht der Statthalter von Ansbach im Bamberger Kreisarchiv. Die P. K. bringt nur einen Auszug. 506.

¹⁶³) Vom 16. und 17. März datierte Briefe Steins. P. K. 488, 490.

Daher traf Matthias zur Wiederaufnahme der Verhandlungen auf neuer Basis Verfügungen. Erstlich forderte er am 17. März die Herzöge von Sachsen, Ernst und Albrecht auf, gemeinsam mit dem Herzog Otto von Bayern die Vermittlung des Ausgleiches zu führen¹⁶⁴). Alsbald jedoch betraute er den Bischof von Breslau, Rudolf von Rüdeshelm und den päpstlichen Gesandten Balthasar von Piscia mit der Leitung der Unterhandlungen.

Diese erschienen in Frankfurt am 20. April, und mit der Überreichung folgender, in lateinischer Sprache verfaßter Schrift an den Kurfürsten, eröffneten sie die Verhandlungen.

«Hochgeborener Fürst. Nachdem seine Königliche Majestät die Zustimmung zu den früheren Unterhandlungen, deren Erledigung verzögert wurde, und die auch vielfache Klauseln enthielten, nicht geben konnte, hingegen aber geneigt ist, mit Euer Hochgeboren ein ehrliches und aufrichtiges Freundschaftsbündnis zu schließen, ist es keine unwürdige Forderung, wenn seine Königliche Majestät wünscht, Euer Hochgeboren mögen sich verpflichten, am 17. Mai in eigener Person oder durch Vertretung bevollmächtigter Betrauter Ihre Huldigung, wie es die Herzöge von Schlesien zu thun pflegen, seiner Königlichen Majestät darzubringen. Sollten Euer Hochgeboren dies versäumen, so würde dies den Verlust Ihrer Rechte nach sich ziehen. Hingegen verpflichtet sich seine Königliche Majestät, nach der Huldigung seine Mißbilligung über das Vorgehen der Herzogin, ihres Vaters und ihres Bruders zu vergessen und die Hochgeborene Frau in alle Rechte, welche ihr durch den Besitz des Herzogtumes gebühren, einzusetzen. In weiteren, von der Einsetzung an gerechneten vierzig Tagen, haben die beiden Parteien, nämlich die Herzogin und der Herzog von Sagan, vor dem König persönlich zu erscheinen oder sich durch bevollmächtigte Betraute vertreten zu lassen. Seine Majestät wird sich bemühen, in fünfzehntägigen Verhandlungen einen friedlichen Ausgleich zu schaffen; sollte er aber keinen Erfolg erzielen können, so wird er im Zeitraume von drei Tagen einen richterlichen Urteilsspruch fällen. Euer Hochgeboren und Markgraf Johann verpflichten sich, die Hochgeborene Frau Barbara zur Annahme des Urteiles zu bestimmen, anderenfalls sie die Burg Krossen Seiner Königlichen Majestät auszuliefern haben. Hingegen verpflichtet sich seine Königliche Majestät, falls Herzog Johann sich dem Urteile nicht unterwirft, die Hochgeborene Frau Barbara mit Waffengewalt in der Behauptung der Rechte, welche ihr der Urteilsspruch sichern wird, zu unterstützen.

¹⁶⁴) Mátyás király levelei. I. 438.

«Unsere Vorschläge sind derart zu verstehen, daß sie ihre Gültigkeit erst dann gewinnen, wenn auch in den anderen Angelegenheiten, mit deren Unterbreitung wir betraut sind, ein Abkommen getroffen wird»¹⁶⁵).

Diesen Vorschlägen gegenüber brachte Albrecht den Wunsch zum Ausdruck, der König möge das Testament Herzog Heinrichs und die demselben entstammenden Rechte Barbaras bestätigen; sie hingegen wird Matthias als böhmischem Könige gegenüber alle Pflichten, welche einer Herzogin von Schlesien erwachsen, nachkommen und sich dem Urteile des Königs beugen¹⁶⁶).

Durch diese Antwort vermied Albrecht die Annahme der in strikter Form vorgebrachten Bedingungen der königlichen Betrauten. Die letzteren waren aber eifrig bemüht, den Kurfürsten zu der Annahme dieser Bedingungen zu bewegen. Sie ließen sich in die Diskussion von Detailfragen nicht ein, sondern wiesen schriftlich darauf hin, daß es nicht ihre Aufgabe sei, über die Rechte der Parteien Meinungen auszutauschen, da sich diesbezüglich der König die Entscheidung vorbehalten habe.

Die Betrauten befolgten ein ganz ungewöhnliches Vorgehen, indem sie die vom König erhaltene Instruktion dem Kurfürsten vollinhaltlich mitteilten. Der Inhalt derselben war folgender:

«Erstens. Wenn der Markgraf (Kurfürst) mit uns ein ehrliches Übereinkommen treffen will, muß unbedingt das Prinzip der Gegenseitigkeit der Verpflichtungen zur Geltung kommen und dürfen keinerlei Zweifel zurückbleiben. (*Omnia agantur de pari et nihil remaneat foraminosum.*) Darum fordern wir von dem Kurfürsten ein Versprechen, daß seine Tochter uns in, vom heutigen Tage an gerechnet, fünfzehn Tagen die Erbhuldigung, so wie es Brauch der Herzoge von Schlesien ist, nicht schriftlich, sondern persönlich oder durch bevollmächtigte Betraute darbringt. Sollte sie versäumen, dieser Pflicht nachzukommen, wird sie aller ihr etwa zugesicherten Rechte verlustig.

«Zweitens. Wir geloben unsererseits, nachdem diese Pflichten anerkannt wurden und wir die Huldigung der hochgeborenen Frau Barbara entgegengenommen haben, sowohl ihr, ihrem Vater als auch ihrem Bruder das gegen Uns eingeschlagene Vorgehen zu verzeihen und ihnen unser Übelwollen fernzuhalten. Auf Wunsch der Hochgeborenen Frau Barbara sind wir bereit, ihr eine neue Urkunde auszustellen. Außerdem verpflichten wir uns, sie — nach

¹⁶⁵) Gleichzeitiges Schriftstück im Nürnberger Kreisarchiv. P. K. 497 bloß der Auszug.

¹⁶⁶) Auszug der Antwort. P. K. 498.

Empfang der Huldigung — in alle Rechte, auf welche sie als Herzogin von Glogau Anspruch hat, einzusetzen und auch hierüber, wenn sie es wünscht, eine neue Urkunde auszufertigen.

«Drittens. Willigt der Markgraf in obige Bedingungen ein, verfügen wir, daß ein Übereinkommen getroffen werde, dem entsprechend in vierzig, vom Tage der Feierlichkeit der Einsetzung gerechneten Tagen beide Parteien persönlich oder durch Bevollmächtigte vertreten, vor unserer Majestät zu erscheinen haben. In fünfzehntägigen Verhandlungen werden wir uns bemühen, einen friedlichen Ausgleich zu schaffen, sollten wir aber keinen Erfolg erzielen können, so verpflichten wir uns, im Zeitraume von drei Tagen einen richterlichen Urteilsspruch zu fällen, zu dessen Annahme der Markgraf und sein Sohn Frau Barbara nötigenfalls zwingen werden. Sollte ihnen dies nicht gelingen, so haben sie nach Ablauf eines Monats die Stadt und Burg Krossen ohne Widerspruch uns auszuliefern. Hingegen verpflichten wir uns, Frau Barbara, falls Herzog Johann sich dem Urteil nicht unterwirft, mit Waffengewalt in der Behauptung der ihr durch den Urteilsspruch zugesicherten Rechte zu unterstützen.

«Viertens. Damit der Markgraf nicht vermeine, uns durch schöne Worte befriedigen zu können, fordern wir seine schriftliche Verpflichtung, daß an dem nämlichen Tage, an welchem seine Tochter uns ihre Huldigung darbringt, sowohl er — persönlich oder vertreten von einem seiner Söhne —, wie auch sein erstgeborener Sohn, der in der Markgrafenschaft Brandenburg regiert, — persönlich oder durch einen seiner Brüder vertreten —, für die in der Lausitz befindlichen Lehen Uns den Huldigungsakt bezeuge.

«Könnt ihr in den obwaltenden Fragen einen Ausgleich zustande bringen, möget ihr in lateinischer Sprache den Plan einer Ausgleichsurkunde verfassen und dabei die Ausdrücke dermaßen wählen, daß sie keine Hinterpförtchen offen lassen. (Que sint foraminosa.)

«Wir erklären des weiteren: wenn der Markgraf, der im Verlaufe früherer Verhandlungen uns durch Überlistung so gröblich beleidigt hat, daß wir kaum Vertrauen zu ihm fassen können, den Wunsch hegt, Vertrauen zu wecken, so möge er mit uns ein Bündnis schließen.»

Matthias bestimmte selbst den Charakter dieses Bündnisses und übergab den fixierten Text der auszustellenden Bündnisurkunde seinen Bevollmächtigten.

Der Text lautet folgendermaßen:

«Zwischen Uns einerseits, dem Markgrafen und seinen Söhnen, wenn erwünscht auch deren Nachkommen und Erben, andererseits

möge ein ehrliches und rückhaltloses Bündnis bestehen, ungetrübte Harmonie und vollkommener Friede herrschen. Die eine Partei möge um das Wohl der anderen wie um ihr eigenes besorgt sein, beide mögen einander Nachteiliges ferne halten, die Freunde des einen betrachte auch der andere als Freunde.

«Sollte sich Ursache oder die Notwendigkeit ergeben, daß die eine Partei ihr Heer durch das Gebiet der anderen Partei führe, so möge letztere dem Heere, — ohne dabei selbst Schaden zu leiden — freien Durchzug sichern und gestatten, daß man das betreffende Heer bei entsprechender Vergütung einquartiere und verköstige. Des weiteren mögen die Untertanen der einen Partei, speziell die Kaufleute darunter verstanden, falls sie das Land der anderen Partei aufsuchen, daselbst wohlwollende Behandlung erfahren und von den Beamten ebenso gerecht behandelt werden wie die Untertanen des eigenen Landes.

«Wenn die beiden Parteien infolge gemeinsamen Entschlusses Krieg führen, haben sie einander mit ihrer vollen Heeresmacht zu unterstützen und schließen nur auf Grund gemeinsamer Vereinbarung Frieden. Insoferne der Markgraf die zu leistende Kriegshilfe zahlenmäßig zu bestimmen wünscht, gibt seine Königliche Majestät die Zustimmung zu jeder beliebigen Zahl.

«Wünscht der Markgraf mit Bezug auf gewisse Fürstlichkeiten eine Ausnahme zu machen, so werdet ihr dasselbe tun.

«Wenn obgenannte Angelegenheiten in günstiger Weise erledigt sind, könnt ihr dem Markgrafen folgende Mitteilung machen: Insoferne der Markgraf die Absicht hätte, seine Söhne in unsere Dienste zu stellen, wären wir geneigt, als Beweis unseres aufrichtigen Wohlwollens ihnen — bei der Übernahme der nämlichen Pflichten, die auch für Herzog Otto von Bayern gelten — ganz ebenso wie dem Herzog Otto jährlich einen Betrag von viertausend rheinischen Gulden zu zahlen»¹⁶⁷⁾.

Albrecht betonte in seiner Antwort, «er habe sich nie unglaubwürdig gegen den König gehalten, habe lediglich seinem Herrn, dem Kaiser, mit dem ja Matthias jetzt ausgesöhnt sei, gedient, habe aber vom Könige viel Widerwillen erfahren; glaube der König ihm etwas vorwerfen zu können, so sei der Papst in Sachen des Glaubens, sonst aber der Kaiser sein Richter. In ein Bündnis, das ihn zur Hülfeleistung verpflichte, könne er sich bei seinem kranken Leibe nicht begeben.» In betreff seiner Söhne gibt er folgende unbestimmte Erklärung ab:

¹⁶⁷⁾ Gleichzeitig Schriftstück im Nürnberger Kreisarchiv.

«Unserer Söhne halben zu Dienst, will seine königliche Würde um ihr Dienst thun, sie dienen ihm lieber als einem anderen gegen gebührlchen Stätten.»

Ferner behauptet er, daß in Franken keine Besitzungen wären, welche er von der Krone Böhmens zu Lehen trage; die Lausitzschen Lehen aber wolle er gern vom Könige empfangen. Markgräfin Barbara würde auch vor dem Kaiser gern zu Recht stehen, wie es ehemals der Kaiser und der König besprochen haben; jedenfalls müsse ihr die Annahme des Rechtsspruches durch Herzog Hans zugesichert werden. Die königlichen Sendboten möchten auf Endigung dieser Händel und freundlichere Stimmung des Königs hinwirken.

Die beiden Prälaten durften von den in ihrer Instruktion enthaltenen Bedingungen nicht abweichen, aber sie gaben dem Kurfürsten den Rat, sich unmittelbar an Matthias zu wenden und Bevollmächtigte an dessen Hof zu schicken.

Als sie am 23. April Abschied nahmen, übergab ihnen der Kurfürst eine Denkschrift, in welcher er seinen Standpunkt rekapitulierte:

«Da das Herzogthum Glogau in dem Lande liege, welches durch den zwischen Matthias und Wladislaw geschlossenen Frieden dem Ersteren zugewiesen wurde, wolle Markgräfin Barbara ihm Huldigung leisten; er solle ihr aber bestätigen, was ihr Herzog Heinrich verschrieben. Er selbst wolle auch seine böhmische Lehen vom Könige empfangen. Er sei bereit, sich mit dem Könige zu verbinden. Im Streite mit Herzog Hans erbiere sich Barbara zu Recht auf den König, doch dasz der Rechtsgang beschleunigt würde. Seine Söhne dienten gegen Vergütung gerne an gebührlchen Stätten. Wenn der König aber dies alles ausschlagen sollte, so erbiere er sich in allen Sachen die den Glauben berühren auf den Papst, im übrigen auf den Kaiser und die Kurfürsten»¹⁶⁸⁾.

Ohne Zeit zu verlieren, entsendete Albrecht zwei seiner Räte, Doktor Johann Pfofel und Sigmund von Rothenburg nach Buda. Sowohl der Kurfürst als seine Gemahlin richteten nicht nur an den König, sondern auch an die Königin Briefe. Sie empfahlen die verstoßene Gattin Wladislaws in die Huld jener Frau, die zwölf Jahre später selbst das Los der verstoßenen Gattin des nämlichen Herrschers trug¹⁶⁹⁾.

¹⁶⁸⁾ P. K. 498, 9.

¹⁶⁹⁾ Vom 26. April datierte, an Beatrix gerichtete Briefe im Nürnberger Kreisarchiv.

Auch an den Kardinal-Bischof von Eger richtete der Kurfürst einen Brief, in welchem er denselben aufmerksam machte, daß der Bischof von ihm wertvollere Dienste zu erwarten hätte als von seinem Gegner, dem Herzog von Sagan¹⁷⁰⁾.

Die Räte des Kurfürsten langten nach dreiwöchentlicher Reise am 13. Mai in Buda an. Ihr Einzug war bescheiden; Wohnung nahmen sie in einem Gasthofs. Als der König davon Kenntnis erhielt, schickte er einen seiner Hofleute zu den Angelangten und ließ sich entschuldigen, daß er für ihre Unterkunft nicht Sorge tragen konnte, nachdem ihr Eintreffen nicht angemeldet war. Dem Gastwirt ließ er dreißig Goldgulden zahlen, damit er seine Gäste tadellos versehe.

Die deutschen Herren machten zuerst bei dem Kardinal-Bischof von Eger ihre Aufwartung. Dieser empfing sie mit warmer Herzlichkeit und gab die Versicherung ab, daß er sich auch bis jetzt redliche Mühe gegeben, um den Ausgleich des Konfliktes zu fördern und daß er es auch von nun an nicht an Eifer werde fehlen lassen.

Am dritten Tag war Audienz beim König. Als die Herren eintraten, erhob sich Matthias vom Throne und reichte ihnen die Hand; dann entließ er seine Hofleute und behielt nur den Kardinal, den Probst von Pozsony (Preßburg) Schomberg und seinen Sekretär Stephan Dóczy in seiner Nähe. Er übernahm den vom 26. April datierten Brief des Kurfürsten und ließ ihn vorlesen.

In diesem Schreiben antwortete Albrecht in kaltem und würdevollem Tone auf die Anklagen, welche Matthias vor drei Monaten in dem an die sächsischen Herzöge gerichteten Briefe gegen ihn erhoben hatte; Matthias beschuldigte ihn damals, daß er ohne Kriegserklärung in die Lausitz eingefallen sei. Demgegenüber behauptete der Kurfürst, daß er niemals ohne Kriegserklärung irgend jemand angegriffen habe, und daß er auch in die Lausitz sein Heer erst nachdem er die Kriegserklärung des Königs erhielt, geschickt habe, übrigens wolle er sich nicht in «Disputation» einlassen. In Angelegenheit seiner Tochter erwarte er, daß der König seinem, der königlichen Würde entsprechenden Pflichtgefühle gemäß «der elenden Witwe» Gerechtigkeit widerfahren lassen werde.

Nach Verlesung des Briefes hatte Matthias mit seiner schnellen und scharfen Auffassung sofort den einzigen Satz erkannt, gegen den er Einsprache erheben konnte. Der Kurfürst anerkannte nämlich, daß er nach Übernahme der königlichen Kriegserklärung mit seinen Scharen in die Lausitz eingefallen war.

¹⁷⁰⁾ 30. April. P. K. 500.

«Ihr seht,» sagte Matthias, sich zu den Gesandten wendend, «der Kurfürst gesteht jetzt ein, was er bisher geleugnet, daß er auf Unserem Reichsgebiete Schaden verursacht hat.» Pfofel erwiderte mutig, daß es der Herzog von Sagan gewesen, der die Feindseligkeiten begonnen hatte. Nachdem aber der König darauf hinwies, daß der Kurfürst sich an ihn hätte wenden müssen und daß er dann Ordnung geschaffen hätte, erwiderte der deutsche Doktor, daß sein Fürst bei dem Statthalter des Königs Klage erhoben habe. Damit war die Audienz beendet.

Am 16. Mai ließ der Kardinal die Brandenburger Diplomaten zu sich bitten, und begann die Glogauer Frage mit ihnen zu verhandeln. Er schickte die Erklärung voraus, daß Matthias nicht von freundschaftlichen Gefühlen bewogen, sondern durch die Verhältnisse gezwungen dem Herzog von Sagan das Recht, mit Waffengewalt vorzugehen, erteilt hatte. «Wir wissen sehr wohl» — fügte der Kardinal hinzu, «daß der Kurfürst imstande ist, seiner Majestät bedeutendere Dienste zu leisten, denen gegenüber das, was von dem Herzog von Sagan zu erwarten ist, ganz belanglos erscheint.»

Hierauf versuchten die Gesandten das Vorgehen ihres Herrn in Angelegenheit der zwischen Barbara und Wladislaw geschlossenen Heirat zu rechtfertigen. Diesbezüglich machte der Kardinal die überraschende Mitteilung, daß nach Behauptung der Böhmen der Kurfürst zu dieser Heirat mit seiner Tochter Wladislaw gezwungen habe.

Pfofel protestierte entrüstet gegen «diese Lüge» der Böhmen; er berichtete, daß Wladislaw durch glänzende Gesandtschaft um die Hand Barbaras angehalten habe und daß der Kurfürst volle vier Wochen hindurch zögerte, den Antrag anzunehmen.

Der Kardinal entließ die Gesandten mit der Äußerung, daß er dem König Meldung erstatten werde.

Am nächsten Tage trafen der Kardinal, der Probst von Pozsony und Jaroslaw Boskovicz von Csernahora zusammen, um mit den Brandenburger Diplomaten die einzelnen Punkte der Frankfurter Beschlüsse zum Gegenstande genauer Besprechung zu machen. Gabriel von Verona erklärte entschieden, daß der König das Testament Heinrichs nicht bestätigen könne, da dasselbe ihm noch gar nicht vorgelegt worden war, und weil er durch die Tatsache der Bestätigung, welche ihm eine Rechtsverletzung dem Herzog von Sagan gegenüber bedeute, sich einer Ehrlosigkeit schuldig machen würde.

Die deutschen Herren trachteten sich zu entschuldigen, daß sie das Testament nicht nach Buda mitgebracht hätten, versprachen, daß sie es später überreichen wollten und bestanden im übrigen

auf ihren Wünschen. Hierauf begaben sich die königlichen Räte zu Matthias, um seine Entscheidung zu erbitten. Nach kurzer Zeit kehrten zwei der Räte mit der Mitteilung zurück, daß der König in plötzlich aufflammendem Jähzorn darüber, daß man von ihm eine Ehrlosigkeit verlange, sich kaum beherrschen konnte. Er ließ sagen: «Der Kurfürst ist zwar ein weiser Mann, aber er möge seine Weisheit nicht dadurch an mir erproben wollen, daß er Dinge von mir fordert, die mit der Ehre nicht vereinbar sind.»

Am 18. Mai indessen begann Kardinal Gabriel in milderem Tone zu sprechen. Er erklärte, daß der König mit dem Kurfürsten in Freundschaft zu leben wünsche und deshalb eine neue Ausgleichskombination anbiete. Matthias habe die Absicht, in Olmütz, wo er demnächst den Besuch König Wladislaws von Böhmen und mehrerer deutscher Fürsten erwarte, die Herzöge Albrecht von Sachsen und Otto von Bayern damit zu betrauen, als Friedensrichter («freundliche Verrichter») die Glogauer Angelegenheit auf freundschaftlicher Basis zu ordnen. Sollte ihnen dies bis Ende September nicht gelingen, haben sie einen Urteilsspruch zu erbringen; falls sie sich aber diesbezüglich bis Ende September nicht einigen können, möge Philipp, Pfalzgraf vom Rhein, als Leiter der Verhandlungen ein endgültiges Urteil fällen.

Die Brandenburger Gesandten nahmen diesen Antrag mit Erstaunen zur Kenntnis. «Sie waren des Glaubens» — so sagten sie — «daß es ihre Aufgabe sei, den Frankfurter Vertrag Punkt für Punkt zu verhandeln; darauf bezog sich auch ihre Vollmacht. Nun müßten sie diesen neuen Vorschlag dem Kurfürsten unterbreiten und wollten von dessen Entschließung in Olmütz Rechenschaft geben.»

Damit gab sich der Kardinal zufrieden. Der König verlängerte den Waffenstillstand auf ein ganzes Jahr und gab seiner Friedenseigenschaft und seinem Wohlwollen den Hohenzollern gegenüber auch anderweitig Ausdruck. Er empfing nämlich die Gesandten des Herzogs von Sagan, die zur selben Zeit in Buda weilten, sehr unfreundlich. Als sie bei einer Gelegenheit den Brief der Herzöge von Pommern überreichten, weigerte sich Matthias, ihn zu lesen und erklärte, indem er sich dabei (in nicht zu reproduzierender Weise) der Ausdrücke tiefster Verachtung bediente, daß er auf lügnerische Briefe kein Gewicht lege. «Übrigens» — fügte er selbstbewußt hinzu — «wenn ich jemals mit dem Kurfürsten Krieg führen sollte, so wäre ich ganz sicherlich nicht auf die Hilfe der Herzöge angewiesen»¹⁷¹⁾.

¹⁷¹⁾ Die Gesandten von Brandenburg schickten dem Kurfürsten am 26. Mai aus Pozsony (Preßburg) ihren Bericht. P. K. II. 524.

Matthias sorgte dafür, daß die Brandenburger von seiner Äußerung Kenntnis erhielten. Auf diese Weise gab er ihnen zu verstehen, daß er, um mit ihrem Herrn ein Bündnis zu schließen, gerne seine früheren Verbündeten aufopfere. Georg von Stein teilte diese Tatsache dem Kurfürsten ganz klar in einem Briefe mit: «Gnädiger Herr, Euer fürstliche Gnad mag wohl wägen, daß Euer Gnaden Haus aus dem Lande Herzog Heinrichs fürwahr wenig beständiger Nutzen kömmen mag; aber möchte Euer Gnad eine merkliche Hülfe gegen die Stettinischen haben von königlicher Maiestät, da sollte Euer Gnad etwas zu Handen bringen, das ewiglich bei dem Hause Brandenburg bliebe»¹⁷²⁾.

IX.

Albrecht war unzufrieden, daß die Budaer Verhandlungen ergebnislos geblieben waren. In seinem an die Betrauten gerichteten Briefe wendet er sich in heftigen Worten gegen die Auffassung Matthias', als hätte er durch den Wunsch der Bekräftigung des Testaments diesen zu einer ehrlosen Handlung veranlassen wollen. Gegen die Wahl der beiden deutschen Fürsten als Friedensrichter hatte er zwar nichts einzuwenden, aber er sah ihrer Entscheidung mit Bangen entgegen, da er befürchtete, daß man ihn zur Rückerstattung der Beute, die nach Heinrichs Tode in Barbaras Hände gefallen war, und zur Schadloshaltung des Herzogs von Sagan verurteilen werde. Eher wolle er — schreibt er seinen Gesandten — sein Lebtage mit Herzog Hans und dem König von Ungarn Krieg führen und seine Kinder auch dazu erziehen. Der König, der Kardinal und Herzog Hans hielten ihn für einen Narren oder glauben, er kenne keinen Krieg. Er habe, noch bevor er Kurfürst geworden, mit siebzehn Kurfürsten, Fürsten und dem Könige von Böhmen Krieg geführt, «und half Gott, daß wir dennoch zwischen Himmel und Erden blieben. Nun lebt der alte Gott noch und hat die Gerechtigkeit so lieb als je»¹⁷³⁾!

Indessen bezwang der weise Kurfürst alsbald seine Aufwallung, versah seine Betrauten mit unumschränkter Vollmacht und erwartete ruhig den Ablauf der Olmützer Verhandlungen.

Matthias stellte seine Geduld auf eine harte Probe. Er ließ die deutschen Räte länger als drei Wochen warten, bevor er in der

¹⁷²⁾ 24. Juni. 540.

¹⁷³⁾ 24. Juni 1479.

Hauptstadt von Mähren anlangte, und dann verstrichen weitere vier Wochen, bis er die Verhandlungen mit ihnen beendete¹⁷⁴).

Da trat Matthias mit einer ganz neuen, von den bisherigen Kombinationen vollkommen abweichenden Ausgleichsformel auf und bestimmte die brandenburgischen Räte, dieselbe am 10. August anzunehmen.

Diese lautete: Matthias kauft von Barbara um fünfzigtausend Gulden die Rechte, welche sie auf das Herzogtum Glogau zu haben vermeint. In dem Konflikt, welcher bezüglich dieser Rechte zwischen Barbara und dem Herzog besteht, wird der König ein Urteil erbringen und beruft zu diesem Zwecke die Bevollmächtigten beider Parteien für die ersten Tage des November zu sich. Acht Wochen nach der Entscheidung übergibt der König die Hälfte der fünfzigtausend Gulden den Herzogen von Liegnitz und Münsterberg, welche diese Summe Barbara, nachdem sie von ihr die Burg und Stadt Krossen übernommen, ausliefern werden. Die Burg und Stadt wird von den Herzogen so lange verwaltet, bis der König die zweite Hälfte der fünfzigtausend Gulden ebenfalls bezahlt, was in einem Zeitraume von zwei Jahren zu erfolgen hat. Wenn der König dieser Verpflichtung nicht nachkommen sollte, wird Krossen von den Herzogen Barbara zurückerstattet und sie behält es auf Grund des Pfandrechtes als Lehen der böhmischen Krone¹⁷⁵).

Einige Tage später veranlaßte Matthias die Brandenburger Räte, seinem seit einem Dezennium gehegten Wunsche entsprechend, im Namen ihres Fürsten mit ihm ein Bündnis zu schließen. Die hierüber am 15. August ausgestellte Urkunde lautet:

«Als erster Kurfürst des heiligen römischen Reiches sind wir verpflichtet unseren Brüdern, den kirchlichen und weltlichen Kurfürsten Liebe und Wohlwollen zu erweisen; dem Kurfürst Albrecht gegenüber aber hegen wir ganz besondere Gefühle brüderlicher und freundschaftlicher Liebe. Aus diesem Grunde und zu dem Zwecke, daß unser beider Reiche in Frieden und Eintracht leben mögen, haben wir miteinander in folgender Weise ein Bündnis geschlossen:

¹⁷⁴) Wir finden zwei Berichte, die noch vor der Ankunft des Königs Matthias abgesandt wurden, an derselben Stelle 541. Die übrigen Berichte sind leider nicht erhalten.

¹⁷⁵) Die Urkunde dieses Übereinkommens ist nicht veröffentlicht. Ihr Inhalt befindet sich in vollem Umfange in der am 15. September 1479 ausgestellten bestätigenden Urkunde Barbaras. Publikationen aus dem Königlich Preussischen Staatsarchive. VII. 227. (Die *Scriptores rerum Silasiacarum* teilen eine andere vom 10. August 1479 datierte Urkunde mit, welche aber die Bestimmungen des Jahres 1482 enthält.)

«Es möge zwischen Uns ein ungetrübt aufrichtiges und vollkommenes, ein geschwisterliches und freundschaftliches Verhältnis herrschen. Wir wünschen es und verpflichten uns dazu, die Gefühle der Feindseligkeit und Kränkung, die wir bis jetzt tief im Herzen trugen, zu unterdrücken und einander zu lieben; der Eine soll das Wohl und die Ehre des Anderen fördern, gegen die Person und das Reich des Anderen nichts unternehmen und seine Untertanen vor feindlichem Auftreten zurückhalten. Sollte der Eine von dem Anderen oder dessen Untertanen eine Unbill erfahren, so suchen sie auf gerichtlichem Wege Genugthuung. Beide Parteien verhindern, daß Räuber, Mörder und Diebe die Untertanen des Anderen schädigen; sie verpflichten sich, die Übertretungen der Missetäter wechselseitig zu ahnden.

«Im Falle eines feindlichen Angriffes ist die eine Partei verpflichtet, mit zweihundert wohlbewaffneten Reitern der anderen beizustehen, und zwar auf Gefahr desjenigen, der die Hilfe leistet und auf Kosten desjenigen, der sie empfängt; tritt aber eine der beiden Parteien selbst feindlich auf, ist die andere ihrer Verpflichtung enthoben. Gleicherweise ist keine der Parteien verpflichtet, der anderen gegen den Papst, den Kaiser, die Könige von Aragonien und Neapel, gegen die Kurfürsten, den Bischof von Bamberg und den Bund der Schweizer Kantone Hilfe zu leisten. Die Partei, welche nach dem Kriege Frieden schließt, hat die andere in den Frieden mit einzubeziehen»¹⁷⁶⁾.

Dem Anscheine nach bot Matthias dieses Bündnis sehr wenig Vorteile; zweihundert Reiter konnten nicht als nennenswerte Hilfe gelten. Der moralische Wert aber war ein bedeutender, denn das Bündnis gab Matthias die Sicherheit, daß sich die Hohenzollern nicht an die Seite des Kaisers stellen werden.

Albrecht war mit dem in der Glogauer Angelegenheit getroffenen Übereinkommen nicht zufrieden. Er hielt es für ungerecht, daß seine Familie verpflichtet sei, das Gebiet, das sie tatsächlich besessen, den beiden Herzögen zur Verwaltung zu überlassen, während eine ähnliche Verpflichtung dem Herzoge von Sagan nicht auferlegt worden war. Überdies hätte er gewünscht, daß der Herzog von Sagan die eine Hälfte der fünfzigtausend Gulden bezahlt hätte, während für die andere Hälfte Krossen — unter dem Titel des Pfandrechtes — Barbara zugefallen wäre. Indessen fügte sich Albrecht in die Geschehnisse und war bereit, das Bündnis zu bestätigen. Ihn erfüllte die kühne Hoffnung, daß «jetzt mit fünfzigtausend Gul-

¹⁷⁶⁾ Riedels zitiertes Werk. II. Hauptteil. V. 311 und 3.

den Heiratsgut werde König Wladislaw wohl Barbara zu sich nehmen»¹⁷⁷⁾).

X.

Wichtige Gründe bestimmten Matthias, die Glogauer Angelegenheit zu erledigen und mit dem Kurfürsten Bündnis zu schließen. Er tat dies zur selben Zeit, als er auf dem Kongresse zu Olmütz mit dem König Wladislaw von Böhmen innige freundschaftliche Beziehungen anknüpfte¹⁷⁸⁾.

Indem die an den Gmundener Friedensschluß geknüpften Hoffnungen nicht in Erfüllung gegangen waren und er sich aufs neue zum Kampfe gegen die Habsburger rüstete, wünschte er die Jagellonen und die Hohenzollern an seiner Seite zu haben.

Deshalb benützte er die weiteren Phasen der Glogauer Angelegenheit, um den Kurfürsten Albrecht immer mehr an sich zu fesseln. Als die Brandenburger Gesandten anfangs November in Buda anlangten, überhäufte er sie mit Auszeichnungen; diesmal empfing er sie als seine Gäste und sorgte für ihre leiblichen Bedürfnisse. Als er den Kardinal von Aragonien erwartete, schickte er ihnen eine Einladung zur Teilnahme an dem Festzuge und stellte jedem von ihnen ein mit scharlachroter Samtdecke geschmücktes, edles Roß zur Verfügung; in dem feierlichen Zuge wies er ihnen unmittelbar vor sich den Platz an. Bei dem zu Ehren des Kardinals veranstalteten Nachtmahle saß der eine Gesandte, Otto Schenk von Landsberg, ein einfacher Edelmann, unmittelbar zur linken Seite des Königs und wurde aufgefordert, mit einem anderen Mitgliede der Gesandtschaft nach dem Mahle den ersten Tanz anzuführen¹⁷⁹⁾.

Am 13. Dezember saß der König in der Glogauer Angelegenheit zu Gericht. Viele Mitglieder der hohen Geistlichkeit, des Hochadels und Gelehrte umgaben ihn.

Zuerst brachten die Brandenburger ihre Anklage gegen Herzog Johann von Sagan vor, der das Herzogtum Glogau, das im Sinne des von ihrem Gatten hinterlassenen Testamentes der Markgräfin Barbara gehörte, willkürlich an sich gerissen hatte; nachdem aber in Olmütz beide Parteiën die Entscheidung dem Könige anheim-

¹⁷⁷⁾ Vom 15. September 1479 datierter, an den Kanzler von Brandenburg gerichteter Brief. P. K. II. 555.

¹⁷⁸⁾ Aus Albrechts Korrespondenz erfahren wir, daß Matthias in den seiner Gattin verwandten französischen und aragonischen Herrscherhäusern für Wladislaw eine Gattin suchte. P. K. II. 599.

¹⁷⁹⁾ Vom 15. Dezember 1479 datierter Bericht. Riedel. III. Hauptteil. II. 262—4. (Irrtümlich auf das Jahr 1480 gesetzt.)

gestellt hatten, baten sie ihn, er möge als oberster Lehensherr die Markgräfin in ihren Rechten beschützen.

Die Bevollmächtigten des Herzogs von Sagan erwiderten hierauf, daß die Ahnen ihres Herrn und des letzten Herzogs von Glogau das Herzogtum gemeinsam besessen hatten und daß dieses daher nach dem Tode des kinderlosen Herzogs ihrem Herrn anheimfallen müßte; vorausgesetzt jedoch, daß Markgräfin Barbara auf das Herzogtum Rechte gehabt hätte, so wäre sie dieser durch den Umstand verlustig gegangen, daß sie mit dem Könige von Böhmen, der dazumal ein Hauptfeind des Königs von Ungarn war, einen Ehebund eingegangen. Schließlich wiesen die Bevollmächtigten darauf hin, daß ihr Herr das Herzogtum auf Geheiß des Königs von Ungarn besetzt hatte.

Die Brandenburger Gesandten ließen sich auf eine eingehende Diskussion der vorgebrachten Argumente nicht ein. All das, meinten sie, gehöre nicht zur Sache; wenn es aber darauf ankäme, so wüßte die Markgräfin gründlich zu erwidern.

In ihrem Schlußwort wiederholten die Saganer Gesandten kurz, daß ihr Herr auf das Herzogtum als väterliches Erbteil ein Recht habe und daß, was er getan, auf Befehl des Königs geschehen sei¹⁸⁰).

Anstatt das erwartete, entscheidende Urteil zu sprechen, wählte Matthias das Mittel eines dem Moment angepaßten, nicht endgültigen Urteiles (*sententia interlocutoria*). Dasselbe war überraschend. Am 22. Dezember ordnete Matthias an, daß der Herzog von Liegnitz über das ganze Gebiet des Herzogtums Glogau, sowohl den in den Händen des Herzogs von Sagan befindlichen, als auch den der Markgräfin gehörigen Teil, das Sequester zu verhängen, respektive das Herzogtum in eigene Verwaltung zu nehmen habe.

Diese Verfügung geschah mit Wissen und Zustimmung der Brandenburger Betrauten; Matthias erfüllte ihre Bitte, das Sequester weder dem Bischof von Breslau, noch dem Herzog von Ölz, die beide Verbündete des Herzogs von Sagan waren, anzuvertrauen und gab dem Herzog von Liegnitz die Weisung, sein Vorgehen den Mitteilungen der Brandenburger Bevollmächtigten gemäß einzurichten. Den Kurfürsten Albrecht beruhigte er in der Hinsicht, daß alle Punkte der Olmützer Vereinbarungen aufrecht erhalten bleiben und daß ihm aus dem Sequester kein Nachteil erwachsen solle¹⁸¹).

¹⁸⁰) Riedels zitierte Stelle. 239—44.

¹⁸¹) Vom 22. Dezember datierter Bericht des Brandenburger Gesandten; vom 13. Jänner 1480 datierte Briefe Matthias' an Albrecht und den Herzog von Liegnitz. P. K. II. 578, Briefe König Matthias'. II. 4.

Gleichzeitig verschob Matthias bezüglich der im Besitze des Markgrafen Johann befindlichen Lausitzer Lehensgüter die oberlehenherrliche Belehnung, versicherte ihn aber urkundlich, daß ihm durch diese Verzögerung kein Rechtsabbruch zugefügt werde¹⁸²⁾.

Daher nahm Albrecht die Verfügungen des Königs gerne zur Kenntnis, indem er sie dermaßen deutete, daß er «den Prozeß gewonnen» habe¹⁸³⁾.

Der Herzog von Sagan hingegen fand die Verfügungen für seine Person nachteilig und erklärte daher, daß er das Sequester des in seinem Besitze befindlichen Teiles des Herzogtumes nicht zulasse¹⁸⁴⁾.

Matthias empfing am 15. März, inmitten einer zahlreichen, aus ungarischen Hochadeligen und ausländischen Diplomaten bestehenden Versammlung die Brandenburger Gesandten. Der Führer derselben trug vor, daß ihr Herrscher sich in das Sequester füge; da aber der Herzog von Sagan sich demselben nicht unterwerfe, sei er im Sinne der Olmützer Vereinbarung rechtsverlustig geworden. «Wir bitten daher Euere Majestät» — so fuhr er fort — «unsere hochgeborene Frau in ihren nunmehr zur Geltung gelangten Rechten zu erhalten, zu beschützen und zu verteidigen. Wir bitten, dem weiteren gewalttätigen Vorgehen des Herzogs Johann Einhalt zu gebieten; das erwartet unsere hochgeborene Frau von Eurer Majestät, da es eine lobenswerte Pflicht der Könige ist, die Witwen, Waisen und Unterdrückten zu beschützen.»

Im Namen des Königs verkündete der Erzbischof von Kalocsa, daß im Sinne der Olmützer Vereinbarung «die ungehorsame Partei» rechtsverlustig geworden und der gebührenden Strafe verfallen sei; trotz dieser Geschehnisse «wird seine Majestät zwecks der Aufrechterhaltung des Friedens zu seinem Freunde und Bruder, dem Markgrafen, Räte entsenden, die mit ihm weiter verhandeln».

Die Brandenburger antworteten, «daß diese Angelegenheit beendet sei; im Sinne der Vereinbarung wäre das Recht auf Seite ihrer hochgeborenen Frau; daran wollten sie sich halten und dabei bleiben; es hänge aber von seiner Majestät Belieben ab, ob sie Gesandte zu ihrem hochgeborenen Herrn schicken wolle»¹⁸⁵⁾.

¹⁸²⁾ 13. Jänner 1480. P. K. II. 578.

¹⁸³⁾ Vom 18. Jänner 1480 datierter Brief an seinen Sohn. Riedel. III. Hauptteil. II. 242.

¹⁸⁴⁾ Vom 29. Feber 1480 datierter Bericht des Brandenburger Bevollmächtigten. In demselben Werke. 245.

¹⁸⁵⁾ Bericht der Brandenburger Gesandten in der zweiten Hälfte des März. P. K. II. 596.

Matthias ließ nun die durch seine Hauptleute gefangenen Brandenburger frei¹⁸⁶⁾. Gleichzeitig stellte er Albrecht das Anerbieten, daß er ihm als Gegenwert für die Überlassung des Herzogtumes Glogau fünfundzwanzigtausend Gulden in barem Gelde zahlen und Besitztümer im Werte von dreißigtausend Gulden überlassen wolle; auch dies nahm Albrecht gerne zur Kenntnis.

Unterdessen hatte der Herzog von Sagan gegen die Herzogin von Teschen, die einen Teil des Glogauer Herzogtumes zu lebenslänglicher Nutznießung besaß, einen bewaffneten Angriff gerichtet. In dieser Tatsache erblickte Matthias einen Akt der Empörung und entsandte an der Spitze einer Schar den Bischof von Várad, Johann von Prosznitz, um dieselbe zu unterdrücken. Der Herzog erschrak und bat um Frieden. Der Bischof schloß (14. August) einen auf ein Jahr sich erstreckenden Waffenstillstand mit ihm, zu welchem auch Markgraf Johann seine Zustimmung gab¹⁸⁷⁾.

Die Vorgänge, welche den für den 25. August 1480 zu Nürnberg durch den Kaiser einberufenen Reichstag einleiteten, lenkten die Aufmerksamkeit Matthias' von der Glogauer Angelegenheit ab. Er wußte, daß Friedrich die Absicht hatte, die Aufstellung eines Reichsheeres zu erwirken, das dann gegen ihn benützt werden konnte. Daher bezweckten seine Bemühungen, die Votierung dieser Kriegshilfe zu vereiteln. Diesmal rechnete er zumeist auf die Mitwirkung des Markgrafen Johann, der alles daran setzte, um Matthias' Vertrauen und Wohlwollen zu erwerben.

Die am Hofe zu Buda befindlichen Brandenburger Räte überbrachten dem Markgrafen Johann die Äußerung des Königs, daß Barbara auf die in Aussicht gestellten fünfzigtausend Gulden nicht zu rechnen habe, wenn ihr Vater dem Kaiser behilflich sein werde; denn niemand könne von ihm erwarten, daß er jemandem Geld gebe, «der ihm seine Gurgel abstechen wolle». Der Markgraf machte seinem Vater von dieser Äußerung Mitteilung und empfahl ihm eine vorsichtige und reservierte Haltung, so wie auch, daß er aufs neue Gesandte zu Matthias schicken solle¹⁸⁸⁾.

Albrecht bedurfte indessen des Rates nicht. Sein scharfer Blick erkannte klar die Anforderungen der Situation. Er schreibt seinem Sohne: «Habet keine Sorge, wir wollen uns mit Vergunst der kaiser-

¹⁸⁶⁾ Sein vom 23. März datierter Brief. 597.

¹⁸⁷⁾ Die darauf bezügliche Korrespondenz befindet sich: Riedel, III. Hauptteil. V. 353—66. — P. K. II. 621, 835. — *Scriptores Rerum Silesiacarum*. XIV. 30, 31.

¹⁸⁸⁾ Ende September. P. K. II. 645.

liche Majestät so halten, daß wir den König nicht über uns laden und der kaiserlichen Majestät nicht verwirken.» Er stellte sich die glückliche Lösung dieses Problemes leicht vor. Das mit Matthias geschlossene Bündnis enthob ihn der Hilfeleistung, wenn es sich um einen Kampf gegen den Kaiser handelte. Daher konnte sich die Notwendigkeit, im Interesse Matthias die Waffen ergreifen zu müssen, nicht ergeben. Andererseits beruhigte er sein Gewissen damit, daß der Kaiser es selbst nicht wünschen werde, daß er um seinetwillen Schaden erleide. Er berief sich dabei auf den Ausspruch des Kaisers: «Er habe einen breiten Rücken, er mag einen großen Schaden wohl erleiden und sei dennoch weit von seinem Verderben»¹⁸⁹⁾.

Trotzdem nun der Kaiser die heikle Situation Albrechts berücksichtigte, konnte er dennoch die Besorgnis nicht unterdrücken, daß letzterer in der durch die Verhältnisse gebotenen reservierten Politik zu weit gehen und mit dem Vorschlag auftreten werde, daß der Reichstag den Versuch einer Friedensvermittlung unternehmen möge und erst falls dieser mißlinge, ein nächster einberufener Reichstag die nötige Hilfe votiere.

Der Kaiser beauftragte seinen auf den Reichstag entsandten Beauftragten, den Grafen Werdenberg, zu verhindern, daß Albrecht oder sonst jemand mit einem derartigen Projekt hervortrete. Albrecht selbst aber ersuchte den Kaiser, daß dieser einer Verzögerung der Hilfeleistung nicht im Wege stehen möge, da Friedensverhandlungen keine Aussicht auf Erfolg böten¹⁹⁰⁾.

Auf dem Reichstage führte Albrecht den Vorsitz. Der kaiserliche Bevollmächtigte machte die Stände nicht nur auf die von Seiten der Türken drohende Gefahr aufmerksam, sondern er legte auch Bericht ab über die Schädigungen, welche der Kaiser durch den König von Ungarn erleide, der seine Provinzen verwüstet. Hierauf empfahl der Herzog Albrecht von Sachsen die Votierung einer allgemeinen Reichssteuer; gegen diesen Antrag nahm aber Kurfürst Albrecht Stellung, wodurch er den Groll des kaiserlichen Bevollmächtigten auf sich lud, der bei dem Kaiser mit scharfen Beschuldigungen gegen ihn auftrat. Er berichtete seinem Herrn:

«Damit der Kaiser wisse, wer seine Sache fördere, und wer sie hindere, erwähne er, für Herzog Albrechts von Sachsen Vorschläge, dem Kaiser zu helfen, waren der Pfalzgraf, die Kurfürsten von Köln und Trier, sechs Bischöfe, Württemberg, Hessen, Sachsen

¹⁸⁹⁾ Vom 21. Oktober 1480 datierter Brief an seinen Sohn. 648.

¹⁹⁰⁾ Vom 24. Juli und 3. August 1480 datierte Briefe. 630.

und jülich. Dagegen erklärten sich Kurfürst Albrecht, die Herzoge von Bayern und die Stadt Nürnberg. Da sich Kurfürst Albrecht überstimmt sah, schickte er seinen Sohn und Herzog Otto von Bayern zu Herzog Georg von Sachsen, liesz ihm vorstellen, Herzog Albrecht von Sachsen wäre dem König von Ungarn Feind, weil er von ihm zu Olmütz Schimpf erlitten hat und weil er selbst nach der Kaiser-Krone strebt. Ihm (Werdenberg) liesz Kurfürst Albrecht vorstellen, dasz der Plan unausführbar und dem ganzen Vornehmen verderblich sein werde. Den Räten des Pfalzgrafen aber ließ er sagen, man beabsichtige die Stände zinsbar zu machen»¹⁹¹⁾.

Gegen den Antrag, dem Kaiser 15 000 Bewaffnete zur Verfügung zu stellen, nahm der Kurfürst nicht Stellung. Den schlaun Gedanken aber, daß dieses gegen die Türken bewilligte Hilfsheer gleicherweise dem Kaiser und dem Könige von Ungarn dienen möge, teilte er nur seinem Sohne vertraulich mit¹⁹²⁾, da er nicht wagte, denselben öffentlich zu bekennen. Hingegen brachte er, ungeachtet der an ihn gerichteten Aufforderung des Kaisers, den Antrag vor, der Reichstag möge zum Zwecke der Friedensvermittlung eine Gesandtschaft an den Kaiser und den König von Ungarn entsenden. Der kaiserliche Betraute erhob dagegen Einsprache, betonend, daß ähnliche Versuche bereits wiederholt gescheitert seien und daß ein abermaliges Mißlingen — wie es zu erwarten sei — dem Reiche nur Schande bringen würde. Einer der sächsischen Herzöge und der Erzbischof von Köln waren auf seiner Seite. Die Mehrzahl indessen nahm den Antrag an, und zwar mit der Modifikation, daß die Gesandtschaft zuerst den Kaiser und erst auf Geheiß des letzteren auch den König von Ungarn aufsuchen solle¹⁹³⁾.

Als der kaiserliche Bevollmächtigte die Reichsstände aufforderte, Bewaffnete in der auf sie entfallenden Zahl nach Wien zu schicken, rüstete sich Albrecht, seiner Pflicht Genüge zu leisten; es stellten sich ihm aber so viel Schwierigkeiten in den Weg, daß er gleich den übrigen Fürsten — wenige Ausnahmen davon abgerechnet — davon Abstand nahm, die Hilfstruppen zu entsenden¹⁹⁴⁾.

Die Gesandtschaft des Reichstages erschien auf Ermächtigung des Kaisers auch vor Matthias; doch waren ihre Bemühungen, Frieden

¹⁹¹⁾ Vom 27. November datierter Bericht Werdenbergs. 653.

¹⁹²⁾ Riedel. II. 261.

¹⁹³⁾ Bachmann sagt über die Haltung Albrechts: «Markgraf Albrecht erlitt so die schwerste politische Niederlage seines Lebens.» Archiv. LXXVII. 579.

¹⁹⁴⁾ Bachmann. II. 706.

zu schaffen, vergeblich. Der Krieg währte fort. Matthias war darum bemüht, die in Schwebelage befindlichen schlesischen Angelegenheiten zu ordnen und sowohl den kühnen Herzog von Sagan, wie auch den vorsichtigen Brandenburger Kurfürsten zu befriedigen.

In seinem Auftrage schloß Georg von Stein in erster Linie einen Ausgleich, am 7. Juni 1481, mit dem Herzog von Sagan, welcher letzterer den zu dem Herzogtume Glogau gehörigen Gebieten Krossen, Schwiebus und Zülichau entsagte¹⁹⁵).

Danach suchte Stein (in der zweiten Hälfte des Juni) zu Ansbach den Kurfürsten auf, um ihm mitzuteilen, daß Matthias großer Ausgaben halber jetzt kein Geld hergeben könne, daß der Kurfürst aber an Stelle der 50 000 Gulden das Pfandrecht über die Gebiete von Krossen, Schwiebus und Zülichau erhalte. Er verschwieg, daß mit dem Herzog von Sagan bereits ein Übereinkommen getroffen war, und versprach, die Einwilligung des Herzogs zu erwirken.

Hierauf berichtete er, daß sein Herrscher mit dem Herzog von Sagan eine Vereinbarung treffen wolle, da er dessen Hilfe bedürfe.

Diesen Mitteilungen konnte Albrecht entnehmen, daß Matthias das Herzogtum Glogau, die angebotenen Gebietsteile abgerechnet, dem Herzog überlassen wolle. Da er wußte, daß unter den obwaltenden Verhältnissen von Seiten Matthias' wesentlichere Vorteile zu erreichen waren, gab er sich den Anschein, als ob ihm eine große Enttäuschung widerfahren sei und als ob man von ihm ein schweres Opfer verlangen würde. Er wahrte den Standpunkt, den seine Betrauten vor einem Jahre in Buda eingenommen hatten; da der Herzog von Sagan sich dem Urteile des Königs nicht gebeugt, sondern sich gegen ihn empört habe, sei er rechtsverlustrig geworden, und die Rechte, welche er etwa besessen, seien auf Markgräfin Barbara übergegangen.

Stein ließ sich in juristische Erörterungen nicht ein, sondern drohte dem Kurfürsten. Er sagte, der König werde sich mit dem Herzog von Sagan ausgleichen und der Krieg werde aufs neue beginnen. Hierauf aber erwiderte Albrecht, daß er an den Ausbruch des Krieges nicht glaube; doch sei er sicher, daß ihm der König — falls der Herzog von Sagan zu den Waffen greifen sollte — im Sinne ihrer Bundesgenossenschaft beistehen werde.

Ohne jeden Übergang brachte der ungarische Gesandte nun die Frage vor, ob Albrecht geneigt wäre, den König aufzusuchen, wenn er ihn «einen Tag weit entfernt» antreffen würde. «Viel weiter» — antwortete der Kurfürst — «alsfern wir es Leibes halber vermöchten;

¹⁹⁵) Publikationen aus den Königlich Preussischen Staatsarchiven. VII. 232.

denn seiner königlichen Würden in aller Gebürnis Dienst und Gefallen zu erzeigen wären wir geneigt.» Nach drei Tagen meldete sich Stein aufs neue und erbat sich die Meinung des Kurfürsten, wie sich die obwaltende Angelegenheit erledigen ließe. Albrecht zeigte sich auch jetzt nicht nachgiebiger. Er erklärte: «Wir wollten uns durch seine Teidigung nicht aus der Bericht und den Verträgen teitigen lassen, die wir mit der königlichen Würde hätten, sondern die als ein frommer Kurfürst halten, und die wiederum als um einen frommen König gehalten nehmen und unzweifelich zu halten warten»¹⁹⁶).

Nachdem Albrecht dem ungarischen Diplomaten von jeher großes Mißtrauen entgegengebracht hatte, schickte er über den mit ihm gepflogenen Meinungsaustausch Matthias einen ausführlichen Bericht, da er — wie er Stein gegenüber ganz unumwunden erklärte — nicht glauben konnte, daß derselbe den Willen seines Herrschers getreulich zum Ausdruck bringe¹⁹⁷).

Mit großer Geschicklichkeit baute Albrecht in diesem Briefe Matthias eine goldene Brücke, welche derselbe nicht zauderte, zu betreten und seinen Gesandten Lügen zu strafen. Er schrieb ihm:

«Soll Euer Lieb keinen Zweifel setzen, dasz ihm solches von uns mit Euer Lieb zu handln nicht befohlen gewesen sei. Mag auch wahrlich glauben, dasz darin unser Wille und Vorsatz nich gewesen ist, Euch dadurch, als vielleicht Euer Besorg sein mag, aus der Vereinigung und Vertrag, zwischen uns vormals gemacht, zu führen, oder dasz wir das so wir Euch zu thun schuldig sind, nicht zu vollziehen suchen gingen; sondern sofern Euch solche Wege behagen hätten, wäre uns solchermasz um künftiger Ruhe und Gemachs willen in der Handel zu gehen gemeint gewesen. So aber Euer Lieb aus etlichen erzählten Ursachen und Besorgen darein zu gehen, und wir doch Eueren Willens endlich und gründlich nicht wissen, so haben wir dem ehrwürdigen Johannes Bischof von Wardein, unserem Fürsten und den edlen unseren Rat Watzlawen von Boskowitz und Czernahora, so wir auf den jetzt halten-ten Tag zu Nürnberg Gewalt (Vollmacht) abgefertigt haben,

¹⁹⁶) Diese Verhandlungen sind uns nur durch den vom 22. Juni 1481 datierten Brief Albrechts an Matthias bekannt (gleichzeitige Abschrift im Königlich Preußischen Staatsarchive). Stein schreibt später (am 22. Juli 1488), Albrecht «hätte Krossen zu Erb haben wollen», doch konnte der König hiezu seine Einwilligung nicht geben. *Scriptores*. X. 147.

¹⁹⁷) 22. Juni 1481.

weiter aus den Sachen mit Euer Lieb zu¹⁹⁸⁾ reden und auch darin un-
seres Willens zu berichten befohlen»¹⁹⁸⁾.

Aber die Zusammenkunft unterblieb, da der Kaiser die Geleit-
briefe für die Gesandten verweigerte.

Albrecht indessen machte Stein für das Scheitern des Planes ver-
antwortlich. Er schrieb seinem Sohne über ihn in verächtlichem
Tone: ««War Bescheiszerei, als alle seine Händel»¹⁹⁹⁾.

XI.

Am 13. August 1481 wurde in Nürnberg der neue Reichstag er-
öffnet. In seinem Vortrage erging sich der Graf von Werdenberg
in Klagen über die großen Schäden, welche der König von Ungarn
dem Kaiser verursachte. Hierauf erstattete der Bischof von Eich-
stadt Bericht darüber, daß der König von Ungarn sich weigerte,
die Reichsfürsten als Richter anzuerkennen, da er ihrer Unparteilich-
keit nicht trauen kann; daher die mit ihm angebahnten Unterhand-
lungen resultatlos verlaufen seien.

Unter der Wirkung dieses Vortrages faßte der Reichstag den Be-
schluß, die Gesandten des Königs von Ungarn nicht zu empfangen
und erhob das im Vorjahre auf den Stand von 15 000 Bewaffneten
kontingentierte Reichsheer auf die Zahl von 25 000 Mann.

Kurfürst Albrecht, der auch bei dieser Gelegenheit sich persönlich
in Nürnberg eingefunden hatte, stimmte dieser Vereinbarung zu;
als aber neben der Aufstellung des Reichsheeres auch der Antrag
auf die Aushebung einer Steuer gestellt wurde, trat er entschieden
und erfolgreich dagegen auf, wobei er eher sein eigenes Interesse
als das Matthias' im Auge hatte²⁰⁰⁾.

Zugleich trachtete er zu verhindern, daß zwischen dem deutschen
Reiche und Ungarn die Brücken verbrannt werden. Auf seine Auf-
forderung hin versuchte der Bischof von Eichstadt die ungarischen
Gesandten in einem Briefe zu beruhigen, daß der Reichstag aus-
schließlich die Interessen «des gegen die Ungläubigen geführten
Krieges und den Bestand des deutschen Reiches vor Augen
halte»²⁰¹⁾.

Albrecht begnügte sich hiemit nicht. Um bei Matthias den Ein-

¹⁹⁸⁾ 18. Juli 1481. Riedel. V. 374.

¹⁹⁹⁾ 24. August 1481.

²⁰⁰⁾ Bachmann. II. 713.

²⁰¹⁾ Der vom 20. August datierte Brief befindet sich im Dresdner Haupt-
archiv. In seinem vom 21. September datierten Brief schreibt Albrecht dem
Kaiser, daß ihn der Bischof von Eichstadt beeinflusst habe. Minutoli 15.

druck des erlittenen Mißerfolges abzuschwächen, stellte er den Antrag, der Reichstag möge zur Kenntnis des Königs von Ungarn gelangen lassen, daß er dem Kaiser zwar die Kriegshilfe bewilligt habe, gleichzeitig aber beschließe, zur Verhinderung des Krieges einen abermaligen Versuch bei ihm (Matthias) zu machen. Diesen Antrag nahm die Mehrheit am 21. August an²⁰²⁾.

Albrecht verließ noch am selben Tage Nürnberg und zog sich in die in Franken gelegene Kadolzburg zurück; er vermied es, die Verantwortlichkeit für die weiteren Ergebnisse der Verhandlungen, das heißt für die in Sachen der Kriegshilfe zu erbringenden Beschlüsse, auf sich zu nehmen.

Indessen richteten die Herzöge von Sachsen, die in Nürnberg geblieben waren, als es sich um die Formulierung des an Matthias zu richtenden Briefes handelte, an Albrecht die Frage, ob sie wohl in den «Fehde- und Verwarnungsbrief» die Klausel aufnehmen sollten, daß sie «die freundschaftliche Vereinbarung, welche sie mit ihm als König von Böhmen getroffen hätten,» auch weiterhin unangetastet aufrechtzuerhalten wünschten²⁰³⁾.

In einem hochinteressanten Antwortschreiben weist Albrecht, bestimmt durch seine innere Unzufriedenheit, ironisch darauf hin, daß

«soviel seine Thorheit begreifen möge, sei weder Feinds- noch Verwarnungsbrief notwendig; es genüge lediglich die Verkündigung, dasz sie den Kaiser unterstützen; mehr ist auch nicht beschlossen worden; der Kaiser und der König seien selbst nicht entsagte Feinde, demnach können es auch die kaiserlichen Unterthanen nicht sein, zumal da Sachsen und Brandenburg in Verträgen mit Mathias ständen; es wäre auch nutzlos zu erklären dasz diese Verträge mit Mathias als König von Böhmen geschlossen sind, denn der König von Ungarn und Böhmen amende sind beide in einem Rock.» Übrigens gab er der Hoffnung Ausdruck, daß es zum Kriege nicht kommen, und der König werde die Ermahnung des Reichstages beachten, wo nicht, könnte es der König nicht verargen, daß sie ihre Pflicht dem Kaiser gegenüber erfüllen; nachdem sie in den Verträgen den Kaiser ausgenommen haben. Sollte der König oder seine Verbündeten sie angreifen, «ist die Gegenwehre jedermann erlaubt. Wollten wir aber seine Länder beschädigen für uns selbst, so er uns nichts thut, dann . . . ist in uns

²⁰²⁾ Daß Albrecht den Antrag gestellt hatte, darauf weist der soeben zitierte Brief hin; daß der Reichstag in Angelegenheit dieses Antrages einen Beschluß erbracht habe, schreibt Albrecht am 24. August den Herzögen von Sachsen.

²⁰³⁾ Dresdner Hauptarchiv.

außerhalb der Gegenwehre, wir konnten es wohl nicht verantworten und wären schuldig Feinde zu werden»²⁰⁴).

Der Reichstag ließ diese energischen Bemerkungen nicht unbeachtet. Tatsächlich enthielt der an Matthias gerichtete Brief einen Friedensantrag. Die Reichsstände gaben ihrem Schmerz darüber Ausdruck, daß er ihren früheren Antrag verworfen habe und sie für parteisch halte; sie erklärten, es sei ihre Pflicht, dem Kaiser, um das Reich vor weiterem Schaden zu bewahren und die Christenheit gegen die Ungläubigen zu schützen, eine Kriegshilfe zu gewähren. Danach forderten sie den König auf, die Entscheidung in den mit dem Kaiser obwaltenden strittigen Fragen ihnen anzuvertrauen und bis diese erfolgt wäre, die besetzten Festungen der Salzburger Kirche und des Hauses Österreich ihnen zu übergeben. Unter den Unterschriften war auch Albrechts Name.

Diesmal schickte der Kurfürst sowohl aus den fränkischen Provinzen als aus Brandenburg eine Hilfsschar, welche sich an den Kriegsvorgängen gegen Matthias beteiligte, dem Kaiser indessen zu keinem Erfolge verhalf²⁰⁵).

Selbst Albrecht äußert sich geringschätzig über die Hilfe, welche er dem Kaiser geleistet, über die «zwanzig oder dreißig Gulden», die er den in Österreich kämpfenden Söldnern geschickt und deren Eintreibung sowohl in den Kreisen seiner Untertanen große Unzufriedenheit hervorgerufen hatte²⁰⁶).

Dessenungeachtet benützte Matthias die Gelegenheit, um auf den Kurfürsten eine Pression auszuüben. Obzwar er sehr wohl wußte und es selbst verkündete, daß die Herzöge von Sachsen es waren, die am entschiedensten für das Anerbieten der Reichskriegshilfe eintraten²⁰⁷), versäumte er dennoch nicht, auf dem Wege Georg von Stein³ sich bei dem Markgrafen Johann zu beklagen, daß sein Vater in dieser Sache der Hauptfaktor gewesen sei. Gleichzeitig (Ende Oktober) ließ er durch den Probst von Pozsony (Preßburg) jene

²⁰⁴) 27. August 1481. P. K. III. 87.

²⁰⁵) Der sächsische Befehlshaber erwähnt am 12. April 1482 die Brandenburger Schar, und der Kurfürst berichtet am 16. November 1482, daß der Kaiser die Brandenburger in ihre Heimat entlassen habe. P. K. III. 181, 225. Den Stand der Schar kennen wir nicht. Der Redakteur der P. K. spricht in der Einleitung davon, daß Matthias damals Albrechts Sohn gegenüber die drohende Äußerung getan habe, daß niemand von ihm Geld erwarten solle, «der ihm die Gurgel abstechen wolle» (II. 34). Diese Äußerung hat Matthias indessen schon ein Jahr vorher getan (II. 645).

²⁰⁶) 22. Juli 1482. P. K. III. 204.

²⁰⁷) Briefe König Matthias'. II. 189.

Lösung; der Glogauer Frage wieder zur Sprache bringen, die Stein schon im Monat Juni beantragt hatte.

Albrecht verwahrte sich mit reinem Gewissen gegen die Anschuldigung des Königs und erklärte, daß die Reichsstände auf ihn Pressuren ausgeübt hätten. Seinem Sohne gegenüber rühmte er sich, daß er dem Kaiser und auch dem Könige gegenüber als «Biedermann und frommer Fürst» gehandelt und keine seiner Pflichten vernachlässigt habe²⁰⁸⁾.

Kurze Zeit darauf trat Matthias mit neueren, vorteilhafteren Anträgen an Markgraf Johann heran. Albrecht nahm sie mit Mißtrauen zur Kenntnis. Er schrieb seinem Sohne:

«Das Anbringen des Königs von Ungarn, das von guten Mittelern an Euch gelangt soll sein, steht noch auf gutem Glück als es uns ansehet... Wir besorgen, es sei ein Betrüg'nisz, das man gern macht, dasz wir den Kaiser verlören und ohne Zweifel den anderen auch nicht behielten. Den Kaiser zu verlieren steht nicht zu raten; wir haben all unser Gut dortinnen und hieraußen; wir sind nicht Feind, sondern dienen mit unser Anzahl, wie wir vom Reich angeschlagen sind... Und dieweil der König kriegt mit dem Kaiser, glauben wir wohl er sei so weise dasz er Sachsen und Brandenburg nicht über sich lade dortinnen. Sollte er darnach oder jetzt Rache üben, haben Sachsen und wir ein Verständniz mit welchem er anhub, auch angesehen die Hülfe von Kaiser und Reich... Darum versehen wir uns des Königs halben nicht Krieg dortinnen auf diesmal. Vom Reich wollen wir uns nicht setzen um nichts... Wir lassen Euch aber erfahren, dasz es nichts ist denn ein Trüg'nisz»²⁰⁹⁾.

XII.

Matthias pflegte in seinen politischen Aktionen, um seinen Gegner zu gewinnen oder einzuschüchtern, gleichzeitig oder in rascher Aufeinanderfolge die verschiedenartigsten Mittel anzuwenden.

Auch jetzt, in der zweiten Hälfte des Dezember 1481, entsandte er seinen Sekretär, Johann Guldin nach Brandenburg, der die Reise in beschleunigtem Tempo zurücklegte und am Neujahrstage in dem in der Nähe von Berlin befindlichen Schlosse des Markgrafen Johann anlangte. Er brachte eine Botschaft vom König, welcher dem Markgrafen wegen der ins kaiserliche Lager entsandten Hilfstuppen Vorwürfe machte, Aufrechterhaltung der Neutralität for-

²⁰⁸⁾ 5. November 1481. P. K. III. 112.

²⁰⁹⁾ 1. Dezember 1481. P. K. III. 125.

derte und anzeigte, daß er zur Wahrung seiner gerechten Sache um Gehör vor den Reichsfürsten bitten werde²¹⁰).

Der Markgraf maß der Antwort, welche der König von ihm erwartete, solch große Wichtigkeit bei, daß er unverzüglich die Brandenburger Stände zu sich berief. Von seinem Vater erbat er zwar durch einen Eilboten Weisungen, doch traf er seine Verfügungen derart, daß er nicht bemüßigt sei, dieselben abzuwarten.

Die Stände erklärten entschieden, daß sie durchaus keine Lust verspürten, mit dem König von Ungarn in einen Krieg verwickelt zu werden. Deshalb erteilte Markgraf Johann auf ihren Rat, ohne die Rückkunft der an Albrecht entsendeten Eilboten abzuwarten, dem königlichen Sekretär am 13. Jänner 1482 mündlich und schriftlich folgende Antwort:

«Die freundliche Erbietung der königlichen Würde hat unser gnädiger Herr mit aller Dankbarkeit empfangen und gern genommen; sich auch von Jugend auf, als er in seiner königlichen Würde Bekanntschaft kommen ist, sonderlich günstiges und freundliches Willens versehen und verlassen; und auf solche Werbung mündlich und schriftlich durch Euch geschehen mit aller Erzählung, antwortet unser gnädiger Herr, dasz seine Gnade gegen der königlichen Würde anders in seinem Gemüte und Willen nicht trage, noch anders wolle, denn Freundschaft und alles Gute; was seine Gnade auch seiner königlichen Würde zu Willen und Dienst sein mag, ist seine Gnade des Willens und will es gerne thun, und solches Verständnis und kristenlichen Frieden mit der königlichen Würde angenommen und bisher gehalten will seine Gnade aufrecht halten; und nach der königlichen Würde mündlicher und schriftlicher Erbietung will seine Gnade nach seinem Vermögen Fleisz ankehren und thun, dadurch seine königliche Würde zu Verhörung, wie die Schrift und Euere Werbung anzeigt, möge kommen; und wo das seiner königlichen Würde nicht widerfahren möchte und solcher Erbietung nachkommen wollte, will seine Gnade mit diesen Landen hierzu wider seine königliche Würde noch die Seinen in keinerleiweise sein, sofern das desgleichen seine königliche Würde mit allen seinen Landen, Leuten und die ihm verwandt (verbündet) sind, mit aller der Treue wider seiner Gnaden Land und Leute und allen den Seinen in freundlichem Vertrag, lieblicher Einung und gutem Willen sitzen bleiben und

²¹⁰) Der Inhalt der Botschaft ist aus der Antwort und aus dem vom 2. März 1482 datierten, an die Herzöge von Sachsen gerichteten Brief ersichtlich.

halten, wenn seine königliche Würde dessen seine Gnaden und die Seinen für sich und die Seinen versichert»²¹¹⁾.

Nachdem diese Botschaft den Charakter einer erledigten Tatsache trug, bat er nunmehr seinen Vater, ihm zu raten, wie er dieser

«Antwort nachkommen, Blutvergießen kristlicher Menschen, Verderbung des Landes mit Raub, Brand abgestellt und nachbleibe, den Feinden Christi und kristlichen Glaubens Widerstand desto besser geschehen und Frieden allenthalben im Lande gehalten möchte werden, den Lohn von dem allmächtigen Gott und von der Welt Lob und Ehre davon zu empfangen.»

Durch diese salbungsvollen Worte und durch den Umstand, daß er die Verantwortlichkeit auf die Brandenburger Stände lud, verriet er, daß er sich vor dem Tadel seines Vaters fürchtete.

Albrecht mißbilligte es, daß sich Matthias nicht an ihn gewendet habe. Dessen Entrüstung über die dem Kaiser gebotene Hilfe hielt er für unberechtigt. Er verteidigte seinen Standpunkt mit einem originellen Sophisma:

«Ihr schreibt uns — antwortet er seinem Sohne — die königliche Würde wolle ein Wissen von Euch haben, nimmt uns fremd, nachdem Ihr in der Sache nichts zu thun habet, und auszerhalb der gemeinen Hülfe im Reich, die man dem Kaiser thut, etliche Söldner verleget wider die Ungläubigen und Beschädiger des Reiches, geht es uns und unser Land nichts an. So sind wir des Königs Feinde nicht, und sind mit ihm in Verschreibung (Bündnis). Wie kommt er dann in den Glauben, dasz wir mit unseren Ländern seine Länder beschädigen sollten?... Wir thun ohne Zweifel mit unseren erblichen Ländern seinen erblichen Ländern auch nichts. Und sei das Euere Antwort:

Ihr habet der Dinge nichts zu schicken; wo Ihr könnt thun, was ihm lieb und dienst wäre, da seiet Ihr dazu geneigt und nicht zu Widerwillen; und zweifelt Euch gar nicht, ob es der königlichen Würde gut bedünkt, so er uns und die Herrn von Sachsen sämtlich derhalben ersucht, wir würden freundlich und gebührlich Antwort geben»²¹²⁾.

Nach alledem gerät er in hellen Zorn, als er erfährt, daß Markgraf Johann, ohne seine Weisung abzuwarten, den Brief des Königs in entscheidender Weise beantwortet habe. Er überhäuft seinen

²¹¹⁾ Gleichzeitige Kopie im Nürnberger Kreisarchiv. Ansbacher Herrschaftsbuch. N. 45. S. 142. Unediert.

²¹²⁾ 8. Jänner 1482. P. K. III. 136.

Sohn mit einer Flut von bitteren, scharfen Vorwürfen, indem er ihm schreibt:

«Ihr habt uns geschrieben... mancherlei; wo wir ihm Folge sollten thun... möchten wir wohl ehrlos, treulos und siegelbrüchig werden, und um Leib und Gut kommen, das Gott verhüte. Darum können wir es Ehren halben nicht leiden noch thun; denn wir haben es nicht befohlen und habt keine Vollmacht das zu thun... Wir haben alle unser Tage unsere Ehre lieber gehabt denn unser Gut, das wollen wir halten mit Gottes Hülfe bis in unser Grab als ein frommer Kurfürst... Was wollte der Kaiser, unsere Schwäger von Sachsen und das ganze Reich dazu sprechen, so sie es erführen? Wie würden sie uns halten, was wir für ein Mann wären? Wir wollten lieber todt sein»²¹³⁾!

Dem Kanzler von Brandenburg erteilt er eine scharfe Rüge, daß er dem jungen und unerfahrenen Markgrafen gestattet habe, nach seinem eigenen Ermessen zu handeln; es wäre besser gewesen, ihn unterdes auf Wildschweine jagen zu lassen. Albrecht betonte, daß sie nun das Wohlwollen des Kaisers, des deutschen Reiches, Polens und Böhmens verloren hätten, ohne indessen Ungarn gewonnen zu haben; Matthias pflege seine Versprechungen nicht zu halten und wäre überdies in seiner jetzigen Lage nicht imstande gewesen, gegen Brandenburg und Sachsen offensiv aufzutreten. Albrecht machte dem Kanzler Mitteilung von seinem Plane, der darauf abzielte, in geeigneter Zeit als Vermittler aufzutreten, den Kaiser mit dem König auszusöhnen, was für die eigene Dynastie nützlich gewesen wäre. Schließlich erteilte er dem Kanzler die Weisung, durch Vermittlung Georg von Steins und auf anderen Wegen diese Angelegenheit in die richtige Bahn zu leiten.

Er hielt es für notwendig, sich vor den deutschen Fürsten von dem Verdachte zu reinigen, als ob er sich von ihnen lossagen wollte. Dies konnte aber nur durch Bemäntelung der durch Markgraf Johann angebahnten Aktion erfolgen. Nachdem er zu den Ratgebern seines Sohnes sehr geringes Vertrauen hatte, verfaßte er den an die Herzoge von Sachsen zu richtenden Brief selbst. Dieser lautete:

«Die königliche Würde zu Ungarn hat an uns gesonnen, die Richtung (Vertrag) darin wir mit ihm sind, zu halten, wie billig, auch in diesen Kriegsleufen in den Ländern hier müszig zu stehen. Das ist nicht in unserer Gewalt zu thun oder zu lassen, und vermuthen, es werde an unseren Herrn und Vater, Euer Lieb und...

²¹³⁾ Seine vom 30. und 31. Jänner 1480 datierten Briefe. P. K. III. 141, 145.

Herrn Wilhelm Herzog zu Sachsen ... auch gelangen. Darum ... bedünkt uns bekaem und gut sein, dasz Euer Lieb, unsere Schwäger, auch unser Herr Vater und wir persönlich zusammen kommen ... zu unterreden was zu den Sachen zu handln wäre ...»²¹⁴).

Auf diese Weise wollte er bei den Herzogen von Sachsen den Glauben erwecken, als ob Markgraf Johann den Brief des Königs noch nicht beantwortet hätte.

Gleichzeitig wandte sich der Brandenburger Kanzler solchermaßen an Georg von Stein, als ob zwischen Markgraf Johann und Matthias überhaupt keine Briefe gewechselt worden wären. Er empfahl ihm, der König von Ungarn möge die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen um die Vermittlung des Friedens ersuchen²¹⁵).

Der vielerfahrene, scharfsinnige Diplomat antwortete, daß er, das stolze Selbstbewußtsein seines Herrschers kennend, nicht wage, mit der Bitte an ihn heranzutreten, er möge jene Fürsten, die seinen Feinden behilflich seien, als Friedensvermittler annehmen; dieser Vorschlag hätte nur dann Aussicht, angenommen zu werden, wenn die Fürsten ihre dem Kaiser gesandten Hilfsscharen sofort abberufen würden²¹⁶).

Stein versäumte nicht, auf die Fürsten von Brandenburg und Sachsen einen Druck auszuüben. Mitte März reiste er zu dem Herzoge von Sagan; er sorgte dafür, daß dies in auffälliger Weise geschehe, indem er sich von achtzig ihm durch den Herzog entgegen-gesandten Reitern begleiten ließ. Da er unterwegs einem Rate der sächsischen Herzoge begegnete, teilte er ihm mit, daß Matthias den Kurfürsten von Brandenburg weit mehr hasse als die Herzöge von Sachsen; er habe Vollmacht, mit dem Markgrafen Johann und der Provinz Brandenburg eine Vereinbarung zu treffen, aber auf den Kurfürsten von Brandenburg und die Herzöge von Sachsen erstreckte sich seine Vollmacht nicht²¹⁷).

Die Fürsten von Brandenburg und Sachsen standen unter dem Eindrucke dieser Mitteilung, als sie am 22. März in Schleiz zusammentrafen; sie mußten sich daher mit der Eventualität des Krieges befassen. Sie vereinbarten, falls Matthias auf den Brief des Markgrafen Johann zuvorkommend antworten sollte, ihre Dienste zur

²¹⁴) 31. Jänner 1482. Riedel. II. 276.

²¹⁵) Der Brief ist nicht erhalten; sein Inhalt ist aus der Antwort ersichtlich.

²¹⁶) 27. Feber 1482.

²¹⁷) P. K. III. 160.

Wiederherstellung des Friedens anzubieten, aber verpflichteten sich im Kriegsfall zur gegenseitigen Hilfeleistung²¹⁸⁾.

Matthias ließ Markgraf Johanns Brief unbeantwortet; daher trachtete der Kanzler von Brandenburg den König auf andere Weise von ihrer Dienstfertigkeit neuerlich zu verständigen. Er teilte Georg von Stein mit, daß auf der Schleizer Beratung der Wunsch, den Krieg zu vermeiden, sich aufs neue geäußert habe; des ferneren bemerkte er, daß die Fürsten von Brandenburg und Sachsen im Interesse des Kaisers nur so viel getan hätten, als die Pflicht erforderte und das Ehrgefühl gestattete; schließlich betonte er die dem König gegenüber gehegten freundschaftlichen Gefühle des Markgrafen Johann und dessen Wunsch, ihm zu Diensten zu sein²¹⁹⁾.

Stein machte Matthias von seinem Projekte Mitteilung, die Fürsten von Brandenburg und Sachsen, falls sie ihre Scharen abberufen würden, mit der Friedensvermittlung zu betrauen. Der König machte dazumal in anderer Richtung, nämlich durch den auf den Kaiser großen Einfluß ausübenden Erzbischof Beckensloer, Versuche, den Frieden herzustellen. Da ihn aber Steins Brief eben in guter Stimmung antraf, schulmeisterte er seinen Diplomaten mit beißender, humorvoller Ironie, anstatt ihm eine ernste Rüge zu erteilen; er versicherte denselben, daß er ihn für «klüger und listiger» gehalten habe, während er nun gezwungen sei, einzusehen, daß ihm noch ein Platz auf der Schulbank gebühre. Um die Leichtgläubigkeit seines Betrauten lächerlich zu machen, behauptete Matthias, daß Albrecht auf dem Reichstage zu Nürnberg die Herzöge von Sachsen gezwungen habe, die Kriegshilfe anzubieten, wofür Matthias den sächsischen Haushofmeister Schleinitz zum Zeugen anrief. Im übrigen wies er die Vermittlung der deutschen Fürsten auf das entschiedenste zurück²²⁰⁾.

Kurfürst Albrecht und sein Sohn waren lange Zeit in peinlicher Ungewißheit darüber, welche Haltung Matthias ihnen gegenüber einzuschlagen beabsichtige. Eine bedenkliche Erscheinung war es, daß anfangs Mai ihr aller Feind, der Herzog von Sagan, Vorwände suchte, um den Frieden zu brechen. Der erste Versuch geschah in ergötzlicher Weise.

Anfangs Mai erhob der Herzog von Sagan bei dem in Hohenzollerndiensten stehenden Hauptmann von Krossen Klage über die

²¹⁸⁾ P. K. III. 164.

²¹⁹⁾ 18. April 1482. Riedel. V. 378.

²²⁰⁾ 3. Juni 1482. Zeitschrift des Vereines für die Geschichte Schlesiens. XXXI.

ihm auf dem Gebiete von Bobersberg zugefügten Schädigungen. Er staunt erwiderte der Hauptmann, daß das Gut Bobersberg ein Teil seines Gebietes sei und daß er für die dort von den Saganern zugefügten Schäden Genugtuung verlange. Hingegen behauptete der in Diensten des Herzogs Johann stehende Hauptmann von Sommerfeld, daß das Gut zu dem Besitze seines Herrn gehöre²²¹⁾.

Später nimmt der aus den gegenseitigen Anschuldigungen hervorgehende Konflikt einen drohenden Charakter an. Ende Mai mengt sich Georg von Stein in die Angelegenheit, das Ansehen seines Herrschers in die Wagschale werfend. Er erhebt bei den Herzogen von Sachsen und unmittelbar bei Markgraf Johann Klage über die Akte der Gewalttätigkeit, welche der Hauptmann von Krossen und seine Kriegsscharen auf dem Gebiete des Herzogs von Sagan verübt; auch hätten sie sogar seine Zossener Herrschaft nicht verschont und einige Ochsen von dort weggetrieben. Stein verweist drohenden Tones auf das Recht der Selbstverteidigung und darauf, daß er gezwungen sein werde, dem König von Ungarn über die Vorfälle zu berichten²²²⁾.

Während in dieser Angelegenheit Briefe gewechselt wurden, erhielt Stein vom Könige die Weisung, den vor einem Jahre gestellten Antrag zu wiederholen: die Hohenzollern mögen anstatt der fünfzigtausend Gulden Stadt und Burg Krossen, die Herrschaften Schwiebus auf Grund des Pfandrechtes als Lehen der böhmischen Krone annehmen.

Stein fand es nicht ziemlich, daß er mit plötzlicher Wendung Friedensvorschläge mache, nachdem er noch eben selbst Genugtuung für erfahrene Unbill gefordert hatte. Er veranlaßte daher die Stände der Lausitzer Markgrafschaft, zwei Herren aus ihrem Kreise zu Markgraf Johann zu entsenden. Diese unterbreiteten in der zweiten Hälfte des Juni den Vorschlag, worauf der Markgraf erwiderte, er müsse sich erst die Weisungen seines Vaters und seiner Schwester erbitten. Vorderhand einigte er sich mit ihnen in einem bis zum 14. Juli sich erstreckenden Waffenstillstand²²³⁾.

Kurfürst Albrecht gab nun seine Einwilligung dazu, daß sein Sohn

²²¹⁾ Riedel. V. 379—381.

²²²⁾ Briefwechsel Steins. Dasselbst. 381—89.

²²³⁾ Bericht der zwei Beauftragten über die Verhandlungen. P. K. III. 191. Die Schrift ist nicht datiert. Doch deutet ein vom 30. Juni datierter Brief (Riedel. V. 390) darauf hin, daß die Lausitzer Betrauten einige Tage vorher an dem Hofe des Markgrafen gewesen waren. Daß dies im Auftrage Steins geschah, ist aus einer vom 12. August datierten Urkunde ersichtlich. Riedel. V. 390.

den Vorschlag Matthias' annehme. Doch konnte er sein Mißtrauen nicht unterdrücken und schrieb ihm:

«Ihr werdet sehen, dasz es nichts als ein Trügnisz ist, und dasz die Richtigung (Ausgleich) nicht vor sich geht, und dasz sie Euch durch Trügerei gern trennten... Ihr wiszt, dasz Herzog Hans, Georg von Stein und die Leute nichts halten, noch der König dazu»²²⁴).

Markgraf Johann hatte, der Verfügung seines Vaters zuvorkommend, am 9. Juli mit den Herzogen von Sachsen eine Zusammenkunft, auf welcher letztere die Annahme von Matthias Vorschlag empfahlen²²⁵).

Markgraf Johann zeigte sich bereit, ihrem Rate gemäß vorzugehen. Er traf mit Georg von Stein ein Abkommen, demgemäß am 10. August in Guben eine Beratung stattfinden solle, zu welcher man auch die Herzoge von Sachsen und den Herzog von Sagan einladen würde.

Zu dem bestimmten Termine versammelten sich die Betrauten des Markgrafen, der Herzoge von Sachsen und des Herzogs von Sagan in dem Städtchen der Lausitz, wo unter dem Vorsitze Georg von Steins, der in Vertretung des Königs erschienen war, die Beratungen am nächsten Tage begannen.

Es zeigten sich alsbald Schwierigkeiten. Die Brandenburger Herren gingen von der Voraussetzung aus, daß der durch die Lausitzer Gesandten ihrem Herrn unterbreitete Vorschlag sowohl den König als auch den Herzog von Sagan verpflichte, da sie denselben ja annahmen und daß man sich bei der jetzigen Beratung auf die Details der Durchführung beschränken müsse. Vor allem wünschten sie eine Entscheidung in der Frage, ob die Herrschaft Bobersberg, derentwegen der Konflikt zwischen dem Markgrafen und dem Herzog von Sagan entbrannte, zur Burg Krossen gehöre oder nicht.

Stein bestritt, daß der Vorschlag der Lausitzer Herren bindend wäre und betrachtete die Regelung der Glogauer Angelegenheit in ihrem ganzen Umfange als Hauptaufgabe der Konferenz; doch hatte er nichts dagegen einzuwenden, daß die Bobersberger Frage sofort verhandelt werde. Über dieses Thema entspann sich eine lange Diskussion, aus der ersichtlich wurde, daß sich die Parteien nicht einigen konnten. Die Betrauten des Markgrafen Johann ließen sich in der Verteidigung der Rechtsansprüche ihres Herrn zu der Be-

²²⁴) 3. Juli 1482. P. K. III. 200.

²²⁵) P. K. III. 191.

merkung hinreißen, daß sie im Notfalle den Herzog von Sagan mit Waffengewalt aus den zu dem Gute Bobersberg gehörigen Dörfern verjagen würden.

Am nächsten Tage wies Stein vor allem in einer ausführlichen Vorlage auf die Gefahr hin, welche dieser strittigen Frage entstammen könnte, da Matthias den Herzog von Sagan nicht preisgeben werde. Darauf erklärte er unumwunden, daß er den Standpunkt des Hauses Brandenburg für ungerechtfertigt halte, da der verstorbene Herzog Heinrich von Glogau in dem Olmützer Verträge seinen Rechtsansprüchen auf die Provinzen, darunter auch die Provinz Krossen, gegen ein Entgelt von fünfzigtausend Gulden entsagt hatte.

«Ich bin hier erschienen» — setzte er fort — «um den Frieden und die Ruhe des Landes und seiner Bewohner zu sichern und biete mich an, die Forderung des Markgrafen Albrecht bis zur Höhe von 50 000 Gulden zu befriedigen, in welchem Falle Markgraf Albrecht seiner königlichen Majestät und dem Herzoge von Sagan gegenüber keine wie immer geartete Forderung mehr hat. Nachdem aber dem Kirchenrechte, dem kaiserlichen und natürlichen Rechte nach, wenn der Schuldner über bares Geld nicht verfügt, der Gläubiger verpflichtet ist, sich mit Werten anderer Art zu begnügen, trage ich im Namen seiner königlichen Majestät dem Hause Brandenburg als Pfand im Werte von fünfzigtausend Gulden Krossen, ohne die strittigen Dörfer, weiters Schwiebus und Züllichau mit der Bedingung an, daß der Markgraf die in dem Feldzuge gegen den Herzog von Sagan gemachten Gefangenen freilasse. Ist dies erfolgt, so hat die Olmützer Vereinbarung als durchgeführt betrachtet zu werden und ist hierfür keine Störung des Friedens zu erwarten. Sollte aber der Markgraf bares Geld fordern und das Pfand zurückweisen, so überlasse ich die Entscheidung darüber, ob der Markgraf verpflichtet ist, sich mit dem Pfande zu begnügen, ihrer Hochgeboren den Herzogen von Sachsen. Falls der Markgraf der Meinung ist, daß das angebotene Pfand den Wert von fünfzigtausend Gulden nicht erreicht, überlasse ich es ihrer Hochgeboren den Herzogen von Sachsen, den Wert des Pfandes zu schätzen und falls sie denselben ohne die strittigen Dörfer nicht genügend finden, werde ich mich bemühen, bei seiner königlichen Majestät eine Werterhöhung des Pfandes zu erwirken, in der Hoffnung, daß der Markgraf sich mit einem maßvollen Antrage begnügen wird. Wenn indessen das Haus Brandenburg diese freundschaftlichen Vorschläge nicht annimmt und die Gewalttätigkeiten gegen seine königliche Majestät und dessen Untertanen fortsetzt, so hoffe ich, daß die Herzöge von Sachsen dem Hause Brandenburg gegen seine königliche Majestät

nicht Hilfe leisten werden und in diesem Falle werde ich imstande sein, die meiner Obhut anvertraute Provinz gegen die Angriffe des Hauses Brandenburg zu schützen, bis die Scharen seiner königlichen Majestät anlangen.»

Die drohenden Schlußworte erschreckten die Betrauten des Markgrafen nicht; sie erwiderten, daß sie ihrem Herrn von den Vorfällen Bericht erstatten werden ²²⁶).

Markgraf Johann wollte jedoch um einiger Dörfer willen nicht den Groll Matthias' auf sich ziehen. Daher betraute er in der Bobersberger Frage und den Bedingungen des Vertrages die Herzöge von Sachsen mit unumschränkter Vollmacht; diese aber beriefen für den 16. September nach Kamenz eine Versammlung ein ²²⁷).

Inzwischen wurden von Seiten des Herzogs von Sagan Schwierigkeiten erhoben. Derselbe erklärte, daß er die Stadt Schwiebus und ihr Gebiet nicht überlassen könne, da dessen Bewohner sich weigerten, unter die Herrschaft des Hauses Hohenzollern zu gehören. Die Bemühungen der sächsischen Herzöge, den Herzog von Sagan zur Nachgiebigkeit zu bewegen, waren vergeblich ²²⁸).

Auf der Konferenz zu Kamenz, an welcher im Beisein Georg von Steins die sächsischen, brandenburgischen und die saganer Betrauten teilnahmen, gelang es, die Schwierigkeiten zu beseitigen. Der Herzog von Sagan entsagte den Bobersberger Dörfern und behielt Schwiebus, anstatt dessen das Haus Brandenburg die Festung und Herrschaft Sommerfeld erhielt.

In der Vereinbarung wurde bestimmt, daß Markgräfin Barbara, ihr Vater und ihre Brüder die Burgen Krossen, Zülichau und Sommerfeld mit den dazu gehörigen Gebieten auf Grund des Pfandrechtes anstatt der fünfzigtausend Gulden als Lehen der böhmischen Krone erhalten sollten, und zwar vererbbar; hingegen haben Matthias und seine Erben als Könige von Böhmen das Recht, diese Gebiete durch die Erstattung der fünfzigtausend Gulden einzulösen ²²⁹).

Auf Grund der Vereinbarung stellte Matthias am 25. Oktober die Schenkungsurkunde aus ²³⁰).

²²⁶) Eine protokollartige Denkschrift über die Versammlung in Guben befindet sich: Riedel. V. 394—400.

²²⁷) Vom 22. August datierter Brief des Markgrafen und die vom 23. August datierte Einladung der Herzöge von Sachsen ebendasselbst 402.

²²⁸) Vom 27. August datierter Bericht des Betrauten der Herzöge von Sachsen. *Scriptores rerum Silesiacarum*. X. 149.

²²⁹) Vom 16. September 1482 datierte Urkunde. Dasselbst. 304—307.

²³⁰) Dasselbst. 409.

Kurfürst Albrecht nahm die Erledigung der Glogauer Angelegenheit mit Befriedigung zur Kenntnis²³¹⁾; nun tadelte er einige Monate später seinen Sohn, der in der Beschaffung der königlichen Bekräftigungsurkunde saumselig vorging und verließ seiner Meinung Ausdruck, daß er die Kosten, welche die Entsendung eines Gesandten nach Ungarn verursachen würde, nicht ungern verausgabete. Er schrieb: «Wiewohl wir karg sind, ist ein guter Pfennig, der einem tausend Gulden erspart»²³²⁾.

XIII.

Matthias machte zu dieser Zeit Versuche, das Olmützer Bündnis inniger zu gestalten und gegen den Kaiser auszunützen. Auch diesmal wandte er sich mit Umgehung Albrechts unmittelbar an Markgraf Johann, der sich indessen den Rat seines Vaters erbat und die Antwort auf Grund des von Albrecht erhaltenen Konzeptes erteilte. Dieselbe ging dahin, daß sein Vater von der Olmützer Vereinbarung, die ihn der zu leistenden Kriegshilfe gegen den Papst, den Kaiser und die sächsischen Herzöge enthob, nicht abweichen könne, ohne seine Ehre anzutasten²³³⁾.

Der Kurfürst erachtete es für notwendig, daß sein Sohn die sächsischen Herzöge sowohl von dem Ansuchen Matthias' als auch von der erteilten Antwort verständige. Er schreibt darüber:

«Dem König von Ungarn ist nicht so viel Vertrauen zu geben, dasz man Andere von seinenwegen verhere. Auch ziemt es sich Ehren halben sonst nicht. Denn wie es geht dasz wir die Ehre unvermackelt halten, so wollen wir ob Gott will und mit Gottes Hülfe Ehre und Gut wohl behalten.»

Georg von Stein, der auch bei dieser Gelegenheit der Betraute Matthias war, erwartete von den Hohenzollern als Belohnung für seine Dienste die Verleihung eines Brandenburger Lehens; der König selbst unterstützte diese Bitte durch einen an Albrecht gerichteten Brief. Der Kurfürst ermächtigte seinen Sohn, diesen Wunsch zu erfüllen, obzwar seine Auffassung über den Charakter Steins sich durchaus nicht geändert hatte. Er nannte letzteren einen «Bösewicht», bei dem ein Lehenseid keine Sicherheit biete²³⁴⁾.

²³¹⁾ Vom 16. November 1482 datierter Brief an seinen Sohn. III. 225.

²³²⁾ 13. Februar 1483. III. 245.

²³³⁾ Vom 11. März 1483 datiertes Konzept im Nürnberger Kreisarchiv.

²³⁴⁾ Vom 11. März 1483 datierter Brief des Kurfürsten. III. 249. Den im Interesse Steins geschriebenen Brief des Königs konnte ich nicht auffinden.

Nachdem Matthias die Antwort des Markgrafen erhalten hatte, ließ er das Projekt einer innigeren Ausgestaltung des Bündnisses fallen und versuchte auf andere Weise, sein Ziel zu erreichen. Er forderte Kurfürst Albrecht auf, ihm gegen die Türken Hilfe zu leisten. In seinem Briefe erhob er schwere Anklagen gegen den Kaiser, welcher — wie Matthias behauptete — nicht nur die Republik Venedig und den Sultan gegen Ungarn aufhetzte, sondern rücksichtslos verkünde, daß das Christentum nur durch Vernichtung der ungarischen Rasse gerettet werden könne. Matthias verwies überdies auf die Beleidigung, welche ihm durch den Reichstag, der seine Gesandten nicht empfangen wollte, widerfahren sei; er drohte des weiteren, falls man ihm keine Hilfe gewähren wolle, so werde er gezwungen sein, mit den Türken einen Ausgleich zu treffen²³⁵).

Albrecht bestand in seinem Antwortschreiben auf dem einmal gefaßten Standpunkte. Er verteidigte den Kaiser, indem er der Überzeugung Ausdruck verlieh, daß derselbe eine lobenswerte, von einem christlichen Herrscher zu erwartende Haltung bezeige. Zur Rechtfertigung des Nürnberger Reichstages brachte er hervor, daß derselbe in dem an den König gerichteten Brief den Beweis seiner freundschaftlichen Gefühle erbracht hatte. Die Aufforderung Matthias' wies Albrecht zwar zurück, doch tat er es in Worten, welche fast den Eindruck einer Zustimmung machten. Er antwortete, daß es nicht in seiner Macht stehe, gegen die Türken Hilfe zu leisten; doch wenn der Kaiser in dieser Angelegenheit den Reichstag einberufe, dann wolle er dort erscheinen, oder insoferne sein Gesundheitszustand das nicht erlaube, einen Bevollmächtigten entsenden und dahin wirken, daß der in Betreff der Kriegshilfe zu erbringende Beschluß des Reichstages zum Ruhme Gottes, zum Troste der Christenheit und zum Untergange der Ungläubigen diene. Der drohenden Äußerung Matthias' gegenüber gab er seiner Überzeugung Ausdruck, daß der König von Ungarn der Schild des Christentumes bleibe, er, «der dem durch göttliches Verhängnis gewidmet ist, und altem Herkommen nach der löblichen Krone zu Ungarn ziemt zu üben»²³⁶).

Zu demselben Zeitpunkte, als Albrecht diesen Brief absandte, er-

²³⁵) Dieser vom 11. April 1483 datierte Brief des Königs ist nicht in unserem Besitze; doch ist sein Inhalt aus der später zitierten Antwort des Kurfürsten ersichtlich. Diese Antwort zeigt auch, daß der oberwähnte Brief Matthias' mit dem an demselben Tage an den Bischof von Regensburg gerichteten Briefe nicht identisch ist (Mátyás király levelei. II. 249.)

²³⁶) Gleichzeitige Kopie des vom 13. Juni datierten Briefes im Wiener geheimen Staatsarchiv, Abteilung Fridericiana.

schien der Erzbischof von Salzburg bei ihm, um im Namen des Kaisers Kriegshilfe gegen Matthias zu bitten. In derselben Weise, wie in dem an Matthias gerichteten Briefe wick Albrecht dieser Aufforderung aus, indem er die Kriegshilfe von dem Beschlusse des Reichstages abhängig machte²³⁷⁾.

In diesem Beschlusse ließ er sich auch durch einen im Sommer des nächsten Jahres erfolgten zweiten Besuch desselben Erzbischofs nicht wankend machen²³⁸⁾.

Als später Matthias den größten Teil Österreichs besetzte und Wien bedrohte, appellierte der Kaiser an das Nationalgefühl des Kurfürsten und seine Familieninteressen, «da ja nach dem Erlöschen des Hauses Österreich den Hohenzollern auf Grund des Erbrechtes die österreichischen Provinzen zufallen könnten»²³⁹⁾.

Albrechts Antwort war kühl. Er drückte sein Befremden aus, daß der Kaiser sich so spät an ihn wende; als Ausflucht betonte er, daß die Stände Brandenburgs nur dann verpflichtet seien, außerhalb der Landesgrenze Kriegsdienste zu leisten, wenn ihr Herrscher sich persönlich an ihre Spitze stelle; dies zu tun, sei ihm aber mit Rücksicht auf sein Alter und seine Kränklichkeit unmöglich. Er beschränkte sich auf den Antrag, siebenhundert Bewaffnete in das kaiserliche Lager zu entsenden und tausend Gulden durch die Kasse der Stadt Nürnberg für Kriegszwecke auszahlen zu lassen²⁴⁰⁾.

Auch dieses unbedeutende Angebot nahm der Kaiser dankbar an, doch wurde ihm eine peinliche Enttäuschung zuteil; als er nämlich die tausend Gulden beheben wollte, teilte man ihm mit, daß der Kurfürst in der Kasse von Nürnberg keine Einlage habe²⁴¹⁾.

Zu gleicher Zeit wandte sich Matthias aufs neue brieflich an Albrecht, ihn bittend, er möge den gegen ihn erhobenen Beschuldigungen des Kaisers keinen Glauben schenken und demselben nicht Hilfe leisten²⁴²⁾.

Der Kaiser hingegen berief, um sich die Hilfe der Kurfürsten und der Reichsstände zu beschaffen, den Rat Albrechts befolgend, für den 20. Jänner 1485 den Reichstag nach Frankfurt.

Zu dem anberaumten Zeitpunkte war Albrecht persönlich erschienen; da er aber die kaiserlichen Gesandten nicht vorfand,

²³⁷⁾ Vom 15. Juni 1483 datierter Bericht Beckenloers. P. K. III. 259.

²³⁸⁾ Von diesem Besuche spricht Albrecht in einem vom 3. August 1484 datierten, an den Bischof von Augsburg gerichteten Brief. P. K. III. 316.

²³⁹⁾ P. K. III. 322.

²⁴⁰⁾ Sein vom 16. November 1484 datierter Brief an den Kaiser. III. 324.

²⁴¹⁾ P. K. III. 324, 332.

²⁴²⁾ 16. November 1484. Minutoli 32. Die Antwort Albrechts kennen wir nicht.

verließ er nach einigen Tagen, Bevollmächtigte zurücklassend, Frankfurt. In einer Denkschrift empfahl er die Votierung eines Hilfsheeres von fünfzehntausend Mann und verlieh der Hoffnung Ausdruck, daß es dem Kaiser mit Hilfe dessen gelingen werde, nicht nur Wien zu befreien, sondern auch die verlorenen Gebiete zurückzuerobern²⁴³).

Diese Hoffnung teilte der Kaiser allerdings nicht. Er eröffnete Albrecht aufrichtig, daß er die Aufstellung des Reichsheeres nicht abwarten könne; denn wenn die Hilfe nicht sofort käme, werde er durch den König von Ungarn aus allen seinen Ländern «vertrieben werden müssen». Um den Zorn des Kurfürsten gegen Matthias anzufachen, berichtete er, daß letzterer beabsichtige, die Türken nach Deutschland hereinzurufen und daß «das Königreich zu Ungarn, so der würdigsten Königreiche der Kristenheit eines ist, sollt auf seinen Sohn, den er bei einer armen ledigen Dirne unehrlichen erworben hat, fallen»²⁴⁴).

Doch waren des Kaisers Bemühungen vergeblich. Albrecht berief sich auf seinen dem Reichstage unterbreiteten Vorschlag. Der Reichstag aber wurde wegen der geringen Zahl der erschienenen Stände, ohne einen Beschluß gefaßt zu haben, aufgelöst.

Matthias konnte nunmehr darüber beruhigt sein, daß die Hohenzollern nicht gewillt waren, im Interesse des Kaisers Opfer zu bringen. Trotzdem aber kehrte er zu seinem Projekte, die Verbindung mit ihnen noch inniger zu gestalten, zurück; ein neues Vorhaben spornte ihn dazu an. Matthias hatte die Absicht, für seinen Sohn mehrere Herzogtümer in Schlesien zu erwerben und bedurfte hierzu der Unterstützung von Seiten des mächtigen Nachbarn. Er ließ durch Georg von Stein den Markgrafen Johann zu einer persönlichen Zusammenkunft berufen und stellte ihm für sein Entgegenkommen territoriale Zugeständnisse als Belohnung in Aussicht.

Albrecht verbot indessen seinem Sohne, der Einladung Folge zu leisten und begründete seinen Entschluß durch eine tiefe Staatsweisheit verratende Auseinandersetzung.

«Nachdem wir ein Kurfürst des Reiches sind und unwidersprechlich des Kaisers Theil gewesen und allweg der Billigkeit nach bleiben, will uns nicht ziemen... um ein kleines Gewäsch willen unseren Sohn... persönlich mit ihm (dem Könige von Ungarn) zusammenzukommen, ohne Vergunst (Genehmigung) des Römischen Kaisers unseres und seines rechten Herrn... Dazu ist zu

²⁴³) Sein vom 11. Feber 1485 datierter Brief an den Kaiser. III. 347.

²⁴⁴) 7. März 148. III. 356.

betrachten, ... wir sind alt und krank und über die sibzig Jahre, so der allmächtige Gott gebietet über uns ... soll er (unser Sohn) seine regalia empfangen... Aber den König von dem Kopf zu schlagen ist auch nicht zu raten, sondern als wir bedenken sich ziemt... den mittleren Weg zu gehen, sich nicht stossen an den Felsen oder in der anderen Seiten in den Pfuhl zu fallen. So ist unser Rat, dasz unser Sohn... gebe ihm seine Antwort in Schrift also lautend:

„Der königlichen Würde Begierde sei er dankbar, und wäre dessen mit willigem Gemüte erfreut; aber nachdem sein Herr Vater dem Römischen Kaiser stehe, sollte er dann deshalb in Verdacht gegen dem römischen Kaiser kommen, das helfe seiner königlichen Würde nichts, und brächte ihm groszen Nachtheil jetzt gegen seinen Herrn Vater und im ganzen Reiche und viel künftigt zu Schaden; ... habe er ein Vertrauen zu der königlichen Würde, dasz er ihm dies nicht gönnt; dann seine königliche Würde soll in keinen Zweifel setzen, was er mit Ehren und Fug ihm Willen erzeigen kann, das sei er bereiten Gemüts willig“²⁴⁵⁾.

Albrecht hielt es für seine Pflicht, den Kaiser von Matthias' Versuchen zu verständigen. Er schrieb dem Sekretär des Kaisers: «Der König von Ungarn und seine Verwandten (Verbündeten) feiern nicht, sie suchen an unserem Sohn bei unserem Leben in der Mark ihm ihres Teils zu machen. Was möchten sie dann thun, wenn wir todt werden»²⁴⁶⁾.

Gleichzeitig folgen die Versicherungen seiner Ergebenheit an den Kaiser: «dem er alle seine Tage getreulich gedient habe und mit Gottes Hilfe dienen will derweil er lebe, und seine Kinder darauf ziehen»²⁴⁷⁾.

Er wiederholte diese Beteuerungen seiner Anhänglichkeit mündlich anfangs Oktober zu Dinkelsbühl, wo er sich über Aufforderung des Kaisers bereitwillig eingefunden hatte²⁴⁸⁾.

Anfangs des Jahres 1486 leistete Albrecht dem Kaiser einen wesentlichen Dienst, indem er die Wahl des Erzherzogs Maximilian zum König von Rom ermöglichte und auf diese Weise dem Hause Habsburg die Kaiserkrone sicherte.

Er nahm regen Anteil an den Verhandlungen, die in der Entscheidung ein Reichsheer von 38 000 Mann auszurüsten, ihren Abschluß

²⁴⁵⁾ Denkschreiben Albrechts vom 17. März 1485. III. 369.

²⁴⁶⁾ 8. Juli 1485. III. 412.

²⁴⁷⁾ Zur selben Zeit, an derselben Stelle.

²⁴⁸⁾ Dasselbst. 453.

fanden. Doch wußte Albrecht entsprechend seinen bisherigen Bestrebungen es durchzusetzen, daß die Versammlung den Entschluß faßte, noch einmal Gesandte an Matthias zu entsenden, welche letzteren auffordern sollten, den gegen den Kaiser geführten Krieg abzubrechen²⁴⁹⁾.

Als einige Tage später, am 11. März, Albrecht verschied, dachte niemand mehr daran, diesen Beschluß durchzuführen.

XIV.

Markgraf Johann, dem nun die Kurfürstenwürde seines Vaters zufiel, war darauf bedacht, dem Kaiser unzweifelhafte Beweise seiner Treue und Anhänglichkeit zu erbringen. Deshalb trat er mit dem vertrautesten Rate des Kaisers, der zugleich der erbitterteste Gegner Matthias' war, dem Erzbischof von Salzburg, in ein inniges Freundschaftsbündnis, dem auch sein jüngerer Bruder Sigmund beiträt²⁵⁰⁾.

Der König von Ungarn erachtete die Wahl des Erzherzogs Maximilian zum König von Rom für einen schweren Schlag und bedeutenden Mißerfolg, der seine auf die Erlangung der Kaiserkrone gerichteten Bestrebungen vereitelte. Er stellte sich daher die Aufgabe, die Annullierung dieser Wahl und seine eigene Krönung zum König von Rom durchzusetzen; zu diesem Zwecke bemühte er sich, mit den Jagellonen, Frankreich und den italienischen Staaten, ein gegen das Haus Habsburg gerichtetes europäisches Bündnis zustande zu bringen²⁵¹⁾.

Zur Rechtfertigung und Unterstützung seiner Absichten schlug er aus dem Umstande Kapital, daß bei der Frankfurter Wahl die in der goldenen Bulle Karls IV. enthaltenen Bestimmungen nicht erfüllt waren, da einer der Kurfürsten, Wladislaw, König von Böhmen, den man einzuladen versäumt hatte, nicht anwesend war. Nachdem Wladislaw für die erlittene Schädigung Genugtuung forderte, trat Matthias für die Sache ein und richtete im Interesse des

²⁴⁹⁾ P. K. III. 514.

²⁵⁰⁾ Einen Beweis hiefür liefert der vom 11. August 1486 datierte Brief Beckensloers an Sigmund, Herzog von Tirol, in welchem er erwähnt, daß er aus den von seiten Matthias ihm drohenden Gefahren «mit Hilf, Förderung und Geleit unserer... Freunde beider Markgrafen zu Brandenburg und Graf Eberhard von Württemberg bisher sicher durchkommen sein.» Das Original befindet sich im Staatsarchiv zu Wien.

²⁵¹⁾ Über diese diplomatische Aktion gibt meine in der «Ungarischen Rundschau» (IV. Jahrgang, I. Heft) erschienene Abhandlung «König Matthias Corvinus und der deutsche Kaiserthron» Aufschluß.

Königs von Böhmen Briefe an die Kurfürsten, darunter auch an den Kurfürsten von Brandenburg ²⁵²).

Markgraf Johann stellte sich auf den Standpunkt, daß er für die politischen Handlungen seines Vaters nicht verantwortlich sei. Anstatt sich aber, diese Überzeugung betonend, bei Matthias zu entschuldigen, schlug Markgraf Johann, nach erfolgter Besprechung mit den übrigen Kurfürsten, denselben Weg ein wie diese; er rechtfertigte die Versäumnis, durch welche sich Wladislaw geschädigt fühlte, indem er sich auf die Dringlichkeit der Wahl berief ²⁵³).

Er ließ aber die sich bietende Gelegenheit, seine des öfteren betonten freundschaftlichen Gefühle für Matthias zu dokumentieren, vorübergehen.

Zu dieser Zeit ergriffen die Herzöge von Sachsen und Johanns Schwager Heinrich, Herzog von Münsterberg, trotzdem der letztere ein Lehensmann Matthias' und die ersteren Verbündete desselben waren, zu den Waffen, um sich an die Seite des Kaisers zu stellen; ja, Albrecht, Herzog von Sachsen, übernahm sogar die Führung des Reichsheeres.

Der jüngere Bruder des Kurfürsten Johann, Markgraf Friedrich, begab sich persönlich ins Lager; Johann hingegen erklärte, daß er neutral zu bleiben wünsche,

«angesehen wie unser Land und wir gegen das Königreich zu Ungarn gelegen seien; sollten wir aus unserem Lande ziehen oder schicken. wäre wohl möglich, dasz uns... groszer Schaden an unserem Land und Leuten geschehen möchte, als... unser Land mit des Königs Land gränzt» ²⁵⁴).

Im nächsten Jahre (1488) konnte der Kurfürst einer abermaligen stärkeren Versuchung nicht widerstehen.

Matthias' Bemühungen, die schlesischen Herzogtümer seinem Sohne Johann Corvin zu sichern, hatten zur Folge, daß sein Lehensmann und Günstling Johann, Herzog von Sagan, zu den Waffen griff; letzterem schloß sich der Herzog von Münsterberg an, so daß sich der König veranlaßt sah, ein Heer gegen sie zu entsenden.

Der Kurfürst von Brandenburg versicherte Matthias zwar, daß er den Frieden und die freundschaftlichen Beziehungen mit ihm aufrecht zu erhalten wünsche; der Hauptmann seiner Festung Krossen

²⁵²) 10. September 1486. Briefe König Matthias'. II. 306.

²⁵³) Seine in dieser Angelegenheit gepflogene Korrespondenz. Minutoli. 232 bis 239.

²⁵⁴) Sein vom 3. November 1487 datierter Brief an seinen jüngeren Bruder. Forschungen zur deutschen Geschichte. XXIV. 517.

jedoch unterstützte den Herzog von Sagan, während er selbst heimlich den König von Böhmen zum Bunde gegen Matthias auf-forderte ²⁵⁵).

Da der Kurfürst der unausbleiblichen Rache des Königs gewärtig war, traf er anfangs September mit den Herzögen von Sachsen und dem Erzbischof von Magdeburg ein Abkommen betreffs der gegen-seitig zu leistenden Kriegshilfe ²⁵⁶).

Matthias erklärte ihm am 1. März 1489 den Krieg mit der An-kündigung, daß er ihn nicht in den zum deutschen Reiche gehörigen Ländern anzugreifen gedenke, sondern sich auf dem Gebiete der Lehensgüter der böhmischen Krone Genugtuung verschaffen werde ²⁵⁷). Nichtsdestoweniger drang der königliche Hauptmann Haugwitz in Brandenburg ein, erhielt jedoch durch die Truppen des Kurfürsten eine Niederlage ²⁵⁸).

Matthias hatte sich nur ungeru in diesen Krieg eingelassen und sandte gleichzeitig mit der Kriegserklärung seine vertrauten Räte, den Bischof von Várad und Georg von Stein, um mit den Fürsten von Sachsen und Brandenburg Frieden zu schließen. Die letzteren trafen am 24. März in Leipzig zusammen und beschlossen, bevoll-mächtigte Räte nach Luckau zu entsenden, um dort mit den Be-trauten Matthias' zu beraten ²⁵⁹).

Georg von Stein befand sich in den ersten Tagen des April be-reits auf dem Wege nach Luckau, als er von dem Bischof von Várad die Aufforderung erhielt, die Zusammenkunft zu verzögern ²⁶⁰).

Einige Wochen später trat der Bischof von Várad mit Umgehung Steins in Verhandlungen mit dem Kurfürsten Johann und lud letz-teren, ohne die Herzöge von Sachsen, für den 3. Mai nach Luckau ein ²⁶¹).

Diese Zusammenkunft fand statt. Am 11. Mai stellte Johann eine Urkunde aus, in welcher er, um seinem «lieben Herrn und Bruder»,

²⁵⁵) Dies erfahren wir aus dem vom 1. März 1489 datierten, an den Grafen von Anhalt gerichteten Brief Matthias'. *Scriptores*. XIV. 184.

²⁵⁶) Mit der am 8. September 1488 erfolgten Beratung befaßt sich das Pro-tokoll der Beratung vom 6. Jänner 1489; dasselbe befindet sich im Dresdner Haupt-Staatsarchiv, in dem Fascikel 9132.

²⁵⁷) *Scriptores*. XIV. 184.

²⁵⁸) Palacky, *Geschichte Böhmens*. V. A. 320.

²⁵⁹) Das Protokoll der Leipziger Beratung befindet sich unter den Dresdner Schriften.

²⁶⁰) Vom 25. März datierter Geleitbrief Georg von Steins und des letzteren, vom 3. April datierter Brief an Herzog Georg von Sachsen — ebendasselbst.

²⁶¹) Vom 24. April datierter Brief des Bischofs von Várad an den Kurfürsten von Brandenburg — ebendasselbst.

dem König von Ungarn, einen Beweis der ihm gegenüber gehegten Zuneigung und besonderen Freundschaft zu liefern und auch, um den Frieden und die Ruhe seinen Untertanen zu sichern, ein Bündnis schloß. Die Bedingungen waren die nämlichen wie die der Olmützer Vereinbarung²⁶²⁾.

Matthias war mit diesem Ergebnis zufrieden und brüstete sich vor dem an seinem Hofe befindlichen päpstlichen Legaten, daß er die Vereinbarung seinerseits für «vorteilhaft und ruhmvoll» halte²⁶³⁾.

Matthias' Hoffnungen, die Hohenzollern zur Unterstützung seiner Pläne betreffs der Erbfolge Johann Corvins zu veranlassen, erwiesen sich als trügerische. Nach Matthias' Tode widmete sich Kurfürst Johann mit voller Hingabe der Geltendmachung habsburgischer Ansprüche; und sein jüngerer Bruder Sigmund beteiligte sich an dem Feldzuge Maximilians gegen Ungarn.

²⁶²⁾ Riedel. V. 462—464.

²⁶³⁾ Vom 25. Juni datierter Bericht des päpstlichen Gesandten. Theiner. II. 528.

Franz von Pulszky 1814—1897¹⁾.

Von Professor Heinrich Marczali.

FRANZ von Pulszky war mehr als ein halbes Jahrhundert lang der Stolz unserer Akademie und sie weihte auch nach seinem Hinscheiden seinem Andenken die größte Pietät. Sechs Jahre nach seinem Tode wurde er in der Denkrede Professor Conchas gefeiert, und jetzt, zur Säkularwende seines Geburtstages bereitet sie eine Ausgabe seiner ausgewählten Abhandlungen vor.

Nun, da die Akademie mich mit der Würdigung seines Gedächtnisses beehrt hat, fühle ich die ganze Größe und Schwierigkeit meiner Aufgabe. Gilt es ja, über einen Mann zu sprechen und zu urteilen, der durch beinahe zwei Menschenalter mit allen unseren politischen und kulturellen Bewegungen verbunden, ein tatkräftiger Mitarbeiter unserer Umgestaltung gewesen, und der, selbst wenn er unter der Führung anderer von vielleicht noch höherer Bedeutung dem Gemeinwohle diente, doch stets seine Individualität wahrte. Eines Mannes, dessen Geist und Vielseitigkeit die Fabel seiner Zeitgenossen war, den man anbetete und haßte, dessen Charakter aber die

¹⁾ Festrede, gehalten in der Ungarischen Akademie der Wissenschaften am 26. Oktober 1914.

Feuerprobe der glühenden Liebe sowohl als des wütenden Hasses siegreich bestand.

«Das Leben ist mir offen und ich dem Leben.» Mit diesen Worten beginnt sein Tagebuch, als er, ein Jüngling von 19 Jahren, mit seinem Oheim, Gabriel von Fejérváry, seine erste italienische Reise antrat. Was war er selbst? Was das sich vor ihm öffnende Leben?

Die unmittelbare Umgebung, in welcher er seine Kindheit und seine Jugend verlebte, war eine wohlhabende adelige Familie lutherischer Konfession in Eperjes. Nach der Familientradition stammten sie aus Belgien (De Poule), welcher Name dann in Polen in Pulszky umgewandelt wurde, und zogen von dort nach Eperjes, wo sie dem Weinbau und dem Handel mit Tokajer Wein oblagen. Samuel von Pulszky kam auch nach Berlin, mußte aber, um einen Paß zu erlangen, vorher in Wien sein Ehrenwort geben, mit dem König nicht über den Zustand der Protestanten in Ungarn zu sprechen. Andererseits mußte ihm König Friedrich Wilhelm I. schriftlich versprechen, seinen Sohn, der über sechs Fuß hoch war, nicht zurückzuhalten. Die Pulszky von Lubócz und Cselfalva unterscheiden sich von den anderen oberungarischen Familien gleichen Ranges und Besitzes dadurch, daß die Grundlage ihres Wohlstandes der Handel war. Damit hängt eine gewisse Reiselust, eine dichtere Berührung mit verschiedenen Kreisen und als Ergebnis ein weiterer Horizont zusammen, als er der Mehrzahl unseres Adels zuteil wurde. Daß die Familie auch mehrere durch ihr Verdienst zu hohem Range gelangte Offiziere aufzuweisen hatte — der Onkel unseres Franz war Ritter des Maria Theresia-Ordens und Freiherr — hatte in gewisser Hinsicht dieselben Folgen.

Die altlateinische Bildung, deren feste Burgen die protestantischen Kollegien, auch das in Eperjes gewesen, mußte schon gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts der klassischen Bildung der deutschen Renaissance weichen. Ihre Wirkung reifte in dieser Gegend Männer wie Gregor von Berzeviczy und Martin Schwartner, welche sich nicht bloß die Wissenschaft ihrer Epoche zu eigen machten, sondern auch fähig waren, sie durch Heranziehung der heimischen Verhältnisse zu ergänzen. Die durch Voltaire und die englischen Aufklärer herrschend gewordene westliche Kultur, gepaart mit der Gründlichkeit Göttingens, zog auf diesem Wege in unser Vaterland ein. Dieser Richtung folgte die durch Kant, Schiller, Herder und Goethe vertretene deutsch-griechische Denkart, die ebenfalls in die Hochschule von Eperjes, in die Büchereien der gebildeten Familien und somit auch in das Haus der Pulszky ihren Weg fand.

Alle diese geistigen Richtungen weckten den Verstand, schärften

das Denken und bildeten die Grundlage der Weltanschauung, welcher Pulszky bis zu seinem Tode treu blieb. Der skeptische Rationalismus des XVIII. Jahrhunderts und der Idealismus der großen Heiden von Weimar waren in ihr verschmolzen.

Aber auch die Phantasie, der Sinn für das Schöne, lagen nicht brach. Die alten Magnaten- und Patrizierhäuser in Eperjes, unter ihnen der Palast der Rákóczi und ihr eigenes Familienhaus, waren die Denkmäler einer großen Epoche. Ihr Stil ist in der Architektur die Verkörperung der Einfachheit, der Harmonie und des vornehmen, jeglichen Zierates baren Schmuckes. Pulszky erzählt in seinen Memoiren, daß er, während er Ball spielte, bemerkte, wie durch einen Wurf der Mörtel an einer Ecke der Wand lose wurde, und darunter eine Inschrift sichtbar wurde. Er hatte keine Ruhe, bis er die Inschrift gelesen hatte. Durch diese erfuhr er, daß dies Haus einst Kaspar Zimmermann gehörte, dem reichsten Opfer der Schlachtbank des Carafa. Auf diese Weise griff eine große tragische Vergangenheit hinein in das Spiel des Knaben.

Der Knabe war gesund an Leib und Seele, von rascher Auffassung — immer der erste in der Schule — von großem Familiensinn, begeistert für alles Gute und Schöne. Gierig nimmt er die Lehre auf, aber zu seiner Seele spricht besonders der Lehrer, der ihm Schillers Gedichte erklärt und ihm die Geschichten des klassischen Altertums erzählt. Es war Lange, der 1819 beim Beginn der politischen Verfolgungen aus Deutschland flüchten mußte und in Ungarn ein Asyl fand. Sein Vater war ein strenger pedantischer Herr, die Autorität selbst, dem es als Pflicht erschien, selbst die unschuldigste Freude seines Sohnes zu verbieten, wenn es ihn verdroß, wie dieser sie genoß. Mehr Zärtlichkeit fand er bei der jungen, schönen Mutter, Apollonia von Fejérváry, und bei der Großmutter Fejérváry, wo die ungarische Sprache vorherrschte. Um sich in dieser zu vervollkommen, wurde er nach Miskolcz in die Schule geschickt. Dort las er auch ungarisch und wußte nach den deutschen Klassikern auch die Sagen Kisfaludys und den Bánk-Bán Katona's zu genießen. Er war frühreif — die jetzigen Übertreibungen der methodischen Pädagogie hatten die Persönlichkeit noch nicht unterjocht. Im Alter von 14 bis 15 Jahren hatte er schon alle Meisterwerke der deutschen und ungarischen Literatur gelesen.

Der Schrecken der Wahl einer Karriere beängstigte damals auch den gebildeten Teil des besitzenden Adels nicht. Kein protestantischer Junker wählte die geistliche Laufbahn. Der durch die heilige Allianz gesicherte Frieden ließ das Soldatenleben als langweilig und wüst erscheinen. Es blieb also die Landwirtschaft allein, oder mit

Politik verbunden. Die Möglichkeiten des öffentlichen Lebens für ihn waren: Beisitzer der Komitatstafel zu werden (táblabíró), dann Stuhlrichter, endlich Abgeordneter zum Reichstag. Der Abgeordnete verbleibt entweder oppositionell: dann bleibt er beim Komitat. Oder er kippt im gegebenen Moment um und wird Rat bei der Statthalterei oder in der Kanzlei in Wien, eventuell Richter an der kön. Tafel. Im Hofdienst kommt man empor. Man kann Obergespan, ja sogar Freiherr oder Graf werden.

Die starke Individualität Pulszkys offenbart sich schon in seiner Jugend. Sie offenbarte sich darin, daß er keine dieser landesüblichen Karrieren einschlägt. Er erwirbt das Advokatendiplom und sein Komitat wählte ihn zum Abgeordneten. Er bleibt auch der Politik bis ans Ende treu, galt es ja, dem Vaterland zu dienen. Doch steckt er sich auch ein anderes Lebensziel: die Wissenschaft. Insbesondere die Wissenschaft, welche aus dem gemeinsamen Schatze der Altertumskunde und der Kunstgeschichte schöpfend, die Entwicklung und die Umgestaltung der Idee des Schönen zum Gegenstande hat.

Der ungarische Táblabíró ist zum Herrn geboren, zum freien adeligen Mitgliede der Nation. Er muß also alles mögliche verstehen. Die Verwaltung ist noch nicht von der Justiz geschieden, die Politik ist sein täglich Brot, und als Insurgent ist er geborener Soldat. Diese Vielseitigkeit ist ein natürliches Treibhaus des Dilettantismus und der Polyhistorie. Der gesunde Menschenverstand und die Praxis müssen den Mangel an Kenntnissen und an Theorie ersetzen. Als Nachlaß dieser Zeit lebt ja noch jetzt bei uns der Aberglauben, daß der Jurist alles versteht, zu allem zu brauchen ist. Aber sich mit Wissenschaft, das heißt mit der voraussetzungslosen Erforschung der Wahrheit, ohne praktischen Nutzen und Anwendung intensiv zu befassen, lag dem studierten und besitzenden Adel noch fern. Wie Petöfi sagt: die Gelehrten sind alle arm, das heißt, sie sind keine Herren. Es finden sich unter ihnen Rhetoren und Poeten, auch ganz vorzügliche. Aber wissenschaftliches Verständnis, philosophisches Durchdringen und Durchdenken war dieser Gesellschaft noch nicht gegeben.

Darin ist nun Pulszky bahnbrechend gewesen: Pionier ohne es zu wissen. Sein Auftreten, sein Leben liefern den Beweis, daß der ungarische Adel auch auf dem Gebiete der Forschung und des Gedankens den Wettkampf mit den gebildeten Völkern aufnimmt. Und wer sonst hätte es tun können, als der geborene Herr? Der arme protestantische Lehrer oder Geistliche oder der gelehrte Jesuit konnten nur auf dem Katheder und in der Schule wirken; im Leben, in der Gesellschaft nie. Sie konnten Einzelne lehren: zur

Führung und Erziehung einer Nation kann nur der berufen sein, der ihr ganz angehört.

«Um Epoche in der Welt zu machen, dazu gehören bekanntlich zwei Dinge: erstens, daß man ein guter Kopf sei, und zweitens, daß man eine große Erbschaft tue» (Gespräche mit Goethe von Eckermann. Zweite Ausgabe. I. 154).

Der junge Pulszky besaß alle Fähigkeiten des Wunderkindes. Seine Rezeptions- und Auffassungsgabe waren ebenso ausgezeichnet, wie sein Gedächtnis, das wir noch in seinem Greisenalter bewunderten. Er war noch nicht 19 Jahre alt, als ihm sein Oheim erklärte, er möchte ihn ins Land seiner Sehnsucht, Italien, mitnehmen, wenn er genug griechisch wüßte. «Ohne Griechisch bleibst du ewig ein Dilettant, es wird kein Gelehrter aus dir.» Pulszky bereitete sich damals zur Advokatenzensur vor, erlernte aber doch in einigen Monaten so viel, daß er Homer, wo nur sein Oheim das Buch aufschlug, fließend ins Deutsche übersetzen konnte. In München zeigte ihm Thiersch das Fragment eines Marmorreliefs, mit der Bemerkung, es sei eine Szene aus Homer. Er sollte erraten, was es vorstelle, beweisen, daß aus ihm ein Archaeolog wird. Der Jüngling erriet es — es war die Szene, in welcher die greisen Trojaner Helenas Schönheit bewundern — der Gelehrte umarmte ihn und gab ihm seinen archaeologischen Segen mit auf den Weg.

Auch an der Erbschaft fehlte es nicht. Diese ist zweifach: positiv und negativ. Die erste floß aus seinem Familienverband. Schon sein Großvater, Karl von Fejérváry, war ein berühmter Sammler gewesen, und sein Oheim Gabriel setzte das Sammeln mit großem Erfolg und Sachkenntnis fort und entwickelte sich zum gelehrten Antiquar. Den ersten Stock des Familienhauses wandelte er in ein Museum um. Mit dieser Sammlung und durch die gemeinschaftlichen Reisen in Italien, Deutschland und England bot er seinem Neffen Stoff zum fortwährenden Studium und wird durch seine Erfahrung und seinen Geschmack zugleich dessen Mentor in diesem schwierigen und soviel Irrtümern und Täuschungen ausgesetzten Fache. Ihm ist es zu danken, daß Pulszky den tiefen Abgrund, welcher den Dilettantismus von der forschenden Wissenschaft stets scheiden wird, verhältnismäßig leicht überbrückte.

Seine negative Erbschaft war der Zustand der Wissenschaften, besonders der historischen, in Ungarn.

Niemand wird das staunenswerte Werk geringschätzen, noch weniger niederreißen, welches ungarische Forscher: Matthias Bel, Georg Pray, Stefan Katona, in der Archaeologie Schönwisner im XVIII. Jahrhundert auf diesem Gebiete vollbrachten. Sie haben das

Material zusammengetragen, zum Teil auch kritisch gesichtet. Sie arbeiteten aber, ohne die geschichtliche Entwicklung in Betracht zu ziehen, konnten also die Verbreitung und den Fortschritt der Kultur nicht darstellen. Kaum, daß sie politische Geschichte geschrieben, eher noch kirchenpolitische. Engel und Fessler sammelten dann mit großem Fleiß auch die kulturhistorischen Daten, hefteten sie aber mehr als Kuriosa an die Erzählung, als daß sie in organischer Verknüpfung den europäischen oder den nationalen Geist erkannt oder dargestellt hätten. Der junge Pulszky sucht eifrig eine wahre ungarische Geschichte — und findet sie nicht.

Wir können noch weiter gehen. Unsere ältere Geschichtschreibung fällt ihr Urteil, schon in Folge ihrer kirchlich-politischen Richtung, vorwiegend vom ethischen Standpunkte. Nicht das Eindringen in das Wesen der Dinge, nicht Verständnis und Mitempfinden leiten sie, sondern das Geltendmachen gewisser sittlich-religiöser Normen. Das Mitempfinden mit der Vergangenheit ist die Frucht der Romantik, die ebenso weit entfernt war, von dem naiven Glauben des Mittelalters, als von der Skepsis der Aufklärungsepoche. In dieser Schule kommt der ästhetische Gesichtspunkt zuerst zur Geltung. Bei uns ist Franz von Pulszky der erste Apostel dieser Schule.

Dies alles kam aber nicht sofort und zugleich zum Durchbruch. Anfangs sehen wir nur ein vielseitiges Interesse. Wir sehen, wie der frische Geist das Erdreich sucht, in welchem er am stärksten Wurzel fassen, die schönsten Blumen, die besten Früchte hervorbringen kann. Wissenschaft und Politik, Dichtung und Nationalökonomie, Archaeologie und Sprachwissenschaft üben eine gleichmäßige Anziehung auf ihn aus. Er liest alles, und seine Notizen aus dieser Zeit bezeugen seine Vielseitigkeit und seinen Dilettantismus. Doch werden die geschichtlichen und kunstwissenschaftlichen Studien immer mehr vorwiegend. Schon tritt er vor die Öffentlichkeit. Er fühlt seine Fähigkeit, ist aber mit seinem Beruf nicht im Reinen, nur damit, daß er handeln muß. «In Wien wird ein Archaeolog aus mir, in Pest ein ungarischer Dichter, in Eperjes ein deutscher Dichter und ein oppositioneller táblabíró.» Es scheint, daß seine vor der Öffentlichkeit erreichten Erfolge entschieden. Die ungarische gelehrte Gesellschaft wählte ihn zu ihrem Mitglied (1838) und seine Abhandlung: «Der Einfluß der klassischen Denkmäler auf unsere Kunst» war der erste kunsthistorische Vortrag in Ungarn.

In dieselbe Zeit fällt das Erscheinen seiner Abhandlung: «Ideen zur Philosophie der Geschichte Ungarns». Der Titel verspricht vielleicht mehr als wir jetzt finden, dies verringert aber nur wenig den Wert, den sie bei ihrer Veröffentlichung besaß. Es war damals von

Bedeutung, nicht bloß einzelne Tatsachen zu erzählen, sondern auf den inneren Zusammenhang hinzuweisen. Noch wichtiger war es, die Bedeutung der verschiedenen westlichen und östlichen Kulturinflüsse zu würdigen. Der äußere Rahmen ist der althergebrachte, die Einteilung nach der Reihenfolge der Dynastien, aber der Inhalt ist schon wesentlich ein anderer. Der ausländische Einfluß wird durch die der allgemeinen Geschichte entnommene Schilderungen erklärt. Die Kreuzzüge und die Magna Charta werden zuerst zur Erläuterung des Zeitalters der Goldenen Bulle herangezogen. König Matthias Corvinus wird sehr streng beurteilt, trotzdem seine seinem Zeitalter voraneilende Größe voll anerkannt ist. An die Epoche der Habsburger wagt er sich nicht heran; die Zensur stand im Wege.

Von seinen nicht veröffentlichten Abhandlungen hat eine Franz Rákóczi zum Gegenstand. Er erörtert, daß die Führer der vorhergehenden Aufstände neben den religiösen und nationalen Interessen auch für persönliche und dynastische Ziele kämpften. Rákóczi dagegen kämpft selbstlos für sein Vaterland, er unterordnet alle seine Interessen diesem einzigen Zwecke. Diesem Umstande hat er es zu verdanken, daß er der einzig populäre geblieben ist, dessen Andenken mit den edelsten Gefühlen des Ungars verschmolzen ist.

Aus dieser Arbeit können wir auf seine Ansicht über das Zeitalter der Freiheitskämpfe schließen. Wir sehen, daß, trotzdem er nur über wenig Daten verfügt, seine Kritik wachsam, sein Urteil sicher ist, und wenn er die Hofpolitik streng beurteilt, er auch in nationaler Hinsicht nicht parteiisch, sondern möglichst objektiv ist.

In diesen Arbeiten hat er schon die seinem Geiste am meisten entsprechende Form gefunden: den Essay. Tiefes Quellenstudium ist nicht seine Sache. Er weiß aber aus wenig Material viele Schlüsse zu ziehen, und durch seine Belesenheit, durch seine Kenntnis der ausländischen Literatur und der allgemeinen Geschichte, seinen Gegenstand so zu beleuchten, wie es bis dahin in Ungarn niemand versucht hat.

Alle diese Eigenschaften erscheinen vielleicht am glänzendsten in seinem ersten Buche: «Aus dem Tagebuch eines in Großbritannien reisenden Ungarn» (1837). Es ist allverständlich, daß er mit Fejérváry vornehmlich die Museen und Sammlungen besichtigte, aber er genießt mit frischer Brust ebenso den Reiz der englischen Genden, das saftige Grün der Parks und Wiesen begeistert ihn ebenso wie die düstere Erhabenheit des schottischen Hochlandes, wie Fingals Höhle und wie die Schönheit der Engländerinnen. Dabei will er auch die damals erste Nation der Welt erkennen: die Gegenwart hat ebenso viel Interesse für ihn, wie die Ruinen und Denkmäler der Vergangenheit und wie die ewige Natur. Dies ist viel-

leicht sein vollkommenstes Werk, und man weiß nicht, was man mehr bewundern soll, den jugendfrischen Geist, der mit seinen sprühenden Funken Land und Volk, Bronzen und Bilder beleuchtet, oder das männlich reife Urteil, das sowohl in den Schöpfungen der Vergangenheit, als in den Werken der Jetztzeit das Wesen, die Wahrheit findet.

Was war England damals für Ungarn, und nicht nur für Ungarn, sondern für jedes nach Freiheit und Fortschritt sich sehnde Volk! Die unerreichbare Verkörperung der geistigen, materiellen und sittlichen Entwicklung, der politischen Macht und Freiheit: die Nation, welche Roms Kraft mit Griechenlands geistiger Hegemonie zu paaren wußte. Und Pulszky steht ihm doch kaltkritisch gegenüber. Es ist der dem Schönen abholde Geist des Handels, der ihn abschreckt. Aber die Erfahrung konnte ihn überzeugen, daß der Engländer auch das Leben genießen kann, daß unter der rauhen Außenseite oft ein warmes Herz in ihm schlägt, und daß «business» nicht jegliches menschliche Gefühl in ihm erstickt.

Es ist, als ob er die große Verschiedenheit zwischen dem staatlichen Egoismus und dem sittlichen Gehalt des einzelnen Gentleman erkannt hätte.

Wertvoller als jede einzelne geistvolle Bemerkung ist die das Ganze durchdringende wahrhaft historische Weltanschauung. Wie wenn wir Ranke lesen würden, und doch ist der Nachweis nicht möglich, daß Pulszky die Jugendwerke unseres deutschen Meisters schon damals gelesen hätte. Die Betrachtung der Sammlungen des British Museum erzeugt in ihm die Idee, in einer Reihe von Monumenten die vollständige Geschichte der Kultur und der Kunstentwicklung vor sich zu haben. «Für den Künstler sind die Resultate einer solchen Sammlung unberechenbar; er würde sehen, wie nur das Nationale sich in der Kunst erhält und das Fremde, so vorzüglich es auch ist, zuletzt doch untergehen muß. Trotzdem wollen unsere Maler noch immer Raphaels oder Fra Angelico's werden, unsere Bildhauer denken noch immer an Michel Angelo und Phidias. Vielleicht würde es einen tieferen Eindruck machen, wenn man die Nationalität der Völker in ihren Monumenten ausgesprochen sähe, und die Art, wie jede Nation ihre Statuen auffaßt, bewunderte. — Größer noch als das künstlerische wäre das rein menschliche Interesse dieser Sammlung.» —

Man sieht, er schöpft aus dem Vollen, und die kurze Darstellung des Planes, dieses Ideal-Museum nach den nationalen Schulen zu ordnen, beweist, wie sehr er in der Kunst den Widerschein des Volksgeistes zu fassen wußte.

Noch überraschender ist die Unbefangenheit, mit welcher er über die Denkmäler der christlichen Kirche urteilt. In Westengland, im Wyetal, sieht er den herrlichen Münster der Tintern-Abbey verfallen und in Ruinen. «Ich habe Veronas Arena, Roms Colosseum, die Säulen des Forum und die Tempel Groß-Griechenlands gesehen; aber alles Dies erweckt nicht jene trüben Gedanken wie diese Ruine. — Alle Gefühle unserer Brust, die zerstreuten Regungen unseres Herzens sind mit diesem Glauben verwachsen und er erscheint hier zerstört und der Vergangenheit anheimgefallen. Eine christliche Kirche als Denkmal einer verschwundenen Epoche! Es ist, als ob wir unter Rosensträuchen den Leichnam der Geliebten fänden, die noch vor einer Stunde glühend an unserem Busen lag.» Man sieht, bei allem historischen Denken und poetischen Empfinden verleugnet sich doch auch die jugendliche Sinnlichkeit nicht.

Das Schlußkapitel dieses schönen Buches spricht von England und Ungarn. Die Municipal-Reform wurde damals im Parlament verhandelt, und Pulszky empfiehlt, die so bewährte ungarische Komitatsverfassung zum Muster zu nehmen. Zugleich bespricht er Ungarns Zustand, seine Reformbestrebungen und schließt mit den Worten: «Langsam ging bis jetzt Ungarn auf der Bahn der Vollkommenung vorwärts, ohne England zu kennen, diesem Lande ähnlich, und noch immer sind alle Gründe vorhanden, um uns fest zu überzeugen, daß es diese gesetzliche und sichere Bahn nie, auch nur für einen Augenblick verlassen werde.»

Nicht so eingehend, auch nicht so geistvoll, bietet doch sein Tagebuch über seine Reisen in Deutschland auch heute noch viel Interessantes und beleuchtet eine andere Seite seines Werdeganges. Er sieht in seiner Zeit eine Epoche des Überganges, ohne Mittelpunkt, ohne Schöpferkraft, voller Unruhe: «Unsere Zeit gleicht den Helden Byrons, außen Ruhe, innen Sturm, das neue Eis der Flußoberfläche verbirgt das mächtige Wogen der Wellen.»

In Dresden gewinnen nur die Gebäude und Sammlungen seinen Beifall. Leipzig macht einen größeren Eindruck auf ihn. «Leipzig ist ganz die Stadt der Neuzeit, es ist nur von Gelehrten und Kaufleuten bewohnt: die Klassen, welche die Erben der Geburts-Aristokratie sind und ihre Macht mit anderen nicht teilen wollen. Jetzt kommen sie besser aus, als noch vor 50 Jahren. Der Gelehrte achtet den Kaufmann oder den Fabrikanten nicht mehr dafür, daß er beim Himmelsstrahl der Wissenschaft sein Geld sucht; der Kaufmann achtet den Gelehrten, denn wenn auch die hochschwebenden Ideen ihm fremd sind, weiß er doch, daß seine Maschinen sich nicht bewegen und sein Handel abnimmt, wenn der Gelehrte in seinem

stillen Stübchen die Gesetze der Chemie nicht entdeckt und den Nutzen des Freihandels nicht beweist. Die beiden Klassen werden durch die Buchhändler verbunden.»

Auch in Berlin ziehen ihn hauptsächlich die Museen an. Es sind die einzigen Asyle, wohin man sich vor dem Kampfe der Parteien flüchten kann. Der Kunstfreund oder Archaeolog betritt sie ohne Leidenschaft. Er tritt auf den geheiligten Boden, aus welchem der Baum der Gegenwart entsprossen ist, und vor dem gemeinsamen Stamme reichen der Tory und der Radikale einander die Hände. «Wir Ungarn vergessen zu oft, daß wir nicht eine gestern geborene Nation sind wie Amerika; die Fata Morgana der Jugend blendet unsere Augen, und wie befreite Sklaven wenden wir sogar dem Latein, daß uns so lange beherrschte, den Rücken.»

Von Schinkels Werk ist er ganz bezaubert. Noch mehr vielleicht von den Plänen und Zeichnungen, die er in der Wohnung des Künstlers sah. Er ist auch bei einer Revue zugegen und bemerkt da, wie viel gebildeter die gemeinen Soldaten sind, als die unsrigen. Sie gehen ins Museum und staunen die Meisterwerke der Kunst an. Von den anderen Instituten sind es besonders die Eisengießerei und die Gewerbeschule, die er bewundert. Er empfiehlt die Nachahmung dieses Beispiels, damit Ungarn auch darin mit dem alten Europa wetteifern könne.

Hamburg liefert ihm wenig, desto mehr bezaubert ihn Köln, wo der Dom «den Geist des Christentums» ausdrückt. Dieser Sinn durchdringt alle Details dieses herrlichen Denkmals der menschlichen Seele.

Das deutsche Leben zeigt sich in vielerlei Gestalten. Es gibt kein Zentrum; die klimatischen und geographischen Verhältnisse erzeugen mannigfaltige Unterschiede, aber die Einheit besteht trotz alledem. Der Grundzug der Nation ist doch, daß sie in der Welt der Ideen lebt. Dies gilt selbst vom fröhlichen Wien. Der Gedanke hat nur ein Kind: die Tat; das Wort ist nur ein Stiefkind.

Die Tat erwartet er von Preußen. «Dieses Volk widerlegt die Schalheit derjenigen, die die ganze Welt nach einem Muster einrichten wollen, obschon sie sehen, daß Gleichförmigkeit der Tod ist. Preußen hat keine Konstitution, wohl aber zwei kräftigere Institutionen, die tief ins Volk eindringen und dessen Wohlstand wahren. Die erste ist der Volksunterricht, der Kenntnisse auch in den untersten Schichten verbreitet und die Städte zur Selbstregierung fähig macht. Die andere ist die Landwehr, welche der ganzen Nation eine edlere und männlichere Haltung gab und den schrecklichen Abstand zwischen Bürger und Soldaten vertilgte.»

Der Jüngling, der die Nationalität, die Kultur, die geschichtliche Entwicklung verfocht, der in so begeisterten und tiefen Worten dem Christentum huldigt, kam dann in den Ruf eines internationalen, ungläubigen, radikalen Umstürzlers.

Die Beschäftigung mit unserer Geschichte, die historische Weltanschauung bezeugen, daß die nationale Empfindung ihn schon damals ganz in ihrem Banne hielt.

Pulzky selbst stellt in seinen Memoiren seinen Bildungsgang in der Weise dar, als ob er anfangs ganz kosmopolitisch gesinnt, seine Bildung ganz deutsch gewesen wäre, und daß nur Franz von Kőlcsey's persönlicher Einfluß auf dem 1832 beginnenden Reichstag ihn zum Vorkämpfer des Patriotismus und der ungarischen Sprache geweiht hätte.

Wir vergehen uns wohl nicht gegen das Andenken eines Apostels der historischen Kritik und Unparteilichkeit, wenn wir dieses Geständnis wenigstens beschränken. In seinem Geburtshause war nicht die ungarische Sprache vorherrschend, in der Schule war der Unterricht noch lateinisch und seine Lektüre und seine Reisen zogen ihn mehr zu den modernen und den klassischen Sprachen. Sein Geständnis ist also insoweit anzunehmen, als er ohne die Einwirkung der edlen und erhabenen Persönlichkeit Kőlcsey's wohl nie gedacht hätte, ungarischer Schriftsteller oder gar Dichter zu werden.

Aber Patriotismus mußte er weder von Kőlcsey, noch von sonst jemand lernen. Nie stand dem Patriotismus die fremde, am wenigsten die deutsche Sprache im Wege, noch weniger die fremdsprachige Bildung. Wir dürfen nicht vergessen, daß Latein noch die Amtssprache, und daß viele, die sich mit Recht für gute Ungarn halten konnten, noch später der Magyarisierung um jeden Preis widersprachen, ja sie für gefährlich hielten. In dem oberungarischen Adel war das Ungartum, inmitten einer fremdsprachigen, dienenden Bevölkerung, ein wahres Palladium. Die Umgangssprache der gebildeten Kreise war die deutsche; viele lernten auch französisch, aber an Vaterlandsliebe standen sie nicht hinter dem Edelmann aus reinmagyarischen Gebieten zurück, der außer seiner Muttersprache höchstens noch Küchenlatein sprach. Dieses Gefühl beseelte nicht nur den Adel, sondern auch die deutsche Bürgerschaft. Die Geschichte der Städte von Szepes und Sáros, insbesondere auch die von Eperjes, bietet den vollsten Beweis unserer Behauptung.

Die internationale Bildung ist nicht Kosmopolitismus; sie steht sogar im Gegensatz zu diesem. Pulzky's ganzes Leben bezeugt, was die internationale Bildung für ihn bedeutet: wir sollen in Wissen-

schaft, in Kunst, in der hehren Auffassung des Lebens keinem anderen Volke nachstehen.

Die höhere und allgemeinere Bildung einzelner erscheint nur dann als nationale Gefahr, wenn die Volksseele sich begnügend mit dem, was erreicht ist, oder sich gar auf ein älteres, niedrigeres Niveau zurücksehnd, den Weg des Fortschrittes, der Erhebung verläßt. Die Reaktion, welche der aufgeklärten Regierung Josefs II. und Leopolds II. folgte, bewirkte, daß die zurückgebliebene Menge Männer, wie Gregor von Berzeviczy und Martin Schwandtner, die ihre Ideale nur mehr im Auslande sahen, für antinational hielt.

Wenn aber der höher gebildete auch in der Heimat sein Ideal findet und den Wirkungskreis, in welchem er für dessen Verwirklichung kämpfen kann, verstärkt er mit der ganzen Übermacht seiner geistigen Waffen das nationale Lager und führt es zum Siege.

Hat nicht auch Graf Stefan Széchenyi, «der größte Ungar», daran gedacht, seinen zur Untätigkeit verurteilten Genius Österreich oder gar Nordamerika zur Verfügung zu stellen? Nur als er nach 1821 bei der nach seiner Ansicht agonisirenden Nation wieder Lebenszeichen bemerkte, ward er ganz zum Ungar.

Auch Pulszky ward durch den im Reichstage, in der Literatur und auch in den Komitaten sich offenbarenden nationalen und liberalen Geist mitgerissen. Schon 1838, bei einem Besuch beim Fürsten Jablowsky, überrascht es ihn, «daß der Drang nach Freiheit und nationaler Selbständigkeit nicht immer mit den Ideen des modernen Liberalismus vereinigt ist. Er konnte 1880 in seinen Memoiren stolz erklären, daß er den Idealen seiner Jugend stets treu geblieben ist. «Am Ende meiner politischen Laufbahn stehe ich auf derselben Grundlage, die ich in ihrem ersten Beginne eingenommen habe.»

Ein auch in literarischer Beziehung bedeutender Teil dieser Laufbahn, dem er ebenfalls bis ans Ende treu blieb, ist das Bestreben, dem Auslande die Kenntnis Ungarns zu erschließen.

Wie der große deutsche Denker könnte auch der Ungar sagen, daß ihn niemand versteht, und wer ihn versteht, ihn mißversteht. Deshalb war die unbefangene und ernste Berichterstattung über unsere Reformbewegung, welche so viele ererbte Interessen und Traditionen bedrohte, ein wesentlicher Vorteil für die Sache der Nationalität und des Fortschrittes. Je stärkeren Angriffen unsere Reform von österreichischer und slawischer Seite ausgesetzt war, desto mehr bedurfte sie der feinen, aber im Notfalle auch scharfen Feder Pulszkys. Er versetzte von Anfang an den Kampfplatz auf feindliches Gebiet. Er schrieb über «Ungarische Verhältnisse» in die «Augsburger Allgemeine Zeitung», also in das von Fürst

Metternich und der österreichischen Regierung bevorzugte Blatt. Dort kreuzte er die Waffen mit Freiherrn von Zedlitz, dem offiziellen Publizisten, und mit Gr. Leo Thun, dem stärksten Verfechter der tschechischen Aspirationen. Durch diese Polemik erlangte er großen Ruf, sowohl im Auslande, als zu Hause. Johann Kollár stieß ihn dafür in seinem großen Heldengedichte «Slavy Dcéra» als Apostaten — er ist nie Slawe gewesen — in die panslawistische Hölle.

Besondere Beachtung verdienen die Artikel, in welchen er das damals kräftig pulsierende literarische Leben in seinen Hauptrichtungen dem Auslande vorführte. Auch in ungarischer Sprache war er literarisch sehr tätig. Von seinen Besprechungen haben die des «Dorfnotar» von B. Josef Eötvös und die der Gedichte Petöfis wohl dauernden Wert. Er ist der Kritiker, der Petöfis Bedeutung gleich richtig zu würdigen wußte, wengleich auch er nicht die ganze Bedeutung des Phänomens erkannte.

«Petöfis Muse», so schrieb er 1847, «ist nicht die regelmäßige Schönheit der Erato Anakreons und Sapphos, sie ist nicht die erhabene Polyhymnia Pindars, nicht das lebhaftes, hübsche, etwas unartige Mädchen, das bald als Göttin, bald als Grisette aus Bérangers Liedern zu uns spricht, sie ist nicht die blauäugige, blasse, tief-fühlende deutsche Jungfrau, die in Goethes und Uhlands Gedichten ein so zauberhaftes Echo in unserer Brust wecken, daß sie noch lange widerhallen, wenn die Leier schon lange verstummt ist; auch nicht die Fee der Italiener, die uns mit der Zauberrute ins Land der glänzenden Träume hineinzaubert... Petöfis Muse ist die in den ungarischen Volksmärchen lebende Königstochter, deren Haar Gold, deren Träne Perlen, deren Lächeln Rosenknospe ist, und die doch barfuß zum Bach geht, um die Kleider ihres Geliebten zu waschen und Sonntag zur Kirche rote Stiefel anzieht; sonst aber an Wochentagen von früh bis spät abends stets singt».

Glücklich, wem es gegönnt ist, Ungarn dem Auslande gegenüber in einer Zeit zu vertreten, in welcher es fortschreitet und neue, sicherere und breitere Grundlagen für seine Zukunft schafft. Nicht nur dieses Glück wurde Pulszky zuteil, sondern das noch größere: an dieser Umgestaltung tätig mitzuwirken.

Seine politische Laufbahn fällt mit der Entwicklung Ungarns zum modernen Staate zusammen. Mehr als 60 Jahre lang war er ein ebenso wichtiger Faktor unseres öffentlichen als unseres kulturellen Lebens. Er spielte darin nie die erste Rolle, aber als unerschütterlicher und in der ganzen Welt anerkannter Verfechter der patriotischen und liberalen Bestrebungen, erwarb er sich auch auf diesem Gebiete gewisse Verdienste.

Die einzelnen Phasen dieser Umgestaltung sind mit der Führung hervorragender Männer verbunden. Er hat nacheinander im Lager Széchenyis, Kossuths, Deáks und Andrássys, endlich Koloman Tizas gekämpft. Er hat allen redlich gedient und hat — Deák ausgenommen — alle verlassen. So ist sein öffentliches Leben ein Spiegel, ein Mikrokosmos unseres politischen Lebens von 1834—94. Es ist nicht unsere Aufgabe, das Zeitalter eingehend zu schildern. Außerdem hat ja Pulszky unter dem Titel «Mein Leben, meine Zeit», die bis 1866 reichen, seine Erlebnisse mit einer in Memoiren nicht immer gebotenen Aufrichtigkeit, anregend und gehaltvoll erzählt.

Seine Fähigkeiten treten am meisten zutage, so lange er seinen Führern folgte.

Seine Persönlichkeit erscheint im klarsten Lichte, wenn er sich von der bis dahin eingeschlagenen Route abwendet und sich einer anderen Richtung, einem anderen Führer anschließt.

«Die Welt steht mir offen, und ich der Welt.» Und welche Welt! Nicht nur der Zauber der Kunst, das verschleierte Bild von Saïs — die Wissenschaft; nicht nur der bestrickende Kreis der Gesellschaft und der schönen Frauen, sondern vor allem die begeisterte Schilderung des künftigen Ungarn, die aus Széchenyis Schriften hervorleuchtete. Anstatt der kleinstädtischen, philiströsen Umgebung eine sich auf die Höhen der Menschheit emporschwingende Nation.

Noch im Jahre 1833 schrieb Pulszky in sein Tagebuch: unsere Gesetze sind tot und morden. — Und im Jahre 1834: es ist ein wichtiges und erfreuliches Zeichen der Zeit, wie Széchenyi geehrt wird. Sein Name ist der populärste in Ungarn: Ihn bewundert er, ihm folgt er. Seine Versuche in der Nationalökonomie bezeugen den Einfluß des großen Grafen. Er fordert Reform, und seine nach dem Muster des «Stadium» verfaßten 12 Punkte sind schon individuell. An erster Stelle steht die Verbreitung der ungarischen Sprache, was Széchenyi zuletzt läßt, der fünfte und sechste Punkt aber fordern anstatt der landläufigen staatsrechtlichen und liberalen Wünsche die Reform der Kirche und der Erziehung. Den Zusammenstoß mit Österreich, die Übereilung in der Bewegung hält er für gefährliche Fehler. Und doch studiert er die französische Revolution, lebt und strebt er für Freiheit und ist, wie seine Genossen im Geselligkeitsverein der Reichstagjugend, bereit, für sie zu sterben. «Ein Daemon schrieb mit Flammen den Namen Freiheit in das Herz des Jünglings. — Er starb daran», schrieb er damals in einem deutschen Gedicht. Trotzdem hält er Széchenyis Politik für die einzig richtige. Er verteidigt sie zu Hause gegen die Radikalen und in der Augs-

burger Allgemeinen Zeitung gegen die Anklage der feudalen Rebellion.

Vom konservativen Komitat Sáros 1839 in den Reichstag gewählt, spricht er in seiner Jungfernrede gegen die Forderung der Städte, an der Wahl der Distriktsnotäre im Reichstag teilzunehmen. «Die Verfassung des Landes ist aristokratisch, die Städte aber, die Stätten der Arbeit und der beweglichen Handelswaren, demokratisch gesinnt.» Vergessen wir nicht, daß Széchenyi das engherzige Spießbürgertum als Feind der Verfassung ansah. Doch deutet ein späterer Satz derselben Rede darauf, daß er mit der Bedeutung des Bürgertums im reinen war, und daß auch in dieser Richtung seine politische Überzeugung von Anfang an sich konsequent blieb. «Ruhvoll wird einst die Aufgabe der Gesetzgebung sein, welche sie aus ihrem langen Schlummer erweckt.» In der wichtigsten Angelegenheit dieses Reichstages, in der Frage der Redefreiheit, stimmt er, der Instruktion seines Komitates gemäß, mit der Regierung. «Unter die vielen Schattenseiten unserer Zeit zählt auch die, daß sie alles Große umstürzen will. Wir müssen wenigstens die Unabhängigkeit der Richter wahren.» Er stand auf geschichtlich gewordenem Boden; Széchenyi noch nicht.

Einerseits den Einfluß Széchenyis, andererseits den Scharfblick Pulszkys beweist seine Abhandlung «Über die Donauregulierung und die Orientalische Frage» (1840). Er erklärt darin auf geographischer und historischer Grundlage, daß die untere Donau die natürliche Verkehrsader Ungarns ist. Dort sprießt jetzt auf den Ruinen der türkischen Herrschaft neues Leben. In dem Maße als die Kultur sich verbreitet, werden diese Länder natürliche Rivalen des gleichfalls Getreide und Vieh ausführenden Rußland, und unsere natürlichen Freunde und Verbündete. Er macht auf die ungarischen Ansiedlungen in der Moldau aufmerksam, die man erhalten müsse. «Die jetzige Aufgabe Europas ist die Zivilisation des Orients, der alte Plan, der einst Alexander den Großen nach Persien führte. Die Vorsehung scheint einen großen Teil dieser großartigen Aufgabe der österreichischen Monarchie und unserer Nation vorbehalten zu haben, wenn wir nicht zugeben, daß die Russen uns zuvorkommen.»

Die große Tradition unserer nationalen Könige aus dem Hause der Arpaden und der Anjous reicht in diesen Worten den Bestrebungen des Grafen Julius Andrassy und Benjamins von Kállay die Hand.

Pulszky wurde vom Reichstag in die Kommission gewählt, welche mit der Verfassung des Strafgesetzentwurfes betraut war. Er war Sekretär des Komitees, das unter Deáks Vorsitz den materiellen

Teil ausarbeitete. Dabei hatte er die Aufgabe, von jedem wichtigeren Momente der Arbeit Mittermayer in Heidelberg in Kenntnis zu setzen und die Meinung dieses berühmten Lehrers einzuholen. Seine Verdienste in diesem Werke sind allgemein anerkannt. Wir erwähnen diese Wirksamkeit aus dem Gesichtspunkte, weil seine Berührung mit Deák, mehr noch sein Anteil an dem ziemlich radikalen Entwurf — die Todesstrafe war abgeschafft — ohne Zweifel dazu beitragen, ihn Széchenyi zu entfremden und der Opposition näher zu bringen. Diese Wendung beginnt eben im Reichstage 1840. Bei einer wichtigen Abstimmung in der Frage der Redefreiheit entschied er den Sieg der Opposition. Bis dahin sagte man wohl von ihm: «Ein Schloß auf seinen Mund, eine Feder in seine Hand.» Von nun an aber hatte niemand etwas gegen ihn auszusetzen.

Die allgemeine Stimmung, die Popularität blieb auf den erst 25 jährigen Politiker nicht ohne Einfluß.

Als Széchenyi wegen des «Pesti Hirlap» sich gegen Kossuth wandte und ihn der Agitation anklagte, die zur Revolution führen müsse (1841), als er dann in der in der Akademie gehaltenen Rede der zu eifrigen Magyarisierung entgegentrat, wurde die Annäherung an die Opposition noch offener. Pulszky warf seinem Meister Verdächtigung und grundlose Verallgemeinerung einzelner unbedeutender Tatsachen vor. Demungeachtet feiert er noch immer dessen Verdienste in den glänzendsten Worten.

Dabei aber blieb das persönliche Verhältnis zu dem Manne, dem er so viel verdankte und von dem er auch später so gerne sprach, ungetrübt. «Denn seine Dinèrs und Soireen waren die einzigen, wo der Kastengeist verschwand, wo alle Celebritäten des Landes von Zeit zu Zeit zusammenkommen.»

In einem Briefe vom 1. November 1842, also nach der akademischen Rede, ladet der Graf den «liebenswürdigen Rebellen» zum Mittagmahl: «to meet Count Bombelles, der sehr leicht erklärlich, eine besondere Neigung für Sie gefaßt hat. Er scheint etwas mit Ihnen vorzuhaben. Mir kommt es vor, daß man in Ihrer jungen Stellung eine solche Bekanntschaft nicht zurückweisen, noch negligiren sollte, durch die man einst in engsten Kontakt mit dem kommen dürfte, der da regiert (regieren wird)»²⁾.

Graf Bombelles war Erzieher des Erzherzogs Franz Josef.

Pulszky war bei seinem Auftreten unstreitig konservativer als Széchenyi: Schon seine historische Auffassung beweist es. Wenn er doch oppositionell wurde, wenn der Stern Kossuths eine immer

²⁾ Original in deutscher Sprache, National-Museum.

größere Anziehungskraft auf ihn ausübte, dürfen wir dies nicht der Sucht nach Popularität oder dem Ehrgeiz zuschreiben. Schon Kölsey hatte ihn gelehrt, daß nur die Monarchie und die Aristokratie dankbar sind, die Demokratie nicht, und daß die großen Männer den Fluch der Größe tragen müssen.

Die Entfremdung beruht auf prinzipiellen und allgemeinen Gründen. Széchenyi schien seit 1840 nur mehr den aristokratischen Grundbesitz zu vertreten. Er wünschte zwar die Befreiung des bäuerlichen Grundbesitzes, doch hielt er diese Maßregel nicht für eilig. Schon um mit Österreich nicht in Konflikt zu geraten, hütete er sich, seine Nation zum Handel und besonders zur Industrie zu lenken, auf welchem Gebiete die Kollision mit dem Interesse Österreichs nicht abzuwenden wäre. Ist aber eine freie Nation denkbar ohne unabhängigen Bauernstand und ohne ein kräftiges, wohlhabendes Bürgertum? Das Beispiel der Staaten Westeuropas zeigt das Gegenteil. Damit die Reform wirklich Wurzel fasse, müsse man also Ungarn durch Handel und Gewerbe bereichern, damit die Nation, verjüngt, gekräftigt, von Hunderttausenden zu Millionen vermehrt, den Stürmen eines neuen Jahrtausends trotzen könne.

Das Wort Kossuths: «Mit Euch, wenn möglich; ohne Euch, gegen Euch, wenn es sein muß», gilt ebenso Österreich als dem besitzenden Adel.

Niemand dachte an Revolution, auch Kossuth nicht. Das erweckte nationale Gefühl hielt es für möglich, alle Hindernisse durch ernste Friedensarbeit zu besiegen.

Die 1840 erschienene Abhandlung beweist, wie große Bedeutung Pulszky schon damals dem Handel zumaß. So fanden die Bestrebungen zur Hebung der ungarischen Industrie in ihm einen trefflich vorbereiteten Vorkämpfer. Dieser Sache leistete er nicht nur durch seine Teilnahme am ungarischen Schutzverein Vorschub, sondern noch mehr durch die eingehende Darstellung der ganzen Bewegung in deutscher Sprache³⁾. Zu den Reden Gr. Kasimir Batthyánys und Kossuths schrieb er eine Vorrede, in welcher er die Lage Ungarns schildert und den Schutzverein gegen die Angriffe verteidigt, welche die österreichische Presse gegen ihn richtete. Diese nannte die Leiter des Schutzvereins Hochverräter und verdächtigte sie, niedrige Geldinteressen zu verfolgen. Und doch sei nur davon die Rede, daß Ungarn nicht mehr die ausgebeutete Kolonie Österreichs sei, sondern daß es mit gleichem Rechte seine Stellung unter den Völkern Europas einnehme. Jetzt muß es sich entscheiden, «ob es noch eine Zu-

³⁾ Aktenstücke zur Geschichte des Schutzvereins. Leipzig 1847.

kunft habe oder nicht, ob schon die nächsten Jahre eine mittönende Saite der großen Weltleier anfügen oder sie, um die störende Dissonanz aufzuheben, zerreißen werde. Wir sind überzeugt, daß die Erstarkung Ungarns jene unauflöbliche Verbindung, in der es sich mit den österreichischen Staaten befindet, in keinem Falle lockern könne, sondern die Erstarkung der ganzen Monarchie notwendigerweise mit sich führt.»

Bis jetzt hatte der Adel nur vor der Landwirtschaft und der Rechtsgelahrtheit Achtung, der Kaufmann und Fabrikant stand seinen Begriffen nach tief unter ihm. Er kam mit ihnen nur geschäftlich in Berührung. Der großen Masse des Adels wurde es nur durch den Schutzverein klar, welch eine gewichtige Rolle dem Handel und der Industrie in jedem Staate gebühren.

Dies widerspricht der Richtung Széchenyis noch nicht. Seine Stimme hören wir aus den Worten: nur Wenige sind imstande, aufzufassen, was es sei, ein eigentümliches Volk der Zivilisation erhalten zu haben und eine neue Auffassung der höchsten Interessen möglich zu machen und das Wirken einer neuen Kraft, die sich an der Lösung der höchsten Aufgaben versucht, nicht zu zerstören... Wenn er aber ausführt, daß die Opposition die Steuerfrage auf die Tagesordnung bringt, damit jedermann im Verhältnis seines Vermögens an den öffentlichen Lasten beitrage, während die drüben am Tabakmonopol quirlen, damit der verschuldete Grundbesitzer ja nicht mehr zahle, als der rauchende Tagelöhner, so ist dies eine offene Absage an Széchenyi, der damals am Monopol arbeitete.

Revolutionär war er aber keineswegs. Noch 1845 warnt er die Jugend, sich dem französischen Einfluß hinzugeben. «Die meisten schreiben ja französisch, wengleich mit ungarischen Worten.» Als Gegengewicht gegen diese Mache empfiehlt er eine tiefere Erforschung des volkstümlichen Elementes und das Studium der alten Meisterwerke. Hält er doch selbst Petöfis Gedicht, in welchem er wünscht, für die Weltfreiheit zu sterben, für eitel Bombast.

Und doch brach die Revolution herein, wengleich in anderer Form, als sie Széchenyi prophezeit hatte. Pulszky hatte 1846 geheiratet. Seine Frau, Therese Walther, war bis zu ihrem Tode seine würdige Genossin, die seine Freuden erhöhte, seine Arbeit würdigte und sein Leid und Mühsal hochherzig tragen half. Durch diese Ehe war er in Berührung mit den literarischen und finanziellen Kreisen Wiens gekommen. Er hielt sich eben in dieser Hauptstadt auf, als die Nachricht der Februar-Revolution dahin kam. Schon am 1. März 1848 war er im reinen damit, daß diese Bewegung auch bei uns den Feudalismus stürzen müsse. Seine der Opposition geleisteten Dienste

— hatte er ja mit Kossuth und Széchenyi das erste Programm der Opposition ausgearbeitet —, mehr noch seine starke Individualität und sein Ruf machten es unmöglich, ihn zu übergehen. Er hätte vorgezogen, unter Deák zu dienen; dieser aber schickte ihn zum Finanzminister Kossuth. Endlich wurde er Staatssekretär beim ungarischen Minister in Wien, Fürst Esterházy, der die Berührungen Ungarns mit Österreich nach der neuen Verfassung zu vermitteln hatte. Er selbst glaubte seinem Vaterlande dort am besten nützen zu können.

Bevor er noch dieses Amt antrat, hatte er als Mitglied des Sicherheitskomitees Gelegenheit, die in Budapest und Stuhl-Weißenburg ausgebrochenen Judenkrawalle mit großer Geschicklichkeit zu dämpfen.

Zum ersten Male kam er in die Lage, nicht auf Einzelne, sondern auf Massen einzuwirken.

In Wien überließ Fürst Esterházy ihm die Leitung der Angelegenheiten. Der sehr dynastisch gesinnte Grand-Seigneur, der die Sachlage genau kannte, war gar nicht gewillt, mit dem Hofe in Kollision zu geraten. Pulszky sah ebenfalls, wie die Sachen standen, und übernahm die beim möglichen Siege der Reaktion so gefährliche Verantwortung. Er hatte also einen sehr wichtigen, selbständigen Wirkungskreis, besonders nachdem der Minister nach dem «Krawall» vom 15. Mai dem Hofe nach Innsbruck gefolgt war. Pulszky sah noch damals mit Bedauern, daß die Straße die Regierung besiegt hatte, und die Revolution zur Herrschaft gelangte.

Und doch riß die Revolution auch ihn mit sich. Als er erfuhr, daß der Palatin, Erzherzog Stefan, beim Einbruche der Kroaten unter dem Banus Jellasics das Reich verließ und der Hof den Grafen Lamberg zum Königlichen Kommissär in Ungarn ernennen wolle, meldete er sich zur Audienz beim Erzherzog Franz Karl. Der Bruder des Kaisers empfing ihn. Pulszky stellte dem Erzherzog vor, welches Unglück aus der Vernachlässigung der gesetzlichen Formen entstehen könne. Die Antwort lautete beruhigend. Dann ging er zum Kriegsminister Gr. Latour, dessen Verbindung mit dem Banus ihm schon bekannt war. Graf Latour hatte keine Zeit, ihn zu empfangen. Da sandte Pulszky die insgeheim gedruckte Königliche Proklamation der Mission Lambergs an den ehemaligen Ministerpräsidenten Graf Ludwig Batthyány, der aber im Lager war, und an Kossuth.

Graf Lamberg wurde auf der Brücke zwischen Ofen und Pest erkannt und von einem wütenden Volkshaufen ermordet. Die weitere Verhandlung mit der Reaktion war unmöglich geworden. Pulszky gab jetzt den aufgefangenen Briefwechsel zwischen Jellasics und

den Wiener Regierungskreisen bekannt und trug dadurch wesentlich zum Ausbruch der Revolution vom 6. Oktober bei.

Dies waren seine Verdienste um die Sache Ungarns. Diesen hatte er es zu danken, daß er 1851 in effigie gehängt wurde und daß man ihn noch 1866 in Wien als den ärgsten Rebellen ansah. Seine Individualität entfaltete sich damals am entschiedensten. Entschlossenes, rasches Handeln, ohne Furcht vor Gefahr, wenn er dem Vaterlande nützen kann. Und bei ihm steht dieses Verfahren sittlich um so höher, als er nicht aus Enthusiasmus, sondern bedacht handelte, und wohl wußte, welche Folgen dies haben könne. Sagte er ja schon im Frühling Franz Duschek, dem Staatssekretär Kossuths: «Freuen wir uns, wenn wir nach einem Jahr nicht gehängt sind.»

Zu diesen Verdiensten kam noch das Größte. Die Teilnahme General Bems am Freiheitskampf ist größtenteils seiner Vermittlung zu danken.

All dieses mußte ihn unwiderruflich an Kossuth und die Revolution ketten. Es gelingt ihm, aus dem belagerten Wien ins ungarische Lager zu flüchten. Noch einmal besucht er sein nach seiner Heirat angekauftes Gut, Szécsény, und verläßt es mit der schmerzlichen Empfindung, es nie wieder zu sehen. Im Dezember schickt ihn Kossuth nach London, um Ungarn bei der englischen Regierung zu vertreten. Wieder gelingt es ihm, nach großen Mühen und Gefahren über die österreichische Grenze zu kommen und England zu erreichen.

Damit beginnt die zweite abenteuerliche Epoche seines Lebens. Der ungarische táblabiró entsagt seinem Heim, seiner Familie, dem gewohnten Wohlstand, und muß neben seiner patriotischen Aufgabe auch lernen, Geld zu erwerben. In der Fremde, in dieser großen Metropole der Politik und der Kultur, vor kompetenten Richtern muß er zeigen, was er taugt, was er wert ist.

Diese Epoche seines Lebens und Wirkens wird durch seine Memoiren, sowie durch seinen Briefwechsel mit Kossuth und anderen Mitgliedern der Emigration, sowie mit seinen englischen Freunden, darunter Richard Cobden und Francis Newman, beleuchtet. England war damals der Zufluchtsort der liberalen und revolutionären Emigration aus allen Ländern; nur in den Institutionen und dem Geiste des auf seine Freiheit stolzen Albions fanden sie Schutz gegen die Regierungen des Festlandes. Ein mit Recht zu literarischer Berühmtheit gelangtes Mitglied der deutschen Emigration widmet dem Hause Pulszky einige schöne Blätter und hebt die hervorragende

Stellung hervor, die es unter so vielen ausgezeichneten Leidensgenossen einnahm⁴⁾.

Pulszky hatte eine doppelte Aufgabe zu bewältigen. Seine Frau war ihm ins Exil gefolgt. Die Familie vermehrte sich; man mußte seinen Lebensunterhalt finden. Szécsény wurde konfisziert, und sein Schwiegervater konnte nur selten aushelfen. Es blieb nichts übrig als Schriftstellerei, und zwar in fremden Sprachen: deutsch und englisch. Schriftstellerei, deren Wert darin besteht, daß man sie bezahle. Seine hochgebildete Frau teilte mit ihm diese Arbeit und Mühe. Sie waren arm, sehr arm; sie zahlten dem Fleischhauer Woche für Woche, in England ein Zeichen großer Armut. Pulszky sprach einmal in meiner Gegenwart mit seinem alten Freunde und Genossen im Exil, Lothar Bucher, über diese Zeiten. Er erzählte, daß er sich damals den Wein — in England ein kostspieliger Genuß — ganz abgewöhnt habe. Auch später war er in Speise und Trank ein Muster der Mäßigkeit.

Seine andere Aufgabe war, Ungarns Sache zu dienen. Dem Vaterlande zu dienen unter den schwierigsten Verhältnissen, in einem Lande, dessen Regierung und Presse Österreich freundlich waren und dessen Gesellschaft, wie Sidney Smith schrieb, nur einen Fluch kennt, den der Armut. Er mußte sich durch sein Wissen, seinen Geist, seinen selbstlosen Charakter Freunde, Verehrer erwerben, um in der Presse, dann auch vor der Öffentlichkeit, Ungarns Recht zu verfechten zu können.

Wir dürfen wohl sagen, daß er in dem Jahrzehnt von Világos bis Villafranca Kossuths rechte Hand war. Niemand erkannte dies mehr an als Kossuth selbst. Schrieb er ihm ja den 8. November 1850 aus Kiutahia: «Gott segne dich, ich bin dir ein so treuer Freund, wie dem Vaterlande für immer treu.» Pulszky bereitete seinen Empfang in England vor, er begleitete ihn auf seinem Triumphzuge in den Vereinigten Staaten und war ihm während seines jahrelangen Aufenthaltes in London immer zur Hand, wenn Zeitungsartikel und Vorträge vorbereitet wurden. Er war sein Vertrauter, als Kossuth im Mai 1859 die Verhandlungen mit Kaiser Napoleon III. in Paris begann. Anfang 1860 übersiedelt er auf Wunsch Kossuths nach Turin, damit stets eine Vertrauensperson sich in der Nähe Cavours befinde.

Auch abgesehen von diesem persönlichen, unzertrennbar scheinenden Bande hat während dieser ganzen Zeit niemand für die Orientierung und Gewinnung der europäischen, und insbesondere der eng-

4) Malwida von Meysenbug, Memoiren einer Idealistin. II. Band.

lischen öffentlichen Meinung soviel getan als Pulszky. Er setzte unter mißlichen Verhältnissen mit Erfolg fort, was er im glücklichen, hoffnungsvollen Zeitalter des nationalen Erwachens mit so viel Ruhm begonnen hatte.

Was setzte diesem persönlichen Verhältnis, dieser für unzertrennlich scheinenden Freundschaft ein Ende? Was war die Ursache der neuen politischen Wandlung Pulszkys? Diese viel erörterte Frage können wir auf Grund der vor uns liegenden Quellen leicht lösen. Denn auch hier ist die Ursache der Trennung nicht persönlicher, sondern sachlicher, prinzipieller Natur. Die große Wendung, welche einerseits in Ungarns Zustand, andererseits in Napoleons III. Politik eintrat.

Kossuth vertraute noch immer Napoleon und Cavour. Frankreich und Italien werden Österreichs Militärmacht zertrümmern und einer alles mit sich reißen ungarischen Revolution die Wege bahnen. Er wollte nicht bemerken, daß Napoleon sich nach dem Züricher Frieden Österreich näherte. Er glaubte noch immer auf Cavour bauen zu können, da doch Italien allein nicht stark genug war, diesen Plan auszuführen. Pulszky dagegen zog sofort die Konsequenz der veränderten Lage. Er schrieb Kossuth, daß er zu der ungarischen revolutionären Organisation kein Vertrauen habe. «Wenn der Reichstag bald zusammentritt, wenn die Diplomatie den Krieg verschiebt, wenn Du, wie Du wiederholt erklärtest, Garibaldi verhinderst, in Ungarn eine Diversion zu machen: dann söhnt sich Ungarn mit Österreich aus. Die ungarischen Verhältnisse werden ihre Richtung nicht von den Häuptern der Organisation, sondern von Franz Deák erhalten.

Indem ich deine Instruktionen befolgte, habe ich dem Vaterland gedient, treu, nicht mechanisch, und ich glaube etwas geleistet zu haben. Jetzt aber, wo wir auf dem Scheidewege sind, erkläre ich offen, daß ich von nun an meine Persönlichkeit nicht verleugnen werde.»

Der Führer der Emigration hielt es nicht für möglich, daß Ungarn nach 1849 wieder gesetzlich unter Habsburgs Herrschaft sich stelle. Er freute sich der Erfolge Deáks, welcher Ungarns Recht vor ganz Europa so hoch stellte, glaubte aber nicht an ihr dauerndes Resultat. Andererseits wollte er durch ein wagehalsiges Unternehmen Garibaldi's Ungarns Blut nicht umsonst verschwenden. Er stand dort, wo er 1849, wo er 1859 gestanden. Er erwartete eine europäische Konstellation, welche das unabhängige Ungarn unter seiner Leitung wiederherstellt.

Vor Pulszky schwebte die Tat. Deák oder Garibaldi — aber man

muß handeln. Kossuth wollte noch warten. Es war keine Phrase, wenn Pulszky Garibaldi und Deák in einem Atem nennt. Er hielt damals den Führer der «Tausend von Marsala», seinen vertrauten Freund, für unüberwindlich, für unbesiegbar. Er war überzeugt, daß, wenn Garibaldi auch nur mit einem kleinen Häuflein an der ungarischen oder kroatischen Küste landete, Europa sofort in Flammen steht, und daß aus diesem Feuer, gereinigt wie der Phönix, das unabhängige Ungarn emporsteigt.

Er ging nach Caprera, um seinen Freund zur Tat zu bewegen. Der Held antwortete, daß er nur dem Rufe der Flintenschüsse folgt. Sobald in Ungarn die erste Flinte knallt, erscheint er. Sonst nicht. In diesem *circulus vitiosus* litt die Politik der Emigration Schiffbruch.

Deák konnte doch nur einen moralischen Sieg erringen. Die zentralistische Tradition, in eine Art Konstitution gekleidet, erwachte in Österreich mit neuer Kraft. Sie konnte davon träumen, Deutschland zu einigen und Polen zu befreien. Pulszky erachtete es in dieser Lage für seine Pflicht, zu Hause die Wahrheit zu sagen: d. h. daß man vergebens auf Hilfe von Frankreich oder Italien hoffe. Er ward in den Reichstag gewählt, konnte aber nicht erscheinen, da ihm die österreichische Regierung nur freies Geleite durch Ungarn, nicht aber auch durch Österreich zusicherte.

So blieb nur Garibaldi. Sollte Ungarn unter Deáks Führung seine Selbständigkeit nicht friedlich zurückgewinnen, soll es unter Garibaldis Fahne kämpfen, der damals der populärste Namen bei uns war. Pulszky begleitete ihn bei seinem zweiten Zuge nach Sizilien, wurde zum Obersten in seinem Generalstab ernannt, fiel aber in Neapel, wohin er sich im Auftrage seines Feldherrn begeben hatte, um die ungarische Legion zu gewinnen, in die Gefangenschaft der königlich-italienischen Truppen. Das Unternehmen endete bei Aspromonte, und sein unglücklicher Ausgang beraubte Ungarn seiner größten Hoffnung. Ein literarisches Denkmal der intimen Freundschaft mit Garibaldi ist «die Sage vom Sternensohn», welche Pulszky für sein bestes Werk hielt.

In London hatte er sich, trotz des persönlich herzlichen Verhältnisses, von den Führern der internationalen Revolution politisch ferne gehalten. Jetzt in Italien, in diesen unruhigen Jahren ungeduldigen Hoffens und Harrens, trat er ihnen näher. Dies beweisen besonders die Briefe Mazzinis an ihn, welche den Ausbruch und die Ereignisse der polnischen Revolution behandeln. Auch mit Marco Canini, einem der ersten Pioniere der Donau-Konföderation, stand er in Verbindung. Allein Polen verfiel nach den ersten Erfolgen

in noch schwerere Knechtschaft. Österreich verbündet sich mit Preußen, so daß der italienische Angriff noch hoffnungsloser erscheint als vorher. So erlitten beide Richtungen der Emigrationspolitik, die Kossuths sowohl als die Pulszkys, vollkommen Schiffbruch.

Diese Jahre der gezwungenen Ruhe verbrachte er mit seiner Familie in Florenz. Sein Haus ward von Fremden und den besten Kreisen Italiens viel besucht. Was der Aufenthalt in dieser ihm so congenialen Stadt in kunsthistorischer Hinsicht für ihn bedeutete, erörtert er in seinen Memoiren ausführlich und besser als ich es vermöchte.

Im ganzen sind die Jahre des Exils bedeutender für seine wissenschaftliche und literarische Entwicklung, als für seine politische Tätigkeit. London und Florenz haben den geistvollen Dilettanten zum Gelehrten, zu dem in ganz Europa anerkannten Meister der archaeologischen und kunsthistorischen Studien gemacht.

Es ist wahr, daß er anfangs schreiben mußte, um zu leben. Doch sind «die Memoiren einer ungarischen Dame» seiner Frau, zu welcher er als Einleitung einen Rückblick über die Geschichte Ungarns schrieb, dann ihr gemeinsames Werk über die ungarischen Märchen und Sagen, dann sein Roman «Die Jakobiner in Ungarn» auch jetzt noch lesenswert⁵⁾. Anfangs kostete auch die vollkommene Aneignung der englischen Sprache und der Aussprache viele Mühe. Francis Newman wendete viel Zeit und Arbeit darauf, Pulszkys Schriften durchzusehen und zu verbessern. Aber schon das Werk, welches die amerikanischen Erlebnisse und Eindrücke des Ehepaares mitteilte und größtenteils nach Frau Pulszkys Aufzeichnungen gearbeitet war, fand auch wegen der vorzüglichen englischen Ausdrucksweise großen Beifall. Eine englische Zeitschrift schrieb darüber: «Der Stil dieser Bände hat uns sehr überrascht. Wir wissen kein anderes Beispiel, daß Fremde in unserer nicht sehr leicht zu handhabenden Sprache mit so großer Fertigkeit, Präzision und Eleganz geschrieben hätten.» Auch über den Inhalt, besonders über die Behandlung der Sklavenfrage spricht die Kritik mit größter Anerkennung. Sie hält es für eins der besten Bücher, die je über die Vereinigten Staaten geschrieben wurden, ernst, und doch lebhaft und unterhaltend⁶⁾.

⁵⁾ Auch in deutscher Sprache in mehreren Auflagen erschienen.

⁶⁾ *White Red Black. Sketches of American society.* By Francis and Therese Pulszky. Three vols. London 1853. Die Kritik erschien in der *Ecclectic Review*, Mai 1853. S. 530—48.

Seinem Aufenthalte in Amerika, wohin er nach der Reise zu Kossuth noch einmal zurückkehrte, verdankte er nicht nur, daß er der Londoner Korrespondent der «Newyork Tribune» wurde, sondern auch, daß man ihn zur Mitarbeit an einem großen Werke, in welchem die hervorragendsten Ethnologen über die Urmenschenrassen schrieben, aufforderte. Er schrieb ein sehr ausführliches Kapitel über die auf die Rassen und ihre Kunst bezüglichen ethnographischen Forschungen⁷⁾. Er bespricht darin die kunstsinnigen Völker und erwähnt auch die nichtartistischen, zu welchen er die türkischen, tartarischen, magyarischen, finnischen, keltischen, slawischen und skandinavischen Völker zählt. Wie hoch er aber auch die Kunst stellt, setzt er diese Völker doch nicht herab. Sie haben ja andere Eigenschaften, welche diesen Mangel wettmachen.

Pulszky benützt selbst diese gelehrte, kunstgeschichtliche Abhandlung, um die öffentliche Meinung für Ungarn zu gewinnen. Sein Motto ist einem Gedichte Daniel Berzsenyis entnommen. Über die nichtkünstlerischen Nationen sagt er: «Wäre es ein größerer Nutzen für die Menschheit, wenn man den Ungar zwingen könnte, sein Vaterland zu vergessen, oder wenn man den Polen im russischen Meer ersäufen könnte? Würde ihre nationale Individualität mit der Annahme einer fremden Sprache vergehen? Würden sie sich unter fremder Unterdrückung besser entwickeln als frei, nach ihrer nationalen Eigentümlichkeit? Was immer ihr Ursprung und ihre Tätigkeiten sein mögen, auf diese Fragen gibt es nur eine Antwort. Sie sind alle Menschen, das heißt mit Verstand und Gewissen begabte, ihren Schöpfer, der Menschheit und sich selbst verantwortliche Wesen. Sie haben alle das Recht zum Leben, zur Freiheit und zum Glücke.»

Es gelingt ihm, selbst die Revolution zu erwähnen. Bei der Besprechung der Trajanssäule spricht er von den Bildnissen der Daken, die eine große Ähnlichkeit zu den jetzigen Walachen zeigen. «Diese Ähnlichkeit beschränkt sich nicht auf die Gesichtszüge und Kleidung, sie ist auch in den Sitten unverkennbar. Die Römer waren betroffen über die Grausamkeit, mit welcher die Daken ihre Gefangenen behandelten, deshalb stellten sie die dakischen Frauen dar, wie sie die römischen Gefangenen unmenschlich peinigten. Dasselbe geschah im ungarischen Kriege 1849. Die knechtischen Walachen peinigten und töteten die ungarischen Gefangenen und immer verführten die Weiber dabei am grausamsten.»

⁷⁾ *Indigenous Races of the Earth*. Philadelphia 1857. Großoktav. Seine Abhandlung ist auf S. 87—202 zu finden.

An dieser Arbeit, deren kritische Bemerkungen bleibenden Wert besitzen, erkennt man schon die methodische Benutzung der Sammlung des British Museum. Diese Anstalt, welche schon damals dem von Pulszky geträumten Ideal-Museum am nächsten stand, bot ihm nicht nur Stoff, sondern auch Anregung zu neuen Studien und zur fortwährenden Übung seiner seltenen Gabe, zu sehen und zu urteilen. Nicht selten nahm die Leitung des Museums seinen Rat in Anspruch, besonders beim Ankauf von Gemmen und Kamäen. Darin war er schon eine allgemein anerkannte Autorität. Louis Blanc bittet ihn in einem Briefe, die Sammlung eines Landsmannes zu besichtigen, denn er kenne in London niemand, der darin so kompetent wäre.

Nicht nur das Material hatte Interesse für ihn, sondern auch die Einrichtung. Einmal hielt er den Beamten, die ihn immer mit der größten Zuvorkommenheit behandelten, einen Vortrag über die Mängel ihres Institutes. Es hat nie einen Ungar gegeben, der in diesem Maße in allem, was zu diesem wichtigen Berufe gehört, so bewandert gewesen wäre, noch einen, der in ganz Europa als solcher anerkannt war, als er.

Florenz ist ein lebendes Museum. Die dortigen Jahre ergänzten Pulszkys Studien für die Renaissance und schärften seine Augen und sein Urteil für die Glanzperiode italienischer Kunst. Nur wer das Vergnügen erlebte, mit ihm eine Stadt oder eine Sammlung in Italien zu besuchen, weiß, wie sehr er mit allen Details dieser farbenreichen, prächtigen Blüte bekannt war, und wie er diese Details in das Bild der ganzen nationalen, wie der allgemein künstlerischen Entwicklung einzufügen wußte.

Wie im öffentlichen Leben, so ist er auch in der Wissenschaft aus einem Guß. Schon 1837 ist er über das Aufblühen unseres National-Museums erfreut. «Die Kunst- und Antikensammlungen gewähren Genuß und nähren das Gefühl für das Schöne» schrieb er damals in sein Tagebuch. Später auf dem Reichstag: «Wir sprechen immer von unserer Geschichte, auf die wir stolz sind. Denkmäler müssen unser Volk an diese sonst ganz theoretische Doktrin knüpfen. Kann man den Scythen, wie Berzsenyi schrieb, zum Römer erziehen?» Als die Politik der Emigration erlahmte und in der Heimat die mächtige Persönlichkeit und der Erfolg Deáks immer mehr in den Vordergrund trat, fand er seine Lebensaufgabe in der Begründung und Leitung der archaeologischen und kunsthistorischen Studien, in der Organisation und Hebung des National-Museums als des natürlichen Mittelpunktes dieser Studien. Die Vorsehung hat ihm erlaubt, noch ein Menschenalter lang diesem Beruf zu leben.

Auch seine Heimkehr stand ebenso mit diesem Wunsche in Verbindung als mit der Wendung unseres öffentlichen Lebens. Nach dem Sturze Schmerlings kamen wohl die Konservativen zur Regierung, doch war Deák der Führer der Nation, der die Bedingungen des möglichen Ausgleiches schon formuliert hatte. Mit ihm, dem erprobten Freunde, stand Pulszky schon seit 1859 in Berührung. Jetzt, da die Weisheit Deáks zur Geltung kam, konnte er in die Zukunft des Vaterlandes vertrauen, konnte von dem mit so viel Ausdauer und Selbstlosigkeit getriebenen Rollen des Sisyphus-Felsens der Emigrationspolitik lassen und seine in so vielen Kämpfen und Studien gestählte Kraft fruchtbarer Arbeit widmen. Es war Aussicht vorhanden, Szécsény vom Fiskus zurück zu erhalten, Aussicht, an dem Aufbau Neu-Ungarns mit vollen Kräften mitzuwirken. Er wollte das gezwungene ärmlich-kleinliche Leben des Exils aufgeben, doch so, daß auch nicht der kleinste Makel an seiner politischen Integrität haften bleibe.

Sein Sohn August besuchte schon die Universität in Pest. Frau von Pulszky reiste nach Wien und Pest, um über Scécsény zu verhandeln und sowohl mit der Regierung als mit Deák und seinen Freunden sich zu besprechen. Pulszky wußte wohl, wie großen Schwierigkeiten der Ausgleich noch begegne, und er dachte daran, sich in Florenz ansässig zu machen. «Unser patriotischer Stolz ließ nicht zu, daß wir um Amnestie bitten.»

Damals forderte ihn Paul von Somsics auf, nach Hause zu kommen, wo ihn im Museum ein so schöner Wirkungskreis erwarte. Somsics war die Mittelsperson zwischen der Regierung und Deák, und er kam öfters auf diese Idee zurück. Um so mehr, als ja Pulszky nie revolutionär, nur verfassungstreu gewesen sei, und er sich also nichts vergebte, wenn er um Amnestie ansuche, wie es ja auch andere getan. Deák mußte entscheiden, der sich, wie Frau von Pulszky schrieb, «wahrhaft brüderlich» betrug. Er sagte, die Heimkunft Pulszkys würde ihn sehr freuen, jedoch im Interesse der Integrität seiner Stellung nur durch eine allgemeine, nicht aber eine spezielle Amnestie. Er brauche nicht lange zu warten.

Somsics machte noch einen Versuch, Frau von Pulszky zu überreden, die sich auch bei dieser Gelegenheit ebenso klug als treu benahm. Er fragte: Warum bittet er den Kaiser nicht um Annullierung des gegen ihn gefällten Urteils? Antwort: weil er von dem Kaiser von Österreich nichts erbitten kann. — Somsics: doch vom König von Ungarn kann er eine Gnade annehmen. — Er ist es noch nicht.

Das Museum war doch nicht genügend, ihn zu seiner Heimkehr

zu bewegen, die seine Vergangenheit dementiert und auf seinen politischen Charakter einen Schatten geworfen hätte. Im Kriege von 1866 hoffte er noch Italiens Sieg. Sein zweiter Sohn, Gabriel, diente als Freiwilliger bei den Rothemden Garibaldis.

Was weder politische noch wissenschaftliche Ambition vermochte, vermag eine herzerschütternde Familientragödie. Am 2. September 1866 hörte er vom holländischen Gesandten, daß seine Tochter Harriet an Typhus leide, ihn zu sehen wünsche, und daß S. Majestät Franz Josef, wie er später erfuhr, auf die Bitte seines Freundes, des Freiherrn Josef von Eötvös, seine Heimreise gestattet habe. Er kommt nach Hause, erfährt aber schon unterwegs, daß seine Tochter und seine Frau bereits verschieden sind. «Die Welt war tot für mich.» Bald starb auch sein Sohn Gabriel, der ihn begleitete. «Als mein sechzehnjähriges Exil endete, beneidete ich meine glücklichere Vergangenheit, die mir früher so oft unerträglich schien.»

Gebrochen, im tiefsten Herzen getroffen, begann er ein neues Leben in der alten Heimat. Seine Majestät, für dessen Gnade er in einer Audienz dankte, gestattete ihm den Aufenthalt, doch durfte er sich, solange der Ausgleich nicht abgeschlossen war, mit Politik und Publizistik nicht beschäftigen. Inzwischen widmete er sich großen Verkehrsunternehmungen; das Zustandekommen der Kaschau-Oderberger Eisenbahn war größtenteils sein Verdienst. Dabei war er dem übrigens ganz grundlosen Verdachte ausgesetzt, sich als möglichen Ministerpräsidenten bereit zu halten. Übrigens hatte er keine hohe Meinung von dem Ministerposten. Er bemerkte und schrieb, daß selbst in England, dem Musterstaat, nicht das Genie, sondern die Mittelmäßigkeit zur Regierung gelangt.

Daß er sich in Ungarn wieder einheimisch fühlen konnte, hatte er besonders der Freundschaft Deáks und des Baron Eötvös zu danken. Dazu kam noch seine natürliche Fähigkeit und seine Lebensphilosophie, die darin gipfelte, daß man ertragen muß, was man nicht ändern kann. Er nahm sogleich die Stellung in der Wissenschaft und im öffentlichen Leben ein, die ihm nach seinem Gewichte zukam. In der Politik bekannte er sich als Getreuen Deáks. In der Wissenschaft und Kultur wird er, seiner staunenswerten Vielseitigkeit und Arbeitskraft entsprechend, Leiter oder wenigstens Säule der verschiedensten Gesellschaften und Vereine. Die Akademie, die historischen und archaeologischen Gesellschaften, der Kunstverein beeilten sich alle, dankbar sein Haupt mit Lorbeer zu schmücken. Man darf wohl sagen, daß er die hochstrebende Kulturpolitik Eötvös, des Ministers für Kultus und Unterricht, wesentlich ergänzte. Was

sein berühmter Freund mit Staatsmitteln erreichen wollte, dazu disziplinierte er die lebendigen Kräfte der Gesellschaft.

Schon vor der Krönung in den Reichstag gewählt, war er eines der fleißigsten und einflußreichsten Mitglieder. Er war der Referent des Zoll- und Handelsbündnisses mit Österreich und wußte bei jedem Detail die zugrunde liegende staatswissenschaftliche Wahrheit zu finden und auszudrücken.

«Früher muß man die Einnahmen prüfen und votieren, dann die Ausgaben demgemäß festsetzen», sagte er am 4. Juli 1868 in der Budgetdebatte, als er schon bemerkte, wohin die verschwenderische Wirtschaft führt. In seinem Privatleben befolgte er dieses Prinzip nicht. In einer späteren Rede sagte er auch scherzhaft, daß die Juden fähig sind, Geld nicht nur zu erwerben, sondern auch festzuhalten, was er nicht könne.

Seine Stärke bestand in der präzisen Feststellung der großen prinzipiellen Wahrheiten, wobei ihm außer seiner großen Urteilskraft auch seine Geschichtskennntnis, seine Erfahrung und seine Bekanntschaft mit dem ausländischen, besonders englischen Verfassungsleben, zugute kommen. Es bezeichnet seine parlamentarische Stellung, daß er 1869 und 1872 Referent der Adresse war, also Deáks Erbe. Freilich, sagt er (Mai 1869), daß die Adressedebatte nur da wichtig sei, wo es keine parlamentarische Regierung gebe, also bei uns nicht mehr. «Jede Nation besitzt so viel Freiheit, als sie mit eigener Kraft erwerben oder zu erhalten vermag, und es gibt kein größeres Hindernis der Unabhängigkeit, als wenn wir nicht in uns selbst, sondern in andere vertrauen.»

Der Satz: «Ich, meinesteils bin gerne bereit, etwelche von meinen kleinen Rechten aufzugeben, wenn ich dadurch der Nation eine Basis schaffe, auf welcher die Nation bestehen kann» beweist, wie ganz er in staatsrechtlichen Fragen der orthodoxen Deákpartei angehörte. Dabei wollte er aber die gesellschaftlichen Errungenschaften des Jahres 1848 ganz und voll bewahren und weiter entwickeln.

Seine Individualität im Parlament bestand im Hervorheben der gesellschaftlichen Verhältnisse. Der Tradition der Reformepoche folgend, sieht er die wahre Grundlage Ungarns in einem starken, patriotischen Bürgertum. Besonders die Verhandlungen über die Institution des Komitates boten ihm oft Gelegenheit zur Darlegung seiner Ansichten, die oft scharfem Widerspruch begegneten.

Noch 1867 (4. November) sagt er in der leidenschaftlichen Debatte über die Wirksamkeit des Königlichen Kommissärs im Komitat Heves, die nach der Überzeugung der Opposition die Autonomie der Munizipien verletzt habe: «Es ist dies die Frage zwischen Ord-

nung und Freiheit. Handel und Industrie können bei dem *Jus resistendi* nicht bestehen. An die Stelle des *Jus resistendi* trat bei uns die *vis inertiae* der Komitate. Die goldene Zeit des Komitates war von 1825—1848, und doch waren wir damit nicht zufrieden. Wir wollten ein größeres Vaterland, eine Nationalversammlung. Das Komitat kann nicht Führer des Fortschrittes sein.» Anders als auf dem parlamentarischen Wege kann die Regierung nicht zur Verantwortung gezogen werden. 1848 war die Repräsentation des Volkes, nicht die der Munizipien. «Ich gehöre nicht zu denen, die da sagen: Möge das Land untergehen, wenn nur der Paragraph besteht.»

Die Frage der Zentralisation und der Autonomie ist die größte Frage der neueren Politik Ungarns, eben weil sie am innigsten mit der Umgestaltung der sozialen Verhältnisse zusammenhängt. Pulszky hatte schon 1842 eine Lanze für die Autonomie, gegen die zentralisierende Bureaukratie, gebrochen. Dabei kam er aber doch zum Schluß, daß die staatlichen Aufgaben nur einheitlich bewältigt werden können. Nur darf diese Leitung nicht einem vielköpfigen Kollegium anvertraut werden, sondern nur einem, welcher, der Nation verantwortlich, den Ruhm des Gelingens erntet oder die Schande des Mißlingens trägt⁸⁾. Bei der Neugestaltung des Komitates handelt es sich darum, die Grenzlinie zwischen der Regierungsmacht und dem Rechte der Munizipien möglichst scharf zu ziehen.

Demnach war Pulszkys Meinung: «Staatliche Angelegenheiten kann nur der Staat gut verrichten; munizipale die lokalen Behörden. Die hohe Politik ist nicht Aufgabe der Munizipien. Vom Fenster des Komitatshauses kann man nicht das ganze Land sehen. Andererseits kann die Regierung von ihrer Höhe nicht beurteilen, was im Komitat geschehen soll. Ich will nicht, daß die Regierung sich in die Administration des Komitates menge, sie soll aber durch den Obergespan die Kontrolle dort ausüben. Wenn die Regierung bei uns stark war, hatte das Komitat einen kleinen Wirkungskreis; war die Regierung schwach, so traten die Munizipien als die Burgen der Verfassung in den Vordergrund. Mit dem Mittelalter ist das Zeitalter der Burgen vorbei. Jetzt entscheiden die großen, offenen Schlachten.»

Doch möchte er die Städte anders organisieren als die Komitate. Dort ist das mobile, hier das unbewegliche Vermögen vorherrschend. Dort entwickelte sich das bürgerliche Element, von welchem die

⁸⁾ Centralisation. *Pesti Hirlap* 1842. Neu herausgegeben in der Ausgabe seiner kleineren Werke 1914.

Zukunft Ungarns abhängt. Die Zeit der Magnifici und Illustrissimi ist vorbei; jetzt kommen die Prudentes und Circumspecti an die Reihe. Man kann das Land nicht mehr mit großherzigen Impulsen heben, nur durch ehrliche bürgerliche Arbeit. In dieser liegt unsere Zukunft und nicht in vereinzeltm Aufflackern, welches das Land für eine Zeit vorwärts bringt, damit es dann wieder für Jahrzehnte zurücksinke (7. Juli 1870).

Er fordert ein besonderes Städtegesetz, zieht aber diese Forderung beim Ausbrechen des deutsch-französischen Krieges zurück. Jetzt ist eine starke Regierung notwendig. Ein großer Kampf steht bevor, und jedenfalls ist die Zivilisation der verlierende Teil.

Am Ende seiner parlamentarischen Laufbahn, 1886, kehrt er zu dieser Frage zurück. Die Autonomie des Komitats wurde nicht 1870 vernichtet; sie wurde schon 1848 begraben. Sogar der Denkstein wurde damals aufgestellt mit der Inschrift: sie waren die Burgen der Freiheit. Seit das Komitat keine Deputierten mehr sandte und ihnen keine Instruktionen mehr gab, war es nicht mehr Selbstzweck, sondern Werkzeug der Administration. Früher gab es eine große Auswahl aus der Intelligenz der Komitate. Jetzt ist sie auf dem Reichstag, und was übrig blieb, nahm die Judikatur. Außerdem begann die große Völkerwanderung in die Ministerial-Bureaus, die noch anhält. Das Komitatsleben ward unfruchtbar.

Schon früher hat er die große Wahrheit ausgesprochen, daß die gute Administration nicht die Frage der Wahl oder der Ernennung, sondern die des Materials ist. Als Beweis stellt er die preußische Verwaltung hin⁹⁾.

Aber alle Vorliebe für das Bürgertum konnte ihn nicht verblenden. Er sah die Lage wie sie ist: die Gentry ist vorherrschend und wird es noch lange bleiben¹⁰⁾.

Das Staatsrecht ist die äußere Form des Staates; die Einteilung der Gesellschaft der innere Rahmen der in seinem Innern wirksamen Kräfte; das Wesen aber ist die geistige und materielle Arbeit und deren Hebung. Als richtiger Sozialpolitiker mußte er auf diese wahren Kräfte und ihre Entfaltung das Hauptgewicht legen. Schon, daß er ein bürgerliches Ungarn wünschte, bezeugt, daß er nicht von äußerlicher, sondern wahrhaft wesentlicher Umgestaltung träumte und an dem Schaffen einer Kultur sich abmühte, die dieses geträumte Ideal auch verwirklichen könne.

Deshalb ist er ganz in seinem Elemente, wenn er seine Ideen über

⁹⁾ Reichstagsrede vom 5. Mai 1875.

¹⁰⁾ Reichstagsrede vom 15. Februar 1885.

Volksbildung ausführen kann. Zuerst entwickelte er sein Programm bei der Verhandlung des Budgets, Anfang 1870. Er schreibt den großen Fortschritt der Vereinigten Staaten Amerikas besonders dem Umstande zu, daß es dort keine Staatsreligion gibt, daß die Gesetzgebung sich dort nicht mit konfessionellen Fragen befaßt, daß es dort keine konfessionellen Schulen gibt, sondern daß alle Schulen ausschließlich dem Staate untergeordnet sind. «Der religiöse Unterricht ist dort Sache jeder Konfession für sich. Mein Wunsch ist, daß unsere Nation auch endlich zu dieser Auffassung sich erhebe. Ich weiß es wohl, daß die Konfessionen — alle ohne Ausnahme — dagegen sind.»

«Es ist meine feste Überzeugung, daß diese Nation nicht aufblühen wird, so lange in diesem Saale von Religion und Konfession gesprochen wird, solange die Religionsfreiheit nicht ausgesprochen wird, solange die Schulen, und zwar ohne Ausnahme, nicht unter Aufsicht der Minister und der Versammlung stehen, die damals hier sein werden. Dann, glaube ich, wird dieser Staat aufblühen, diese Nation glücklich sein.» Diese Ausführungen wurden mit großem Beifall aufgenommen. Ein katholischer Geistlicher, Karl Bobory, Mitglied der äußersten Linken, gab sofort seine volle Zustimmung kund.

Später wird der Antrag gestellt, das Budget der Volksschulen wesentlich zu erhöhen. Pulszky: Die Volksbildung ist unsere wichtigste Frage. Sie ist das Buch der Sibylle. Hätte der ungarische Adel sich der Besteuerung unterworfen, so wäre ganz Ungarn magyarisch geworden. Damals wiesen wir das Buch der Sibylle zurück. Jetzt ist es wieder vor uns. Jetzt aber ist es nicht mehr unsere Aufgabe, Ungarn, sondern Menschen zu erziehen. Ich fürchte, daß, wenn wir jetzt die Gelegenheit versäumen, die Zeit kommen wird, wo wir zur Unterdrückung kommunistischer Bestrebungen das Buch annehmen müssen; es ist aber möglich, daß es schon zu spät sein wird.

Ein halbes Jahr später, als der Minister, Baron Eötvös, einen Ergänzungskredit forderte, betont er sein Bekenntnis in der schärfsten Weise. Unser gemeinsamer Feind ist, wir wissen es wohl, die Unwissenheit. Weder der Parlamentarismus, noch das Munizipium noch irgendeine andere Institution können sich in Ungarn der Sicherheit und der Zukunft erfreuen, solange wir die Volksbildung nicht heben.

Es war nun ein wahres Fest für den Reichstag und die Öffentlichkeit, wenn er, gewöhnlich im Rahmen der Budgetdebatte, über das Nationalmuseum sprach. Schon 1869 wurde er, wie durch natürliche

Erbschaft, Direktor dieses Institutes. Was er dort wirkte und schuf, können wir kurz fassen: *Si monumentum vis, circumspice!*

Schon 1871 kann er mit Freude darauf hinweisen, wie besucht das Museum ist. Wie in Italien geht auch das Volk gerne hin und führt sich tadellos auf. Es gab Tage, wo 40 000 Menschen sich dort versammelten, und doch fiel keine Unordnung vor¹¹⁾. Aber für Heizung und Wasserleitung ist nicht gesorgt und bei schlechtem Wetter ist die Passage dahin kaum gangbar. Deshalb wünschte er eine Erhöhung der Dotation. Das Haus wäre geneigt, noch mehr zu votieren als er wünscht. Wird ja die Bildergalerie geordnet, schreitet ja die Aufstellung der archaeologischen Sammlung vor und beginnt man ja die Schätze des Naturalienkabinetts zu bearbeiten. Man glaubte es ihm gerne, daß auf diesem Wege mit verhältnismäßig geringen Kosten viel für die Kultur des Landes geleistet wird.

Ein Jahr später erklärt er, daß die Schätze des Museums nicht verborgene Schätze sein dürfen, wie das Gold der Banken, sondern daß man aus ihnen Banknoten machen muß, die in den Verkehr kommen. Er kann sich darauf berufen, daß, wenn irgendeine Ausgabe eintritt, für welche das Budget keine Deckung hat, er sie aus Eigenem bestreitet, solange es geht. Doch wird die Dotation nicht mehr erhöht, ja, nach den ersten fetten Jahren sogar vermindert. Damals sagte er: Das Museum ist wie das gesunde Kind in der Familie. Niemand bekümmert sich darum. Und doch müssen wir es nicht nur materiell, sondern auch geistig auf der Stufe erhalten, die es erreicht hat. Der Minister überhäuft ihn mit den größten Lobsprüchen, aber die Dotation wird nicht erhöht. Damals klagt er: ich bin nur eine Reliquie der alten táblabiró-Welt, und nicht ein Finanzgenie, wie der Herr Minister meint¹²⁾.

Damals stand er schon außer den Parteien. Sieben Jahre lang versäumte er keine Gelegenheit, seine Treue zu Deák und zum Ausgleich zu bezeugen. Kam ihm ja 1869 und 1872 als Verfasser der Adresse die Aufgabe zu, die staatsrechtliche Basis gegen die Opposition zu verteidigen. Deák hat er in seiner Charakteristik — der einzigen, die er geschrieben hat — ein schönes Denkmal gesetzt. Die Stellung des «Weisen der Nation», als er nicht in die Regierung eintrat, kennzeichnet er mit den Worten: Ungarn bedurfte nicht

¹¹⁾ Um diese Zeit schrieb auch die «Neue Freie Presse»: ein freies, auf seine Freiheit stolzes Volk bewegt sich in den Sälen und Korridoren dieser wahrhaft nationalen Anstalt.

¹²⁾ Rede vom 27. Januar 1886.

nur eines geschickten Steuermannes, der das Schiff zwischen den Wogen lenke, sondern noch mehr eines Leuchtturmes, dessen Licht die Richtung weist und die zu vermeidenden Klippen bescheint.»

Als Stütze der Partei, als wahrer Verehrer Deáks konnte Pulszky nur mit Kummer den Auflösungsprozeß betrachten, welcher nach Andrássys Abgang und durch die Krankheit des «alten Herrn» immer mehr fortschritt und durch die Unfähigkeit der rasch aufeinander folgenden Regierungen sich auch nach außen hin kundgab. 1848 bemerkte er über das Kabinett Batthyánys: bei uns votiert man nur dem Vertrauen, der es wünscht, und nimmt damit zugleich Abschied von ihm. Dies war das Schicksal Lónyays (1872), Szlávy's (1873), Bittós (1874). Das rasche Anwachsen des Defizits und der Staatsschulden forderten rasche Heilung. Pulszky sieht in der Einsetzung der 21 er-Kommission, die über die Mittel der Rettung beraten soll, schon den Anfang vom Ende. Wird ja durch sie die Verantwortlichkeit der Regierung vernichtet. Und doch hält er auf seinem Platze aus. In der Budgetdebatte (Januar 1875) spricht er mit größter Offenheit. Jetzt müssen wir nicht Blut, sondern Geld opfern. Können wir ordentlich sparsam leben und unsere Schulden bezahlen? Der Heroismus zählt jetzt nicht so viel als gute Wirtschaft.

«Das Land verlangt eine starke Regierung. In die Hände einer solchen ist es bereit, Opfer zu bringen. Bleibe jeder dort, wo er heute steht. Doch würde es mich freuen, wenn ich nicht nur aus Freundschaft, sondern auch politisch dem ausgezeichneten Führer der Opposition (Koloman Tisza) die Hand reichen könnte. Zwischen starken Parteien ist die Koalition unmöglich. Die Koalition ist immer ein Zeichen der Auflösung der Parteien. Mit der dritten Wahl wird die Scheidung, welche der Ausgleich in dies Haus gebracht hat, aufhören.»

Die Antwort auf diese Einladung war die berühmte Rede Tizas (3. Februar 1875), welche die Fusion der Parteien und die Bildung der liberalen Partei einleitete. Pulszky sprach nun über die neue Lage: «Bis jetzt hat uns die staatsrechtliche Frage getrennt. Durch sie wurden die sonst Zusammengehörigen geschieden. Wir, die Männer der alten Partei, sind ermüdet. Und ich freue mich von Herzen, daß andere mit ungebrochener Kraft in den roten Fauteuils Platz nehmen, wo sie sich mit der Zeit auch abnützen werden.»

«Jetzt tut nicht eine Idee uns not, sondern ein Mann, der weiß zu wollen, die Zügel in die Hand zu nehmen und das Land energisch zu regieren. Ich glaube, wir haben ihn gefunden, deshalb schließen wir uns ihm an, deshalb fällt ihm das ganze Land zu. — Regieren

ist nur durch fortwährende Kompromisse möglich. Deshalb glaube ich, daß diese Regierung weder ganz weiß, noch ganz schwarz, sondern grau sein wird»¹³⁾.

Die parlamentarische Anarchie, in welche das Land durch die Auflösung der Deák-Partei gestürzt wurde und die so vielen persönlichen Bestrebungen und Zwistigkeiten den Weg bahnte, konnte nicht nach dem Geschmacke Pulszkys sein. Strebte er ja für sich nichts an, und schloß er sich ja, wie wir gesehen haben, immer dem an, der handelte. An der Spitze der Regierung wollte er einen kräftigen Mann sehen, und Koloman von Tisza entsprach dieser Aufforderung vollkommen. Noch viel später, als sich ihre Wege schon längst getrennt hatten und er außerhalb der Parteien stand, sagte er über ihn (1886): «Der Herr Ministerpräsident hat Fehler, er hat aber eine gute Eigenschaft: er weiß zu befehlen. Die ungarische Nation gehorcht, wenn sich einer findet, der ihr zu befehlen weiß. Sie raisonneiert, sie ist unzufrieden, aber sie gehorcht.»

Sein Austritt aus der Regierungspartei, der öfters zu scharfer Opposition führte, hatte zwei Ursachen. Erstens war ihm die Regierung nicht grau genug. Seiner Meinung nach war die liberale Partei sehr weit von der durch die Reformepoche vorgezeichneten Bahn abgewichen, ja sie hatte auch die Tradition Deáks und Eötvös verlassen. Es gefiel ihm nicht, daß sich alte, eingefleischte Reaktionen der liberalen Partei anschlossen und sich liberal nannten. In allem anderen sehr nachgiebig, blieb er in den Fragen des Liberalismus stets intransigent.

Die andere Ursache war die Okkupation Bosniens. Diese stand im direkten Widerspruch mit den während des Krieges 1876—77 so laut kundgegebenen Sympathien für die Türkei. Sie erregte nicht nur in den Zeitungen und in der öffentlichen Meinung scharfe Opposition, sondern sie verringerte auch im Abgeordnetenhouse die früher sehr bedeutende Majorität auf ein Minimum. Es schien möglich, durch die aus der Regierungspartei Ausgetretenen, welche den Kern der «gemäßigten» Opposition bildeten, an deren Spitze Gr. Albrecht Apponyi und Desider Szilágyi standen, denen sich auch Pulszkys Sohn August anschloß, eine nationale und wahrhaft liberale Regierung zu begründen.

Viele seiner Zeitungsartikel und Reden beschäftigten sich mit der bosnischen Frage. Die größte Bedeutung unter diesen hat eine Broschüre, die er noch während der Okkupationszeit schrieb und am

¹³⁾ Rede vom 5. Mai 1875.

25. September beendete¹⁴⁾. Er sieht die Ursache der Okkupation darin, daß Bismarck Andrassy für die russischen Pläne gewann. Andrassy, der die Türken kannte und achtete — war er ja 1849 als Gesandter der ungarischen Regierung in Konstantinopel — konnte nicht glauben, daß seitdem dort ein so gänzlicher Verfall eingetreten sei. Er vermeinte der Raja helfen zu können, ohne das osmanische Reich zu gefährden. Das Ergebnis der Okkupation kann nur eine slawische Politik sein, für deren Kosten die Deutsch-Österreicher und die Ungarn aufkommen müssen. Der Dualismus kann dabei unmöglich bestehen, aber auch unsere innere Verfassung wird erschüttert. Wohin soll Bosnien gehören? Zu Ungarn oder zu Österreich? Die Okkupation wird die orthodoxen Bewohner Bosniens in das Netz der serbischen Omladina führen, die uns ohnehin schon genug Schwierigkeiten bereitet.

Aus diesem Labyrinth können wir, wie weit wir auch blicken mögen, nur zwei mögliche Auswege finden. Entweder wir verlassen Bosnien und halten den Dualismus aufrecht, oder wir behalten Bosnien und führen die Personalunion ein. Diese würde uns gestatten, unseren Haushalt selbst zu ordnen und uns auf den entscheidenden Kampf, den Bosniens Okkupation zwischen Ungarn und Slawen unausweichlich herbeiführen wird, bei Zeiten vorzubereiten. Denn der Dualismus verträgt sich mit der provisorischen Okkupation Bosniens, mit der Annexion aber nur die Personalunion¹⁵⁾.

Bis jetzt hat die Geschichte nur einen Teil dieser so logisch ausgeführten und so lebhaft dargestellten Besorgnisse gerechtfertigt. Wir wissen, daß die staatsrechtliche Ordnung der Stellung Bosniens in der Monarchie auch jetzt, nach der Annexion, auf beinahe unbesiegbare Schwierigkeiten stößt. Andererseits ist es gewiß, daß gerade in dieser Darstellung die Abneigung Ungarns und Österreichs Ausdruck findet gegen eine Politik, welche mit Beiseitesetzung der erprobten Stützen der Monarchie sich in neue abenteuerliche Pläne einlassen könnte. Das einzige wirksame Mittel gegen alle diese Schwierigkeiten von außen und innen, unser Bündnis mit Deutschland, konnte man noch nicht vorhersehen.

In der Opposition führte Pulszky in der Presse, dann auch 1884—87 wieder im Abgeordnetenhaus einen unerbittlichen Krieg gegen die im Zeichen des Antisemitismus hereinbrechende Reaktion. Seine in Zeitungen und Reden damals entwickelte Tätigkeit ist wahrhaft staunenswert. Ein Siebziger, fand er wieder die geistige Elastizi-

¹⁴⁾ Die Krise, von Franz von Pulszky. Budapest 1878.

¹⁵⁾ L. c. S. 78.

tät, welche ihn in den Jahren des Exils aufrechterhalten hatte. Dieselben Prinzipien vertrat er als Großmeister der ungarischen Freimaurerlogen. Diesem Bunde war er 1863 in Florenz beigetreten und fand Zeit, auch dort tätig und wirksam zu sein. Die deutschen Logen erkannten an, daß er diesem Amt immer «in der freisinnigsten Weise» vorstand¹⁶⁾.

Vor ihm stand immer das ideale Bild des einheitlichen Nationalstaates. Provinzielle, konfessionelle oder Klasseninteressen dürfen dessen Kraft nicht schwächen. Von den Klassen sagt er: ich bin dagegen, die Nation gesetzlich in Klassen zu teilen, denn ich fürchte sehr, daß, wo jeder darauf angewiesen ist, sein und seiner Genossen Interesse zu verteidigen, sich dann niemand findet, der die Interessen des ganzen Vaterlandes vor Augen hält.»

Wir haben schon gesehen, wie radikal seine Kirchenpolitik war. Schon am 16. September 1871 schließt er sich dem Beschlußantrag Eduard Horns an, welcher die Regierung anweist, einen Gesetzentwurf über die obligatorische Zivilehe einzureichen. Seit 1884 sieht er die Gefahr der Reaktion herannahen und wird daher noch energischer im Angriff. Die Sympathie für die Israeliten war ein Grundzug seines politischen und sozialen Charakters seit seiner Jugend. Sein Vater konnte nicht begreifen, wie sein Oheim Fejérváry und er seine erste italienische Reise in Gesellschaft eines israelitischen Jünglings (Leo Holländer) antreten konnten und noch ein halbes Jahrhundert später gab es viele, die über diesen Punkt gleichen Sinnes mit dem alten Karl von Pulszky waren. Seine Erlebnisse von 1848 und im Auslande hatten ihn in dieser Richtung noch bestärkt. Als er dann seine ganze Kraft der Organisation des bürgerlichen Ungarns widmete, dachte er als Grundelement des Bürgertums, neben den Städten und den deutschen Kolonisten Südungarns, auch an die Handel und Gewerbe treibenden Juden. Er will nicht leiden, daß man im Reichstage Bürger, einen Teil der Nation, nur weil sie der israelitischen Konfession angehören, offen beschimpft. Einmal ruft er den Antisemiten zu: Schreien Sie nur, wieviel Sie können, das Recht und die Freiheit werden doch siegen und der Geist der Gleichheit wird Sie alle, die mit dem Antisemitismus kokettieren, überleben. Diese Bestrebungen widersprechen ganz und gar dem nationalen Genius¹⁷⁾. Andererseits mahnt er die Juden an ihre Pflicht, so wie die anderen Konfessionen Mittelschulen zu errichten.

Aus seiner an Erfolgen reichen parlamentarischen Laufbahn wollen

¹⁶⁾ Freundliche Mitteilung des stellvertretenden Großmeisters Herrn Dr. Bakonyi.

¹⁷⁾ Rede vom 12. Februar 1886.

wir nur noch zwei Momente hervorheben: den Kampf gegen die Korruption und den Wunsch nach Frieden und Abrüstung.

Die eingerissenen Mißbräuche, und besonders der Umstand, daß viele Regierungsmänner zugleich Abgeordnete waren, machte das Inkompatibilitätsgesetz zu einer ständigen Forderung der Opposition. Pulszky meint, daß man das nicht übertreiben darf, weil jede Inkompatibilität eigentlich das Recht der Wähler schmälert. Doch solle, wie in England, jedermann, der mit der Regierung in einem Vertragsverhältnis steht, eo ipso aufhören, Abgeordneter zu sein¹⁸⁾. Als aber Ghyczy forderte, daß die Regierung alle Verträge dem Hause im Voraus unterbreiten müsse, spricht er dagegen. Das Haus kann nicht administrieren: das ist Sache des verantwortlichen Ministers. Niemand wird einen Vertrag mit der Regierung eingehen wollen, wenn er weiß, daß darüber im Hause im voraus debattiert wird. «Oder wollt ihr,» ruft er der Opposition zu, «daß die Korruption, seit einigen Tagen euer Lieblingsthema, daß die Korruption auch in dieses Haus einziehe, und wünschet ihr, daß jeder, der mit der Regierung kontrahieren will, fürder jeden einzelnen Abgeordneten persönlich informiere»¹⁹⁾?

Besonders aber liegt ihm die Reinheit der Wahlen am Herzen. Er unterstützt den Antrag des Führers der Opposition, Tisza, daß man Bestechung durch Essen und Trinken ebenso bestrafen müsse als Bestechung mit Geld. Dies ist eine Nationalsünde, deren Ausrottung Pflicht ist²⁰⁾. Zehn Jahre später, als von der Verlängerung des Reichstags-Zyklus die Rede war, bemerkte er, daß die Wahlausgaben am Ende jedes Zyklus 4—5 Millionen Gulden betragen. Dies richtet die Gentry zugrunde, mehr als die Steuern. Kaum können wir uns schon eine Wahl ohne Bestechung vorstellen. Die alte Deákpartei wurde durch die Überzeugung, den Ausgleich stützen zu müssen, zur Bestechung verleitet. «Wir waren naiv und verschwendeten. Die Bestechung ist nicht eine Frage der Politik, sondern der Moral. In diesem Falle darf der Herr Ministerpräsident (ebenfalls Tisza) seine Prinzipien nicht verleugnen.»

Über den Frieden sagte er, ebenfalls zur Opposition gewendet: Nicht der Ausgleich, sondern der bewaffnete Frieden ist Ursache unseres Defizits. Dieser richtet Europa und die Monarchie zugrunde: dieser erhebt Amerika und die Republik²¹⁾. Er beklagt

¹⁸⁾ Rede vom 7. Dezember 1868.

¹⁹⁾ Rede vom 30. Juli 1871.

²⁰⁾ Rede vom 30. Juli 1874.

²¹⁾ Rede vom 18. Januar 1870.

den deutsch-französischen Krieg; denn, wer immer siegt, die Zivilisation muß verlieren. In seiner Rede vom 15. Oktober 1884 fordert er entschieden die proportionelle Abrüstung.

Einer seiner Charakterzüge als Redner, der ihn bei seiner Partei sehr beliebt, bei der Gegenpartei aber gefürchtet, ja verhaßt machte, war die Vernichtung hochtönender Phrasen durch eine kurze, spitze Bemerkung. Er durfte es wagen, nach einer Rede Koloman von Ghyzys, des von allen Parteien verehrten Führers der Opposition, zu bemerken, daß es in der Signoria in Venedig einen *rectificatore* gegeben hat, dazu bestellt, die Irrtümer der Redner sofort nachzuweisen und so den Raß vor Mißgriffen zu schützen. Natürlich empfiehlt er sich für dieses Amt selber.

So wie er im Parlament, in der Wissenschaft und in der Literatur die nach Deáks und Eötvös Tod ihm zugefallene Erbschaft der Reformzeit, die nationalen und liberalen Ideen verteidigte, so setzte er auch seine in jüngeren Jahren unternommene Mission fort: Ungarn dem Auslande gegenüber zu vertreten. Es scheint, daß er noch einige Zeit nach seiner Heimkehr den geistigen Verkehr vermißte, der ihm der größte Trost im Exil gewesen ist. Die Freundschaft Deáks und Eötvös bot ihm bald Entschädigung. Dann konnte er seine erwachsenen und hochstrebenden Söhne und seine Jünger um sich sehen. Aber auch der Verkehr mit Ausländern stockte nicht. Der wissenschaftliche Verkehr blieb lebhaft: die meisten deutschen, französischen und englischen archaeologischen und prähistorischen Gesellschaften wählten ihn zum Mitglied. Seine alten Freunde besuchten ihn, auch neue kamen hinzu, unter ihnen Mommsen und Virchow, die ihr Studium zum Museum und dessen Direktor führte.

Pulszkys Salon war einzig in seiner Art. Es gab wohl keinen Fremden, der dort nicht denkwürdige Stunden verbracht hätte, da er dort den Besten der ungarischen Gesellschaft begegnete. Wie bei seinem Vorbilde Széchenyi gab es auch bei ihm keinen Kastengeist. Alles einfach, nur die Menschen vornehm und die Konversation lehrreich und amüsant zugleich. Die Seele des Ganzen war der allerfahrene, sich an alles erinnernde, dabei herzliche und gern plaudernde Hausherr, der seine Wohnung in eine wahrhaft nationale Institution umzuzaubern wußte.

Die Zeit seiner parlamentarischen Muße nach 1875 bis 1882 benützte er auch zur Verfassung seiner Memoiren, die in vier Bänden von 1830 bis zu seiner Heimkehr 1866 reichen. Seine Kindheit ausgenommen, beruhen sie, wie man feststellen kann, auf seinen Aufzeichnungen und seinem Briefwechsel. Nur wo er sich manchmal zu sehr auf die Unfehlbarkeit seines Gedächtnisses verließ, fällt er

eventuell in Fehler. Einfach, ohne Phrase und Pose geschrieben, ebenso entfernt von Einbildung als von falscher Bescheidenheit, sind sie der treueste Spiegel der Persönlichkeit des Verfassers. Sie haben wesentlich beigetragen, nicht nur sein «von der Parteien Gunst und Haß verwirrtes Bild» ins rechte Licht zu setzen, sondern auch die Epoche, in welcher er lebte. Es ist zu bedauern, daß er dies wahre Quellenwerk nicht wenigstens für die Zeit Deáks bis 1876 fortgesetzt hat.

All dies und was wir noch mehr sagen würden, von dem, was er sprach, schrieb und tat, sind nur die einzelnen Facetten eines in vielfachen Flächen glänzenden, künstlerisch geschliffenen Juwels. Vielleicht gelingt es uns, näher an das Wesen, die Seele dieses seltenen Exemplars heranzutreten.

In unserer Literatur ist es seit Sigismund von Kemény Sitte geworden, das Seelenleben unserer Großen zu analysieren und besonders das Verhältnis zwischen Herz und Kopf zu untersuchen. Ich meinerseits stehe auf der Basis der Einheit des Seelenlebens, wenn ich auch bereitwillig anerkenne, daß seine verschiedenen Offenbarungen nicht gleichmäßig kräftig sind. Denn eine so vollkommene Harmonie zwischen Gedanken und Gefühl, Charakter und Handlung, wie sie bei uns nur Deák allein offenbart, gehört gewiß zu den Ausnahmen. Und wenn Kemény von Széchenyi beweisen konnte, daß sein Herz, «das niemand kannte», ebenso groß war, wie sein Verstand, den jedermann kannte, können wir dasselbe auch bei Pulszky bezeugen, über den in seinem Leben und auch nach seinem Hinscheiden die Auffassung vorherrschend war, daß seine Intelligenz viel entwickelter war, als sein Gefühl.

Es scheint paradox, aber ich will den Beweis an der Eigenschaft beginnen, an der auch sehr ernste Richter vieles auszusetzen haben, und die eben nicht beitrug, sein Ansehen zu erhöhen: seinen sogenannten Zynismus.

Schon sehr jung kam er in diesen Ruf. Fürst Metternich empfing Pulszky im Frühjahr 1840. «Als ich mich entfernte, ging Gr. Aurel Dessewffy zu ihm und fragte ihn: was er von mir halte. Der Staatskanzler fand, daß ich bei soviel Verstand wenig Herz und Pietät habe.»

Dieser Zynismus offenbarte sich in zweifacher Form: Erstens darin, daß er aus kleinen, unwesentlich scheinenden Zügen auf den Charakter eines Menschen Schlüsse zog. Er sah den Erzherzog, später Palatin Stefan, auf den Bällen in Pozsony. Man munkelte davon, daß man ihn in Wien mit Argwohn verfolge, als ob der Hang zur Losreißung ihm nicht ganz fremd wäre. «Als ich aber im Tanze

sah, daß er bei einem Kotillon so lange zauderte, bis man die schönen Tänzerinnen alle fortnahm und ihm nur die am wenigsten wünschenswerte blieb, beruhigte ich mich darüber, daß dem Reichsverband von ihm keine Gefahr droht.»

Die andere Form war, daß er in der Konversation, aber auch im Parlament und in der Akademie über hochstehende Personen oder Institute oft in einem Tone sprach, der bei einem anderen für banal oder gar gemein gegolten hätte. Von diesen ist das Wort am bekanntesten, das er über die Akademie und ihre Tadler gebrauchte: Der Hund bellt, die Karawane wandert weiter. In mehreren Wendungen gebrauchte er auch die Redensart: je weniger Ideen man hat, desto mehr macht man Lärm. Und doch ist selbst dies geistige Übergewicht nur dann erträglich, wenn es die Eitelkeit anderer nicht verletzt.

Dieser Zynismus, der ihm so viel Feinde erweckte, entsprang aus zwei Quellen. Die eine ist der natürliche Abscheu des Gebildeten dem Gemeinen, Widrigen gegenüber. Dieser Abscheu kann in Worte ausarten, wenn sich die Niedrigkeit in den Mantel der Gelehrsamkeit oder gar des Sittenrichters hüllt. In solchen Fällen ist der Zynismus, die Grobheit, das «*similia similibus*», ein natürliches Antidot gegen den durch die Lüge verursachten psychischen Schmerz. Man muß einen Augenblick bis zum Angreifer hinabsinken, um sich dann, des Schmerzes erledigt, wieder emporheben zu können.

Die andere Quelle liegt noch tiefer und ist viel klarer. Je feiner das Gefühl, desto mehr verbirgt es sich, in der Furcht, erkannt und dann verletzt zu werden. Je heißer das Herz, einen um so festern Eispanzer zieht darum die Bedachtsamkeit, damit niemand wisse, was darin vorgeht, damit niemand mit profaner Hand zum Altar dringe, in welchem der Kultus der Liebe genährt wird.

Tatsachen sprechen dafür, daß die eisig erscheinende kalte Indifferenz, welche ein charakteristischer Zug des äußeren Pulszky war, ein tief fühlendes Herz verhüllte. Seine Kollegen im Museum, in der Akademie, auf allen Laufbahnen wußten, daß sie diesem Herzen wenigstens soviel verdankten, als dem kalten Gehirn. Seine Mitarbeiter widmeten ihm 1884 ein schönes Gedenkbuch, dessen einzelne Artikel sich sämtlich auf seine wissenschaftlichen Arbeiten und Verdienste beziehen. Es sei mir gestattet, zu den Kränzen derjenigen, denen der aus Verstellung kalte Mann als väterlicher Freund in ihrer Jugend beigestanden ist, auch meine Dankbarkeit hinzuzufügen.

Wie immer er war, er erschien als eine der markantesten Persönlichkeiten unserer Stadt, unseres Landes. Mit sehr wenigen be-

schäftigte man sich im Gespräch und in der Presse soviel, als mit ihm. Széchenyi gefiel es nicht, daß man 1840 seinen jungen Freund einstimmig in den Ausschuß für Strafrecht wählte, denn ein braver Mann müsse Freunde, aber auch Feinde haben. In der Mitte und gegen das Ende seiner öffentlichen Laufbahn hatte Pulszky Feinde und Freunde, aber indifferent konnte man ihm gegenüber kaum bleiben.

Schon im Jahre 1872 machte man ihm im Reichstag den Vorwurf, daß er seine glänzende Tätigkeit, sein ausgebreitetes Wissen zu sehr zersplittere, selbst in Aktiengesellschaften tätig sei, anstatt sich ganz dem Aufblühen des Museums zu widmen. Pulszky erwiderte darauf, daß er für das Museum dem Minister verantwortlich sei. Nicht das sei die Frage, ob er an verschiedenen Orten beschäftigt sei, sondern ob er in seinem Amte seine Pflicht erfülle. «Ich wäre der glücklichste Mensch, wenn ich ganz dem Museum leben könnte, und wenn Sie mir Geld genug zur Verfügung stellen würden, meine Tätigkeit dort voll zu entwickeln»²²⁾.

Die Teilnahme der ungarischen Staatsmänner an volkswirtschaftlichen Unternehmungen ist einer der spätesten Sprößlinge der Allwissenheit des «*táblabiró*: Nicht nur Széchenyi, der diese Bewegung einleitete, sondern, von Kossuth ganz abgesehen, auch Deák und Eötvös saßen im Rate großer Geldinstitute. In einer Zeit, da man den Kaufmann verachtete und ihm mißtraute, war es notwendig, daß anerkannte, in jeder Beziehung hochstehende Männer sich auch auf finanziellem Gebiet betätigten. Nicht nur, um für das Unternehmen das Vertrauen des Publikums zu gewinnen, sondern noch mehr, um dem, in volkswirtschaftlichen Fragen ganz unbewanderten Ungar durch ihr Beispiel zu beweisen, daß die Hebung der materiellen Interessen ebenso patriotisch sei, als die Mehrung der geistigen und sittlichen Güter.

Széchenyi sagte aus Anlaß eines ähnlichen Angriffes gerade heraus, daß er auf einen bürgerlichen Nutzen rechne. Pulszky konnte sich nicht einmal darauf berufen. Die finanzielle Krise vom Jahre 1873 machte seiner Tätigkeit auf diesem Gebiete ein Ende.

Weder dieser Angriff, noch spätere, noch schärfere konnten Pulszky's Vertrauen in sich und in die Ideen, die er vertrat, erschüttern, noch seine Arbeitskraft lähmen. Fand er ja Anerkennung und Beistand zu Hause und im Ausland.

Seit 1887 konnte er sich ganz dem Museum und der Wissenschaft widmen. Mit unermüdlichem Fleiß sammelte und verarbeitete er

²²⁾ Rede vom 13. Januar 1872.

die Ergebnisse seiner durch ein langes Menschenleben fortgesetzten Studien. Sein Preiswerk über die Archaeologie Ungarns ist eine reife Frucht dieser Mühen.

Seine alten Kameraden waren schon alle vom Schauplatz verschwunden; der Tod hatte sie weggerafft oder die Politik zermalmt. Ihn hielt seine gesunde Individualität und seine auf dauernden Wert berechnete Arbeit aufrecht. Er stand wie die einzige, doch unerschütterliche Säule einer vergangenen großen Epoche. Seine Stirne umkränzte nicht nur der selbsterworbene Lorbeer, sie wurde auch vom Sonnenstrahl der schönsten Zeit unserer Nation vergoldet. Er hatte das Glück, den Triumph seiner Ideen durch die kirchenpolitischen Reformen zu erleben.

Die Politik wandelt sich von Tag zu Tag. Die Resultate der wissenschaftlichen Arbeit veralten mit dem Fortschritt der Wissenschaften und leben nur als Ausgangspunkte neuer Wahrheiten latent weiter. Aber ein langes Leben, dem Vaterlande, der Wahrheit, der Menschheit gewidmet, kann nicht ohne Spur verschwinden.

Er gehörte nicht zu den Gelehrten unfruchtbaren Geistes, sondern zu denen, die das anvertraute Pfand ihren Erben zu reicher Verzinsung übergeben. Was er auf dem Gebiete der Archaeologie, was er im Museum begonnen, wird durch eine Reihe seiner, zum Teile schon namhaften Jünger, in seinem Geiste fortgesetzt.

Wir können nicht über die Lebenden sprechen, die Blut aus seinem Blut, Nerv aus seinem Nerv sind. Was aber die Wissenschaft der Politik August von Pulszkys, was die Kunstgeschichte Karl von Pulszky verdankt, weiß nicht nur die Akademie, sondern die ganze gebildete Welt.

Hier sehen wir die wahre, gesunde Entwicklung. Was bei dem alten Herrn, der bis zu seiner letzten Stunde táblabiró blieb, noch vereint war: die Teilnahme am öffentlichen Leben und die künstlerische und ästhetische Auffassung der geschichtlichen Denkmäler, das bearbeiteten seine Söhne gesondert mit großem Erfolg.

Er war der Glücklichen einer. Die Anerkennung der Besten eiferte ihn an und er hatte Freude an seinem Lebenswerk. Sein Optimismus, der im Vertrauen auf sich selbst wurzelte, ließ ihn nie im Stich. Er war glücklich, daß ihn die Schar der Jünger wie ihren Patriarchen umgab. Nicht Sentimentalismus, sondern wahres, inniges Gefühl lebte in ihm. Er war glücklich, denn er konnte seinem in jungen Jahren gewählten Wahlspruche: Leben ist Liebe, treu bleiben.

Außer seinen Werken und seinem mittelbaren geistigen Einfluß hat er uns noch zwei kostbare Vermächtnisse hinterlassen. Das

eine findet sich in seiner ersten politischen Arbeit, und ich halte es gerade in diesen schicksalsschweren Tagen für äußerst wertvoll:

«Die positivste und am meisten empirische Wissenschaft, die Geschichte, lehrt uns den Vorrang der moralischen über die materiellen Interessen und ist der untrügliche Zeuge des Siegs der Ideen. Die Größe der Staaten und Reiche ist nicht so sehr die Folge der militärischen Kraft, noch die der guten Verwaltung, als vielmehr des fatalistischen Gemeinsinnes, der in der Nation lebt und sie zur Erfüllung ihrer Bestimmung antreibt und hinreißt. Der Stolz, der in den Augen der Bürger ihre Nation über die anderen erhebt, hat zwar oft zur Erschlaffung geführt, aber seine Unterdrückung hat immer auch den sichersten Antrieb zum Siege, das Vertrauen und die Hoffnung zerstört.

Eine solche Idee, die Vereinigung der Slawen, kann leicht auf die Zukunft Europas mächtig einwirken.

Gegen diese Idee müssen wir eine andere aufstellen, wenn wir der Lebensader unseres zukünftigen Handels, der Donau und dem Meere, nicht entsagen wollen. Diese Idee ist: die Erbschaft Ludwigs des Großen muß dieser Nation wieder zufallen, und Ungarn muß wieder dort stehen, wohin dieser König und Matthias Corvinus es erhoben haben. Im Zentrum Europas ein schönes Reich, vom Gebirge umgeben, von der Donau durchströmt, von der See gespült — möge es das sein, wozu es die Natur erschaffen: das Herz Europas, das nie aufhört, für alles Große und Edle zu schlagen»²³⁾.

Das andere ist ein kurzer Satz: sein Schwanengesang.

«Fürwahr, wer hier seine Zeit der Arbeit weiht, weiht sie dem Vaterland.

Dies sei der ungarische Genius²⁴⁾».

²³⁾ Fragmente zur orientalischen Frage. 1840. S. 64—65.

²⁴⁾ Rede im Reichstag 19. Februar 1887.

Der «heilige Krieg» nach mohammedanischem Recht.

Von Prof. Dr. S. Paul Osztern.

IM heißen Kampf um die weltgeschichtliche Entscheidung, da sich die Austragung weltumspannender Machtfragen in Blut und Brand vollzieht, trat — vorläufig durch seine geheiligte türkische Glaubensvormacht, in deren Hand die innerlichen Bande sämtlicher Bekenner der Religion Muhammeds zusammenlaufen — zur gemeinsamen Abwehr und in treuer Waffenbrüder-

schaft mit getreuen Verbündeten, auch der Islâm auf den Plan. Von einem verzehrenden Glückdurst erfüllt, will auch er, der Erniedrigte, der Gedemütigte, in einer Überwindung aller Widerstände, ohne Vermeidung furchtbarer Opfer, den titanischen Kampf, wie die Welt noch keinen gesehen, voll auskämpfen. Seiner entscheidenden Stimmung müde geworden, von einem neuen Lebensfeuer getragen, möchte er dem Schicksal entgehen, das unheimliche Mächte ihm unausgesetzt so unabwendbar zu machen schienen, um sich, mit der Anspannung aller seiner Kräfte, in leidenschaftlicher Selbstbehauptung in die neue Epoche hinüberzuretten, welche die große Entscheidung herbeiführen wird... Die Befreiung von der Macht des Geschickes gewährt ihm die Kraft eines Helden, der sein ganzes Dasein auf eigene Tat gestellt hat. Und da vermag ihn nichts mehr einzuschüchtern, nicht einmal die «wohlwollenden» Warnungen vor einem völligen Auseinandergehen. Die eigene Selbstachtung, das Gefühl der eigenen Würde gestattet es ihm nicht weiter, sich dem vielfachen Sichdurchkreuzen fremder Interessen widerstandslos preiszugeben und sich auch weiterhin am Schlepptau der Geschichte untätig dahintragen zu lassen. Eine innere Notwendigkeit gebietet es ihm, dem Durcheinander des fürchterlichen Weltgeschehens, das er nicht mehr dumpf und stumpf über sich ergehen lassen soll, da der günstige Moment gekommen, eigene Ziele, eigene Wege zu erringen. Seine Tapferkeit, mit der er seinen Weg glücklich begonnen hat, sein Heroismus, mit welchem er schon über den eigenen Durchschnitt weit hinausgewachsen ist, lassen nicht daran zweifeln, daß er erfolgreich sein und daß das frische Einsetzen seines gewaltigen Zugreifens den Forderungen seiner weltgeschichtlichen Lage entsprechen wird.

*

*

*

Der Kampf, den er bald heimlich, bald mit kühner Offenheit schon seit langem führte, um sein gutes Recht, ohne fremde «Fürsorge» sicher gebettet zu sein, und der sich schon lange vor dem jetzigen Einsturz der Welt als «panislamitische Bewegung» immer weiter und weiter getrieben hat, erhielt diesmal die scharfe Ausprägung eines religiösen Krieges, eines Glaubenskrieges, in dem sich der Zusammenschluß aller seiner Völker zu einer kriegerischen Einheit entschlossener Gottesstreiter vollziehen soll. Durch den Aufruf zum «heiligen Krieg», zum Dschihâd, den der Sultan aller Ottomanen als Kalif, kraft seiner vom religiösen Gesetz befestigten Machtbeziehungen zu den Gläubigen der muhammedanischen Ge-

meinde an diese erlassen hat, hat der Islâm das Aufgebot seiner Gottesstreiter aus religiöser Notwendigkeit heraus, und damit die militärische Mitarbeit an dem entscheidenden Weltgeschehen in durchsichtigster Weise als religiöse Handlung bezeichnet. Durch diese Tatsache — die bei den umgebenden Verhältnissen einige Ungereimtheit zeigen dürfte, deren unmittelbaren Eindruck in einer Analyse eigener Empfindungen freizulegen jedem freisteht¹⁾ — stellt sich der Verlauf der kriegerischen Operationen auf mohammedanischer Seite als ein religiöser Prozeß dar, in dem die Motive des Handelns außer den bloßen Notwendigkeiten zielbewußter Strategie in das Gebiet der Religion verlegt sind. Die Steigerung der dynamischen Kräfte und die Erhöhung der moralischen Werte, die daraus zugunsten des Islâms zuströmen mögen, können aber erst richtig bewertet werden, wenn man sich die Wirksamkeit der mohammedanischen Religionsidee, so wie diese sich im Begriff des heiligen Krieges betätigt, an der Hand der theologisch-juridischen Bestimmungen des mohammedanischen Rechtes zu erklären weiß, aus dem sie in das religiöse Bewußtsein der mohammedanischen Gemeinde übertragen, sich in deren religiösen Rechtsanschauungen festeingewurzelt hat.

I. Es liegt in der Natur der Sache, daß in einer Religion, die dank der Geschicklichkeit ihres Stifters, dem Geduldetwerden rasch erwachsen, von einer harmlosen pietistischen Frömmerei noch bei Lebzeiten desselben — die Frühzeit des Christentums ist über das Postulat des Toleriertwerdens lange nicht hinausgekommen — auf eine Organisation einer Eroberungspolitik überging, dem Kriege von Anfang an eine große Rolle zufallen mußte. Jene grandiose politische, ökonomische und nationale Bewegung des Arabertums, die im Islâm zu einer religiös-politischen Idee verdichtet, immer aggressiver wurde, hat sich eben mittels der Waffen der streitbaren Anhänger Muhammeds behauptet, auf welchen die hauptsächliche Kraft der neuen Religion beruhte. In der mohammedanischen Kirche, die sich gleich von Anfang an als kombattanter Militärstaat festgesetzt hat, mußte also der Krieg als religiöse Institution um so schärfer hervortreten, je heftiger der Kampf im Namen der neuen Lehre geführt, je nachdrücklicher die Tendenz zur Ausdehnung ihres politischen Machtbereichs verfolgt wurde. Bei der vorherrschenden Bedeutung, die er schon im Frühislâm für die Gemeinde hatte, erfuhr der Krieg zunächst in den Offenbarungen Muhammeds, im Ko-

¹⁾ Über den Dschihâd von heute, geführt im gemeinschaftlichen Kampf mit Nicht-moslimen, s. unter (VI).

rân, dann in der Ausbildung der mohammedanischen Lehre in der Überlieferung (Hadîth) und in der juristischen Theorie, die in der Theologie an letztere anknüpfte (im Fikh), eine religiöse Ausgestaltung, bei welcher seine Bestimmungen, von derselben religiösen Willensrichtung getragen, allen anderen göttlichen Verordnungen der staatlichen Gemeinschaft gleichgestellt wurden. Den übrigen religiösen Vorschriften gleichgestellt, ja, von vielen Gottesgelehrten der älteren Zeit in die Reihe der fünf Hauptpflichten des Glaubens (Glaubensbekenntnis, Gebet, Almosen, Pilgerfahrt, Fasten im Ramazân) emporgehoben¹⁾, scheint der Begriff des «Sichbemühens auf dem Pfade Allahs» (die ursprüngliche Benennung des heiligen Kriegs) in diesen Urkunden des mohammedanischen Rechts im Korân einer- und im Hadîth und Fikh andererseits, bei unvoreingenommener Betrachtung, sich nicht gleich zu sein. Es ist eben ein Begriff, der sich im inneren Zusammenhange mit den Zeitverhältnissen erst allmählich durchgebildet hat, ehe er jene überkommene Vorstellung vollends zu decken begann, die sich in der Rechtschöpfung des Islâms abgeschlossen hatte.

Der schlichten Einfalt, mit der die pietätvolle Erinnerung späterer Zeiten, bei Erwähnung der Kämpfe des Propheten, in die überschwengliche Anrührung eines frommen Helden- und Märtyrertums in der Frühzeit des Islâms verfällt, stellen sich die Streifzüge Mohammeds als Kämpfe für den neuen Glauben, als «Razzien» (arabisch: gazua, häufiger: magâzî, aus welchen der Ehrentitel Ghâzî (und das Wort Razzia herkommt) wegen des Unglaubens der störrischen Heiden, Juden oder Christen dar, die es jenen unbeugsamen und überzeugungstreuen «Genossen des Gesandten in einem gewaltigen Eifern fürs Heilige, in unerschütterlichem Mut, in tapferem Ausharren bis ans Ende anzukämpfen gilt. Da mochten Muhammed und seine Streiter die alleinige Aufgabe ihres «Sichbemühens am Pfad» in der Errichtung eines Gottesreiches gesehen und zum Hauptinhalt ihres kriegerischen Strebens, die Verbreitung des Gotteswortes und die «Vernichtung» des Unglaubens erkoren haben; gleichgültig gegen alles, was mit den sonstigen Bedürfnissen ihres menschlichen Seins zusammenhängen mochte. — Die rein geschichtliche Betrachtung kann diesen Konstruktionen der religiösen Gedankenwelt hierin nicht blindlings folgen; zureichende Gründe erheben gegen dieselbe einiges Bedenken. Die neuere Forschung hat die traditionelle Überlieferung des Islâms vom religiösen Enthusiasmus, mit dem der Frühislâm

¹⁾ Siehe unten (V).

seine Kriege gegen den Unglauben, gegen eine ungläubige Gesinnung führte, als etwas künstlich zurecht gemachtes erwiesen, das nach orientalischer Art nur allzu leicht ins Überschwengliche verfiel. Glaubenskämpfe im Frühislâm sind eben Bilder, welche die Legendenbildung einer überspannten Phantasie aus den Vorgängen späterer Zeiten geschöpft hat, da Erlebnisse von religiöser Eindringlichkeit sich leicht in ihr eigenes Urbild verwandelt haben. Worauf die entschieden religiösen, ja fanatischen späteren Epochen hinarbeiteten, das war eine bewußt betriebene, maßlose Apotheose des Propheten und seiner Zeit, für deren Glaubenseifer jene tendenziöse Überlieferung um so größere Bewunderung aufzubringen vermochte, je nachdrücklicher sie jene Frühzeit der gläubigen Gemeinde als eine vorbildliche «heilige» Zeit, als eine «Zeit der Frommen und Rechtschaffenen», als ein Ideal aller Epochen des Islâms vorgehalten hatte.

Demgegenüber hat die Geschichte, so wie sie sich in der modernen Islâmkunde dartut²⁾, an diesen angeblichen Religionskämpfen das entschiedene Auseinandergehen von Religion und Krieg in dieser Urzeit des Islâms, und in ihren Kriegswirren die Gleichgültigkeit gegen die Interessen der Religion fast unwiderleglich dargelegt. Die suggestive Persönlichkeit des Propheten, die seit der Hidschra (Auswanderung — nicht Flucht — nach Medînah) die Gemüter immer unwiderstehlicher bewältigt hatte, gewann die Leute weit mehr mit den Erfolgen seiner Raub- und Streifzüge, mit ihrer Aussicht auf Beute, als mit dem Inhalt seines schöpferischen, religiösen Empfindens. Nicht mit dem Willen zum Glauben (William James) hat er sich seine Araber verbunden, sondern mit dem Willen zur Macht (Nietzsche), dem seine religiöse Idee ihre hauptsächlichste werbende Kraft zu verdanken hatte. Nicht seine Bemühungen um den neuen Glauben, sondern der Zwang seiner zunehmenden Machtstellung, das Gewicht und die Autorität seiner politischen Persönlichkeit haben ihm aus den Reihen seiner praktisch gesinnten, ganz kühl berechnenden Araber in Massen Proselyten zugeführt. Seine Präntentionen strebten nach keiner religiösen Vorherrschaft, seine Intransigenz ging vielmehr auf die Forderungen rein politischer

²⁾ Unsere Erörterungen — wir möchten das für das Folgende betonen — folgen hierin den klassisch zu nennenden Untersuchungen Leone Caëtani's in seinen monumentalen *Annali dell' Islâm* (im Erscheinen seit 1905, vol. VII. 1914), deren Ergebnisse Caëtani letzterdings in einer populär gehaltenen Schrift, im dritten Band seiner *Studi di Storia Orientale* (Vol. III *La biographia di Maometto Profeta ed uomo di Stato. II. Principio del Califatto — La conquista d'Arabia* 1914) niedergelegt hat.

Interessen, die mit den Wühlereien der Stämme, unter welchen der Islâm eine Neugruppierung der Mächte der arabischen Wüste hervorzurufen vermochte, dicht verschlungen waren.

Um eine je engere Fühlung mit dieser Umgebung zu gewinnen, vermied es Mohammed nicht, seine religiösen Forderungen unter Umständen völlig außer acht zu lassen und sich mit der politischen Fügbarkeit seiner Heiden zu begnügen. Verschiedene Abmachungen und Verträge, welche in der Überlieferung die Spuren seiner diplomatischen Tätigkeit aufbewahrt haben, zeigen mitunter ein gänzlichliches Zurückziehen des Religionsstifters vom religiösen Gebiet auf das militärischer, politischer oder privatrechtlicher Angelegenheiten, bei welchen das weltliche Begehren, ohne jede Verkettung mit etwaigen religiösen Anforderungen seines Islâms, klar hervortritt. Politische Abgesandte (Gesandtschaften wafd. plur. wufûd, auch 'awfâd) die im Auftrage ganzer Stämme, Privatparteien, die in Befürwortung eigener Interessen aus allen Gegenden der arabischen Halbinsel «zur Huldigung» nach Medînah herbeiströmen, sehen wir in der geheiligten Residenz des «Gesandten Allahs» mit letzterem Vereinbarungen eingehen, bei welchen sich bei keinem der beiden Kontrahenten das Bedürfnis regt, auch nur mit einem Worte des neuen Glaubens Erwähnung zu tun, oder nebst der Zahlung gewisser Abgaben etwa die Angelegenheiten religiöser Natur zu regulieren³⁾. Die Beziehungen des Propheten zu ganzen Gruppen von Stämmen Zentralarabiens erwachsen aus Verbindungen ausschließlich politischer Natur, in welche dieselben mit ihm als dem Herrn Medînahs, nicht aber als einem Gesandten Allahs oder dem Oberhaupte irgendeiner neuen religiösen Gemeinschaft eingegangen waren. Die Toleranz Mohammeds, ja, das Prinzip der Gewissensfreiheit, das im Korân in mustergültiger Ausgeprägtheit ausgesprochen ist (lâ 'ikrâh fî-d-dîn Kein Zwang, kein Aufdrängen des Glaubens s. Sûrah II: 257. Sûrah X: 99, 100) — ein Prinzip, dem der Islâm im Laufe seiner Geschichte trotz allen impetuosen Forderungen seines eigenen Kriegsrechtes, merkwürdigerweise, fast immer treu blieb — dürfte m. E. eben damit zusammenhängen. Die religiöse Idee Mohammeds, die selbst kein Verlangen nach unbegrenzter, universaler Ausdehnung hatte und ihr Wirken kaum über die Grenzen seiner engeren Heimat (dem Hedschaz) hinaus zu richten beehrte, erscheint bei

³⁾ Sehr bezeichnend hierfür sind einige Hadîthe, aus welchen hervorgeht, daß Stämme sich zur Treue und Gehorsam nur zu seinen Kriegsunternehmungen (natürlich dsihâde genannt) — bâ-ja'û Muhammad 'alâ-l-ġihâd — oder in welchen versichert wird, daß sie sich hiebei «auch» für den neuen Glauben verpflichtet haben, — 'alâ-l-islâm va-l-ġihâd (s. Buchârî II 23 oben ed. Krehl).

diesem Vorwiegen politischer Rücksichten um so mehr zurückgedrängt, je weniger sie in dieser übermächtigen Welt der Heiden, der «Unwissenden», über das kleine Häuflein begeisterter «Gläubigen» hinaus Raum zu gewinnen vermochte. Einer scharfsinnigen Analyse dieser Verhältnisse, die in einer großartigen Leistung der Islâmkunde zu ganz plausiblen Ergebnissen geführt hat, war es nicht allzu schwer, die Überzeugung zu gewinnen, daß kein dritter Teil der unter der Hegemonie des Islâms zusammengehaltenen Mengen zur Zeit des Propheten sich religiös zum Islâm bekannt haben dürfte⁴⁾, daß der größte Teil der arabischen Bevölkerung, der im politischen Gesichtskreis des Propheten lag, — auch christliche Stämme, die mit Mohammed befreundet waren, haben an seinen Kämpfen teilgenommen⁵⁾ —, ohne je überhaupt ein Bedürfnis für ein Bekenntnis zum Islâm dargetan zu haben, mit dem Propheten verbündet und seiner Botmäßigkeit unterworfen, außer aller Beziehung zu seiner Religion stand⁶⁾. Diese völlige Beziehungslosigkeit zur neuen Religion beschleunigte nur die Wandlung, die sich in der Haltung dieser von der Religion Muhammeds ganz fernstehenden Leute, deren politische Gesinnung dieser im Korân oft zu rügen pflegt, gleich nach dem Hinscheiden des Propheten vollzogen hat. Mit dem Tode Mohammeds war für diese die Zeit gekommen, jene lästige Gemeinschaft mit der verhaßten, neuaufgekommenen Organisation und mit deren unwillkommenem, politischem Zwang, in entschiedener Ablehnung eines weiteren Zusammengehens mit der Gemeinde, endlich loszuwerden, um sich im Aufschwunge zur zurückgewonnenen Selbsttätigkeit wieder mit der alten arabischen Bewegungsfreiheit zu behaupten. Ohne alle Solidarität, ja, in entschiedener Gegensätzlichkeit zur politischen Willensrichtung der verwaisten Gemeinde, ohne jede Sympathie für deren Ideen, welchen sie verständnislos gegenüberstanden, dabei nur an die Person des Propheten gebunden, dem sie sich politisch verpflichtet hatten, verlor mit dem Tode eines der Kontrahenten der Vertrag, dessen Erneuerung den politisch-religiösen Interessen der Gemeinde entsprochen haben mochte, ihren Interessen aber zuwider-

⁴⁾ Caëtani, Studi III, S. 261.

⁵⁾ T. J. Arnold *The preaching of Islam, A History of the Propagation of the Muslim Faith* 1896 (erste Auflage), S. 44 (nach Muir's *Life of Mohammed II.* 299.

⁶⁾ Das erhellt auch aus einer aufmerksamen Lektüre jener ziemlich glaubwürdigen Urkunden, in welchen sich angebliche Schreiben Mohammeds an verschiedene Stämme und Erinnerungen an die an ihn geschickten Gesandtschaften erhalten haben und in welchen Islâm oder Korân mitunter nicht einmal erwähnt werden. J. Wellhausens *Skizzen und Vorarbeiten* Heft 4. 1899: Muhammeds Schreiben und die Gesandtschaften an ihn.

lief, nach ihrem Dafürhalten seine Rechtsgültigkeit. Diese Erhebung der arabischen Stämme, die mächtig answoll und die ganze Zukunft des Islâms bedrohte, hatte, bekanntlich, blutige Kriege zur Folge, welche eine überkommene Fassung mohammedanischer und europäischer Historiographie als einen Bürgerkrieg im Islâm darstellte, den der «Abfall» großer Massen «ungläubig» gewordener Parteigänger von der Religion des Islâms, also eine weit um sich greifende «Apostasie» (der Aufstand: Riddah, die Empörer: Murtaddûn d. h. Apostaten) hervorgerufen hatte. Bei der auf die Beherrschung der ganzen Welt gerichteten Kirchenidee späterer Zeiten, deren Religiösität infolge universalistischer Tendenzen sich allmählich umgestimmt hat, vergaß jene religiös angehauchte Geschichtsschreibung nur allzu leicht die ganze Besonderheit jener Zeitlage, wobei sie die Mission Mohammeds auf die weitausschauende Höhe einer Heilslehre für das gesamte Arabertum und die gesamte Menschheit erhoben und seine Waffenbrüderschaft mit den Stämmen in den Dienst seiner zum Durchbruch seiner religiösen Ideen hinstrebenden Bekehrungsabsichten gestellt hat⁷⁾. Der Drang, diesen Bekehrungseifer im Bilde der verherrlichten Urzeit des Islâms anzuschauen, führte notwendig dazu, ihn am bewundernswerten Beispiel des Propheten und seiner «Genossen» zu zeigen. Der Dschihâd, ein Derivat eines arabischen Verbs, dem eine Bekämpfung der Ungläubigen oder eine gewaltsame Aufnötigung des Glaubens, oder gar eines heiligen Krieges im Korân selbst nirgends anhaftet, erhielt von daher seine postkorânische Bedeutung⁸⁾.

II. Den Normaltypus echter Glaubenskriege für alle Zeiten bilden in der Auffassung des zum Universalismus immer mächtiger aufsteigenden Islâms auch die Kriegszüge, die «Dschihâds» jener «guten, alten Zeit» des Islâms, da glänzende Waffentaten unter den vier «frommen» Nachfolgern (Kalifen) des Propheten — im sogen. patriarchalischen Zeitalter des Kalifates — beseelt von einem religiösen Geiste ohnegleichen, auf den Trümmern «gottverhaßter» ungläubiger Reiche ein umfangreiches Gottesreich auf Erden aufzurichten vermochten. Das Wunder, das sich da in der Seele der Gottes-

⁷⁾ Die überraschenden Ergebnisse der Caëtanischen Analyse faßt der Riepilogo della così detta Riddah zusammen (Annali dell' Islam vol. II, Tom. II. Seite 805 u. ff. S. auch Studi III. 243 u. ff. Hauptsächlich Kapitel XIV.)

⁸⁾ Arnold The preaching of Islâm im Appendix über den Dschihâd S. 347 ff. Arnold weist da nach, wie das Wort die Bedeutung des Kriegs in der späteren Zeit erst aus dem Kontext erhalten hatte. (S. Surah IX: 1—89, vornehmlich IX: S. 13) Die ersten militärischen Operationen Mohammeds waren defensiver Art. Die späteren zeigen deutlich auf die gegen Kurejschiten und ihre Verbündeten gerichtete politische Rache.

streiter vollzog, sollte sich durch die wundersame Kraft ihres Schwertes auch anderen mitteilen und schließlich der ganzen Menschheit zur Wahrheit werden. Die Überlegenheit ihrer Waffen konnte da nur mit der Überlegenheit des Islâms gegen alle anderen Religionen begründet, die einzige Aufgabe ihrer Entscheidung aber nur die Herrlichkeit der neuen Religion werden... In der modernen Islâmkunde hat sich aber auch diese Überzeugung als irrig erwiesen. Bei der Umwandlung, die sich in der geschichtlichen Betrachtung dieser Epoche des Islâms vollzogen hat, stellen sich auch die Kriegszüge unter jenen ersten Kalifen, und in der Weiterentwicklung des mohammedanischen Kirchenstaates unter den Omajjaden nicht als Kriege religiös-fanatischer Krieger, um die Verbreitung der Religion dar. Wir sind uns dessen klar geworden, daß in den großen Eroberungskämpfen — an welchen übrigens auch christliche Araberstämme teilnahmen⁹⁾ — das «Schwert der Religion» (sejfu-d-dîn) wohl die Unterwerfung der Millionen von Völkern unter den arabischen Staat, nicht aber den Gehorsam für das neue Gotteswort erheischte — dessen Verbreitung auch in der späteren Zeit weit mehr das milde Wort eifriger Missionare und die Predigt ihrer im Stillen arbeitenden propagandistischen Aktion¹⁰⁾ besorgt hatte, — daß es bloß Verzicht auf die Botmäßigkeit gegenüber den bisherigen Herren, nicht aber auf den bisherigen Unglauben zu bewirken angestrebt hatte. Der Ansturm der Araber auf die Völker der sie umgebenden Welt brachte diesen wohl nicht ihren Islâm, sondern vielmehr die Befreiung vom Joche der religiösen Intoleranz, von den Verfolgungen, vom unerträglichen Zwange der Gewissensfreiheit in ihrer Kirche¹¹⁾. Wie wir heute die Dinge sehen, beruhte das weltlich-dynastische Prinzip der Omajjadenzeit durchaus nicht auf der Tätigkeit des arabisch-nationalen Staates zur Sicherung seiner religiösen Interessen; nach diesen hatte es gar kein besonderes Verlangen. Die geschichtliche Bewegung dieser Epoche deckt vielmehr eine Welt auf, in welcher von Staatswegen nicht die hohen Güter der Religion, sondern jene ganz weltlicher, politisch-wirtschaftlicher Natur leidenschaftlich angestrebt werden. «Die Reli-

⁹⁾ Arnold, *Preaching of Islâm* S. 45 und 56.

¹⁰⁾ In den Geschichtsquellen des Islâms hat sich über die Art und Weise seiner Verbreitung fast nichts erhalten. Wir besitzen darüber nicht einmal unzuverlässige Daten und sind, was die ältere Zeit betrifft, zur Erklärung des Erfolgs des Islams auf Kosten der durch ihn verdrängten Religionen, auf bloße Konjekturen, angewiesen. Das bezeugt die Lektüre des schon erwähnten wichtigen Werks von P. W. Arnold in ausgiebigem Maße.

¹¹⁾ Siehe Arnold, *Preaching of Islâm*⁽¹⁾ S. 60 u. ff. nach Gobineau, *Les religions et les philosophies de l'Asie centrale* 55—56.

gion hat für die arabischen Sippschaften dieser Zeit nur die Bedeutung, daß sie deren Machtgelüsten ein Mittel zur Aufbietung ihrer Kraft bietet, um in der unter dem Losungsworte der Religion eingeleiteten Eroberungspolitik des Staates je mehr Macht zu gewinnen.» Und wie die Unterordnung unter die neue Religion in unverkennbarer Weise nur vom «stürmischen Verlangen nach Besitzen und Genießen» beherrscht war, so ging das ganze kriegerische Streben dieser Epoche nicht auf den religiösen Nutzen des Heils der Seelen, sondern auf die Ausdehnung der Grenzen des arabischen Reiches und die Gewinnung von je mehr neuen tributpflichtigen Staatsangehörigen¹²⁾. Jede Beurteilung der Geschehnisse, die sich von der knechtischen Befolgung der traditionellen Denkweise der mohammedanischen Geschichtsquellen einigermaßen freizumachen weiß, kann sich rasch darüber klar werden, daß der legendenhaften Gestalt des auf die Verbreitung des Islâms bedachten Krieger-Missionars — wie ihn die phantastische traditionelle Überlieferung darstellt — mit dem «Schwert der Religion» in der einen Hand und dem Korân in der anderen,¹³⁾ in der rein geschichtlichen Betrachtung kein Raum gewährt werden kann; ebenso wie daß das gewaltsame und gebieterische Auftreten des älteren Kalifâts in den eroberten Gebieten keinen Veränderungen religiöser Natur galt und daß die Anerkennung des mohammedanischen Staates dabei auf Dinge rein politischer Natur beschränkt war. Ja, mit dem Vortreten eines Steuersystems¹⁴⁾, das der arabische Staat des Islâms nicht so sehr sich selbst, als vielmehr seinen ungläubigen Staatsangehörigen auferlegt hatte, war eine für die vorausgesetzte religiöse Willensrichtung des Staates geradezu tragikomische Lage geschaffen, bei der sich der Staat des Islâms, also die Staatskirche, nur im Widerspruch mit ihren angeblichen religiösen Zielen geschichtlich befestigen konnte. Für die Organisation eines Staates, bei der die Gläubigen zu gar keinen Abgaben verpflichtet und ursprünglich nur die

¹²⁾ Martin Hartmann im IV. Kap. seines kernigen Büchleins *Der Islâm. Geschichte — Glauben — Recht*. 1909. S. 43 ff.

¹³⁾ In der Überlieferung über den Dschihâd tauchen häufig Hadithe auf, in welchen das Mitnehmen von Korânexemplaren nach dem Feindesland den Gläubigen verübelt wird (s. Buchârî II, 345 ed. Krehl *Bâbu-l-kirâhijeti-s-safar bil-mûsâhif ilâ 'ardhi-l-'aduwwi* etc.). Würden sich derartige Hadithe nicht weit mehr auf die Gefahr einer unwürdigen Behandlung, die der heiligen Schrift in Feindesland droht, beziehen, dann wäre sie das Bezeichnendste, was für diese »Missionskriege« der Eroberungsepoche herangezogen werden kann.

¹⁴⁾ Hervorzuheben ist die geschichtliche Erläuterung dieser Verhältnisse in den neueren Forschungen von J. Wellhausen, *Das arabische Reich und sein Sturz*, 1902. Siehe S. 19 ff. und 168 ff.

Ungläubigen zu tributären Leistungen herangezogen wurden — diese zahlten die Dschizja als «Lösegeld» oder Ersatz für ihre «Ablehnung» des Islâms, ferner den Charadsch als Ertragssteuer für den ihnen belassenen Grundbesitz; Juden, Christen und Pârsîs zahlten als Besitzer von Offenbarungsbüchern (ahlu-l-Kitâb) die Dschizja als «Gegenleistung» für die Sonderstellung, der sie sich unter den Schutzbefohlenen (Zimmi's) erfreuen durften¹⁵⁾ — bei der also die fiskalen Interessen des Staates mit der größtmöglichen Anzahl der Ungläubigen verbunden waren, war es eine unerläßliche Notwendigkeit für den Staat, daß nicht so sehr der Glaube der Herrschenden verbreitet, als vielmehr der Unglaube der Beherrschten erhalten bleibe! Es gehört kein besonderer Scharfsinn dazu, zu erraten, wie bei dieser Sachlage dem Staat das Anwerben von neuen Gläubigen ebenso unwillkommen war, wie daß den massenhaften Übertritt zum Islâm in nicht unerheblichem Maße eben der Druck der wirtschaftlichen Ausbeutung bewirkte, solange die Annahme desselben die Zugehörigkeit zu den Herrschenden, das will heißen: den Rechtstitel ihrer Prârogative begründet hatte. Wie der ganz schlimmen Verirrung, ja der allgemeinen Auflösung zu entgehen der Staat des Islâms, bei diesem Zustrom der nichtarabischen Elemente zum neuen Glauben, die Interessen der Herrschenden mit jenen der Erhaltung und Verbreitung des Glaubens in einer Abgabeverpflichtung aller Moslime geschickt gegeneinander ausgeglichen und mit eiserner Hand klug zur Wirksamkeit gebracht hatte, wollen wir hier nicht weiter ausführen. Worauf es uns hier hauptsächlich ankommt, ist, auf die Überzeugung hinzuweisen, die diese Tatsachen in sich tragen, wie nämlich eine Aufnötigung des Glaubens in einem Glaubenskampf, wie die Bekämpfung der Ungläubigen wegen ihres Unglaubens, mit den umgebenden Verhältnissen im Zeitalter des älteren Islâms unmöglich verbunden und dem Korân ebenso wie dem patriarchalischen Zeitalter des Islâms nur von einer kritiklosen, die Ergebnisse der neueren Forschung völlig außer acht lassenden Interpretation beigelegt werden kann.

III. Wir haben länger als es unser Wunsch war, beim Kampfe verweilt, den der Islâm in harter Arbeit mit der Wirklichkeit und ihren Machtverhältnissen in froher Zuversicht zum endlichen Sieg aufgenommen und auch durchgeführt hat. Dabei haben wir auf den Widerspruch hingewiesen, der dem innersten Wesen des älteren

¹⁵⁾ Wie schwer diese Steuern theoretisch und praktisch genau gegen einander abgegrenzt werden können, zeigt C. H. Becker in seiner Einleitung zu den Papyri Schott-Reinhardt I. 1906. S. 36 ff.

Islâms bei der traditionellen Fassung der Idee des heiligen Kriegs anhaftet und haben das veraltete Erbstück aus dem Bannkreis mohammedanischer Historiographie sich nicht herauswagender Geschichtschreibung mit den Ergebnissen der rein geschichtlichen Betrachtung in Einklang zu bringen und in diese einzufügen versucht. Wir wollen hier jedoch weiter nicht fragen, wie weit bei jenem eigentümlicher Verhältnis der Religion des Islâms zu seiner Geschichte, religiöse Absichten der fortschreitenden Verwicklung der Machtfraßen gefolgt, oder diese vielmehr geführt haben. Wir werden es dabei bewenden lassen, daß bei aller Einengung durch verschiedene Machtinteressen immer eine Anerkennung dessen vorhanden gewesen sein mag, daß schließlich in der Bewegung um eine Religion gekämpft werde. Die Idee des heiligen Krieges, so wie sie in ihrer Ausstattung der kanonischen Motivation im überlieferten Hadîth und im Fikh vorliegt, bekam indes ihre rechte Ausbildung erst als die religiöse Gestaltung der mohammedanischen Lebensgemeinschaft sich zu einer höheren Schätzung der religiösen Weltordnung emporgearbeitet und die Leistungen des Staates mit den Forderungen einer religiösen Mission sich enger verknüpft haben. Das aber erfolgte erst, als der Staat des Islâms die zwar nicht endgültige, so doch immerhin abschließende Weite seiner Expansion erreicht und seine Kraft weniger der weiteren Ausdehnung seiner Souveränität auf angrenzende Völker, als vielmehr der inneren Konsolidierung der Staatskirche, dem Erstarken und der Verinnerlichung des religiösen Bewußtseins zugewendet hatte. Mit einiger Wiederholung hieße das also, daß die Idee des heiligen Krieges im Islâm nicht im Zusammenhang mit den Verhältnissen einer Epoche sich ausgebildet hatte, in welcher die Haupttriebkraft des Islâms eben diese Expansion war, sondern in einem Zeitalter, in dem der Expansionsdrang vielmehr sich schon abgeflaut hatte. Gegen unser Erwarten also, zu einer Zeit, hinter deren Verhältnissen, die im vermeintlichen Religionskrieg jener älteren Zeit vorausgesetzten — bei deren Tendenz zur Ausdehnung des Reiches, der Religionskrieg in seiner vorliegenden Fassung, wie wir gleich sehen werden, sich am ehesten betätigen ließe — in eine beträchtliche historische Ferne gerückt sind. Das entspricht fast genau dem Gange der Dinge auch im Christentum, dessen Kirchenidee die aggressive Tendenz eines Offensivgeistes wohl im Aufschwunge zur Machtentfaltung, den Begriff des heiligen Krieges aber im Streben zur inneren Befestigung der Kirche und ihres Gefüges erst im Kampfe gegen Schisma und haeretische Abtrünnigkeit, weit weniger aber an der Hand ihrer Tendenz zur Bekämpfung der

Heiden entwickelt hatte. Der Unterschied ist nur, daß die christliche Theorie im Glaubenskampf um das «Wort Gottes» sich für eine Absonderung der «geistigen Waffen» der Kirche vom eisernen Schwert der Machthaber «dieser Welt» — *ecclesia abhorret a sanguine* — für eine Auseinanderhaltung der geistlichen Souveränität des Papstes von seiner Eigenschaft als Oberhaupt des Kirchenstaates¹⁶⁾ eingesetzt hatte; während die mohammedanische, in vermeintlicher Anlehnung an die unzertrennliche Einheit der beiden Schwerte im goldenen Zeitalter des Islams, das materielle «Schwert des Glaubens» (*sejfu-d-dîn*), in dessen «Schatten der Garten des Paradieses liegt», in der Hand des Kalifen, in seiner Eigenschaft eines Inhabers der geistigen und weltlichen Macht der mohammedanischen Kirche, wirken läßt. In der Wirklichkeit, also mehr ins Innere gewendet als nach außen gerichtet, scheint aber dieses «Schwert der Religion» nicht in seiner Betätigung für diese innere Befestigung mit der Idee eines «heiligen Krieges» verbunden zu sein. Denn obwohl bei dieser Wendung zur inneren Befestigung die Interessen der Religion innerhalb der mohammedanischen Gemeinde vorzuherrschen scheinen, sehen wir doch, daß die mohammedanische Theorie des Kriegsrechtes, im Hadîth und älteren Fikh, den Begriff eines heiligen Krieges, in einer ausdrücklichen Scheidung von den kriegsrechtlichen Bestimmungen der Bekämpfung von «Sektierern, Rebellen und Wegelagerern», für den Kampf gegen Ungläubige in Anspruch nimmt, die der kirchlichen Ordnung des Staates noch nicht zugeführt, außerhalb dessen Gemeinschaft stehen¹⁷⁾. Die Bestimmungen des Dschihâds scheinen somit den tatsächlichen Verhältnissen der späteren Epochen eher enthoben, als auf dem Boden ihrer realen Bedürfnisse behandelt zu sein. Sie sind statt von den Notwendigkeiten der Zeit beherrscht, vielmehr den Umständen der Zeit abgewendeten theoretischen Interessen preisgegeben, welche die Rücksichtnahme auf diese Notwendigkeiten eher abzustreifen geneigt sind. Nach der Ablösung der Wirklichkeit von der Religion in jenen «Glaubenskämpfen» der Frühzeit vollzieht sich also in späteren Epochen ganz entgegengesetzt eine Ablösung der religiösen Theorie von der Wirklichkeit. Das aber ist ja entschieden

¹⁶⁾ Siehe H. Pissard, *La guerre sainte en pays chrétien. Essai sur l'origine et le développement des theories canoniques.* Paris 1912. (Bibliothèque d'histoire religieuse) S. 14, 23.

¹⁷⁾ Solche Ungläubige heißen *Muṣrikûn*, eine weitschichtige Benennung, die ursprünglich nur auf Heiden (Vielgötterei) Beziehung nimmt, mit der Zeit jedoch bei Ausschließung heretischer Ungläubiger auch auf Juden und Christen ausgedehnt wurde. S. Le comte Léon Ostrorog, *Traité de Droit public musulman etc.* Tome II, 1906, S. 2—3. Note 1. S. übrigens weiter unten (V).

die Art, in der jenes an der Vergangenheit sich orientierende, so eigentümlich reflektierte Recht zu Werke geht, das in der mohamedanischen Theorie mit seiner Vorliebe für die verklärte Vergangenheit sich in diese zurückzieht und im Streben, ganz in ihr aufzugehen, sich am liebsten in ihr verlieren möchte. Wir sind dieser auch psychologisch hochinteressanten Theorie mit ihrer Richtung, welche sie in einer Abhebung von den tatsächlichen Verhältnissen ihrer Zeit, zum verherrlichten Zeitalter des Frühislâms einschlug, in dieser Zeitschrift schon begegnet. In einem anspruchslosen Versuch zum öffentlichen Recht des Islâms¹⁸⁾ hat der Verfasser gegenwärtiger Erörterungen die Ehre gehabt, darauf hinzuweisen, wie diese eigentümlich anmutende Theorie in einer Entziehung von der geistigen Atmosphäre, welche die nach dem Dafürhalten der Frommen und Gottesgelehrten, unrechtlichen dauernden Machtverhältnisse ihrer Zeit geschaffen haben, sich eine eigene geistige Atmosphäre zurechtgemacht hat und in einer inneren Überwindung der Mächtigen im Lande, auf einer achtunggebietenden Höhe selbstloser Prinzipientreue, ihre eigenen Wege ging, auf welchen ihrer romantischen Begeisterung für die gute alte Zeit jene Vergangenheit als Leitstern gedient hatte. Wir sahen wie die prinzipiellen Forderungen dieser intransigenten Theorie in einer schroffen Abweisung der gering eingeschätzten, «minderwärtigen» Gegenwart, nur die Vergangenheit zu befriedigen vermochte, in der sie das Ideal einer sittlichen Wiedergeburt «am Ende der Zeiten» gesehen hat. Dieselbe Theorie konstruiert nun einerseits die Idee des Glaubenskampfes unter Einflüssen, die sie von der universalistisch angehauchten Religiosität ihrer Epoche und — wie das in einer Spezialarbeit noch erörtert werden soll — aus der Berührung mit anderen religiösen Ideenkreisen empfing; entwickelt aber andererseits die Lehre vom Dschihâd im Dämmerlichte ihrer romantischen Schwärmerei, die über allen ihren Bestimmungen schwebt und auf dieselben bestimmend ausgewirkt hat. Bei dieser Hingabe an die überragende sittliche Kraft der ältesten Islâm-gemeinde bekundet dann die romantische Theorie einen ganz besonderen Eifer, die Anpassung an das Ideal im theoretischen Ausbau des heiligen Krieges zu voller Wirkung zu bringen. Das Tun und Lassen der Gemeinde des Urislâms, an deren Musterbilde — welches die religiöse Heroönverehrung des Islâms mit dem Schimmer des Historischen zu umkleiden weiß, und an welchem

¹⁸⁾ Volkssouveränität, Araber und Kalifat. Eine staatsrechtliche Skizze. I. Jahrgang, I. Heft 1912, S. 123 u. ff. dieser Zeitschrift.

die Überlieferung auch sonst die Summe ihrer ethischen Forderungen zu demonstrieren pflegt — wird in der Diskussion des heiligen Krieges, über alle praktischen Forderungen der Gegenwart hinweg, mit einer um so größeren Nachdrücklichkeit mit gesteigerter Bedingungslosigkeit für die Gläubigen zur Richtschnur gemacht. Der Umfang der gesetzlichen Normen für den heiligen Krieg, die, wie überall im mohammedanischen Recht, auf der Grundlage der Präzedenzfälle in der Praxis und Auffassung des Propheten und seiner «Genossen» festgelegt werden, erscheint da in einer überspannten doktrinären Einschränkung auf jenen Bannkreis der Geschehnisse in der Urgemeinde. Man bekommt den Eindruck, daß die Theorie in der Behandlung dieses Gegenstandes in einer Eliminierung aller Beziehungen auf etwaige spätere Zeiten noch weniger als sonst in der Diskussion des Staatsrechtes, zu diesen irgendein Verhältnis gewinnen möchte. Es gilt eben, den Geist des vorbildlichen Zeitalters gerade da, wo sein Eifer für die Religion im Kampf für den Glauben «gipfelt»^{18a)} und die Religion «vollendet» im Rahmen seiner Verhältnisse, in einer starren Abgrenzung gegen «dekadente» Zeiten, diesen schroff entgegenzustellen. Es gilt, die geheiligten Bestimmungen des Krieges gegen die «Vielgötterei», so wie diese im Idealstaat der «dreißig Jahre» nach dem Tode des Propheten in «Geltung» waren, aufzubewahren für den religiösen Eifer der Zeiten, die da kommen werden, um die Zukunftshoffnungen der Frommen der Verwirklichung entgegenzuführen... Natürlich bedeutet diese Erhaltung für die Zukunft zugleich eine Unentbehrlichkeit für alle Zeiten. Denn das bleibt einmal ein unwandelbares Postulat der Gemeinde, daß das «Schwert der Religion» nichtsdestoweniger im Dienste einer fortschreitenden Erziehung der Menschheit zum Islâm in Schwung gebracht, daß der Dschihâd bis zur «Stunde» (der Auferstehung) ohne Aufhören fortgesetzt werden müsse^{18b)}, und daß dieses wirksamste Machtmittel der Staatskirche erst mit der durchgreifenden Erneuerung der Welt durch den endgültigen Sieg des Islâms aus der Welt geschafft werden könne. — Diese religiöse Überzeugung verschiebt diese «Stunde» bald in eine weite Ferne, bald setzt sie ihr eine nahe Grenze. Es gab eine Zeit, da der beängstigte Islâm das «Erstehen» dieser «Stunde» im wüthen Ansturm ungläubiger Horden zu gewärtigen vermeinte, als die

^{18 a)} Der Dschihâd gehört zu den «höchsten» Dingen, in welchen die Betätigung der Religion ihren Kulminationspunkt erreicht. Solche Hadithe sind häufig. Ra'su-l'amr el-islâm . . . wa-zûrwet sanâmihi-l-gihâd. (Bağawî Masâbih es-sumah Bd. I: 5.)

^{18 b)} Der Dschihâd besteht seit der Sendung des Propheten und dauert bis zur Vernichtung des Antichrist (masihu-l-dağğâl). S. z. B. Masâbih es-sunnah ebd. 6 (unten).

bittere Notwehr gegen die an den Grenzen mohammedanischer Reiche auftauchenden Turkstämme dem Islâm das Schwert in die Hand gedrückt hatte. Da wurde dem Propheten der Ausspruch in den Mund gelegt: «Nicht eher kommt die ‚Stunde‘, als die klein-äugigen, rotwangigen Türken (turk pl. 'atrâk) mit den Spitznasen von euch bekämpft werden, deren Antlitz an Lederschilder (mutrak) erinnert... und nicht eher kommt die ‚Stunde‘, als von euch das Volk mit seiner Fußbekleidung aus Fellen bekämpft wird¹⁹⁾...» Die Geschichte belehrt uns, welchen Sieg der Islâm über seine turânischen Bezwingler errungen hatte, wie Türken (Ferghâner) und Mongolen als seine Vorkämpfer den entschwundenen Glanz seiner Waffen wieder aufleuchten ließen, wie sie die mohammedanischen Länder zu einem einheitlichen Reich des Islâms wieder zu vereinigen wußten, das an innerer Kraft und äußerem Glanze hinter jenem der umschwärmten Vergangenheit des arabischen Reiches des Islâms nicht zurückbleiben sollte. Heute sind es die Ottomanen, also wieder Turânier, dieselben Türken, die unter dem Losungswort des «heiligen Kriegs» einen Kampf führen, «wie ihn seit den großen Eroberungszügen der Araber» jener selben Vergangenheit «im VII. Jahrhundert, die islâmische Welt in ähnlicher Entfesselung und weittragenden Folgen vielleicht noch nicht gesehen hat»²⁰⁾.

IV. Die geschilderte Geistesrichtung beherrschte, wie gesagt, das mohammedanische Recht, als die Lehrmeinungen in den Kontroversen der Theologen, wie im ganzen Staatsrecht, so auch in seinem Abschnitte über die Lehre des Dschihâds, mit der Zeit eine Ausgestaltung zur geschlossenen Theorie erfuhren, sobald die Polemik auf der ganzen Linie der Diskussion zu einer dogmatischen Fixierung gedrängt wurde (also beiläufig um das Ende der Omajjaden- und den Anfang der Abbassidenzeit). Welche eigentümliche Ausprägung einer historischen Fundierung die Lehre vom Dschihâd im Laufe der Auseinandersetzungen über die Fragen des öffentlichen

¹⁹⁾ Buchârîs Traditionensammlung (Sahîh) Kitâbu-l-Gihâd (Krehls Ausgabe) II, 230. Wortspiel mit Turk und Mutrak. S. dazu J. Goldziher's *Mohamm. Studien* Bd. II, 127 und N. 2 daselbst. Die auf die Türkvölker hinweisenden apokalyptischen Allusionen der pârsischen Schriften (aus dem VI. bis VII. Jhrhd.) zeigen mit diesen mohammedanischen so große Ähnlichkeit, daß sich einem lebhaft der Gedanke an die Nachbildung, ja bloße Wiederholung derselben im Hadîth aufdrängen muß. S. z. B. Bahman Jast II, 50 oder III, 3—8. West's Übers. *Sacred Books of the East* Vol. V, 211 u. ff. (Pahlawî Texts I; s. auch Part. III, Einl. XVII zu XXI, 12 u. ff des Dinâi-Mainogî Chired Vol. XXIV.)

²⁰⁾ Hugo Grothe, *Deutschland, die Türkei und der Islâm*. 1914. (Zwischen Krieg und Frieden Nr. 4.) S. 42.

Rechtes in Inhalt und Form von dieser seelischen Nähe der Theorie zur idealen Vergangenheit erhalten hat, davon können wir uns einen ziemlich klaren Begriff machen aus dem staatsrechtlichen Werke Al-Mâwerdîs (Al-Ahkâm es-Sultânijja), das in theologischen Kreisen des Islâms fast gleich von der Zeit seiner Abfassung ab (X. Jahrh. u. Z.) zu einer Art Herrschaft gelangte, und das wir für den abschließenden Höhepunkt der staatsrechtlichen Diskussion ansehen dürfen. Der Abschnitt dieses Werkes über den Dschihâd, welcher unserer gleichfolgenden Darstellung des heiligen Krieges zugrunde liegt²¹⁾, zeigt die Art und Weise, wie sich die Vorstellungen vom heiligen Krieg in den Kreisen der Frommen und der Gottesgelehrten, in der Anempfindung an das ideale Vorbild jener Vergangenheit gestalteten. Er zeigt deutlich, wie ihre schwärmerische Begeisterung für die vorbildliche Zeit in einer Absteckung der gesetzlichen Bestimmungen auf die Vorfälle dieses goldenen Zeitalters und einer peinlich sorgfältigen Umzäunung der Lehre mit ihren normierenden Präzedenzfällen eher auf die starre Abgrenzung gegen die unbehaglich aufgenommene Gegenwart hinzuarbeiten, als eine Richtschnur auch für andere Zeitalter begründen zu wollen scheint. Er zeigt, wie die romantische Diskussion, das Rüstzeug ihrer Argumentation sich mitunter aus dem «geschichtlichen» Fund dieser Präzedenzfälle herholt, auch wo sie dieselben im Gewande der Dichtung aufzufinden weiß. Romantische Gedankenrichtungen waren der Poesie eben nie abhold. Die stolze Erinnerung, die mit Vorliebe bei Szenen der Vergangenheit verweilt, verschmäht es nicht, den rechtlichen Bestimmungen auch in schwungvollen Reimen einen festen Halt zu geben, die sie in der ursprünglichen Form der poetischen Überlieferung im Text des Kriegskodex zerstreut. Diese Aufnahme altarabischer Gelegenheitslyrik in das Gebiet der starren Dogmatik gehört, wie in der ganzen Diskussion der Theologie, so auch hier im öffentlichen Recht, mit zur Schablone der Zeit. In der uns vorliegenden Fassung der Lehre vom Dschihâd bei Almâwerdî ist sie eine anmutige Verbindung von Leier und Schwert.

Unsere Wiedergabe der Lehre vom Dschihâd wird von der Argumentation mit den hier angedeuteten «historischen» Präzedenzfällen, so von den in Reimen festgehaltenen, wie von den in der einfachen und schlichten Art der theologischen Überlieferung des Islâms der Lehre eingefügten, wohl Abstand nehmen müssen. Sie muß aber auch auf

²¹⁾ Wir haben den arabischen Text der europäischen Ausgabe Mâwe-r-dî's *constitutiones politicae ex recensione Maximiliani Engeri* (Bonn 1853) benützt. Den Abschnitt über den Dschihâd enthält das Buch III Bâbu-th-thâlith fi taklîdi-l-'imârah 'alâ-l-ġihâd (S. 57—89).

keit halber Erwähnung tun. Es sind einige Regeln im Eingange des Abschnittes, die sich im Rahmen militärisch-administrativer Allgemeinheiten bewegend, sich auf die Geschwindigkeit des Truppenmarsches, auf die Reit- und Lasttiere des Heeres, auf die Belohnung der regulären Truppen, «der im Diwan²³⁾ eingeschriebenen» (besoldeten), und der Freiwilligen, «der im Diwan nicht eingeschriebenen» (unbesoldeten), auf den Informationsdienst der Vorgesetzten über die Zustände in der Armee, auf den Alarmruf der Truppenkorps, auf die Überwachung derselben gegen die Wühlereien verräterischer Elemente, endlich auf die Verhütung aller Uneinigkeiten im Heere, die sich aus einer ungerechten und parteiischen Handhabung der Zucht und der Disziplinargewalt leicht ergeben können, beziehen. Instruktionen also für den Emîr, durch deren Beachtung er unter den Truppen Ordnung erhalten, deren Leistungsfähigkeit steigern und dem heiligen Krieg den erwünschten ergebnisvollen und siegreichen Ausgang angedeihen lassen soll. Statt diese allgemeinen Vorschriften im einzelnen näher zu verfolgen, wenden wir unsere Aufmerksamkeit lieber gleich der «zweiten Abteilung» der «Prinzipien» ('ahkâm) zu, in welcher das Handeln der Kriegsleitung Maßnahmen ganz spezieller Natur unterworfen ist, wobei wir Verpflichtungen in der bestimmten Formulierung gegenüberstehen, die den besonderen Interessen des mohammedanischen Religionskrieges entspricht.

Wie schon erwähnt, richtet sich der Dschihâd auf jedes Gebiet, das dem Islâm noch nicht unterworfen und derart noch kein Islâmgebiet (Dâru-l-Islâm, «Wohnstätte des Islâms») ist. Was sich über die Grenzen des Islâmgebietes erstreckt, wird, bei der unablässigen Tendenz zum kriegerischen Angriff, notwendig, als Kriegsgebiet (Dâru-l-harb, «Wohnstätte des Krieges»), die Gemeinde des Islâms selbst aber den Ungläubigen gegenüber bis zu deren Unterwerfung grundsätzlich als im Kriegszustande befindlich vorausgesetzt. Die notwendige Folge davon ist, daß jede Friedensidee, in dieser Theorie, so recht an einen immerwährenden Krieg gegen Ungläubige anknüpft, an einen Frieden, der Schlachtengeist atmet, in folgedessen in den Regeln des mohammedanischen Kriegsrechtes auch die Richtschnur für das praktische Verhalten in den Beziehungen zu Ungläubigen, wie auch die Bestimmungen des internationalen Rechtes für die Verhältnisse im Frieden gegeben sind. — Die

²³⁾ Die (persische) Benennung der militärischen Buchführung im Frühislâm, in dessen Rechnungsamtwesen ebenso wie der ganzen Verwaltung, die in den obersten Ländern vorgefundenen Ämter — wie eben auch in Persien — beibehalten wurde.

daraus erwachsende Rechtsordnung des mohammedanischen Gesetzes für Nichtmoslime im Straf- und Verwaltungsrecht lassen wir hier unberührt. — Es liegt auf der Hand, daß bei einer solchen dogmatischen Fassung auch des Friedens als *État de guerre* — wird diese Theorie ad absurdum geführt — der Kriegszustand der Normalzustand, der Frieden hingegen immer nur ein Ausnahmestand sein kann, in dem die Fehde ruht. Bei der Umsetzung des nicht aktuellen Krieges dieses Ausnahmestandes in den aktuellen eines solchen «Normalzustandes» können die Streitkräfte des Dschihâds zwei Kategorien (*sanfân*) von Ungläubigen gegenüberstehen. Je nachdem der Aufruf, sich zum Islâm zu bekennen, an diese einmal schon ergangen (*balagathum da'watu-l-islâm*) — ohne diesen vorhergehenden Aufruf (*da'wah*) dürfen die Feindseligkeiten nicht eingeleitet werden^{23a)} — oder noch nicht ergangen (*lam balagathum*) ist. Im ersteren Falle können die Ungläubigen, je nach dem Dafürhalten des Emîrs, auch ohne jede formelle Kriegserklärung, mit dem Einsetzen rücksichtslosesten Zugreifens auch im nächtlichen Überfall bekämpft und ihre Äcker und Felder schonungslos verwüstet werden. Im letzteren Falle müssen zu ihrer Bekehrung mittels der beweiskräftigen Mittel der Lehre, mit dem Hinweis auf die alle Einwendungen «entkräftenden» Beweise der Prophetie (*mu'gizâtu-n-nubuwwet*) und mit den «handgreiflichen Argumenten» der Religion (*zuhûru-l-huggat*) alle Hebel in Bewegung gesetzt werden. Beharren sie aber störrisch in ihrem Unglauben, so können sie, nach dem Versagen aller um ihre Bekehrung verwendeten Mühe, jedoch erst nach vorausgehender Kriegserklärung angegriffen und bekämpft werden. Indem bei der weitem Ausdehnung des Reiches angrenzende Völker schwerlich dem «Aufruf» zum Heil entgangen sein mochten — sagt *al-Mâwerdî* — obliegt der Gemeinde «heute» die Pflicht der Kriegserklärung nur gegenüber Völkerschaften in ganz entfernten Gebieten, bei welchen eine volle Unkenntnis über den Islâm bestimmt angenommen werden kann. Für eine rigoristischere Lehrmeinung folgt daraus, daß gegen Ungläubige angrenzender Gebiete der Dschihâd auch ohne Einladung zum Islâm und ohne Kriegserklärung geführt werden kann.

Jedes Unterlassen eines Versuchs, auf die Ungläubigen mit diesen Argumenten der Religion einzuwirken, verleiht ihrer Tötung die Eigenschaft eines rechtswidrigen, vorsätzlichen Blutvergießens, wo-

^{23 a)} Diese Bestimmung läßt eine Übertragung aus dem Parsismus vermuten, in dem wir — um es in einer Vorwegnahme anderwärtiger Erörterungen anzudeuten — die eigentliche Quelle dieser religiösen Vorstellungen über den Krieg zu erkennen glauben. S. weiter unten S. 26, Note.

für das Gesetz nach ihrer Überwindung die kriminelle Bestrafung des Emîrs beanspruchen kann²⁴). In der näheren Bestimmung der Strafe gehen die Lehrmeinungen auseinander. Eine, «das beste Rechtssystem der Schule es-Şâfi'î's»²⁵), besagt, daß ein derartiges Hinmorden von Ungläubigen mit einem Blutgeld (dijja) in der Größe eines für den Todschatz eines Gläubigen festgesetzten wettgemacht werden müsse (kadijjâtu-l-muslimîn)²⁶). Eine andere bestimmt, daß der Emîr dafür «bloß» die Entschädigung aufzubringen habe, welche für die Tötung von schutzbefohlenen Ungläubigen (kadijjâtu-l-kuffâr 'alâ 'ichtilâfihâ) beansprucht werden kann, also einen um ein beträchtliches kleineres Entgelt zu entrichten habe²⁷). Eine dritte vertritt die Ansicht, daß für die vorsätzliche oder unbeabsichtigte Tötung von Ungläubigen auf Feindesgebiet keine Anordnung einer Strafe zuerkannt werden könne; ihr Blut ist «ohne Wert», infolgedessen auch keine Schuld des Todschatzes vorliegen kann.

Aber gleich die nächstbehandelte Frage zeigt anschaulich, wie diese Diskussion bei der Anknüpfung an gewichtige kriegsrechtliche Fragen darauf hinarbeitet, aus dem Zusammenhange auch mit solchen Gegenständen je mehr Inhalt zu gewinnen, die nur für das bisher so oft erwähnte vorbildliche Zeitalter Bedeutung haben. Nach der ganz geringfügigen Frage, ob einzelne Kämpfer im Dschihâd sich unter den uniformierten Gottesstreitern mittels unterschiedlicher Ausrüstung oder eines buntscheckigen Rosses kenntlich machen dürfen — eine Frage, die übrigens durch die Verhältnisse eines weit entrückten Milieus bedingt ist^{27a}) — wird hier die andere Frage aufgeworfen, ob nämlich ein Gottesstreiter im Dschihâd zu einem Zweikampf herausgerufen, sich zu einem solchen herbeilassen dürfe oder nicht. Mit der Anknüpfung an diese Frage verrät hier diese

²⁴) Die Strafe kann jedoch, sofern es sich um die Tötung eines «Ungläubigen» handelt, nie die Todesstrafe sein. «Ein Muslim soll wegen eines Ungläubigen nicht getötet werden (lâ juktal muslim bikâfir) ist ein nachdrücklich betontes Princip in der Şafi'itischen Doktrin des mohammedanischen Rechts, in deren Rechtsanschauungen sich auch die Bestimmungen Almâwerdis meistens bewegen.

²⁵) S. vorhergehende Note.

²⁶) Hundert Stück Kamele zwischen 2—5 Jahren; oder 1000 Dinâre, das Blutgeld einer ungläubigen Frau beläuft die Hälfte. 1 Dinâr entspricht 14—15 Frks.

²⁷) Ein Drittel der für die Tötung eines Muslims festgesetzten, also 325 Dinâre. Für die Tötung eines Feueranbeters (Magiers) viel weniger.

^{27a}) In der Beschreibung der «Dschihâds» der älteren Epoche pflegen auch die Chronisten die ausnehmliche Rüstung von Mann und Roß mitunter hervorzuheben. Die Stellen, an welchen mir das begegnet ist — sie sind auch bei Ibn Hişâm häufig — sind mir entgangen.

Jurisprudenz ihr Streben, mehr innerhalb einer Rechtfertigung in eine historische Ferne gerückter Vorgänge, als im Dienste einer lebendigen Gegenwart wirken zu wollen. Denn daß es sich in dieser Diskussion dabei nicht um eine reale Kampfweise späterer Epochen handeln könne, kann bei einiger Kenntnis des Kriegswesens während der ersten Jahrhunderte des Islâms leicht festgestellt werden. Derartige Kämpfe zu zweien gehörten eben zu den Gefechten der Araber meistens vor dem Islâm. In der arabischen Überlieferung über die «Tage der Leute» ('ajjâm en-nâs) hat eine schwärmerische Erinnerung solche Zweikämpfe in der Beschreibung dieser Gefechte immer mit einer gewissen Vorliebe hervorkehren lassen²⁸⁾. Sie bilden als Bestandteil einer primitiven Kampfart ein arabisches Seitenstück zu den Einzelkämpfen der nicht minder primitiven Kampfart in den antiken Epopäen^{28a)}. In den Kriegszügen Mohammeds, die anfangs ja selbst nichts weiter als Scharmützel nach der gewöhnten Strategie altarabischen Stils waren, dürften diese Zweikämpfe vor der Front eine Zeitlang eine natürliche Fortsetzung gefunden haben. Wir wissen jedoch, daß der Islâm schon zur Zeit Mohammeds auf eine Anordnung und Taktik überging, welche jener der Byzantiner und Perser nachgeahmt war, mit deren Gefechtsformation der Linienaufstellung in einer oder mehreren enggeschlossenen Reihen und mit deren Anmarsch in der Linie solche Zweikämpfe nicht vereinbar waren²⁹⁾. Der Übergang auf den Linienanmarsch wird im Korân berührt, Mohammed selbst hat ihm eine Sanktion gegeben. «Siehe, Allah liebt diejenigen, welche auf seinem Pfade in Schlachtordnung kämpfen, als wären sie ein gefestigter Bau» (Sûrah LXI: 4.)^{29a)}. — Ja, noch mehr: zur Zeit, in welcher zur dogmatischen Fixierung dieser kriegsrechtlichen Bestimmungen geschritten wurde, hat die Gefechtsweise der mohammedanischen Streitkräfte längst eine tiefgehende weitere Umbildung erfahren, die der Entfaltung der Heldenhaftigkeit in solchen Zweikämpfen noch weniger Raum gewähren konnte. Hat doch der letzte Omajjade (Merwân II.) auch diese Formation aufgegeben, um an deren Stelle eine Marschordnung und den Angriff in abgesonderten Truppen (Kardûs, cohors) und deren plötzlichen Ansturm zu

²⁸⁾ Caëtani Studi I. 358 ff.

^{28a)} Ebenda 362.

²⁹⁾ Kremer, Kulturgeschichte des Orients unter den Kalifen. Bd. I. S. 217.

^{29a)} Wie diese militärische Anordnung — so wie sie vorzüglich der persischen abgelautet wurde — und der Kult der Parsen sich zu gemeinsamer Wirkung auf die Gebetsreihe im Kult des Islâms verbanden, soll von dem Verfasser dieser Erörterungen in einer anderen seit längerer Zeit vorbereiteten Arbeit deutlich gezeigt werden.

setzen³⁰⁾. Aber um zu unserer Diskussion zurückzukehren: entscheidet in einem schier endlosen Für und Wider die Kontroverse über diese Frage, daß der Zweikampf nicht unerlaubt sei, hingegen nur solchen Vorgesetzten (za'ím) im Heere gestattet werden dürfe, die kein höheres Kommando inne haben, damit der Verlust eines Führers im Heere keine unruhige Verfassung der Truppen, oder infolgedessen keine eventuelle Niederlage derselben zur Folge haben möge.

Wenn auch keine gesetzliche Vorschrift (wajagûz li-l-emîr), steht es doch im Interesse der Erreichung des religiösen Zieles, daß der Emîr vor dem Beginn des Dschihâds, diejenigen Soldaten (als Teilnehmer am Dschihâd heißen diese Mugâ-hidûn), welche dazu geneigt sind, nach Möglichkeit für ein Martyrium (Šihâdah, Märtyrer heißt šâhid pl. Šuhadâ'u) zu gewinnen suche. Die Wucht ihres Zugreifens trägt die doppelte Möglichkeit in sich, den Heldenmut der übrigen Moslime zu entfachen, während sie ihre Wirkung auch auf die «Vieltöterer» (mušrikûn) nicht verfehlen könne, die vom Anblick ihrer Todesverachtung, welche den Šahîd's das Vertrauen auf «Allah und auf seinen Beistand» gegen sie einzuflößen vermag, nicht in geringem Maße getroffen werden dürften³¹⁾.

Der Dschihâd kann unter Umständen für sämtliche waffenfähigen Männer der Ungläubigen verhängnisvoll werden. Es steht den Gottesstreitern frei, dieselben, so sie in ihre Gewalt geraten, zu töten, gleichviel, ob sie am Kampfe teilnahmen (muhârib), oder nicht (gejr muhârib). Die theologische Kontroverse zeigt allerdings einige Empfänglichkeit für dürftige Ausnahmen von der grausamen Regel. Denn der Meinung einiger Gottesgelehrten zufolge sollen Greisen und Mönchsbrüdern «denjenigen, welche Einsiedlertürme (sawâmi')³²⁾ bewohnen» — eine Menschenkategorie, der gegenüber schon das arabische Heidentum eine freundliche Gesinnung bekundet hatte — im Dschihâd die Vorteile einer gewissen Immunität gegönnt werden. Andere «Gottesgelehrte» aber, die sich in einen

³⁰⁾ Kremer ebenda S. 219. Die Anordnung des Heeres in der tabij'ah-Ordnung in Nachahmung der Strategie der Perser und Griechen Ibn Kaldûn Prolegomena 68 (französische Übersetzung S. 78: Notices et Extraits).

³¹⁾ Wie die Idee des Martyriums im Islâm christliche Einflüsse entwickelt haben, zeigt J. Goldziher Moham. Studien Bd. II, S. 382 u. ff. Hadith und Neues Testament. Goldziher weist da, unter anderem, nach, wie die Šuhadâ'u im Korân selbst «einen bestimmten Kreis der Frommen bezeichnen», während mit denselben erst in der späteren Zeit «Blutzeugen» gemeint werden. —

³²⁾ Wie diese samt den christlichen Glockentürmen (arabisch ebenso genannt) auf die Entstehung und Entwicklung der Minarets ausgewirkt haben, zeigt Thiersch, Pharos (1907) S. 68 u. ff.

grausameren Kriegskodex einschnüren, wollen auf diese Schwachen und Wehrlosen keine Rücksicht nehmen, auch nicht im Falle, «wenn diese am Kampf gar nicht teilnehmen.» Denn diese können dem Feind eventuell geheime Dienste leisten, was für die Gläubigen mitunter verhängnisvoller werden kann, als wenn sie sich am Kampfe aktiv beteiligen. Dem vorzubeugen, sollen allerlei sentimentalen Humanitätsrücksichten die hehren Zwecke des Islâms vorangestellt werden.

Günstiger gestaltet sich das Schicksal der Frauen und Kinder. Die Lehrmeinungen aller Richtungen stimmen darin überein, daß diese nicht getötet werden dürfen, aber nur, insoweit sie am Kampfe nicht teilnehmen³³⁾. So sie sich aber an diesem beteiligen, dann können sie — sie müssen's nicht — von den Mugâhids für ein kombattantes Element angesehen und bekämpft werden. Sie dürfen jedoch nur getötet werden, wenn sie gegen die Muslims Front machen (mukbilîn), nicht aber, wenn sie die Flucht ergreifen (mudbirîn). Der gute Wille dieser Jurisprudenz zur Menschlichkeit tritt klar zutage, indem sie die Mugâhids von der Tötung von Frauen und Kindern zurückhält, falls der Feind dieselben zur eigenen Deckung in unbarmherziger Weise vor die Front seiner Krieger vorzuschieben, mit den Forderungen einer anständigen Kriegführung für vereinbar hält. Die Tötung von Frauen und Kindern ist dann nur gestattet, wenn an den Feind selbst heranzukommen ohne die Anwendung dieses Gewaltmittels, für die Muslims keine andere Möglichkeit da ist. Falls vom Feind zu ähnlichem Zwecke in seiner Gewalt befindliche muslimische Gefangene vorgeschoben werden, dann sollen sich die Mugâhids — indem sie von einer Zernierung bedroht werden — heraus helfen wie sie eben können» (kajfa 'amkanahum) heißt es nach diesem Kriegsrecht, das sich über die Tötung von Muslims in solchem Falle keine zu vielen Gedanken macht, wiewohl es eine vorsätzliche Tötung von Gläubigen am liebsten vermeiden möchte. Der unvermeidliche Todschatz von solchen gefangenen Muslims kann in diesem Falle mit einer Entschädigung³⁴⁾ und einer Poenitenz (bi-d-dîjah wa-l-kaffârah, letztere besteht gewöhnlich aus der Befreiung eines mohammedanischen Sklaven und aus einem monatelangen Fasten bei Tag) gesühnt werden. — Der hohen Bedeutung gemäß, die in den Kriegen des Islâms der Kavallerie zufällt, deren

³³⁾ Über den Vorbehalt der in der Lehre diesbezüglich mit Frauen oder Kindern königlichen Geblüts gemacht wird, die ebenso, wie sehr gescheite Frauen, von welchen sich der Feind guten Rat holen kann, zu töten sind, s. Literatur bei Ostorrog a. a. O. S. 40, N. 2.

³⁴⁾ S. oben S. 22, N. 26—27.

Förderung besonders in den Grenzgebieten des Islâms die religiöse Überlieferung im Hadîth immer so nachdrücklich befürwortet, wird hier eine Einschränkung des Blutvergießens auch den Reittieren des Islâms zudedacht, deren Bemitleidung — auch in der Sympathie des Korâns für Tiere begründet — die kriegsrechtliche Diskussion zur Festsetzung einiger Bestimmungen veranlaßt³⁵⁾.

Eine »dritte Gruppe der Prinzipien der obersten Heeresleitung« umfaßt Grundsätze allgemeiner Natur, die der Strategie und Taktik des Heerführers zugrunde liegen sollen. Der Erfolg der praktischen Kriegskunst, deren hauptsächlichste Aufgaben hier eine religiöse Sanktion erhalten, soll erreicht werden durch die richtige Eignung des Emîrs zur Kriegsleitung, durch seine Wachsamkeit gegen Feindeslist und durch seine Überlistung des Feindes; durch sein Verständnis für die richtige Auswahl des Kriegsfeldes und durch seine sorgfältige Überwachung des Verproviantierungs- und Vorpostendienstes. Er soll aber auch eine gewisse Beredsamkeit an den Tag legen — die Araber waren immer rhetorisch veranlagt — er soll mittels gut angebrachter Vorstellungen, die er seinen Soldaten macht, deren gesteigerte Kampflust bewirken. Diejenigen Gottesstreiter, welche eher zu den Gütern der Welt hinneigen (’ahl e-d-dunjâ), möge er ermutigen mit der frohen Aussicht auf reiche Beute (ganîmah); gottesfürchtige Gemüter (’ahlu-l-âchiret «Leute der andern Welt») soll er anregen mit Vorspiegelungen der Wonnen im Paradies³⁶⁾. Auch soll der Emîr nie eigensinnig auf seiner eigenen Meinung bestehen; er möge unter Umständen auch Leute, von deren Meinung etwas gehalten werden könne (zû-r-ra’j), zu Rate ziehen. — In der Bestimmung dessen, welche Angelegenheiten im Dschihâd

³⁵⁾ In der Zeit vor dem Islâm (Dschâhilijja) pflegten die Kämpen ihr Reittier, sofern der Kampf ganz erbittert wurde, zu töten, damit es, falls sie vom Gegner überwunden werden, diesem nicht mit zur Beute falle. Die Lehre, die hier an Begebenheiten im Frühislâm anknüpft, scheint damit der heidnischen Sitte entgegenzutreten.

³⁶⁾ Wie einige dieser Bestimmungen aus dem Untergrund des Parsismus hervorgewachsen sein dürften, zeigen deutlich auch die Weisungen an die Heerführer der Sassanidenzeit, die mit den eben angeführten auffallend übereinstimmen. . . le jour de combat, celui-ci (der Heerführer) devait enhardir les troupes à encourir la mort, en leur rappelant le devoir de combattre les infidèles, les récompenses qu’ils pouvaient obtenir dans ce monde-ci et la rémunération . . . dans . . . l’autre . . . c’était la coutume que le général exhortât, avant la bataille, l’ennemi à se soumettre au Roi . . . et à la religion zarathoustrienne . . .» Arthur Christensen *L’empire des Sassanides, le peuple, l’état, la cour* S. 63. (D. Kgl. Danske Vidensk. Selsk. Skrifter 7. R. Hist. Filos. Afd. I, 1; Kopenhagen 1907.) Vgl. damit Dênkard VIII, 26, 14—23 (s. Contents of the Nasks. Pahlawî Texts Part. IV, S. 88 u. ff.: Sacred Books of the East Vol. XXXVII).

eine gründliche Überlegung im Rate erheischen, gehen die Lehrmeinungen der Interpretation (t'awîl), welche hier an eine entsprechende Verordnung des Korâns anknüpft, vielfach auseinander; wir wollen uns auf diese hier nicht näher einlassen. — Indem ferner das Tun und Lassen der Gottesstreiter vom Gebot der Religion, oder, was hier auf dasselbe hinausläuft, durch die Moral bestimmt ist, so ist es nur selbstverständlich, daß dem Emîr auch die Kontrolle des sittlich-religiösen Verhaltens seiner Krieger anheimfällt. Besonders hervorgehoben zu werden verdient die «zehnte» unter den Pflichten, die in dieser Gruppe der Bestimmungen dem Emîr obliegen, weil sie deutlich erkennen läßt, wie diese Diskussion des Kriegsrechtes ihre Stärke in der Anwendung ihrer Regeln auf Zeitverhältnisse zu zeigen sucht, welchen die Gesellschaftsform des Islâms längst entwachsen ist. Nach ihrem Wortlaute heißt es: «Er dürfe es nicht geschehen lassen, daß irgendwelcher seiner Kämpfer sich dem Handel oder der Landwirtschaft ergebe.» Aus derartigen Beschäftigungen hervorgehende Sorgen gefährden den militärischen Geist und die freie Verwendung zum Kriege. «Der Prophet hat gesagt: Ich wurde entsendet, kundzutun Zorn und Milde, nicht aber, um die Menschen zu Krämern und Landbebauern zu machen; das Schlimmste an dieser Religionsgemeinde sind der Kaufmann und der Ackerbautreibende, wenn nicht der Geizige an Sachen der Religion etc. (ein Hadîth)» . . . Daß hier ein Zusammenhang mit den Verhältnissen der guten alten Zeit des Islâms vor Augen liegt, deren Gesellschaftsordnung mit ihrer Beschränkung der wirtschaftlichen Selbstbestimmung weit hinter dem Zeitalter Almâwerdî's zurückliegt, braucht nicht eigens gesagt zu werden. Seit der Zeit, da der «gläubigen» Kämpferschaar der Muslims die vornehme Aufgabe des Kriegsdienstes zufiel, der «misera plebs contribuens» der nicht-moslimischen, «fremden» Untertanen aber die Aufgabe der Ernährung der «gläubigen» Herren zugewiesen wurde, verflossen Jahrhunderte, in deren Lauf der mohammedanische Staat zur Aufhebung einer solchen Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung schreiten mußte. Inzwischen hat sich der Kriegerstand, der sich in den strategisch so wichtigen Standlagern von Basrah und Kûfah angesiedelt hatte und dem Omar den Ackerbau aufs strengste untersagte, allmählich in eine Bürgerschaft von Gewerbetreibenden, Kaufleuten und Grundbesitzern verwandelt, die sich im ganzen 'Irâq zerstreut hatte³⁷⁾. Mâwerdî selbst wurde im Jahre 364 d. H. (974 u. Z.) zu Basrah als Kaufmannssohn geboren.

³⁷⁾ Kremer, Kulturgeschichte d. Orients unter d. Kalifen. Bd. I, 205. Derselbe, Kulturgeschichtl. Streifzüge, 64 u. ff.

In einer «vierten Abteilung» der Bestimmungen wird den Moslimen sichergestellt, daß Allah sie jederzeit einer Überlegenheit teilhaftig werden lasse, vermöge deren eine kleinere Anzahl von Mohammedanern der Übermacht des Feindes mit Erfolg entgegenzutreten und diesen zu schlagen geeignet ist. Es ist den Mugâhids nicht gestattet, vor der zweifachen oder gar minderen Übermacht der Ungläubigen zurückzuweichen oder die Flucht zu ergreifen — es sei denn aus List, um sich auszuruhen, oder infolge taktischer Überlegung, um sich mit anderen Truppenkörpern zu vereinigen. — Aber einer zweimal so großen Übermacht gegenüber durchzuhalten, ist ja — meint diese Diskussion — nichts, was kampfesfrohen Moslimen über die Kräfte ginge; für wahrhaftige Gottesstreiter ist das nicht einmal die größtmögliche Leistung. Hat doch Allah, heißt's da weiter in Anknüpfung an Korân und Hadîth, im Zeitalter des noch blutigen Islâms an die Handvoll Leute der Kampfesschar des Propheten die weit größere Anforderung (die Verpflichtung, farada) gestellt, sogar eine zehnfache Übermacht zu bekämpfen³⁸⁾. Mit dem Anspruch: ein Muslim gegen zwei Ungläubige³⁹⁾ ist Allah zur «Erleichterung» (chaffafa) für die Gemeinde an diese erst herangetreten, als die Anzahl der moslimischen Kämpfer zu jener besten aller Zeiten, sich bedeutend vermehrt hatte. — Ohne die verhüllte Absicht, auf die Ungläubigen wiederum loszugehen, ist ein Umkehren nur gestattet, wenn die numerische Überlegenheit des Feindes das Verhältnis von 1 gegen 2 überschreitet und ein weiterer Widerstand der Moslimen keinen Erfolg verspricht⁴⁰⁾.

Muß der muslimische Streiter der Übermacht des doppelt so starken Feindes auch dann widerstehen, wenn ihm unter Umständen der sichere Tod droht, es aber ihm selbst zum Widerstande an nötiger Kraft gebricht? Auch darüber hören wir die Lehrmeinungen auseinandergehen. Nach der einen heißt es, daß er vor dem Feinde selbst in diesem Falle nicht zurückweichen dürfe, sich also in den sicheren Tod stürzen müsse. Eine andere meint, daß er dem Feinde den Rücken kehren mag, vorausgesetzt jedoch, daß er sich damit einen Anschluß an die anderen Streitkräfte der Moslimen zu ermöglichen sucht. Die spitzfindige Diskussion über diesen Punkt schneidet endlich ein altehrwürdiger Rechtsgelehrter mit der Bemerkung entzwei, daß der Soldat sich zu schlagen habe solange er könne und die Flucht erst ergreifen dürfe, wenn er ohne zureichende

³⁸⁾ Korân Sûrah VIII: 66, 67.

³⁹⁾ Korân Sûrah VIII: 67.

⁴⁰⁾ Korân Sûrah VIII: 16.

Kraft zum erfolgreichen Widerstand, einem sicheren Tod nicht entgehen kann. Derselbe Rechtsgelehrte meint, daß «das Eingehen auf derartige Distinktionen eigentlich nicht angebracht sei» (lâ i'tibâr bi-hadâ et-tafsîl).

Der Hauptgrundsatz des Soldaten während des Dschihâds muß es sein, daß seine Teilnahme an demselben eine religiöse Aufgabe «bezwecke». Diese besteht aus dem Beistand, den er der «Religion Allahs» zu leisten hat. Das Hauptmerkmal des heiligen Krieges soll eben die Intention⁴¹⁾, die Gesinnung der Mugâhids sein. Sie sollen kämpfen in der gehobenen Stimmung, welche ihnen die Zuversicht zum Triumphe des Islâms verleiht. Sie sollen sich gegenwärtig halten, welche Bedeutung es für die wahre Religion habe, wenn sie den Kampf zur «Vertilgung aller zuwiderlaufenden Religionen» aufnehmen. Der einzige Bewegungsgrund zu ihren kriegerischen Handlungen soll daher «die Erhöhung der Religion Allahs über alle übrigen Religionen» sein, «wiewohl dies den Ungläubigen zuwider sei⁴²⁾». Sie dürfen daher die Vorteile, welche ihnen der Krieg an Gütern der Welt zu bieten vermag, auf ihre Handlungen nicht Einfluß gewinnen lassen. Vermag es der Soldat nicht, sein Mittun im Dschihâd in Einklang zu bringen mit dessen ethischen Zielen, vermag ihn nur die Beutegier dazu zu bestimmen, teilzunehmen am Dschihâd, dann gilt seine Eigenschaft als Gottesstreiter im heiligen Krieg für aufgehoben; dann ist der Beistand Gottes und der «vortreffliche Lohn» verscherzt. Er mag dann wohl ein «Verdiener» (muktasib) sein, der auf materiellen Gewinn hinarbeitet, aber «ein Mugâhid» ist er nicht.

Aus der Walâjah (s. oben) des Emîrs ergibt sich notwendig, daß der Soldat diesem unbedingten Gehorsam schuldig ist und letzterem sich nicht entziehen kann, sobald er in die Walâjah des Emîrs «eintritt» (ed-duchûl fî walâjetihi). Eine bemerkenswerte Auslegung der Offenbarung des Korâns, aus welcher die Sanktion dieses Gehorsams hergeleitet wird und die für den Antagonismus späterer Epochen zwischen Gottesgelehrten und Machthabern (s. oben) bezeichnend ist, will wissen, daß «mit dem Gehorsam gegen diejenigen, welche unter euch den Befehl innehaben»⁴³⁾, der Gehorsam gegen

⁴¹⁾ Der wichtigste Bestandteil aller religiösen Handlungen im Islâm ist eben immer die in der Lehre überall stark betonte Intention, die Nijjah, ohne welche die religiöse Handlung zu einer bloß mechanischen herabgedrückt, an Verdienstlichkeit eine Verminderung erleidet. S. darüber letztendings Prof. Eugen Mittwoch: Zur Entstehungsgeschichte des islamischen Gebets u. Kultus S. 16, Nr. 1. (Abhandlungen d. kgl. preußisch. Akad. d. Wissensch. Jahrg. 1913. Phil.-Hist. Cl. Nr. 2.)

⁴²⁾ In ganz anderem Zusammenhang am Ende der Korânverse 32 u. 33. Sûrah IX.

⁴³⁾ Korân Sûrah IV: 62.

die «Gottesgelehrten» ('el'ulemâ'u) gemeint sei. Insubordination gegen den Kommandierenden gilt als Vergehen gegen Gott und seinen Gesandten. Die Mugâhids sollen die Leitung der Kriegsoperationen unter Vermeidung jeglichen Konflikts mit den Vorgesetzten ganz dem Emîr überlassen⁴⁴), an den sie unter Umständen jedoch mit ihren eigenen Vorschlägen herantreten mögen, so sie ihm von der Notwendigkeit irgendeines Eingreifens, das sie für angebracht halten, seiner Aufmerksamkeit aber entging, rechtzeitig in Kenntnis setzen. — Der Emîr soll, falls seine Untergebenen seine Vorschriften nicht genau einhalten, von seinem Recht, seine Soldaten zu züchtigen (s. oben) Gebrauch machen; er soll jedoch in ihrer Züchtigung immer Milde walten lassen⁴⁵), indem er den Umständen, unter welchen sie sich eines Vergehens schuldig machten, jederzeit Rechnung tragen möge. — Ebensowenig dürfen sich die Soldaten mit dem Emîr wegen der Verteilung der Beute in eine Diskussion einlassen. Der Emîr hat sich bei der Verteilung derselben vom Prinzip der Gleichheit (bi'adli-l-kîsmet) leiten zu lassen. «Was die Beute betrifft, hat Allah eine vollständige Gleichheit festgesetzt zwischen dem Vornehmen und dem Manne aus dem Volke, zwischen dem Starken und dem Schwachen» (bejn eš-šarîf wa-l-mašrûf... bejn el-kawijj wa-dh- dha'if).

Die nun folgende «fünfte» Gruppe der Bestimmungen umfaßt die Gebote, deren Beachtung durch den Emîr, wie es da einleitend heißt, der zähen Beharrlichkeit im Dschihâd um dessen hehren Zweck Vorschub leisten soll. — Es muß alles daran gesetzt werden, damit der Widerstand des Feindes vollständig gebrochen und der Kampf ausgetragen werde mit dem entscheidenden Sieg der Waffen des Islâms. Es muß demnach nachhaltig gekämpft werden, bis sich die Gegner zum Islâm bekennen. Bekennen sie sich zum Islâm, «dann sind unsere Rechte auch ihre Rechte, unsere Pflichten auch die ihrigen» (fajašîr lahum bi-l-islâm mâ lanâ wa 'alejhim mâ 'alejnâ); sie mögen sodann im Besitz ihres beweglichen und unbeweglichen Eigentums belassen werden; ihr Gebiet aber verwandelt sich mit ihrer Bekehrung in eine «Wohnstätte des Islâms» (dâru-l-islâm), es wird also Islâmgebiet, auf dem sich alles dem Gesetz des Islâms (hukmu-l-'islâm) unterordnet. — Die Eroberung konstituiert wohl ein Besitzrecht der Moslms auf das Eigentum des Feindes, nicht aber auf das Hab und Gut von denjenigen unter dem Feinde, die den Islâm während der Feindseligkeiten angenommen haben, deren Eigentum nicht gleich der übrigen Beute zur Verteilung gelangen darf. Eine

⁴⁴) Korân Sûrah IV: 85.

⁴⁵) Korân Sûrah III: 153.

Lehrmeinung beschränkt das Besitzrecht solcher Neubekehrter nur auf deren bewegliches Eigentum (*mâl wa-matâ'*); sie kennt aber keine Reservierung ihres Besitzrechtes auf Grund und Boden. — Die unmündigen, wie die noch nicht geborenen Kinder (*hamal*) solcher Neophyten müssen als weiterer Zufluß an Gläubigen des Islâms angesehen werden. Nach einer anderen Lehrmeinung können jedoch solche Kinder nur in einem beschränkteren Umfange dem Islâm zufallen. Je nachdem der Ungläubige sich auf Islâmgebiet oder Feindesgebiet bekehrt hat. Dann können in ersterem Falle seine auf Feindesgebiet zurückgelassenen unmündigen Kinder nicht für Moslims angesehen werden. Im letzteren Falle jedoch hat die Annahme des Islâms wohl die Einbeziehung seiner unmündigen, nicht aber der von ihm gezeugten und noch im Mutterleibe befindlichen Kinder zur Folge, welch letztere samt der schwangeren Mutter und der schon mündigen Nachkommen Teile der sogenannten *Fai'*-beute bilden, d. h. der Beute, die den Ungläubigen nicht direkt im Kampf abgewonnen wird und (als Staatseigentum) allen Moslimen zufällt. (Letztere heißen als Teilhaber an nicht direkt erbeuteten Gütern «Leute des *Fai's* [*'ahlu-l-fai'*]».)

Das Besitzrecht eines Moslims auf sein Eigentum, das dieser sich vor dem *Dschihâd* im Feindesland erwarb, kann nach Unterjochung desselben durch die Moslims nicht für aufgehoben gelten. Es soll da das Recht des moslimischen Käufers dem Beuterecht der Moslims vorangestellt werden. So die eine Lehrmeinung. Nach dem Dafürhalten einer anderen Lehrmeinung soll hingegen dem Beuterecht der Moslims dann nur das unbewegliche Vermögen ihres Glaubensbruders an Acker oder Feld usw. entzogen werden.

Wenn aber der Feind nach dem Siege, «den Allah den Waffen der Gläubigen gewährt», trotzdem hartnäckig in seiner «Vielgötterei» (*širk*) verharret, dann sollen seine Frauen und Kinder als Sklaven abgeführt, sein gesamtes Eigentum als *Prise* erklärt, seine nicht als Kriegsgefangenen beibehaltenen Männer aber (können) getötet werden. Lebhaft ist die Diskussion darüber, was mit den Kriegsgefangenen vorgenommen werden soll. Strengere und laxere Theorien überbieten sich gegenseitig in der Befolgung verschiedener vom Propheten geschaffener und für alle Folgezeit maßgebender «Präzedenzfälle». So kann den Kriegsgefangenen auf Befehl des *Emîrs* «der Hals durchgeschnitten» werden⁴⁶⁾; sie können zu Sklaven gemacht werden, auf die das Sklavenrecht des Islâms in seinem ganzen Umfange mit dessen Bestimmungen auf Kauf, Verkauf und

⁴⁶⁾ In Anlehnung an Korân *Sûrah XLVII: 4.*

Freilassung der Sklaven (ahkâm er-rikk min baj' aw 'itk) Anwendung findet; sie können auch losgekauft und so in Freiheit gesetzt, oder aber auch gegen moslimische Kriegsgefangene ausgetauscht werden; es kann ihnen aus freien Stücken Gnade gewährt und ohne Entgelt Freiheit geschenkt werden.

Eine gesetzmäßige Unterwerfung der Ungläubigen kann aber unter Umständen auch durch eine bestimmte Geldsumme herbeigeführt werden, welche dieselben als Entgelt für den ihnen bewilligten Waffenstillstand zu entrichten haben. In den hierüber gepflogenen Unterhandlungen muß die Bestimmung deutlich hervortreten, daß diese Summe eine einmalige sei und nicht in der Annahme einer fortzusetzenden Abgabe entrichtet werde. Die derart zu entrichtende Summe ist eben ein Teil der Beute, der, wie letztere selbst, unter den Mitkämpfenden zur Verteilung gelangt (diese heißen als Teilhaber an der Beute gânimûn). Es wird nachdrücklich hervorgehoben, daß die Moslims gegen Entrichtung dieses Geldes dem Feind die Schutzzusicherung ('amân) gegen allerlei Behelligungen im Laufe des im Gange befindlichen Krieges gewähren, daß aber diese Garantie die Gläubigen an der Eröffnung künftiger Feindseligkeiten gegen dieselben Ungläubigen nicht behindern könne. — Die Grundlage der Unterhandlungen kann hiebei eine zu bestimmende Summe Geldes bilden, die fällig ist jedes Jahr (charag mustamarr). Dem entspricht dann seitens der Moslims eine Verpflichtung zu ununterbrochener Schutzwehr ('a m â n mustakarr). In diesem Falle wird die Abgabe, die das erste Jahr «von ihnen genommen wird», unter den Soldaten als Beute verteilt; die der darauffolgenden Jahre unter den «Leuten des Fai'» (s. oben). Im Sinne eines solchen vertragsmäßig gesicherten Waffenstillstandes dürfen dann gegen die Ungläubigen keine Feindseligkeiten eröffnet werden, solange diese ihre Abgabe jährlich zu entrichten fortfahren, wobei ihnen Schutz gewährleistet wird, falls sich welche unter ihnen mitunter auf Islâmgebiet aufhalten. Den Moslimen aber erwächst die Pflicht, sie von neuem zu befehden, sobald sie den Tribut verweigern und vertragsbrüchig werden. — Machen es jedoch besondere Umstände geradezu unmöglich, die Ungläubigen auf die Dauer zu bezwingen, oder können ihnen keine Abgaben abgerungen werden, dann ist es dem Emîr gestattet, sich dazu herbeizulassen, mit ihnen Unterhandlungen über einen befristeten Waffenstillstand (hudnah oder muhâdanah) zu pflegen, wobei dem individuellen Ermessen des Emîrs im Sinne der vom Imâm (Kalifen) ihm gegebenen «Erlaubnis» ein freier Spielraum gewährt ist. In solchem Falle soll aber auf einen je kürzer befristeten ('alâ 'akall mâ jumkan) Waf-

fenstillstand hingedrängt werden. Die Dauer eines solchen Friedens darf die Zeitspanne von zehn Jahren nicht überschreiten. Die Ungläubigen sollen dann bis zum Ablauf der vertragsmäßig befristeten Zeitdauer dem Schutze der Moslims anheimfallen. Es muß aber rasch an ihre Bekämpfung geschritten werden, wenn sie sich als vertragsbrüchig erweisen; und zwar braucht in diesem Falle weder der Friede aufgekündigt (*min gejr 'in zâr*), noch aber eine rechtmäßige Eröffnung der Feindseligkeiten (Kriegserklärung) berücksichtigt zu werden.

Recht human lautet die Vorschrift, laut welcher den in moslimischen Händen befindlichen Geiseln (*rahâ' in*) für letzteren Fall Unversehrlichkeit an Leib und Seele gewährleistet wird, indem sie verfügt, daß diese auch trotz der Hinterhältigkeit und Perfidie des Feindes nicht hingerichtet werden dürfen. Dieses ritterliche Verfahren ist in einigen «Präzedenzfällen» vorgebildet, die der Vorschrift zugrunde gelegt werden. Als die *Rûmi's* (Oströmer, Byzanz) zur Zeit *Mu'awijja's* ihre vertragsmäßigen Verpflichtungen ausgespielt haben — wiewohl der Kalif Geiseln von ihnen in seiner Hand hatte — widersetzten sich dem die Moslimen einstimmig, daß man sie töten lasse und sagten, während sie dieselben zugleich auf freien Fuß setzten: «Redlichkeit für Treulosigkeit ist besser, als Treulosigkeit für Treulosigkeit» (*wefâ' bigadri chejr min gadri bigadri*).... Und im ähnlichen Sinne äußerte sich der Gesandte Allahs.... indem er sagte: «Allah gebeut euch wiederzugeben die Unterpfänder ihren Besitzern» (*Korân*). Ein hieran anknüpfender *Hadîth* verlautbart: «Übe nicht Verrat an dem, der dich verrät [*lâ tachun man chânakâ*]» lauten als einschlägige Belegstellen einige der loci classici der mohammedanischen Überlieferung über Geiseln ^{46a}). — Die Geiseln sollen aber erst auf freien Fuß gesetzt (entlassen, *itlâk*) werden, nachdem die Feindseligkeiten von neuem eröffnet wurden. Haben diese wiederum begonnen, dann wird ihre Entlassung zur religiösen Notwendigkeit (*wagaba itlâk rahâ' inihim*), zur Pflicht der Moslimen, deren Vollziehung in einer verschiedenen Behandlung der Geiseln von statten zu gehen hat, je nachdem es Männer, Frauen oder Kinder sind, die als Geiseln zurückgehalten wurden. Sind es Männer, so sollen diese nach ihrer Heimat befördert werden, nach einem Ort, auf welchem sie in Gefahrlosigkeit sind. Sind es Frauen oder Kinder, dann müssen (*wagaba*) sie sogar bis ins Haus ihrer Angehörigen zurückgeleitet werden, «weil

^{46a}) Solche sind in fast sämtlichen Traditionssammlungen — unter *Ĝihâd* oder *Rahâ'in* — reichlich enthalten.

das Wesen sind, welche an ein Leben unter Leitung anderer und an Abhängigkeit von anderen aber bei weitem nicht an Selbständigkeit gewöhnt sind» (li'annahum 'atbâ'u lâ janfaradûna bi'an fusihim).

Bei den Abmachungen über einen Waffenstillstand können sich die Ungläubigen die Auslieferung ihrer vor dem Dschihâd oder während desselben zum Islâm übergetretenen Angehörigen mitausbedingen. Die Bedenklichkeit einer solchen Verfügung — welche übrigens wegen des Verfahrens des Propheten in einem bestimmten Einzelfalle, das immer einen Teil des heiligen Rechtes bildet, in dieses hineingezwängt wurde — paralyisiert, den Bedürfnissen jeweiliger Umstände mehr entsprechend, die Klausel: daß die Moslims das aber nur tun sollen, wenn sicher angenommen werden kann, daß das Blut der zu Moslimen gewordenen Heimbeförderten von den Ungläubigen nicht vergossen werde. «Man schickt diesen keine solchen Angehörigen zurück, falls man diesbezüglich kein Vertrauen zu ihnen haben kann.» Frauen jedoch, die zum Islâm übergangen, können zur Herausgabe nicht mitstipuliert werden. Zu Mosleminen geworden, hören dieselben eben auf, Weiber von Ungläubigen zu sein. Letzteren ist das Beiwohnen gläubiger Frauen streng untersagt ('innahunna zawât furûg muharramatun).

Unter den Vorschriften des «sechsten Teils», die sich auf die Abschwächung des Feindes und nach dessen Erschöpfung auf seine rasche Kapitulation und den endgültigen Sieg des Islâms richten, sind mit besonderer Vorliebe die Mittel ins Auge gefaßt, durch die in jener besten aller Zeiten der Anschluß von vielen Ungläubigen an den Glauben des Propheten nach ihrer Bekämpfung herbeigeführt wurde. Es ist dem Emîr gestattet, feindliche Plätze mit Belagerungsmaschinen (mit Wurf- und Schleudermaschinen, 'arâdât wa-manganîkât) zu bezwingen; er darf die Wohnstätten der Ungläubigen zerstören und ihr ganzes Gebiet verheeren mit Sengen und Brennen. Bäume dürfen da umgehaut, die Saaten zerstört, Gartenanlagen vernichtet werden, aber nur, «wenn der Emîr darin einen Vorteil für die Kriegführung erblickt, er soll aber letzteres nicht tun, wenn daraus kein Vorteil für diese zu ersehen ist.» Den Interessen des Dschihâds dürfen auch Verfügungen des Emîrs gegen die Wasserversorgung des Feindes dienstbar gemacht werden, deren Folgen mit voller Wucht auf das Volk fallen und für den Feind immer nur verhängnisvoll werden können. Kinder und Frauen sollen dann aber nicht berücksichtigt werden. «Es ist das geeignetste Mittel, sie ohnmächtig zu machen und ihre Kapitulation oder unseren Sieg sicherzustellen.» «Kommt aber einer von ihnen, von Durst getrieben und verlangt Wasser, so steht es dem Emîr frei, es ihm zu

gewähren oder nicht gewähren zu lassen; wie es ihm freisteht, einen Überläufer von ihnen töten oder laufen zu lassen.»

Einige Bestimmungen beziehen sich auf die Gefallenen im Dschihâd, auf gläubige und ungläubige. Es genügt, wenn die ungläubigen Opfer des Krieges vom Schlachtfelde irgendwie hinweggeschafft — wenn diese z. B. in einen Brunnen geworfen — werden; sie müssen aber nicht notwendig auch regelrecht und anständig bestattet werden (lâ jalzam takfînuhu). Sie dürfen jedoch weder lebend noch tot verbrannt werden. Ein Hadîth verlautbart, daß «die Diener Allahs (die Menschen) nicht (mit Feuer) gepeinigt werden sollen, die Strafe des Brennens hat sich (auf der ‚anderen‘ Welt) Allah vorbehalten⁴⁷⁾.» — Hingegen sind die gefallenen Moslimen des Dschihâds Märtyrer^{47a)} (šâhid. pl. šuhadâ'u). Während die Leiber anderer Moslimen vor dem Begräbnis gewaschen werden, müssen die Blutzeugen des Islâms in ihrem Blute, bekleidet, so wie sie gefallen sind, ohne jede Vornahme der rituellen Totenwaschung und ohne Totengebet zu Grabe getragen werden. Im Sinne des Hadîth soll hierdurch die Würde der Märtyrer zum Ausdruck gebracht werden. So verfuhr auch der Prophet mit ihnen, um «sie zu beehren und um dem achtungsgebietenden Lebensprinzip, das ihrer irdischen Hülle innewohnt, Ehre zu erweisen.» Der Hoherhabene (Allah) offenbarte (im Korân): «Und wäthnet nicht die in Allahs Weg Gefallenen für tot; nein, lebend, bei ihrem Herrn sollen sie versorgt werden» . . .

Wir wollen noch einen Rest von Regeln hierher setzen, mit welchem die Bestimmungen des Dschihâds zu Ende geführt werden. — Der einzelne Dschihâdkämpfer darf dem Feind nur so viel Mundvorrat entwenden, wieviel er zu seinem eigenen Lebensunterhalt und zu dem seines Reittieres unbedingt nötig hat. Kleider und Reittiere dürfen dem Feind nur im äußersten Notfalle (bi-dh-dhurûret) entwendet werden. Das derart Entwendete aber muß dem Soldaten bei Verteilung der Beute in sein Anteil mit eingerechnet werden.

Die gefangen genommenen und somit zu Sklavinnen gemachten Frauen der Ungläubigen sind ein Teil der Beute. Der Soldat darf aber nur der bei der Verteilung ihm zugewiesenen (durch Verlosung ihm zugefallenen, bisahmihi) Frau beiwohnen. Das aber auch nur, nachdem sie sich von den Folgen eines vorhergehenden Coïtus

⁴⁷⁾ Daß die Strafe des Verbrennens im Frühislâm eine Zeit lang häufig vorgekommen sein dürfte, zeigen einige Hadithe bei Buchârî (ed. Krehl), aus welchen hervorgeht, daß die Frage einige Zeitlang unentschieden gelassen wurde. (S. Bd. II, 237—238 und 251 u. ff. Hier scheint die Berücksichtigung pârsischer Religiosität vorzuliegen (darüber Näheres ein anderes Mal).

^{47a)} S. oben N. 31.

gänzlich frei erwiesen hat (ba'du-l-'istibrâ'i). Schwängert er sie ('in'ahbalahâ), so wird er für den Vater des Kindes angesehen (lahaka bihi waladahâ), sie selbst aber ist fortan von Rechtswegen «Mutter eines Kindes» ('Umm walad), das will heißen, daß sie somit über die gesellschaftliche Stellung der gewöhnlichen Sklavinnen erhoben wird, indem sie nach Anerkennung des Kindes von seiten des Vaters bei Lebzeiten des letzteren nicht durch Verkauf entäußert werden kann, nach dem Tode ihres Herrn aber frei ausgeht.

Die letzte Bestimmung (bei Almâwerdî) besagt, daß im Auftrage zur Leitung eines Dschihâds keine dauernde Verpflichtung des Emîrs zu künftigen Dschihâdunternehmungen implicite enthalten sei. Der Auftrag kann immerhin erneut werden. Aber mit Hinsicht auf die Verpflichtung des Kalifen, kein einziges Jahr verstreichen zu lassen⁴⁸⁾, in dem die Ungläubigen nach seinem Dafürhalten mit Erfolg bekämpft werden können, kann der einmalige Dschihâdauftrag des Kalifen jedoch auch in einer Weise festgesetzt werden, daß die Rechtstitel seiner Vollziehung in Kraft treten, sobald sich zu einem Dschihâd eine günstige Gelegenheit bietet.

* * *

V. Mit einiger Kürzung und Zusammendrängung sind im Obigen die Bestimmungen des heiligen Krieges gegeben, die zu unwandelbaren Grundsätzen erhoben wurden, als im Islâm zur Kodifikation des religiösen Gesetzes — ein anderes gibt es im Islâm nicht — geschritten wurde. Wer diesen Bestimmungen aufmerksam gefolgt ist, dürfte aus denselben den zu einer die ganze Welt beherrschenden Machtstellung kraftvoll vordringenden Islâm gewiß herausgeföhlt haben, dessen innerstes Wollen einst aus dem kräftigen Bewußtsein machtvoller Überlegenheit hervorging. Die eigenartige Einkleidung dieser Kriegsbestimmungen in die «geschichtliche» Lage des längst vergangenen Zeitalters, mit welchem dieses Kriegsgesetz in ein so inneres Verhältnis gebracht wird, konnte nur zur Schärfung der offensiven Tendenz wirken, die allen diesen Bestimmungen zugrunde liegt. Enthalten doch dieselben, so wie wir sie eigens in möglichster Ausführlichkeit mitgeteilt haben, mit ihrer Voraussetzung einer unausgesetzten und nachhaltigen Ankämpfung der Ungläubigen nirgends Anhaltspunkte für die kanonische Motivation

⁴⁸⁾ Wie das mit den Sommerfeldzügen gegen die Byzantiner zusammenhängen dürfte, die mit der Zeit «den Charakter einer regelmäßig jedes Jahr wiederkehrenden religiös-militärischen Übung annahmen», darauf hat schon Kremer hingewiesen (Kultur. I, 240 ff.).

oder die Rechtfertigung eines defensiven Verhaltens, oder etwa eines Friedenszustandes auf Kosten des Islâms. Letzteres ist bei Almâwerdî, dessen Dschihâdvorschriften sich ja durchaus nur in dem von den späteren Zeitverhältnissen ganz wegzudenkenden goldenen Zeitalter bewegen wollen, ganz gegenstandslos. Bezeichnend hierfür ist folgendes. In den Rechtsbüchern der späteren Zeit — welche immer wir nachschlagen — drängt sich, meistens gleich im Eingange ihrer Abschnitte über den Dschihâd, die Frage auf, ob die Verpflichtung zum Dschihâd zu den religiösen Pflichten gehört, die von den Muslimen gemeinschaftlich (fardh-ul- oder: 'alâ-l-kifâjah), oder aber zu denjenigen, die von ihnen einzeln und insbesondere (fardh-ul-'ajn) erfüllt werden müssen. Im ersteren Falle «genügt», wenn die Verpflichtung von einer «genügenden» Anzahl von Muslimen erfüllt wird; im letzteren ist diese Verpflichtung eine individuell-obligate, für die es keine Vertretung durch eine «genügende» Zahl anderer gibt. In den Rechtsbüchern gilt nun diese Verpflichtung meistens als eine «gemeinschaftliche», sofern der Islâm selbst der Angreifer im Krieg, und als «individuelle», wenn der Islâm zur Abwehr gedrängt, in einem Verteidigungskriege begriffen ist. Mitunter bleibt letztere Qualifikation des Dschihâds in Kraft auch für den Fall, daß es sich um Offensivkriege handelt⁴⁹⁾. Almâwerdî, der diese Unterscheidung der religiösen Pflichten genau kennt, wie er sie ja z. B. gleich im Eingange seines Abschnittes über die Kalifenwahl — die er als ein fardh ul-kifâjah bezeichnet — auch selbst anwendet, sehen wir nun eine derartige Qualifikation in der Behandlung des heiligen Krieges mit Stillschweigen übergehen. Das gehört mit zur scharfen Zuspitzung seiner Bestimmungen des Dschihâds auf die Voraussetzungen des idealen Zeitalters. Die Qualifikation des Dschihâds als ein fardh 'ajn — wie geläufig auch immer eine solche den Rechtsgelehrten gewesen sein dürfte, defensive Kriege betreffend — mochte dem Klassiker des mohammedanischen Staatsrechtes unvereinbar erschienen sein mit seiner möglichsten Einschränkung der Bestimmungen auf jenen Bannkreis der Organisation des Gottesstaates und seiner «heiligen» Kriege im Frühislâm, in dem ja die ganze Gemeinde — selbst die Frauen, wie dies Hadîthe zu berichten wissen⁵⁰⁾ — aus einer Schar gefürchteter Kämpfer bestehend, um die Verbreitung der Religion gekämpft hat und in der die hei-

⁴⁹⁾ S. z. B. in der Wikâjah I, § 1. S. Haneberg, Muslimisches Kriegsrecht. (Abhandl. d. kgl. bayer. Akad. d. Wissenschaften philos. philol. A. Bd. XII, Abt. II, 1870, S. 241.)

⁵⁰⁾ Teilnahme muslimischer Frauen am Ĝihâd, ihre Handlangerdienste, Krankenschwägerinnen im Krieg bei Buchârî (Sahih ed. Krehl) II, 218 u. ff. Bab Ĝihâd

lige Pflicht zur Ausrottung des Unglaubens von Allah jedem einzelnen Gläubigen auferlegt wurde. — Aus dem pendelartigen Hin- und Herschwanken der mohammedanischen Rechtsschöpfung zwischen Vergangenheit und Wirklichkeit ergab sich in ähnlicher Weise das zur Diskussion gestellte Problem, das die älteren nicht weniger als die späteren Rechtsgelehrten stark beschäftigt, ob nämlich die Verpflichtung zur Teilnahme am Dschihâd zu den Hauptpflichten, den sogenannten «Säulen» ('arkân, sing. rukn) des Islâms gehöre, d. h. ob sie in eine Reihe mit der Pflicht zum Glaubensbekenntnis, Gebet, Almosen, Pilgerfahrt, Fasten im Ramazan zu erheben sei, oder nicht⁵¹). Wir wissen, daß der Consensus der mohammedanischen Gottesgelehrten — mehr in Anlehnung an die Forderungen der späteren Organisation der mohammedanischen Gesellschaft — sich nicht für diese Auffassung entschieden und daß dieselbe vielmehr nur beim wildesten Flügel der radikalen Schismatiker des Islâms, bei den Charidschiten Geltung bekommen hat. Für Almâwerdî hat diese Frage keinerlei Bedeutung, die schroffe Abgeschlossenheit seines Dschihâdgesetzes von den veränderten Verhältnissen der Zeit hat sie für ihn hinfällig gemacht.

Wir haben soeben Fragen berührt, die im Laufe der Diskussion über das Dschihâdgesetz auftauchen und anderen — späteren — Fassungen bzw. Theorien des Kriegsgesetzes angehören, in welchen die geschichtlich gewordenen Verhältnisse der Wirklichkeit über die Rechtsordnung der «guten alten Zeit», wie ja selbst in Almâwerdîs idealem Recht, einige Kraft zu gewinnen scheinen. Einige dieser Erweiterungen des Dschihâdgesetzes, das sich an Sinn und einigermaßen auch an Umfang eben an der Hand solcher Zutaten und im Fortgange der Auslegung entwickelt hat, können hier vielleicht noch ohne Gefährdung des schon bedrohten Rahmens dieses Aufsatzes er-

en-nisâ. Die Gegenwart der Frauen im Krieg im arabischen Heidentum dürfte im Frühislâm eine Fortsetzung gefunden haben. Ihre Anwesenheit wirkt anregend auf die Krieger. S. Rud. Geyer, Die arabischen Frauen in der Schlacht. Mitteilungen der anthropol. Gesellschaft in Wien Bd. XXXIV, S. 148—155. S. daran anknüpfend die nächst darauffolgenden Erörterungen Rud. Muchs, Die germanischen Frauen in der Schlacht ebenda S. 156 u. ff. zu den Parallelen Tacitus' Germania VII. und einiger Stellen Caesar's Bell. gallicum. S. auch Caëtani Studi I, 363 und III, 209. — Wenn eine Nachricht vom türkischen Kriegsschauplatz verlaublich ist, daß «muselmannische Frauen der Stämme der Gegenden von Divaniğeh und Bagdad ihre in den Krieg ziehenden Männer begleiteten, mit welchen sie sich auf den Kriegsschauplatz begeben werden», so dürfte das mit der Befolgung eines vorbildlichen Herganges im Hadîth zusammenhängen.

⁵¹) Th. W. Juynboll, Handbuch des islâmischen Gesetzes nach der Lehre der Schâfi'itischen Schule. 1910. S. 57 (der deutschen Ausgabe).

wähnt werden. Solche sind gewisse Bestimmungen, die — wie der Hadîth, an den sie anknüpfen — in einigen Texten des Kriegsrechtes auf den Dschihâd als heiligen Seekrieg Beziehung nehmen. Was mit den mittelseeischen Kriegsunternehmungen schon der ersten Omajjaden und mit der gesteigerten Bedeutung, die den Seekriegen des Islâms im Zeitalter der Kreuzzüge⁵²⁾ zufiel, zusammenhängen dürfte. Bezeichnend für Almâwerdî ist's, daß, wiewohl diese Dschihâds zur See im Hadîth — wie eben erwähnt — längst Eingang gefunden haben, diese von ihm nicht einmal berührt werden. Die *Sîrah* (Biographie) des Propheten und seiner «Genossen» «dreißig Jahre nach dem Tode des Gesandten», vermochten der Annahme solcher Seeunternehmungen in seinem Tableau des idealen Zeitalters nirgends Anhaltspunkte zu bieten. Der Maßstab scharfer Kritik, den Almâwerdî am Hadîthbefund seiner Zeit, in der über die Verdienstlichkeit der Teilnahme an Dschihâds zur See und über Seekrankheit lange Sprüche dem Propheten in den Mund gelegt wurden⁵³⁾ — selbst der gestrenge Buchârî nahm solche in sein Corpus auf — angelegt hat, dürfte kein unerheblicher gewesen sein.

In ähnlicher Weise haben wir den nachwirkenden Einfluß der Zeitverhältnisse vor uns — nicht im Texte des Gesetzes selbst, sondern in der Anwendung desselben —, wenn Bestimmungen des Kriegsrechtes gegen mohammedanische Haeresie, Schisma und Apostasie — deren Bekämpfung in der dogmatischen Grundlegung des öffentlichen Rechtes sonst einen eigenen Abschnitt ausmacht — als Dschihâdbestimmungen behandelt werden. Die rein theoretische Behandlung des Kriegsrechtes vermochte, wie das eben Almâwerdî tat, die Unterschiede des «Un Glaubens», wie die Vergehen religiöspolitischer Unbotmäßigkeit und Vielgötterei weitschichtig genannt wurden, scharf auseinanderzuhalten. Aber das zunehmende Ringen des Staates und seiner offiziellen religiösen Meinung (*Sunnah*) mit der Macht der Widersprüche verschiedenster Art zeitigte zweiflungsvolle Kämpfe, in deren Laufe der religiöse Fanatismus den Unterschied zwischen «Vielgötterei» und dem Glauben der heterodoxen Meinungen verschiedenster Schattierungen nur allzuleicht abgestreift hatte. Es ist leicht begreiflich, wenn bei diesen erbitterten Konflikten, in deren Laufe religiöse Meinungen des Islâms sich gegenseitig in Dschihâds bekämpften⁵⁴⁾, das Recht, oder richtiger,

⁵²⁾ Haneberg a. a. O. S. 235.

⁵³⁾ Teilnahme auch der Frauen an solchen Seeunternehmungen. Buchârî *Sahîh* 128 ff.

⁵⁴⁾ Siehe z. B. Hammer-Purgstalls *Gesch. des osmanischen Reiches* Bd. II, 477. Über die Stellungnahme «gemäßigter» Theologen gegen «Dschihâds», welche «gegen die Regierung» geführt werden s. Goldziher's *Moh. Studien* II, 389.

die Auslegung desselben, die scharfe Scheidung im idealen Recht auch ihrerseits abzustreifen und der landläufigen religiösen Auffassung huldigend, auch Kämpfe der Sunnah gegen die Schîj'ah für Dschihâds zu erklären bereit sind. Das ist auch die Ursache dessen, daß sich in den Rechtsbüchern — wie ja auch bei Almâwerdî — wenn auch nicht in einer so peinlichen Scheidung wie beim letzteren, die Vorschriften über den eigentlichen Dschihâd mit den Bestimmungen des Gesetzes über das Vorgehen gegen Apostaten (murtaddûn), Schismatiker, Haeretiker und andererlei Unbotmäßigkeit⁵⁵⁾ sich nebeneinander oder vereinigt vorfinden. — Weitere Modifikationen, die das Dschihâdgesetz derart erfuhr, betreffen Bestimmungen, die sich aus der Occupatio und aus ihren finanziellen Folgen ergeben und in ihrer Auswirkung auf verschiedene Abgaben, vornehmlich auf die Besteuerung der eroberten Gebiete und auf die Schutzbefohlenen (musta'min) des Islâms, je nach den Verhältnissen, verschiedene Abweichungen von der ursprünglichen Behandlung solcher Fragen in der Grundlegung des Gesetzes aufweisen, die wir aber hier nicht weiter verfolgen wollen.

VI. Eine weitere Entwicklung, durch die der Dschihâd auch für die Gegenwart und ihre christlichen Völker eine nicht unerhebliche Bedeutung gewann, hängt aufs engste mit der schon erwähnten Stellungnahme der Frommen und Gelehrten und ihrer an der Vergangenheit hangenden Auslegung des Gesetzes zusammen gegenüber ihrer eigenen Zeit. Aus der allmählichen Verschlechterung der Zeiten — meint diese pessimistische Theorie der «Frommen» des Islâms — aus der bedauerlichen Erschlaffung des religiösen Geistes⁵⁶⁾, der zur religiösen Begeisterung der besten aller Zeiten einen traurigen Gegensatz bietet, mußten geschichtliche Zeitlagen mit einer verminderten Kraft, ja mitunter mit der Ohnmacht der Gemeinde hervorgehen, die Völker dem Islâm zu unterwerfen und sie zum Islâm zu erziehen. Wiewohl die göttliche Lebensordnung des goldenen Zeitalters im Frühislâm ewige Gültigkeit hat und die mohammedanische Gemeinde ebenso wie die ganze Menschheit dauernd bindet, muß in der Befolgung der Bestimmungen des religiösen Gesetzes — wie auf der ganzen Linie — auf die verminderte Kraft der Gemeinde, auf ihre verkümmerte Eignung dem übermächtigen

⁵⁵⁾ Letztere werden alle in der Benennung bugât (Empörer) zusammengefaßt; die Kriegsunternehmungen gegen die «Empörer» heißen im Gegensatz zu den Dschihâds hurûbu-l-masâlih (gewöhnliche, profane Kriege im Interesse des Gemeinwohls).

⁵⁶⁾ S. C. Snouck-Hurgronje's historischen Abschnitt im II. Bande seiner *Atjéhers* (The Achenese II, 312 u. ff.). S. Volkssouveränität, Araber, Chalifât S. 130 u. ff.

gen Ungläubigen den Islâm aufzunötigen, ja auf die Unmöglichkeit sich letzteren gegenüber überhaupt behaupten zu können, Rücksicht genommen werden. Bei diesem Obwalten des Prinzips eines *tolerari posse* gegenüber dem unabwendbaren Zwang der historischen Notwendigkeit, sollten dann aber die Bestimmungen des Gesetzes in ihrer unabgeschwächten, unwandelbaren theoretischen Geltung, in der überkommenen Festigkeit des Wortlautes aufrechterhalten; die notwendigen Forderungen der Zeiten, die in der Erörterung des Rechts zum Durchbruch kamen, jedoch in die Auslegung desselben leicht hineininterpretiert werden. Und während so einerseits alle etwaigen Veränderungen am Gesetz energisch abgewiesen werden konnten, durften andererseits Hoffnungen gesetzt werden auf die genaue Befolgung des Gesetzes in einem weit ausschauenden Vertrauen auf eine bessere Zukunft. So kam es, daß, während der Islâm in der Neuzeit einerseits wirkliche Dschihâds gegen die «Vielgötterei» (širk) — namentlich in Indien, und in den letzteren Dezennien in Afrika, wo sich die Brüderschaft der Tidšchanîjjah mit solchen hervortat⁵⁷⁾ — zu führen in der Lage war, in welchen die Tätigkeit des Islâms zur Bekehrung von Ungläubigen (Götzendienern, Heiden), in einer genauen Befolgung der Dschihâdvorschriften neue Kraft zu gewinnen vermochte; andererseits jedoch dasselbe Dschihâdgesetz, trotzdem es gewaltsam und gebieterisch auftritt, von der Gemeinde auch in ihrer Verteidigungsstellung kummervoller Zeiten, in ihrem Zusammenstoß mit der Überlegenheit der Ungläubigen, mit der Gewalt der «Franken», erfüllt werden konnte. Die Interpretation des Gesetzes, die sich dieser Verteidigungsstellung anzupassen genötigt sah, suchte für die wirkliche Befolgung des Dschihâdgesetzes nach einem Notbehelf, durch den ersteres äußerlich in Kraft bleiben konnte, und fand einen solchen — vorzüglich in mohammedanischen Ländern, die ihre Unabhängigkeit noch nicht ganz eingebüßt haben — in den militärischen Vorbereitungen⁵⁸⁾ zum Dschihâd, die, wie laut dem Gesetz auch der Dschihâd selbst (s. oben) notwendigerweise jedes Jahr getroffen werden (Rüstung des Heeres, Übung der Truppen, fortschreitende Befestigung der Fortifikationen usw.), den Islâmländern demzufolge jederzeit zugute kommen und durch die das Wesentliche am Dschihâd, die Kriegsbereitschaft des Islâms gegen die Ungläubigen nicht verloren geht^{58a)}. — Jene «wirklichen» Dschihâdunternehmen

⁵⁷⁾ T. W. Arnold, *Preaching of Islâm* S. 270 u. ff.

⁵⁸⁾ Th. W. Juynboll, *Handbuch des islâmischen Gesetzes* S. 340.

^{58a)} Als solcher Ersatz oder Äquivalent für den Dschihâd gilt der pietistischen Religionsübung Gebet, Fasten, Gottergebenheit usw., durch welche die aktive Teil-

gen erwiesen sich als die durchgreifendsten Mittel einer segensreichen mohammedanischen Missionstätigkeit, welche die moralische und physische Hebung vieler Millionen von wilden und halbwilden Völkerschaften herbeiführte und durch die der Islâm in unseren Tagen die Bedeutung eines nicht gering einzuschätzenden, ja machtvollen Faktors der Kulturentwicklung gewann, als welcher er den christlichen Missionen in weit ausgedehnten Gebieten, eingeständenermaßen, mit einem ungleich größeren Erfolg gegenüberzustehen nicht aufgehört hat⁵⁹⁾. Mit jenem Zuwarten aber, in dem sich das Dschihâdgesetz eher in der Aussicht auf seine genaue Befolgung zu behaupten vermag, verflochten sich, hauptsächlich in den von den Kolonialstaaten unterjochten Islâmgebieten, mächtige Instinkte nationalen Empfindens, aufgehäufte Energien völkischer Gesinnung, jene unheimlichen Gewalten, die aus einem dunklen Drange heraus sich zur modernen Überzeugung eigener Entwicklungsbedürftigkeit und Entwicklungsfähigkeit gestalten und der Einteilung der Islâmländer in «Interessensphären», der vielgenannten «Pénétration pacifique», den offenkundigen Aufteilungsabsichten, oder wie immer die Erscheinungsformen der Usurpation und der zynischen Ausbeutung durch die «Kulturvölker» heißen mögen, sich bedrohlich entgegenstemmen. Mächtigen Umwälzungen, die sich in den Massen langsam, aber sicher vollziehen, vermag dann das Dschihâdgesetz mit seinen kategorischen Imperativen gegen die Tyrannei der «Ungläubigen», gegen ihre Beeinträchtigung eigenen Gedeihens und gegen ihre ganze dreiste Kolonialpolitik einen festen Halt zu geben; gegen die «Ungläubigen», die die mohammedanische Welt ihrer Freiheit und ihren Kalifen seiner geheiligten Rechte beraubten und unausgesetzt immer weiter zu berauben nicht aufhören wollen. Und weil es den Moslimen ganz verkehrt erscheint, daß sie Tributpflichtige derjenigen seien, die laut ihres geheiligten Dschihâdgesetzes selbst den Tribut der Erniedrigung ihnen⁶⁰⁾, den Rechtgläubigen, zahlen sollten, weil ihnen der Gedanke unerträglich, ja weil es ihnen ganz undenkbar ist, daß sie ewig so weiterleben sollen und weil ihnen selbst die ungerechteste Obrigkeit, wenn sie nur eine mohammedanische ist, tausendmal lieber ist als die «Zivilisation» und die Gerechtigkeit einer ungläubigen; verquickte sich also der Dschihâd im

nahme am Dschihâd im Hadîth des öfteren wettgemacht wird. S. z. B. Bagawi's Masâbih es-sunnah I. Einleitung p. 5 (unten) oder II. p. 55 (Mitte).

⁵⁹⁾ La conquête du Monde Musulman — Les Missions Évangéliques Anglo-Saxonnes et Germaniques. *Revue du Monde Musulman* 1911. Novemberheft, das ganz diesem Gegenstand gewidmet ist.

⁶⁰⁾ Martin Hartmann, *Islâm, Mission, Politik* 1912, S. 42 u. ff.

Gedanken der Auflehnung gegen die aufgenötigte Herrschaft der Ungläubigen, in der Befolgung der inneren Stimme eines verzweifelten Lebensdranges, mit den Forderungen des modernen Kulturprinzips der Freiheit, die es neu zu begründen gilt und deren Träger eben der Dschihâd wurde.

Also steht der Dschihâd von heute vornehmlich unter dem Einfluß der Wendung zur Freiheit, des Widerstandes gegen die wirtschaftlichen und politischen Machtinteressen des Westens, gegen Einwirkungen, die, gestehen wir es ehrlich, für den Orient mehr hemmender als fördernder Art sind. Die Ziele, die sich mit dieser reaktiven Bewegung des Islâms verbinden, schöpfen wohl ihre Kraft zunächst aus einem religiösen Antagonismus, der sehr oft in einen Fanatismus ausartet; diese Ziele sind aber eigentlich nicht mehr religiös, sie sind wesentlich anders gefaßt. Sie gehen zunächst auf einen Zusammenschluß, auf ein Zusammenwirken der geistigen und materiellen Kräfte des Islâms, auf das Aufwiegen der auf den Orient auswirkenden Kräfte der westlichen Fremdherrschaft. Im Fortgange solcher Wandlung verschwindet fast aus dem Dschihâd der Gegenwart, aus dem sich ja die Steigerung einer solchen Bewegung ergeben soll, das ihn ursprünglich beherrschende religiöse Ziel. Dieses reicht immerhin tief in das Innere der Muslims. Nach außen hin vermag es sich aber auf einem Gebiete zu betätigen, das nicht ausgesprochen religiös ist, dem Selbstbewußtsein der Muslims den «Ungläubigen», den «Fremden» gegenüber aber nur um so förderlicher sein kann. Und wenn der Dschihâd von heute vom Kalifen im gemeinsamen Kampf mit ungläubigen Bundesgenossen geführt wird, dann erscheint somit das Mitarbeiten des Dschihâds an den weltlichen Zielen des Islâms und die Unterordnung seiner religiösen Ziele unter die rein weltlichen Interessen seiner Völker und Machthaber — wiewohl Weltliches und Religiöses im Islâm überhaupt nicht zu scheiden ist — als vollendet. Da drängt sich nun wiederum die Parallele der christlichen Kirche auf, deren Werden und Wachsen ja so viele Ähnlichkeiten mit dem Islâm bietet. Der heilige Krieg durchlief auch in der Kirche eine Entwicklung, die schließlich mit einer Sekularisation⁶¹⁾ seiner Verwendung geendet hatte. Der heilige Krieg hatte da seinen religiösen Charakter eigentlich eingebüßt, als er mit der Zeit in den Dienst rein weltlicher Ansprüche gestellt wurde, als die Kurie gegen ihre politischen Feinde Unterhandlungen mit dem weltlichen und geistlichen Oberhaupte der moslemischen «Ungläubigen» (Papst Alexander VI. und Sultan Ba-

⁶¹⁾ H. Pissard a. a. O. 154.

jâzed) gepflegt, oder im XIX. Jahrhundert ihren berechtigten Anspruch auf die Hilfe der christlichen Völker gegen die nicht minder christlichen Usurpatoren des Kirchenstaates betont hatte (Allocution Papst Pius IX.)⁶²⁾. So ist der heilige Krieg, den wir im Islâm als ein archaisierendes Gedankending kennen gelernt haben, mit seinen an die Vergangenheit anknüpfenden Zukunftshoffnungen, von den Zeitverhältnissen zwar nicht so stark überholt wie in dem der allmählichen Entkirchlichung der Kultur zustrebenden Westen, selber zu einem Archaismus geworden. Er ist zwar im Orient noch nicht zu einem bloßen Anachronismus herabgesunken; er erhielt jedoch eine unverkennbare Färbung von der Moderne, der auch er nicht entrinnen konnte, in der ja so manches Religiöse, wie veraltet auch immer es uns erscheinen mag, trotzdem noch immer jugendlich bleiben und mitunter erweiternd, aufrüttelnd und befreiend zu wirken vermag, in der christlichen Kirche ebenso wie im Islâm.

⁶²⁾ H. Pissard ebenda, 190 ff.

Deutsche Handschriften in ungarischen Bibliotheken.

Von Professor Dr. Robert Gragger.

WIE die Forscher der klassischen Philologie, haben auch die Neuphilologen früh die Bedeutung der Handschriftensammlungen erkannt und sich an die Eröffnung dieser Fundgruben gemacht, um aus ihnen den gedruckten Bestand an Sprach- und Literaturdenkmälern zu bereichern. Bisher wurden diese unmittelbarsten literarischen Quellen nicht systematisch zusammengestellt, und es ist ein großes Verdienst der Deutschen Kommission der Kgl. Preussischen Akademie der Wissenschaften, diese Arbeit für die deutsche Philologie organisiert zu haben.

Für die Schätze der ungarischen Bibliotheken zeigte sich seit den Anfängen der Germanistik ein eifriges Interesse. Die Vermittler waren anfangs Martin Georg Kovachich und sein Sohn Josef Nicolaus. Sie bereisten seit 1810 das Land, um nach handschriftlichem Material zu suchen und gaben über ihre deutschen Funde Nachricht an die deutschen Philologen. Doch hatten sich, wie aus Jakob

Bleyers Ausführungen und Mitteilungen ersichtlich¹⁾, Grimm, Büsching und v. d. Hagen viel zu viel von diesen Quellen versprochen und infolgedessen konnte ihnen eine gewisse Enttäuschung nicht erspart bleibenn.

Wenn auch aus den ungarischen Bibliotheken die lateinischen Nibelungen und andere von der romantischen Germanistik erhoffte Denkmäler nicht zum Vorschein kommen wollten, so findet sich in ihnen immerhin ein Material aufgespeichert, aus dem noch manches unbekannte Kleinod hervorgeholt werden kann. — Zum großen Teil sind diese Handschriften nicht bodenständig, sondern aus dem Auslande von ungarischen Bücherfreunden als Kuriositäten angekauft worden, um dann von ihren Erben nicht weiter beachtet zu werden.

An Bedeutung stehen für die deutsche Literatur drei bischöfliche Sammlungen, deren Schätze zumeist drei großen Wiener Käufen entstammen, allen anderen voran, und die drei Kirchenfürsten, die sie im XVIII. Jahrhundert gestiftet, verdienen es, daß ihre Namen auch in der Geschichte der deutschen Philologie genannt werden. — Die zuerst bekannt gewordene und am meisten benützte Handschriftensammlung war die der erzbischöflichen Bibliothek zu Eger (Erlau). Ihr Gründer, der Bischof Karl Graf Esterházy (1725—1799) war ein begeisterter Förderer der Wissenschaften. Er baute ein astronomisches Observatorium nach den Plänen Max Hells und machte seine über zwanzigtausend Bände zählende Bibliothek dem Publikum zugänglich. Diese öffentliche Bibliothek, deren Bestand sich inzwischen verdreifacht hat, beeinflußte die Bildung der Residenzstadt des Dichters Ladislaus Pyrker auf das wohlthätigste. — Der Sammeleifer des hochherzigen Gründers erstreckte sich auf ausländische Werke ebensowohl wie auf inländische, und so kam — mit der Hilfe seiner Korrespondenten in Venedig, Rom, Straßburg, Tübingen, Halle, Leipzig, Prag, Wien — eine Bücherei zustande, deren Ruf sich besonders durch ihre Handschriftensammlung bald weithin verbreitete. Die deutschen Handschriften der Bibliothek stammen zum großen Teil aus der im XVIII. Jahrhundert aufgelösten fürstlich Auerspergischen Sammlung, zum Teil aus Bártfa (Bartfeld) und anderen Städten des ungarischen Berglandes.

Schon 1819 wurde die Bibliothek von einigen Verehrern des unvergeßlichen Stifters im «Tudományos Gyűjtemény» (Wissenschaftliche Sammlung V. 3—32) beschrieben und wegen ihrer deutschen Handschriften gerühmt. Franz Toldy widmete der Bibliothek einen

¹⁾ Diese sind trotz Otto Winters Aufsatz im Euphorion (Bd. 18—19) in Bleyers Buche, Hazánk és a német philologia a XIX. század elején. Budapest, 1910, wegen der dort mitgeteilten wichtigen Briefe nachzulesen.

Aufsatz im «Uj Magyar Muzeum» (Neues Ung. Museum 1853. S. 515 bis 533) und behandelte darin die deutschen Handschriften als einen besonders wertvollen Teil der Bibliothek. Heute steht dem Forscher ein genauer Katalog in zwei großen, vom Bibliothekar Emanuel Michalek zusammengestellten Bänden, zur Verfügung (Az egri érsekmegeyi könyvtár szakszerű címjegyzéke. Eger, 1893), der mit den seither erschienenen Nachträgen vollständigen Aufschluß über den Inhalt der Bibliothek erteilt. Die Handschriften beschrieb besonders Elemér Varjú in der Magyar Könyvszemle (Ungarische Bücher-Rundschau 1902, 27—49).

Auch mit der Verwertung der deutschen Handschriften für die Philologie wurde früh begonnen. Kovachich und sein Sohn hatten schon 1810 diese Bibliothek durchforscht, und der letztere berichtete darüber an Büsching, namentlich über die Sammelhandschrift von moralischen Fabeln und Erzählungen, «Buch der Gleichnisse» betitelt, deren Beschreibung dann von der Hagen im IV. Bande (1841, S. 126—140) seiner Germania mitteilte. — Ladislaus von Szalay machte später im «Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit» («Altdeutsche Handschriften auf der erzbischöflichen Bibliothek zu Erlau in Ungarn») (N. F. III. 1855. Sp. 251) auf die deutschen Mysterien aus dem XV. Jahrhundert, die dann Karl Ferd. Kummer in dem Bande «Erlauer Spiele» (Wien 1882) mitgeteilt hat, und auf die Handschrift des Willehalm aufmerksam. Über andere deutsche Handschriften berichtete der damalige Bibliothekar Dr. Fr. Albert von Monte-Dego in eben dem Anzeiger des Germanischen Museums 1856, Sp. 100 ff., besonders über Hartmanns Gregorius und Frauenlobs Frauenleich. Auch sonst hat die deutsche Philologie die Handschriften und ihre Lesarten herangezogen, jedoch lange nicht erschöpft. So hat Franz Pfeiffer den Kodex mit dem Gregorius Hartmanns von Aue (XIV. Jahrhundert) für den kritischen Apparat abgedruckt (Denkschriften der Wiener Akademie 1869. XVI. 176 bis 202) und Singer ein Verzeichnis der Bibliothek in Pfeiffers Germania 32 (1887), S. 481—487 mitgeteilt. — Zu alldem können noch manche ergänzend hinzugefügt werden, z. B. ein Band mit Heinrich von Mugsleins Kommentar über den Valerius Maximus (1490), Das puch von den zehen gepoten (1474), ein deutscher Traktat von der Redekunst, in Versen, aus der Mitte des XV. Jahrhunderts, ein Gebetbuch aus 1471 und andere, deren Bearbeitung jetzt vorgenommen werden soll.

Der andere ungarische Fundort für deutsche Handschriften ist das Batthyáneum zu Gyulafehérvár (Karlsburg, früher auch Weißenburg [Alba Iulia] genannt). Einst die glänzende Hauptstadt

der siebenbürger Fürsten, ist die Stadt jetzt, obzwar immer noch bischöfliche Residenz, zu einem stillen, anspruchslosen Ort geworden. — Lange und furchtbare Verwüstungen haben die alte untere Stadt gänzlich vernichtet, so daß jetzt nicht einmal die Stätte mehr festzustellen ist, wo sie einst gestanden. Von Türken und Wallachen wurde sie niedergebrannt, und der alte Glanz der Stadt, an deren Hochschule einst Altstedt, Basire, Bisterfeld, Opitz, Cseri von Apáczá, Katona von Gelej gewirkt haben, kehrte nicht wieder. Was heute die Stadt in kultureller, in wissenschaftlicher Hinsicht bedeutet, ist sie als die Residenz des Bischofs Ignaz Graf Batthyány (1741—1798) geworden. Das Bestreben dieses Kirchenfürsten war auf nichts geringeres gerichtet, als die kulturelle Bedeutung der Stadt wieder auf jene Höhe zu bringen, die sie einst für die Wissenschaften unter Gabriel Bethlen innehatte. Batthyány gründete ein astronomisches Observatorium nach dem Muster von Eger (Erlau), eine imposante Bibliothek und eine Buchdruckerei. — Die Bücher und Manuskripte seiner Sammlung begann er schon als junger Theologe in Graz und Rom anzukaufen, und er setzte als Domherr das Sammeln auch in Eger (Erlau) fort, indem er die überaus wertvolle, noch von Joh. Henkel im XVI. Jahrhundert begründete parochiale Bibliothek von Lőcse (Leutschau) ankaufte. Die Geschichte der vereinigten Bücherei der 24 Pfarren der kgl. Städte reicht in den Anfang des XV. Jahrhunderts zurück. Sie enthielt über 60 mittelalterliche Manuskripte, zahlreiche Inkunabeln und viele alte Drucke des XVI. Jahrhunderts. Diese Schätze brachte Batthyány mit sich nach Gyulaféhérvár. Als Bischof von Siebenbürgen betrieb er hier das Büchersammeln mit gesteigertem Ehrgeiz. Er beauftragte den gelehrten Geistlichen Dániel, in Rom nach alten Büchern zu spüren und verschaffte durch glückliche Käufe, wie den Ankauf der großartigen, mit den ausgeschiedenen Büchern der Wiener philosophischen Fakultät bereicherten Migazzischen Bibliothek in Wien (1786), der Bibliothek bald einen europäischen Ruf. — Dieser Ruf wuchs namentlich, als 1813 Kovachich mit seinem Sohne nach Gyulaféhérvár (Karlsburg) kam und seine Aufmerksamkeit, neben den Werken der klassischen Literaturen, besonders den deutschen Handschriften zuwendete. Auf seine Anregung wurde die Katalogisierung der Bibliothek alsbald unternommen und die Sammlung wurde zu dieser Zeit mit vollständigen Repertorien versehen. Kovachich machte auch Friedrich Schlegel und Büsching auf die deutschen Handschriften aufmerksam, und letzterer bemühte sich dann, durch die Vermittlung J. M. Schottkys und Graf Joh. Majláths diese deutschen Literaturdenkmäler in der Wissenschaft be-

kannt zu machen und ihre philologische Ausbeutung zu ermöglichen (s. A. Weber: E. Phil. Közl. 1916). Majláth verständigte über die Funde auch von der Hagen, den besonders die Nachricht über das Nibelungenbruchstück interessierte. Doch sind die Schätze des Batthyáneums für die Philologie bis zum heutigen Tage nicht entsprechend verwertet.

Der Katalog der Handschriften ist — vom Bibliothekar Anton Beke zusammengestellt — 1871 erschienen (Index Manuscriptorum Bibliothecae Batthyanianae Dioecesis Transsylvaniensis). Er enthält 658 Nummern, ist jedoch fehlerhaft und jetzt vollständig überholt durch Elemér Varjús ausführliches Werk über die Bibliothek (A gyulaféhérvári Batthyány-könyvtár. Budapest 1901. und Magyar Könyvszemle 1899—1901).

Neben Nibelung F, deren damals bekannte äußere Hälfte von der Hagen einigen Exemplaren seiner Ausgabe (1820³) abgedruckt beilegte und später in der Germania, 1836, 337—8, mitteilte; Braune PBB. 25 (1900), S. 17 in Verhältnis zu den anderen Handschriften zu bringen suchte; die dann in extenso Béla Alter (Programm des Rózsahegyér Gymnasiums 1898) und Könnecke im Sonderabdruck aus der zweiten Auflage seines Bilderatlas Marburg 1901 photographisch reproduzierte; und neben Hadamar C, welche von Karl Stejskal sehr mangelhaft zum kritischen Apparat seiner Ausgabe der «Jagd» herangezogen wurde (Wien 1880), sind zu nennen: die Sammelhandschrift aus dem XIV. Jahrhundert, mit dem Buch der Könige, der Goldenen Schmiede Konrads von Würzburg, dem Guldiu Lob, zwei Handschriften von Salomon und Markolf (XV. Jh.), das Gedicht von Karl dem Großen und den schottischen Heiligen (1405), drei lateinisch-deutsche Glossare aus dem XV. Jahrhundert, Legenden der Heiligen, Traktate, Predigten, Chroniken, Geschichte der österreichischen Herzöge, Gebetbücher, Regeln und Exempeln, theologische Werke, ein Meliboeus und andere, sämtlich aus dem XV. Jahrhundert. Eine Handschrift mit Schuldramen (Signatur K₅ VI. 19) wurde in der Transsylvania 1862 S. 105 ff. behandelt.

In neuerer Zeit wurden die Handschriften der Bibliothek von Rudolf Wolkan und — wie mir der Direktor des Batthyáneums, Herr Dr. Robert Szentiványi, mitteilt — von einer Anzahl Doktorats-Kandidaten, in Ungarn sowohl wie in Deutschland, benützt. Es sind also von verschiedenen Seiten demnächst mehrere Publikationen über die Gyulaféhérvärer deutschen Handschriften zu erwarten.

Durch die Sammelhandschrift «Gesamtabenteuer» ist für die deutsche Philologie bedeutend geworden die Erzbischöfliche Bibliothek zu Kalocsa. Ihr eifrigster Förderer war der Erzbischof Adam

Patachich Freiherr von Zajezda (1717—1784). Schon als Bischof von Nagyvárad (Großwardein) gründete er eine bedeutende Bibliothek, die ein Jahrhundert später von dem gelehrten Bischof Arnold Ipolyi weiter entwickelt wurde. Seit 1776 Erzbischof, wurde er zum Leiter des gesamten ungarischen Unterrichtswesens ernannt. Im Jahre 1778 gründete er mit 17 000 Bänden die großartige erzbischöfliche Bibliothek, die jetzt über 70 000 Bände zählt und deren Handschriften 1811 ebenfalls von Kovachich beschrieben wurden. Diese Beschreibung wurde von J. Csontos 1883 in der Magy. Könyvszemle (Bd. VIII. S. 275 ff.) abgedruckt; sie wird demnächst durch die Arbeit des jetzigen Bibliothekars Paul Winkler ersetzt werden. Die Herkunft der Handschriften ist nicht durchwegs bekannt, doch führen die Spuren grobenteils nach Wien, wo Patachichs Agenten gewirkt haben. Wie in der Gyulafehérvärer Bibliothek, tragen auch hier viele Bände den Stempel der Wiener philosophischen Fakultät, von deren aus Klosterbibliotheken stammenden Schätzen sie von Swieten, allzu nüchtern denkend, hat ausscheiden lassen.

Der erste, der über die Schätze dieser Bibliothek berichtete, war der bekannte Satiriker und Aufklärer H. G. Bretschneider, damals Bibliothekar an der Universität Buda (Ofen). Er schreibt 1781 in einem Briefe an Nicolai nach Berlin: «Unter anderen hat er (Patachich) ein Manuskript, deutsch aus dem 13. Jahrhundert auf Pergament, das Minnelieder vom Stricker und anderen enthält und ein Volumen von mehr als 600 Blättern in folio ausmacht.» 1784 machte Nicolai in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek auf den Band aufmerksam (LVII. 289), und äußerte den Wunsch, daß der Erzbischof ihn herausgeben lassen möge (S. die Mitteilung von Robert Gragger im *Egyetemes Philologiai Közlöny* (Allgemeine Zeitschrift für Philologie) 36 (1912), S. 256 f. — Der zweite Entdecker, M. G. Kovachich, berichtete darüber in Schlegels *Deutschem Museum* (4, 1813, S. 402 ff.). Seither wurde die Bibliothek wiederholt aufgesucht, Teile des Kalocsaer Kodex von Majláth und Köffinger, dann von Josef Felsmann (*A kalocsai codex*. Budapest 1895. Szent István Társulat. 60 Ss. und im Programm der Oberrealschule des VIII. Bezirkes in Budapest 1893/4, 15 Ss.) herausgegeben. Für die Geschichte dieser Forschungen verweise ich wieder auf die Mitteilungen J. Bleyers. — Zuletzt arbeiteten in der Bibliothek Gustav Rosenhagen (nach dem Erscheinen seiner Ausgabe des Heidelberger cod. Pal. germ. 341), der für die Deutsche Kommission Handschriften beschrieb, und Konrad Zwierzina, der die Stricker-Gedichte des Kodex bearbeitete. Auch Ludwig Pfannmüller hat den Kodex zu seiner Arbeit über die vier Redaktionen der *Heidin* (*Palaestra* 108, 1911) benützt.

Neben diesen Sammlungen ist die des Ungarischen National-Museums bedeutend, nicht so sehr aus literarhistorischem Gesichtspunkte, als vielmehr durch die Zahl alter, besonders historischer Werke. Diese Handschriften stammen aus der Bibliothek des Gründers, Grafen Franz Széchényi (1754—1820) außerdem, — und zwar zum größten Teile — aus der Sammlung Nikolaus von Jankovich' (1773—1846), die 1836 vom ungarischen Reichstag angekauft wurde. Die Handschriften gehören, abgesehen von einigen losen Pergamentblättern aus älterer Zeit, zumeist in das XIV. und XV. Jahrhundert. Nennenswert sind die Pergamenthandschriften von der Teilung der Länder Österreichs vor 300 Jahren, ein Nonnen-Brevier, eine Römische Kanonik, ein Codex alchymicus aus dem XIV. Jahrhundert, mehrere Papierhandschriften, Legenden, Verdeutschung der Werke des heiligen Augustin, Nikolaus Tynkels Erchantnuzz der sund und andere Traktate aus derselben Zeit; eine Chronik von Österreich, Traktate, Auslegung der zehn Gebote, Rechtsbücher, darunter ein Steierisches, zwei Schwabenspiegel, ein Theophrastus Paracelsus, Reisebeschreibungen und andere aus dem XV. Jahrhundert. Aus einer dieser Handschriften druckte R. M. Werner das Pester Fragment des Wälschen Gastes von Thomasin v. Zirclaere ab (ZfdA. 26, S. 151 ff.), aus ihr hat August Hartmann Deutsche Meisterlieder-Handschriften (München 1894) mitgeteilt. Letztere kamen durch Tausch in die Kgl. Bayrische Hof- und Staatsbibliothek nach München. J. Felsmann behandelte die Hs. der Legende vom Edelritter Jörg von Ungarn. EPhK. 19. 439 ff. und ein Arzneibuch EPhK. 24, 532 ff. — Manches findet sich in der Bibliothek der ungarischen Akademie der Wissenschaften zu Budapest. Aus dieser hat Franz Pfeiffer ein Bruchstück von Freidanks Bescheidenheit herausgegeben (Denkschr. der Kais. Akad. d. Wiss. Philol.-hist. Kl. Wien 1869. Bd. 16, S. 212 ff.) — Auch die Universitätsbibliothek in Budapest zählt einige deutsche Hss. Eine deutsche Übersetzung des Hl. Eusebius durch Johann, Bischof von Olmütz (XIV. Jh.), ein Gebetbuch auf Pergament (XV. Jh.), eine lateinische Hs. mit deutschen Glossen (XIV. Jh.), ein Gebetbuch aus dem XVI. Jh. (S. darüber Kovachich, Merkur von Ungarn I. S. 234 ff.)

Viel wertvolles Material, nur teilweise katalogisiert, befindet sich noch besonders in Magnaten-, in bischöflichen und Klosterbibliotheken, in städtischen, Schul- und Privatbüchereien. Besonders das westliche Ungarn, das einstige Pannonien, ist reich an Sprach- und Literaturdenkmälern, aus denen schon einige wertvolle Funde, wie das Kőszeger (Günser) Bruchstück des Renout v. Montalban (G. Roethe: ZfdA. 48, 129), die Győrer (Raaber) Hs. v. Joh. Hartliebs

Alexanderbuch (Festschr. f. G. Heinrich, Budapest, 1912, S. 51—67 und Münchener Museum 2, 211—221) mitgeteilt wurden. All diese Hss. bieten oft sprachlich noch interessanteres als für die Textkritik und bringen in einigen Fällen schöne Beispiele für die Geschichte der deutschen Literatur Ungarns, deren ältester, bis jetzt bekannter Vertreter Oswald der Schreiber aus der ungarischen Bergstadt Ujbánya (Königsberg) ist (s. Czinkotszky J. Oswald ujbányai jegyző Budapest, Pfeifer 1914. Vgl. Ung. Rundschau 4, 524 f. von G. Heinrich).

Wie für die ungarische Philologie Deutschland mit seinen Handschriften in München und Königsberg, Österreich in Wien und Krakau wichtige Quellen bot, können auch die ungarischen Bibliotheken aus ihrem Bücherschatz noch manchen wertvollen Beitrag für die deutsche Literatur liefern.

Auf den folgenden Seiten sollen nur die wertvollsten der mir bekannten, in Ungarn befindlichen Handschriften zum Teil abgedruckt, zum Teil textkritisch gewertet werden, während ich die Beschreibungen der übrigen der Deutschen Kommission der Königlich Preussischen Akademie nach und nach zur Verfügung stelle.

I.

Kalocsaer Bruchstücke der Kindheit Jesu von Konrad von Fussesbrunnen.

Die erzbischöfliche Bibliothek zu Kalocsa besitzt unter Nr. 12 202 ein Inkunabel von den medizinischen Werken des Mesue (Ioannis filij Mesue opera. Venedig 1479). Darin befindet sich als Schutzdecke vorne und hinten je ein Pergamentblatt in 30×20 Zentimeter-Format aus je zwei kleinen Bogen und je einem der Länge nach streifenförmig entzweigeschnittenen halben Bogen zusammengeklebt. Diese kleinen Oktavblätter sind mit schöner Bücherschrift aus der Mitte des XIV. Jahrhunderts von derselben Hand beschrieben. Die Bogen, sowie die als Streifen benutzten halben Doppelblätter erweisen sich als zusammengehörig, und zwar ist der Streifen an der vorderen Einbanddecke der untere Teil, der neben die hintere Einbanddecke geklebte Streifen aber der obere Teil desselben Bogens. Es sind demnach fünf Doppelblätter mit zehn Blättern, im Ganzen also zwanzig beschriebene Seiten aus der Hs. erhalten. Jedes Blatt hat das Format zirka 14×10,4 cm, Größe des beschriebenen Raumes 10,2×8 cm. Auf ein Blatt entfallen 17 abgesetzte Verse; das Bruchstück zählt insgesamt 345 Verse. Die Blätter sind liniert; die Anfangsbuchstaben eines jeden Verses sind in Rubriken groß rot und schwarz geschrieben; je ein Reimpaar endet mit demselben Buchstaben, welcher am Ende der Zeilen nur einmal als rote Zier-

majuskel ebenfalls in Rubriken gesetzt ist, und mit den dazugehörigen Versen durch rote Wellenlinien verbunden wird. Der in der inneren Ecke unten befindliche Anfangs- oder Endbuchstabe ist stets als Ziermajuskel ausgeführt. Außerdem ist jeder neue Absatz mit einem roten Zierbuchstaben bezeichnet. Die Hs. ist überall gut lesbar, sauber und sorgfältig geschrieben. Nur auf den beiden Streifen hat das Klebemittel einige Zeilen beschädigt.

Die alten deutschen Handschriften, welche sich in ungarischen Bibliotheken befinden, stammen größtenteils aus Österreich, besonders aus Wien. Namentlich als bei der Gründung der Wiener Universitätsbibliothek von Swieten aus den konfiszierten Klosterbüchereien die bloß gelehrter Eitelkeit dienenden alten Editionen herauswerfen ließ, kamen durch Ankauf viele wertvolle Inkunabeln in die Pester Universitätsbibliothek, in das Gyulafehérvárer Batthyáneum und durch die Agenten des verdienstvollen Erzbischofs Patachich auch nach Kalocsa. Ähnlich erging es alten Handschriften.

Die Provenienz unseres Bandes konnte ich mit Hilfe folgender Daten feststellen. Auf dem ersten Blatte ist die Eintragung des Besitzers durch einen starken, schwarzen, ölfarbigem Stempel unleserlich gemacht. Dieser zeigt eine mit Blumen und Schnörkeln verzierte Säule und ist derselbe wohlbekannte Stempel, mit dem die ausgeschiedenen Bücher der Wiener Universitätsbibliothek ihres «ex libris» entledigt wurden (cf. E. Varjú, *Magyar Könyvszemle* 1899, 223). Das Buch stammt also aus den Beständen der zu gründenden Wiener Universitätsbibliothek. Sein früherer Besitzer scheint ein Wiener Mediziner gewesen zu sein, denn auf der Innenseite des Einbanddeckels ist mit Rötelstift zu lesen: *Doctori Alex. Pheiter*. Darunter, ebenfalls auf der Innenseite des vorderen Einbanddeckels, läßt sich eine mit schwarzer Tinte geschriebene Eintragung entziffern: *Iste Liber est Egidij Englhardt Artium et Medicinae Doctor*. Auf dem ersten, leeren Blatt und auch auf der Außenseite des hinteren Holzdeckels kehrt der Name Englhardt wieder. Über diesen nach unserem Wissen ersten Besitzer des Buches läßt sich ermitteln, daß er ein Klosterneuburger war (wie Konrad von Fussesbrunnen selbst), an der medizinischen Fakultät in Wien studiert hatte, und am Anfang des XVI. Jahrhunderts als Arzt tätig war²⁾.

²⁾ «Mag. Egidius Engellhart ex Neuburgo forensi ad facultatem intitulus est 9 Decembris anno 1505. Juravit firmiter velle servare statuta facultatis; dedit 50 den.» S. Dr. Karl Schrauf, *Acta facultatis Medicae Universitatis Vindobonensis*. Wien 1904. III. 58.

Das Buch kam ungebunden aus Venedig nach Wien und erhielt hier seinen Einband. Die beiden Papierblätter, die ich von den Innenseiten der Holzdeckel ablöste, sprechen dafür, und der charakteristische Ledereinband erhärtet ihr Zeugnis. Es sind nämlich beide zum Einbinden benutzte Blätter amtliche Mandate der Wiener Universität, das eine von der medizinischen, das andere von der theologischen Fakultät³⁾. Daraus darf wohl geschlossen werden, daß der Einband in der Buchbinderwerkstatt der Wiener Hochschule gefertigt wurde, denn diese konnte in der Lage sein, sich für ihren Zweck offizielle Dekrete zu verschaffen. Infolgedessen ist auch die Hoffnung gerechtfertigt, daß sich in anderen, von dieser Offizin gebundenen Inkunabeln oder Hss. noch weitere Bruchstücke unserer Hs. werden finden lassen.

Die erhaltenen Blätter sind unweit voneinander gelegene Doppelblätter des hübschen kleinen Kodex gewesen. Er bestand aus Bogen, die aus je vier Doppelbl. zusammengesetzt waren. Das erste erhaltene Doppelblatt war das zehnte des Bändchens, in den dritten Bogen gefügt, mit den Versen 650—681 und 772—806. Das einst eingefügte Doppelbl. fehlt. Aus dem folgenden vierten Bogen ist das äußere

³⁾ Die Texte dieser, für die Geschichte des Wiener Universitätswesens interessanten Dokumente aus dem XV. Jahrhundert seien hier mitgeteilt: «Sub venerabili et egregio Artium juris pontificii ac sacre pagine professore magistro Nicolao de Creutznach cras mane hora octava quidam Baccalarius in Theologia faciet suum primum principium in cursus Bible in librum Exodi specialiter principiaturus

In scolis Theologorum
Collegij Ducalis.»

Nicolaus von Creutznach, † 1491, war Professor der Theologie in Wien und stand unter Kaiser Friedrich III. als berühmter Gelehrter in Ansehen. S. Trithemius, *De Scriptor Eccl.*; Zedlers großes, vollständiges Universal-Lexikon VII. Sp. 1626. Schrauf a. a. O. III. 9 über sein Rektorat an der Universität *ibid.* II. 139.

«Decanus facultatis Medicinæ mandat omnibus doctoribus, baccalareis et scolaribus eiusdem facultatis hodie sub pulsu Vesperæ prope domum venerabilis olim Artium et Medicinæ doctoris magistri pangratii Kreutzer ex opposito domus Theutonicorum situatæ convenient ad conducendum funus eiusdem nominis defuncti ad sepulturam. Intersintque omnes sub officio publico ipsius exequiis in ecclesia Sancti Stephani in abside beatae virginis peragendis. Sub poena. Item supplikat omnibus aliarum facultatum suppositis ut conductus ac exequiis præactis interesse velint supradictam facultatem in eo spatio honoraturi.»

Pankrätius Creutzer de Traismauer Medicinæ Doctor et magister Artium, regens in 1431, wurde 1447 mit der Stelle des Superintendenten der medizinischen Fakultät betraut. S. Jos. Aschbach, *Gesch. der Wiener Universität im ersten Jahrhundert ihres Bestehens*. Wien 1865. I, 313, 326, 619. Schrauf a. a. O. III. 305.

Doppelbl. mit Vers 878—913 und 1212—1247 erhalten. Die übrigen drei Doppelbl. entstammen ein und demselben Bogen, aus dem also nur ein Doppelbl. fehlt. Das äußere Doppelbl. bildete das Blatt mit den Versen 1320—1353 und 1561—1594. Das darauffolgende Doppelbl. bildeten die Blätter mit Vers 1354—1388 und 1527—1560. Das innerste Doppelblatt ist das mit den Versen 1425—1458 und 1459—1492 beschriebene gewesen. Es ist dasselbe Pergamentblatt, welches entzweigeschnitten, in zwei Streifen benützt wurde.

Mein Abdruck ist diplomatisch getreu; nur den Buchstaben *f* habe ich, da er überall, auch am Wortende durchwegs *s* vertritt, durchwegs mit *s* vertauscht. Die Verszählung entspricht der Ausgabe Kochendörffers (Q. F. 43). Die Pagnation folgt der Reihenfolge der erhaltenen Blätter⁵⁾.

[1 r]

650 Do stunt div magit in gotes gewalt
Si sprach waz welt ir herren min } *N*
 Sie sag an wes ist daz kindeli }
 Sie sprach welches meinit i } *R*
 Do sprachen si vil schi }
 Nvnuan daz dv treis } *T*
 Swi vngerne dv is seis }
 655 Doch wel wir wissen wer der se } *I*
 Der dir hat gelegen be }
Entruwen ich kans euch nicht gesagin
 bi wem hast du diz kint get . . gin
 Odir wer ist sin vater vnsir herre got } *T*
 660 Ach ach arme welch ein spot }
 Er phligit mit wiben sulches nicht }
 So ma an dinem leibe sich *T*
 Dv mach vil lichte engelten des }
 Daz en zeichest dv enweist wes *S*

[1 v]

665 Ich zeich in des daz war is } *T*
 Wi daz du sein zv vater gis }
 Dime Kinde . ia . daz ist gelogi } *N*
 Zwar is ist ir seit betrogi }
 Ich bringe evch inne als ich sho } *L*
 670 Wan ich mit im selben wo }
 Die warheit erzeuge } *E*
 Daz ich nicht levg }
 Wilt du . ia . so hi zv stet } *E*
 So tu als ioseph tet }
 675 Laz vns die warheit sehe } *N*
 So mug wir dir nach iehē }

⁵⁾ An dieser Stelle will ich S. Hochwürden Herrn Paul Winkler, Bibliothekar der erzbischöflichen Bibliothek zu Kalocsa, meinen herzlichsten Dank für seine zuvorkommende und liebenswürdige Unterstützung ausdrücken.

- I r habet wol vernomen da } . . . Z
 Wie ioseph gerichte noch michel wa }
 Gerichtet hie di reine mai } . . . T
 680 Daz si nicht rechte waz an gesei } . . .
 Doch si der schulde geliche gie . . .

2 r]

- 772 Nv bat er si dar ge N
 Vnd half ir gutlichen dar i } N
 Vnd hub sich nach gelebde hi }
 775 Er hette mage in der sta } T
 Vrouwen die er sumelich ba }
 Durch sine libe chumen da } R
 Da sin vrouwe geba }
 Daz si sei beruchten wol
 780 Als man vrouwen zv kindelbette shol
 Daz dinet er immer vmme s } I
 Salme vnd Selon }
 Die diu besten waren von der stat
 Die gewerten den herren des er bat
 785 Si furen mit ein ander da hi } N
 Vnd brachten allir nacht mit i }
 Spise als sie sei wolten labe } N
 Vnd ander daz si sholten habe }

[2 v]

- 789 Swi si dort eine leg } E
 790 Vnd niman waz der ir phleg } E
 Vnser herre got der gut }
 Der shuf ir svlche hut } E
 Daz si sanfte gnas } Z
 Der engil ein michil meinge wa }
 795 Die der ammen rech beginge } N
 Ir herren hie in ert rich enphienge }
 Vnder kintlichen iare } N
 Vor dem si zv himmel ewich ware }
 Daz hus daz waz ouch vinster e } E
 800 Nu schein dar inne lichtetes m }
 Als ich is wol gelichen ma } Ch
 Denne ab siben tage an einen ta }
 Iren shin behaltin hete } N
 Vnd mit gemeinen rete }
 805 Svne vnd man } E
 Vnd sterne nebils an }

[3 r]

- 878 Keinen irdischen ma N
 Wart ie von gote kint gebor } N
 880 So hat er dicz wol er kor }
 Wan ich so schones nie gesa } Ch
 Diz horte salome vnd spra }

	Dv enweitz libe waz du seis	}	. . . . .	T
	Vil sere widir den geloubin reis			
885	Sulche dinch vnmuglich sin	}	. . . . .	T
	Nu ginch her vnd sich mvter vnd kin			
	Schouwe selbe di warhei	}	. . . . .	T
	Ob ich dir rechte habe gesei			
890	D iv vrouwe erbaldete d	}	. . . . .	O
	si ginch dar vnd vant als			
	Als div ander hette gesai	}	. . . . .	T
	Reiniu mvter vnd mai			
	Waren menschen vnd got	}	. . . . .	T
	Noch want si alles iz were ein spo			
895	Vnz si di warheit bevant.			T

[3v]

896	Wan als si da reicht mit der hant			T
	Vnd woldé grifen an s	}	. . . . .	I
	Als do vor selon			
	Mit gutir andacht tet	}	. . . . .	E
900	Nv ercrumte sa zu stet			
	Die hant zv dem arm	}	. . . . .	E
	Vnd begvnde die vil arm			
	Scrien vnd weine	}	. . . . .	N
	Ouwe waz schol daz meine			
905	Daz ich vil helflose wi	}	. . . . .	P
	Alsus verluse minen li			
	Herre gott erlose mi	}	. . . . .	Ch
	Dv weist wol daz i			
	Widir dich vil selten ie geworht	}	. . . . .	E
910	Ich waz durch dine vorcht			
	Zu kirchen nacht vnde ta	}	. . . . .	Ch
	Sint ich der werlde so verphla			
	Daz min liber man verschiet			T

[4r]

1212	Etewaz wer geshehe			N
	Daz di zaichen sholten bedeute	}	. . . . .	N
	Noch danne waz den leute			
1215	Von got kein warheit erbar	}	. . . . .	T
	Vnz in is alsus gekundet war			
	Do wurden dri kunige in ei	}	. . . . .	N
	In der aller lant ershei			
	Si namen kreftigis gue	}	. . . . .	T
1220	Vnd kom in vaste in den mue			
	Si wolten immer varent sei	}	. . . . .	N
	In tet gotis gnade shei			
	Waz dise zaichen lerte	}	. . . . .	N
	Nach dem sterne si kerte			
1225	N v giench er in ivdea	}	. . . . .	M
	als er zv ierusalem qua			
	Da volgeten im die gest.			E

Nu wurdens in der vest. *E*
 Geherberget schon *E*

[4 v]

1280 Herodes der die cron. *E*
 Des riches an den ziten tru } *Ch*
 Als man im zv gewu }
 Vnd er hette vernome } *N*
 Daz in sin lant waren kume }
 1285 Geste also rich } *E*
 Er hiez si heimelich }
 Zv im kumen durch mer } *E*
 Was ir geshefte wer }
 Daz bat er im die herren sage } *N*
 1240 Daz welle wir euch nicht verdage }
 Sprachen di richen haide } *N*
 Wir schollen euch beschaide }
 Js ist geborn ein heilan } *T*
 Dez sterne shein in vnser lan }
 1245 Dem hab wir her gevolgit side } *R*
 Vnd wellen nimmer komen wide }
 Wir vinden recht wo er se *I*

[5 r]

1320 Vnd fleuch in egiptu *M*
 Der kunich ist zornich worde } *N*
 Her heiset div kint alle morde }
 Vnd varet dises mit dem slag } *E*
 Nv bis dort vncz ich dir sag }
 1325 Joseph als er di rede verna } *M*
 Die vrouwen er zv sich na }
 Vnd ander ir gesind } *E*
 Mit irem liben kind }
 Des was nicht mer als man vns saget } *T*
 1330 Wan dri knecht vnd ein magit }
 Er wolt nicht beleibe } *N*
 Er his mit im tribe }
 Sin vihe vnd hub sich an di var } *T*
 Krefftig walt vnd har }
 1335 Gebirge vnd heid } *E*
 Manich tag weid }

[5 v]

1337 Daz zwishen den landen wust la } *Ch*
 Do man keines bouwes phla }
 Si begvnden vaste gahe } *N*
 1340 Do si daz gebirge sahe }
 Durch des wutriches dr } *O*
 Eines tages chom es als }
 Daz benachten wolte } *N*
 Da si herbergen sholte }

- 1845 Vor einem berge hoch genu } *Ch*
 Si sahen dar ein creftig lu }
 Vinster vnd gruelich } *Ch*
 Dar vf drachen vreisli }
 Spilten gen dem kind } *E*
 1850 Joseph vnd sin gesind }
 Waren der tagalt vngewo } *N*
 Vnd erkomen sere da vo }
 Daz kint gebot den drache *N*

[6r]

- 1854 Daz si mit keinen sache *N*
 1855 Vihe noch leute serte } *N*
 Die drachen danne kerte }
 Vnd furen widir an ir gema } *Ch*
 Daz si da nimant mere sa }
 A bir sprach daz kindeli } *N*
 1860 nicht zwivilt ander iugent mi }
 Daz ich so iunc gesehen bin } *N*
 Gedenket an minen grosen si }
 Vnd enfurcht euch nich } *T*
 Von grosem rechte daz geschi }
 1865 Daz mir alleu tir gehorsam si } *N*
 Hie wart des wissagen rede schi }
 Daid der vil werde } *N*
 Sprach lobt got von der erde }
 Trachen vnd abgrund } *E*
 1870 Mit manigem vrkund } *E*

[6v]

- 1871 So uol bracht er alle tag } *E*
 Siner liben propheten sag }
 D ar noch chomen abir shir } *E*
 vil cleiner vnd grozzer tir }
 1875 Wolue lewen vnd bere } *N*
 Di wolten dez nicht enbere }
 Si shen iren herren nahen vnd verren } *R*
 Strichen si aus dem walde da }
 1880 Als ir Joseph wart gewa } *Z*
 Da waz sin angest aber gro }
 Ir heimlich in sere verdro } *N*
 Er waz mit sorgen belade }
 Doch beleip er von in an shade } *N*
 1885 Wan si gemelich ware } *N*
 Si begonden gebaren }
 Den shafen gelich } *E*
 Vnd nich so grimmelich }

[7r]

- 1425 Schire bessert sich ir gewi } *N*
 Si gesahen einen boum bi i }

- Der waz breit vnd ho } *Ch*
 Daz gesinde dar engegen zo }
 Wan er guten shaten bar } *R*
 1480 Dvrch ruwe kerten si dar }
 Do si sich noch ir arbei } *T*
 Durch ruwe hetten gelei }
 Der luft gevil in da vil wo } *L*
 Der boum stunt shones obzes vo }
-
- 1485 Div vrouwe uf zv berge sa } *Ch*
 Zv Josebe si spra }
 Sich mochtest du des beginne } *N*
 Des obses vns gewinne }
 Dez ezze ich gerne dunket mi } *Ch*
 1440 Er sprach daz ist vnmugeli }
 Der boum ist ho vnd slech *T*

[7 v]

- 1442 Daz ich mich noch kein min knecht
 Dar an zv steigen kere } *E*
 Leider ia gedench ich mer }
 1445 Vmb vnser leut vnd vnze vilh } *E*
 Daz ich vor durste ersterben sih }
 Vnd wir selben nicht enhabe } *N*
 Wazzers daz wir vns gelabe }
 Daz ist min aller meiste no } *T*
 1450 Daz kint stund vf vnd gebo }
 Dem boum daz er neigitte si } *Ch*
-
- 1452 Er sprach muter nu bri
 Swi vil so dir gevalle } *E*
 Joseph vnd gene all }
 1455 Di vndir dem boume saze } *N*
 Si cloubten vnd asze }
 Swi vil so si wolte } *N*
 Dennoch liz sin tolde }

[8 r]

- 1459 Der boum bi der erden swebe } *N*
 1460 Vnz im vrloub wart gegebe }
 Do richt er sich uf vnd stund als e
 Daz kint sprach boum wir shulle noch me
 Diner wurze genisen } *N*
 Laz vns dar vz vlize }
 1465 Ein wazzer luter vnd kal } *T*
 Dez Kindes gotlich gewal }
 Erzeigt sich dar a } *N*
 Ein vrsprinch vs dem boume ra }
-
- 1469 So groz daz er wol tribe ein ra } *T*
 1470 Nv beliben si ander selben sta }

Di nacht vnz an den morgē } *N*
 Di wurden manger sorgē }
 Ergezset von dem kind } *E*
 Dez tagez e daz gesind }
 1475 Di herberge roumet *T*

[8 v]

1476 Daz kint si ein wenich soume *T*
 Er stunt als ein gewizzen ma } *N*
 Der vil wol bedenken ka }
 Wi man dem wirte danken sho } *L*
 1480 Der gemelich vnd wol }
 Geherberget sinen gas } *T*
 Er sprach min engil nemp einen as }
 Dez boumes der hi sta } *T*
 Vnd vns hint beratin hat }
 1485 Gemaches vnd spiz *E*

1486 In minem paradiz *E*
 Do ander mine boum stant } *T*
 Vnd min heilige ruwe han }
 Da furet in vnd phlanzet i } *N*
 1490 Recht en mitten dar i }
 Daz er in dort ein wünne se } *I*
 Als wir hint sin da be }

[9r]

1527 Die di straze varen wolte } *N*
 Daz si die leiten sholte }
 Von egipto vnt da } *R*
 1580 Svs wurben si ir lipna }
 Vnde in were besheide } *N*
 Zwishen den landen beide }
 Ein lon von cleinen gut } *E*
 Vnd daz si so der hut }
 1585 Durch vride geschaffen were } *N*
 Mit so gelogenen mere }
 Betrugen si vil manigen ma } *N*
 Vnd gewonnen im sin gut a }
 1540 **S**i waren vndir in gewo } *N*
 Da nomen si dicke shaden vo }
 So si gewin brachte } *N*
 Daz si vmb di tail vachte }
 Vnd wurden ofte sere wun *T*

[9 v]

1544 Nv beriten si sich zv einer stun *T*
 1545 Daz si saczten ir lo } *Z*
 Ez were cleine oder gro }
 Swaz in zv gewinne quem } *E*
 Daz den einer nem }

1550	Vñ den hette ane tei }	L
	Vnde der andir sin hei }	
	Versuchte morgen dar a }	N
	Swi vil der danne gewa }	
	Daz lizen di ander ane ha }	Z
	Si duchte daz si nimmer ba }	
1555	An ir geselleschaft belibe }	N
	Do si daz lange getribe }	
	Nv hetten si sich aber gelei }	T
	Einez tagez noch ir gewonhei }	
	Vf awenture gewi }	N
1560	Nu komen dort her gevarn zv i }	

[10r]

1561	Da von euch e wart gesage }	T
	Joseph vnd di mage }	
	Daz vihe allez vor in ezzent gi }	E
	Nv redent di shachman hi }	
1565	Wir werden sichirlich }	E
	Vnnotich vnd rich }	
	Von disem roube heut }	E
	Tenez sint koufleut }	
	Vnde triben soumer }	E
1570	Die tragen also swer }	
	Daz in nicht wol geslunen ma }	Ch
	Nu sprach einer dem der ta }	
	Mit loze waz gevalle }	N
	Waz toug euch daz shalle }	
1575	Be weget evch sin mit senften site }	N
	Ir mussut ewwuru vette quite }	
	Mit andir beiage	E

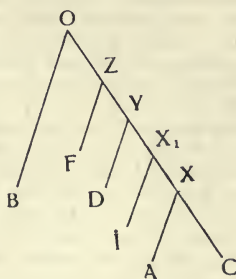
[10v]

1578	Ich warte an euwer deheinis tage	E
	Deheiner hande teile }	S
1580	Nv lat euch mines heile }	
	Hiute nicht verdrisen vi }	L
	Dicz gut ich eine haben wi }	
	Ich bedarf sin weiz got harte wo }	L
	Sint ich iz von recht haben sho }	
1585	Vnd mirs got hat gegebe }	N
	Ich wil nv sicherliche min lebe }	
	Zv gemach vnd nach ere }	N
	Mit disem gute kere }	
	Et war da gute leute sin }	T
1590	Ein wip vñ min kin }	
	Den waz min roub ie lei }	T
	Vnd haben dicke gerei }	
	Wold ich sin andirs entwese }	N
	Wir mochten dennoch wol genese }	

Unsere Handschrift gehört zu keiner der bisher bekannten Hss. Sie ist die Abschrift aus einer der ältesten Hss., wie die altertümlichen Formen zeigen. Die Vorlage scheint die Verse nicht abgesetzt, sondern nur durch Interpunktion geschieden zu haben, wenigstens weist darauf hin, daß unser Abschreiber in Vers 1377 zwei Verse in eine Zeile bringt, da er das Zeichen, welches sie scheid, nicht bemerkt zu haben scheint.

Das Kalocsaer Fragment, das ich fortan mit der Sigle *I* bezeichne⁶⁾, bringt für die Textkritik trotz einiger Korruptelen viel Wertvolles. Der Schreiber hatte eine gute Vorlage, die nur unzweifelhafte Verse bringt. Er selbst wird zwar manchmal schläfrig oder unachtsam, doch ändert er nur ganz selten eigenmächtig, und hat meist eine der Hss. zur Seite. Nur in zwei Fällen steht Unsinn darin, wenn er naiv das unverstandene Wort kopierte, und drei Vertauschungen der Worte, wie Vers 1216 *in is* für *is in* zeigen auf einige Nachlässigkeit des Schreibers, der besonders eine schöne äußere Ausstattung zu geben bemüht war.

Im Allgemeinen steht unser Text der Hs. *B* am nächsten — in etwa 80 % der Verse —, und gibt durch seine überwiegend gemeinsamen Lesarten mit *B* gegen *AC* zumeist dem Standpunkt Kochendörffers recht. Doch steht unser Text in vielen Fällen auch mit *A* gegen *BC*, wie in den Versen 1365, 1373, 1447, 1448, 1449, 1459, 1467, 1537, 1543, 1563, und mit *D* 651, 1478, 1490, seltener mit *C* 678, 780, 1213, 1246, 1323 und läßt öfters der Lesart Sprengers Gerechtigkeit widerfahren (Z. f. d. Ph. 26, 284, 342 ff. — Germania 30, 153—170). In vielen Fällen gibt unsere Hs. die beste Lesart, so in den Versen 878—913, 1366—1372; manchmal entscheidend, so in 774, 883, 891, 892, 893, 894, 1358, 1437, 1440, 1444. — Unser Bruchstück spricht auch für mehrere verlorene Zwischenhandschriften, da wichtige Abweichungen das Zusammengehen mit einer der bisher angenommenen Gruppen nicht voraussetzen lassen. Wir können das Schema des Verhältnisses jetzt folgendermaßen darstellen:



In dem Streite um die Textkritik des Gedichtes zwischen Spreng-

⁶⁾ Nach A. Schönbachs *H* (Z. f. d. A. 33, 373), denn W. Scheels Fragment aus der Berliner Sammelmappe (Festgabe Berliner Philologen an Karl Weinhold 1896, Nr. 13), ist ja, wie sich herausstellt, mit Dronkes Bruchstück identisch (gedruckt in Mones Anzeiger 8, 200 ff.).

ger, *Germania* 30, 153 ff., *Z. f. d. Ph.* 26, 342 ff. und Kochendörffer, *Z. f. d. A.* 33, 280 ff. ist die Frage der Überlieferung soweit geklärt worden, daß die Hs. *B* trotz vieler Korruptelen den relativ besten Text gibt und der kritischen Ausgabe zugrunde gelegt werden soll. Doch kann ich mich nicht unbedingt und prinzipiell dem Standpunkt Kochendörffers anschließen, daß Konjekturen, wenn möglich, überall vermieden werden sollen, «auch wenn sie noch so lockend sind.» Denn da es nun einmal erwiesen ist, daß auch die Hs. *B* arg verderbte Lesarten bringt, darf an dem alten Grundsatz, daß «etwas schlecht Gegebenes besser als ein gutes Eignes ist», hier nicht festgehalten werden. Um so weniger, als die Mehrheit der erhaltenen Texte ohnehin die als relativ beste anerkannte Hs. unterstützt, und so fast mit jeder neuen Hs. die Klärung der Sachlage mit frischen Hilfsmitteln vorwärts schreitet. — Auch möchte ich das Heranziehen des fremden Einflusses bei der Textkritik nicht im Allgemeinen von der Hand weisen, namentlich bei einem Dichter nicht, der wie Konrad erwiesenermaßen Vieles seinen Vorgängern, Heinrich von Veldeke, Ulrich von Zazikhofen, besonders aber Hartmann von Aue verdankt. Dieses Mittel wird bei einem Dichter von dem Range Konrads in bestimmten Fällen, namentlich einigen, wie sie für den Gregorius angeführt wurden, nicht zu verschmähen sein.

Ich gehe nun die einzelnen Lesarten durch, mit besonderer Rücksicht auf die beiden neueren Kritiker, aber auch auf Bartsch, Strauch und Schönbach.

650 *in gotes gewalt* ist von keiner der Hss. bestätigt und daher auch nicht zu lesen. Es ist eine «Verbesserung» des Schreibers, die sprachlich und metrisch ebensogut, inhaltlich noch besser für Maria passen würde, da für ihre Unschuld kein anderer Zeuge da ist, als «unsir herre got.» — 651. Unser *I* setzt bei dieser Zeile ganz berechtigt ab, da das dramatisch gedrängte Vernehmen Marias eine kleine Szene für sich gibt. Metrisch würde ich die Lesart *I* vorziehen, umsomehr, da sie auch *D*, die älteste bekannte Hs. unterstützt. — 652 spricht mit *B* gegen *C*. — Aus V. 653, den Kochendörffer aus *D* nimmt, macht unsere Hs. drei Verse, ebenso wie *B* und *C*, jedoch von beiden abweichend. — 664 *erweist* ist charakteristisch für des Schreibers Verbesserungslust. — 678 *gerichte, michel* geht mit *C*; *waz* ist Schreibfehler für *bas*. — 774. Kochendörffer liest: *und sach nâch gelabede hin*. Abgesehen von den metrischen und sprachlichen Schwierigkeiten, ist diese Lesart auch deshalb unzulässig, weil *sach* willkürliche Änderung für *sih* ist. Schön rechtfertigt unsere Hs. die Lesart Sprengers *Germania* 30, 158 und *ZfdPh.* 26, 348, die auch von V. 713 bestätigt wird. — 776 *Vrouwen* entspricht den *zwû wîsen vrôwan* in *C* und ist durch die verlorene Zwischenhandschrift zu erklären. — 777 *chumen* stützt *B* gegen die Lesart Koch.s *kaemen*. *sine liebe* ist eine für unsere Hs. charakteristische Interpolation, die in banalen Epitheten wie *vil*, *vil guote* wiederkehrt. — 780 hat unsere Hs. *kindelbette*; am Anfang des Verses steht *als für sô*; *vrouwen* steht mit *C*. — 796 die «verbesserte» Wortfolge ist dem Schreiber zuzuweisen. — 883 ist offenbar mit *I* zu

lesen. Der Fragesatz entspricht den folgenden Zeilen nicht, dagegen wird *du emweist* von *C. liebün was du seist* aber von *B* belegt. — 891. Sprenger empfiehlt Germ. 30,158 *als diu ander hête gesaget*; seine Lesart wird nun von *I* bestätigt und mit *geseit* metrisch verbessert gegen *B*. Sprengers neuere Konjektur mit *alsô* wird durch diesen Beleg überflüssig gemacht. — Zu 892 bezeugt *I*, daß Kochendörffers Lesart mit ihrer scheinbar logischen Wortstellung unhaltbar ist, abgesehen davon, daß ihr Sinn dem Dogma von der reinen Muttergottes widerspricht. Ich lese mit *BI* die ursprüngliche Zeile mit Rücksicht auf den Reim zu 891: *Reiniu muoter unde meit*. — In 893 stürzt *I* ebenfalls die Rekonstruktion und wird der ursprünglichen Lesart *B* gerecht, mit Ausnahme von *wart*, welches mit unserem *I wären* zu lesen ist. — Auch 894 spricht für den ursprünglichen Text in *B. als* für *alles* wie Sprenger lesen möchte, ist eine bei Konrad unerlaubte Kürzung und außerdem durch den Beleg von *I* überflüssig geworden. *si* wird von *C*, *alles is* aber von *B* bestätigt. — 895 ist *das* mit *C* und *I* zu streichen. — 905 ist *vil* *I* einer der bei V. 777 erwähnten Fälle. — 1213 hat *I* mit *C* *saichen*. — 1218 ist mit *I* *lant* zu lesen, wie es beide Hss. belegen; *das lieht* fehlt hier ebenso wie in *B*. — 1219. Auf Grund von *I* ist nunmehr sicher *kreftiges* zu lesen und der Vers mit einbilbigem Auftakt zu nehmen. Mit *BCI* muß statt *naemen* fortan *namen* geschrieben werden. 1232 ist mit *I* *an den sîten* zu lesen; dafür spricht auch die Mehrzahl in *C*. 1242 lese ich auf Grund von *H* und *I* *wir suln iuchs bescheiden*, wofür auch die Wortfolge in *C* spricht. — 1246 unterstützt *I* die Lesart *C*. — 1322 ist *diu kint alle* zu schreiben. — 1323 stützt *I* mit *dises C* gegen *des* in *B* und *es* in *H*. Offenbar ist fortab *dises* zu lesen, denn Konrad drückt auch sonst das Demonstrativum nicht mit dem Artikel aus. 1324 steht *I* mit *bis* wieder neben *C*. — 1326. Kochendörffer hat *suo im* dem *suo sih* in *B* vorgezogen. Die Lesart *I* widerspricht nun seiner, eigentlich gegen sein eigenes Prinzip aufgestellten Rekonstruktion, und rechtfertigt wieder die Lesart *B*. — V. 1327 und 1328 sind von dem scriptor dormitans verwechselt worden. — 1329 steht *uns* mit *B* und ist nunmehr trotz *AC* zu behalten. — 1334 ist nunmehr mit *ACI* *walt* zu lesen, statt *velt* *B*; der Sinn ist auch dafür, denn *velt* ist schon durch *heide* im folgenden Vers vertreten. — 1338 ist *hoves* in *B* ebenso als Schreibfehler festzustellen, denn *I* entscheidet mit *bowwes* in Übereinstimmung mit *powes A* und *buwes C* dafür, daß hier *bowwes phlac* = das Feld bebaute zu lesen ist. — 1339 die Zeile spricht für *B* gegen *C*, welche Sprenger (Germania 30,159) mit Berufung auf Gregorius 3051 (3223) vorziehen möchte. — 1343 stützt *I* die sinngemäßere Lesart *B* mit *wolten* gegen *AC*. — 1344 ebenso mit *solten*. — 1349 steht mit *AC* richtig *spîlten* gegen *spîlen* in *B* und bestätigt somit Sprengers Lesart. — 1360 *iugent* geht mit *H* und das in 1361 wiederkehrende *iunc*, welches nun mit *BHI* in den Text an die Stelle von *kranc* gesetzt werden muß, spricht für einen Schreibfehler statt *tugent*. Vgl. Sprenger, Bezzenbergers Beiträge 6, 158, Germania 30, 159, ZfdPh. 26, 352, sowie Strauch, Anz. f. d. A. 8, 220. Ich lese:

*Niht zwîvelt an der tugent mîn
Das ich so iunc se sehen bin.*

1362 steht *grosen sin*, statt *gansen* der übrigen Hss. — 1363 hat unsere Hs. *enführtet*, eine ebenso leicht verständliche «Verbesserung» des Schreibers, wie die frühere. — 1373 geht *I* mit *A* *komen* gegen *kam* in *B*. — 1376 geht *I* mit *C* (*A*) und spricht gegen die Lesart *B*. Ich schreibe: *Die*

wolten des niht enbern. — 1381 ist mit *ACI* *dā* zu lesen. — 1429 ist *I* mit *B* gegen das Einsetzen von *vil* vor *guoten*, wofür *AC* spricht. — 1431 ist mit demselben Grund wie in V. 1381 *dō* beizubehalten; ebenso soll das in *B* ausgelassene *ir* mit *ACI* eingesetzt werden: *nāch ir arbeit*. Die Auslassung in *B* erklärt sich leicht. — 1437 ist mit *I* (*B*) zu lesen: *sih mohtest dū des beginnen*, wodurch der Auftakt hergestellt wird. — 1440 stützt *I* die Lesart *B* und macht den von Sprenger Z. f. d. Ph. 26, 353 auf Grund *CD* gewünschten Einschub *vrouwe* überflüssig. — 1442 ist zu lesen: *mīn knecht* mit *AI* (*C*). — 1444 wird Kochendörffers Ergänzung *ich* hinter *gedenke* durch *I* schön bestätigt. Ebenso entscheidet *gedenck* den Streit Sprengers Germ. 30, 160, Z. f. d. Ph. 26, 353 und Kochendörffers Z. f. d. A. 30, 290, ob das Verbum als Imperativ aufzufassen ist, natürlich verneinend und zugunsten des Letzteren. 1447 unterstützt *I* die Lesart *A* und spricht gegen Koch., der ein von Hss. nicht belegtes *das* vor *wir* einfügt; es ist sicher zu streichen. Dagegen bestätigt unser Bruchstück das von Koch. angenommene *vor*, welches Spr. mit *C* durch *von* ersetzen möchte. 1448 ist mit *ADI* *das wir uns gelaben* zu lesen. — 1449, *das ist mīn aller meiste nōt* ist mit *ADI* nunmehr sicher die richtige, auch metrisch die beste Lesart. — 1452—1457 unterstützt die Hs. *B*. — 1459 *bī der erden* steht unser *I* mit *AD* und *C* und zeigt ebenso wie V. 1334 und 1338, daß es sich hier um einen Schreibfehler in *B* handelt. — 1460 ist das mit *ACI* zu streichen. — 1461 das von Koch. aus metrischen Gründen gestrichene *uf* ist mit *BCI* zu schreiben. — 1469 ist mit *ACDI* *tribe* zu lesen. Dagegen unterstützt *I* die Lesart *B* darin, daß es das von den übrigen drei Hss. ausgelassene *das* bestätigt. — 1477 unterstützt unsere Hs. *B* gegen *ACD* und ist jenen schon wegen des auffallenden Pleonasmus der in anbetracht der folgenden Zeile (*bedenken*) mit der Lesart *dahte* entstände, jenen vorzuziehen. — 1478 ist mit *CDI* und aus metrischen Gründen *vil wol* zu lesen. — 1480 unser *gemelich I* spricht für *gemachlich B* gegenüber *mit gemache*, das Sprenger mit den anderen Hss. annehmen möchte. — 1484 bestätigt mit *hint I* die Lesart *B* gegen *ACD*. — 1490 *ist reht en mīten dar in* mit *DI* zu lesen. — 1492 ist *I* in Übereinstimmung mit den Hss. für die Lesart *hint* und ist somit das ungerechtfertigte, nur um des Gegensatzes mit *dort* willen geschriebene *hie* durch *hint* zu ersetzen. Auch muß statt *der bī* mit *ADI* *da bī* gelesen werden. — 1537 ist mit *AI* *im sīn* zu lesen, wie es auch der logische Sinn verlangt. — 1540 hat *I* *dicke* und 1543 *ofte*. Diese Lesart — auch von *A* für 1540 bestätigt — scheint mir die richtige zu sein; soll doch das erste «großen Schaden» bedeuten, das zweite aber «wurden oft sehr wund» ausdrücken, wogegen «dicke *sēre*» eine müßige Häufung ist. — 1541 ist mit *I* *sō* zu lesen, welches auch *AC* unterstützen. Es ist ein Schreibfehler in *B*, denn abgesehen von diesem bestätigt unsere Hs. in diesem Vers die Lesart *B* gegen *AC*. — 1544—1549 unterstützt *I* die Hs. *B*, namentlich mit *kaeme* — *naeme* gegen die Lesart Sprengers in Z. f. d. Ph. 26, 354 f. — 1572 ist mit *BI* *einer* zu lesen, wie Sprenger beantragt; *einer* steht hier in demonstrativem Sinne. — 1578 lese ich mit *ACI* *an iuwer deheines tage*. — 1586 ist mit *ACI* *nū* zu lesen, jedoch nicht wie Sprenger möchte an statt *mīn* sondern auf Grund der Hss., die es bezeugen, daß in *B* nur eine Auslassung festzustellen ist: *ich wil nū sicherlich mīn leben*.

*

*

*

Für die Textkritik ergibt unsere Hs. I, daß die Lesarten der Hs. B in überwiegender Anzahl die richtigen sind. Somit wird es klar, daß nicht Kochendörffer die B, sondern daß vielmehr Feifalik die Hs. A und Sprenger C überschätzt haben. Freilich muß, wie schon Kochendörffer selbst getan hatte, den Oberflächlichkeiten des Schreibers von B auch Rechnung getragen und somit den Bruchstücken ihr Platz für die Kritik eingeräumt werden. Auch sonst darf B keineswegs für einen vorzüglichen Text gelten; als der relativ beste aber behält er einen bedeutenden Vorrang vor den anderen.

II.

Budapester Bruchstück aus Bruder Philipps Marienleben.

Ein Pergamentblatt in der Handschriftensammlung des Ungarischen Nationalmuseums, zwischen den losen Blättern, welche 1899 unter Nr. 12 von E. Varjú dem Museum geschenkt wurden. Die einzige Spur, die auf seine Herkunft weist, ist die Randbemerkung mit einer älteren, etwa aus der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts stammenden Schrift: Hochholzeriana.

Blattgröße 462×341 mm, Größe des beschriebenen Raums 303×252 mm. — Im Texte wurden dadurch, daß wagerecht mitten durch das Blatt ein starker Bug geht, einige Worte der recto-Seite fast unleserlich. Doch ist die Schrift so tief in das Pergament eingegraben, daß selbst an Stellen, die durch Gebrauch des Deckels, zu dem das Blatt gedient hat, abgescheuert oder durch Nässe beschädigt wurden, die erhaltenen Verse durchwegs lesbar sind. Auch die kleinen Lücken im Pergament lassen sich glücklich ergänzen. Die Einrichtung ist dreispaltig; jede Spalte enthält 46 Zeilen. Die Verse sind abgesetzt und zeigen abwechselnd grüne und rote, hübsch ausgeführte Initialen. Die Anfangsbuchstaben der Verse sind überall durch einen roten Schattierstrich hervorgehoben. Wie in der Jenaer, Pommersfelder, Sankt Pauler (Z. f. d. A. 47, 242) und der Hardenbergschen Handschrift (Z. f. d. Ph. 15, 280), wird auch in unserer Handschrift der Text durch rote Überschriften in einzelne Kapitel zerlegt. — Die Schrift zeigt auf die Mitte des XV. Jahrhunderts. Es ist eine schöne Bücherschrift, und der feine aber sichere Federzug deutet auf einen geübten Schreiber. In der Orthographie ist dieser höchst unkonsequent. Das anlautende *k* wechselt mit *ch* in denselben Worten, auch wenn sie noch so nahe zu einander stehen (*komen* 185. und *chomen* 188., *kind* und *chind*). Der Abfall des tonlosen *e* im Auslaut und in den Suffixen ist ebenfalls ungleichmässig durchgeführt, die Bezeichnung des Diphthonges *ei* mit *ai* und des *au*

mit *aw* ist schwankend, ebenso die des anlautenden *t* mit *d*. Dagegen wird anlautendes *b* stets mit *p* und auslautendes *b* und *d* mit *b* und *d* geschrieben.

Der Lautstand ist jenes charakteristische Mitteldeutsch, welches auf den rechtsrheinischen Landstrich, namentlich auf nassauisches Gebiet zeigt, und dessen gemischte Art Juvet PBB. 29, 170 ff. an der unteren Lahn aufzufinden glaubt. — Obzwar der Schreiber Reime ganz skrupellos fortließ, so blieben trotzdem, oder eben infolge seines Mangels an Feingefühl für die Verstechnik, — weil er an ihnen nicht feilte — eine Anzahl für Philipps Mundart bezeichnende Reime. So findet sich *ae:e* häufig, sowie *her* zu *-aer*, von dem Zwierzina in seinen «Mittelhochdeutschen Studien» (ZfdA. 44, 280) feststellt, daß er nach Mitteldeutschland führt: *wär: herre* 3; 48; *märe: herre* 202. Vgl. noch Zwierzina ZfdA. 44, 295. Juvet PBB. 29, 134. Auch *wären: cheren* 252. — Reime von *e:i* sind in *sätzen: effen* 102, und *dencken: verfincken* 225. Vgl. Mitteldeutsches Schachbuch. Sievers ZfdA. 17, 386. Reime von *ô:o* in *hörten: vorchten* 223. *hol: vol* 10; von *o:a*, die auf die Aussprache deuten: *chomē: namē* 165; *chomen: vernamen* 229. — Umlaut bei *ä*, *a* wird in Reimen mit *e* belegt *war: herre* 3; *ware: herre* 48. Dagegen scheint er in *o:ô* nicht durchgeführt zu sein, wie Reime *gros: erdos* 198; *horten: vorchten* 223; *hol: vol* 10; zeigen.

Ebenfalls nach Mitteldeutschland weist der Konsonantismus. Das *b* ist spirans (*lebñ* 40. = Löwen. s. Michels² § 92. 2.), und erscheint inlautend mit *f*, *w*, auslautend mit *f* gebunden, z. B. *hueb: ruef* 197. — Germanisch *g* und *k* ist durchwegs verschoben; darauf weisen Reime wie: *lag: fack* 243; *gemach: tag* 99; auch im Inlaut: *fachen: lagen* 25; *pflagñ: fachen* 64; für *k: fack: erfrack* 87; *er frackt: fack* 248. Dagegen stehen sonderbare Beispiele von *ck*, die jedoch mit den früher angeführten in Einklang zu bringen, und durch Philipps eigenartige Mundart zu erklären sind (vgl. Juvet PBB. 29, 152) z. B. *tracken* für *drachen* 11. 12. 21. 22. 25., sicher spirantisch gesprochen. — Das *h* wird mit *ch* gebunden, auch wenn Schwund eintritt, so in den Reimen: *flahen: vachñ* 73; *nahen: fachñ* 160, *verstē: gefschechñ* 255. (S. Michels, Mittelhochdeutsches Elementarbuch² § 117.) Schwund im Auslaut mit *ch* gebunden liegt vor, z. B. in *vich: enpfie* 169. — Für Westmitteldeutschland charakteristisch, also die Lokalisierung des Dichters in die mittlere Rheingegend bekräftigend ist das Binden von intervokalischem *t* mit *d* in Reimen wie *trate: genade* 139 (Michels² S. 115 f.). Im Anlaut steht *d* für *t* und *t* für *d*.

So unzweideutig der Text für die westmitteldeutsche Heimat des Dichters spricht, so zweifellos scheint es auch, daß der Schreiber der bayerisch-österreichischen Mundart angehörte. Dafür zeugen Reime

sowie der bajuvarische Einschlag im Lautstand, besonders in der Diphthongierung *ai*, der Bezeichnung des anlautenden *b* mit *p* ohne Unterschied *ew* für *iu* u. a.

Unsere Handschrift gehört in jene Gruppe der vielen Manuskripte dieses überaus beliebten Gedichtes, welche Josef Haupt als vierte bezeichnet hat (Sitzungsber. der Kais. Akademie, Wien 1871. Philos.-histor. Klasse 68 Bd. S. 218). Wie die Gothaer und die Wiener Hs. 2736, zeigt die unsere eine radikale Verkürzung der ursprünglichen mitteldeutschen Rezension. Vollkommen skrupellos läßt der Schreiber eine, zwei, drei oder hundert Zeilen fort. Nach eigenem Gutdünken zieht er Verse zusammen, unbekümmert darum, ob der Reim wegfällt oder nicht mehr zustimmt. Es ist ihm nur um den Inhalt zu tun. So entstehen Lücken, wie das Fehlen der Verse: 2872—2874, 2878, 2881, 2918, 2922—2923, 2936—2937, 2944—2949, 2957, 2960—2962, 2965—2966, 2972—2973, 2975—2976, 2988—2989, 2993, 2995, 2998—2999, 3009, 3014—3015, 3025, 3029, 3033, 3037, 3043, 3050—3052, 3054—3057, 3067, 3069, 3074—3075, 3079—3080, 3083, 3087—3094, 3096—3239. Der Standpunkt des Schreibers war, die vielen Wiederholungen, die Philipps Gedicht aufweist, fortzulassen, und das Werk dadurch lesbarer zu machen. Er läßt z. B. Vers 3065 stehen, als aber zwei Zeilen nachher fast dieselben Worte wiederkehren: *und wart dā von ein rīcher man* 3077, unterdrückt er sie. Mit nüchternem Sinn, ohne metrische Bedenken kürzt er die Verse, läßt Adverbia, Attribute weg, z. B. 2908 *suo dem Wege*; 2955 *vil*; 2956 *schoenen*; 3005 *beidiu, ouch*; 3020 *reinen*; 3021 *dar suo half*; 3041 *selben*; 3042 *wol*; 3643 *grózesz*; 3044 *michel*. Manchmal verlängert er wohl auch einen Vers, wenn es ihm für das Verständnis nötig erscheint, wie in V. 3040 *leib*; doch ist es ihm lieber, wenn er Verse zusammenziehen kann wie V. 2976—2977 aus:

*der süeze Jōseph und der reine
sin forge was niht kleine,*

in den nüchternen Vers unseres Fragmentes. Oder aus V. 3062—3063 die Zeile 42 unseres Blattes.

Diese radikale Umänderung des Textes und dessen sprachliche Eigenheiten, die in der kritischen Ausgabe leider normalisiert sind, rechtfertigen wohl einen Abdruck des Bruchstückes. Mein Text ist diplomatisch getreu und ist links mit der Zählung der erhaltenen Zeilen, rechts mit Bezeichnung der entsprechenden Verse der Rückertschen Ausgabe versehen.

[r^a]

Gen dē kind di pawm sich naigtin
Er da mit czaigten

	Das das kind ir scheffer wär	2870
	Vnd aller creatur herre	2871
5	Auch al pluemmē chraut vnd gras	2875
	Das en mocht nit gelassen	
	Si nigen al czu der straffen	2877
	Maria vnd ir kind enpfiegen	2879
	Si fundn̄ auf dem weg ein lug	2880
10	In dem lug was ein hol	2882
	Das was tracken stāt vol	
	Aus dem hol di tracken fuern	
	Ir atem was fewrein	2885
	Gen dem gefind si giengn̄	
15	Da von si gros vorcht enpfiegñ	
	Joseph vnd mai'a di rain	
	Ir vorcht was nit clain	
	Jesus das lieb chindelein	2890
	Sas auf der schos d' muet' sein	
20	Es sprang nider auf di erd	
	Vnd dem grossen tracken werd	2893
	Jesus den tracken gepot	2894—5
	Das si trat wider kertn̄	
	Das sei seinē nit schatn̄ gefertn̄	
25	Do di tracken das kind fachen	
	Auf d'erd nider lagen	
	Vnd si petn̄ al das kind	2900
	Dem alle tier gehorsam sind	
	Vnd lieffen do von dannē schier	
30	Der tracken waren vier	
	Do si gefahen alle das	
	Si lobtn̄ got vnd furn̄ hin pas	2905
	Vur das heilig gefinde	
	Mit iesum dem liebñ kinde.	

Das di tier iesum an peten¹⁾

¹⁾ rot.

35	D o chomen palde	
	al di tier di in dem walde	
	Warn czu dem selbñ chind	2910
	Vnd nigen dem gefind	
	Pern vnd fuchs	
40	Lebñ vnd affen vnd luchs	
	Aichorn vnd tiger tier	
	Hirfsñ stainpöck vnd pantier	2915
	Alle di tier gros vnd clain	

[r^b]

	Komen an die Stras gemain	2917
45	Di maget si vnd ir kind enpfiegñ	2919
	Mit in ander strafsñ alle	
	Mit frewdñ vnd mit schalle	2924
	Vnd czaigtñ da mit das er ware	
	Ir aller schepfer vnd d' welt h're	2925

- 50 Auch di weil si mit in warn
 Di Stras di si soltñ varn
 Weiftñ vnd czaigten in
 Sam si hetñ menschn sin.
- A¹⁾ Auch die vogel al czu d' straffñ 2990
 55 komen vnd nid' sassen
 Vnd nigen dem kindelein
 Vnd der liebñ muet' sein
 Mit gefangñ vnd mit schal
 Enpfiengñ irñ scephfer al. 2985
- D¹⁾ Do si furen veld vnd haid 2996
 vnd manige wufte praid
 Do komē si in ainem wald
 Do warn in schacher pald
 Di rawbes vnd mordes pflagñ
 65 Do si das gesind sachen 2943
 Do si gesehen das an 2950
 Joseph das d' alte man
 Fur mit im ein so jung frawñ
 Si pegundñ schawn
 70 Das si was so wol getan
 Si sprachñ d' alte man 2955
 Hat die frawn verftoln 2956
 Wir fullñ in cze tod slahen 2958
 Di andern sul wir alle vachñ 2959
 75 Si si al mit einand' vingñ 2963
 Ein alter schacher pei in sas 2964
 Demselbn wurdñ si peuolhñ 2966
 Das er di weil si haldñ solt
 Vncz si den rawb tailen wolt
 80 Der alt schacher sich cze hant
 Der gefangñ vnder wand 2971
 Er furt si mit im in sein haus 2974
 Joseph sarg was nit clain 2977
 Vmb das junge kindelein
 85 Vnd di lieb mueter sein
 D' schacher het ein weib 2980
 Do si das gefind sach 2982
 Hart si da von er frack
 Mit fleis pegund schawñ
- [r^c]
- 90 Di schonen iungñ frawñ 2985
 Maria vnd ir chindelein
 Das leicht sam d' sunnē schein 2987
 Si gruft si al minigleich 2990
 Auch pegund si ab streichñ
 95 Dem schacher sein vngemut 2992
 Er sprach czu ioseph lieb' man 2994
- 1) Grüne Initiale.
- 1) Roter Anfangsbuchstabe.

	Dir fol nit laides hie gefchehñ	2996
	Ich wil das vnder ſten	2997
	Ich ſchaf ew allñ guetñ gemach	3000
100	Heint vnd morgñ den tag	3001
	Er hies ſi nider ſitzen	3004
	Trincken vnd eſſen	
	Das gab er in allñ genug	
	Ir vich man in ein ſtal ſlueg	
105	Er gab in fueter vnd ſtro	3008
	Des ſchachers weib macht ein pad	3010
	Vnd maria es pat	
	Das ſi das lieb kindelein	
	Paden ſolt vnd ſchön ſein	3013
110	Maria das v' guet nam	3016
	Das ierm kind cze hail kam	
	Si ſatzt das kindelein	
	In ein pad ſchafelein	
	Vnd padet im ſein leib	3020
115	Des ſchachers weib	
	Ein ſchon pet perait	
	Das kind darauf laite	
	Di ſchacher di hetñ gefangn	3024
	Der warn in d' ſelbñ ſtundñ	3026
120	V. vncz in den tod gewundet	
	Von kaufleutñ di ſi vahñ woltñ	3028
	Di heten ſich gewert	3030
	Vnd tailten mit in di ſwert	3031
	Einer czu dem ſchafe drat	3034
125	Do das kind het in gepat	
	Vnd wolt mit dē waffer waſchñ	3036
	Ein wundñ do er gos	3038
	Vnd das ſelb waffer flos	
	Vber aller ſeiner leib wundñ	3040
130	Do ward in den ſtundñ	
	Alle gefund vnd hail	3042
	Das nam ſi alle wunder	3044
	Jefleicher eilt peſunder	
	Vnd wueſchñ ir wundñ alſo	3046
135	Si wurdñ al gemain gefund	3048

[v^a]

	Di da warñ e gewund	3049
	Das kom von iefus heilikait	3053
	Si vielñ nider trate	3058
	Vnd padñ ſi vmb ir genade	
140	Das ſi v'gabñ in das laid	3060
	Das ſi ſei hetñ angelaidt	
	Der wirt ſich des waffers vnd'want	3062
	Vnd pehielt es fleiffigkleich	3064
	Vnd ward da von reich	
145	Gros guet er da von gewan	3066
	Den wem we ward an ſeim leib	3068

	Schier czu im mit gut kam	3069—70
	Des wazzers von im nam	
	Wo er des waffers ſtraich	
150	Aller ſiechtumb waich	3073
	Her ioſeph do nit lenger paid	3076
	Auf den weg er ſich peraite	
	Das geſchach am tritn tag	3078
	Si padn ſi noch lenger peleibn	3081
155	Das enmocht nit geſchehn	3082
	Der wirt hies in miet gebn	3084
	Koſt und des ſi ſoltn lebñ	3085
	Auf die ſtras er ſi ſpeiſt	3086
	Darnach wainent ſi von ir ſchied.	3095

Wie die tewfel aus dem
pawm auf ieſum rieffen.¹⁾

¹⁾ rot.

²⁾ Rote Initiale.

160	D ²⁾ o komē ſi nahen	3240
	Czu dē lande das ſi ſachñ	
	Do ſi komen nahen da pei	
	Einen pawm fundñ ſey	3243
	Des dinck ſtund alſo	3245
165	Das di lawt dar chomē	
	Den ſegen von dem pawm namē	3247
	Abtgot ſi do an peten	3249
	Ir opfer ſi darein truegn	
	Vnd ſlugñ do rind' vnd vich	3251—2
170	Der tewfel das alles enpfie	3253
	Do ioſeph mit dem geſinde	3256
	Vnd mai'a mit ierem kinde	
	Komen czu dem gruenē pawm	
	D'ſelb pawm mit lawb	
175	Zu der erd naigt ſich	3260
	Dem kind als ſeinē hern	3268—9
	Vnd aller welt ſcheper	3263

[v^b]

	Do ſi ſich da nider ſaczten	3266
	Vnd woltñ pei dem pawm raſtn	
180	Do rieffent di tiefel aus dē pawm	3268—9
	Was ſuechſtu ieſus hie cze lande	
	Du wild werfen vns' ſchande	
	We vns we diſer geſte	
	Wir mueſſen rawmmē diſ eſte	3273
185	Vnſer maiſter iſt komen	3275

³⁾ Grüne Initiale.

	S ³⁾ i fuerñ do in das lant	3276
	das egiptus iſt genant	
	Zu einer ſtat ſi chomen	
	Splene ⁴⁾ haift di ſtat	3279

⁴⁾ Bei Rückert
Sofine.

- | | | |
|-----|--|--------|
| 190 | Nicht herberg ſi fundn̄ in d' ſtat | 3282 |
| | Niemant ſi pehalt̄n wolt | 3283—4 |
| | In der ſtat ein pethaus was | 3286 |
| | Aller abtgot kirch̄n das was | |
| | Pei dē pethaws was ein phorzich | |
| 195 | Darin ſi pelib̄n | 3290 |
| | Vnd die nacht alda v'trib̄n | |
| | M ¹⁾ itt̄n in d' nacht ſich hueb | 3292 |
| | in d' luft ein gros ruf | |
| | D' don was michel vnd gros | 3296 |
| 200 | Vnd vber al di ſtat erdos | |
| | Wan di tiefel rufften alle | 3298 |
| | We vnd we d' laidiḡn märe | 3300 |
| | Es iſt komen vnſer herre | |
| | D' vns von himel hat v'ſtoſſ̄n | |
| 205 | Vnd al vnſer genoſen | |
| | Er iſt komen in dicz lan̄t | |
| | O we wer hat nach im gefant | 3305 |
| | Von ainer magt iſt er geporn̄ | 3310 |
| | Wir ſein al von im v'lorn | |
| 210 | Er wil vns von hinnē vertreib̄n | |
| | Owe wo ſul wir peleib̄n | |
| | Wir muſſen varn czu dē hell̄n | |
| | Zu vnſern vertailt̄n gefell̄n | |
| | Vnſer abtgot ſind geuall̄n | 3316 |
| 215 | We dir ioſeph alter partinck | 3318 |
| | Dar czu furſtu her das kind | |
| | Owe maria magt rain | |
| | Wir ſein verlorn von dir ain | |
| | Wes piſtu nit da haim pelib̄n | |
| 220 | Wer hat dich czu vns getrib̄n | 3323 |
| | D ¹⁾ o dicz geſchray vnd di ſtim | 3324 |
| | alſo ſtark vnd grim̄m | |
| | Von der ſtat di lewt horten | 3326 |
| | [v ^c] | |
| | Si war̄n in groſſen vorcht̄n | 3327 |
| 225 | Daran pegund̄n dencken | 3332 |
| | Ob di ſtat wolt verſincken | |
| | Ze hant ſi czu dem tempel liefen | |
| | Vnd ir got do an ruffen | 3335 |
| | Do ſi czu dem tempel chomen | |
| 230 | Gros laid ſi vernamen | |
| | Si ſachen ir abtgot alle | |
| | Warn auf di erd geuall̄n | 3339 |
| | Jupiter vnd ſaturnus | 3342 |
| | Mars vnd marcurius | |
| 223 | Vnd ander goter laſterleich | |
| | Lagen an dem eſtreich | 3345 |

1) Rote Initiale.

1) Rote Initiale.

Den warn ab di hend 3350
 Gancz vnd gar czerprochñ di hêdt. 3357

Von dem herczogeufradiſien ¹⁾ rot.

	D ²⁾ Der herczog eufradiſius ³⁾	3424	²⁾ Grüner An-
240	von dem tempel gie h'aus	3425	³⁾ Bei Rückert:
	Vnd ſach ſiczen auf einê ſtain	3428	Afrodisius.
	Maria di ſueſſen magt rain		
	Ir kind in ir ſchofs lag	3430	
	Auch der herre ſach		
245	Vnd ioſeph den man		
	Pei maria ſtan		
	Er ſer er ſrackt		
	Do er di geſt er ſach	3435	
	Drat er czu in gieng	3440	
250	Mit ſueſſen grus er ſi enpfieng		
	Er fragt von wan ſi wârñ		
	Vnd wo ſi hin wolten chern	3443	
	Joſeph ſprach do wir ſein	3446	
	Von iudiſchê lant chomen her		
255	Der her pegund ſich do v'ſten		
	Das das czaichñ wâr geſchechñ		
	Von dem chind	3450	
	Drat er czu dem tempel lief	3454	
	Den lewtñ czeſamê rieft		
260	Er ſprach get herr welt ir ſehñ		
	Von dem das czaichñ iſt geſchehñ		
	Zaigen wil ich ew den allñ		
	Von wem vnſer got ſind geuallñ		
	Get her ir mugt hie ſchawñ		
265	Das kind mit ſeiner frawen.	3461	

Die Denkschrift Friedrich Lists über die Verbesserung des ungarischen Transportwesens.

Mitgeteilt von Dr. Rudolf Sieghart (Wien).

II.

KEINE Zeit mag mehr geeignet sein, uns die Größe und Tiefe des Werkes von Friedrich List begreifen zu lassen, als die gegenwärtige. Die harten Kriegsmonate, welche wir durchleben, die fast völlige Absperrung der beiden verbündeten Zentralmächte von der Außenwelt muten wie ein mit ehernen Lettern geschriebener Kommentar zu Lists Nationalem System der politischen Ökonomie an. Ganz auf sich selbst gestellt,

können Deutschland und Österreich-Ungarn so recht das Verdienst des Mannes ermessen, der beide als erster mit Nachdruck und hinreißender Überzeugung auf die Notwendigkeit einer voll ausgebildeten Autarkie gewiesen hat.

Archivalische Studien für eine größere Schrift über die Geschichte der österreichisch-ungarischen Zwischenzoll-Linie haben mich nun gerade in diesen Kriegszeiten einen im Archiv des k. k. Finanzministeriums aufbewahrten Akt in die Hand nehmen lassen, welcher eine von Friedrich List bei seiner letzten Anwesenheit in Wien (Februar 1845) dem Fürsten Metternich überreichte Denkschrift «Notwendigkeit und Nutzen der Transportverbesserung in Ungarn» enthält. Der Denkschrift liegt ein Brief bei, mit welchem List eine Kopie dem mit «Euer Exzellenz» angeredeten Adressaten überreicht, der nach der ganzen Lage der Dinge kaum jemand anderer als Kübeck sein kann.

List's Bestrebungen nach dieser Richtung sind bisher durchaus nicht unbekannt gewesen. Aus Ludwig Häußers Biographie¹⁾ wissen wir, daß List im Oktober 1844 seine Reise nach Deutsch-Österreich und Ungarn antrat, dort außerordentlich gefeiert wurde und schließlich das groß angelegte Projekt einer «Aktienkompanie unter der Benennung die ungarische Kompanie, zum Zwecke der Ausführung eines allgemeinen Transportsystems im Königreich Ungarn und damit in unmittelbarer Verbindung stehender Unternehmungen und Landesverbesserungen» entwarf. List hat damals seine Ideen auch Metternich vorgetragen. Aber, wie Häußer sehr richtig sagt, der Kanzler hatte sich «wie das seine Art war, der Sache dadurch zu entledigen gesucht, daß er List zu einem schriftlichen Gutachten ermunterte».

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß der von mir im Archiv des k. k. Finanzministeriums eingesehene Akt $\frac{2053}{G. P.}$ ex 1845 den vom Autor durchgesehenen und eigenhändig korrigierten Text dieser dem Fürsten Metternich unterbreiteten Denkschrift enthält. Häußer spricht bereits davon, daß die Frucht der vom Kanzler an List ergangenen Aufforderung zu einer schriftlichen Äußerung «Arbeiten» gewesen seien, die ihm vorlägen und die List den Ministern, namentlich Kübeck, in der Hoffnung mitgeteilt habe, dieser werde einen regeren und tatkräftigeren Anteil daran nehmen. In dieser Hoffnung hat sich List allerdings bitter getäuscht. Seine ungarische Kompanie

¹⁾ Friedrich Lists gesammelte Schriften, herausgegeben von Ludwig Häußer. Stuttgart 1850. I. Teil: Friedrich Lists Leben. Aus seinem Nachlasse bearbeitet. S. 334—347.

ist nie ins Leben getreten, auf das Kübeck überreichte Exemplar seiner Denkschrift notierte der Referent den lakonischen Vermerk «Aufzubewahren» und Kübeck und Geringer, die beiden in wirtschaftlichen Dingen wohl erleuchtetsten Köpfe der damaligen Verwaltung, setzten guthießend ihre Unterschriften bei.

Häußer, der für seine Lebensbeschreibung Lists dessen handschriftlichen Nachlaß eingesehen hat, spricht ausdrücklich von «Denkschriften» im Plural, desgleichen von ihm vorliegenden «Arbeiten». Es ist auch die Vermutung nicht abzuweisen, daß List seine Ideen mehrfach und verschieden formuliert und nicht allen maßgebenden Leuten in der gleichen Fassung und Gestaltung vorgelegt haben wird. Was Häußer im zweiten Teile von Lists gesammelten Schriften davon unter dem Titel «Über die national-ökonomische Reform des Königreichs Ungarn» (1845) mitteilt, bezeichnet er selbst als einen nur kleinen Teil von dem, was List in dieser Epoche und zu diesem Thema entworfen habe. Häußer spricht davon, die Aufsätze über Ungarn hätten einen zusammenhängenden Zyklus bilden sollen, «der freilich unvollendet geblieben sei. Das nationale Transportsystem, sowohl in Beziehung auf Landstraßen und Kanäle als in Hinsicht auf die Eisenbahnen ausgeführt, die Verbindungslinien zwischen Wien und Ofen-Pesth, Pesth, Debreczin und Kaschau unter sich wie auch mit Galizien und der Moldau, ferner die Verbindung von Ofen-Pesth und Vukovar mit Fiume, die Verbindung von Pesth, Temesvar unter sich und mit Siebenbürgen, der Moldau und Wallachei, die Regulierung der Donau, die Besteuerung, die Schuldentilgung, die Einwanderung, die Ausfuhr, die Zwischenzölle, dies waren die wesentlichen Fragen, die in diesen Aufsätzen ihre Erörterung finden sollten. Das Wichtigste davon ist in folgenden Arbeiten teils angedeutet, teils ins Einzelne ausgeführt.»

Die von Häußer sodann mitgeteilten²⁾ Listschen Aufsätze über die wirtschaftliche Reform Ungarns decken sich nun durchaus nicht völlig mit der in den Akten des Finanzministeriums vorhandenen Denkschrift an Metternich. Man würde fehl gehen, wollte man den von Häußer fragmentarisch veröffentlichten Aufsatzzyklus ohne weiteres mit der Denkschrift an Metternich gleichstellen. Aufsätze und Denkschrift gleichen sich in vielen Punkten, stellenweise stimmen sie sogar wörtlich überein; dennoch ist die Denkschrift an Metternich eine selbständige Redaktion des List damals erfüllenden Ideenkreises, und es ist fesselnd, durch Vergleich festzustellen, wie List mit feinem Takt in dieser Denkschrift an Metternich alles wegließ,

²⁾ Gesammelte Schriften, II. Teil S. 299—366.

was dem gegen List und den Deutschen Zollverein recht eingenommenen und mißtrauischen Kanzler nach irgendeiner Richtung hätte verstimmen oder verdrießen können. Während in den von Häußer mitgeteilten Aufsätzen große — und nebenbei gesagt bewundernswert weitblickende — Exkurse über die Eroberungspolitik Rußlands und deren Abwehr durch Deutschland und Österreich-Ungarn, über Lists politische Anschauungen und politische Vergangenheit, über Verfassung und Verwaltung Ungarns usf. den breitesten Raum einnehmen, ist die Denkschrift an Metternich, der solche Eingriffe in das nun einmal von ihm als sein persönlichstes Monopol angesehene Gebiet der Staatenlenkung gewiß sehr übel genommen haben würde, vollkommen auf das knappe Thema der Transportverbesserung abgestellt. Wird in den Aufsätzen gleich Statut, Wirkungskreis und Rentabilität der ungarischen Kompanie bis in die Einzelheiten ausgeführt, so begnügt sich die Denkschrift an Metternich lediglich mit einem vorübergehenden, fast schüchtern zu nennenden Hinweise darauf, daß der Staat, wie er, List, in Wien höre, die Herstellung eines ungarischen Transportsystems selbst nicht in die Hand nehmen wolle und daher mit der Ausführung durch Aktienkompanien und auf den Zufluß fremden Kapitals gerechnet werden müsse. In der auf das Praktisch-Verkehrstechnische gerichteten Art, welche für die ganze Denkschrift charakteristisch ist, tritt List dann unmittelbar in eine Kritik der damals geplanten zwei verschiedenen Eisenbahnverbindungen zwischen Wien und Budapest (rechts und links der Donau) ein³⁾ und entwickelt einen dritten Vorschlag für die Linienführung, gibt also gleichsam dem Staatskanzler einen praktischen Rat in einer praktischen Verkehrsfrage. Für die Geschichte des ungarischen Eisenbahnwesens ist daher Lists Denkschrift, unbeschadet ihrer sonstigen vielfältigen Übereinstimmungen mit den schon von Häußer veröffentlichten Aufsätzen, von größter Wichtigkeit.

Manche Leser werden sicherlich den von einem überquellenden Gedankenreichtum erfüllten Aufsätzen der Häußerschen Ausgabe der gesammelten Schriften vor der Denkschrift den Vorzug geben. Man kann Lists Exkurs über die dem russischen Reich immanente

³⁾ Die Frage, welche der beiden Verbindungen zweckmäßiger wäre, hat damals viel Streit verursacht. Die Linie am rechten Donauufer war von Baron Sina, jene am linken Ufer von Rothschild projektiert. Der Gesetzartikel XL vom Jahre 1840 nahm in das zu bewilligende Liniennetz eine Verbindung Wien—Rechtes Donauufer—Ungarn—Triest auf, jedoch erhielt am 4. März 1844 die von Ullmann projektierte «Ungarische Zentral-Eisenbahngesellschaft» die Konzession (linkes Ufer). Siehe Matlekovits «Das Königreich Ungarn», II, S. 620 ff.

Eroberungstendenz und die Notwendigkeit ihrer gemeinsamen Abwehr durch Deutschland, Österreich und ein mit diesem versöhntes Ungarn nicht lesen, ohne von tiefster Bewunderung erfüllt zu werden vor der Macht des Intellekts, der in einer der trübsten Perioden deutscher und österreichisch-ungarischer Geschichte, nicht weit von seinem tragischen Ende entfernt, wenig anerkannt und von Tagessorgen nicht verschont, sich zu einer von so prophetischem Geist erfüllten Anschauung der großen Weltverhältnisse zu erheben vermochte. Ich bin aber überzeugt, daß trotzdem auch Lists kleinere, geschlossener, streng auf das Transportthema beschränkte Denkschrift an Metternich Anregung bieten und einen Platz neben der schon veröffentlichten Aufsatzreihe ehrenvoll behaupten wird. Sie ist bezeichnend für Lists diplomatisches Talent, sie zeigt, wie List bestrebt und befähigt war, die in ihm rauschende und schäumende Gedankenflut zu bändigen und in so wohl gesiegelte und etikettierte Flaschen zu ziehen, wie sie die hohe Bureaucratie seiner — und vielleicht auch unserer — Zeit liebte und liebt. Sie faßt in knappen Zügen, übersichtlicher und klarer vielleicht, als die von Häußner veröffentlichten Aufsätze, zusammen, wie sich List sein ungarisches Transportsystem dachte, und wenn wir überall dort, wo List die Nützlichkeit und Wirtschaftlichkeit der von ihm so sehr gerühmten Pferdebahnen predigt, statt Pferdebahnen Schmalspurbahnen sagen, so wird auch manches Eisenbahntechnische in der Denkschrift noch für die heutige Zeit seine Bedeutung und Richtigkeit haben.

Und nun lasse ich Lists Begleitschreiben und sodann die Denkschrift an Metternich folgen.

Eurer Excellenz

nehme ich mir die Freyheit das Concept eines von Seiner hochfürstlichen Durchlaucht, dem Herrn Haus- Hof- und Staats-Kanzler Fürsten von Metternich gewünschten Aufsatzes über das ungarische Transportsystem mit der unterthänigen Bitte zu überreichen, dass Hochdieselben geruhen möchten, diese Arbeit eines prüfenden Blicks zu würdigen, und mir geneigtest diejenigen Abänderungen und Verbesserungen zu bezeichnen die Sie nach Ihren höheren Einsichten für gut erachten sollten.

Geistern höheren Ranges habe ich mich von jeher willig untergeordnet und schon zu einer Zeit wo ich nicht daran dachte dass ich je die österreichischen Staaten bereisen, oder das Glück haben werde der von mir hochverehrten Person Euler Excellenz nahe zu kommen, habe ich dem Drang, Hochderselben öffentlich meine Huldigung darzubringen, nicht widerstehen können. Heute ge-

schieht es mit nicht geringerer Unbefangenheit als damals. Denn zufrieden mit dem bescheidenen Teil von Ehre und Einkommen den mein gegenwärtiger Wirkungskreis mir bietet, strebe ich — indem ich mich zu dem großen Bauwerk des großen Meisters dränge, um als Freywilliger einige Baumaterialien herbeizuschaffen, — nur nach einer Belohnung u. Auszeichnung — nach der Achtung u. dem Wohlwollen Eurer Excellenz.

Mit der unterthänigen Bitte mir, nachdem Eure Excellenz die Beylage einer Durchsicht gewürdigt haben, eine Privat-Audienz gnädigst zu gewähren beharre ich in tiefer Verehrung

Eurer Excellenz

unterthäniger Diener

Dr. Fr. List

Wien den 3. Febr. 1845

553 Tuchlauben im 2^{ten} Stock.

1.

Nothwendigkeit und Nutzen der Transportverbesserung in Ungarn.

Die k. k. Regierung hat längst thatsächlich ausgesprochen und anerkannt: Das Transportsystem sei eine der ersten Bedingungen der Gesittung und des ökonomischen Wohlstandes der Individuen, sowie der national-ökonomischen und finanziellen Prosperität und der politischen Macht und Stärke der Staaten.

Wenn ich daher der Meinung bin, dass die nationalökonomische und politische Reform von Ungarn mit Verbesserung der Transport-Mittel beginnen müsse; wenn ich dieser Ueberzeugung zufolge die beste Art und Weise der Ausführung eines verbesserten Transport-Systems zu erforschen strebe; so trachte ich nur in Beziehung auf dieses Land insbesondere eine Aufgabe zu lösen, die sich die k. k. Regierung bereits für die ganze Monarchie gestellt hat. —

Verbesserte Transportmittel werden aber auf Ungarn ungleich kräftiger wirken, als auf jeden andern Bestandtheil des Kaiserreichs — ungleich wohlthätiger als auf jedes andere bewohnte Land der Erde. Erst durch erleichterten Transport von Menschen und Gütern werden die fruchtbarsten Theile dieses Landes der Cultur erschlossen; erst dadurch wird, — vorausgesetzt, dass die Grundeigentums-Verhältnisse, die Rechtspflege und die Administration besser geordnet werden, — die Einwanderung deutscher Industriellen, Pächter und Landwirthe eine bedeutende und regelmässige werden.

Erst in Folge der Einwanderung von geistigem und materiellem

Capital werden Gewerbe und Städte sich heben — wird der Ackerbau bedeutend sich vervollkommen, werden die inneren Produktivkräfte des Landes in jenes harmonische Verhältnis zu einander gebracht werden, ohne welche jede Mehrproduction an Lebensmitteln und Rohstoffen in Ungarn die Verlegenheiten der Producenten nur vermehren, ohne welche kein Land die ihm erforderliche Quantität solider Circulations-Mittel erwerben und behalten kann⁴⁾.

Insoferne durch die ebenerwähnte Gesetz-Reform, durch bedeutende Einwanderung, durch das Aufkommen der Gewerbe und die Vervollkommnung der Landwirtschaft, sowie durch Vermehrung des Verkehrs mit den übrigen Theilen der Monarchie mittels der Transport-Verbesserung die Urproduction, der Absatz und Preis der Producte, folglich der Geldertrag, die Rente, der Tagelohn und der Capitalwerth der Ländereien, also der öffentliche Wohlstand überhaupt unermesslich erhöht werden muß, wird ein vervollkommenes Transport-System auch den sicheren Weg bahnen zur Besteuerung und zu einer geordneten Verwaltung. — Den Städten, wenn sie auf diese Weise zu größerem Wohlstand kommen, wird ihr Verlangen nach vollständiger politischer Emancipation nicht länger versagt werden können. — Der Adel, wenn er durch die Erhöhung seiner Rente sich in den Stand gesetzt sieht, nicht nur seine Schulden zu tilgen, sondern auch sein Einkommen zu verdoppeln, wird keinen Grund mehr haben, sich der Besteuerung zu entziehen. Ebenso wenig der Clerus. — Durch die vermehrte Gelegenheit zum Erwerb werden die arbeitenden Classen zu Fleiß und Sparsamkeit angespornt, und so wird durch die Arbeit der sicherste Grund zu ihrer Wohlhabenheit und zu ihrer geistigen und moralischen Bildung gelegt werden. — Wer aber am meisten dabei gewinnt, das ist der Staat; — nicht allein indem dadurch seine Einkünfte unermesslich vermehrt, sondern auch alle Bande, durch welche Ungarn an die Gesamt-Monarchie gekettet ist, so verstärkt werden, dass der Gedanke an eine Losreißung niemals wird Wurzel fassen können. — Hier, in dem Transport-System scheint also das Ende des Fadens zu liegen, an welchem die Entwirrung des verwirrten Knotens der ungarischen Verhältnisse zu beginnen ist.

⁴⁾ Ich meine hier diejenigen Gewerbe, welche der gegenwärtigen Culturstufe des Landes und seinen Natur-Verhältnissen angemessen sind, diejenigen, welche wenig Capital und viele Handarbeit erfordern und die dem Landmanne nothwendigsten Gewerbsproducte hervorbringen. — Durch die Entwicklung dieses wichtigsten Theils der Gewerbe-Kraft wird der Absatz an den Fabrik-Producten Oesterreichs und Böhmens nach Ungarn nicht geschmälert, sondern unermesslich gesteigert werden.

2.

Nothwendigkeit und Nutzen eines systematischen Planes zur Transportverbesserung und der planmässigen Durchführung eines solchen Systems.

Unter dem Transport-System verstehe ich:

1. Dampf- und Pferde-Eisenbahnen
2. Große und kleine Canäle
3. In Verbindung mit den Letzteren die Entwässerung und die Regulirung der Ströme
4. Die Landstrassen erster und zweiter Classe.

Ungarn ist hinsichtlich der Transportmittel ein fast noch ganz jungfräulicher Boden. — Die Realisirung eines systematischen Planes der Transport-Verbesserung ist daher hier nothwendiger, ausführbarer, nützlicher und — zweckmässig entworfen und durchgeführt — auch rentabler als in vielen andern Ländern. Hier wird durch Anlegung von Canälen kein in bereits vorhandenen Chausséen oder Eisenbahnen steckendes Capital vernichtet, sondern vielmehr durch die damit zu verbindende Entwässerung ein unermesslicher National-Gewinn erzielt, — hier wird durch Anlegung von Eisenbahnen kein mit grossen Kosten angelegtes Canal- oder Landstrassen-Netz überflüssig gemacht — jedem der verschiedenen Transport-Zweige kann hier der ihm von der Natur bestimmte Platz angewiesen werden. — Ein vollständiger systematischer Plan wird hier vor dem verderblichen Fehler der Capital-Vergeudung durch Anlegung von Concurrency-Bahnen bewahren, — vor einem Missgriff, der in diesem Falle um so schädlicher wirken muss, je nachtheiliger von einem capitalarmen Lande jegliche Vergeudung empfunden wird; und je mehr jede nicht voll rentirende Unternehmung — zumal wenn sie als erstes Muster und Beispiel dienen soll, — den Unternehmungs-Geist des ganzen Landes für die Zukunft lähmt. Ein solcher Plan wird der Regierung die wirksamste Waffe verleihen, fehlerhafte Beschlüsse der gesetzgebenden Körper, wie z. B. den einer Eisenbahn längs der Save, wirksamst zu bekämpfen und das Land gegen den Missgriff schützen, dass Eisenbahnen angelegt werden, wo Canäle angezeigt sind und umgekehrt; — oder dass kostspielige Eisenbahnen und Canäle angelegt werden, wo wohlfeile dem nationalökonomischen und finanziellen Zwecke ungleich besser entsprechen.

Durch einen solchen Plan, da in Folge desselben die meist rentirenden Unternehmungen zuerst — und zwar auf eine, nicht sowohl dem Zwecke der Dauerhaftigkeit und der technischen Voll-

kommenheit, als hauptsächlich dem Zwecke der augenblicklichen Rentabilität entsprechende Weise — ausgeführt würden, wird das so nothwendige Vertrauen zu derartigen Unternehmungen in Ungarn auf den deutschen Geld-Märkten erweckt und eine Massa Capital aus Deutschland dahin geleitet werden. — Ein solcher Plan endlich wird der Regierung Mittel und Gelegenheit verschaffen, auch die Landstrassen 1^{ter} und 2^{ter} Classe in die Categorie der Transport-Verbesserungen zu ziehen und sie den unfruchtbaren Händen der Comitate zu entwinden.

3.

Die augenblickliche, möglichst hohe Rentabilität; — Haupttrichpunkt bei der Anlage und Durchführung eines ungarischen Transport-Systems.

Mit öffentlichen Unternehmungen ist es, wie mit Privat-Unternehmungen; alles kommt dabei auf die Umstände und die Mittel dessen an, der dadurch seine Lage verbessern will. Ist der Privat-Unternehmer ein reicher Mann, der die Kosten seines Unternehmens aus eigenen Mitteln zu bestreiten vermag, also dazu keines fremden Credits bedarf, ist er in Umständen, die ihm erlauben, nicht sowohl die Verbesserung seiner eigenen Zustände, als vielmehr die Interessen und das Ansehen seiner Nachkommenschaft ins Auge zu fassen, so mag es weise für ihn sein, solide und prachtvolle Häuser und Paläste zu bauen. — Ist er aber ein Mann, der zum Behufe seiner Verbesserungen einen Theil desjenigen Capitals anzugreifen hat, das ihm, in seinem Geschäfte angelegt, viel reichlichere Zinsen tragen würde, als in Bauten, oder hat er gar zu diesem Ende seinen Credit in Anspruch zu nehmen, so wird er was seine Wohnung betrifft, sich mit der nothwendigsten Unterkunft begnügen, bis seine Kräfte ihm erlauben, in dieser Beziehung auch für seine Nachkommenschaft Sorge zu tragen. Gleicher Unterschied besteht in Ansehung der Transport-Verbesserung zwischen capitalreichen, dichtbevölkerten und hochcivilisirten Ländern und denen die es nicht sind. — Bei jenen mag es weise sein, hauptsächlich die Bedürfnisse der folgenden Generationen ins Auge zu fassen und sich für die nächste Zukunft mit den nothdürftigsten Zinsen zu begnügen. Bei ihnen mag der Hauptgesichtspunkt der sein: möglichst viel Capital zu den nothdürftigsten Zinsen unterzubringen; während die Hauptbestrebung eines Capitalarmen noch wenig cultivirten Landes dahin gehen muss seinem Gewerbe, Acker-Bau und Handel möglichst wenig Capital zu entziehen und den auswärtigen Capitalisten möglichst hohe Zinsen anbieten zu können, um sie anzureizen,

dem Lande mit ihrem Capitale zu Hilfe zu kommen. — Mag auch der Besitzer einer grossen Herrschaft weise handeln, wenn er bei Anlegung seiner Wirthschafts-Gebäude hauptsächlich auf Dauerhaftigkeit sieht, — so wird man doch den neuen Ansiedler loben müssen, der die Bäume, die er ohnehin aus dem Wege zu räumen hat, um sein Land urbar zu machen, dazu benützt, für sich und sein Vieh hölzerne Hütten aufzuschlagen, — wenn er sich mit den nothdürftigsten Wohnungs-Gelegenheiten begnügt, bis er durch weise Benützung seines geringen Capitals die Mittel erlangt hat, ohne Nachtheil für seine Wirthschaft solidere Gebäude aufzuführen. —

In Ungarn werden in der Regel eisenbeschlagene Holzbahnen mit Pferdebetrieb der Cultur-Stufe des Landes am besten entsprechen. Da die Holzpreise in Holz-reichen Gegenden niedrig, nach Holz-armen aber das Holz leicht zu schaffen ist; so werden sie so wohlfeil oder noch wohlfeiler herzustellen sein, als gute Chausséen, deren Anlegung in steinarmen Gegenden ohnehin ausser Frage ist. —

In Ungarn wird wegen des geringen Preises der Pferde, der Fütterung und der Tagelöhne, der Pferde-Betrieb ungleich wohlfeiler sein als der Dampfbetrieb; für welchen das Land noch viel zu weit zurück ist. Wohlfeile Anlagekosten und wohlfeiler Betrieb aber werden wohlfeile Frachten und Fahrtaxen ermöglichen und wohlfeile Frachten und Fahrtaxen werden Gewerbe, Ackerbau und Handel dergestalt stimulieren, dass vielleicht schon nach Verfluss von 30 Jahren, die Einführung von Dampf-Eisenbahnen nothwendig und wünschenswerth werden wird. Dieser Zeitpunkt aber dürfte kaum jemals eintreten, würde nicht von Anfang an das Prinzip der augenblicklichen Rentabilität sowohl bei den Eisenbahnen als bei den Canälen zur Richtschnur genommen.

4.

Die übrigen Haupttrichtpunkte die bei Entwerfung des Plans zu einem nationalen Transportsystem ins Auge zu fassen sind.

Zunächst dem Prinzip der augenblicklichen Rentabilität sind nachfolgende Haupttrichtpunkte im Auge zu behalten:

- 1^{tens} Die möglichst directe und durch wohlfeile Frachten möglichst erleichterte Verbindung der Gebirgsgegenden mit den fruchtbaren Niederungen und insbesondere mit der grossen Ebene. —

Es ist bekannt, dass viele grosse Gegenden in Ungarn den grössten Ueberfluss an Holz und Mineralien besitzen, während die grosse Ebene an diesen ersten Bedürfnissen des Ackerbaues

und des Verkehrs gänzlichen Mangel leidet; — dass dort die Bevölkerung ungemein dicht, hier ungemein gering ist; — dass dort zum Theil das Holz, — hier nicht selten das Getraide aus Mangel an Absatz verfäult; dass dort häufig Theuerung und sogar Mangel herrscht, während hier große Vorräthe aufgehäuft liegen.

Die unermesslichen Wirkungen der Transport-Erleichterungen zwischen diesen beiden Ländertheilen liegen also auf glatter Hand. — Nur darauf mache ich aufmerksam, dass diese Verbindung womöglich durch Wasserstrassen bewirkt werden sollte, indem vermittelt derselben die Baumaterialien wohlfeiler als auf jedem andern Wege nach der Ebene zu schaffen sind — so dass die fruchtbaren Reviere mit Pferde-Eisenbahnen und guten Strassen aller Arten versehen werden können.

2^{tens} Die möglichst directe Verbindung aller Theile des Landes mit der Hauptader des Verkehrs — mit der Donau.

Die Donau, zumal nachdem sie regulirt und eingedämmt sein wird, ist die beste und wohlfeilste Straße in Beziehung auf den Landesverkehr sowohl als auf den Verkehr zwischen Ungarn und den übrigen Provinzen, — zwischen der österreichischen Monarchie und dem Osten und Westen von Europa.

3^{tens} Einerseits die Verbindung mit Galizien und den Donaufürstenthümern, andererseits die Verbindung mit dem westlichen Deutschland.

Beide Richtungen sind mehr noch in politischer und militärischer als in commercieller und nationalökonomischer Beziehung von der höchsten Bedeutung — insonderheit hinsichtlich der Einwanderung.

4^{tens} Für den schweren Transport müsste überall den Canälen, zumal da, wo mit denselben die Entwässerung zu verbinden ist, der Vorzug gegeben werden.

Trügen mich übrigens meine Vermuthungen nicht, so wird an vielen Orten durch den Canal-Bau ein Damm für Holzseisenbahnen zu gewinnen sein.

5^{tens} Von alten Landstrassen dürfte ohne Noth nicht abgewichen werden.

Die Gründe hievon liegen auf glatter Hand; sie haben auch in dem bekannten Streit zwischen der preussischen und der thüringischen Linie von Halle nach Cassel, in welchem Verfasser dieses die Sache der Letzteren vertheidigte, der Art den Ausschlag gegeben, dass Preußen auf seine viel nähere

Linie durch die goldene Aue Verzicht zu leisten sich gedrungen sah. Es scheint, wie ich später ausführen werde, dass in den Traçen zwischen Wien und Pest, nud zwischen Pest Debreczin und Kaschau dieses Prinzip ohne Noth und ohne Grund hintangesetzt worden ist.

5.

Ausnahme von vorstehenden Regeln.

Die Verbindung zwischen Wien und Pest macht fast in allen Beziehungen eine Ausnahme von den angeführten Regeln.

Hier fordern nicht blos commerzielle oder nationalökonomische und finanzielle, sondern höhere politische Zwecke besondere Berücksichtigung. Wien, das Herz der österreichischen Monarchie, kann nicht eng genug verbunden sein mit Ofen-Pest, dem Herzen von Ungarn. — Je schneller man hier von einem Orte zum andern kommen kann, je vielfältiger und regelmässiger die Transport-Gelegenheiten sind, je weniger Geld und Zeit es kostet, Personen oder Waaren von einem Orte nach dem andern zu versetzen — desto fester werden die Bande geschlungen werden, die Ungarn an Oesterreich knüpfen, — desto größer wird der Einfluss deutschen Geistes und deutscher Civilisation auf Ungarn sein. — Dazu kommt, dass es in Kriegszeiten von unermesslicher Wichtigkeit ist, auf die schnellste und wohlfeilste Weise Armeen und Proviant von einem Orte nach dem andern zu werfen. —

6.

Pferdebahnen und Dampfbahnen.

Ich habe gesagt, in Ungarn auf seiner gegenwärtigen Culturstufe, seien in der Regel nur Pferde-Eisenbahnen und kleine Canäle angezeigt, mit alleiniger Ausnahme der Verbindung von Wien und Pest in Ansehung der Eisenbahnen und der Verbindung zweier großer Ströme in Ansehung der Canäle. Ich habe nun diese Ansicht noch weiter zu rechtfertigen.

Es ist mit den Eisenbahnen wie mit allen andern guten Dingen, überall gibt es eine absolute und eine relative Güte; das absolut Beste ist aber im gegebenen Falle nicht selten das Schlechteste von Allem. Bei den bisherigen Eisenbahn-Anlagen hat in der Regel die Ansicht der Ingenieure vorgeherrscht; da aber die Ingenieure in der Regel keine grossen National-Oekonomen und Finanz-Männer sind, so haben sie sich in den meisten Fällen verleiten lassen, die technische Vollkommenheit als ihre höchste Aufgabe zu betrachten.

Wenn jedoch irgendwo — so ist in den Angelegenheiten der Trans-

portverbesserung die Technik nur die Magd der National-Oekonomie und Finanz; beide aber verlangen gebieterisch, dass in jedem gegebenen Fall diejenige Bauart gewählt werde, welche den grössten nationalökonomischen Nutzen stiftet, und die Anlagekosten am schnellsten und besten rentirt. Dies ist offenbar der Fall bei Pferde-Eisenbahnen in capitalarmen und bloß ackerbautreibenden Ländern. —

Jede auf grössere Dauerhaftigkeit und Vollkommenheit verwendete Capital-Summe, wäre hier ein Raub an der Nation, weil aller Capital-Aufwand, der die nächsten dringendsten Bedürfnisse übersteigt, den Gewerben und dem Ackerbau, in welchem es so emsig wuchert, entzogen wird.

Wenn irgendwo, so ist in capitalarmen Ländern vor Allem dahin zu streben, dass die Transportverbesserungen ihre Anlagekosten schon von Anfang an reichlich verzinsen; denn, da in solchen Ländern dergleichen Werke nur mit Hilfe fremder Capitalien auszuführen sind, — so muss denselben eine möglichst hohe — eine augenblickliche Rente geboten werden, um sie zu bewegen, sich weit von ihrer Heimath zu entfernen.—

Wenn irgendwo — so ist in Geldarmen bloß Acker-Bau treibenden Ländern darauf zu sehen, dass die Fahrtaxen für Menschen und Güter möglichst gering gestellt werden; einmal weil die Verkehrsgegenstände solcher Länder, und insbesondere ihre Ausfuhren hauptsächlich in schweren, im Verhältnis zu ihrem Gewichte sehr wohlfeilen Artikeln bestehen, deren grösserer oder beschränkterer Markt hauptsächlich von den Transport-Kosten abhängt; sodann weil in solchen Ländern der Taglohn, oder überhaupt das Einkommen der arbeitenden Classen, auf welchen die Personenfrequenz der Eisenbahnen doch grösstentheils beruht, zu gering ist, als dass sie theure Fahrtaxen zu bestreiten vermöchten. — In beiden Beziehungen ist also in dergleichen Ländern nicht sowohl ausserordentliche Schnelligkeit und Zeitersparniss als vielmehr möglichst grosse Wohlfeilheit und Regelmässigkeit des Transportes Hauptforderniss.

Die Pferde-Eisenbahnen, zumal wenn sie grösstentheils von Holz gemacht werden, empfehlen sich in allen diesen Beziehungen in Ungarn vor den Dampf-Eisenbahnen; da sie um $\frac{3}{4}$ oder doch um $\frac{2}{3}$ wohlfeiler sind als die Dampf-Eisenbahnen. Durch diese geringen Anlagekosten, in Verbindung mit den wohlfeilen Betriebskosten — weil in Ungarn Pferde, Fütterung und Arbeit zu sehr wohlfeilen Preisen zu bekommen sind, werden die Unternehmer in den Stand gesetzt, schon von Anfang an die Güterfrachten niedrig zu stellen und die Fahrtaxen dem niedrigen Stande des Taglohnes anzupassen.

Dazu kommt, dass in einem Ackerbau treibenden Lande, in welchem die Menschen zerstreut wohnen, der nationalökonomische und finanzielle Nutzen der Transport-Mittel um so grösser ist, jemehr dasselbe überall das Auf- und Abladen der Güter und das Ein- und Absteigen der Personen erleichtert. In dieser Beziehung gewähren die Pferde-Bahnen ihren Anwohnern die Vortheile und Bequemlichkeit eines das ganze Land durchziehenden Omnibus, der an jedes Mannes Thüre vorbeifährt; während es bei Dampfeisenbahnen in Ungarn nicht selten grössere Schwierigkeiten haben dürfte, von dem Wohnhaus an den eine Stunde weit entfernten Stations-Ort zu kommen, als auf der Eisenbahn eine Strecke von zehn Meilen zurückzulegen. — Bei den besonderen Agricultur-Verhältnissen von Ungarn ist ausserdem noch vorauszusehen: dass unter dem Einfluss der vorerwähnten Erleichterung überall längs der Pferdebahnen links und rechts Ansiedlung an Ansiedlung entstehen wird. —

Diesen Vortheilen der Pferdeeisenbahnen gegenüber kommt als ein grosser Nachteil der Dampfeisenbahn auf unserem Terrain in Anschlag: dass in einem Lande, in welchem die Technik noch auf einer sehr niedrigen Stufe steht, der Maschinen-Betrieb ungleich grösseren Kosten und Schwierigkeiten unterworfen ist, als in industriellere Kosten und Schwierigkeiten unterworfen ist, als in industriellen Ländern. — Offenbar würde die Einführung des Dampf-Maschinenbetriebs in Ungarn wenigstens um 30 Jahre zu früh kommen. Jedoch erscheint der Fortschritt von den schlechten Strassen Ungarns zu guten Pferde-Eisenbahnen als so unermesslich gross, dass daneben die Vortheile des Fortschrittes von der Pferde-Eisenbahn zur Dampfeisenbahn fast verschwinden.

Gegenwärtig zieht ein Pferd auf den schlechten Straßen Ungarns nicht mehr als 5 Zentner 3 Stunden weit, oder 15 Zentner 1 Stunde weit. Auf guten Pferde-Eisenbahnen wird ein Pferd in der Ebene wenigstens 100 Zentner zehn Stunden weit führen, oder 1000 Zentner 1 Stunde weit.

Demnach wird die Leistung des Pferdes vermittelt der Pferde-Eisenbahn nahezu um das 70fache vermehrt. — Berechnet man nun auch den Nutzeffect des Fortschrittes von der Pferde-Eisenbahn zur Dampfeisenbahn in Geld, so zeigt sich, dass er, selbst bei einem grossen Transport, nur eine kleine Fraction der oben berechneten Ersparniss gewährt. — Wie unwirtschaftlich wäre es also, mit einem 3 bis 4 mal größeren Aufwande, mit ungleich größeren — den Preisverhältnissen des Landes nicht angemessenen — Fahrtaxen eine Schnelligkeit erzielen zu wollen, die auf der gegenwärtigen Cultur-Stufe des Landes keinen so grossen Werth hat, — mit so grossen Opfern eine technische Vollkommenheit erzielen zu wollen, deren

Nutzeffect im Vergleich mit denen der geringeren technischen Anlage so höchst unbedeutend ist.

Durch die Pferde-Eisenbahn werden $\frac{3}{4}$ Teile des Capitals zum Vortheile der Industrie und des Ackerbaues erspart — werden viel geringere Frachten und Fahrtaxen ermöglicht — wird der Ackerbau treibenden Bevölkerung ein viel höherer Grad von Bequemlichkeit verschafft, — wird endlich bei denselben — weil kürzere Krümmungen und stärkere Steigungen zulässig, also ungleich weniger Erdarbeiten erforderlich sind, — die Herstellung eines das ganze Land umfassenden Transport-Systems ausserordentlich beschleunigt. Je früher aber das ganze Transport-System vollendet sein wird, desto früher wird jede einzelne Strecke desselben voll rentiren, desto früher wird jede einzelne Strecke ihre vollständige national-ökonomische Wirksamkeit auf das ganze System äussern.

Im übrigen wäre es durchaus nicht nöthig, den künftigen Fortschritt von Pferdebetrieb zum Dampfbetrieb auszuschliessen oder unbeachtet zu lassen, vielmehr wäre jetzt schon bei jeder besondern Linie auf die künftige Correction zu diesem Behuf Bedacht zu nehmen.

Hiebei ist jedoch nicht unerwähnt zu lassen, dass möglicherweise und sogar sehr wahrscheinlicher Weise, die Technik schon im Laufe der nächsten Jahre oder doch der nächsten Decennien es dahin bringen wird, dass auch die kurzen Krümmungen und starken Steigungen der Pferde-Eisenbahn ohne weitere oder doch ohne sehr bedeutende Correction mit Maschinen zu befahren sein werden.

Ich weiss die Zweckmässigkeit dieser Verfahrungsweise nicht anschaulicher zu machen, als durch das oben schon angeführte Beispiel eines Ansiedlers, dem die Aufgabe gestellt ist, mit einer geringen Summe Capitals ein grosses Stück wüsten Bodens in einem noch wenig oder gar nicht bevölkerten Lande, urbar zu machen; vor allen Dingen aber seiner Familie und seinem Vieh Unterkunft zu verschaffen.

Ein solcher Ansiedler, hätte er das Unglück ein grosser Bauverständiger und ein noch grösserer Bauliebhaber zu seyn, dürfte wohl ein steinernes Haus und grosse Scheunen wünschenswerther und ungleich schöner und zweckmässiger finden, als hölzerne Hütten. — Gäbe nun dieser Ansiedler seinem Sinn für solide Bauten über die Gebühr Gehör, so dürfte leichtlich sein ganzes Capital absorbirt werden, bevor er eine Strecke Landes urbar gemacht hätte, wie sie zu Erhaltung seiner Familie und zu Vermehrung seines Viehstandes erforderlich wäre; leichtlich dürfte er in seinem schönen und soliden Hause verhungern. — Wäre er aber ein guter Wirth-

schafter, wüsste er seinen Sinn für solide Bauten zu bezähmen, begnügte er sich vorläufig für sich selbst und sein Vieh mit hölzernen Hütten, benützte er folglich den grössten Theil seines Capitals für die Urbarmachung seines Landes und die Vermehrung seines Viehstandes, so dürfte er — nach einer Reihe von Jahren zu grosser Wohlhabenheit gelangt — leichtlich sich in den Stand gesetzt sehen, aus einem Jahres-Ertrage seiner Wirthschaft viel schönere und solidere Bauten aufzuführen, als seine verschwenderische Phantasie sie ihm beim Beginne der Niederlassung vorgespiegelt hatte.

Wie dieser Ansiedler, nur wenn er sich zu Anfang mit hölzernen Hütten begnügt, zu steinernen Häusern kommen kann; — wie er nur in hölzernen Hütten die Mittel gewinnen kann, steinerne Häuser zu bauen, — so wird Ungarn nur durch ein wohlfeiles Eisenbahn-System ein solideres erwerben. Es mag für den ersten Augenblick etwas gewagt scheinen, wenn ich behaupte: dass in keinem Lande der Erde das System der Pferde-Eisenbahnen und der kleinen Canäle so weit auszudehnen sei, dass es in keinem Lande sich so durchaus rentabel und nützlich erweisen werde wie in Ungarn — bei reiferer Ueberlegung wird man aber schwerlich umhin können, mir beizupflichten. — Eben der Umstand, dass alle übrigen Transportmittel in Ungarn noch so wenig ausgebildet sind, wird den grössten Theil des Verkehrs den Pferdebahnen und kleinen Canälen zuführen. — Aus dem gleichen Grunde habe ich schon vor 15 Jahren gegen die Zweifler behauptet, in Deutschland, wo die gewöhnlichen Landstrassen, die Fluss-Schiffahrt, die Canäle und die Küstenfahrt dem inneren Verkehr im Vergleich mit England noch so geringe Dienste leisten, würden die Eisenbahnen überhaupt viel grösseren national-ökonomischen Nutzen stiften und einen viel höheren Reinertrag gewähren als selbst in England.

Der Erfolg hat längst diese Ansichten gerechtfertigt. — In Ungarn, wo in den meisten Gegenden die gewöhnlichen Strassen bei schlechtem Wetter fast unfahrbar sind, werden die Eisenbahnen noch schnellere und glänzendere Resultate liefern, vorausgesetzt nur, dass man sich überall nach der Decke zu strecken wisse, — d. h. dass man die Anlagekosten dem zunächst zu erwartenden Verkehr anzupassen verstehe und darnach die Art und Weise des Baues bestimme.

In einem Lande, wo noch gar keine, oder doch fast ganz unfahrbare Landstrassen bestehen, ist das Pferde-Bahnsystem mit grossen nationalökonomischem wie finanziellem Erfolge auch auf die Verkehrswege der 2^{ten} und 3^{ten} Classe auszudehnen, lässt man sich nur nicht durch seine scheinbare technische Unvollkommenheit abschrecken, eisenbeschlagene Holz-Bahnen der wolfeilsten Art anzulegen. —

Für dergleichen ganz wolfeile Pferde-Bahnen, abgesehen davon, daß ihre nationalökonomische und finanzielle Nützlichkeit viel grösser ist, als die der guten Chausséen; abgesehen ferner davon, dass in manchen Gegenden jenes Landes das Material zu den Chausséen gar nicht an Ort und Stelle zu bringen ist, spricht in Ungarn noch besonders der Umstand, dass nur vermittelst solcher auf Actien unternommenen Bauten, die Strassen-Reparation den unfruchtbaren Händen der Comitate entnommen werden kann. — Wenn es — wie ich höre, als ausgemachte Sache zu betrachten ist, dass der Staat sich nie dazu bestimmen lassen wird, die Herstellung eines ungarischen Transportsystems selbst in Hand zu nehmen und wenn bei der Ausführung desselben durch Actiencompagnien hauptsächlich auf den Zufluss fremder Capitale gerechnet werden muss, so hängt offenbar der ganze Fortgang des Werkes davon ab, dass die einzelnen Unternehmungen womöglich sogleich oder doch in den ersten Jahren nach ihrer Vollendung voll, — das heisst 5 bis 6 per Cent rentiren. Nun lehrt aber die Erfahrung einerseits, dass selbst auf den in Hinsicht auf Frequenz allergünstigsten Linien, wenn sie auf Dampftrieb eingerichtet werden, folglich große Summen kosten, die Rentabilität für den Anfang und meistens für eine Reihe von Jahren, sich weit unter den laufenden Zinsfuss stellt und erst nach Verlauf von Jahren sich namhaft über denselben erhebt, — andererseits dagegen, dass bei den wohlfeilen Pferde-Bahnen selbst auf minder belebten Routen, die Rentabilität schon im Anfang auf entschieden günstige Weise sich herausstellt. —

Freilich ändert sich in späteren Jahren dieses Verhältniss bedeutend, indem die Betriebs- und Reparationskosten bei den theuren Eisenbahnen sich eher vermindern als vermehren, während sie bei den wolfeilen und namentlich bei den Holzisenbahnen in starker Progression steigen. Allein dieser Unterschied kommt bei denen, die den Cours der Actien bestimmen, nicht so sehr in Anschlag, als bei denen, welche die Rentabilität der Unternehmungen für eine entfernte Zukunft zu berechnen pflegen.

Das grosse Publicum und namentlich das der Börse urtheilt nach dem augenblicklichen Erfolg und da derselbe bei den wohlfeilen Eisenbahnen viel grösser ist, als bei den theuren, so sind sie auch um so mehr geeignet, die zu Vollendung eines ganzen Systems erforderlichen Mittel ohne Garantie herbeizuleiten.

Zum Belege des eben angeführten Arguments dienen die Pferdebahnen von Linz nach Gmunden und von Nürnberg nach Fürth, sowie die Pferdebahn von Pressburg nach Tyrnau. Nach dem Rechenschaftsbericht über die erstere Bahn vom 14. Februar 1844

betrug die Einnahme im Jahre 1843 in runder Summe f 243.000.— die Ausgabe f 150.000.— folglich stellte sich der Reinertrag auf f 93.000.— also auf ein Anlage-Capital von f 650.000.— = $14\frac{1}{3}$ per Cent.

Noch weit grösser sind die Resultate der Nürnberg-Fürther-Bahn, die in Beziehung auf Anlagekosten, wie auf Betrieb in die Kategorie der Pferde-Eisenbahnen gehört.

Die Pressburg-Tyrnauer Bahn, obschon sie bis jetzt nur 2 Meilen weit, nach dem kleinen Städtchen Bösing vollendet ist, gewährt bereits, wie ich versichert worden bin, einen Reinertrag von 3 %.

Auf dieser Linie hat sich der Brennholztransport und Brennholzhandel als ungemein vortheilhaft herausgestellt und Alles lässt hoffen: dass nach Vollendung dieser Linie bis zur Waag der Reinertrag schon im ersten Jahre sich auf 6 % stellen wird.

Die Gmundner-Bahn betreffend, könnte mir entgegengehalten werden: der dort stattfindende Verkehr mit einer Million Zentner (worunter der gesicherte Salzverkehr mit 600.000 Ztr.) und 57.000 Personen, sei ein ungemein günstiger und die Linz-Budweiser-Eisenbahn vermöge keineswegs gleich günstige Resultate aufzuweisen.

Drauf liesse sich jedoch erwidern: Der Güter-Verkehr auf den meisten ungarischen Haupttrouten, besonders der mit Getreide und Vieh, dürfte den der Gmundner-Bahn weit hinter sich lassen; — während dort die Betriebskosten wegen der wohlfeileren Fütterung und Tagelöhne sich weit niedriger stellen müssen. Gleiches ist vom Personentransport zu sagen. — Gesetzt aber auch, beide wären im Anfang um die Hälfte geringer als auf der gegebenen Linie, so bliebe doch immer ein Reinertrag von 7 bis 8 per Cent. — Dass aber insbesondere der Personentransport in Ungarn nicht geringer, sondern viel grösser sein wird, beweist die bereits auf der Tyrnauer-Bahn gemachte Erfahrung. Die Linz-Budweiser-Bahn betreffend, so bedarf dieser Einwurf kaum einer Widerlegung. — Jedermann weiss, wie ungünstig dort die Steigungsverhältnisse und welche Fehler bei der Anlage begangen worden sind. — Solche Missgriffe können natürlich nicht ausgeglichen werden durch einen Gütertransport von 700.000 Ztr. und einen Reiseverkehr von 18.000 Personen.

Dagegen habe ich aus einem andern Lande Beispiele anzuführen, die geeignet sind, alle Bedenklichkeiten, welche etwa gegen die eisenbeschlagenen Holz-Bahnen und ihre Rentabilität erhoben werden dürften, zu heben. Der Galignani Messenger vom 25^{ten}. December v. J. berichtet aus Irland: Herr Bridges, Secretär der Waterford und Kilkenny-Eisenbahn-Gesellschaft habe in dem ersteren

Orte einen Vortrag gehalten, welcher die Holzisenbahnen, — diese vormals in den englischen Kohlendistricten so stark im Gang gewesene, aber längst in Vergessenheit gerathene Bauart — neuerdings in ein sehr vortheilhaftes Licht stelle, indem von demselben dargethan worden sei, dass nach der neulich von H. C. Payne gemachten und vollkommen bewährten Erfindung, das Holz ohne ihm seine Elastizität zu benehmen unzerstörbar zu machen, die Holzisenbahn dem Verkehre von Ackerbau treibenden Districten ungleich grössere Vortheile darbiete, als jede andere Bauart. — Einflussreiche Personen von London hätten sich von der Richtigkeit dieser Ansichten dergestalt überzeugt, dass sie den Entschluss gefasst hätten, zwei grosse Proben mit dieser Bauart anzustellen.

7.

Grosse und kleine Canäle.

Beinahe alles, was wir über die wolfeilen Pferde-Bahnen und theuern Dampfbahnen angeführt haben, lässt sich auch von den grossen und kleinen Canälen sagen. — Die Letzteren sind den Ersteren überall da vorzuziehen, wo der Verkehr erst geschaffen werden soll und wo nicht zwei grosse belebte Ströme eine kostspieligere Wasserverbindung, zum Zweck des unmittelbaren Uebergangs größerer Schiffe von einem Strom in den andern, rechtfertigen.

Der erste Vorschlag zur Herstellung kleiner Canäle ist von dem Erfinder des Dampfboots ausgegangen. — Ein kleines Schriftchen, von Robert Fulton über diesen Gegenstand geschrieben, beweist wie richtig dieser geniale Mann in allen Dingen die in dem Bereiche seines Berufes lagen, dachte und urtheilte. Es erregte seiner Zeit die Aufmerksamkeit von ganz Nordamerica und ihm hauptsächlich verdankt man das zweckmäßige Verfahren, das seitdem in jenem aufstrebenden Lande überall bei Anlegung von neuen Wasserstrassen eingeschlagen worden ist.

Ein kleiner, — mit Booten von 500 bis 700 Zentner zu befahrender Canal erfordert kaum den 4^{ten} Theil desjenigen Aufwandes den ein grosser — Schiffe von 2000 bis 4000 Zentner tragender — verursacht. Bei dem 4^{ten} Theile des Verkehrs eines grossen Canals rentirt also der kleine schon ebensoviel als der grosse.

Dabei leidet er in dem gleichen Verhältniss weniger an Wassermangel in der wasserarmen Jahreszeit.

In gleichem Verhältniss ist allen Zufälligkeiten und Uebelständen leichter abzuhelfen; — kosten die Schiffe des kleinen Canals weni-

ger, — finden sie leichter und schneller volle Ladung, ist der Betrieb der Canal-Schiffahrt einer grösseren Zahl von Privatpersonen ermöglicht, indem dazu nur einige 100 Gulden Capital erfordert werden. — Daraus erwächst eine ungleich grössere Concurrenz in der Frachtfuhr, also eine viel niedrigere Fracht.

So lange der Verkehr klein ist, bleibt der Aufwand an Zinsen des Anlage-Capitals auf das Minimum beschränkt, steigt aber unter dem Einfluss der dadurch erzielten niedrigen Frachten der Transport des kleinen Canals so sehr, dass er ihn nicht mehr erschwingen kann, so ist mit leichten Kosten und ohne Verlust seine Transportfähigkeit durch Erweiterung und Verdopplung der Schleussen nach Belieben zu vergrössern.

Die Richtigkeit dieser Ansichten ist durch den New-York-Canal aufs glänzendste illustriert worden. Bekanntlich ist dieser Canal im Laufe weniger Jahre vom Hudson bis zum Erie-See (70 bis 80 deutsche Meilen) mit einem Aufwand von ungefähr 8 Mill. Dollars gebaut worden (100.000 Dollars per deutsche Meile). Schon in den ersten Jahren seines Betriebs rentirte er — bei sehr niedrigen Frachten und Fahrtaxen, — diese Anlagekosten voll, später sogar mit 12 bis 15 p. Ct.

Unter dem Einfluss derselben stieg der Verkehr so bedeutend, dass schon 15 Jahre nach seiner Vollendung eine Erweiterung des Canals und die Herstellung einer zweiten Reihe von Schleussen vorgenommen werden musste. — Hätte man diesen Canal von Anfang an nach großartigem Masstab angelegt; er wäre heute noch nicht vollendet und wahrscheinlich erst ein Jahrhundert nach seinem Angriff rentabel geworden.

Bei Anlegung eines Canal-Systems in Ungarn dürften jedoch Rücksichten auf Entwässerung und Bewässerung bedeutende Modificationen dieses Systems nothwendig machen. Die weitere Entwicklung dieses Gegenstandes sowie die Darlegung meiner Ansicht über die Landstrassen 1^{ter} und 2^{ter} Classe verschiebe ich, bis ich durch Herbeischaffung vollständiger Daten dazu besser in den Stand gesetzt sein werde als gegenwärtig.

8.

Die Eisenbahnverbindung zwischen Wien und Pest.

Die Entwerfung eines vollständigen Planes der ungar'schen Transportverbesserung erfordert grössere Hilfsmittel, als mir in diesem Augenblick zu Gebot stehen — Hilfsmittel, die ich mir schwerlich auf irgend eine andere Weise werde verschaffen können, als durch

die Bereisung des Landes. Da inzwischen die Zeit drängt und es mir scheint, dass im Interesse der Regierung an dieser Stelle vor allen andern zu Anfang des nächsten Frühlings die Arbeiten und zwar mit der grössten Energie angegriffen werden sollten, indem zunächst auf der schleunigen und glücklichen Verbindung Wiens mit Pest der Credit aller andern Transportverbesserung in Ungarn beruht; dass aber diese Verbindung, wenn sie nach dem gegenwärtig vorliegenden Plan zur Ausführung käme, eine total verfehlt, eine unwiederbringliche Verluste für die Capitalisten wie für Ungarn und die gesammte Monarchie im Gefolge führende werden würde, so beschränke ich mich vor der Hand auf das was am meisten Noth thut, — auf die Kritik des gegenwärtigen Planes einer Eisenbahn-Verbindung zwischen Wien und Ofen-Pest.

Ich habe dieser Sache seit mehreren Wochen die angestrengteste Aufmerksamkeit gewidmet und sie nach allen Seiten aufs gewissenhafteste in Erwägung gezogen. — Es thut mir leid, sagen zu müssen, dass die Resultate meiner Forschungen und Ueberlegungen weder zu Gunsten der einen noch der andern der beiden Compagnien ausgefallen sind. — Indem ich aber einen dritten Vorschlag mache, verhehle ich mir keineswegs die grossen Schwierigkeiten, die seiner Durchsuchung im Wege stehen.

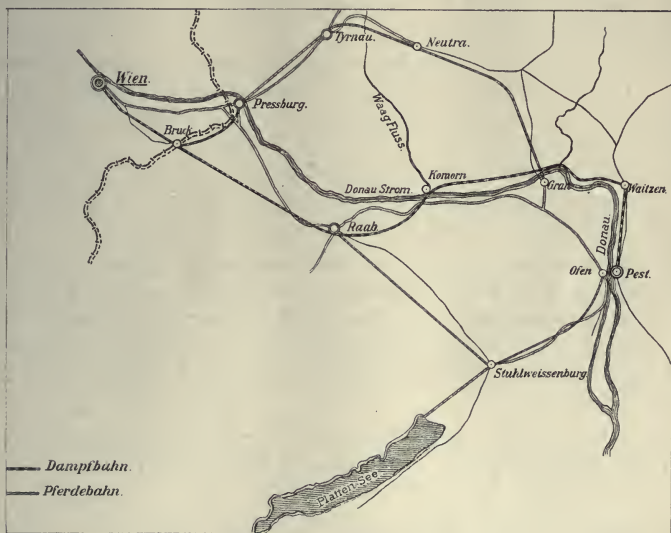
Beide Compagnien sind mächtig an Capital und Einfluss, — beide sind von grossen Capitalisten angeführt. — Mich stärkt jedoch bei diesem Unterfangen der Gedanke: dass nicht allein die nächsten Interessen der gesammten Monarchie, — insonderheit die des Königreichs Ungarn, — sondern auch die Interessen der beiden Hauptstädte und noch überdies Wahrheit und bessere Gründe mir zur Seite stehen. Dabei darf ich wohl auch einigermaßen auf den Patriotismus jener grossen Capitalisten rechnen, zumal wenn sie bei ruhiger und reiflicher Prüfung finden sollten, dass in dem vorliegenden Fall ihre Privatinteressen sowie die ihrer Mitactionaire mit dem öffentlichen Wohl einträchtiglich Hand in Hand gehen.

Der vor mir liegende Plan der beiden Eisenbahnen längs der Donau ist nur eine Wiederholung dessen, was in der Geschichte der Transportverbesserung von Deutschland, Frankreich, England und Nordamerica schon so oft da gewesen ist. — Zwei streiten sich um einen Verkehr, der ungetheilt einen von ihnen voll beschäftigen würde, aber — in zwei Theile zerspalten — keinen befriedigt. Von den Beiden hat keiner die öffentlichen Interessen im Auge, jeder sucht nur dem andern soviel möglich Terrain abzuwickeln. — Auf diese Weise kömmt eine Verbindung zu Stande, die nicht minder die öffentliche Wohlfahrt als das Capital beider

Interessenten gefährdet. — Ignoriren wie vorerst diese übelverstandenen Bestrebungen; nehmen wir vor der Hand keine Notiz von ihren einseitigen Argumenten und dem Vorsprung, den die eine vor der Andern bereits gewonnen hat; setzen wir den Fall es sei noch nichts beschlossen oder geschehen; stellen wir uns auf denjenigen Standpunkt, den ein unpartheyischer Staatsmann einzunehmen hat, wenn er die Frage entscheiden soll: welche Art der Eisenbahn-Verbindung zwischen Wien und Pest entspricht am meisten den höheren Zwecken des Staates, der Gerechtigkeit und den Umständen, welche befriediget am meisten die Forderungen des Ackerbaues, der Industrie, des Handels und die Privatinteressen der Unternehmer? Auf diesem Standpunkt wird man nicht bloß die Interessen eines der beiden Uferländer ins Auge zu fassen, man wird beide gleichmässig zu berücksichtigen haben. — Vor allen Dingen wird man die Ansprüche der Donau mit ihrer vortrefflichen Dampfschiff-Fahrt anerkennen. Man wird sich wohl hüten, längs des Stromes zwei Eisenbahnen zu projectiren, die — ins Leben gerufen — sich in die Nothwendigkeit versetzt sähen, unter sich und mit der Dampfschiffahrt eine Desperations-Concurrenz zu eröffnen; einen Kampf, der — nachdem er alle politischen wie ökonomischen Staatszwecke verletzt und alle Mitconcurrenten an den Rand des Verderbens gebracht hätte — mit dem eigenen Ruin des Concurrenten endigen müsste. — Dem Staate kann es nichts weniger als gleichgiltig sein, wenn in Folge eines solchen Kampfes auf Leben und Tod die Dampf-Schiffahrt während einer Reihe von Jahren siechen müsste; denn er ist in mannigfaltiger Weise höchlich dabei interessirt, dass dieses Transport-Mittel mehr und mehr und ohne Unterbrechung aufblühe. — Allerdings wird die Dampfschiffahrt kraft der ihr von der Natur verliehenen Privilegien später in jedem Falle bis zu einem gewissen Grad die Oberhand gewinnen und fortan behaupten; aber schon ein temporäres Stocken in ihren Fortschritten würde die öffentlichen Zwecke über die Gebühr verletzen. Auf dem Standpunkt des Staatsmannes wird man daher die Eisenbahnen längs des Stromes nur insoweit zu Hilfe rufen, als sie dazu dienen mögen, die natürliche Unvollkommenheit der Dampfschiffahrt (Langsamkeit der Bergfahrt, Unregelmäßigkeiten des Transportes wegen Nebel und niederen Wasserstand, Unterbrechung zur Winterszeit) zu suppliren und sie durch eine gemässigte Concurrenz vorwärts zu treiben. Man wird also nur eine einzige Dampfbahn den Strom entlang zugeben und zwar nur auf derjenigen Linie, welche so wenig als möglich die bestehenden Interessen und Verhältnisse verletzt; dagegen aber die beiden Hauptstädte aufs direc-

teste und wohlfeilste verbindet, und die fruchtbarsten, volkreichsten und gewerbfleißigsten Gegenden zwischen Wien und Pest durchschneidet. — Alle übrigen Verbindungsmittel wird man so weit als möglich von dem Strome entfernt halten, wo sie anstatt mit den beiden Hauptsträngen der Wasser- und Landcommunication zu concurriren, vielmehr denselben den Verkehr mit den tributären Flussgebieten, also namhafte Speisung zuführen.

Von diesem Standpunkt aus muss das auf dem beiliegenden Kärtchen gezeichnete Verkehrssystem zwischen Wien und Pest betrachtet werden. Die Linie von Wien über Bruck und Raab und bei



Comorn über den Strom nach Waitzen und Pest ist dem über Gänserndorf aus folgenden Gründen vorgezogen worden:

- 1^{tens} sie ist die kürzeste — in Beziehung auf das Terrain bei weitem die günstigste und den politischen wie insbesondere den militärischen Zwecken am meisten entsprechende Linie.
- 2^{tens} sie führt auf der österreichischen Seite durch das gewerbereichste — auf der ungarischen durch das fruchtbarste Gebiet des Landes, setzt also zum grössten Vortheil der österreichischen Industrie und des ungarischen Ackerbaues beide Nahrungsweige in die innigste Wechselwirkung und dient einer

- ungleich grösseren Bevölkerung als die Linie auf der linken Seite.
- 3^{tens} sie fördert den Handel mit weiter herkommenden ungarischen Producten und mit weiter hinunter gehenden österreichischen Fabricaten; nämlich den Verkehr zwischen Wien und Pest und zwischen Ungarn und Triest auf den kürzesten und gangbarsten Linien.
- 4^{tens} sie folgt der alten Handelsstrasse und nimmt nicht willkürlich und ohne allen Grund den Verkehr einem Landstrich, der ihn schon früher besass, um ihn einem andern zu geben, der ihn nicht besass und auch darauf kaum gültige Ansprüche zu machen hat.
- 5^{tens} sie befriedigt in Verbindung mit der hienach vorgeschlagenen Pferdebahn über Pressburg Tyrnau, Neutra — die Gran entlang — bis zu dem linkseitigen Theile des Hauptstranges die Interessen aller Reviere auf der linken Seite vollkommen, indem sie sämtliche nordwestliche Comitats mit Pest und den fruchtbaren Ebenen einerseits, andererseits mit Wien, Oesterreich, Böhmen und Triest in Verbindung setzt. —
- 6^{tens} sie ermöglicht auf der rechten Seite ein vollkommenes Transportsystem und insbesondere die Fortsetzung einer Linie bis Stuhlweissenburg mit Pferdebetrieb, also die directe Verbindung des Bakonyer-Waldes und der so fruchtbaren Reviere am Plattensee mit Wien, dem Brennpunkt der österreichischen Industrie.
- 7^{tens} sie setzt demnach die bevölkerten und minder fruchtbaren Gebirgs- und Waldgegenden mit den fruchtbaren Ebenen in die innigste Wechselwirkung.
- 8^{tens} wegen ihrer grossen Frequenz, und ihres günstigen Terrains wird sie die Fahrtaxen ungleich niedriger zu stellen vermögen als wenn zwei Linien in den Verkehr einer einzigen sich theilen.
- 9^{tens} Für den Fall eines ausserordentlichen Bedarfs an Transportmitteln zwischen Wien und Pest werden auch die beiden Nebenlinien über Neutra und Stuhlweissenburg zum Behufe dieses Verkehrs benützt werden können; es wird also für den ordentlichen Verkehr eine einzige Hauptlinie ohne Concurrenz für den ausserordentlichen Verkehr (z. B. in Kriegszeiten) eine doppelte Bahn mit Concurrenz bestehen.
- 10^{tens} in Folge ihrer grossen Frequenz und ihres bedeutenden Ertrages wird dieses System der commerciellen Welt das grosse

Beispiel einer gelungenen ungarischen Eisenbahn-Unternehmung vor Augen stellen und somit den Credit aller andern ungarischen Unternehmungen dieser Art im In- und Auslande heben.

Die Hauptvorthelle der vorliegenden Combination in Vergleich mit dener. zweier neben dem Strom herlaufenden Concurrrenz-Bahnen sind folgende:

1^{ten} Dieses ganze System, die Dampfbahnen zu f 400.000.— per Meile, die Pferde-Bahnen zu f 100.000.— per Meile in Anschlag gebracht wird auf $34\frac{1}{2}$ Meilen Dampfbahnen und 37 Meilen Pferde-Bahnen nur $17\frac{1}{2}$ Millionen Gulden kosten; während die beiden Concurrrenz-Linien mit mehr als 60 Meilen Dampf-Eisenbahnen bei viel schwierigerem Terrain weit über 30 Mill. Gulden kosten würden.

2^{ten} bei diesem nahezu doppeltem Aufwand werden die beiden Concurrrenz-Bahnen nur vom Donauverkehr leben — nur unter sich und mit der Dampfschiffahrt um den Donau-Verkehr kämpfen, während das vorliegende System das ganze — nördlich zwischen der Donau und den Karpathen, südlich zwischen der Donau und dem Plattensee und zwischen diesem und der Drau gelegene Land in den Verkehrs-Kreis der beiden Haupt-Stränge der Land- und Wassercommunication ziehen wird.

3^{ten} Mit einem Wort, das neue System wird bei der Hälfte des Aufwandes doppelt so rentabel, also viermal vortheilhafter sein als das alte.

Beurtheilen wir nun nach dieser Darstellung unserer Combination und seiner Vorthelle die Pläne der beiden Compagnien. —

Die rechtsseitige Compagnie stützt sich in Ansehung ihrer Linie von Bruck nach Raab mit Fug auf den Besitz des alten Handelswegs, einer Verkehrsstrasse, welche die Natur der Dinge nicht dergestalt gebahnt hätte wie sie es gethan hat, hätte sie dazu nicht ihre guten Gründe gehabt; diese Gründe sind offenbar die des grösseren Bedürfnisses, des günstigeren Terrains und der directeren Verbindung mit der Haupt-Stadt. Die rechtseitige Compagnie schildert den grossen Gewerbsfleiss, der längs der Brucker Linie herrsche und rechtfertigt damit auf eine nicht in Abrede zu stellende Weise die Nothwendigkeit und die Vorthelle einer Eisenbahnverbindung zwischen Wien und Bruck. — Ist sie aber einmal mit ihrer Eisenbahn in Bruck, warum sollte sie nicht weiter nach Raab gehen,

da doch von den Anwohnern dieser Linie und von den weiterhin gelegenen, ackerbautreibenden Districten Ungarns die Anwohner der Brucker-Linie und die Bewohner der Hauptstadt einen grossen Theil ihrer Bedürfnisse an Lebensmitteln beziehen und denselben dagegen ihre Bedürfnisse an Fabrikaten liefern? Rechnet man dazu noch die Vortheile des günstigeren Terrains und der grösseren Bevölkerung, so scheint ihre Berechtigung zu Fortsetzung ihrer Linie bis Raab, mit dem Augenblick da sie dazu die Mittel aufzutreiben vermag, keinem Schatten von Zweifel unterworfen zu sein.

Nicht ganz so klar erscheint mir die Nothwendigkeit und der Nutzen einer Fortsetzung der rechtseitigen Linie von Raab bis Ofen längs der Donau. — Diese Linie durchzieht keine Reviere, die erleichterter Communications-Mittel beraubt sind; ohne allen Grund thut sie nur dem Verkehr der Donau und der linkseitigen Bahn Abbruch, während sie durch das Terrain in dieser Fortsetzung nichts weniger als begünstigt ist; hier müssen also Gründe, die ausserhalb der von mir aufgestellten Gesichtspunkte liegen, obwalten. — Ähnliche Gründe scheinen auch die rechtseitige Compagnie abgehalten zu haben, die Vortheile einer directen Verbindung mit Stuhlweissenburg wahrzunehmen, die Vortheile nämlich, dass dadurch nicht nur die Bakonyer-Waldgegenden mit ihrem Reichtum an Forsterzeugnissen, sondern auch die fruchtbaren und volkreichen Gegenden am Platten-See zwischen der Donau und dem Platten-See und südlich und westlich vom Platten-See in den Rayon des Hauptstranges gezogen werden und dass diese Linie zugleich den Anfang einer südlichen Linie von Ofen nach der Drau bildet. Offenbar verspricht hier eine Pferde-Bahn von 23 Meilen mit einem Aufwande von $2\frac{1}{2}$ bis 3 Mill. Gulden ungleich grössere nationalökonomische und finanzielle Vortheile als die oben erwähnte Fortsetzung der Dampf-Bahn von Raab nach Ofen längs der Donau mit einer Länge von ungefähr 16 Meilen, die bei dem schwierigen Terrain einen Aufwand von wenigstens 7 Millionen Gulden verursachen müsste. Aus dem Gesagten folgt, dass die rechtseitige Compagnie, was die Linie von Bruck nach Raab und zur Donau betrifft, die besseren Gründe sammt und sonders auf ihrer Seite hat; dass aber nicht der mindeste Grund vorhanden ist, die Fortsetzung ihrer Linie bis Ofen auf der rechten Seite der Donau zu gestatten.

Das umgekehrte Verhältniss findet, wie mir scheint auf der linken Seite der Donau statt. — Dass von Pest über Waitzen nach Comorn die Dampfisen-Bahn die linke Seite halte, dafür sprechen die gewichtigsten Gründe. — Es ist von dem grössten Interesse, dass die zwischen den Karpathen und der Donau gelegenen Gebirgscomitate

mit den fruchtreichen Ebenen in die directeste und regelmässigste Verbindung gesetzt werden, damit beide Reviere ihre so manigfaltigen und so verschiedenartigen Produkte auch in derjenigen Jahreszeit, in welcher die Flussschiffahrt gehemmt ist, gegen einander auszutauschen vermögen. Just diesem Hauptgrund aber entspricht die gegenwärtige Trace der linkseitigen Linie von Comorn aufwärts gegen Pressburg am wenigsten; indem sie — den Verkehr mit den Gebirgs- Gegenden ganz ausser Augen lassend — in der Absicht, der Dampfschiffahrt und der rechtseitigen Eisenbahn ihren Verkehr zwischen Wien und Pest abzuzapfen, sich möglichst nahe an die Donau hält. — Darüber, wo diese Comitate mit der Haupt-Linie ihres Communications-Systems zu durchschneiden seien, kann kein Schatten von einem Zweifel obwalten, indem der Lauf des alten Handelsweges über Tyrnau und Neutra nach der Gran schon vor Jahrhunderten diese Frage entschieden hat. — Da wo die Chaussée diese Comitate durchschneidet, dort ist auch die vortheilhafteste Basis für ein nordwestliches Eisenbahn- und Chausséesystem zu suchen — für ein System, welches späterhin längs der Waag, Neutra, Gran und ihrer tributären Wasser bis zu den Karpathen sich ausdehnend — nicht weniger als 12 bis 15 nordwestliche Comitate mit dem Hauptstrange verbinden und bis zum Neograder, Gömörer und Zipser-Comitat sich erstreckend — zuletzt der Kaschauer-Bahn und ihren Verzweigungen die Hände zu reichen hat.

Wenn nach dieser Auseinandersetzung eine doppelte Bahn längs der Donau im Licht einer Capital-Zerstörung und einer sinnlosen Abtödtung schon vorhandener grossartiger Natur-Vortheile und Natur-Kräfte erscheint, wenn ferner nicht in Abrede gestellt werden kann, dass neben dieser Vergeudung und Abtödtung einerseits die Interessen der Gebirgscomitate auf der nördlichen, andererseits die der fruchtbaren Landstriche auf der südlichen Seite des Stroms gänzlich ausser Acht gelassen worden sind; wenn man endlich mit an-sicht wie in diesem gegenwärtigen Augenblick just diejenige der beiden Linien, welche von Wien aus eine ganz falsche Richtung verfolgt, einen bedeutenden Vorsprung vor ihrer ungleich besser berechtigten Concurrentin gewonnen hat; so lassen sich diese Erscheinungen nur erklären, theils aus der einseitigen Richtung, welche die beiden Projecte in Folge anderer damit in Verbindung stehender Unternehmungen gewonnen haben, theils aus den wechselvollen Bewegungen der Börse.

Bekanntlich hatte die Fortsetzung der Eisen-Bahnen von Wien aus gegen Ungarn anfangs ihre ganz natürliche Richtung genommen, nämlich die über Bruck nach Raab. — Wäre man damals nicht durch

andere Rücksichten befangen gewesen, so hätte man nothwendigerweise auf den Gedanken kommen müssen, dass — entweder bei Gönyö auf die andere Seite des Stromes überzugehen oder die durch ihr höchst günstiges Terrain sich als die leichteste und lucrativste empfehlende Richtung nach Stuhlweissenburg einzuschlagen sei. Warum aber hat man weder das eine noch das andere gethan? — offen zu sagen: weil man vor lauter Pester-Kettenbrücken weder die Gründe für die eine noch für die andere Richtung sah oder betrachtete. — Später zerstob das ganze Project vor den schreckhaften Brandungen der Börse. — Was folgt aber daraus? nicht das geringste für die Entscheidung der Hauptfrage — nichts, als dass die Börse über den schlechten Stand der Actien für den Augenblick an allen neuen, — selbst an den besten Eisenbahn-Unternehmungen verzweifelte. —

Der Credit der linkseitigen Linie war dadurch gestiegen und dieses Project dergestalt in der öffentlichen Meinung gehoben worden, dass man ihm sogar eine Zinsengarantie zu verschaffen gedachte; — aber warum? war es etwa, weil Sachverständige nunmehr an die grössere Nützlichkeit und Rentabilität der linken Linie glaubten? — nein — auch hier lag der Beweggrund ausserhalb der Sache selbst; die Nordbahn war inzwischen emporgekommen und es lag, oder vielmehr man hatte sich überredet, es liege — im Interesse der Nord-Bahn, dass eine ausschliesslich linke Linie gebaut werde, die bei Gänserndorf in die Nordbahn einmünden müsse. Spricht diess auch nur im mindesten zu Gunsten der linken Linie? — nein — es spricht nur dahin, daß die Actionäre der Nordbahn die Förderung des linkseitigen Projectes der Steigerung ihres Actien-Curses für erspriesslich erachteten.

Wir sehen also, dass links wie rechts die Trace durch ausserhalb der Sache liegende Verhältnisse und Umstände bestimmt worden ist; wir sehen, dass das grössere oder geringere Vertrauen, in dessen Besitz sich zu verschiedenen Perioden die eine oder die andere Linie befand, lediglich eine Folge zufälliger Umstände gewesen, dass somit aus den Rückschritten oder Vorschritten der beiden Compagnien nicht die geringste vernünftige Folgerung für oder wider die eine oder die andere Linie zu ziehen ist. Gegenwärtig nun ist der Stand der Sache folgender:

Die linkseitige Compagnie besitzt eine Bauconcession nach Gänserndorf und hat von Pest aus bereits angefangen. — Die rechtseitige Compagnie, nachdem sie auf ihren Bau zwischen Wien und Bruck ein Capital von etwa einer Million verwendet und in Folge einer Börsen-Desperation ihre Concession aufgegeben hatte, wünscht

unter den gegenwärtigen Umständen umsomehr ihr aufgegebenes Project wiederum aufnehmen zu dürfen, als sie bereits bis Bruck concessionirt ist.

Wie ist nun unter solchen Umständen das öffentliche Interesse zu wahren? oder mit anderen Worten: auf welche Weise ist das in dem beiliegenden Kärtchen im Interesse der Gemeinwohlfahrt projectirte Verkehrssystem durchzuführen, ohne die jura quaesita der linkseitigen Linie, oder die natürlichen und historischen Ansprüche der rechtseitigen Linie zu beeinträchtigen?

Darauf ist nach meiner Meinung zu antworten: Man gewähre der rechtseitigen Bahn-Gesellschaft, was man ihr und dem Districte den sie mit einer Eisenbahn durchziehen will gerechterweise ohnehin nicht verweigern kann, nämlich eine Concession bis Comorn, jedoch mit der Beschränkung, dass sie von Raab aus ihre Linie direct nach Stuhlweissenburg und zwar vermitteltst einer Pferde-Bahn fortzuführen habe. — Alles weitere wird sich alsdann von selbst machen — d. h. die linkseitige Compagnie wird alsdann nicht umhin können, das vorgeschlagene Project als ihr einziges Rettungsmittel zu betrachten. Die Concessions-Erneuerung der rechtseitigen Linie entspricht dergestalt allen Forderungen des Rechtes, der Billigkeit und der Gemein-Wohlfahrt, wie den Landtags-Beschlüssen, dass selbst die Führer der linkseitigen Bahn-Gesellschaft nicht in Abrede zu stellen vermögen, sie sei in die Länge nicht zu verweigern; was sie verlangen, ist nur Gestundung, um zu verhindern, dass das linkseitige Unternehmen an der Börse discreditirt und sein Actien-Curs gedrückt werde, in welchem Fall, da erst eine einzige Einzahlung erfolgt ist, die weiteren Einzahlungen leicht ausbleiben dürften. — Diese Gestundung sollte nach der Ansicht der Einen nur bis nach erfolgter dritter Einzahlung (Juli 1845), nach der Ansicht der Andern bis nach erfolgter Herstellung der ganzen Bahn auf der linken Seite gewährt werden.

Ist aber dieses Verfahren ein gerechtes und vernünftiges? ist es ein, den Interessen der linkseitigen Actionäre selbst zusagendes? Ich glaube das Gegentheil. Meine Ansicht ist: dass die Gestundung, weit entfernt den linkseitigen Actionären irgend einen reellen Vortheil zu gewähren, nur dazu dienen könnte, ihnen über die ihren Capitalen bevorstehende Gefahr die Augen zu verschliessen und zwar just in dem entscheidenden Moment, wo es noch Zeit wäre, durch Annahme unseres Planes sich gegen eine künftige Katastrophe sicher zu stellen und ihre besten Hoffnungen zu realisiren. Dass nach Herstellung der linksseitigen Linie mit dem Augenblick, in welchem eine rechtseitige concessionirt wird, eine Katastrophe ent-

stehen müsse, ähnlich derjenigen, die den Operationen zwischen Paris und Versailles auf dem Fusse folgte: — Wer sollte es nicht voraussehen? Wer es in Abrede stellen können? Ist aber von ein-sichtsvollen und rechtlichen Männern — wie die Führer der link-seitigen Interessen doch sicherlich sind — zu vermuthen, sie werden, nur um den gegenwärtigen Cours ihrer Actien keiner rückgängigen Bewegung auszusetzen und um der Nordbahn einen jedenfalls nicht sehr namhaften Vortheil zuzuwenden, ihre eigenen Capitale und die ihrer Actionäre dem sichern Untergang weihen? Das ist doch wohl nicht anzunehmen. Es ist also stark zu vermuthen, dass in dieser Sache auf der linken Seite irgend ein Hintergedanke obwalte, nämlich der, dass man die Hoffnung hegt, eben desshalb, weil das Eintreten einer Katastrophe mit ihren verderblichen Folgen in dem Fall einer rechtseitigen Concession mit so vieler Bestimmtheit vor-auszusehen sei, dürfte die Regierung sich späterhin bewogen sehen, die Herstellung einer rechtseitigen Linie für eine Reihe von Jahren, oder vielleicht für immer zu verweigern. — Diese Taktik schien auch wirklich viel für sich zu haben, so lange es sich nur von einer vereinzelter Verbindung zwischen Wien und Pest handelte. Seit-dem aber von einem ganzen ungarischen Transport-System, welches die Verbindung von Wien und Pest zur ersten Grundlage haben muss, die Rede ist, scheint es doch zu gewagt, die Prosperität einer linkseitigen Linie auf die Hoffnung zu bauen, dass man aus Rücksicht für die Actionäre der linken Seite sämtliche Bewohner der rechten verhindern werde, an den Vortheilen der Transport-Vervollkommnung Theil zu nehmen. Das Verlangen der Gestundung, in seinem wahren Licht betrachtet, ist nichts anders als ein verblühtes Geständnis der Fehlerhaftigkeit des linkseitigen Unter-nnehmens, und zugleich die höchst seltsame Zumuthung an die Re-gierung, sie solle sich zum Complicen und Garanten des grössten Staatsfehlers hergeben, der in unsern Tagen des Friedens und der Landes-Verbesserungen zu begehen ist, nämlich der Herstellung einer falschen Eisenbahn-Linie, — einer Capital-Verschwendung, die für alle Zeiten auf dem Hauptstrang eines ganzen ungarischen Eisen-bahn-Systems lasten bleiben müsste.

Was dagegen werden die Folgen sein, wenn die Concession der rechtseitigen Linie ungesäumt erneuert werden würde? Die wohl-thätigsten von der Welt für die Actionäre sowohl als für das Ge-meinwesen.

Die linkseitige Compagnie würde freilich die Hälfte des Haupt-stranges verlieren, dafür würde aber die ihr noch verbleibende Hälfte um so rentabler werden. — Und da ausserdem die Rentabili-

tät der Pferde-Bahn über Neutra kaum einem Zweifel unterliegen könnte, so müssten ihre Actien steigen, statt zu fallen.

Wenn die linkseitige Gesellschaft über Neutra nur 15 Meilen Pferde-Bahnen statt 15 Meilen Dampfbahnen herzustellen hätte, so würde sie ungefähr 5 Millionen weniger aufzuwenden haben, als bei ihrem früheren Plan, also um so viel mehr Kräfte auf die Bahnen gegen Debrecin und Kaschau hin zu verwenden haben. Dabei würde sie den nordwestlichen Comitaten einen grossen Dienst leisten und vielfältige Gelegenheit zu fernerweiten rentablen Anlagen durch Fortsetzung von Zweigbahnen gegen Norden hin gewinnen. — Kurz alles würde Vorthail von dieser Vereinigung haben, selbst diejenigen, die jetzt auf den Anschluss einer linkseitigen Bahn an die Nordbahn bei Gänserndorf so grossen Werth legen.

Gewinnen würden auch sie, weil die Güter, welche aus Ungarn nach Mähren und Böhmen gehen, und umgekehrt, wenn sie in Wien auf die Nordbahn kämen, zwei Meilen länger auf derselben zu gehen hätten, als wenn sie erst von Gänserndorf aus auf die Nord-Bahn übergingen. — Der letztere Umstand macht in der That die heissen Wünsche der Nord-Bahn-Actionäre für den Anschluss bei Gänserndorf zu einem Räthsel, das ich meines Theils ebenso wenig zu lösen vermag, als ich mir klar zu machen weiss, wesshalb die Führer und Actionäre der linkseitigen Gesellschaft die Hauptstadt Wien mit so vielem Aufwand an Scharfsinn und Capital zu umgehen trachten, während man doch im Gegentheil sich überall sonst alle Mühe gibt, sämmtliche Endpunkte der grossen Eisenbahnlilien in der Hauptstadt zu concentriren.

Um so klarer scheint mir dagegen, dass es im Interesse des Transport-Systems der ganzen Monarchie, wie insbesondere in dem der Hauptstadt liege, die Zufuhr aus den Provinzen nach diesem Centralpunkt des Binnen-Verkehrs nicht auf einen Anfuhr-Punkt über die Gebühr zu häufen, sondern auf verschiedene Bahnhöfe möglichst gleichheitlich zu vertheilen, damit man dem Transport, der Magazinirung und dem Absatz der schweren und minder theuern Güter diejenige Aufmerksamkeit zu widmen und diejenige Erleichterung zu verschaffen vermöge, die sie im Interesse aller Bewohner der Hauptstadt in Anspruch nehmen. — Ich will hier unter so vielen Artikeln nur die Brenn- und Bau-Materialien und die gemeinen Lebensmittel anführen. — Mähren und Böhmen mögen der Hauptstadt eine sehr grosse Zufuhr an diesen Artikeln gewähren; soll nun aber auch das, was Ungarn an dergleichen zu bieten hat, auf dem nämlichen Platz angeführt und magazinirt werden? Wird dadurch nicht dem linkseitigen Bahnhof ein Monopol in einzelnen Ar-

tikeln wie z. B. in Brennmaterialien eingeräumt? — Wird es nicht in der Macht seiner Direction stehen, nach Willkür diesem oder jenem Produzenten oder Reviere in Ansehung der von ihm gelieferten Brennmaterialien zum Nachtheil aller Concurrenten den Vorzug zu geben? Wird bei der Masse der Anfuhren, welche die Gesellschaft nach Verfluss einiger Jahre zu bewerkstelligen haben wird (man schätzt die Quantität auf 7 Mill. Centner) diesen in Beziehung auf den Reinertrag der Frachten minder lohnenden Artikeln dort die erforderliche Aufmerksamkeit und Accommodation gewidmet werden können? Wird es im Interesse der ganzen Hauptstadt, also auch der Bewohner der südwestlichen Seite der Stadt und der südwestlichen Vorstädte liegen, dass alle nothwendigsten Lebensbedürfnisse in einer Entfernung von einer halben bis zu einer ganzen Stunde und noch weiter magazinirt seien? Wäre es nicht in jeglicher Beziehung ungleich, vortheilhafter für die Hauptstadt, wenn dergleichen aus Ungarn kommende Artikel auf der Seite des Gloggnitzer-Bahnhofes angeführt und magazinirt — wenn den Bewohnern dieser Seite ihre Bedürfnisse möglichst nahe gebracht würden — wenn eine zweite Compagnie angespornt würde, durch Aufsuchung von dergleichen Transport-Gegenständen die Hauptstadt mit den unentbehrlichsten Lebensbedürfnissen besser als bisher zu versorgen? wenn zwischen zwei Compagnien in Ansehung dieser Artikel eine wohlthätige Concurrenz erzeugt würde? Vielleicht irre ich mich aus Unkenntniss der Local-Verhältnisse; wäre diess aber nicht der Fall, so sind die eben angeführten Rücksichten allein, zumal wenn man auch die Anfuhren von Mehl, Fleisch, Getraide u. s. w. in Betrachtung zieht, — gewichtig genug, um ein Verlassen des alten Handelswegs als höchst unräthlich erscheinen zu lassen.

Wenn man den neuen Plan mit dem alten vergleicht, so wird man zugeben, dass jetzt von einer Central-Bahn die Rede sein kann, und dass das linkseitige Project als ein einseitiges und der Natur der Dinge widerstreitendes, weit entfernt diesen Namen zu verdienen, ihn nur angenommen zu haben scheint, um das zu verbergen was es ist, nämlich einseitig; dagegen aber das zu scheinen, was es nicht ist, nämlich central.

Central ist nur die vorgeschlagene neue Linie, weil sie nicht eine schädliche Concurrenz zwischen den Eisenbahnen und der Dampfschiffahrt oder zwischen zweien Parallel-Bahnen erzeugt, sondern dem Verkehr beider Seiten gleich gute Dienste leistet, weil sie nicht bloß den Donau-Verkehr im Auge hat, sondern der ganzen nordwestlichen und der ganzen südwestlichen Section des ungarischen

Transportwesens als Hauptstrang dient, und dabei die beiden Hauptstädte auf der kürzesten Linie mit einander verbindet, ohne einem bereits bestehenden Handelsweg den mindesten Eintrag zu thun.

Ungarn in der englischen Literatur (1700—1848).

Von Prof. Alexander Fest.

II.

DIE Freiheitsbestrebungen der ungarischen Nation am Anfang des 18. Jahrhunderts fanden in der zeitgenössischen englischen Literatur nur vereinzelt Widerhall. Wohl verfolgen die Botschafter in Wien Ungarns politische Gestaltung mit regem Interesse, wohl versuchen Pamphlete aller Art dieses Interesse wachzuhalten, aber die Literatur will von den wechselreichen Ereignissen und deren dramatischem Abschluß keine Kenntnis nehmen. Abgesehen von den spärlichen Anspielungen auf historische Begebenheiten — wie z. B. Addisons Bericht über die traurige Gefangenschaft des letzten Grafen Zrinyi (*Remarks on Italy*; letzter Abschn.) — weiß die zeitgenössische englische Dichtung wenig, sozusagen gar nichts über Ungarns Gegenwart und Vergangenheit. Die Gründe dafür sind verschiedener Art. Zu Drydens Zeiten war es allgemein bekannt, daß die Partei der Whig dasselbe Ziel verfolgte, welches auch Thököly die Waffen in die Hand gab: Freiheit des Glaubens und Freiheit des Landes. Ungarns Kampf gegen politische Übermacht und Gewaltherrschaft erweckte unter den Parteien in England lebhaften Widerhall; er wurde bald sympathisch begrüßt, bald aber verhöhnt und verurteilt. Dieses Interesse für unsere Freiheitsbestrebungen hörte nun mit dem Abschluß der leidenschaftlichsten Parteikämpfe in England naturgemäß auf. Selbstverständlich vergißt auch die Dichtung die früher so oft erwähnten «Teckeliten, Ragotskis, Nadastis» usw. Ein zweiter Grund liegt in der Bedeutung jener historischen Ereignisse, die alle Aufmerksamkeit auf Europas Schlachtfelder richteten. Die Gestalten Eugen von Savoyens und des Herzogs von Marlborough treten in den Vordergrund. Sie ließen die Namen unserer nationalen Helden in der englischen Literatur für lange Zeit vergessen.

Eugen und Marlborough werden in zahlreichen Gedichten verherrlicht, ihre Taten waren jedem bekannt geworden. Von den vielen Gelegenheitsdichtungen brauchen nur einige bezeichnende Beispiele angeführt zu werden. Addison findet nur Worte, wie sie uns aus

früheren hochtrabenden Gelegenheitsdichtungen zur Genüge bekannt sind, für des Herzogs Ruhm:

«Great Leopold himself was seized with fear;
He gazed around, but saw no succour near;
He gazed, and half abandoned to despair
His hopes on Heaven, and confidence in prayer

.
Austria's young monarch, whose imperial sway
Sceptres and thrones are destined to obey,
Whose boasted ancestry so high extends
That in the pagan gods his lineage ends
Comes from afar, in gratitude to own
The great supporter of his father's throne...

(The Campaign a poem; to his Grace the Duke of Marlborough.)

Dennis schlägt einen ähnlichen Ton in seinem Gedicht ‚Battel of Blenheim‘ an, in welchem Eugen verherrlicht wird usw. Die zwei großen Feldherren werden natürlich auch in der späteren Dichtung noch sehr oft erwähnt. Le Fever (in Sternes Tristram Shandy: Vol. VI, Chapt. XII, XIII) eilt unter Eugens Fahne vor Belgrad, Mrs. Hardcastle (in Goldsmiths Lustspiel: She stoops to conquer) muß oft die alten Geschichten (old-fashioned trumpery) von Eugen und Marlborough über sich ergehen lassen. Diese und ähnliche Beispiele machen es begreiflich, daß das Interesse für Ungarn durch die großen zeitgenössischen Ereignisse, die auch für England wichtiger waren, erschaffen mußte. Durch die langwierigen Kämpfe ermüdet, sehnt sich das Land nach Ruhe. Es geschieht nichts, was die Aufmerksamkeit des englischen Dichters hätte in einem größeren Maße auf sich ziehen können. Ungarns vielbewegte Geschichte ist vergessen, dagegen ist die «Königin von Ungarn» der englischen Dichtung wohlbekannt. Die Romandichtung kennt sie noch zur Zeit, wo ihr Enkel schon längst Ungarns Krone getragen.

Mr. Westerns Schwester weiß einiges über die «Kaiserin-Königin» in Fieldings Tom Jones (VI. Kap. 2). Dr. Johnson singt ihr Lob in einem bekannten Gedicht, Goldsmiths Bemerkung (The Bee, 27. Oktober 1759) erwähnt sie als populäres Unterhaltungsthema. In der «Unbeständigkeit aller weltlichen Größe» (The Bee) wird erzählt, daß ihr Bild als Schild eines Gasthauses diente usw. usw.

Die junge, volkstümliche Königin von Ungarn (sie heißt Frederica) ist die Heldin eines im Jahre 1810 von einem unbekanntem Verfasser erschienenen Romans «Faulconstein forest. A romantic tale»¹⁾.

¹⁾ Ein Schloß Forchenstein, das dem Grafen Esterházy gehört, kommt unter G. Herings Sketches vor (1838).

Ihre Liebe zu ihrem Untertanen, dem Grafen Leopold, das heldenmütige Entsagen dieser Liebe bildet den ersten Teil der Erzählung; ihre Errettung vom Wellentod durch den Besitzer des Schlosses Faulconstein und die Ehe mit ihrem Lebensretter aber ist der Abschluß des romantischen Märchens.

Außer diesen bisher angeführten Allgemeinheiten über Ungarn ist der englischen Literatur im 18. Jahrhundert verhältnismäßig wenig bekannt. Einige der interessantesten Beziehungen dürfen jedoch nicht übergangen werden.

Smolletts einst so viel nachgeahmter Roman «Ferdinand Count Fathom» (1753) spielt teilweise in Ungarn. Melvil, ein schottischer Edelmann, heiratet eine Ungarin und lebt mit ihr in Pozsony²⁾. Ihr Adoptivsohn ist Ferdinand, dessen in Ungarn, Österreich, Frankreich und England verübte Schandtaten und Abenteuer erzählt werden. Smollett scheint über Ungarn wohl unterrichtet gewesen zu sein. Er erwähnt Eugen von Savoyen, die Schlacht bei Belgrad, Temesvár, den Frieden von Passarowitz, er erzählt öfters über die Kaiserin-Königin, die auch ihrem letzten Untertan Gerechtigkeit widerfahren läßt, er hält den Ungarn für stolz und warmherzig, lobt den ungarischen Arzt und auch den Priester, — er erwähnt das ungarische Latein (Hungarian Latin), dann auch die ungarischen Gesetze, die dem Missetäter gar zu oft willkommene Zuflucht gewähren. Es ist beachtenswert und ein Zeichen der Zeit, daß Smollett nur schon über einen kaiserlichen Hof weiß, zu dem auch Ungarn zugelassen werden, über ein kaiserliches Heer, in welchem sie dienen usw. Demgegenüber wußte seinerzeit Defoe (Memoirs of a Cavalier) noch über die Husaren des Königs von Ungarn, denen die Schweden nicht widerstehen konnten.

Auch der englischen Bühne ist einiges über Ungarn bekannt. Lillo behandelt in seinem «Elmerick» (Elmerick or Iustice Triumphant, 1740) einen Stoff, dem eine literar-historische Bedeutung besonders durch Katonas und Grillparzers Tragödien zukommt. Lillos Quelle ist höchstwahrscheinlich die Vertotsche Version, die schon im Jahre 1728 in englischer Übersetzung erschienen war. Bekanntlich fand dieser Stoff auch einen späteren Bearbeiter in der englischen Dramendichtung (G. Stephans: Gertrude and Beatrice oder The Queen of Hungary, 1839).

²⁾ Sir R. M. Keith, ein Schotte, schreibt an seine Schwestern am 8. Mai 1790 (Memoirs and Correspondence of Sir R. M. Keith. 2 vols. London, 1849): «Die Archive wurden anlässlich der ungarischen Krönungsfeier durchsucht und bei dieser Gelegenheit wurden die Namen von drei, hier naturalisierten schottischen Familien gefunden: Gordon of Park, Couotts of Auchterfoul und Danson of Danreith.»

Auch die der ungarischen und deutschen Dichtung so wohlbekannte Sage über Irene wurde öfters für die englische Bühne bearbeitet. Paynters «Palace of Pleasure» (1567) lieferte zuerst den Stoff, der durch Knolles «History of the Turks» noch geläufiger geworden ist. Die bedeutendste dramatische Behandlung dieser Sage ist jedenfalls die des Dr. Johnson. Dank der Bemühungen seines Freundes Garrick wurde das Trauerspiel im Jahre 1749 aufgeführt, aber der deklamatorische Ton gefiel auch Garrick nicht. Sein Urteil über Johnsons dramatisches Talent lautet ja: «When Johnson writes tragedy, declamation roars and passion sleeps: when Shakespeare wrote, he dipped his pen in his own heart.»

Anspielungen auf Ereignisse der ungarischen Geschichte sind hie und da auch in Gedichten des 18. Jahrhunderts zu finden. Außer den sich so oft wiederholenden Allgemeinheiten über Buda und Türkenkriege usw., sei auch an die Schlußzeilen von Goldsmiths Trauerveller erinnert:

The lifted axe, the agonising wheel,
 Luke's iron crown and Damins' bed of steel,
 To man remote from power but rarely known,
 Leave reason, faith, and conscience, all our own³⁾.

III.

Ungarn wurde auch im 18. Jahrhundert von den Engländern vielfach besucht, und wir besitzen eine Anzahl von Reisebeschreibungen und Briefen, welche ein treues Bild der hier herrschenden Verhältnisse entwerfen. In den letzten Jahrzehnten wurde es oft zur Gewohnheit der englischen Diplomaten in Wien, einen Ausflug nach Buda, Oberungarn, manchmal sogar nach Siebenbürgen zu unternehmen. Die nach Konstantinopel reisenden Politiker und Botschafter nahmen meistens ihren Weg entlang der Donau⁴⁾. Sie waren Zeugen der Verwüstungen, die in ihren Berichten zuweilen in recht lebhaften Farben aufgetragen wurden.

Vielleicht am meisten bekannt sind Lady Wortley Montagus Briefe vom Jahre 1717. Ihr wurde noch in Wien vom Prinzen Eugen so mancherlei über die Wüstenei zwischen Buda und Eszék erzählt.

³⁾ Nach T. Davies soll der Dichter «Lukas eiserne Krone» aus einem französischen Buch (Géographie Curieuse) genommen haben. Luke ist eigentlich G. Dózsa, der Anführer der ungarischen Bauernrebellion im Jahre 1514 (vgl. die betreffende Stelle in Forsters Life of Goldsmith).

⁴⁾ Der Held der Defoeschen Erzählung «Memoirs of a Cavalier» wollte auch längs der Donau nach Ungarn reisen, um die größeren Städte, die damals noch in Türkenhänden waren (1631!), zu besuchen.

Kein Dach biete genügend Obdach gegen des Wetters Unbill, gegen die Kälte könne man sich gar nicht schützen. Ortschaften, ja sogar nur vereinzelte Häuser wären oft tagelang nicht zu finden. Diese Alarmnachrichten waren übertrieben, wie sie in späteren Briefen zugibt, aber wieviel muß sie mitangesehen haben, um zu der traurigen Überzeugung zu kommen: «Wahrhaftig, nichts kann melancholischer stimmen, als eine Reise durch Ungarn.» Bekanntlich wurde sie auch von Pope noch vor dem Antritt ihrer Reise nach Ungarn vor den vielen Gefahren und Unannehmlichkeiten einer solchen Fahrt gewarnt: «I am just alarmed with a piece of news that Mr. Wortley Montagu thinks of passing through Hungary, notwithstanding the war there. If ever any man loved his wife, or any mother her child, this offers, you the strongest reason imaginable for staying at Vienna, at least this winter I tremble for you . . . (Oktober 1717). In einem späteren Brief (3. Februar 1717) schreibt er über «The deserts and devastations of Hungary.»

Ein späterer Reisender ist Born Indigo, dessen Berichte (*Travels through the Bannat of Temesvar etc. London, 1777*) reiche Beschreibungen der Bergwerke in Siebenbürgen und Oberungarn enthalten. Auch ethnographische Züge werden hie und da beobachtet und geschildert.

Robert Townson (*Travel in Hungary, London 1797*) war den Familien Széchenyi und Esterházy recht gut bekannt. Er interessierte sich besonders für die kulturellen Institutionen der Hauptstadt, die Universität, das Theater usw. In Debreczen begegnete er mehreren Theologen, die in England studiert hatten. Einer derselben behauptete, er hätte sich mit Zigeunern in England verständigen können, da sie dieselbe Sprache redeten wie die ungarischen Zigeuner. Diese Behauptung wurde später von R. Bright und auch dem Romanschriftsteller G. Borrow wiederholt, als dieser im Jahre 1844 durch Ungarn (ebenfalls über Debreczen) reiste . . .

Es seien auch Sir Nathaniel Wraxalls «*Memoirs of the Courts of Berlin, Dresden, Warsaw and Vienna in the years 1777—9*» erwähnt, die von der *Edinburgh Review* mit dem nicht zu mißverstehenden Epigramm beleuchtet werden:

Men, measures, scenes, and facts all
Misquoting, misstating,
Misplacing, misdating,
Here lies Sir Nathaniel Wraxall.

Seine Beschreibung und Charakteristik des berühmten Grafen Benyovszky zeigt uns jedoch einen scharfen Beobachter, der rasch und sicher urteilen konnte.

Sir R. M. Keith (Memoirs and Correspondence. 2 vol. London 1849; von Szamota nicht angeführt) war zweimal in Ungarn: in den Jahren 1774—1790. Er findet Worte des Lobes für die Naturschönheiten des Landes, für die Gastfreundschaft seiner Bewohner (dieselbe war auch Samuel Johnson nicht unbekannt; vgl. Boswell: Life of Johnson. IV. 18. On hospitality) und erwähnt englische Mitreisende, die dieselben mit ihm zusammen mitgenossen haben.

Es ist aus den angeführten vereinzelt Daten zu ersehen, daß Ungarn den Engländern besonders in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts etwas bekannter geworden ist.

IV.

Die Beziehungen zwischen Ungarn und England verlieren im 19. Jahrhundert ihren sporadischen Charakter und die 20er, 30er, 40er Jahre können mit einigem Recht als die Zeiten der ungarischen Anglomanie bezeichnet werden. Eine engere Verbindung geht von der ungarischen Aristokratie aus⁵⁾. Es wurde zur Gewohnheit, sich für England, sein gesellschaftliches und geistiges Leben zu interessieren. Es kam zum innigen Bestreben, diesem Leben näher zu treten, es besser kennen zu lernen. Ein neuer Gesichtskreis öffnete sich Ungarns geistigem Leben, obzwar der übertriebene Enthusiasmus oft zur Urteilslosigkeit führte. Zielbewußt und wertvoll wurde dieses Interesse durch Széchenyis Bemühungen, eine engere Verbindung zwischen den zwei Nationen zustande zu bringen. Er war es, der die Aufmerksamkeit seiner Landsleute auf Englands wirtschaftliches und politisches Leben richtete, er war es auch, der Englands Interesse für Ungarn weckte. Reisebeschreibungen, briefliche Berichte über Ungarn genügten schon nicht, das Land wurde auch in systematischen, oft recht gründlichen Werken beschrieben und bekannt gemacht. Von den Reisenden, die Ungarn während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts besuchten, soll als erster der bekannte Arzt Richard Bright erwähnt werden. Er brachte den Frühling des Jahres 1815 in Ungarn zu, besuchte Oberungarn, war längere Zeit Gast des Grafen Festetics zu Keszthely und erzählte seine Erfahrungen in einem oft genannten, mit hübschen Bildern ausgestatteten Buch: «Travels from Vienna through lower Hungary.» Edinburgh 1818. In der Einleitung seines Werkes beruft er sich auf Dr. Brown (1673) und Robert Townson, deren Reisebeschreibungen ihm bekannt gewesen. Bright hatte die Absicht, später ein

⁵⁾ In der gewählten Gesellschaft bei Lord Steyne (Thackerays «Vanity Fair», Kap. XLIX.) taucht auch ein «ungarischer Nabob» auf.

Bild über Ungarns geistiges Leben zu entwerfen, doch dieser Plan verwirklichte sich nicht. Dagegen besitzen wir eine Anzahl «ungarischer Erzählungen» (Hungarian Tales. 3 vols. London 1829) von der einst so volkstümlichen, viel gelesenen Mrs. Gore (Catherine Grace Francis, 1799—1861). In der Einleitung ihres Werkes sind folgende Aufzeichnungen zu finden: «Es gibt kaum ein Land in Europa, wo die Anglomanie größer wäre, als in Ungarn. Die höheren gesellschaftlichen Klassen kennen Englands Schriftsteller und Künstler recht gut. Scott, Byron, Moore, einige Zeitschriften sind sehr verbreitet. Englische Bücher sogar, die erst in jüngster Zeit erschienen, sind in Pest zu bekommen. Es geschieht kaum etwas in England, es gibt kaum einen londoner spleen, der bis zu einem gewissen Grade nicht seine Nachahmer in Ungarn fände»... Mrs. Gore verlebte einige Monate in Ungarn. In ihren novellenartigen Erzählungen zeichnet sie mit besonderer Vorliebe die Gegensätze des damaligen ungarischen politischen und sozialen Lebens. Die Vorrechte des Adelsstandes und die Rechtlosigkeit des Volkes, die Ungerechtigkeit des Gesetzes und die empörende Willkür des Richters, der beschränkte Gesichtskreis des Adels und der weitere, freiere Blick der jüngeren Generation sind die Gegenstände ihrer Erzählungen (Cassian, The Tzigány, The Tavernicus, The ferry on the Danube, The Balsam-seller of Thurotzer, The festival of the three kings), die neben fehlerhaftem Wissen und oberflächlichen Urteilen oft auch scharfe Beobachtungsgabe und richtige Schlußfolgerung verraten. Die zeitgenössische ungarische Literatur kennt dieselben Typen, dieselben Mißbräuche...

Quin war mit Széchenyi recht gut bekannt. In seinem Buche «A steam Voyage on the Danube» (1835) sind so manche interessante Einzelheiten aus Széchenyis Leben enthalten. Auch G. Hering war einer von Széchenyis persönlichen Bekannten. Seine «Sketches on the Danube, in Hungary and Transylvania» (London, 1838) sind dem großen Reformator gewidmet, dessen «Bemühungen, Ungarn dem Handel und Unternehmungsgeist näherzubringen, überall bekannt sind».

Paget, der später während des Freiheitskrieges begeisterter Anhänger der ungarischen Sache war, veröffentlicht im Jahre 1839 ein auch in weiteren Kreisen gelesenes, oft angeführtes Buch über Ungarn: «Hungary and Transylvania».

Aber das bekannteste Buch über Ungarn ist wohl Miß Pardoes «The City of the Magyar, or Hungary and her institutions in 1839 bis 40.» London 1840. Die Verfasserin war mit den ungarischen Verhältnissen und politischen Tendenzen vertraut, sie hatte Ge-

legenheit, dieselben aus persönlicher Bekanntschaft mit den leitenden Politikern kennen zu lernen. Ihre lebhafteste Sympathie für Ungarn äußert sich besonders in der Beurteilung und Wertung unseres öffentlichen, gesellschaftlichen und auch geistigen Lebens; sie verteidigt Ungarn mit aufrichtiger Wärme gegen die geringschätzigen Ansichten, welche «durch Unkenntnis und politisches Parteiinteresse in England verbreitet werden».

In ihrem Bestreben, Ungarns geistige Kultur und Literatur genauer kennen zu lernen, blieb Miß Pardoe nicht allein. Sir John Bowring⁶⁾ veröffentlichte schon im Jahre 1830 ein oft genanntes Buch: «Poetry of the Magyars». Sein Freund G. Borrow reiste über Ungarn im Jahre 1844. Was er über Land und Leute, besonders aber über die Sprache wußte, erzählt er in seinem Roman «Romany Rye» (39. Kap.). Seine aus Ungarn geschriebenen Briefe wurden unlängst von Clem. King Shorter (G: Borrow and his Circle) veröffentlicht.

Die Reihe der über Ungarn abgefaßten wichtigsten Werke (1800 bis 1848) sei schließlich mit Simpsons glänzenden «Letters from the Danube» (1847) abgeschlossen.

Ungarns politische und gesellschaftliche Verhältnisse, sein geistiges Leben und Streben wurden in den genannten Werken oft mit bewunderungswürdigem Scharfblick erkannt und beschrieben. Es kann auch mit Recht behauptet werden, daß die in den 30er und 40er Jahren so allgemeine Anglomanie in den Reiseschilderungen der englischen Reisenden lebhaften Widerhall fand. Das wirkliche Verständnis für ungarische Kultur und Eigentümlichkeit wird aber oft durch gewisse naive Sympathie ersetzt. So interessant auch Ungarn in englischer Beleuchtung erscheinen möge, so ist es doch ebenso unzweifelhaft, daß der fremde Blick nur das Auffallende erfassen und begreifen konnte. Das wirklich Tiefe blieb ihm verschlossen.

Was weiß nun die zeitgenössische Literatur über Ungarn, das in Wort und Bild so oft dargestellt wurde? Sind es Allgemeinheiten, wie sie in jeder Literatur zu finden sind, oder drang das für Ungarn so lebhaft geäußerte Interesse teilweise auch in die englische Dichtung? Einige bezeichnende Beispiele aus dem ziemlich reichen Stoff

⁶⁾ Vas Gereben, ein beliebter Volksschriftsteller, läßt Bowring in dem Roman «Nagy idők, nagy emberek» (Große Zeiten, große Menschen) im Jahre 1793 auftreten. Bowring war damals nur ein Jahr alt. Wohl aber war R. Townson um dieselbe Zeit im westlichen Ungarn. — Bowring übersetzte bekanntlich Petöfis Gedichte ins Englische.

werden eine genügende Antwort geben⁷⁾; die belanglosen Beziehungen, deren große Anzahl eine klare Übersicht nur erschweren würde, sollen hier unbeachtet bleiben.

Die Romanliteratur entlehnt zuweilen einzelne Züge und Motive, Namen und Episoden der ungarischen Geschichte. Hie und da ist Ungarn sogar der Schauplatz der romantischen Erzählungen (z. B. in G. Stephans Romanen). An Godwins «St. Leon, eine Erzählung aus dem 16. Jahrhundert» (London 1800) wurde schon einmal erinnert. Es wurde auch auf die Willkür hingewiesen, mit welcher historische Ereignisse und Namen — besonders im IV. Teil des Romans — behandelt werden. «Bethlen Gabors» Charakter zeigt natürlich auch keinen Zug historischer Auffassung, — Godwins dichterische Phantasie kümmert sich weder um Zeit, noch um Ort. Im Grunde genommen weiß der Erzähler trotz Wiederholungen geschichtlicher Ereignisse und Namen über Ungarn nicht viel mehr, als die mittellenglische Romanzendichtung.

In Harriet Lees «Canterbury Tales» (The Germans Tale, Krutzner, 1804) wird einem «Ungarn» dieselbe Rolle zuerteilt, die in Byrons Werner «Gabor» erhält. Dieser Ungar ist ein typischer Söldner des Dreißigjährigen Krieges, nicht schlechter und nicht besser, als tausend andere. Die Quelle für Lees Roman ist wohl eine bisher unbekannte und ungenannte deutsche Erzählung.

In Miß Arma Mary Porters einst so volkstümlichem Roman «The Hungarian Brothers» (1807; spätere Ausgaben 1808, 1831, 1847, 1856, 1872) sind die Helden zwei ungarische Brüder, die sich in den Armeen des Erzherzogs Karl, bzw. des berühmten Generals Kray in den österreichisch-französischen Kriegen hervortun. Über Ungarn selbst ist der Miß Porter wenig bekannt. Die Brüder kommen von ihrem väterlichen Schlosse, das am Flusse Tarcza unter den Karpathen liegt, ins kaiserliche Wien, gelangen an den kaiserlichen Hof, dienen in der kaiserlichen Armee, geradeso, wie Smolletts Ungarn in «Ferdinand Count Fathom».

Der Vater dieser ungarischen Brüder ist ein Graf Leopoldstat. Er ist nicht der einzige ungarische Aristokrat, der im englischen Roman einen deutschen Namen erhält. Bekanntlich wird der Ungar, Graf Wallenrode, von Richard, dem englischen König, zu Boden geschlagen, als er Leopold von Österreich zu Hilfe eilen wollte (Talisman, Chap. XI).

⁷⁾ Von den Reisenden, die Ungarn besuchten, waren einige auch dichterisch tätig und nahmen den Stoff ihrer Dichtungen zuweilen auch aus Ungarns Leben und Geschichte, so z. B. Gore, Miß Pardoë (The Hungarian Castle, 1842), Simpson (Gisella, 3 vol. 1847), Borrow (einzelne Kap. in Romany Rye).

Der englische Roman kommt über Allgemeinheiten, wie sie hier als vereinzelte typische Beispiele angeführt wurden, nur später hinaus. Die Erzählungen der 30er und 40er Jahre (Mrs. Gore, Miß Pardoe, Borrow, G. Stephan, Simpson) haben mehr Verständnis für Ungarn, weil mittlerweile Land und Leute dem Engländer bekannt geworden sind. Aber zu einer richtigen Beurteilung und Wertung ungarischer Verhältnisse kam es nur selten.

Ungarns Kampf um politische Freiheit blieb dem englischen Drama fremd. Der innere Kampf, den die Nation zu bestehen hatte, bot dem Dramatiker keinen Stoff. Dagegen fand er in der Geschichte von Ungarn reich pulsierendes, dramatisches Leben, welchem besonders der Romantiker oft Gegenstand und Episoden entlehnen konnte. Rich. Knolles's Geschichte der Türken (1603) war den Romantikern wohlbekannt. Byron gibt zu, die orientalische Färbung seiner Dichtungen diesem Werk zu verdanken (s. Moore: *Byrons Life, Letters and Journals*). Ebenso wurde auch Rycout viel gelesen und gewiß auch andere historische Werke, die den reichen, mannigfaltigen Stoff ungarischer Geschichte zugänglich machten.

Die berühmte Schauspielerin Hannah Brand schrieb ein Drama «*Hunniades, or the siege of Belgrade*» (1798). Coleridge mußte auch vieles über Ungarns Geschichte gelesen haben, obzwar in seinem Drama «*Zapolya, A Christmas Tale*» (1817) bloß die Namen ungarisch sind. Byron übernimmt von Harriet Lees Kruitznier die Gestalt des Ungarn und gibt ihm — ohne Zweifel nach Bethlen — den Namen Gabor. — Th. Hooks «*Tekeli*⁸⁾ or the Siege of Montgat» 1806 (Munkács), das von Byron in den «*English Bards and Scotch Reviewers*» lächerlich gemacht worden ist, atmet noch am ehesten ungarisches Leben. Der Gegenstand dieses Melodramas ist, wie Thököly durch List in die von den Österreichern umzingelte Festung kam. Schließlich sei auch W. S. Landors Trilogie «*Andrea of Hungary*» (London 1839) erwähnt. Der Held der Tragödie ist Andreas, der Bruder Ludwigs des Großen, seine Ermordung der Gegensatz des ersten Teiles.

Auch in Gedichten wurden oft Episoden der Geschichte Ungarns dichterisch gestaltet und verwertet. Die Erinnerung an die rauen Zeiten der türkischen Kriege lebt auch in der englischen Poesie weiter fort, und wir besitzen eine Anzahl von Gedichten und Balladen mit historischen Anspielungen und Beziehungen. So manche romantische Züge der episch-lyrischen Dichtung hatten ihren Ursprung

⁸⁾ Auch Byron kannte eine Biographie Thökölys (s. Moores angef. Werk: Kap. V). Hooks *Tekeli* ist eine Übersetzung aus dem Französischen.

in der Geschichte Ungarns, die durch historische Originalwerke, aber auch durch verbreitete Übersetzungen dem englischen Dichter übermittlelt worden sind. Ob Minotti in Byrons «Siege of Corinth» Zrinyi nachgeahmt hat, muß freilich auch nach Kölbings Untersuchungen (Eug. Kölbng: *The Siege of Corinth*, Weimar 1896) unentschieden bleiben. Statt dieser und ähnlicher Beispiele sei vielmehr an Gedichte erinnert, in welchen Erinnerungen an die längst geschlagenen Türkenschlachten entschieden nachklingen. Als Beispiel sollen Campbells «*Turkish Lady*» (1804) oder aber «*The Ritter Bann*» (1824) gelten. Im ersteren spricht ein englischer Ritter über die Ursache seiner Gefangenschaft:

'T was on Transylvania's Bannat,
When the Cresent shone afar
Like a pale disastrous planet
O'er the purple tide of war.
In that day of desolation,
Lady, I was captive made,
Bleeding for my Christian nation
By the walls of high Belgrade....

Der Ritter wird durch die «*Turkish Lady*» errettet: sie entflieht mit ihm ihrem Vaterhaus. Auch Ritter Bann ließ der Dichter heldenmütig in Ungarn, und zwar bei «*Warradein*» gegen die Türken kämpfen. Ähnliche, der ungarischen Geschichte entlehnte Züge sind nicht gerade selten, als einzelne dichterische Motive mochten sie besonders dem Romantiker willkommen gewesen sein. Was die englische Dichtung sonst über Ungarn weiß, sind meistens, wenn auch nicht ausschließlich, Allgemeinheiten. Über die Gegenwart verlautete wenig, der Nationalgeist und -Charakter wurde mit einigen traditionellen Attributen («*fiery*», «*warlike*» usw.) abgetan. Robert Brownings «*Nationality in Drinks*» zeigt am bezeichnendsten die Züge, die sich mit Ungarn und Ungartum assoziierten:

«Up jumped Tokay⁹⁾ on our table,
Like a pigmy castle-warder,
Dwarfish to see, but stout and able,
Arms and accoutrements all in order;
And fierce he looked North, then, wheeling
South,
Blew with his bugle a challenge to Drouth,
Cocked his flap — hat with the tosspot feather,
Twisted his thumb in his red moustache,

⁹⁾ Auch in Byrons «*Werner*» wird Gabors Bitte um ein Glas Wein sehr betont. Der Tokayer wird übrigens in der englischen Literatur zuerst von Swift (1710) erwähnt.

lingled his huge brass spurs together,
 Tightened his waist with its Buda sash,
 And then, with an impudence nought could abash,
 Shrugged his hump shoulder, to tell the beholder,
 for twenty such knaves he should laugh but the bolder:
 And so, with his sword-hilt gallantly jutting,
 And dexter-hand on his haunch abbutting,
 Went the little man, Sir Ausbruch, strutting. —

Im allgemeinen finden wir jedoch nur wenig Verständnis für Ungarns bewegte Gegenwart. Tennysons Wort hätte auch von anderen Dichtern ausgesprochen werden können: «Shall I weep if a Poland fall? Shall I shriek if a Hungary fail?» (Maud. IV—VIII). Die innere Gährung unseres politischen Lebens, die Ruhe vor dem Sturm erweckten in der englischen Dichtung natürlich keinen Widerhall, aber diese Teilnahmslosigkeit wich nach der Katastrophe bei Világos einer Sympathie, die oft die Wärme einer Miß Pardor oder aber eines Paget übertrifft.

Vezir Szokolli Musztafa Pascha (Der große Musztafa).

Von Dr. Alexander von Takáts.

DIE Geschichte lehrt, welch mächtige, umgestaltende Kraft und Wirkung der ungarische Boden und das ungarische Volk in der Vergangenheit hatten. Wir wissen auch, daß die Wirkung, die wir auf den Fremden zu üben vermögen, um so stärker ist, je lebhafter sich bei uns das nationale Leben gestaltet, je anziehender der Gemeingeist sich zeigt. Alle Fremden und Eingewanderten, die ihr Schicksal zu uns führte, mögen sie welcher Nation auch immer angehören, haben sich zu jeder Zeit bei uns sehr wohl gefühlt. Und wahrlich, sie alle hätten sich uns angeschmiegt, wenn unsere Feinde nicht den Samen des Hasses ausgestreut, wenn neidische und verleumderische Menschen nicht Spaltungen hervorgerufen haben würden. Der ungarischen Nation, dem ungarischen Boden gereicht dies zum höchsten Lobe.

Der Zeiten Lauf und das Schicksal brachten es mit sich, daß sich auch der Türke bei uns niederließ. Wir gewannen in ihm ein tapferes, ritterliches, ehrliches und mäßiges Volk. Er war es wert, daß unsere Besten mit ihm um den Vorrang in der Tapferkeit wetteiferten. Der Wirkung, dem Einflusse des ungarischen Bodens und der ungarischen Nation konnten auch die Türken sich nicht entziehen. Sie gewannen unsere produktive Erde lieb und befreundeten sich mit unserem

Volke. Wiewohl sie fortwährend mit uns im Kriege standen, suchten sie doch eifrig die Freundschaft unserer Helden zu gewinnen; gern nähern sie sich uns an, und wo es gelang, ein wechselseitiges Verständniß zu schaffen, dort leben wir mit ihnen freundnachbarlich in schönem Frieden. Sie zwingen uns nicht ihre Sprache auf, sondern machen die ungarische zur Verkehrssprache. Sie machen keine Proselyten mit Gewalt; sie verfolgen niemanden wegen seiner Religion, vielmehr bieten sie Schutz den Verbreitern des neuen Glaubens.

Womit sollen wir es beweisen, daß die bei uns eingewanderten Türken sich hier wohlfühlten? Die Antwort kann nicht schwer fallen. Man wird kaum einen unter ihnen finden, der unser Land verlassen wollte. Die Verteidiger der türkischen Grenzhäuser in Ungarn revoltieren, wenn man sie von uns wegschicken will, und sind eher bereit, sich niedermetzeln zu lassen, als nach jenseits des Meeres gelegenen Ländern zu gehen. Von den Paschas in Buda wissen wir, daß sie ihre Statthalterschaft in Ungarn mit keinem wie immer getarteten höheren Amte vertauschten, und wenn sie dennoch gezwungen wurden, Ungarn zu verlassen, nehmen sie wehmütig Abschied von den Unsrigen. Mehr als ein Budaer Pascha hat alle Hebel in Bewegung gesetzt, alle Opfer gebracht, um in Buda bleiben zu können. Und doch war das Leben in Ungarn nichts weniger als ein ruhsames. Wütete doch bei uns ewig der Krieg, und niemand konnte die Schwelle seines Hauses überschreiten, ohne sein Leben zu gefährden.

Seit langem herrscht bei uns die eingewurzelte falsche Ansicht, daß einst der Türke unser größter Feind gewesen ist. Wir können das bis zur Überdrüssigkeit in unseren alten Chroniken lesen. Es liegt auch nichts besonderes darin. Anderthalb Jahrhunderte hindurch haben unsere Regierungsstellen, unsere Herrscher, unsere Geistlichen und ein ganzes Heer solcher Leute, die nie einen Türken gesehen hatten, Zeter und Mordio über die Türken geschrien. Nicht ein Mohnkörnchen Gutes, nicht einen Haarschatten von Menschlichkeit wollten sie an dem türkischen Volke sehen. Grimmigen Haß verkündeten sie gegen das Osmanentum, zu dessen Vernichtung ihnen kein Mittel zu gut war, auch dann, wenn sie damit selbst Ungarn schadeten. So haben beispielsweise die Grenzwachen auf höheren Befehl anderthalb Jahrhunderte hindurch mit Feuer und Eisen jene Dörfer verwüstet, die der Türkenherrschaft anheimfielen. Aus Anlaß der großen Kriege hat der Kriegsrat die Einäscherung und Verwüstung der von den Türken eroberten Gebiete angeordnet, weil er wußte, daß die Hauptstärke des Türkentums in der Bevölkerung der seiner Herrschaft unterworfenen Städte und

Dörfer lag. Diese waren es nämlich, die die türkischen Armeen mit Zugvieh und Lebensmitteln versahen. So kam es, daß die Türken die von ihnen eroberten Dörfer und Städte schützten, die Unsrigen aber sie verwüsteten.

Diejenigen von den Unsrigen aber, die in der Nachbarschaft der Türken wohnten und die mit ihnen ständig verkehrten, sie daher gründlich kannten, waren ganz anderer Meinung über dieses Volk. Die Briefe der an den Grenzen kämpfenden Ungarn enthalten hunderte von Schilderungen, die von der Menschlichkeit und den guten Eigenschaften der Türken zu erzählen wissen. Die Unsrigen hätten sich sicherlich nicht mit ihnen befreundet, wenn sie sie nicht ihrer Freundschaft für würdig gehalten haben würden. Selbst jene, die ihr ganzes Leben lang gegen die Türken kämpften, zeigten sich als Greise den Türken wohl geneigt und suchten ihre Freundschaft.

Unsere Grenzverteidiger haben sehr kluger Weise einen Unterschied zu machen gewußt zwischen den in Ungarn und den im Reiche ansässig gewordenen Türken. Die Verwüstungen, die die türkisch-tatarischen Heere bei uns vollführten, wurden von ihnen auch nicht dem Türkentum in Ungarn aufs Kerbholz geschrieben. Sie sahen es ja mit ihren eigenen Augen und wußten es ganz gut, daß die Türken in Ungarn ebenso von den türkisch-tatarischen Heeren zu leiden hatten, wie die Ungarn. Sie wußten es, was unsere Chronisten nicht wahrnahmen, daß nämlich zwischen dem Türkentum in Ungarn und dem im Reiche ein großer Unterschied bestand.

Einer der hervorragendsten ungarischen Beamten des XVI. Jahrhunderts, Valentin Prépostvári, schrieb dem Erzherzog Mathias, daß die in Ungarn ansässigen Türken die Crème der Armee des türkischen Sultans bilden. Wenn jemand, so war es sicherlich Prépostvári, der die ungarländischen Türken gut kannte. Er kannte auch genau die Verhältnisse, denn er widersetzte sich der Einäscherung der von den Türken eroberten Gebiete, weil das Ungarn selbst mehr schadet als den Türken.

Wir wissen es, und auch die hervorragenden Historiker des Westens bestätigen es, daß das türkische Volk viele ausgezeichnete und gewinnende Eigenschaften besitzt. Wenn sich nun die Besten dieses Volkes bei uns niederlassen, dürfen wir sie heidnische Hunde, tyrannische und grausame Bestien nennen? Derlei Ausdrücke waren aber zur Zeit der Türkeninvasion sehr gewöhnlich; allerdings fluchten so diejenigen, die nie einen Türken gesehen, nie einen Türken gekannt haben. Die Befreundung der Unsrigen mit den Türken wurde von diesen Leuten als Verrat an der Nation, als Verleugnung des Christentumes bezeichnet. Würden sie jedoch die ungarländi-

schen Türken wirklich gekannt haben, dann hätten sie es als eine ganz natürliche Erscheinung ansehen müssen, daß die Unsrigen mit den Türken sympathisierten.

Als im Jahre 1593 der lange Krieg ausbrach, kam der deutsche Meister Gabelmann, ein ausgezeichnete Schriftsteller, zu uns, um mit eigenen Augen die Kämpfe mit anzusehen und deren Verlauf zu beschreiben. Der brave deutsche Meister hat in seinem Tagebuche ¹⁾ Wunderdinge über die unvergleichliche Tapferkeit und Ausdauer der ungarischen Soldaten verzeichnet. Aber als unbefangenen denkender Mann zollt er auch den Türken Anerkennung. Er schildert ihre mäßige Lebensweise, ihre Diszipliniertheit und Ehrlichkeit. Zehntausend Deutsche — sagt er — verzehren mehr als dreißigtausend Türken. Die Türken kaufen den Landleuten alles für bares Geld ab, die kaiserlichen Heere aber eignen sich alles, was sie brauchen, mit Gewalt an.

So schlägt auch der deutsche Chronist plötzlich einen ungewohnten Laut an, sobald er nur die Türken näher kennen lernt. Und wer könnte es sagen, wie viele noch sich in derselben Weise äußerten, wie Meister Gabelmann?

Wir Ungarn haben auf Grund unserer alten Chroniken immer geglaubt, daß die Paschas der Reihe nach die Plünderer des ungarischen Volkes, die grausamsten Feinde des ungarischen Bodens waren. Sehr sonderbar muß uns daher die Äußerung eines der hervorragendsten Historiker, Josef Hammers, klingen, der von Musztafa Pascha schreibt, Ungarn und Ofen können stolz auf diesen Mann sein. Musztafa hat sich durch seine Tapferkeit, seine Großmut, durch seine großzügigen Bauten, seinen Schutz für die Leibeigenen und durch die Unterstützung der Witwen und Waisen unvergängliche Verdienste erworben.

Dieses Loblied Hammers basiert zum großen Teile auf türkischen Quellen. Die türkischen Schriftsteller preisen freilich viele solche Männer, die, wenn wir sie mit den Augen des Ungars betrachten, für unser Vaterland als Elementarkatastrophen angesehen werden. Musztafa Pascha kann aber nicht in die Reihe dieser Männer gestellt werden. Auch ungarische Quellen bezeichnen ihn als einen großen Mann. Auch ungarische Quellen schildern ihn als gerechtigkeitsliebend, als Beschützer der Bauernschaft und des Handelsstandes, als Friedensfreund. Die ungarischen und die türkischen Quellen finden sich also bei der Beurteilung Musztafa Paschas auf nahezu ein und derselben Spur und gelangen fast zu dem gleichen Resultat.

¹⁾ Diese unedierte Tagebücher werden im k. u. k. Staatsarchiv aufbewahrt.
Ungarische Rundschau. IV. Jahrg., 3. u. 4. Heft.

tate. Welch seltene Erscheinung ist das bei den türkischen und ungarischen Schriftstellern?

Da wir Musztafa für den größten der Ofner Paschas halten, erachten wir es nicht für überflüssig, den Leser mit ihm näher bekannt zu machen.

Nach den amtlichen Berichten unserer Abgesandten, die in Ofen verkehrten, war Musztafa Pascha von mächtiger Gestalt, ein schöner Mann mit edlen Zügen und von freundlicher Haltung. Unsere Delegierten loben seine offene und aufrichtige Sprache, seine nüchterne Denkungsweise und heben besonders hervor, daß nichts von Schlaueit und Doppelzüngigkeit an ihm zu bemerken sei; er war mit Leib und Seele ein Freund des Friedens²⁾.

Unsere schriftlichen Denkmäler bekunden, daß Musztafa Pascha ein nüchterner, sparsamer Mann war. Alle Zweige der Landwirtschaft waren ihm bekannt. Seine schönen Meiereien, seine prächtigen Gärten hielt er in bester Ordnung. Er war ein großer Freund des Handelsstandes, insbesondere der ungarischen Ochsenhändler. Was er zum Aufblühen unseres Viehhandels getan, gereichte nicht nur ihm, sondern dem ganzen Lande zum Nutzen. Ist doch zur Zeit seiner Statthalterschaft der Viehhandel zur Lebensader des ungarischen Finanzärars geworden.

Wer seine Regierungsprinzipien kannte, mußte eingestehen, daß Musztafa Pascha im Handeln energisch, in der Gefahr behutsam, im Kampfe tapfer ist.

Nicht allein aus den Aufzeichnungen der türkischen Geschichtsschreiber wissen wir, daß Musztafa Pascha nicht der unverschämten Gewinnsucht geziehen werden konnte. Auch die Briefe der Unsrigen bekunden, daß er ein Schutzherr der Armen gewesen. Sein fühlendes Herz hatte Mitempfinden für die Leiden der Unglücklichen und nicht allein mit Worten zeigte er sich ihnen gegenüber wohlwollend, sondern brachte auch gerne Opfer für sie³⁾.

Musztafa Pascha ist vielleicht der einzige Pascha, in dessen Herzensfalten wir einen Einblick zu machen vermögen. In diesem Herzen können wir die glühendste Liebe wahrnehmen. Er führte ein unvergleichlich schönes Familienleben; seinen warmen Familien-

²⁾ Bericht der Gesandten Bischof Veráncsics und Teuffenbach aus Ofen vom 12. Juli 1567 (k. u. k. Staatsarchiv, Turcica).

³⁾ Der türkische Geschichtsschreiber Pecsevi erwähnt in seinem Tarikh, daß Musztafa Pascha unter all den ausgezeichneten Statthaltern Ofens der hervorragendste war. Seine Freigiebigkeit, seine Wohltätigkeit kannten keine Grenzen. Er sorgte für den Unterhalt aller Witwen und Waisen. Auch errichtete er in Ofen Volksküchen, Unterkunftshäuser, Schulen usw.

herd wollte er um nichts in der Welt eintauschen. Schon zeigten sich Silberhaare in seinem Barte, als er die Schwester des Sultans zum Weibe nehmen sollte. Ein anderer hätte mit beiden Händen nach einer solchen Auszeichnung gegriffen; Musztafa aber war durchaus nicht geneigt, sich von der Mutter seiner Kinder zu trennen. Er wußte, daß er mit seinem Kopfe spielt, dennoch wollte er sein geliebtes Weib nicht von sich lassen. Unsere Gesandten weilten einmal gerade zu einer Zeit in Ofen, wo der jüngste Knabe Musztafas starb. Nach dem Berichte der Gesandten war Musztafa durch diesen Schlag so gebrochen, daß der Schmerz es ihm unmöglich machte, mit ihnen zu sprechen. Im letzten Augenblicke seines Lebens, als das Henkerbeil bereits um seinen Nacken sich drehte, hatte er an seine Henker bloß die eine Bitte, nur noch ein einziges Mal sein Kind sehen zu dürfen. Auch angesichts des Todes also war es die Liebe, die in seinem Herzen ertönte.

Wessen Herz so reich an Menschenliebe ist, in dessen Seele konnte auch das Gefühl des Dankes nicht fehlen. Tatsächlich hatte in Musztafa Paschas Herzen das Dankgefühl tiefe Wurzeln geschlagen.

Seine Briefe zeigen, daß man für alles Gute, das er empfangt, auch Gutes von ihm erwarten konnte. Das Dankgefühl war es auch, was ihn veranlaßte, daß er über der Asche seines Wohltäters, Sultan Solimans des Großen, bei Szigetvár ein Grabdenkmal errichten ließ⁴⁾. Aus den Briefen unserer Grenzverteidiger aber wissen wir, daß Musztafa Pascha das Grab seines Wohltäters zu wiederholten Malen aufgesucht hat.

Alldies spricht klar für die Seelengröße Musztafas. In diesem Herzen konnte natürlich auch das Gefühl der Freundschaft nicht fehlen. Und in der Tat: Musztafa war stets ein Schützer der Freundschaft. Eifrig suchte er die Freundschaft unserer Heerführer; oft war er bestrebt, sich das Wohlwollen der Unsrigen durch Geschenke zu erwerben. Seine Briefe, die er an seine guten Bekannten, den Gáspár Mágochy, Nikolaus Zrinyi, Franz Zay, an den Grafen Salm sandte, können als schöne Beispiele von freundschaftswerbenden

⁴⁾ Diese aus weißem Stein errichtete Grabkapelle ist auch noch nach der Vertreibung der Türken (in Turbék) unversehrt gewesen. Ein gewinnsüchtiger deutscher Proviantoffizier ließ sie dann niederreißen und verkaufte das wertvollere Material: die Jesuiten benutzten sodann die Steine zu ihren Bauten. Vor kurzem wurde, wie wir wissen, an der Mauer der nach der heiligen Jungfrau benannten Kirche in Szigetvár eine Marmortafel angebracht mit der Inschrift, daß dort die inneren Teile Soliman des Großen ruhen. Diese Kirche war aber niemals das Grab Solimans, sondern eine Moschee der dort Wache haltenden Derwische. Die Gedenktafel ist also an ganz unrechtem Platze angebracht worden.

Episteln gelten. Nichts kränkte ihn mehr, als wenn einer seiner Briefe, in denen er Freundschaft anbot, unbeantwortet blieb, oder wenn die Antwort kalt und nüchtern lautete. So bewarb er sich auch beispielsweise um die Freundschaft des Kamáromer Oberkommandanten Johann Petheő. Dieser aber gab der Einladung kein Gehör, sondern warf die Briefe Musztafas sogar in den Kot. Hierauf eroberte der Pascha in seinem Zorne die Wächterhäuser Gesztes und Vitán, um Petheő auch hierdurch Unannehmlichkeiten zu bereiten. Dann schrieb er (1566) an König Maximilian: «Fürwahr, ich hatte durchaus keine Absicht, in der jetzigen Zeit auf Gesztes und Vitán loszugehen, und ich hatte es nicht im Sinne, den mächtigen Herrn, den Kaiser, aufzuregen; denn die Verwüstung im Lande ist ohnehin schon genug; ich bedaure die Armen, über die des Unglücks schon genug gekommen ist. Doch Herr Petheő ließ sich mir gegenüber eine solche Tat zuschulden kommen, die ich als in Ofen residierenden Fürst von ihm nicht verdient habe. In meinem Zorne über ihn habe ich bloß aus Rache jetzt die zwei Festungen genommen, weil er eine so schmachvolle Handlung an mir verübte.... Ich habe noch niemanden gehört, der über ihn Gutes gesprochen hätte; alle Welt ärgert sich über ihn; er liebt niemanden und wird von niemandem geliebt. Eure Majestät hätten es wahrlich nicht nötig, gerade einen Menschen dieser Art an der Grenze zu halten; Eure Majestät verfügen ja über genug treue und redliche Diener, über einen Mann, der jeden redlichen Menschen liebt und den auch alle lieben; denn mit ihm, einem solch unvollkommenen Menschen, kann ich an dieser Grenze nicht in Frieden leben. Datum im Lager des hochwohlgeborenen Pascha am Tage Allerheiligen 1566»⁵⁾.

⁵⁾ «Bizonys az, hogy nem volt szándékomban mostani időben, hogy én Gesztesre, Vitánra menjek és az én hatalmas uramat az csszárt nem azon voltam, hogy felinde'tsam; mert most is elég pusztaság ese'k az orszá'gban; szánom a szegénységet; mert elég veszedelem esék rajta. Az Petheő uram oly dolgat cselekedék rajtam, kit én Budában lakozandó fejedelem nem érdemlettem volna tüle. Mastis ü reá való boszuságomban vóm el az két várat; mert hogy ilyer nagy éktelen dolgat cselekedek rajtam.... senkitől nem hallottam, ki jót mondana ü felőle; senkit nem szeret és ütet senki nem szereti. Felségednek ezféle magának való embert nem szükség volna végbe (das ist Granzfesten) tartani; mert felségednek elég hű, ja'mbor szolgálai vannak, azki minden jámbort szeret és ütet is szeretik; mert semmi módon ez végbe ü vele meg nem alkhatom ezféle tökélytelen emberrel. Költ az, nagyságos basa táborában, Mindszent napján 1566. — Ferner schreibt er, er (Musztafa) werde eifrig bestrebt sein, um den zwischen den zwei mächtigen Kaisern zu schließenden Frieden zu fördern; denn es wäre gut, wenn das arme Land vor jedem weiteren Leid bewahrt bliebe.

Da Musztafa den größten Teil seines Lebens im Kriege verbrachte, hatte er das Soldatenleben ungemein lieb gewonnen. Das Leben in den türkisch-ungarischen Grenzgebieten brachte es mit sich, daß er die Tugenden der Tapferkeit, der Anständigkeit und Ritterlichkeit auch beim Feinde hochschätzte. Seine diesbezügliche Denkungsweise gab sich am klarsten in jener erhebenden Tat kund, daß er den Kopf des Nikolaus Zrinyi den Unsrigen zusandte, seinen Körper aber ließ er in allen Ehren begraben. Aus diesem Anlasse schreibt er über Zrinyi: «Er war mir ein guter Nachbar, seinen Tod betraure ich auch jetzt noch. Auch hiermit habe ich den Beweis geliefert, daß ich nicht wollte, daß sein Kopf auf einen Pflock gespießt werde, deshalb habe ich ihn Euch gesendet; ihm selbst habe ich gebührende Ehre erwiesen. Seinen Leichnam habe ich bestattet. Wie schade wäre es, wenn die Vögel den Körper eines solch heldenhaften Mannes fressen würden»⁶⁾.

Auch dem Sohne des Helden von Szigetvár, Georg Zrinyi, schrieb er, daß er den Leichnam Nikolaus Zrinyis nicht weit von Szigetvár bestatten ließ. Schicken Sie, schreibt er, vertrauenswürdige Männer, diesen werde er den Leichnam übergeben. Der guten Nachbarschaft zuliebe hätte er dies tun müssen.

Wenn Musztafa Pascha nichts weiter getan hätte, würde er es durch diese Tat allein verdient haben, daß sein Name bei uns in gutem Angedenken bleibe. Aber noch viele andere lobenswerte Taten knüpfen sich an seinen Namen. Wir wissen, daß er alles Schöne und Kunstvolle überaus liebte. Sowohl in Ofen, als auch in anderen Städten des Landes ließ er zahlreiche Bauten aufführen, von denen mehr als eine als klassisches Kunstwerk bezeichnet werden kann. Es genügt, die großartigen Bäder in Ofen und die Grabkapelle in Turbék zu erwähnen. Besaßen diese Bauten doch schon im XVI. Jahrhundert europäischen Ruf. Schade, daß wir über die von Musztafa erbauten Schulen und Moscheen nichts näheres wissen. Türkischen Angaben zufolge war das Dsámi, das er in der Ofner Festung zu Ehren Mohammeds erbauen ließ, geradezu glänzend. Dabei errichtete er auch eine Schule (medresze) und er persönlich sorgte er für reiche Entlohnung der Meister. In der Vorstadt

⁶⁾ Aus demselben Anlasse schreibt er noch: Wohl hat der arme Zrinyi eine ungesetzliche Tat begangen. Er hat für seinen Gefangenen Mahmut Aga dessen Bruder als Bürgen übernommen. Mahmut Aga wurde freigelassen und bemühte sich, die 3000 Dukaten zu beschaffen. Soviel hatte ihm nämlich Zrinyi als Lösegeld auferlegt. Bis auf 300 Gulden brachte er auch das Lösegeld; trotzdem ließ ihn Zrinyi enthaupen, seinen Bruder aber, den Bürgen, behielt er weiter in Gefangenschaft.

Debbag-Kháne in Ofen ließ er zu Ehren Abu Bekirs ein Dsámi und diesem gegenüber eine Karavanseraile errichten. In derselben Vorstadt erbaute er auch jenes prächtige Warmbad, das, wie die türkischen Schriftsteller sich ausdrückten, ebenfalls so nicht seinesgleichen auf Erden hatte, wie der Stein der Weisen. Im Stadtteile Barut-Khane ließ er zu Ehren Omárs ein Dsámi und daneben ein Warmbad errichten, «dessen silberfarbene Kuppel glänzender war als die Säule des Himmels»⁷⁾.

Eines der hier erwähnten Dsámis wurde später die Musztafamoschee genannt. Unter diesem Namen war sie auch noch zur Zeit der Wiedereroberung Ofens bekannt.

Ebenfalls in Ofen ließ er zu Ehren Osmans ein Dsámi erbauen. In Pest baute er zwei Bäder, eine Karavanseraile und ein großes Dsámi. Außerdem hat er in beiden Städten auch fromme Stiftungen gegründet.

In Esztergom, Koppány, Tolna, Szeged, Füleke, Szécsén, Nógrád, Simontornya und Paks hat er gleichfalls verschiedene Bauten, Dsámis, Bäder oder Karavanseraile aufführen lassen. «Das ist nur ein Tropfen vom Meere, ein Körnchen vom Sande der Wüste.» So äußert sich einer seiner türkischen Biographen über die Bauten Musztafas⁸⁾.

Aus den Briefen Musztafa Paschas wissen wir, daß er in Ofen und Pest auch schöne Gärten besaß, die er durch ausgezeichnete türkische Gärtner bearbeiten ließ.

Mit einem Worte: Musztafa Pascha hat in Ofen mehr geleistet und mehr gebaut, als alle anderen Paschas zusammengenommen. Hätte er Ofen nicht geliebt, wäre er dem ungarischen Boden nicht anhänglich gewesen, dann hätte er gewiß all das nicht getan.

Wir wissen, daß der Oheim Musztafa Paschas, Großvezir Mehemet, unter der Regierung dreier Sultane das türkische Reich regierte. Seine Macht war nahezu unbeschränkt. Er hätte also Musztafa jedes Amt verleihen können, das dieser nur gewünscht haben

⁷⁾ Siehe die türkische Biographie Musztafas Dsevâhir-ül-menâkib (Perlen der Tugend). In der Hofbibliothek befindet sich auch noch eine andere Biographie Musztafas, die den Titel Gendsinci âkhlâk führt. Ibrahim Pecsevi schreibt in seinem Tarik, daß Musztafa auch die Ofener Burg um einige Türme vermehrte; Székesfehérvár aber ließ er durch Basteien befestigen.

⁸⁾ Musztafa Pascha selbst erwähnt ebenfalls in seinen Briefen wiederholt seine Bauten. Am 9. April 1578 schreibt er aus Ofen an den Vizekommandanten von Komárom: Wir haben schon früher Euer Hochwolgebornen über Dachziegel geschrieben.... Jetzt wollen wir eine Moschee errichten. (Er verlangt Baumstämme und 1000 Bretter.)

würde. Und Mehemet bot ihm tatsächlich auch wiederholt ein hohes und einträgliches Paschat an; Musztafa aber nahm es niemals an. Er erklärte offen, er brauche kein höheres Amt, er wolle nur in Ofen bleiben. Selbst unsere Gesandten bat er darum, für ihn ein gutes Wort beim Sultan einzulegen, damit er nur in Ofen bleiben könne⁹⁾. Und es geschah das Ungewöhnliche, daß die ungarischen und deutschen Gesandten des Königs in Wien den Großvezir darum ersuchten, er möge doch Musztafa in Ofen belassen, denn er sei dort der rechte Mann am rechten Platze.

Es ist daher ganz zweifellos, daß Musztafa sehr gern in Ungarn wohnte und daß er Ofen sehr lieb gewonnen hatte. Er machte Ofen zu einer schönen türkischen Stadt, er errichtete daselbst die schönsten Gebäude, wie hätte er dann nicht seine Freude daran gehabt. Und dennoch mußte er die Verwüstung Ofens erleben. Bittere Tränen vergoß er auf den rauchenden Trümmern Ofens.

Die hier erwähnten geistigen Eigenschaften Musztafas zwingen uns, anzuerkennen, daß er in friedlichen Zeiten Großes hätte leisten können. Das Schicksal verschlug ihn jedoch auf einen Boden, wo die ewigen Kämpfe und Streitigkeiten die ruhige Aussaat unmöglich machten. Das war ein Dorn im Herzen Musztafas, von dem er sich, doch leider vergeblich, zu befreien suchte. Er wünschte den Frieden und mußte kämpfen; er wandte alle Mühe an das Aufblühen der wirtschaftlichen Verhältnisse und konnte der allgemeinen Verwüstung kaum eine Schranke setzen. Ist es nun ein Wunder, wenn unter solchen Umständen seine friedliebende Seele, keinen Ausweg findend, rauh und zur Gewalttätigkeit geneigt wurde? Das Schicksal hatte ihn mitten in dramatische Verhältnisse hineinversetzt, die er nicht suchte und aus denen er sich nicht zu erretten vermochte, so daß er schließlich unterging, ohne daß er sein Ziel erreicht, seine Pläne verwirklicht/haben konnte.

In seinem großen Werke¹⁰⁾ über die Geschichte des osmanischen Reiches sagt Josef Hammer, Musztafa Pascha wäre ein gebürtiger Ungar aus dem Tolnaer Komitate gewesen. Wir halten diese Behauptung nicht für wahrscheinlich. Musztafa Pascha war nämlich mit Herz und Seele Türke. Seine religiöse Überzeugung künden laut und unzweifelhaft die vielen Moscheen und türkischen geistlichen Schulen, die er erbaute. Auch wußte er gar nicht ungarisch.

⁹⁾ Bericht des Gesandten Veranesics und Teufenbach aus Ofen 12. Juli 1567 (k. u. k. Staatsarchiv. Turcica). «Este pernecessarium, ut hic homo (Musztafa) quod ejus fieri poterit, hic retineatur . . . mallet hac praefectura in Hungaria frui, quam in porta quovis supremo gradu.»

¹⁰⁾ Geschichte des osmanischen Reiches. X. Band.

Mit den Gesandten, die nach Ofen kamen, verkehrte er mit Hilfe eines Dolmetsches. Hierzu kommt noch, daß unsere Gesandten und Grenzverteidiger niemals den ungarischen Ursprung Musztafas erwähnen. Wir wissen jedoch, daß sie Ähnliches nicht zu melden vergessen, wenn sie wissen, daß der eine oder andere Pascha oder Beg ein Renegat ist. Wenn Musztafa ein geborener Ungar gewesen wäre, hätte man übrigens nicht gerade ihm die Statthalterschaft in Ungarn anvertraut. Möglich ist es aber, daß Musztafas Vorfahren ungarische Raitzen aus dem Tolnaer Komitate waren. Er selbst aber war bereits Türke¹¹⁾.

Sultan Soliman der Große ernannte ihn am 3. August 1566 zum Pascha von Ofen, nachdem er seinen Vorgänger, Oroszlán Pascha, hatte enthaupten lassen. Es ist sehr schwer festzustellen, welches Amt Musztafa früher in Ungarn bekleidet hat. In dieser Beziehung stehen uns nur wenig Aufzeichnungen wenig vertrauenswürdiger türkischer Geschichtsschreiber zur Verfügung. Durch diese erfahren wir aber sehr wenig. Nach Szelániki, Pecsevi und der Biographie: «Gendsinei ákhlák» war Musztafa im Jahre 1546 Defterdar in Temesvár. Dann wurde er nacheinander Beg von Fülekk, Szeged, der Herzegovina und zuletzt Pascha von Bosnien. Diesen Historikern zufolge kam Musztafa erst nach 1560 nach Szeged, während er tatsächlich zuerst Beg von Szeged war und zwar 10 bis 12 Jahre früher, als dies die türkischen Geschichtsschreiber behaupten¹²⁾.

Der Verfasser der Biographie Dsevâhir-ül-menakib, der in Ofen lebte, kannte am besten die einzelnen Lebensphasen Musztafas. Doch hinsichtlich der Zeitangaben finden wir in diesem Werke nur irriige Angaben. So heißt es daselbst, daß Musztafa 1554 nach Ungarn kam, während er doch zu dieser Zeit schon Stellvertreter oder Kethuda des Defterdárs von Temesvár war. In Wirklichkeit bekleidete Musztafa 1554 bei uns schon das vierte Amt. Den türki-

¹¹⁾ Die Unsrigen nannten Szokólli Musztafa, Szokollovics Musztafa.

¹²⁾ Im Jahre 1550 unterhandelten der Esztergomer erzbischöfliche Hofrichter Michael Mutnoki und Stefan Mekcsey als Delegierte mit dem Ofner Pascha Kaszim (Kazun) und dem Szegeder Szandschakbeg Musztafa wegen des Waffenstillstandes (die ihnen vom König Ferdinand erteilten Instruktionen siehe im k. u. k. Staatsarchiv unter Turcica). Ebendort befindet sich auch ein Brief des Ofner Paschas Kaszim an den König Ferdinand vom 16. März 1549. In diesem Schreiben meldet er, daß der Szegeder Szandschakbeg nach Ofen gekommen sei. Der Sultan erließ im Jahre 956 nach der Geburt Muhammeds, also 1549 im Juni, an den Szegeder Beg eine Verordnung, in der er ihm aufträgt, die Gefangenen zu entlassen und die geraubten Gegenstände zurückzugeben (Ibidem). Diese amtlichen Daten werfen die Aufzeichnungen der türkischen Historiker über den Haufen.

schen Geschichtsschreibern und der erwähnten Biographie zufolge hätte Musztafa zuerst in Füleke als Beg gewirkt. Auch diese Behauptung ist unrichtig, denn Musztafa war zuerst Szandschakbeg in Szeged. Von hier, von Szeged aus, schreibt er an Franz Zay, daß Mehemet Pascha jetzt nicht in Szeged weilt¹³). In demselben Jahre schreibt auch der Temeser Graf Peter Petrovyth nach Szeged an den Szandschakbeg Musztafa und verlangt von ihm Hilfe für Siebenbürgen¹⁴).

Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß wir in den ausgebreiteten Korrespondenzen unserer Grenzverteidiger den Namen Musztafa Beg überhaupt nicht finden und daß daselbst seiner Taten keine Erwähnung geschieht, während doch viel unbedeutendere Bege als Musztafa in den Briefen unserer Grenzverteidiger wiederholt eine Rolle spielen. Das muß um so eher auffallen, weil es sicher ist, daß Musztafa schon als Beg mit unseren Grenzverteidigern korrespondierte und deren Freundschaft suchte. Er selbst schreibt einmal, daß er mit Nikolaus Zrinyi in bester Freundschaft stehe. Dem Oberkommandanten von Eger, Gáspár Mágochy, hat er sogar schon Geschenke gesendet. Auch mit Franz Zay, Petrovics (persona gratissima der Königin Isabella), dem Győrer General Salm usw. stand er in Korrespondenz. Wir wissen nicht, wohin seine Briefe aus jener Zeit gekommen sind. Erst später, in der Zeit seiner Ofner Statthalterschaft, beschäftigten sich die Unsrigen eingehender mit ihm.

Musztafa Beg war bereits in vorgerücktem Alter, als ihn der Sultan am 3. August 1566 zum Pascha von Ofen ernannte. Und dieser Mann, der bisher ganz und gar dem Kampfe ergeben war, wurde plötzlich ein Anhänger des Friedens. Es ist sicher, daß Musztafa die Hinrichtung seines Vorgängers, des Paschas Oroszlán mit ansah. Auch wußte er, daß Oroszlán wegen seiner friedlichen Politik den Tod erleiden mußte. Und dennoch wurde er ein Anhänger dieser Politik, denn als kluger Mann wußte er, daß er sowohl sich, als auch der Allgemeinheit mit dieser Politik am meisten nützen könne. Viele Ofner Paschas befolgten diese Politik, und es ist nicht zu leugnen, daß nicht allein das persönliche Interesse sie auf diesen Weg geführt hat. Wußte doch jeder Pascha von Ofen, daß mit

¹³) Das Schreiben des Szegeder Bega Musztafa vom 1. August 1551 an Zay (k. u. k. Staatsarchiv. Hungarica).

¹⁴) *Ibidem*: Magnifico domino Muztaffa Beego zanchiogo inter Danubium et Tibiscum nec non civitatum Zegediensis et Colocensis praefecto, 1551, die Ascensionis. (Fehlerhaft und mit vielen Weglassungen herausgegeben von Pray: *Epistolae Procer.* II. Band 252—255.)

den großen Kriegen auch die Verwüstung des ihrem Regiment anvertrauten Landes verbunden ist, und daß mit dieser Verwüstung auch ihr Schicksal sich zum Schlechtern wendet. Sie wandten daher alle ihre Kräfte auf, um die großen Kriege zu vermeiden. Immer baten sie den Wiener Hof und versuchten ihn auch mit Drohungen zu bewegen, die Steuern und Geschenke zu senden, um den Hof und die Paschas im Divan zu Konstantinopel zu befriedigen und so den Frieden aufrechtzuerhalten. Aus den in dieser Sache abgefaßten Briefen der Ofner Paschas müssen wir die Überzeugung gewinnen, daß sie vor den großen Kriegen mehr Furcht hatten, als die Unsrigen.

Die nüchterne Denkungsart Musztafas wies ihn ebenfalls auf den Weg der friedlichen Politik, wiewohl er wußte, daß dieser Weg ein schwieriger und gefährlicher ist. Standen doch die Interessen der Höfe in Wien und in Konstantinopel in direktem Gegensatz zueinander. Oft aber konnten diese entgegengesetzten Interessen kaum ausgeglichen werden. Dazu kam noch das Siebenbürger Fürstentum. Der Pascha von Ofen mußte dieses schützen und unterstützen, weil das Interesse des Sultans das so verlangte. Was der Pascha jedoch im Interesse des Siebenbürger Fürstentums tat, wurde wieder in Wien mit scheelen Augen angesehen. Zu diesen Schwierigkeiten gesellte sich noch der Umstand, daß die ungarischen Grenzverteidiger sich um den Frieden nicht kümmerten; bei Tag und Nacht griffen sie die türkischen Blockhäuser und Palanken an und plünderten die von den Türken eroberten Dörfer. Aber auch die türkischen Kommandanten an der Grenze legten nicht die Hände in den Schoß; der Krieg wütete daher ununterbrochen fort. Der Friede bestand in Wirklichkeit nur auf dem Papier. Massenhaft laufen die Klagen und Beschwerden gegen die ungarischen Soldaten in Wien ein. Unsere nach Konstantinopel und Ofen entsendeten Delegierten hinwieder zählten die durch die Türken verursachten Verwüstungen auf. Nach den einen waren die Türken, nach den anderen die Ungarn die Friedensbrecher. Keine der Parteien aber gestand ihre Schuld ein.

Unter solchen politischen und kriegerischen Verhältnissen mußte Musztafa regieren. Und dennoch gelang es ihm, dreizehn Jahre lang Frieden zu halten und die auftauchenden Gegensätze schlecht und recht auszugleichen. Nichts ist mehr geeignet, als diese Tatsache, um die Größe des Geistes und der diplomatischen Geschicklichkeit Musztafa Paschas zu bekunden. Im XVI. Jahrhundert gab es keinen zweiten Pascha in Ofen, der es so wie Musztafa verstanden hätte, sich in der Ofener Statthalterschaft zu behaupten; keinen, der

so wie er unter solch schwierigen Verhältnissen so viel Nützliches geleistet hätte. Und wie oft war dabei sein Leben in Gefahr. Er selbst schreibt, daß die blutige Tragödie Oroszláns ihm vorschwebt, und es sei ein Wunder, daß ihm bisher noch kein Leid widerfahren. «Ich fürchtete für mein Leben; — schreibt er 1567 — der alte Kaiser, wie Euer Hochwohlgeboren es wissen, hat den Pascha Oroszlán wegen einer geringfügigen Sache töten lassen. Ich fürchte, daß mir ein gleiches Schicksal bevorsteht.» Ferner schreibt er an Graf Salm, daß man ihn bei der Pforte in ganz unbegründeter Weise anklage. Hinter seinem Rücken wird ihm eine Grube gegraben. Nie habe er an solche Schlaueit und Hinterlist gedacht. «Gott unterstützt aber ein derartiges Doppelspiel nicht, sondern bestraft es in diesem und im jenseitigen Leben Gott weiß es, daß ich nicht nur zum Schein, sondern von Herzen das arme Land bedauert habe; ich tat das nicht um Schätze und nicht um Geschenke . . . Jetzt geht es mir immer durch den Sinn, daß ich nicht einmal, sondern zu wiederholten Malen von Seiner Majestät, meinem gnädigen Herrn den Tod verdient habe, weil ich ihn immer nur mit Worten hingehalten habe»¹⁵⁾.

Möglich, daß Musztafa nicht ohne Grund Furcht vor dem Tode hatte. Er hatte jedoch auf der Pforte einen Blitzableiter: den allmächtigen Großvezir Mehemet, der leicht jede Gefahr von ihm abwendete. Musztafa selbst führte übrigens so geschickt den politischen Seiltanz aus, daß lange Zeit hindurch alle seine Unternehmungen von Erfolg gekrönt waren.

Musztafa kannte sehr genau die Verhältnisse auf der Pforte und die einzelnen Paschas des Divans. Er wußte, daß die Achse ihres Wagens stets geölt werden mußte, weil er es sonst zu nichts hätte bringen können¹⁶⁾. Er bemühte sich daher darum, daß je mehr Geschenke nach der Pforte abgesandt werden. In jedem Jahre urgiert er die Absendung der Geschenke, und wenn diese ausblieben, droht er mit der Gefahr des Krieges. Als echter Türke nahm er auch Geschenke an, er forderte sie sogar. So brachte ihm beispielsweise Akusius Csaby im Jahre 1586 ein Geschenk mit dem Namen des Königs. Musztafa nahm das Geschenk wohl freundlich entgegen, doch erklärte er zugleich, die früheren Ofener Paschas hätten mehr und schönere Geschenke erhalten, wiewohl sie dem Kaiser lange

¹⁵⁾ An den Győrer General, Graf Salm, aus Ofen ckr. 29. Mai 1567.

¹⁶⁾ Aus Konstantinopel wird vom 8. Januar 1569 geschrieben: «Expectantur hic quotidie veredarii Budenses, qui nuncient, appulisse Budam munus honorarium, in quo solo consistit pacis confirmatio» (Turcica, Gesandtenbericht).

nicht so wohl geneigt waren wie er. Csaby antwortete hierauf, Se. Majestät würde in seiner Gnade auch jetzt gern mehr Geschenke senden, wenn Musztafa für den Frieden Sorge tragen und die Friedensbrecher bestrafen wird¹⁷⁾.

Der Pfortengesandte De Rym schreibt im Jahre 1570, der Pascha von Ofen habe ihn sehr freundlich empfangen. Als er ihm auch das Geschenk übergab, fragte er mit saurerer Miene, warum er das Geschenk so spät bringe¹⁸⁾.

Bei der fleißigen Urgierung der Geschenke trug Musztafa auch dafür Sorge, daß er zur Bezahlung des Soldes für die türkischen Soldaten in Ungarn nicht von der Pforte das Geld zu verlangen brauche. Er deckte diese nicht unbeträchtliche Ausgabe aus seinem Einkommen in Ungarn. Doch dürfen wir nicht glauben, daß er zu diesem Zwecke das ungarische Volk brandschatzte. Wir wissen es ganz sicher, daß die türkische Steuer zur Zeit der Statthalterschaft Musztafas ganz erträglich war. Erst seine Nachfolger zogen die Steuerschraube fester an. Wir wissen auch, daß Musztafa Pascha seine Leibeigenen mit allen seinen Kräften schützte. Er trat sogar sehr heftig gegen jene ungarischen Herren auf, die die Armen drangsalierten. Es sind uns viele seiner Briefe erhalten, in denen er im Interesse seiner armen Leibeigenen das Wort erhebt. Er gestattete auch nicht die Transkolonisierung der Leibeigenen, und wenn dies dennoch geschah, verlangte er Abhilfe¹⁹⁾.

Wir wissen, daß zur Zeit der Türkenherrschaft auch in Friedenszeiten die meisten Streitigkeiten wegen der Besteuerung der Dörfer entstanden. Jede Partei trieb mit Waffengewalt die Steuern ein; wenn das Dorf nicht zahlte, wurde es eingeäschert und die Asche dem Winde preisgegeben. Die in aller Eile, oft nur im Laufe von einigen Stunden errichteten Schanzen, Hußarenfesten, Kastelle hatten nur den Hauptzweck, die Steuern der Dörfer sicherzustellen. Deshalb gestattete keine der Parteien die Errichtung der Palanken,

¹⁷⁾ Ibidem: Bericht des Akusius Csaby an den König über seine Reise nach Ofen, ddo. Komárom 28. August 1568.

¹⁸⁾ Ibidem: Delegiertenbericht vom 30. April 1570 (vultu austeriore rogat, cur tam sero munus honorarium adferetur?). De Rym brachte damals das übliche Geschenk nach Konstantinopel, machte aber auch in Ofen Station.

¹⁹⁾ Unter den auf diese Angelegenheit bezüglichen Briefen Musztafas erwähnen wir seine im Jahre 1578 geschriebenen Briefe im Interesse der Nagyturer (sie befinden sich im Nationalmuseum), ferner das am 7. September 1574 an Trautsohn gerichtete Schreiben, in dem er sich darüber beklagt, daß Georg Zrinyi aus Pozsega die Leibeigenen entfernt. «Die Iszpahier aber weinen und seufzen, viele erleiden den Hungertod, weil sie nichts zu essen haben» (Ibidem).

deshalb wurden die hierauf bezüglichen Verbote auch unter die Bedingungen der Friedensschlüsse aufgenommen. Musztafa erwähnt viele Fälle, um nachzuweisen, welchen Schaden die Errichtung der einen oder anderen neuen Befestigung verursachen kann. So schreibt er 1574, daß mehr als hundert der Türkenherrschaft unterworfenen Dörfer die Steuer für die Türken verweigerten, seitdem Kálló erbaut wurde. Seit der Einnahme von Tata und Veszprém haben in der Provinz Székesvehérvár 150 Dörfer dem Sultan keine Steuern geleistet. Musztafa hat den auf solche Weise erfolgten Verlust an den türkischen Steuern auf 90 000 Gulden geschätzt, gleich 40 bis 50 Pferdelasten Goldes²⁰).

Musztafa Pascha sandte vergeblich Beschwerdebriefe nach Wien, denn die ungarischen Kommandanten gaben weder die Dörfer, noch auch die Steuern der Dörfer aus der Hand.

Musztafa brachte sich aber mit der rechten Hand reichlich ein, was seine linke verlor. Mit Hilfe des Handels, insbesondere der Ochsenhändler erwarb er sich ein unermeßliches Vermögen. Selbst die ungarischen Räte mußten zugestehen, daß er unseren Viehhandel zu hoher Blüte brachte. Er unterstützte jedes Unternehmen. Die italienischen Viehhändler wurden von ihm in Ofen nicht nur freundlich empfangen, er ließ auch das gekaufte Vieh durch türkische Reiter bis an die Küste begleiten, damit ihnen unterwegs kein Leid widerfahre²¹).

Niemand schützte die Ofener jüdischen Kaufleute mehr wie Musztafa Pascha. Als die Egerer Husaren den reichsten jüdischen Kaufmann in Ofen, Moßes, entführten, ruhte Musztafa nicht, bis er ihn wieder befreit hatte.

Wie es scheint, führte Musztafa Pascha mit großer Vorliebe die Wirtschaft. In seinen Briefen hebt er selbst wiederholt die Ofener und Pester Gärten hervor. Einmal geschah es auch, daß die Egerer Soldaten ihm seinen Gärtner entführten.

Er besaß in Ofen schöne Gestüte und Schafferden. Er selbst berichtet, daß er für teures Geld prächtige türkische Schafe nach Ofen bringen ließ. Die Grenzsoldaten raubten aber diese zu Tausenden.

²⁰) Schreiben Musztafas an Kaiser Maximilian aus Ofen vom 2. Mai 1576 (44 avagii, das ist 9000 fl.).

²¹) Am 12. September 1570 beklagt sich Musztafa darüber, daß die Viehtreiber und Viehwärter auf dem Gebiete des Königs stark aufgehalten werden. Er erklärte, das nicht dulden zu wollen: «Wenn ich noch fernerhin in Erfahrung bringen sollte, daß man sie zurückhält, so werde ich das, Euer Hochgeboren können mir das glauben, unter keinerlei Umständen dulden; ich werde vielmehr statt des Einen Zwei Ihrer Leute zurückbehalten» (Personalia im Nationalmuseum).

Am 27. April 1577 wendet er sich an den Erzherzog Ernst mit der Bitte, er möge den Grenzsoldaten den schriftlichen Befehl erteilen, die Meierei des verewigten Ambrus Sárkány nicht anzugreifen, denn sie mit samt ihren «teueren Schätzen» gehöre ihm; dort halte er Schafe, Ziegen, Rinder und Gestüte.

Wir erwähnten bereits, daß Musztafa Pascha mit Herz und Seele ein Freund des Friedens war. Alle unsere Gesandten und auch die Hofleute Musztafas anerkennen, daß sein Streben auf die Erhaltung des Friedens gerichtet ist. Der Friede nützte natürlich ihm ebenso wie dem Lande. Kein Wunder daher, daß er nicht seine Störung wünschte. Gab es aber in der Tat Frieden bei uns? Kann man Frieden einen Zustand nennen, wo die Grenzsoldaten von Tag zu Tag auf der Lauer standen, Festungen angriffen, brandschatzten und raubten?

Wir wissen ja, daß das Grenzerleben zur Zeit Musztafa Paschas in höchster Blüte stand und selbst ihm gelang es nicht, den Kampf zu vermeiden. Wie also sah dieser Friede in Wirklichkeit aus? Der Hof und die Regierungsstellen haben den Grenzverteidigern strenge jeden Kampf verboten. Doch wenn das Unternehmen von Erfolg gekrönt war, belohnten sie die Tapferen. Und geradeso machten es auch die Türken. Auch Musztafa verbot die Kämpfe; wenn aber seine Soldaten ein ungarisches Kastell oder eine Burg eroberten, ließ er sich darüber kein graues Haar wachsen. Sein Oheim, der Großvezir Szokolli Mehemet war ebenfalls ein Freund des Friedens und dennoch verkündete er laut, die ungarischen Grenzverteidiger müssen ausgerottet werden, denn solange diese in den Blockhäusern sich befinden, werde es keinen Frieden geben²²⁾. Und Großvezir Mehemet, der den Frieden geschlossen hatte, studierte selbst zur Zeit des Friedens die ihm von Spionen zugetragenen Zeichnungen, um zu erfahren, wo die Festungen Wien, Komárom, Győr und Eger am leichtesten angegriffen werden könnten²³⁾. Den Begen von Sziget, Pécs und Koppány aber versprach er glänzende Honorare, wenn sie durch irgendeine List Kanizsa erobern²⁴⁾.

²²⁾ Großvezier Mehemet sagte 1565 dem Kaiserlichen Orator: «Die ungarischen Grenzverteidiger, die viel Unruhen und noch mehr Schaden verursachen, müssen radikal ausgerottet werden.»

²³⁾ Series rerum Constantinopolitarum 1568. Bericht aus Konstantinopel. Über Wien beispielsweise äußert sich der Großvezier, daß die Festung bei der königlichen Burg am schwächsten ist: «ibidem fossam lignorum fascibus et gleba ex vinetis convehenda impleri levi negotio posse et multis in locis cuniculos commode agi ad subfodienda et prosternanda moenia (k. u. k. Staatsarchiv. Turcica).

²⁴⁾ Körmender Archiv. Missiles, 19. März 1571. Bericht des Nikolaus Bánffy de Alsólendva an Balthazar Batthyány.

In einer ganzen Reihe von Briefen führt Musztafa Pascha die Plünderungen und Räubereien der ungarischen Grenzsoldaten an. Ihre Zahl ist ungemein groß. Und dennoch sind sie alle wirklich verübt worden. Aus den amtlichen Berichten und aus den Briefen der Grenzverteidiger wissen wir, daß Musztafa Pascha stets die Wahrheit sagte. Doch spricht er in seinen Briefen nichts von den abenteuerlichen Unternehmungen der türkischen Grenzsoldaten. Und doch sind auch diese nicht immer ruhig geblieben, und auch sie unternahmen wiederholt, wenn auch nicht gar zu oft, verschiedene Angriffe.

In seinen Berichten über die Kriegereignisse wandte Musztafa Pascha also die alte türkische List an. Anders lauten seine Briefe und anders waren seine Taten²⁵⁾. In seinen Briefen betont er immer, daß die ungarischen Grenzsoldaten es sind, die stets den Frieden brechen, «ihm (Musztafa) fehle der Mut, gegen den Frieden etwas zu unternehmen». In Wirklichkeit aber war er nachsichtig gegenüber den Kämpfen der Türken, oft förderte er dieselben sogar. Dieses Verfahren war eine wohlbekannte politische List der Ofner Paschas. Bei der Pforte konnten sie sich mit dieser Politik am besten erhalten²⁶⁾.

Bekannt war längst auch eine andere List Musztafa Paschas: Er suchte die ungarischen Kommandanten in Wien anzuschwärzen und verlangte, man solle anstatt der ungarischen Offiziere deutsche entsenden, weil nach seiner Meinung diese den Frieden besser erhalten. Mit dieser Finte erwies er nicht nur dem Wiener Hof einen Gefallen, andererseits hoffte er auch, hierdurch von den ihm sehr unbequemen ungarischen Kommandanten befreit zu werden.

Deshalb schrieb er am 17. Dezember 1575 an den König: «So lange Ew. Majestät in den Grenzorten ungarische Kommandanten halten, die Tag und Nacht herumstreifen, in Hinterhalten lauern, Streitigkeiten beginnen, rauben und alle möglichen Feindseligkeiten begehen, so lange wird, das können Ew. Majestät mir glauben, der Frieden ihretwegen nicht ehrlich gewahrt werden können; wenn Ew. Majestät aber an ihrer Stelle deutsche Kommandanten und deutsche Soldaten verwenden würden, dann möchte auch ich daran glauben, daß beide Parteien in Frieden miteinander leben könnten.»

²⁵⁾ Graf Salm, General von Győr, schrieb am 6. Juni 1567: «Tatsache ist, daß der Ofener Pascha anders schreibt und anders handelt.»

²⁶⁾ Deshalb schreibt man über Musztafa Pascha aus Konstantinopel: «atqui omnium fefellit opinionem Mustafa beglerbegus qui caute vitam, ne jugularetur conservaverat. Series rerum Constantinopolitarum 29. August 1569 — usque ad 27. November. Turcica.

Ein Jahr später schreibt er dem Obersthofmeister des Königs (Trautson): Solange diese ungehorsamen Ungarn nicht entfernt werden, werden weder wir, noch werdet ihr in Frieden leben können²⁷⁾.

Wohl liegt viel Wahres in diesen Zeilen, aber der gute Musztafa ahnte nicht, daß er mit derartigen Äußerungen nur einen Beweis für den Wert und die Kampftüchtigkeit der ungarischen Kommandanten lieferte.

Wenn wir die fortgesetzten Angriffe der ungarischen Grenzvertheidiger in Betracht ziehen, können wir leicht den Zorn Musztafas begreifen. Wahrlich, er hatte Grund genug, zu zürnen, denn es vergingen wenige Tage, an denen unsere Soldaten ihm an Gütern und Herden nicht Schaden verursacht hätten.

Im Monat Januar 1569 weilte Herr Kosszuthoty als Gesandter in Ofen. Er brachte Geschenke und verhandelte wegen des Friedens mit Musztafa. Dies verhinderte jedoch die Tataer Soldaten nicht, zu nächtllicher Zeit in Ofen zu erscheinen, 2000 Schafe wegzutreiben, nachdem sie früher die Wächter und Hirten totgeschlagen hatten. Am nächsten Tage erschienen sie in Altofen und schleppten 2500 Schafe weg. Sie waren so eilig davongegangen, daß die Türken 638 Schafe in nahezu verendetem Zustande auf den Straßen fanden. Am dritten Tage nahmen sie die weidenden Pferde der Ofener mit sich, nachdem sie die Wächter erschlagen hatten. Am fünften Tage verhafteten sie die nach Fehérvár reisenden Türken und trieben alle Schafe der Székesfehérvärer mit sich. Das alles geschah in Gegenwart des ungarischen Gesandten²⁸⁾. Der Pascha ließ die gefangenen Hajduken vor den Gesandten führen, damit auch dieser sich von der Richtigkeit der Tatsachen überzeuge. Die gefangenen Hajduken gestanden, daß sie von ihrem Kommandanten nach Ofen geschickt wurden, um Schafe zu holen.

Dasselbe was in Ofen geschah, ereignete sich tagtäglich auch bei den übrigen türkischen Grenzhäusern. Musztafa aber tat nichts anderes, als daß er lange Briefe mit Schilderungen über die Angriffe und Plünderungen der Grenzsoldaten an den Wiener Hof sandte. Der Hof leistete natürlich für den verursachten Schaden keinerlei Ersatz. Nur in einem einzigen Falle geschah es, daß König Maxi-

²⁷⁾ Diese Briefe zeigen unzweifelhaft, daß Musztafa kein geborener Ungar sein konnte. Die zu Türken gewordenen Ungarn pflegen in einem ganz anderen Tone über ihre Nation zu schreiben.

²⁸⁾ Schreiben Musztafas auf Ofen vom 14. März 1569 und Bericht Hosszúthotys (Turcica: Relatio Georgii Hosszúthotyad Passam budensem missi). Während der Gesandtschaft des Akusius Csaby in Ofen geschahen ähnliche Dinge.

milian an Musztafa zum Ersatz für die den Ofener türkischen Fleischhauern entführten 7400 Schafe 800 Gulden sandte ²⁹⁾).

Im Frühjahr 1572 verbrachte der Gesandte Jakob Belz auf seiner Rückkehr von der Pforte einige Tage in Ofen. Es scheint, daß er gerade zur rechten Zeit gekommen war. Musztafa ließ ihm die Hajduken vorführen, die von den Türken gefangengenommen wurden, welche von fünf ungarischen Trupps angegriffen worden sind. Musztafa war in wilden Zorn geraten. Er selber schreibt, er habe angesichts des Gesandten Zereien den mordbrennerischen Dieben und Räubern die Füße zerschmettern lassen. «Selbst wenn es mein eigener Verwandter wäre» — schreibt er — «könnte ich es nicht länger mit ansehen, daß er es weiter so treibe. Aber unter den Kommandanten Ew. Majestät gibt es solche, denen es ganz einerlei und gleichgiltig ist, wenn man ihren Soldaten die Ohren und Nasen abschneidet, wenn sie, wie wahre Knechte, ihnen nur Beute bringen und rauben. Wenn er ihm aber nichts bringen kann, und er in Gefangenschaft gerät, dann wird er sofort herrenlos. Wir aber wissen mit solch herrenlosen Leuten ganz besonders hübsch umzugehen» ³⁰⁾.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Musztafa Pascha nur im Zustande äußerster Verbitterung so verfuhr. Denn sonst ging er sehr human mit den gefangenen ungarischen Soldaten um, selbst dann noch, wenn unsere Kommandanten ihm die abgeschnittenen Finger und Ohren, oder die ausgeschlagenen Zähne usw. der türkischen Gefangenen einschickten. «Ich könnte wohl hierfür Rache nehmen,» sagte Musztafa bei solchen Anlässen, «aber wir sind nicht so grausam und unmenschlich» ³¹⁾.

Musztafa Pascha erreichte aber gar nichts durch sein humanes Verhalten. Auch seine Beschwerdeschreiben nach Wien waren vergeblich; die Grenzsoldaten erschienen trotzdem von Tag zu Tag vor Ofen und in der Umgebung der übrigen türkischen Grenzhäuser. Und was sie ergreifen konnten, das ließen sie wirklich nicht zurück. Musztafa wurde selbst in Ofen immer fort von ihnen beunruhigt. Im Jahre 1576 berichtet er selbst, wie sehr er es liebe, sich in den Ofener Bergen zu ergehen und in dem reizenden Altöfen sich zu zerstreuen. «Unserer Gewohnheit gemäß» — schreibt er — «gingen

²⁹⁾ Als der Gesandte De Rym im Jahre 1570 in Ofen weilte, wollte er glauben machen, daß die Schafe nicht von den Grenzsoldaten, sondern von den Hirten weggetrieben wurden. Nehmet sie gefangen — antwortete der Pascha. — Das kann man nicht — sagte De Rym — denn sie sind davongelaufen.

³⁰⁾ Ofen, 25. April 1572.

³¹⁾ Gesandtenbericht Hosszúthotys aus Ofen vom Februar 1569 («Nolui uti tanta inhumanitate et crudelitate»).

wir, uns zu zerstreuen, in unser kleines Dorf, nach Altofen, das so nahe liegt, daß wir mit einem Pfeil von der Stadtgrenze hineinschießen können. Als wir uns da mit unseren Freunden unterhielten, heulte ein kleiner Jagdhund vor einem Keller. Als wir das hörten, eilten wir rasch dahin. Das Jagdhündchen sprang jedoch schnell mit Gewinsel und Geheul aus dem Keller und da sahen wir, daß dort etwa 30 Lanzenträger waren.» Komáromer und Tataer Hajduken waren es; sie sprangen aus dem Keller. Ihre Absicht war, Altofen und die Reibsandmühle in Brand zu stecken, aber der unglückliche Jagdhund hatte sie verraten. Es entsteht nun ein harter Kampf. Die Hajduken lassen, ihrer Gewohnheit gemäß, nur um teuren Preis ihr Leben. Ein Teil von ihnen stürzt sich in die Donau, der andere fällt. Die Gefangenen gestanden, auf Geheiß ihres Kommandanten nach Ofen gekommen zu sein; ihre Offiziere (Vorgesetzten) waren Georg Horváth, Matthias Beszterczika und Michael Horváth³²⁾.

So also war das Leben in Ofen beschaffen! Die Kämpfe der ungarischen Grenzsoldaten wurden Tag und Nacht fortgesetzt. Im Frühjahr 1578 muß Musztafa erklären, daß die Grenzsoldaten von ihren Umherstreifungen, ihren hinterhältigen Lauerstellungen, den Angriffen von den Festungen und ihren Plünderungen um keinen Preis lassen wollen. «In der Umgebung von Ofen» — schreibt Musztafa — «kann man schon weder Vieh noch Schafe halten; sie trauen sich nicht einmal Holz zu holen; niemand wagt es, in die Gärten oder Weingärten hinauszugehen»³³⁾.

So sah zur Zeit Musztafas der Frieden aus. Und während er nach Wien schrieb, er habe es nicht im Sinne, etwas gegen den Frieden zu wagen, berichten unsere Gesandten in langen Listen nach Ofen und Konstantinopel über die Angriffe und Verwüstungen der Türken³⁴⁾.

Unter solchen Umständen war es wirklich ein Wunder zu nennen, daß Musztafa nicht die Lust verlor und Ungarn verließ. Sein Oheim, der Großvezir Mehemet, bot ihm aber oft genug höhere und ruhigere

³²⁾ Schreiben Musztafas an Erzherzog Karl aus Ofen vom 25. September 1576 (Turcica).

³³⁾ Schreiben aus Ofen vom 23. März 1578 an König Rudolf (Nationalmuseum, Personaldokumente).

³⁴⁾ Diese Listen befinden sich in der Turcica-Sammlung des k. u. k. Staatsarchivs. In einer vom Jahre 1575 heißt es beispielsweise: *Damna, quae Turcae a mense septembri, quo oratoribus postremus cathalogus missus fuit in ditionem s. m. fecerunt.*

Stellen an³⁵⁾. Er aber blieb trotzdem in Ungarn. Ja er errichtete in den von den Türken besetzten Städten, insbesondere in Ofen, immer neue Bauten. Oft reiste er im Lande umher und besuchte die türkischen Grenzhäuser. Wiederholt pilgerte er auch zu dem Grabe Solimans. Wo immer er erschien, wohin immer er kam, überall traf er Anordnungen und verschiedene Verfügungen. Nichts entging seiner Aufmerksamkeit, selbst die geringfügigsten Angelegenheiten der Leibeigenen behielt er im Auge.

Die Moscheebauten und die frommen Stiftungen Musztafas zeigen klar, daß er ein eifriger Muselman war. Unsere Gesandten berichten aus Ofen, daß Musztafa die türkischen Festtage feiert. Doch behandelte er die Andersgläubigen sehr gut. Er duldete nicht nur den katholischen Pfarrer in Pest, sondern verkehrte auch mit ihm³⁶⁾. In Ofen hat er die Kirche der ungarischen protestantischen Gemeinde (in der Festung) nicht besetzt. Er selbst schreibt in einem seiner Briefe, daß er zum Unterricht seiner Leibeigenen einen Prediger holen ließ³⁷⁾.

Auch die diplomatischen Verhandlungen und Korrespondenzen beweisen, daß zur Zeit der Statthalterschaft Musztafas von religiösen Gravamina keine Rede war.

Zur Zeit der großzügigen Bauten in Ofen geschah es, daß das Schicksal Musztafa durch einen schweren Schlag heimsuchte. Im Sommer des Jahres 1571 wütete in Ofen ein großer Brand, der auch die Paläste Musztafas einäscherte. Er selbst schreibt dem Kaiser Maximilian: «Gott sei Dank, ich bin gesund und wohl, aber ein

³⁵⁾ «Gott sieht es» — schreibt Musztafa im Jahre 1570 — «daß ich zu jeder Zeit mit allen meinen Kräften bestrebt war, dahin zu wirken, daß gegen mich keine Klage entstehe; ich war es, dessen gutes Bestreben dahin ging, die Einleitung und Durchführung des Friedens zwischen Euren Majestäten zu fördern, dessen Schäden ich stets eingestand und verkünde. Wiewohl ich von Sr. Hoheit dem Pascha Mehemet wiederholt verständigt wurde, daß er bereit sei, mir eine viel geruhsamere Stelle zu verleihen, blieb ich dennoch hier und ich konnte es nie ahnen, daß Euere Majestät unausgesetzt Klagen gegen mich bei meinem gnädigen Fürsten erheben» (Turcica).

³⁶⁾ Nur einmal war er über ihn erzürnt, als er die Verwüstung Ofens prophezeigte. Auf Grund eines alten ungarischen Liedes schreibt Szamosközy, daß Musztafa den Pester Pfarrer, als dessen Prophezeiung in Erfüllung ging, ausschalt und ihm ins Gesicht spuckte.

³⁷⁾ An den Kassaer General Johan Rueber schreibt Musztafa 1573: «Was die Angelegenheit des Predigers betrifft, so habe ich ihn deshalb auf den Meierhof gesendet, daß er unter anderem auch unterrichte; er aber kennt ihre Sprache nicht, so daß wir ihn nicht verstehen. Wenn daher Andreas Váczy (der Delegierte Ruebers) zu uns kommt, so werden Sie ihn hier bei mir finden» (Ofen, 17. Dezember. Turcica).

schreckliches Unglück kam über mich am 19. Juli, alle meine Häuser brannten uns über den Köpfen ab und kaum konnte ich mich mit meinen Söhnen aus den Flammen retten. Alle jene herrlichen und prächtigen Geschenke, die ich von Ew. Majestät und anderen Herren erhalten, sind völlig verbrannt»³⁸⁾.

Der fürsorgliche Musztafa hat die durch das Feuer verursachten Schäden bald wieder gut gemacht. Das Schicksal aber gestattete ihm nicht, sich noch lange der schönen Moscheen und Bäder in Ofen zu erfreuen. Am zweiten Pfingsttage des Jahres 1578 wütete in Ofen ein Erdbeben. In den Pulverturm aber schlug der Blitz ein. Die einstürzenden Steintrümmer richteten eine fürchterliche Verwüstung an. Die von Musztafa Pascha erbaute großartige Schiffsbrücke über die Donau sank an drei Stellen ein. Die unferliegenden Steine vernichteten selbst die Weingärten. Ein großer Teil von Pest und Ofen wurdeingeäschert; angeblich sollen bei der Katastrophe 5000 Menschen zugrunde gegangen sein³⁹⁾. Der stumpfe Turm stürzte ein und begrub die dort in Haft gehaltenen ungarischen Gefangenen unter sich. Es gelang, im ganzen nur drei lebend auszugraben.

Als Musztafa Pascha sah, daß die Arbeit so vieler Jahre vernichtet wurde, weinte er bittere Tränen auf den Trümmern von Ofen⁴⁰⁾. Dann ließ er durch zwei schnelle Kuriere das traurige Ereignis der Pforte melden.

Als die Nachricht von der Zerstörung Ofens in Konstantinopel eintraf, war die Stellung Musztafa Paschas schon eine schwankende. Seine lange Statthalterschaft war seinen Feinden schon längst ein Dorn im Auge, so nützten sie denn auch die Zerstörung Ofens gegen ihn aus. Man schrieb ihm auch dafür die Schuld zu, woran er wirklich ganz unschuldig war. Es gelang seinen Feinden, auch Sultan Murat für sich zu gewinnen. Damit war das Schicksal des Paschas

³⁸⁾ Ofen, 7. August 1571.

³⁹⁾ Der Bischof von Eger meldet dies am 27. Mai 1578 (k. u. k. Staatsarchiv, Hung.). Auch Simon Forgách sandte am 20. Mai 1578 über die Zerstörung Ofens einen Bericht. Ihm zufolge ist auch die Ofener Festung vernichtet. Die Verwüstung und Zerstörung der Stadt ist fürchterlich. Auch die Donaubrücke wurde vernichtet (Ibidem).

⁴⁰⁾ Ibidem: «Bassam budensem magno eiulatu die sequenti profusus lacrimis hanc stragem deplorassee» (Bericht des Bischofs von Eger). Auch Szamosközy gedenkt der Zerstörung Ofens. Mit Hinweglassung des märchenhaften zitieren wir nur den auf Musztafa bezüglichen Teil. Nach Szamosközy ging Musztafa weinend aus seinem Palaste am Donauufer in die Festung. «Dann verließ er lange Zeit sein Haus nicht; er ließ sich schwarze Trauerkleider anfertigen und in diesen beweihte er die Zerstörung Ofens.»

von Ofen auch entschieden. Seine Totfeinde, Szinan Pascha und der Oberdefterdar Kara Oveysz gewannen die Oberhand und sie waren es auch, die den Sultan beherrschten. Großvezier Mehemet setzte jeden Stein in Bewegung, um Musztafa zu retten. Er schrieb an die Mutter des Sultans und schilderte die großen Dienste, die Musztafa der Türkei geleistet. Die Mutter des Sultans — eine Verwandte Mehemets und Musztafas — tat ihrerseits auch alles Mögliche, aber auch ihr gelang es nicht, den einen und den anderen zu retten.

Nach einem Berichte unseres Konstantinopeler Gesandten Joachim Sinzendorf richtete der Sultan in der Angelegenheit Musztafas in der Moschee an den Obermufti folgende Fragen: Was verdient der Mensch, dem Gott mit der Zerstörung Ofens einen schweren Schlag versetzte und der dennoch seinen Herrn falsch benachrichtigte? Was verdient der elende Sklave, der die Hand der Schwester des Sultans zurückweist⁴¹⁾? — Den Tod, antwortete der Obermufti. So sei es denn, entgegnete der Sultan.

Nach dem Berichte Sinzendorfs aus Konstantinopel⁴²⁾ ließ der Sultan am 18. September 1578 um Mitternacht den Imbrahor Pascha (Oberstallmeister) und einige Kazicsi und Diener zu sich beordern und trug ihnen auf, sofort sich eiligst nach Ofen zu begeben und Musztafa Pascha zu erwürgen. So geheimnisvoll auch diese Verfügung getroffen ward, erfuhr sie doch die Kaiserin-Mutter, und sie unterrichtete den Großvezier von der Gefahr. Großvezier Mehemet entsandte eiligst einen Kurier nach Ofen, der den Auftrag hatte, in stürmischem Galopp dem Imbrahor Pascha zuvorzukommen und Musztafa nach Konstantinopel zu rufen. Nach dem Berichte Sinzendorfs erschien der Imbrahor Pascha um Mitternacht bei dem Großvezier im Geheimen, seine Eile war daher keine allzu große. «Jetzt» — so schreibt Sinzendorf — «fragt es sich nur, wer zuerst in Ofen eintrifft, der Kurier oder der Imbrahor Pascha. Vielleicht gelingt es dem Großvezier Mehemet und der Kaiserin-Mutter, das Leben Musztafas zu retten, aber seine Stelle konnten sie ihm nicht wieder verschaffen.»

Einige ungarische Korrespondenzen und amtliche Berichte besagen, daß Musztafa schon anfangs Oktober auf der Pforte war, um daselbst mit Hilfe des Großveziers und der Kaiserin-Mutter sein Leben zu retten. Diese Meldung klingt jedoch sehr unwahrscheinlich, denn Musztafa Pascha war anfangs Oktober nicht mehr am Leben.

⁴¹⁾ Musztafa hätte die Witwe des Pascha Pialy (eine Schwester des Sultans) ehelichen sollen, doch konnte man ihn nicht dazu haben.

⁴²⁾ K. u. k. Staatsarchiv, Turcica. Noch vor dem 18. September hatte der Sultan Kara Oveysz bereits zum Nachfolger Musztafas ernannt.

Nach dem an den König erstatteten Bericht aus Ofen hatte der Oberstallmeister (Epiaha bég) mit seinen 23 Leuten am 30. September um neun Uhr vormittags den Fuß des Ofener Blocksberges erreicht. Von hier aus begaben sie sich geradenwegs in das am Donauufer gelegene Palais Musztafas. Der Hofmeister des Paschas meldete seinem Herrn, daß schwarze Türken von der Pforte angekommen seien. Der Hofkapitän Musztafas wollte sie nicht hereinlassen, sie aber schlugen ihn mit einer Reitpeitsche ins Gesicht und drangen gewaltsam in den Palast ein. Musztafa Pascha empfing die fremden Türken sehr freundlich; er reichte ihnen die Hand und hieß sie, sich zu setzen. Nun übergab ihm der Oberstallmeister das Schreiben des Sultans. Musztafa küßte es und erbrach es. Kaum hatte er drei Zeilen gelesen, ruft er aus: «Der Sultan schreibt mir die Schuld für den Untergang Ofens zu.» In diesem Momente warfen ihm die Henker eine Schnur um den Hals. Im nächsten Augenblicke hatte Musztafa die Schnur in Stücke zerrissen. Nun entstand ein entsetzlicher Kampf zwischen dem unbewaffneten Musztafa und den Henkern. Der noch ungemein starke Ofener Pascha versetzte seinen Angreifern schwere Faustschläge. Diese aber schlangen ihm nach starker Gegenwehr neuerdings eine Schnur um den Hals, warfen ihn zur Erde und knieten ihm auf die Brust. Als Musztafa fühlte, daß die letzten Minuten seines Lebens gekommen, verlegte er sich aufs Bitten. Erstickend, bat er, ihn nur noch eine Minute lang am Leben zu lassen, um von seinem jüngsten Sohn Mehémet Abschied nehmen zu können. Die Henker aber ließen sich nicht zur Gnade erweichen und erwürgten ihn.

Sinzendorf meldet vom 16. November aus Konstantinopel, daß der Imbrahor Pascha, der Musztafa erwürgt hat, zurückgekehrt sei und auch den Nachlaß Musztafas mit sich gebracht habe. Der Sultan hat ihn zur Belohnung zum Janitscharen-Aga ernannt.

Ein Jahr nach dem Tode Musztafas wurde auch der Großvezier Mehemet hingerichtet⁴³⁾. Die Türkei verlor in ihm ihren größten Staatsmann.

Noch in der Blütezeit seiner Ofener Statthalterschaft schrieb Musztafa an den Wiener Hof: «Wenn Se. Majestät auch meine Stelle einem Andern verleiht, und dann ein Anderer meinen Platz einnimmt, dann werden sich Ew. Majestät noch oft meiner erinnern, und ich glaube mit Bestimmtheit, daß Ew. Majestät meinen Abgang auch bedauern werden.»

⁴³⁾ Bericht des Wenzislaus Budovecz aus Konstantinopel vom 12. Oktober 1579.

Diese prophetische Voraussage Musztafa Paschas ist rasch in Erfüllung gegangen. Erst unter seinem schindenden, räuberischen und lügnerischen Nachfolger haben die Unsrigen einsehen gelernt, was ihnen Musztafa Pascha in Wirklichkeit gewesen war⁴⁴⁾.

Und in der Tat gedachte man seiner sehr oft, nicht nur bei uns, sondern auch in Wien. Auch seine Bauten wurden erst dann gepriesen, als er nicht mehr am Leben war. Im Jahre 1584 spricht der Gesandte Lichtenstein schon mit Begeisterung von dem prächtigen Ankleidesaale des warmen Bades, von dem Bade, das einer Kapelle gleicht, von den Marmorwannen, von den kleinen Brunnen, die kaltes und warmes Wasser speien, von der mit Kupfer gedeckten Rondelle, deren Becken reiner Marmor ist usw. usw.⁴⁵⁾.

Vezir Szokolli Musztafa war der einzige Ofener Pascha, dessen Namen in Ofen in Marmor verewigt wurde. In die Wand des Schlamm- und Königsbades wurde eine Marmortafel eingelassen, auf der mit goldenen Lettern der Name Musztafa Paschas prangt und die in ungarischer und französischer Sprache der Nachwelt verkündet, daß diese Bäder im Jahre 1556 von Szokolli Musztafa Pascha erbaut wurden. Es ist wohl wahr, daß Musztafa in dem erwähnten Jahre noch nicht Pascha von Ofen war; er konnte also damals auch nicht Bäder in Ofen erbaut haben; dennoch war es recht getan, daß man sein Andenken verewigte. War doch die Zeit seiner Statthalterschaft für Ofen die schönste Periode während der Türkenherrschaft. Alle die übrigen Paschas zusammengenommen haben in dieser Stadt nicht so viel gebaut und verschönert wie Musztafa allein. Und unter sämtlichen Ofener Paschas war kein einziger, der Ofen so sehr geliebt hätte, wie Musztafa. Nicht ohne Grund schrieb daher Hammer: Ungarn und Ofen können stolz sein auf Musztafa Pascha⁴⁶⁾!

⁴⁴⁾ Der tyrannische Nachfolger Musztafas, Kara Oveysz schrieb am 1. Juli 1575 an Erzherzog Ernst: «Es ist uns Allen klar, daß sowohl Se. Majestät der römische Kaiser wie auch Ihre Hoheit mit dem Vezir Musztafa Pascha in freundschaftlichem Einverständnis miteinander waren. Wie sehr aber auch Musztafa Pascha den Frieden liebte, so hoffen wir doch mit Gottes Hilfe, daß wir ihn ehrlicher erhalten wollen.» (Das war Gift unter einer blumigen Etikette. Kara Oveysz verstand sich meisterhaft aufs Lügen.)

⁴⁵⁾ Gesandtschaft Heinrich von Lichtenstein zu Konstantinopel 1854 (k. u. k. Staatsarchiv. Turcica).

⁴⁶⁾ Die im obigen Artikel benutzten und angezogenen Briefe Musztafa Paschas sind alle in ungarischer Sprache geschrieben.

Goethes ungarischer Schüler.

Von Dr. Theodor Thienemann.

IN Goethes Gesprächen mit Eckermann wurde im Weimarer Kreise zuletzt der Name Karl Franz Grüner genannt und des begabten Schauspielers gedacht, dessen reiche Begabung sich in Goethes Theaterschule heranbildete. Als hätten die Betrachtungen über die ewig wirkende Seelenkraft, die Goethe in dem inhaltsschweren Gespräch vom 2. Mai 1824 in bedeutsame Worte faßte, die Erinnerungen an die einstigen Schüler wachgerufen, berichtet Eckermann zur selben Zeit: «Goethe hatte heute früh ein Convolut Papiere in bezug auf das Theater zugesendet; besonders fand ich darin einzelne zerstreute Bemerkungen, die Regeln und Studien enthalten, die er mit Wolf und Grüner durchgemacht, um sie zu tüchtigen Schauspielern zu bilden. Ich fand diese Einzelheiten von Bedeutung und für junge Schauspieler in hohem Grade lehrreich, weshalb ich mir vornahm, es zusammenzustellen und eine Art Theaterkatechismus zu bilden.» Nach Goethes Anweisung unterzog Eckermann das schon zwanzigjährige Manuskript einer leichten Umarbeitung und gab damit den «Regeln für Schauspieler» die letztgültige Gestalt, in der sie in den nachgelassenen Werken¹⁾ als eine Summe von Goethes Weimarer Bühnenerfahrungen an die Öffentlichkeit getreten sind. Von den beiden Schauspielern, die Goethes Theaterbuch veranlaßten, wurde Pius Alexius Wolff als idealer Vertreter seines Standes von Max Martensteig schon längst gewürdigt²⁾: über seinen Genossen verlauteten bisher nur spärliche Angaben³⁾. «Grüner», wie man ihn mit seinem Theaternamen zu nennen pflegt, kam aus Ungarn nach Weimar. Entsprungen aus dem verarmten unteren Adel gelangte er, durch Mißgeschicke aus der Heimat verschlagen, in die klassische Stadt, und ihm fiel das besondere Los, daß er die Jahre 1803—1804, die Zeit des letzten, ver-

¹⁾ Goethes Nachgelassene Werke. Stuttgart und Tübingen, Cotta XLV.

²⁾ Pius Alexius Wolff, Leipzig, 1870.

³⁾ Noch zu seinen Lebzeiten erschien der Artikel «Grüner» in R. Blum — K. Herloßsohn — H. Marggraff: Allgemeines Theater-Lexikon IV, Altenburg und Leipzig 1841 S. 111. Daraus schöpfen: Ernst Pasqué: Goethes Theaterleitung in Weimar, Leipzig 1863, S. 291 ff. und Kürschner: Allgemeine Deutsche Biographie X 1870 S. 49—50. Vgl. Karl Glossy: Joseph Schreyvogels Tagebücher 1810—1823, II. Teil. Berlin 1903. — Ludwig Eisenberg: Großes Biographisches Lexikon der deutschen Bühne im XIX. Jahrhundert, Leipzig 1903 S. 361, August Sauer: Goethe und Österreich, Weimar 1904 II, S. XII—XIII.

einten Zusammenwirkens der klassischen Größen, an Goethes Seite miterleben konnte. Nach Goethes Theaterschule betrat er verschiedene deutsche Bühnen, und die reiche Begabung, die Goethe in ihm erkannte, erntete allseits Erfolg und Anerkennung. Doch nachdem er den Höhepunkt seiner Schauspielkunst überschritten hatte, kam er gescheitert in die Heimat zurück und beschloß, tiefgesunken, seine Laufbahn. Sein Name wird seiner Verdienste und Erfolge wegen in der Theatergeschichte genannt, doch mehr noch, als die Triumphe der sieghaften Wanderjahre, sind es seine Anfänge in Weimar, weswegen man gerne seiner gedenkt. Verfolgt man die noch ungeklärte Geschichte seines Lebens, so stößt man auf verdeckte Beziehungen, die seine Heimat mit dem klassischen Weimar verbanden.

I.

Grüner kam zuerst als der Mentor eines ungarischen Grafen nach Weimar. Sein Schützling, Johann Karl Graf Esterházy zählt zu jenen ungarischen Magnaten, deren Interesse für die deutsche Literatur im Wiener Theresianum erwachte. Einer seiner Erzieher, Johann Karl Unger, früher Professor in der Zips, war in der Kaiserstadt als Dichter bekannt und schien einen tieferen Einfluß auf ihn gewonnen zu haben. Unger verließ mit ihm das Theresianum⁴⁾, folgte ihm auf das Schloß nach Zseléz und regte seine literarischen Interessen auch fernerhin an. So kam Graf Esterházy nicht unvorbereitet vor «die Großen» nach Weimar, die seinen persönlichen Entwicklungsgang auf Jahre hinaus bestimmten. Goethe konnte er nicht begegnen, denn als er Anfang August 1801 nach Weimar kam, verweilte Goethe auf der Reise nach Pyrmont und Kassel⁵⁾; wohl aber wurde er bekannt mit der geistigen Hofhaltung Anna Amaliens, er erfreute sich der Teilnahme Wielands und schloß Freundschaft mit Böttiger, den er, wie viele seiner Zeitgenossen, als einen den Klassikern ebenbürtigen Vertreter der deutschen Literatur verehrte. Die Verbindung mit Wieland und Böttiger hielt er auch nach seiner Rückreise aufrecht und seine aus der Heimat nach Weimar gesen-

⁴⁾ Vgl. Wurzbach: Biographisches Lexikon B. 49 (1884) S. 61—63. Retzer schreibt hämisch an Böttiger, Wien, 13. August 1802: «Ungar (!) verließ aus Liebe für Esterházy das Theresianum, spannte aber seine Forderungen zu hoch, nebst einem ansehnlichen Kapital von mehr als 18 000 fl. wollte er noch 1800 fl. Gehalt, der Straßburger» — «ein lüderlicher Ex-Geistlicher» — «verdrang ihn nach 14 Tagen ganz aus E-s Hause.» Hdschr.: Königl. Bibl. Dresden, «Briefe an Böttiger, Quart B. 165. Nr. 00018.»

⁵⁾ Vgl. Tagebücher III. S. 15—33, 425: «Reise nach Pyrmont».

deten Briefe lassen vermuten, wie tiefgreifend der anregende Einfluß war, den seine emporstrebende Seele in Weimar empfing.

Den ersten Brief sendete er, noch heimkehrend, aus Augsburg an Böttiger und dankte darin für die freundliche Aufnahme, die ihm in Weimar zuteil wurde:

Augsburg, den 21. August 801.

Schätzbarster Freund

Beglückt durch das hohe Gefühl, Sie mit diesem herzlichen Namen zu begrüßen, benütze ich den ersten Ruhepunkt meiner Reise, um mein(em) Herzen einen Festtag zu machen, und um die Größe meines Glücks ganz zu fühlen, welches mich Ihren Herzen näher brachte; dort liegt Weimar denke ich — und dort sagt mein Herz, wohnt der Mann, der über dein ganzes Individuelles ich ein schöneres Licht verbreitete — —. Könnte ich nur Seine Freuden fühlen, seine Leiden dulden, könnte ich nur einen Augenblick die Decke der Zukunft aufrollen, um zu sehen, ob meine Armuth mit Böttigers Reichthum verhältnismäßig bestehen kann? Doch ich rechne alles auf Seine Herzengüte und in seinem Überfluß kann ich schwelgen — —. Meine Reise bis hierher gieng sehr geschwind, zu Koburg wurden wir arretirt, man hielt mich für den falschen Esterházy, mein Paß diente zu keiner Beglaubigung, nur durch die Aussage einiger, die den oben erwähnten Menschen persönlich kannten, wurden wir gerettet, nun gieng es mit Blitzes bis hierher unter fremden Nahmen und unter tausend Besorgnisse. Jetzt schöpfe ich wieder freyen Athem.

Den 25^{ten} geh ich nach Wienn, durch Ihre Freundschaft und durch meine Erfahrungen auf alles gefaßt, was das Schicksal mir bitteres entgeschicken kann — ist der Kelch zu bitter für einen Menschen, so weiß ich ein Asyl wo eines Freundes Hand mir winkt.

Denken Sie manchmal
an Ihren wahren Freund

Johann Karl Esterházy.

P. S. an alle, die durch Geist, Herz und Geburt Grüße von mir keine Empfehlungen, sagen Sie Ihnen nur Sie erwarten mich und sind mein Freund; dann ist es genug⁶⁾).

Nachdem Graf Esterházy Wien wieder erreicht und die Krankheit, die ihn dort nach seiner Ankunft überfiel, überstanden hatte, besorgte er Böttigers Aufträge und berichtete darüber wieder brieflich. Er tritt zugleich vermittelnd zwischen Böttiger und seinen vertrauten Freund, den deutsch-ungarischen Dichter Karl Anton Gruber, und übersendet die Handschrift von dessen «Lapidarschriften» mit der Bitte, Böttiger möge sie einem Verleger über-

⁶⁾ Hdschr. Königliche Bibliothek, Dresden, Briefe an Böttiger, Quart B. 44.»

geben. Böttiger war zu solchen Diensten gerne bereit, doch seine Bemühung führte diesmal zu keinem Erfolg. Nach dem Verlauf eines Jahres schreibt er darüber selbst an Gruber: «Das Manuskript Ihrer Lapidarinschriften ist diese Messe an Herrn Göschen in Leipzig abgegeben worden, damit er es durch Schaumburg an Sie befördere. Verzeihung wegen dieses langen Aufenthaltes. Ich hatte es, Ihren Wünschen gemäß, einem Buchhändler in Gotha mitgeteilt, der Anfangs einige Lust dazu zu haben schien. Dieser hatte es dem dortigen Professor Knies zugestellt und bei ihm war es verlegt worden. Erst vor einigen Wochen erhielt ich es zurück, und daher auch mein langes Stillschweigen. Ich freue mich sehr, daß Sie einen Verleger in Ihrem Vaterland gefunden haben. Auswärts gedruckt, hätte es bei der Zensurbehörde vielleicht gar Ungelegenheit gemacht. Wenigstens sind andere Wiener Freunde in der größten Verlegenheit deßwegen»⁷⁾). Graf Esterházy übersendete die Handschrift mit dem folgenden Brief:

Wienn, den 26^{ten} September 801.

Hoch EdelGebahrner
Schätzbarster Freund!

Ununterbrochen war meine Reise von Augsburg bis Wienn aber hier überfiel mich das Gallfieber, vier lange Wochen hatte ich zu dulden, und mußte unthätig bleiben, die süße Erinnerung der so göttlich durchlebten Tage in Weimar machte mich bald genesen, und die Seeligkeit in Böttiger einen Freund nennen zu dürfen, machte mich gesund.

Ihre Aufträge zu besorgen um nur in etwas erwidern zu können, was ich in so vollem Maße genossen, war nun meine erste Freude, daß Paquet an Retzer ist besorgt, weiter hab ich nichts besorgen können da ich noch zu Wienn bin, als einiges von meinen Freunden, von Joh. Karl Unger, und von Anton Karl Gruber. Ich wünsche daß Sie es wohl verdauen mögen, denn meiner Meinung nach ist Würze dabey — ich weiß nicht ob Sie meinen ersten Brief von Augsburg erhalten haben, es war ein Brief von meiner Reise an mich dabei. Sie scheinen dem Bilde gut zu seyn nun wollt' ich Ihr Herz perduzieren — Sie dankt herzlich für das Buch und Sie würde selbst schreiben wenn sie wüßte ob das kleine Licht des Johanniskäfers der Sonne gefallen könne — Briefe an mich haben: Sie nur die Güte an Retzern zu adressieren so auch Bücher — und die Antwort auf die Frage ob für mich noch ein Plätzchen in Ihrem Herzen sey — doch genug — die Zeit ist schätzbar und Böttiger unschätzbar —

lieben Sie

Ihren wahren Freund

Johann Karl gr. Eszterházy

⁷⁾ Hdschr. Bibliothek des Ungarischen National-Museums. Quart. lat. 771. — Weimar, den 11. Oktober 1802.

P. S. Ich bitte Wieland meiner Verehrung und Hochachtung zu versichern. N. S. Haben Sie die Güte das Lateinische Manuscript von meinem vielgeliebten Freunde Karl Anton Gruber einem Buchhändler zur Herausgabe zu übergeben, er verlangt kein Honorar sondern nur 24 Exemplare davon zu erhalten⁸⁾.

Die Sommer verlebte Graf Esterházy auf dem Gute zu Zseléz, zur Winterszeit begab er sich nach Wien, wo er als eine bekannte Persönlichkeit der Kaiserstadt galt; Johann Karl Unger und Karl Anton Gruber waren seine Begleiter. Die Weimarer Reise erhöhte sein Interesse für die deutsche Literatur, deren Entwicklung er seither zu verfolgen sucht. In einem erhaltenen Zettel an Gruber dankt er für eine Büchersendung, lehnt einen «unendlichen Wulst von nicht bedeutenden Romanen» ärgerlich ab und erwartet eine neue Sendung: «mit unendlicher Ungeduld erwarte ich nun die von Dir mir versprochenen Bücher, als — Der Abfall der Niederlande von Schiller und sein neues Theaterstück»⁹⁾ und in einem späteren Briefe an Böttiger möchte er wissen, ob nicht bald die Fortsetzung von Wielands Aristipp oder ein neues Werk von Schiller erscheinen werde. Karl Anton Gruber, der damals eine Sekretärstelle bei der Familie Batthyány inne hatte¹⁰⁾, erteilte ihm Unterricht in der Literatur und Ästhetik und führte ihn in den literarischen Kreis ein, der sich um den in Wien weilenden Schweizer Historiker Johannes von Müller scharte. «Ich habe nur zu viel Beweise» — schreibt Gruber über seinen gräflichen Schüler an Johannes von Müller — «daß er in philosophischen Gegenständen nicht uneben raisonniert und bey seinem Aufenthalt in Weimar von Wieland und Böttiger wirklich geschätzt worden ist; ich kann dieß immer durch Briefe bestätigen. Gegenwärtig gebe ich ihm Vorlesungen in der Ästhetik und bemerke täglich seine Fortschritte und seinen wachsenden Eifer. Sich zu vervollkommen ist sein Wunsch und sich nach und nach die Achtung großer Männer zu erwerben, sein kühnster Gedanke. Dieser Eifer und seine Herzensgüte, wovon ich so viel Proben habe, schließen mich an ihn und machen, daß ich ihn lieben

⁸⁾ Hdschr. Königliche Bibliothek, Dresden, Briefe an Böttiger, Quart, B. 44.

⁹⁾ Hdschr. Bibliothek des Ungarischen Nationalmuseums. Quart. lat. 771. «Zeléz den 31. July 802.»

¹⁰⁾ Vgl. Retzer an Böttiger, den 13. August 1802: «Nur mein guter aufrichtiger Rat hielt den armen Schlucker Gruber zurück, daß er nicht seine Sekretärstelle bei Batthyany verließ — nun wäre er ganz dienstlos». Hdschr. Königl. Bibliothek, Dresden, Briefe an Böttiger, Quart B. 165 Nr. 00018.»

muß»¹¹⁾. Dieser Bildungsdrang erwachte im Grafen Esterházy in Weimar: in den zwei folgenden Briefen gibt er sich selbst Rechenschaft darüber, wie sehr die Weimarer Eindrücke, die er tief in seine Seele schloß, ihn im Innersten erhoben haben:

Schätzbarster Freund!

Lange, ja eine Ewigkeit ist es das ich Sie nicht gesprochen, mein Herz liebt Sie noch immer, aber schweigen mußte ich denn meine Vernunft kehrte erst jetzo ganz wieder — der thörichte Liebhaber verschwand, und der vollendete Ehmann spricht nun mit Seinen Böttiger — ja geschehen ist — gebohren bin ich, geheurathet hab ich, nun bleibt nur noch das Sterben übrig — und ich habe meine Bestimmung erreicht, den Zeitraum bis dahin wünscht ich mir mit allen möglichsten Würzen zu versüßen — Ich hatte viele Ideen mir die mannigfaltigsten Genüsse des Lebens zu verschaffen; aber seit ich zu Weimar war, hab ich nur einen Wunsch, und der ist: meinen kleinen Wirkungskreis auszufüllen und Sie geliebtester immer Freund nennen zu dürfen — weiß ich durch eine baldige Antwort das dieses Schreiben an Ort und Stelle gekommen, so folgen mehrere und gewiß angenehme Briefe — Ihre Antworten erhalt ich sicher durch Retzers Hand, für jetzo muß ich enden denn ich komme erst zu mir selbst, es braucht wahrlich viel bis man in Ordnung ist — auch bitte ich diesen Brief nur Böttger dem Freunde nicht Böttger dem Gelehrten zu zeigen denn nur den ersten kann ich lieben, den letzten zoll ich Ehrfurcht und Hochachtung — an Ihre Gattin meine herzlichste Empfehlung — an Vater Wieland den heissesten Wunsch für sein Wohlseyn, gedenkt er noch meiner? Sie Lieben — drücke ich an mein Herz und erwarte sehnsuchtsvoll die Bestätigung das ich noch nicht ganz aus Ihrem Andenken ausgelöscht bin.

Mein Weib läßt sich herzlichst empfehlen.

Zeléz den 4^{ten} Februar 802

Ihr wahrer Freund

Johann Karl Eszterházy¹²⁾.

Noch deutlicher kommt die innere Umwandlung in dem folgenden Brief zum Ausdruck, den er, fast nach einem Jahre der Freundschaft, ebenfalls aus dem Grafenschloß an Böttiger schrieb. In dem Briefe fragt Graf Esterházy, ob es ihm Wieland übeldeuten möchte, wenn er ihm «einige Worte der innigsten Verehrung» schriebe? Auf diese Anfrage scheint Graf Esterházy eine ermutigende Antwort erhalten zu haben, denn er schließt den Briefen an Böttiger fortan auch ein Schreiben an Wieland bei. Diese Briefe an Wieland sind mit einem großen Teil von anderen, an Wieland gerichteten Briefen

¹¹⁾ Hdschr. Stadtbibliothek Schaffhausen: Handschriftlicher Nachlaß von Johannes von Müller.

¹²⁾ Hdschr. Königliche Bibliothek Dresden. Briefe an Böttiger. B. 44.

verloren gegangen¹³⁾; auch das eifrige Nachforschen im Zselézer Familienarchiv nach Wielands und Böttigers Briefen ist ohne Ergebnis geblieben.

Zeléz den 8ten Juny 802

Theuerster Freund!

Peccavi non sum dignus vocari filius tuus sub umbra alarum amicitiae tuae me abscondo — et cum firmo proposito emendationibus lubens meam poenitentiam absolvo —

Jung und wild als einen Natursohn der in der Barbarey aufgewachsen den fürchterlichen Kampf mit seiner Erziehung und tausend Vorurtheilen zu kämpfen hatte, lernten Sie mich kennen — das Gefühl des Wahren und des Schönen war tief in meiner Seele eingegraben — und die süßen Träume meiner feurigen Jünglingsphantasie zauberten mir Bilder vor, die, wenn ich sie belebte, mich zu einem Franklin oder zu einem Wilhelm Penn umschaffen sollten. Doch es waren Träume — ich lernte die Welt kennen, Ihnen brauch ich sie nicht zu schildern, meine Ideen waren nicht für unsre Menschen, und mein Herz wurde oft betrogen, klüger aber schlechter dadurch gemacht zog ich mich in mich selbst zurück, heirathete und habe einen einzigen Ihnen noch unbekanntem Freund mir gewonnen, mit welchem ich in meinem stillen Wirkungskreis ein Bürger derer lebe welche kommen werden, oder um Früchte zu tragen müßte ich in einem andern Boden versetzt werden — um doch nicht ganz zu verfaulen so sind meine Bücher, die Landwirtschaft, die Mutter Natur, und das Andenken an Weimar meine Lieblingsbeschäftigungen. Auch werde ich wenn Sie mir die Absolution (welche ich nun zu verdienen hoffe) erteilen, Ihnen etwas Schriftliches von mir Ungarn betreffend mittheilen, welches auch Vater Wieland, wenn Er will, lesen kan — ist Er gesund? — blüht ihm das Leben noch? — o! das der Parze Hand diesen merkwürdigen Lebensfaden noch lange fortspinnen möge. Was glauben Sie würde er zürnen wenn ich Ihm einige Worte der innigsten Verehrung schriebe? Nun leben Sie wohl, die Grazien leiten Ihre Schritte, denken Sie zuweilen

An Ihnen

Innigsten Freund

Johann Karl Gr. Eszterházy

NB. Denen Großen meine Ehrfurcht
Dem Freunde meine Liebe.

expekto absolutionem poenitens & emendatus.

Was mein Versprechen betrifft, so werde ich es nach Menschenmöglichkeit mit vielen Vergnügen erfüllen, nur wünsche ich das mein Böttger (si fas est dictu) auch hierin mir mit einem löblichen Beispiel vorgehen möge dixi¹⁴⁾.

¹³⁾ Zeitschrift für deutsches Altertum XIII. S. 290.

¹⁴⁾ Hdschr. Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg, Briefe an Böttiger. Beiliegend die Adresse des Grafen: «A Monsieur le Comte Jean Charle Esterházy de Galantha Seigneur de Zeléz; par Vienne, Raab, a Zeléz.»

Bietet Graf Esterházy in diesem Briefe die versöhnende Hand an Böttiger, so möchte er die Mißhelligkeiten, die Briefe von Unger und von seinem Reisebegleiter Akáts hervorgerufen hatten, in Frieden auflösen. Böttiger scheint dem Grafen wegen eines Zerwürfnisses mit Akáts mit Vorwürfen begegnet zu sein, er trug seinen Verdruß an Retzer und Gruber weiter und antwortete längere Zeit auf die Briefe des Grafen nicht. Er klagte ihn auch bei Gruber an, daß er seine Versprechen, die er in Weimar gegeben, bis zur Stunde noch nicht eingelöst hätte: «Ich habe lange kein so unbegrenztes Vertrauen in jemand gesetzt» — schreibt er diesbezüglich an Gruber — «als in den edeln Grafen Johann Esterhazy, und es thut mir daher doppelt wohl, daß Sie sein Verteidiger sind. Nur glauben Sie ja nicht, daß eben darin mein Grief bestehe, daß er von alten Münzen sprach, die er mir, und von alten Weinen, die er dem Erzvater Wieland schicken wollte. Zwar hätte ich gemeiner bürgerlicher Mann, in seiner Stelle dieß schon längst erfüllt, denn an Gelegenheit konnt es nicht fehlen; allein das wäre ja sehr niedrig und eigennützig, wenn ich auf so etwas auch nur im Geringsten rechnen wollte. Als ich ihm einige Bücher und Kupferstiche schenkte, fiel es mir nicht ein, ein Gegengeschenk haben zu wollen. Aber es lebt in Augsburg ein sehr braver und unglücklicher Mann, den der Herr Graf Esterhazy einst seinen Bruder und Freund nannte. Macht ihm sein Herz über diesen keine Vorwürfe, so habe ich nichts zu sagen, als den alten Vers des Horaz: Nil intra est alea, nil extra est in nidum»¹⁵⁾.

Der üble Leumund, der den Grafen umgab, mußte Gruber doppelt peinlich berühren, denn erst eben hatte er ihm seinen «Hymnus an Pallas-Athene» gewidmet und hatte von seinem gräflichen Gönner, «dem ein fühlendes Herz der Vorsicht Liebe gegeben, dem ein umfassender Geist über den Haufen erhebt», laut der Öffentlichkeit verkündet:

Wieland schätzt Dich, Freund! von Böttiger wirst Du geliebet
Und ehrst dennoch das Lied, das dir der Mindere singt.

Gruber nahm seinen Freund mit Erfolg in Schutz, und Böttiger mußte erkennen, daß er dem Grafen Unrecht getan habe. Er leistet bei Gruber Abbitte und möchte seine Vorwürfe vergessen wissen.

«Eine Bitte» — schreibt er wieder an Gruber — «muß ich vor allen Dingen so dringend als möglich an Sie ergehen lassen. Bringen Sie es bei dem würdigen Grafen dahin, daß er mir ja nicht etwa ein Geschenk

¹⁵⁾ Hdschr. Bibliothek des Ungarischen Nationalmuseums Quart lat. 771 «Weimar den 11. Oktober 1802».

macht, das ich nach allen was ohne meine Schuld vorgefallen ist, durchaus nicht annehmen darf. Auch bat ich ihn ja auch um einige alte Münzen.

Wohl aber wünschte ich, daß er Vater Wielanden sein gegebenes Wort lösen möge, und zwar darum, weil dann einige Spötter zum Schweigen gebracht werden. Denn dieß, ich darf es nicht verhehlen, verwundert mich tief. Ich hatte mit herzlicher Freundschaft von unsern lieben Grafen gesprochen, und der gute Wieland stimmte so eifrig zu. Nun fragte man Wieland über die Herzogl. Tafel, ob sein Hungaricum angekommen sei? Dieß fiel natürlich wieder auf mich zruück. Noch einmal leiten Sie alles so ein, daß nirgends weiter ein Mißton erklinge. Wie unaussprechlich werde ich mich freuen, mich in den edlen Grafen, an den mich etwas, wie mit Zauberbande zog, nicht geirrt zu haben. Ich werde ihm nun auch noch vor Ablauf dieses Jahres selbst schreiben»¹⁶⁾.

Als Böttiger diese drängenden Zeilen niederschrieb, war das «Hungaricum» für Wieland schon längere Zeit unterwegs; ein Brief an Böttiger, der die Sendung begleitete, lautet wie folgt:

Wienn den 7^{ten} 10^{br} 802.

Schätzbarster Freund!

Es ist schon eine geraume Zeit vorüber da ich den letzten Brief von Ihnen erhielt —. Sie haben es mir nicht gesagt, aber ich habe es erfahren. Dem Freunde der mich verdammt ohne mich zu hören, kann ich nicht antworten, bis Er durch Wiederrufung seines Urtheils meiner Rechtfertigung Gehör giebt, und bis ich versichert bin, das Er selber gern hören möchte, doch das ist eine Sache, die ich bloß Ihren Herzen überlasse — — mein Wort durch Thatsache geltend zu machen, erhalten Sie zwey Eimer echten Ofner, der auf meinem Gebürgen wächst, wovon ein Eimer nebst beyliegenden Brief an Vater Wieland abzugeben bitte —. Es ist ein bloßer Versuch, wenn er Beyfall findet, und wenn die Gabe durch den Geber nicht verliert, so können wir auch über einen größeren Transport einig werden. Dieser Wein bringt zwey Wirkungen hervor: als ächter Wein erquickt er das Herz des Menschen — und als Ungar stimmt er zur Aufrichtigkeit —.

An alle die sich meiner erinnern wollen meine herzlichste Empfehlung. Sollten Sie mich einer Antwort würdigen wollen, so bitte ich den Brief durch Retzer an mich abzusenden.

Ihr

wahrer Freund

Johann Karl Graf Eszterházy¹⁷⁾.

Dieser Brief stellte die Eintracht zwischen dem Grafen und Böttiger wieder her: der folgende und letzte der uns erhaltenen Briefe ist wieder im früheren vertrauten Tone gehalten. Graf Esterházy

¹⁶⁾ Hdschr. Bibliothek des Ungarischen Nationalmuseums Quart lat. 771. «Weimar den 18. Oktober 1802.»

¹⁷⁾ Hdschr. Königliche Bibliothek Dresden «Briefe an Böttiger» Quart B. 44.

ladet Böttiger, von dessen Wiener Reise er gehört, mit freundlichen Worten nach Ungarn ein, schreibt wieder gleichzeitig an Wieland und erkundigt sich nach dem Fortgange von dessen Aristipp; ein Seitenblick fällt auf Goethe: die Angriffe Kotzebues in der Berliner goethefeindlichen Zeitung «Der Freimütige», die in dieser Zeit bekannt wurden, hatten ihm den «großen Politiker und Dichter» verdächtig gemacht.

Wien den 4^{ten} April 803

Schätzbarster!

Sie hatten sich in mir getäuscht, dies ist mir um so lieber, da es mich Ihrem Herzen näher gebracht hat — Amnestie der Vergangenheit sey also hiermit zugesagt und der trauliche Handschlag wird doch nun bedingungsweise gegeben — Sie sind mir schadloshaltung schuldig für die Briefe, die ich so ungern entbehren mußte, und Sie müssen mich jetzo mehr lieben, da Sie so lange mich nicht liebten — also habe ich von Ihnen Liebe und lange Briefe zu erhalten. — Freilich hörte ich einstens das Sie Wienn besuchen und dann einige Tage mir und Ungarn schenken wollten, aber! um einen Schatz zu haben wird viel Glück erfordert und es sind Ihnen so viele die Ihn haschen suchen —. Da doch nun etwas ungarisches sich mit Ihrer Blutmasse vermischt haben muß, so ist dieser Gedanke nicht so heterogen, denn, wen die Tochter gefällt, der sollte billig der Mutter seine Aufwartung machen, und Sie, ein gebildeter Sachse noch dazu, wahrlich ich möchte gerne hoffen wäre es nicht so bitter sich getäuscht zu sehen. —

Mein Weib hat mir ein Mädchen gebohren, das ist das neuste was sich in meinem Hause zugetragen. — Retzer und Gruber besuchen mich täglich und da wird von Weimar wie von Athen gesprochen, es sind mehrere die wir bewundern, Einige, worunter Sie mein bester, welche wir herzlich lieben, aber der Freimüthige hat uns einen großen Politiker und Dichter sehr verdächtig gemacht.

Sollten wir nicht bald etwas neues z. B. die Fortsetzung des Aristipps oder etwas in Schillers Geiste zu lesen bekommen —. Verzeihen Sie, die hergestellte Harmonie macht geschwätzig, das wieder gefundene Zutrauen macht mich stolz. Ich raube Ihnen die Zeit ohne zu bedenken, wie viel Sie davon für mich zu verlieren haben — ich schließe. Mit Sehnsucht sehe ich Ihrem nächsten Briefe entgegen.

Ihr aufrichtiger Freund

Johann Karl Graf Eszterházy

N.B. Beigeschlossenen Brief bitte an Herrn Hofrath Wieland zu übergeben, an Ihre würdige Gattin von mir und meinem Weibe alles Herzliche¹⁸⁾.

Mit diesen Schreiben scheinen die unmittelbaren Beziehungen zu Weimar abgebrochen zu sein. Das Zselézer Schloß im Vágtale blieb

¹⁸⁾ Hdschr. Königliche Bibliothek Dresden «Briefe an Böttiger» Quart B. 44.

aber auch weiterhin eine gewählte Stätte der Musen. Hier verbrachte der junge Franz Schubert 1818 und 1824 als Musiklehrer der beiden Haustöchter angeregte Zeiten und komponierte manches Lied, z. B. Fouqués «Gebet vor der Schlacht» für das gräfliche Hausquartett¹⁹⁾. Daß Graf Esterházy auch für die damals neu erwachten ungarischen Kulturbestrebungen volles Interesse hatte, dafür ist der beste Beweis, daß er mit einer der Stifter der Ungarischen Akademie der Wissenschaften geworden ist.

Die ungarischen Magnaten besuchten auch fernerhin das klassische Weimar, und noch so manche Literaturbeziehung wäre aus den Briefen dieser Tage zu holen. Anhangsweise sei noch das Schreiben angefügt, das Vinzenz Graf Battyany aus Weimar ebenfalls an Böttiger sendete:

Hoch Geehrter H. Hofrath!

Wir waren nicht so glücklich Wielanden sehen zu können. In der Antwort auf die von H. R. R. Bertuch deshalb gemachten Anfrage wurde unvermeidliche Abhaltung erwähnt: die nach der Meinung des H. v. Bertuchs in etwas größerer Unpäßlichkeit besteht — Warum muß auch ein solcher Mann dahinschwinden.

Außer der Bibliothek Tifurt und dem Belvedere haben wir bereits alle hiesigen Merkwürdigkeiten in Augenschein genommen und da wir dabei obgesagten H. v. Bertuch zum Führer hatten recht sehr genoßen. — Sie sehen Hochgeehrtester H. Hofrath: daß ich mich einer Art für Ihre besondere Gefälligkeit zu danken bediene: wider welcher Ihre Bescheidenheit nichts einwenden kann. Ich erzähle nur wie interessant mir die Stunden hier verfließen u. dieß darf ich ja thun obschon ich eben dieß Vergnügen bloß Ihnen zuschreiben muß.

Ich bitte Sie von meiner unbegrenzten Verehrung überzeugt zu sein.
Vinzenz Graf Batthyány²⁰⁾.

Weimar d^{10t} aug 802.

II.

«Ungarn ist mein Vaterland, und Baromlak, ein kleines Dorf, mein Geburtsort.» Mit diesen Worten hebt eine Autobiographie an, die der Freund des Grafen Esterházy kurz vor seinem Eintritt in Weimar für Karl August Böttiger niederschrieb²¹⁾. In Baromlak kam Karl Franz von Akáts am 20. Januar 1776 zur Welt als letzter Sproß

¹⁹⁾ Vgl. Otto Erich Deutsch: Schubert in Ungarn. Pester Lloyd 13. Januar 1914.

²⁰⁾ Hdschr. Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg.

²¹⁾ Königliche Bibliothek Dresden. «Briefe an Böttiger.» Fol. B. T. N.: 18. (18 Seiten). Die folgenden Daten der Jugendgeschichte sind meist hieraus entnommen.

der dort seßhaften Adelsfamilie, deren Erinnerung im Dorfe heute nur noch die Familiengruft erhält. Im Geburtsort verlebte er heitere Kinderjahre. Nach dem Tode seines Vaters übersiedelt seine Mutter nach Pozsony (Preßburg), wo sie die Gattin des Arztes Torkos wird, und in der alten Krönungsstadt verbringt Akáts seine Jugend. Drei Jahre besucht er die dortige Militärerziehungsanstalt, sechs Jahre die Normal- und Lateinschulen. Die Mutter starb, der Stiefvater vermochte ihn nur wenig zu lenken: «Was war natürlicher» — so rechtfertigt er einen plötzlichen Entschluß — «als daß ich bey meinem großen Ehrgeize, heftigen Temperamente und denen damaligen Zeitumständen, wo eben der französische Krieg in sein Beginnen war, den kürzesten Weg wählte, und mich aus freyer Hand gegen den Willen aller meiner Anverwandten und besonders meines Stiefvaters, der von dem Soldatenstand eine besondere Abneigung fühlte, als Kadet bei dem in Presburg liegenden Hung. Inf. Regimente engagieren ließ.»

Schon sieben Jahre hatte er im Felde gedient, als er, unter Graf Vincenz von Kolowrat, in einem Gefecht verwundet, in das Augsburger Lazarett getragen wird. Nach der Genesung erhält er den Abschied und führt seine Pflegerin, die Witwe des gefallenen Hauptmanns von Rehling, als Gattin nach Ungarn heim.

Im Innersten erschüttert, betritt er nach langem Fernesein den Boden der Heimat: «O! wie mächtig pochte mir mein Herz» — schreibt er aus späterer Erinnerung — «da ich die Erde berührte, auf deren Rücken ich die glücklichste Zeit der Kindheit in froher und unschuldiger Geschäftigkeit vertändelte. Thränen der Freude entronnen meinen Augen.» Doch in der Heimat harren seiner Enttäuschungen und die peinliche Entdeckung, daß das kleine Erbe, das ihm die Eltern hinterließen, in den Händen seines Vormundes zerronnen war. Als bald erneut er die Beziehungen, die ihn mit dem «treuesten und weichsten» seiner Jugendfreunde verbanden, mit dem Grafen Johann Karl Esterházy, der, um dem heimgekehrten Schulgenossen eine Unterstützung zu gewähren, ihn als den künftigen Verwalter seiner Güter in das Grafenschloß einlädt.

Unter dem Schutze des gräflichen Gönners verbringt Akáts einige sorgenfreie Jahre. «Aus falscher Scham» behauptet er den einstigen äußeren Wohlstand, bis er das Erbe von Baromlak an fremde Hände abgeben mußte. Nachdem der eigene Besitz verloren war, findet er keine Freude mehr an der Verwaltung des fremden Gutes, außer dem Grabe seines einzigen Kindes bindet ihn nichts mehr an die Heimat, er strebt zurück nach Augsburg, zu den wohlhabenden Eltern seiner Gattin. Damals bereitete auch Graf Esterházy seine

Reise in das «Reich» vor, und so brachen die beiden zusammen auf und betraten zusammen den Weimarer Hof. Über Weimarer Erlebnisse berichtet uns die Autobiographie nicht, weil Böttiger darüber schon wohl unterrichtet war; nur in dem einen Ausruf faßt Akáts all seine Erinnerungen zusammen: «O! ich dank es ewig dem allmächtigen, daß mich mein guter Genius dahin führte, wo ich in der Bekanntschaft jener großen Männer Trost für die Zukunft und Glaube an die Menschenwürde gefunden habe; — Ich lernte die graue Mutter der Musen, die große Fürstin Amalie, lernte Sie! und Wieland! kennen.» —

Von Weimar reiste er mit dem Grafen nach Augsburg, wo er bei seinen Schwiegereltern einstweilen Aufnahme fand, aber seinen freimütigen Gönner verlor, denn in seiner unbescheidenen Art überwarf er sich mit dem Grafen, dem er so viel zu danken hatte, und trennte sich von ihm in Unfrieden. Auch in ihm erwacht nach der Weimarer Reise der Bildungsdrang, er nimmt Unterricht in der französischen und italienischen Sprache und gerne wäre er frei seinem Bildungsdrang gefolgt, hätten ihn nicht Brotsorgen niedergedrückt. In der Not sucht er den Grafen zu versöhnen und fährt am 13. Februar 1802 nach Ungarn, kehrt aber, vom Grafen Esterházy gar nicht empfangen, alsbald nach Augsburg zurück. Auf eigene Kräfte angewiesen, sieht er sich gezwungen, endlich einen Lebensberuf zu ergreifen und wählt mit der richtigen Einschätzung seiner Fähigkeiten die Schauspielkunst. Schon als Kind zog ihn ein Hang zur Bühne; er liebte die Puppenspiele, er baute sich selbst ein Theater, er erfand, seinen hölzernen Puppen anpassend, eigene Stücke; später waren die Komödien seine liebste Lektüre, als Offizier veranstaltete er im Felde Vorstellungen, im Jahre 1798 gab er mit einigen Kameraden einige Stücke zum Besten eines herabgekommenen Theaterdirektors, «und in drey Vorstellungen» — so berichtet er — «hatte dieser arme Mann so viel genommen, daß er seine Schulden bezahlen konnte und zugleich mit einem hinlänglichen Reisegeld versehen wurde. Hier spielte ich die Rolle des Abellino — und so habe ich bereits in mehreren Stücken theils in Gesellschafts-, Theaters-, theils in öffentlichen Schauspielhäusern in verschiedenen Rollen aufgetreten; als in Lorbeerkranz von Ziegler die Rolle des Prinzen; in der Aussteuer von Iffland die Rolle des Morfelds; in Armut und Edelsinn die Rolle des Majors und andere mehr. Wenn ich meine Spiele nach dem allgemeinen lauten Beyfall messen sollte, so müßte ich sehr gut gespielt haben; — aber wie unrichtig dieser Maaßstab ist, weiß ich sehr wohl —.» Nicht bloß Brotsorgen, sondern vor allem der Glaube an die hohe Sendung

des Schauspielerstandes führten Akáts zur Bühne. Das gute ständige Theater erscheint in seinen Augen als eine moralische Erziehungsstätte, die die Menschen erhebt und den Schauspieler zu einem reifen, ausgeglichenen Menschen heranbildet. Nimmer möchte er sich Wanderkomödianten anschließen, denn diese — meint er — möchten «seiner Bildung eine schiefe Richtung» geben. In der Nähe seines gräflichen Gönners muß er die Klage empfunden haben, die Wilhelm Meister auf den Lippen schwebt: während der Edelmann der harmonischen Ausbildung seiner selbst lebt, geht dem Bürger die Persönlichkeit verloren.

Akáts hoffte durch sein künstlerisches Vermögen das durch die Erziehung Versäumte und durch die Geburt Versagte erreichen zu können, und fühlte sich unwiderstehlich zum Theater hingezogen.

Mit der Hilfe Böttigers, den er erst jüngst in Weimar kennen gelernt und dessen weitverzweigte Beziehungen ihm bekannt sind, bahnt er seinen neuen Lebensweg vorsichtig an. Bald nach der Reise dankt er Böttiger in einem Briefe von Augsburg, den 18. September 1801 für die aufgebotene Freundschaft, meldet «an alle Herren, die sich erinnern wollen», sein untertänigstes Kompliment, bittet die Besorgung von Kleinigkeiten, vor allem der in Weimar bestellten Büsten von Wieland, Herder, Sokrates, Göthe und eine Gestalt zur Uhr» und zeigt die Geburt seiner Tochter Therese an. Böttiger antwortete auf diesen Brief nicht; allein als er von dem Zwiespalt der beiden Reisegefährten Nachricht bekam, scheint er auch Akáts seine Vorwürfe nicht erspart zu haben. Auf einen Brief Böttigers vom 16. Februar 1802 schreibt Akáts als Antwort die schon eingangs erwähnte Autobiographie, die er mit dem Datum «Augsburg am 1 ten Juli 1802» abschloß und in der Bitte ausklingen läßt, Böttiger möge ihm den Weg zu Iffland nach Berlin oder zu Goethe nach Weimar eröffnen. Der abschließende Teil der Lebensbeschreibung ist ein interessantes Dokument der Theatergeschichte, man sieht, wie sicher Akáts seine Begabung erkannte, und man vermutet, daß dieser Theaterenthusiast Goethe nicht unwillkommen sein wird.

Lange mich selbst prüfend, in welchem Felde ich am besten bestehen könne, worin mein weniges Wissen, meine Empfindungen und innigen Gefühle, meine Grundsätze von Moralischer Unabhängigkeit, Freyheit des Geistes mein Hang zur Thätigkeit und mühsamen Arbeiten am besten hinzupaßte, — so fand ich wenn ich mein Äußeres, mein Alter und meine heiße Begierde dazu rechnete, daß die Schaubühne vielleicht daß einzige Feld wäre, auf welchen ich mit Ehren als Sieger zu bestehen hoffte.

Ja Freund an Ihnen wende ich mich; Sie können mich durch Ihre Verbindung mit Hn. Iffland zum glücklichsten aller Menschen machen. Ihnen

wird es ein leichtes seyn, mir einen Anfänger Platz bey der Nationalschaubühne in Berlin, oder bey dem deutschen Theater in Weimar zu verschaffen, da ich fest entschlossen bin, wenn Sie sich meiner annehmen, mein ganzes Leben und alle meine Kräfte der Schaubühne zu weihen. Sie! der Sie mir selbst sagten Hr. Iffland wäre Ihr Freund, in Ihrer Gewalt liegt es einen Menschen auf seinen rechten Platz zu setzen, und was ein solcher Mensch nützen und werden kann, daß wissen Sie wohl selbst. — Wie oft küsse ich das Buch, mein größtes Heiligthum, was Ihre Güte mir zum Andenken gegeben, mit dem Zusatz, daß Sie es von Hr. Iffland selbst erhalten haben. — Glauben Sie mir, ich kenne die Wichtigkeit meines Unternehmens; Ich prüfte meine Kräfte wohl ob Sie meinen Wünschen angemessen wären. — O! wenn mir das Glück würde unter den Augen eines so großen Mannes, wie H. Iffland, bey meiner so heftigen Begierde darnach, auch für mich die Schaubühne zu bilden. Keine Mühe, keine Aufopferung würde ich scheuen, um mich seiner Näher zu bringen. — Ja selbst alle meine ausgestandenen Leiden würden für mich ein schöner Traum gewesen seyn. — Ich würde mich mit Vergnügen an den Verlust meines Vermögens erinnern, indem es mir nur als Mittel gedient habe, meinen sehnlichsten Wunsch frey nachleben zu können.

In mir vollkommen einig und entschlossen, lege ich Ihnen meine Bitte dar; fordere Ihre bekannten edlen Gesinnungen, fordere Sie! als Beförderer alles Schönen und Guten auf, meiner sich in der Hoffnung, daß ich der Kunst einstens Genüge leisten werde, anzunehmen. Würdigen Sie mich einer baldigen Antwort, welche bestimmt entscheide, ob mein Wunsch erhört wird, denn nur Berlin und Weimar ist meine Lösung; indem ich nie gesonnen bin mich an herumziehenden Banden zu schließen um da sowohl in meiner Bildung nur eine schiefe Richtung zu geben, als meinen moralischen Charakter dem gänzlichen Untergang auszusetzen. So groß meine Achtung für den wirklichen Künstler ist, eben so groß ist auch mit Mitleiden gegen den Tagelöhner. Die Schaubühne soll nur ein freyer Zufluchtsort meiner Gefühle und meines Verlangens zur Veredlung der Menschheit etwas beytragen zu können, für mich seyn. Aus diesem Gesichtspunkt bitte ich meine Bitte zu betrachten, und so hoffe ich gewiß, daß Sie mir Ihre gütige Verwendung schenken werden. —

Hier haben Sie den 1^{ten} Theil meiner Lebensgeschichte. O! möchte der zweyte, mir, durch Ihre Großmuth den 1^{ten} vergessen machen. —

Meine traurige Lage, in der ich gefährdet bin, mit den besten Willen der Menschheit verlohren zu gehen; — und die gewisse Ueberzeugung, daß jeder leidende Mensch an Ihr teilnehmendes Herz vollkommen Anspruch hat; und endlich die Begierde, mich diesem Fach zu widmen; — Ihre Freundschaft mit Hn. Iffland; Ihre nahen Verhältnissen mit denen Hn. Directeurs der Weimarischen Schaubühne; — sind die Ursachen welche mich entschuldigen mögen, daß ich Sie Hn. OberConsistorialRath mit einer Bitte belästige. — Ich lege meine Feder darnieder, und bitte Sie um Ihren weisen Rath, und gütige Verwendung; Uebergebe die Wirkung dieses Schreibens bey Ihren so edlen Herzen dem allmächtigen Schicksal über — — und schweige erwartungsvoll — Verbleibe mit der größten Hochachtung und innigsten Ehrfurcht Dero

Ergebenst

Akát.

Auf dieses ungestüme Bitten konnte Böttiger nicht ermutigend antworten. Er berichtete über die bedrückte Lage des ungarischen Gastes Anna Amalia und Wieland, und vorläufig hatte sich Akáts mit diesem Bewußtsein zu trösten. «Doch was klage ich?» — schreibt er am 2. August 1802 an Böttiger — «Habe ich nicht in Ihnen einen theilnehmenden Freund gefunden! Schenkten Sie nicht meiner Wunde, auf die edelste Art, den köstlichsten Balsam, indem Sie mir sagten, daß die Edle Frau, die Erhabene Herzogin und der graue Priester der Musen, der Ehrwürdige Wieland, sich meiner mit gerührten Herzen erinnert haben. — Meiner! Wer so tief diese große Barmherzigkeit empfindet. — Wer sich des Mitgeföhls des Edelsten und größten Menschen seines Zeitalters erfreuen darf — der hört auf unglücklich zu seyn!» Böttiger stellte Akáts die Schwierigkeiten und Hindernisse vor Augen, die ihm das Theater verschließen und empfahl ihm, sich um das Amt eines Hofmeisters zu bewerben, denn er begeisterte sich einst ebenso für pädagogische Pläne wie für die Bühne; hatte er doch noch vor kurzem, nach der Geburt seiner Tochter geschrieben: «Dahero wohl mir, daß ich Vater und Erzieher eines Mädchens geworden bin» und in seinem Briefe längere Betrachtungen über Mädchenerziehung eingeflochten. Doch Akáts ließ sich von dem einmal gefaßten Entschluß, sich der Bühne zu widmen, durch Böttigers Einwände nicht mehr wankend machen, er wiederholt vielmehr seine schon ausgesprochene Bitte, beruft sich diesmal ausgesprochen auf Böttigers «Freundschaft mit dem Hn. Geh. v. Göthe» und erklärt sich bereit, auch einen Anfängerposten bei der Weimarer Bühne anzutreten: «Könnte ich dahero bey der Schaubühne in Weimar einen Platz als Volonteur oder vielmehr als Schüler erhalten; so würde ich versuchen, die Hindernisse zu besiegen. Auf Gage mache ich unter dieser Zeit nicht den mindesten Anspruch.» Böttiger scheint wieder nur ausweichend geantwortet zu haben; denn in seinem neuen letzten Brief dankt Akáts zwar für seine Vermittlung, zeigt ihm aber zugleich an, daß er sich mit seiner Bitte an Goethe gewendet hat, und damit bricht seine Korrespondenz mit Böttiger ab. Dieses vorläufig letzte Schreiben an Böttiger lautet wie folgt²²⁾:

Augsburg am 12^t Septemb 1802.

Theuerster Freund!

Bey Durchlesung Ihres mir so unendlich werthen Briefes vom 25^t August wurde ich durch und durch erschüttert; Schon wollte ich ganz des Theaters vergessen, als mich ein unnenbahres Gefühl an mein Schreibtisch

²²⁾ Hdschr. Königliche Bibliothek, Dresden. B. Fol. T.

hinzog, und mich an dem Herrn Geheimen Rath Göthe zu schreiben zwang, wobey ich aber genau beobachtete, was Sie die Güte gehabt haben mir anzuzeigen. — Was wird wohl mein Schicksal seyn? — Ich harre mit Geduld und Ergebung. — Wie kann ich aber Ihren Zeitaufwand, Ihrer Freundschaft genug danken! Danken, daß Sie sich so viele, zwar fruchtlose Mühe gegeben haben; Doch jener Geist, der Sie belebt, benötigt nicht des Dankes in stolzen Wortgepräge, sondern des inneren, herzlichen — und dieser läßt sich nur fühlen aber nicht beschreiben.

Zu Ihrer so edelmüthigen Handlung werden Sie doch die Fortdauer Ihrer Freundschaft hinzufügen, so wie auch die unschätzbare Erlaubniß Ihr Correspondent bleiben zu dürfen; wenn Sie mich auch nur manchmalen mit einer Antwort würdigen; Ich füge noch die herzliche Bitte bey, wenn Sie ein Plätzchen erfahren wo man einen ehrlichen thätigen Mann wünscht, so denken Sie auf Ihren gewiß sehr unglücklichen Freund

Akács

Wüßte die Alte Herzogin vielleicht nicht so ein Plätzchen? Ich hätte schon längst gewagt an Sie zu schreiben, aber ich befürchtete Ihr ungelegen zu kommen, oder Sie gar zu beleidigen! rathen Sie mir doch! — Professor Salat²³⁾ läßt sich ihrem Herzen bestens empfehlen, und wünscht, daß Sie sich recht wohl befinden mögen. — Ich hätte auch an dem Hn. Hofkammerrath geschrieben, aber ich weiß dessen Namen nicht. —

Akács wendete sich unmittelbar an Goethe, und ein Schreiben Goethes löste alsbald die Versprechungen Böttigers ab. Dies Schreiben ist uns nicht bekannt, nur ein Eintrag im Tagebuch läßt erkennen, daß Goethe dem Theaterfreunde auf sein Anflehen antwortete und — wie das aus dessen Briefe ersichtlich — ihm die Erlaubnis gab, sich in Weimar persönlich zu melden. Damit war das Ziel erreicht, der Weg nach Weimar stand ihm offen.

Vorläufig noch durch Krankheit in Augsburg zurückgehalten, sendet er an Goethe tiefempfundene Worte des Dankes. Der Brief, in dem er das ganze Glück seiner Seele vor dem neuen hohen Gönner ausschüttet, ist erhalten und wird im Weimarer Goethe- und Schiller-Archiv verwahrt; dank der Liberalität des Direktors Wolfgang von Oettingen kann ich ihn an dieser Stelle mitteilen. Er lautet wie folgt:

Hochwohlgebohrn.

Insonders zu verehrender Herr GeheimRath!

Das tiefste Gefühl der Dankbarkeit, und der höchsten Freude hat mich so wortarm gemacht, daß ich mich unfähig fühle, den gerührten Zustand meines ganzen Wesens nach Würde zu schildern.

Die großmüthige Ausnahme die Euer Hochwohlgebohren bey mir machen, soll meine Liebe und mein Fleiß verdienen; O! könnte ich doch

²³⁾ Jakob Salat, Theolog, Philosoph, Allg. Deutsche Biographie 30, 1890, S. 194—197. Akács wurde mit ihm auf der Rückreise aus Ungarn nach Augsburg bekannt und beschrieb auch ihm seine Lebensgeschichte.

hineilen, so wie der schnelle Flug meiner Wünsche, aber mein Schicksal hat seine gewöhnlichen Launen nicht abgelegt; eine Krankheit, von der ich zwar schon zum Theil genesen bin, nur Mangel an Kräfte verzögern meine Reise bis zu ende dieses Monaths, dann aber soll mich nicht aufhalten, unter dem fremden Nahmen Franz Grüner meine Reise anzutreten und den heissen Wunsch meiner Seele zu befriedigen.

Um aber jedes Aufsehen zu vermeiden würde es von viellen Vortheil seyn, [so es geschehen kann ohne Euer Hochwohlgebohrn Ungelegenheit zu verursachen:] daß ich einen Paß von Weimar erhalte; dann von hier werde ich keinen auf einen fremden Nahmen bekommen können.

Wenn eine unbedingte Ergebung in deren göttigen Anordnungen von Wahl meines Neuen Standes mit Recht Fortschritte erwarten lassen, so Euer Hochwohlgebohren und ein heißes Verlangen nach Bildung, in der bin ich gewiß Ihrer Achtung und Würdigung zu verdienen. Die erhabenste Belohnung meiner Bemühungen!

Habe die Ehre mit der größten Hochachtung und Ehrfurcht zu seyn; Euer Hochwohlgebohren

Augsburg am 6^t 8^{tob} 1802

bereitwilligster Diener

Akáts.

Wie Wilhelm Meister wollte auch Akáts seinen alten Familiennamen nicht auf die Bühne tragen und tauschte ihn deshalb mit dem Theaternamen «Grüner» ein. Den Paß, den er von Goethe auf diesen Namen bat, scheint er erhalten zu haben. Goethe antwortete ihm am 17. Oktober, da sich in seinem Tagebuch die Spur eines uns nicht bekannten Schreibens an Akáts findet: «Hn. D'Acátz nach Augsburg mit einem Paß»²⁴). Kein Hindernis verlegte mehr seinen Weg nach Weimar, und schon wollte er die Reise antreten, da trat eine alte Krankheit mit doppelter Gewalt an ihn und zwang ihn auch fernerhin, in Augsburg zu verweilen. In der Sorge, durch die lange Verzögerung die Teilnahme Goethes zu verlieren, wendet er sich wieder brieflich an seinen Gönner. Auch dieser Brief ist im Weimarer Goethe- und Schiller-Archiv erhalten geblieben:

Augsburg an 6^t November 1802

Hochwohlgebohrner

Insonders zu Verehrender Herr Geheimer Rath!

Schon war meinen Gedächtniß die Rolle des Baraks eigen, und mein Kofer gepakt mein Platz in der Diligence bestellt und bezahlt, als mich vorgestern ein mächtiger Fieberfrost gewaltsam ergrief, mich zurück in das Bette warf und mit aller nur möglichen Stärke meine vorige Krankheit sich einstellte. — Heftiger hätte mich des Himmels Zorn nicht treffen

²⁴) Weimarer Ausgabe Abt. III, B. III S. 497 und Verzeichnis der Postsendungen: «d'Akáts Augsburg», 17. Oktober 1802. Weim. Ausg. Abt. IV. B. XVI. S. 498.

können, da mir der Arzt die tödliche Erklärung machte, daß ich diesen Winter jeder Reise entsagen mußte! Ob ich durch diesen wiederholten Streich des Schicksalls auch Ihre Gnade und Geduld verlohren, wird erst die Größe meines Unglücks bestimmen. — Mein schmerzliches Gefühl gränzt an Verzweiflung, so nahe mein Ziel, und jetzo wieder so weit entfernt! doch wage ich zu hoffen Euer Hochwohlgebohren werden mir die Erlaubniß großmächtigst gewähren, den mir so höchst göttig übersandten Paß einige Monathe später gebrauchen zu dürfen; denn eben diese Hindernisse befeuern meinen Muth, und kein Schicksall ist fähig, die heilige Flamme die schönste der Künste wohlthätig erwärmt, zu zerstören.

Die Schwäche meines Körpers erlaubt mir nicht eine Schilderung meines Zustandes, und ein Schreiben. Ich muß mich begnügen Euer Hochwohlgebohren: bloß recht innig zu bitten, des Schicksals bittere Laune nicht mir entgelten zu lassen, dann die Fortdauer Ihrer Gnade ist mir werther, als die Fortdauer meines Lebens. — Diese Hofnung ist das feste und einzige Band, so meine Seele in dieser gebrechlichen Hülle festhält.

Ich verharre mit aller möglichen Ehrfurcht und Hochachtung

Euer Hochwohlgebohren
bereitwilliger

Fr. v. Akáts.

Infolge der Krankheit verzögerte sich die Reise fast noch ein Jahr — erst im Sommer 1803 verließ Akáts Augsburg, um in Weimar ein neues Leben zu beginnen. In Nürnberg gesellte sich zu ihm Pius Alexius Wolff (1782—1828), der damals mit dem Empfehlungsbrief der Mutter in der Hand, zum erstenmal das Kaufmannshaus seiner Eltern verließ, und wie Akáts-Grüner zu Goethe eilte, um in die Schauspielkunst eingeführt zu werden. Als sie in Weimar ankamen, gab das Theater, begleitet von Schiller, in Lauchstädt Gastspiele²⁵⁾; Goethe verbrachte diese Zeit meist zuhause. Die erste Begegnung der beiden Theaterjünger mit Goethe erfolgte am 21. Juli 1803 und hatte auf beide Teile einen gleich tiefen Eindruck gemacht. Goethe prüfte sogleich die beiden «Rekruten» und bereitete sie durch einleitende Worte für die Schauspielkunst vor. Wolffs Freund Friedrich Schubert weiß zu berichten: «Über den Empfang der beiden jungen Männer von Seiten des großen Dichters hat mir Wolff erzählt, daß er nie wieder das erhabene Bild vergessen habe, welches ihnen Goethe von der Kunst entworfen, der sie sich widmen wollten, daß er aber, als er ihnen die Aufnahme zugesagt, mit der Bemerkung geschlossen habe: ‚Mit dem Gehen wollen wir anfangen‘²⁶⁾. Und

²⁵⁾ Dr. E. W. Weber: Zur Geschichte des Weimarischen Theaters, Weimar 1865, S. 96 ff.

²⁶⁾ Archiv für Literaturgeschichte IV 1875 S. 463 (= Biedermann: Goethes Gespräche I, 1889, S. 246). Auf den Brief von Wolffs Mutter ant-

Goethe selbst berichtet uns in den Tag- und Jahreshäften: «Als ich mir nun für diese Zeit das Theaterwesen ziemlich aus dem Sinn geschlagen hatte, ward ich im Geiste mehr als jemals dahin zurückgeführt. Es meldeten sich mit entschiedener Neigung für die Bühne zwei junge Männer, die sich Wolff und Grüner nannten, von Augsburg kommend, jener bisher zum Handelsstande, dieser zum Militair zu rechnen. Nach einiger Prüfung fand ich bald, dass beide dem Theater zur besonderen Zierde gereichen würden und dass bei unserer schon wohlbestellten Bühne ein paar frische Subjekte von diesem Wert sich schnell heranbilden würden. Ich beschloß, sie festzuhalten und weil ich eben Zeit hatte, auch einer heitern Ruhe genoß, begann ich mit ihnen gründliche Didaskalien, indem ich auch mir die Kunst aus ihren einfachsten Elementen entwickelte und an den Fortschritten beider Lehrlinge mich nach und nach emporstudierte, so daß ich selbst klärer über ein Geschäft ward, dem ich mich bisher instinktmäßig hingeeben hatte. Die Grammatik, die ich mir ausbildete, verfolgte ich nachher mit mehreren jungen Schauspielern, einiges ist schriftlich übrig geblieben»²⁷⁾. Aus späterer Erinnerung erzählt Goethe in einem Brief an Zelter: «1803, im August, kamen zwey junge Leute, Grüner und Wolff, hierher, die Gesellschaft war in Lauchstädt, ich hatte Zeit und Humor und wollte einen Versuch machen, diese beyden, eh jene zurückkämen, auf einen gewissen Punkt zu bringen... Beyde waren mit Glauben und Neigung zu mir gekommen, der eine den Militär-, der andere den Kaufmannsstand verlassend, und beyde haben es nicht übel getroffen.» Wie Goethe die Neulinge einführte, das läßt sich in seinen Tagebucheinträgen verfolgen. Am 22. Juli finden wir die Notiz: «Grüner und Geselle», am 24. Juli: «Grüner und Consort», tags drauf:

wortet Goethe am 1. September 1803: «Der Schauspieler befindet sich bey uns keineswegs in der Lage, wie in Oberdeutschland. Er ist, so lange er sich zu dieser Kunst bekennt, weder von guter Gesellschaft, noch andern wünschenswerthen Verhältnissen ausgeschlossen; so wie er auch, wenn er sie verläßt, wohl Gelegenheit findet, irgend eine bürgerliche Stelle zu bekleiden.» Die mißlichen Verhältnisse in «Oberdeutschland», auf die Goethe hier anspielt, scheint ihm Akáts geschildert zu haben. Akáts berichtete auch an Böttiger: «Uiberhaupt ist man hier in allen Begriffen um etliche Jahrhunderte gegen das übrige Deutschland zurück. — Die Dummheit und der Aberglaube, genährt durch die hiesigen Jesuiten, und diese unterstützt von der elendesten Regierung, haben hier Ihren Sitz aufgeschlagen» usw. An Böttiger, Augsburg am 2. August 1802. Vgl. auch Max Koch: Ein Brief Goethes nebst Auszügen aus Briefen Pius Alexander Wolfs, Studien zur Literaturgeschichte Michael Bernays gewidmet. 1893. S. 19 ff.

²⁷⁾ Vgl. Weimarer Ausgabe B. 35. S. 148.

«Grüner und Consort aus dem Theater», ebenso am 27. und 29. Juli. Im Monat August setzten die Übungen aus, sie beginnen wieder am 11. September: «Grimmer, Grüner, Wolff zur dramatischen Übung», 18. September: «Früh Wolff, Grüner und Grimmer» usw. In dieser ersten Zeit diktierte Goethe seinen Schülern die «Regeln für Schauspieler», die sie niederschrieben. «Ich dictierte die ersten Elemente» — schreibt Goethe — «auf welche noch niemand hingedrungen ist. Beyde ergriffen sie sorgfältig»²⁸⁾. Die Übungen wurden auch im Winter fortgesetzt: «Wir hatten aber damals so viel Lust zu leben und zu theatrisieren, daß mich im Winter ein Theil der Gesellschaft in Jena besuchte und unsere Übungen fortsetzten. Durch den Schnee war die Schnecke» — die Straße nach Jena — «impracticable geworden, Grüner verlor das Heft, das er in der Tasche als ein Talisman trug, welches er aber einige Tage nachher wieder bekam, indem er in allen Schänken Lärm geschlagen und es glücklicher Weise ein Fuhrmann aufgelesen hatte.» Diese Hefte von Grüner und Wolff ließ Goethe durch seinen Schreiber Geist abschreiben, die beiden Abschriften, die in einem «Dramatische Übungen mit Wolff und Grüner» beschriebenen Umschlag noch heute das Goethe- und Schiller-Archiv verwahrt, übersendete Goethe am 2. Mai 1824 an Eckermann, der sie zu einem gesäuberten Texte redigierte.

Nach einer einmonatlichen Probezeit wurde Grüner von der Theaterkommission, Goethe und Kirms, für drei Jahre für das Weimarer Hoftheater verpflichtet. Aus dem Kontrakt (1. September 1803)²⁹⁾, den er bei diesem Anlaß unterschrieb, spricht die strenge Zucht von Goethes Theaterleitung: für die wöchentliche Gage von 3 Talern kurant (im zweiten Jahre 4, im dritten Jahre 5 Talern) verspricht er dem Hoftheater, nicht nur als Schauspieler, sondern auch bey den Opern nach seinen Kräften Dienste zu leisten; die von der Oberdirektion ihm zugeteilt werdenden Rollen ohne Widerrede anzunehmen und mit Fleiß und dem besten Willen zu executieren, auch gleich anderen Mitgliedern des Theaters Statisten mitzu machen. Er verbindet sich ferner allen, von der Kommission zum Besten des Theaters getroffen werdenden Einrichtungen sich ohne Widersetzlichkeit zu unterziehen, mithin auch den Anordnungen der Regie und derjenigen Personen, deren besonders auswärts die Dirigierung des Theaters übertragen ist, sich um so mehr zu fügen, als diese allein der Kommission responsable sind.» Das erstemal

²⁸⁾ Brief an Zelter 3. Mai 1816.

²⁹⁾ Großh. Staatsarchive, Weimar. «A 10 016.»

betrat er die Weimarer Bühne am 1. Oktober 1803, bei der Aufführung des Julius Cäsar, wobei ihm wegen Mangel von Schauspielern zwei Rollen, die des Artemidorus und Lucilius zufielen.

Die Vorstellung war gut gelungen und hat besonders auf Schiller einen tiefen Eindruck gemacht. Tags darauf schreibt Goethe an August Wilhelm Schlegel über seine drei Theaterschüler Wolff, Grüner und Grimmer, der sich, von Schiller empfohlen, später zu ihnen gesellte: «Wenn Sie zu uns kommen, hoffe ich Ihnen wenigstens einige Szenen aus dem Calderon bey verschlossenen Thüren sehen zu lassen. Ich habe didaskalische Stunden eingeleitet, die mir viel Vergnügen gewähren und wodurch die öffentlichen Vorstellungen sehr gewinnen. So habe ich seit acht Wochen drey junge Leute, die noch nie oder kaum auf dem Theater gewesen, dergestalt zugerichtet, daß sie im Cäsar einklingend auftreten konnten. Ohne diese Vorbereitung wäre diese Vorstellung unmöglich gewesen»³⁰⁾. Mit der richtigen Einführung der neuen Kräfte beschäftigt sich auch Schiller, wie er überhaupt neben Goethe den Hauptanteil an der Leitung der Weimarer Bühne nahm. Vor einer Aufführung der Jungfrau von Orleans, in der Grüner den schwarzen Ritter gab, schrieb er an Goethe: «Grüner hätte großes Verlangen, in der Jungfrau von Orleans als Gespenst aufzutreten. In mancher Rücksicht würde ihm diese Art der Einführung nicht ungünstig seyn. Außerdem, daß die Rolle klein und also sehr genau einzulernen ist, kann sie auch mit einer gewissen ernsten Monotonie gesprochen werden und verlangt wenig Bewegung. Das Seltsame wird sich darinn mit dem Neuen gut verbinden»³¹⁾, und verspricht später Goethe: «Die neuen Figuren im Theaterpersonal will ich nützlich in der Jungfrau unterzubringen suchen». Ebenso benachrichtigt er Goethe, daß in Wilhelm Tell Grüner die Rolle eines «mitsprechenden Statisten» geben solle; in Wirklichkeit wurde er aber mit der Rolle des Geßler betraut³²⁾.

³⁰⁾ An A. W. Schlegel, 2. Oktober 1803.

³¹⁾ Über diese, zum Verständnis des «schwarzen Ritters» wichtige Angabe vgl. R. M. Werner: Euphorion XII 1905 S. 580 ff. — S. Jonas: Schillers Briefe. B. VII. S. 78.

³²⁾ Seine Rollen — aus der Theaterzettelsammlung des Weimarer Staatsarchivs zusammengestellt — sind folgende: 1. Oktober 1803 Julius Cäsar (Artemidorus, Lucilius); 8. Oktober dass.; 15. Oktober Spieß: Klara von Hoheneichen (Wolfgang, Klaras Diener); 29. Oktober Kotzebue: Die französischen Kleinstädter (Franz Rifflard); 9. November Ziegler: Der Lorbeerkrantz (Baron Rose, Leutnant); 23. November Iffland: Die Höhen (Rath, Baron von Krall); 5. Dezember Kotzebue: Die französischen Kleinstädter (Franz Rifflard); 23. Dezember Schiller: Die Jungfrau von Orleans (die Erscheinung des schwarzen Ritters ohne

Akát's sah seine an Böttiger geäußerten Wünsche in Erfüllung gehen. An dem angesehensten der deutschen Theater wurde er, wie bisher niemand, für seine Kunst gebildet und «Bildung» wurde ihm in Weimar in Überfülle zuteil. War es doch das bewußte Streben Goethes, die besten seiner Bühnenkräfte zu sich emporzuheben. Er stand mit Schauspielern in vertrautem, persönlichem Verkehr, um — wie er es später in den Gesprächen mit Eckermann betonte — der Welt zeigen zu können, wie hoch er den ganzen Stand achte. Den unvermittelten Einfluß seiner starken Persönlichkeit empfing Akát's-Grüner ebenso wie Pius Alexius Wolff. Aus Goethes Tagebuch ersehen wir, wie er in dessen Haus- und Tischgesellschaft eingeführt wurde, wie wenn es am 20. November 1803 heißt: «Abends Punschgesellschaft: Hr. Hofr. v. Schiller, Hr. Falk, Hr. P. Meyer, Hr. und Dem. Brandt, Demois. Silie, Hr. Grüner, Hr. Wolff, Hr. Ehlers, Hr. Destouches pp.» oder tags drauf: «Mittag Hr. Grüner»; am 12. Februar 1804: «Abends Thee und Abendessen Dem. Silie, Hr. und Mad. Müller, Hr. Grüner, Hr. Wolff, Hr. Ehlers, Hr. Oels». Zu dieser Gesellschaft lud Goethe den jungen Heinrich Voß ein, und in seiner Beschreibung läßt sich das rege Treiben dieser Abende verfolgen. «Gleich den ersten Abend» — am 12. Februar 1804 — «war eine Gesellschaft Schauspieler und Schauspielerinnen da, die sich immer bei ihm Sonntags zu Leseübungen versammeln.» Es wurde die dritte Idylle aus «Luise» gelesen, Goethe selbst las tiefbewegt den ersten Gesang. Der kleine Kreis blieb lange in fröhlicher Stimmung beisammen, «es wurden scherzhafte Unterhaltungen getrieben, gescherzt, gelacht, am Ende sogar die bunte Reihe hindurch geküßt.» — Goethe empfand es selbst, daß die nächsten seiner Schüler im Zeichen seiner Persönlichkeit stünden; bei Wolff, der längere Zeit in Weimar verblieb, war ihm sein Einwirken am augenfälligsten, und er spendete ihm das höchste Lob, als er ihn für den eigensten seiner Schüler anerkannte: «So viel ich auch ins

Namenangabe); 4. Januar 1804 Kotzebue: Hugo Grotius (Hauptmann Gasweiler); 25. Januar Die Freunde aus Andros nach Terenz (Sosia Sklave des Limo); 28. Januar Hugo Grotius (das.); 1. Februar Die Saal-Nixe (Bruno, Burgvogt zu Burgau); 8. Februar Iffland: Der Hausfriede (Hauptmann von Berg); 18. Februar Kotzebue: Die Hussiten vor Naumburg (Hauptmann des Procopius); 20. Februar Iffland: Die Höhen (Krall); 22. Februar Die Brüder nach Terenz (Hegio, Sostrates Verwandter und Freund); 25. Februar Wranitzky: Oberon (Babekan); 3. März Sedaine: Der Deserteur (Ein Kerkermeister); 7. März: Die französischen Kleinstädter (das.); 17. März Schiller: Wilhelm Tell (Hermann Geßler); 19. März (das.); 24. März (das.); 2. April: Die Hussiten vor Naumburg (das.); 7. April: Macbeth (Seiward und ein alter Mann); 14. April: das.; 18. April Iffland: Die Reise nach der Stadt (Schulmeister Wiese).

Ganze gewirkt habe und so manches durch mich angeregt worden ist, so kann ich doch nur einen Menschen, der sich ganz nach meinem Sinne von Grund auf gebildet hat, nennen: das war der Schauspieler Wolff.» Solch schöne Worte über Grüner vernehmen wir nicht, wie tief sich aber Goethe auch in seine Seele versenkt hat, wird uns später Gervinus bezeugen.

Trotz all den Anregungen, die die damals weithin berühmte Theaterstadt den Schauspielern bot, war der Weimarer Aufenthalt von Akáts-Grüner nur von kurzer Dauer. Nicht die harte Disziplin des Theaters hatte ihm — wie man es gewöhnlich behauptet — Weimar verleidet, sondern die subalterne Stelle, die er wie der viel jüngere Wolff bei der Bühne einnahm und die geringe Besoldung, die seinen von besseren Zeiten verwöhnten Ansprüchen nie genügte. Nach einem von Goethe und Kirms signierten Aktenstück wurde der Hofregistrator Lindenzweig am 29. September 1803 angewiesen, daß «nach dem mit dem Schauspieler Grüner unterm 1sten Sept. des geschlossenen Contract, erhält derselbe vom 1. Sept. c. a. an eine Sustentation von drey Thalern wöchentlich, welche von demselben alle vierzehn Tage, der nach Verlauf von 4. Wochen gegen Quittung der Groß. Theater Kasse zu erheben sind»³³⁾. Bevor noch der Kontrakt abgeschlossen wurde, erhielt Akáts-Grüner von Kirms ein schriftliches Versprechen, daß seine geringe Besoldung alsbald erhöht werden soll. Ein darauf bezüglicher, an ihn gerichteter Brief von Kirms hat sich in seiner eigenen Abschrift im Weimarer Hof- und Staatsarchiv erhalten:

Hier ist Herrn Grimms Kontrakt, den ich bitte mir nach Einsicht wieder zurück bitte. — Die Bedingungen werden Sie eingehen müssen, nur können Sie von Ostern an im Fall Sie bleiben können, sich mehr ausbedingen, als Herrn Grimmer zugestanden worden, worüber alsdann ein mehreres von Ihrem

ganz ergebensten Diener

J. Kirms³⁴⁾.

Donnerstag d. 18. August 1803.

Zu Ostern 1804 erhielt Grüner eine Gage von vier bis fünf Talern, aber auch mit dieser Besoldung war ihm ein längeres Verbleiben in Weimar unmöglich. Seine damalige mißliche Lage beleuchtet ein Gesuch vom 14. März 1804, in dem er neben Bitte um höhere Besoldung auch «manche andere höchst wichtige Vortheile» erwähnt, die ihn an das Großherzogliche Theater binden.

³³⁾ Großh. S. Staatsarchiv, Weimar «A 10016».

³⁴⁾ Großh. S. Staatsarchiv, Weimar «A 10016».

Eine Hochlöbliche Hof-Theater Comißion!

Der traurige Umstand daß mir meine Verwandten die sonst gewöhnliche Unterstützung vorenthalten; mit der Gage aber von Vier bis Fünf Thalern zu leben geradezu eine Unmöglichkeit ist; so sehe ich mich genöthiget um eine Erhöhung meiner Gage zu bitten —.

Es ist kein eitles Gefühl von Wichtigkeit, oder, Glauben an ein hervorstehendes Verdienst, welches mich zu diesen Schritte zwingt; ich fühle meine Schwäche nur zu sehr; sondern die Billigkeit dieser Bitte gründet sich auf ein Schreiben dd. 18. August 1803 von Herrn Hof-KammerRath Kirms bei Gelegenheit, daß H. Hofkammerrath mir den Kontrakt des Hrn. Grimmer zur Einsicht sendete; und auf die Uiberzeugung, daß ich bei einer Gage von Vier oder Fünf Thalern ein kümmerliches, die Kunst untergrabendes, und meiner Zukunft höchst schädliches Leben führen müßte.

Ich füge noch die Versicherung hinzu, daß wenn meine Quelle des Zuschlusses nicht vertrocknet wäre, ich mich einstweilen, wegen manche andern höchst wichtigen Vortheile, gerne begnügen würde; so aber sehe ich mich gezwungen, um die Beherzigung meines Gesuchs, recht dringend zu bitten. Signatum Weimar am 14^{ten} März 1804.

Grüner HofSch. ³⁵).

Dieses Verlangen, dem die Abschrift des privaten Briefes von Kirms beigelegt war, konnte bei der Theaterkommission nur einen ungünstigen Eindruck machen. Man würdigte Grüner überhaupt keiner Antwort, worauf er sich entschloß, das Theater zu verlassen. Das Patenkind Maria Theresiens muß die untergeordnete Stellung bei dem Theater schmerzlich empfunden haben und ergreift in der Bittschrift die Gelegenheit, seine frühere gesellschaftliche Stellung und den ersten Weimarer Besuch nachdrücklich zu erwähnen. Acht Wochen wartete er auf eine Antwort der Kommission, als diese Frist verstrichen war, bat er mit den folgenden Zeilen seinen sofortigen Abschied ³⁶):

An Eine HochLöbliche Hof-Theater-Comission!

Durch den Drang mancher Umstände gezwungen, fühle ich mich in die Notwendigkeith versetzt um meine gänzliche Entlassung von dem hiesigen Hof-Theater einzukommen.

Es sind bereits Acht Wochen verflossen seitdem ich die Bitte an Eine Hochlöbliche Theater-Comißion stellte; meinen Gehalt zu vergrößern. Ein Gesuch, dessen Billigkeit durch des Hrn. Hof Kammer Rath von Kirms; und zugleich durch die Unmöglichkeit von dem Gehalt zu Vier oder Fünf Thaler leben zu können, deutlich dargethan wird; Ohngeachtet der Klarheit dieser Gründe bin ich nach bereits Acht Wochen keiner Antwort gewürdigt.

Dieses Stillschweigen Einer Hochlöblichen Theater-Comission läßt mich

³⁵) Großh. S. Staatsarchiv, Weimar «A 10 016».

³⁶) Großh. S. Staatsarchiv, Weimar «A 10 016».

tief empfinden, in welche Klasse von Menschen ich geworfen werde, und zeigt mir deutlich den Werth an in welchem ich stehe, auch werde ich dadurch allenfalls belehrt, was ich für eine Antwort zu erhalten hätte. —

Ich will keineswegs die Aufopferung von Geld und übrigen Verhältnissen als Rücksicht anführen, welche ich wegen Hier und wegen dieser Kunst gemacht habe. — oder den Umstand, daß Eine Hochlöbliche Hof-Theater Commission meine vorigen Verhältnisse, mein vorigen Stand nicht unbekannt gewesen sey; Ich will über alles dieß hinaus gehen, so sehe ich demohngeachtet keine Ursache sowohl in meinen Betragen; in Rücksicht der Moralität, in Rücksicht der Kunst, die mich einer solchen bitteren Behandlung würdig gemacht hätte. — Diese Geringschätzung thut mir so weh, daß ich nicht anstehen kann bestimmt um meine augenblickliche Entlassung zu bitten.

Anbey kommt noch das Gefühl (ohngeachtet ich das ich ziemlich vorurtheilsfrei bin) der sich immer erneuernden Vergleichung des Verhältnisses, in welchen ich vor drey Jahren hier gewesen, und in welchen ich jetzt stehe. — Auch kann es seiner Durchlaucht nicht gleichgültig sein, einen Mann auf der Bühne zu sehen, welchen Er die Gnade hatte, an seinem Hof gezogen zu haben, und dessen Durchlauchtigste Mutter sogar an Ihre Tafel. —

Selbst wenn alles dieses nicht so wäre, so leiden es meine Familien Verhältnisse nicht, ferner mich Hier aufzuhalten, und ich muß daher bei so wichtigen und tiefempfundenen Gründen mein Gesuch um eine schnelle Entlassung wiederholen; welche um so leichter geschehen kann, da meine geringen Rollen leicht durch jeden andern Schauspieler besetzt und dargestellt werden können.

Signatum Weimar an dreyundzwanzigsten August 1804

Grüner HofSchauspieler.

Goethe antwortete selbst. Das ganz eigenhändige, bis jetzt ungedruckte Schreiben, worin er seinem Schüler «mit Dank für seine bisherigen Leistungen» die Entlassung erteilt, ist in einem entschieden wohlmeinenden Tone gehalten und bildet nach den letzten Bittschriften einen versöhnenden Abschluß von Grüners Weimarer Lehrjahren:

An den Schauspieler Herrn Grüner

Der Hofschauspieler H. Grüner, wird, auf sein geschehenes Ansuchen, aus bewegenden Gründen, von seinem eingegangenen Contracte mit Dank für seine bisherigen Leistungen, entbunden, und demselben hiermit seine Entlassung erteilt.

W. d. 25 May 1804

JWGth. Komm.³⁷⁾.

Am 18. April 1804 betrat Grüner, kurz nachdem er die bedeutendste seiner Weimarer Rollen, den ersten Geßler, zu spielen be-

³⁷⁾ Von Burkhardts Hand: «Abgegangen am 26. May 1804 B». Großh. S. Staatsarchiv, Weimar «A 10016».

gann — zuletzt die Bühne Goethes. Eine selbständige und leidenschaftliche Natur wie die seine, die viel besser befiehlt als gehorcht, sucht die freien Sphären der Betätigung: einen selbständigen Wirkungskreis konnte Grüner in Weimar nicht finden und darum mußte er die Stadt, in die er so glücklich eingetreten war, wieder verlassen.

Aus Weimar wendet sich Grüner nach München, wo er von 1804 an in Diensten des Hoftheaters steht³⁸⁾, seit 1807 ist er als Schauspieler und Regisseur mit dem Theater an der Wien verbunden und 1814—17 auch vorübergehend am Hoftheater engagiert³⁹⁾. Als Schauspieler wurde er in der Kaiserstadt — wie das Karoline Pichler bestätigt — allgemein beliebt⁴⁰⁾, besonders scheint sich seine Kraft in den Ritterdramen und «Roßkomedien» des Theaters an der Wien bewährt zu haben. «Wie geboren zum Helden für solche Stücke» — berichtet ein Zeitgenosse — «war da Franz Grüner, mit einem Organ, so kraftvoll und markig, daß es später durch den k. k. Hofschauspieler Anschütz und dessen Kunst nur annäherungsweise erreicht wurde»⁴¹⁾. Und Schreyvogel, der mit Akáts-Grüner in ständigem Verkehr stand, ist voll des Lobes über das ausgezeichnete Spiel seiner neuen Bühnenkraft: «Grüner ist eine Stütze des Theaters und mir attachirt» — «Grüner als Thoringer hat viel Gutes; überhaupt kann er die Stütze des Trauerspiels werden» — «Grüner hat brav gespielt» usw.⁴²⁾. Auch Theodor Körner, dessen Zrinyi Akáts-Grüner zuerst verkörperte, berichtet freudig an seine Eltern, daß Grüner für die Titelrolle seines ungarischen Stückes wie geschaffen scheint und der Vater, der selbst in Wien gewesen, benachrichtigt nach der Reise Goethe: «Grüner, der sich in Weimar gebildet hat, übernimmt den Zrini, und nach dem, was ich in der Rolle des Mahomet und des Tell von ihm gesehen habe, erwarte ich viel Gutes»⁴³⁾. Wie glänzend die Vorstellung gelang, wie Grüner schon nach dem

³⁸⁾ Vgl. Franz Grandaur: Chronik des königlichen Hof- und Nationaltheaters in München. München 1878, S. 60.

³⁹⁾ Vgl. Eduard Wlassak: Chronik des k. k. Hofburgtheaters, Wien 1876 S. 138. — Rub: Das Burgtheater, Wien 1913, S. 182.

⁴⁰⁾ Vgl. Denkwürdigkeiten aus meinem Leben B. III. Wien, 1844, S. 9.

⁴¹⁾ Vgl. Ferd. Ritter von Seyfried: Rückschau in das Theaterleben Wiens seit den letzten 50 Jahren, Wien 1864, S. 225 ff. — Sein Spiel des Severins in Holbeins «Fridolin oder der Gang nach dem Eisenhammer» schildert Klingemann: Kunst und Natur. Blätter aus meinem Reisetagebuche, Braunschweig I, 1823 S. 67.

⁴²⁾ Joseph Schreyvogels Tagebücher 1810—1823 hg. von Karl Glossy, Berlin 1903 II. Teil, S. 76. 28. Oktober 1814; — S. 27, 17. April 1814; — 14. August 1815 S. 119. —

⁴³⁾ Vgl. Goethe-Jahrbuch VIII., 1887, S. 60, am 24. September 1812.

zweiten Aufzug gerufen wurde und er schließlich den Dichter mit vor das begeisterte Publikum zog, ist in Körners Briefen an seine Eltern beschrieben⁴⁴).

Noch bedeutsamer als die Schauspielkunst wurde die Wiener Regietätigkeit von Akáts: sie weist noch vollends auf Weimar zurück. Er führte auf seinen Bühnen das Drama der Klassiker ein, er bearbeitete zu diesem Zweck mehrere Dramen von Goethe und Schiller und trug durch diese seine Bühnenleitung viel dazu bei, daß die Werke seiner Meister in Österreich Boden zu gewinnen vermochten. Als einer der ersten brachte er Goethes *Götz* auf die Bretter und ließ seine Bühnenbearbeitung selbst im Druck erscheinen⁴⁵). Diese für die Bühnengeschichte des *Götz* so wichtige Schrift wurde wiederholt erörtert und es bleibt dabei, sie ist nicht schlechthin als eine Verballhornung des Originals zu bezeichnen. Aus künstlerischen Prinzipien läßt sie sich nicht rechtfertigen, wohl aber aus dem in der Vorrede angegebenen Gesichtspunkte: aus dem Bemühen, «alles aus dem Wege zu räumen, was Einer Hochlöblichen k. k. Censur anstößig seyn könnte». Das Stück ging mit großem Beifall über die Bretter (18. März 1809), wurde aber nach einigen Wiederholungen, vielleicht unter dem Eindruck von Napoleons Einzug in Wien, von der Bühne wieder abgesetzt. Grüner spielte selbst den *Götz* «mit gehöriger Kraft und Derbheit», so daß die übrigen Mitwirkenden nur als «Schlagschatten» seiner Meisterschaft erschienen⁴⁶). Nach der erfolgreichen Aufführung des *Götz* richtete Grüner Schillers *Tell* für die Bühne ein. Die Bearbeitung war diesmal weit schwieriger; denn wenn im *Götz* nur der Bischof von Bamberg in einen Herzog von Franken verwandelt werden mußte, so stellte die Zensurbehörde jetzt gegen die Anspielungen, die Schillers Volksstück auf das Haus Österreich enthält, schwere Forderungen. Der ganze fünfte Akt fiel weg, die Rütli- und erste Attinghausenszene wurde größtenteils gestrichen, und trotz dieser Verstümmelungen konnte Graf Pálffy nur mit Mühe

⁴⁴) Vgl. am 1. Januar 1813. Theodor Körners Briefwechsel mit den Seinen. Leipzig, 1910 (hg. E. Peschel).

⁴⁵) *Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand*. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen. Eingerichtet für das k. k. priv. Theater an der Wien von Franz Grüner, Wien 1809. Im Verlag bey Johann Baptist Wallishäuser. Vgl. Paul Seliger: Eine alte Bühnenbearbeitung des *Götz*, *Die Gegenwart* B. 38 1890 S. 153—156; John Scholte Nollen: *Goethes Götz von Berlichingen auf der Bühne*, Leipzig, Diss. 1893, S. 56—92.

⁴⁶) Vgl. Wenzel Tomaschek: *Libussa*, Jahrbuch für 1846, hg. von Paul Aloys Klar. V. Prag. S. 366.

bei dem Fürsten Metternich die Erlaubnis zur Aufführung erringen. «Grüner spielte den Tell» — berichtete der «Sammler» — «in der bekannten Manier des Abällino, Thorringer usw. Das übrige Personal that sein Möglichstes, wenigstens nichts zu verderben.» Auch war Akáts-Grüner der erste, der Kleists Kätchen von Heilbronn auf die Bühne brachte (17. März 1810), doch ist seine Bühnenbearbeitung zurzeit noch nicht bekannt geworden. Anderwärtige Versuche, wie die Bearbeitung der Sage von der weißen Frau von Neuhaus in A. F. E. Langbeins Stück: «Der süße Brei» (1816), mißrieten; doch «es geschieht ihm wohl recht» — so denkt über den Mißerfolg Schreyvogel — «wer heißt ihm, den Schriftsteller zu machen und nicht einmal jemand zurate zu ziehen»⁴⁷⁾. Die hervorragende Bühnenwirksamkeit führte ihn in die literarischen Kreise Wiens ein; verzweigte persönliche Beziehungen verrät der Respekt und Gruß, den ihm Zacharias Werner durch Karoline Humboldt aus Rom bestellen läßt⁴⁸⁾.

All dies beweist, daß Grüner nicht unrecht hatte, als er, vielleicht vorzeitig, Weimar verließ und in Wien seine eigenen Wege ging. Goethe freute sich des Erfolges seines Schülers, wenn er an Zelter schreibt: «Daß Grüner in Wien sich zum mächtigen Schauspieler, ja zum Direktor aufgeschwungen, zeigt, daß auch er an einem gewissen Fundamente» — nämlich an den Regeln für Schauspieler — «gehalten habe.» Aus ganz anderen Verhältnissen als während der Weimarer Lehrzeit erneuert Grüner seine Beziehungen zu Goethe und Böttiger. Böttiger besuchte den schon berühmt gewordenen Schauspieler bei seiner Wiener Reise; Grüner hingegen meldete ihm die Grüße des Grafen Esterházy, mit dem er wieder versöhnt zu sein scheint, und bittet um Empfehlungen für seine deutsche Kunstreise und für seine Gastspiele, die er in Dresden und Leipzig zu geben gesonnen ist⁴⁹⁾. Vor allem aber blieb in Grüner die dankbare Erinnerung an Goethe erhalten. Goethe erhielt den Leopoldsorden, die Auszeichnung erregte Aufsehen in Wien und gibt Grüner die Gelegenheit, sich wieder brieflich bei Goethe zu melden. Der Brief, im Weimarer Goethe- und Schiller-Archiv erhalten, ist fast zehn Jahre nach den Weimarer Lehrjahren geschrieben und bringt dennoch die Bewunderung für Goethe, die Akáts-Grüner mit sich nach Wien genommen hat, unvermittelt und aufrichtig zum Ausdruck.

⁴⁷⁾ Joseph Schreyvogels Tagebücher 1810—1823.

⁴⁸⁾ Euphorion XVI, 1909, S. 429, Albert Leitzmann.

⁴⁹⁾ Hdschr. Brief vom 3. Januar 1816. Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg.

Euer Excellence

Verzeihen Sie dem ungestümen Drange, dem ich nicht zu widerstehen vermag, in aller Ehrfurcht durch diese Zeilen, meine freudige Empfindung auszusprechen, welche mich mit tiefer Rührung ergriff, als ich erfuhr, daß mein allergnädigster Kaiser, den Orden des Leopoldi so hoch ehre, daß er damit die Brust des größten Mannes seiner Zeit bekleide; in dieser gerechten schuldigen Auszeichnung liegt so viel beruhigendes, so viel tröstendes für die Zukunft; es ist so herzerhebend in Vorsatz zu allen Guten und Erhabenen, das Verdienst gekrönt zu wissen.

Heil! Heil meinem großen Kaiser! Er ist der sichere Hort für deutsches Verdienst, und für deutsche National-Würde!

Möchten Euer Excellence, diese Äußerung meiner Theilnahme -- meiner innigsten Dankbarkeit -- meiner ehrfurchtsvollen Ergebenheit, und höchsten Verehrung Ihrer Person nicht ungütig aufnehmen und mich Ihrer gnädigen Erinnerung und Ihres Wohlwollens würdigen.

Euer Excellence

ganz ergebener

Franz Grüner

k. k. Hofschauspieler.

Wien, den 18^{ten} July 1815.

An des

Herrn W. v. Göthe,

GroßHerzog Weimarischer GeheimRath und Ritter des Kommandeurkreuz des Oesterreich. Kaiserl. Leopoldi Ordens; Excellence
in Weimar.

Grüner. Freihaus-Wieden-Hof 5.

Stiege 23 Stck. 2. (Siegel F. A.).

Aus Wien begab sich Akáts nach Darmstadt. «Grüner geht nach Darmstadt, ich kann ihn nicht abhalten»⁵⁰⁾, schreibt Schreyvogel in seinem Tagebuch am 8. März 1816, und schon im Monat April stand Akáts statt des entlassenen Regisseurs Nagel an der Spitze des hessischen Hoftheaters⁵¹⁾. Vierzehn Jahre behielt Akáts diese Stelle und die vierzehn Jahre seiner Theaterleitung wurden die klassische Blüteperiode der hessischen Schauspielkunst. Der Großherzog Karl Ludwig spendete große Summen zur Hebung seiner Hofbühne, vor allem für die Aufführung von Opern, doch Grüner trug Sorge dafür, daß das Schauspiel nicht vernachlässigt wurde. Er führte Neuerungen, wie das Nachlesen, auf die Bühne ein⁵²⁾ und entfaltete, der

⁵⁰⁾ Vgl. Glossy B. II. S. 165.

⁵¹⁾ Dismar Fuchs: Chronologisches Tagebuch des Großherzoglich-Hessischen Hoftheaters von der Begründung bis zur Auflösung desselben. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Schaubühne. Darmstadt 1832. S. 90.

⁵²⁾ Eduard Devrient: Geschichte der deutschen Schauspielkunst. Berlin, B. II (Neudruck, 1905) S. 242.

Prunkliebe des Großherzogs folgend, bei einzelnen Vorstellungen einen geradezu verschwenderischen Pomp; die Aufführung der Jungfrau von Orleans hatte alles damals Bekannte an Pracht und Glanz überboten. Als Schüler Goethes und als Darmstädter Theaterdirektor führte ihn Gervinus in die deutsche Literaturgeschichte ein: «In Darmstadt haben wir ihn selbst gründlich gesehen, wo er die Ungunst des Publikums durch sein Auftreten überwand und als Regisseur mit höchst geringen Mitteln eine Zeitlang ein klassisches Repertoire schaffte und ganz im Sinne des Meisters das nicht sehr gelehrige Parterre bis zu Terenz und Holberg führte»⁵³). Wie sich einst Akáts-Grüner bei Goethe meldete, so trat auch vor den Darmstädter Theaterdirektor ein von Bildungsdrang geleiteter Jüngling, der bei der Bühne Zuflucht suchte: Gervinus, der, den Kaufmannsstand verlassend, sich unter Akáts-Grüners Leitung der Schauspielkunst widmen wollte. In Gervinus' Autobiographie tritt uns Akáts während seiner Reifezeit mit lebendiger Frische entgegen. — «Er war» — so schildert ihn Gervinus — «neben Aug. Dref der spezielle Schüler Goethes in Weimar gewesen und er hatte sich so in Weise und Wesen seines verehrten Meisters eingelebt, daß wer Goethen persönlich nicht kannte, sich in vielen Beziehungen an seinem Schüler eine Vorstellung von dem Dichter bilden konnte. Grüners ganze Persönlichkeit war von einer imponierenden, überlegenen Art; der Ausdruck seines Gesichtes (von dem ich einen vortrefflichen Umriß von Sandhad diesen Blättern beilege, weil er werth ist, nicht verloren zu gehen) war von einer martialischen Kraft, Festigkeit und Sicherheit, und so war sein Urteil überallhin bestimmt klar und scharfumrissen, seine Menschenkenntniß so tief wie weit, seine Natur für eindringlichen Ernst so wohl gestimmt wie für den heitersten Humor. Von dem verschwenderischen häuslichen Leben des verschuldeten Mannes gingen in der Stadt viele mythische Erzählungen um, die ihm die sittliche Gunst des Publikums entzogen; seine ästhetische Gunst erzwang der geniale Künstler gleichwohl, so oft er auftrat. Sein Spiel war ganz Kraft und gesunde Natur; ihn lesen zu hören, einfach und ohne jede theatralische Manier war ein Genuß ohne Gleichen. Sein Galeotti und Paul Werner, sein Wallenstein und Tell, sein Götz und Alba, sein Brutus, sein König im Leben ein Traum, sein Doge in Fiesco u. a. waren Meisterstücke der Bühnenkunst; und so selbst viele Rollen aus Dramen geringen Werthes: sein Friedrich II. in Töpfer's Tages-

⁵³) Geschichte der deutschen Dichtung. Leipzig B., V. (1874, 5. Aufl.), S. 619.

befehl sollte den Großherzog, der den alten Fritz gesehen hatte, so lebendig an den großen Todten erinnert haben, daß er erschüttert das Theater verließ. Diese Kunstleistung des Vaters nun hatte mich allezeit ganz anders gefesselt, als die der Tochter; und noch waren sie vielleicht die kleinere Seite seiner Verdienste»⁵⁴). Gervinus liebte Grüners Tochter Therese, die, wie später ihre jüngere Schwester Fanny, ebenfalls der Bühne angehörte⁵⁵), und vor allem diese Liebe führte ihn, als er, im Dunkel tastend, einen Ausweg suchte, dem Theater zu. Prächtig beschreibt Gervinus, wie er das erstemal (7. Juli 1823) Grüner vorgestellt und von dem «stattlichen Herrn» mit der kräftig vornehmen Haltung, die ihm eigen war, aber mit gewinnender Herzlichkeit aufgenommen wurde.

Gervinus entdeckte Grüner seinen Plan, Schauspieler zu werden: «Er hörte mich theilnehmend an; er zeigte alle menschenkennende Rücksicht auf diese Hindernisse» — der Widerstand im Elternhause — «er sah mich auf den Entschluß an sich selber ernstlich an; er ließ sich durch meine Eckigkeit und Blödigkeit nicht irren; er äußerte in aller Bestimmtheit, der Bühne sei ein Nachwuchs unerläßlich, dem es mit Kunst und Bildung ein heiliger Ernst sei. Er erkannte durch allen Phantasterei hindurch, daß es an diesem Hauptpunkte bei mir nicht fehle, der ich von Läuterung der Kunst und Veredelung der Bühne schwärmte und von dem Gedanken bewegt war, schon jetzt für die Darmstädter Bühne ein Dramaturg und kritischer Lenker zu werden»⁵⁶). Eines Abends ordnete Grüner die Lektüre von Hermann und Dorothea an; er las den ersten Gesang. Das war für Gervinus «ein gespannter, aber ein seliger Abend».

Die glückliche Zeit in Darmstadt nahm ein jähes Ende. Am 6. April 1830 starb der Großherzog Ludwig, und damit war es mit der Glanzzeit des Theaters vorbei. Das Hoftheater blieb nach den Trauerfeierlichkeiten geschlossen und konnte nicht eröffnet werden, bevor nicht die ungeheuren Theaterkosten auf das mindeste beschränkt waren. Der Intendant Akáts-Grüner wurde entlassen und sollte — zum Ersatz für die 6000 Gulden, die er bisher mit seinen beiden Töchtern erhielt — mit einem Gnadengehalt von 800 Gulden in Ruhestand treten, doch diese Unterstützung löste er leichtsinnigerweise mit einer Aversionssumme von 8000 Gulden ab⁵⁷).

⁵⁴) G. G. Gervinus Leben von ihm selbst 1860. Leipzig 1893. S. 91.

⁵⁵) Dismar Fuchs. S. 190.

⁵⁶) G. G. Gervinus Leben S. 96.

⁵⁷) Dismar Fuchs: a. a. O. S. 246.

Nach ihm übernahm unter viel bescheideneren Bedingungen Karl von Holtei die Regie⁵⁸⁾.

Kurz nach der Julirevolution finden wir Akáts in Paris⁵⁹⁾. Der Glanz der großen französischen Schaustücke und Opern schien allerdings das richtige Feld für seine Regiekunst zu sein, aber die bewegten Tage der Julirevolution waren nicht günstig, um in Frankreich festen Fuß zu fassen. Er kehrte, gewiß nicht ohne bedeutende Eindrücke und Erfahrungen, nach Deutschland zurück und fand alsbald wieder einen Wirkungskreis, der seinen Neigungen entsprach, bei dem Theater zu Frankfurt am Main. «Was Darmstadt bisher besessen hatte, wollten jetzt die reichen Kaufleute Frankfurts besitzen,» sagte der Frankfurter Gutzkow⁶⁰⁾. Im Sommer 1831 wurde er als Intendant zum Theater berufen, nach 6 Jahren, am 30. April 1836 wurde er wieder entlassen⁶¹⁾, denn das «theatralische Sardanapol», das er hervorzuzaubern wußte, konnte selbst die reiche Stadt Frankfurt nicht weiter erhalten und die Aktionäre des Theaters trachteten ohnehin seine Stelle mit dem jungdeutschen Seydelmantel zu besetzen⁶²⁾.

Mit Frankfurt waren die schönen Tage für Akáts endgültig vorbei. Keine Bühne wollte sich dem Verschwender anvertrauen. Er fristete seitdem sein Leben eine Zeitlang als Schauspieler an dem Theater an der Wien und kehrt als «Theaterkonsulent» an dem 1812 festlich eröffneten deutschen Theater in Pest in die Heimat zurück⁶³⁾. Nach einigen Jahren begab er sich wieder nach Wien, wo er bei dem Burgtheater das Amt des Nachlesers und Bibliothekars versah. Seine letzten Jahre soll er — nach Gutzkow — in Not und Elend in Pest verbracht haben. Die traurige Gestalt der letzten Zeit hielt Gutzkow in dem Genrebilde «Der Fleckenreiniger»,

⁵⁸⁾ Karl von Holtei: Vierzig Jahre, hg. Max Grube, 4. Aufl. Breslau, 1898, B. II. S. 241.

⁵⁹⁾ Blum-Herloßson-Marggraf: Allgemeines Theaterlexikon. B. IV. 1841. S. 111. —

⁶⁰⁾ Karl Gutzkow: Die kleine Narrenwelt. Erster Theil. Frankfurt am Main 1856. S. 75.

⁶¹⁾ A. H. E. Oven: Das erste städtische Theater zu Frankfurt a. M. (Neujahrsblatt des Vereins für Geschichte und Altertumskunde zu Frankfurt a. M. für das Jahr 1872) S. 53, und Gutzkow: Die kleine Narrenwelt S. 77.

⁶²⁾ Vgl. H. H. Houben: Gutzkow-Funde, Berlin 1901, S. 89.

⁶³⁾ Vgl. Almanach des königl. städt. Theaters in Pest unter der Direktion des Herrn Alexander Schmid. Allen Freunden der Kunst mit Hochachtung gewidmet von Paul Wilhelmi und Joseph Matolay, Souffleurs. Vom 1. Dezember 1835 bis letzten November 1836, Pesth, S. 9: «Consulent und Kánzlei-Direktor: Herr Franz v. Akáts-Grüner».

gewiß mit einigen novellistischen Zügen ausgestattet, fest. Gutzkow, der Akáts aus Frankfurt her persönlich gekannt zu haben scheint, berichtet, wie ein bekannter deutscher Theaterdirektor nach tüchtigen Bühnenkräften Umschau haltend, in Pest in eine Dachkammer gewiesen wird. Er tritt ein und findet dort Grüner, den einst mit Glanz umgebenen Bühnenhelden, als einen kranken, abgezehrten Greis, der sich zur Not durch Fleckenreinigen erhält. Der Theaterdirektor bietet ihm Almosen, doch Grüner weist sie mit Stolz zurück. Gutzkow hat dem Gefallenen ergreifende Worte geliehen: «Ich will Ihr Almosen nicht», sagte der Greis, kaum von seinen alten, schmutzigen Kleidern aufsehend. «Wenn sie etwas für mich tun wollen als Direktor eines Theaters, da sind meine Misen-Szènen! Da ist die ‚Alkestes‘ Glucks, die ‚Iphigenie auf Tauris‘, ‚Orpheus und Euridice‘! Führen Sie meine Pläne aus! Lassen Sie wenigstens mein Werk auf Subskription drucken! Für Almosen dank’ ich! Es kann mir nichts helfen!» Das Werk, das Akáts zu drucken verlangt, hatte er schon 1831 begonnen, im Druck erschien es 1841⁶⁴). Die Zeitgenossen erwarteten nicht viel Gutes davon, doch ein Kenner, wie Eduard Devrient, lobt es als eine noch in seiner Zeit beachtenswerte Leistung⁶⁵).

Dieses Werk war das letzte Lebenszeichen, das Akáts von sich gab. In größter Notdurft und vergessen beendete er sein drangvolles Leben 1845.

⁶⁴) Auf dem Titelblatt nennt sich der Verfasser: «Franz von Akáts, genannt Grüner, vormalig Direktor der Szene des großherzoglichen Hessen-Darmstädtischen Hof-Oper-Theaters, Intendant des Frankfurter Stadttheaters, Regisseur des k. k. priv. Theaters an der Wien und k. k. Hofschauspieler in Wien, gegenwärtig der k. k. Hofburgtheater-Bibliothekar.» Das Werk selbst führt den Titel: Kunst der Szenik in ästhetischer und ökonomischer Hinsicht, theoretisch, praktisch und mit Plänen, wie auch als Beispiel des Verfahrens durch eine ganz szenierte Oper «Iphigenie in Tauris» erläutert. Als Handbuch für Intendanten, Privatdirektoren, Kompositeure, Kapellmeister, Regisseure, Theatermaler und Meister, und für alle, die bei der Leitung des Theaters beteiligt sind. Wien, 1841. —

Vgl. Blum-Herlsohn-Marggraf: a. a. O. S. 111. Es sollte aber schon 1841 erscheinen, einiges war schon damals gedruckt.

⁶⁵) Devrient, a. a. O. S. 242. —

Neue Beiträge zur Geschichte der ungarischen Alt-konservativen.

Von Hofrat Prof. Ed. von Wertheimer.

I.

ES wird noch mancher Nachforschung bedürfen, um die Wirksamkeit und Bedeutung der ungarischen Altkonservativen bis zum Jahre 1867, der Fertigstellung des ungarischen Ausgleiches von 1867, vollkommen klarlegen zu können. Bis jetzt fehlt es an genügendem Aktenmaterial, um eine nach jeder Hinsicht befriedigende Geschichte der Altkonservativen zu geben. Vor allem müssen noch die Bausteine hiefür zusammengetragen werden. In den Jahrgängen 1913 und 1914 dieser Zeitschrift¹⁾ versuchte ich es bereits auf Grundlage von Briefen einiger hervorragender Männer dieser Partei, Einblick in ihre Tätigkeit, besonders in den Jahren von 1850—1861, zu gewähren. Nachdrücklicher und umfassender noch als in diesem Zeitraum scheint die Rührigkeit der Altkonservativen unmittelbar nach dem Ausbruch und während des Freiheitskampfes 1848/49 gewesen zu sein. Es betrifft dies die Zeit, als es zwischen Ungarn, das seit dem 17. März 1848 sein erstes eigenes, von Österreich unabhängiges Ministerium besaß, und dem Wiener Hofe zum Kriege kam. Die Altkonservativen, die nichts von Kossuth, der eigentlichen Seele der ungarischen Regierung und dem Beherrscher des Landesverteidigungsausschusses, wissen wollten, setzten all ihre Hoffnungen auf Fürst Windisch-Grätz, den Oberkommandanten der gegen Ungarn bestimmten kaiserlichen Truppen. Mit seiner Hilfe und Unterstützung, von dem sie nichts anderes erwarteten, als daß es ihm gelingen werde, Kossuth und seine Partei niederzuringen, gedachten sie Hand an die Neugestaltung Ungarns in ihrem, dem altkonservativen Sinne, legen zu können. Der Liebenswürdigkeit Seiner Exzellenz des Grafen Aurél Dessewffy, der meine diesbezüglichen Studien schon früher freundlichst förderte, danke ich es, auch heute wieder in der Lage zu sein, ungedruckte Beiträge zu geben, die sich auf die Zeit von 1848/49, speziell aber auf die Stellung beziehen, die innerhalb derselben Graf Emil Dessewffy einnahm.

Obgleich in fast revolutionärer Umgebung aufgewachsen — sein Vater Josef hatte auf dem Reichstage von 1811/12 eine beinahe ans

¹⁾ Siehe daselbst meine zwei Artikel: «Zur Geschichte der ungarischen Alt-konservativen» 1913 und 1914.

revolutionäre streifende Rolle gespielt — bekannte sich Graf Emil Dessewffy doch nicht zu derartigen Gesinnungen. Vielmehr war er mit seinem gleichfalls hochbegabten Bruder Aurél ins konservative Lager der Magnaten übergetreten, aus deren Mitte er als führender Kopf hervorragte. Einer der entschiedensten und schärfsten Gegner Kossuths, trat er mit dem Aufgebot seines scharfen Verstandes und seines umfangreichen Wissens für seine, die altkonservative Partei ein. Er war bemüht, ihr einen ausschlaggebenden Einfluß bei der bevorstehenden Regelung der Verhältnisse seines Vaterlandes zu sichern. Was die Altkonservativen anstrebten — den österreichisch-ungarischen Einheitsstaat — gehört heute bereits der Geschichte an. Ihre Bemühungen, die keine Aussicht mehr haben, einst wieder zu neuem Leben erweckt zu werden, unterliegen daher dem ruhigen, unbefangenen Blick des Geschichtsschreibers, der sie nach ihrem inneren Wert und Gehalt zu würdigen hat. Man mag über ihre Bestrebungen wie immer denken, ihre Ziele billigen oder nicht billigen, die Anerkennung ist ihnen in keinem Falle zu bestreiten, daß sie bei ihrem ganzen Tun und Lassen von reinstem Patriotismus geleitet waren. Die Zeit hat ihnen allerdings den Erfolg versagt, weil sie für deren Forderungen nicht die rechte Empfindung besaßen und Institutionen festhalten wollten, denen bereits die innere Lebenskraft fehlte. Es war ihr großer Fehler, daß ihnen die 1848er Gesetze nur als das Produkt einiger überhitzter Köpfe erschienen, und sie übersahen, daß die 1848er Verfassung wirklich dem Willen der Nation entsprach und nicht bloß eine Eintagsfliege oder Spottgeburt war. Sie wollten sich, wie aus hier weiter unten mitzuteilenden Dokumenten hervorgeht, auf ausschließlich administrative und ökonomische Umgestaltungen der vor 1848 bestandenen Verfassung beschränken, ohne die eigentlich politischen Bedürfnisse der Nation in Betracht zu ziehen. Dies war auch der Grund, warum sie sich innerlich von dieser schieden und bei ihr kein Verständnis und keine Anerkennung fanden. Das bildet die Tragik in der Geschichte der ungarischen Altkonservativen. Doch wäre es verfehlt, nur den politischen Schiffbruch als Maßstab ihrer Beurteilung gelten zu lassen. In dem österreichisch-ungarischen Einheitsstaat, unter voller Wahrung der alten, jedoch zu reformierenden ungarischen Verfassung vor 1848, meinten sie das einzige Mittel zu sehen, das Ungarn aus den Wirren des Krieges wieder zu Blüte und Wohlstand verhelfen könnte. Denkschriften des Grafen Emil Dessewffy können als Beweis für die Erkenntnis der im Kreise der Altkonservativen herrschenden Ansichten dienen. Sagt er doch ausdrücklich in einem Memorandum dem Fürsten Windisch-Grätz,

daß keiner seiner Gesinnungsgenossen anders denke als er selbst. Bei der Rekonstruktion Ungarns, wie er sie sich vorstellte, verwies er auf Baron Samu Jósika und Graf Georg Apponyi als die vornehmsten Mitarbeiter zur Durchführung dieses Werkes, von denen der eine vor dem Zusammenbruche des alten Regimes der letzte siebenbürgische, der zweite der letzte ungarische Hofkanzler gewesen. Diese beiden Männer empfahl er dem neuen, jungen Monarchen Franz Josef I., der seit 2. Dezember 1848 den Thron seiner Ahnen bestiegen, als beste Ratgeber. Ihre Mitwirkung sollte ohne Aufschub und in einer sie durchaus nicht kompromittierenden Weise in Anspruch genommen werden. Gerade mit Rücksicht auf den Umstand, daß gegenwärtig — Oktober 1848 — die königliche Autorität in Ungarn gleich Null sei, müßte, wie Graf Dessewffy forderte, ein bestimmter, wohldurchdachter Plan mit den hiezu geeigneten entsprechenden Mitteln ausgeführt werden.

Der Graf, der sich die Kraft zutraute, bei der von ihm angeregten Reorganisation auch sein Schärfflein beizutragen, wollte in einem, «Einige Andeutungen über die nächsten Aufgaben in Bezug auf Ungarn» betitelten Aufsätze seine Ansichten, wenn auch nur «flüchtig», auseinandersetzen. Er hatte die Denkschrift ²⁾ am 16. Oktober 1848, noch vor der Schlacht von Schwechat (30. Oktober), verfaßt und sie am 23. desselben Monats an den Fürsten Windisch-Grätz gesandt, also an jene Persönlichkeit, die an die Spitze der Armee zur Bekämpfung Kossuths berufen worden war und die damals der ganzen Gedankenrichtung der ungarischen Altkonservativen am nächsten kam. Von dem Marschall dürfte Dessewffy jedenfalls erwartet haben, daß er seine Darlegungen zu den Stufen des Thrones bringen werde. Vorläufig fehlt es noch an der Bestätigung, ob dies auch wirklich geschehen. Wie dem auch immer sei, die in der Denkschrift vom 16. Oktober enthaltenen Ansichten verdienen jedenfalls hier näher erörtert zu werden.

Vor allem konstatierte Dessewffy, daß Kossuth wohl in Ungarn, aber nicht in Siebenbürgen mit «unbeschränkter Gewalt» herrscht und dementsprechend auch bei allen Behörden, zivilen und militäri-

²⁾ Diese in Abschrift vorliegende Denkschrift wurde mir von Sr. Exzellenz Graf Aurél Dessewffy, dem Sohn Graf Emil Dessewffys, überlassen. Auf der ersten Seite findet sich von Graf Emil Dessewffy die eigenhändige Bemerkung: «16. Oktober 1848 verfaßt, den 23. dem Fürsten Wludisch-Grätz übersendet.» Die Denkschrift selbst ist nicht unterzeichnet. Aber aus dem obigen Vermerk, den eigenhändigen Verbesserungen im Manuskript wie aus dem ganzen Stil und der Denkungsart geht unzweifelhaft hervor, daß sie nur den Grafen Emil Dessewffy zum Verfasser haben kann.

sehen, wie bei der Bevölkerung unbedingten Gehorsam finde. Man müsse sich, meinte er, vollkommen mit der Tatsache vertraut machen, daß die Kossuthsche Partei «tätig, entschlossen, falsch, heimtückisch» sei, und sie, nachdem sie alle Brücken hinter sich abgebrochen habe, aufs Äußerste gefaßt sei und kein Wagnis scheue. Die Hauptkraft ihrer Herrschaft erblickte Dessewffy in der ungeheuren moralischen Autorität, die ihr der versammelte ungarische Reichstag gewähre. Solange sie sich dieser Stütze zu erfreuen vermöge, wie unser Autor betont, war weder Kossuth aus dem Felde zu schlagen, noch das königliche Ansehen wiederherzustellen. Die damaligen Verhältnisse schlossen es aber für den Moment aus, mittels gesetzlicher Handhabe zur Auflösung des Reichstages zu schreiten³⁾. «Mithin» — erklärt Dessewffy — «ist ein Umschwung der Dinge und ein Einlenken in legalere Wege in Ungarn vor der Hand unmöglich. Es muß ein Provisorium vorausgehen. Ein Provisorium kann vor der Hand kein anderes sein als ein militärisches. Der Zweck des Provisoriums ist: das Feld vom Feinde zu befreien, damit man neu bauen könne.»

Graf Dessewffy verwahrte sich sofort dagegen, als gedächte er dem Fürsten Windisch-Grätz militärische Ratschläge zur Bewältigung des von ihnen als gemeinsamen Feind bezeichneten Kossuth geben zu wollen. Ihm schwebte nur die richtige Durchführung des Feldzuges auf politischem Gebiete vor Augen. Und da erschien ihm Siebenbürgen als «jenes Feld» — wie es in der Denkschrift lautet — «von welchem aus in die Festung der ungarischen Advokatenrebellion die erste Bresche geschossen werden kann.» Siebenbürgen dünkte ihm nicht nur deswegen von Wichtigkeit, weil durch dessen Losreißung von der Kossuthschen Diktatur deren Macht geschwächt würde, sondern auch deshalb, weil sich in jenem Lande die ergiebigsten Geldquellen — Salz- und Bergwerke — des «Gubernators von Ungarn» befänden. Von der bekannten Maxime ausgehend, daß ohne Geld überhaupt jede Regierung in sich zusammenfallen müßte, war Dessewffys Sinnen in erster Reihe darauf gerichtet, Kossuth alle seine Geldmittel zu entziehen, deren ein großer Teil in den auf seinen Befehl fabrizierten Kossuthschen Banknoten bestand. Der Graf sah sehr wohl ein, daß es eine ganz verfehlte politische Maßregel wäre, einfach die Nichtannahme dieser Bankzettel bei den öffentlichen Kassen zu gebieten. Es war zu befürchten, daß eine Maßregel, die den bereits bestehenden großen Kredit dieser Bank-

³⁾ Im Sinne des Gesetzes kann der Reichstag vor Vorlage des Budgets und der Rechnungsabschlüsse nicht aufgelöst werden; der letztere Fall lag nicht vor.

noten zu vernichten beabsichtigte, große Erbitterung, vor allem unter dem Landvolke, hervorrufen würde. Dessewffy war daher der Ansicht, daß vorläufig in dieser Hinsicht nichts verfügt, dagegen aber die weitere Ausgabe von Kossuthbanknoten untersagt werden sollte. Damit aber würde der vornehmste Zweck: die Untergrabung des Kredites dieses Geldmittels und der auf ihr beruhenden militärischen Macht Kossuths erreicht werden. «Es wäre» — lautet das Endurteil unseres Autors — «bare Täuschung, zu glauben, daß in Ungarn ohne Anwendung der strengsten Maßregeln die Autorität des Königs hergestellt werden könne. Nur die Erfolge der kaiserlichen Waffen können in Ungarn eine andere Stimmung hervorrufen. Wo die kaiserlichen Truppen erscheinen, muß es unter Umständen und in einer Weise geschehen, welche den Erfolg ihrer Mission vollkommen sichert.»

Graf Dessewffy bekümmerte so sehr die Lage seines Vaterlandes, daß er den Zuständen desselben noch eine zweite Denkschrift widmete, die den Titel führt: «Weitere Andeutungen über die Aufgaben, die in Ungarn zu lösen sind»⁴⁾.

Anknüpfend an seine früheren Ausführungen hielt Dessewffy daran fest, daß nur ein vorausgehendes Provisorium den Übergang in das «konstitutionelle Geleise» ermöglichen könne. Freilich, meinte er, werde die Wiederherstellung der durch die Kossuthsche Partei vollkommen untergrabenen königlichen Autorität keine leichte Aufgabe sein. Denn «die schwankende Politik des Hofes Ungarn gegenüber, welche nie so deutlich hervortrat, als in den letztverflossenen drei Monaten, hat das perfide Spiel dieser Partei erleichtert». Zur Paralyse dieses Treibens bleibe nichts übrig, als denjenigen, die sich bisher vor Kossuth fürchteten, mit allen nur denkbaren Mitteln eine «unüberwindliche Angst» vor der königlichen Macht einzufloßen. Als das sicherste und wirksamste Mittel erschien Graf Dessewffy natürlich der Sieg der kaiserlichen Waffen unter der Führung des Fürsten Windisch-Grätz.

⁴⁾ Auch diese Denkschrift befindet sich im Besitze Sr. Exzellenz Graf Aurél Dessewffy. Der erste Satz derselben lautet: «In den früheren Erörterungen, die vom Unterzeichneten ausgegangen sind, wurden die nächsten Aufgaben besprochen,» wodurch sie sich als Fortsetzung der ersten Denkschrift ankündigt. Sie führt übrigens auch die Bezeichnung Nummer 2. Unterfertigt ist sie nicht mit dem Namen Dessewffys, sondern Lafhauser. Sollte es der Graf vorsichtshalber für angemessen gehalten haben, unter einem Decknamen seine Ansichten vorzutragen? Die Denkschrift liegt in einer Kopie vor. Aber was von der ersten Abteilung betreffs Stil und Denkungsart bereits gesagt wurde, bezieht sich auch auf diesen Abschnitt der Denkschrift.

Unserem Autor, der sich nur auf das Politische beschränkt, lag es ferne, wie er ja selbst betonte, sich in die militärischen Angelegenheiten einmengen zu wollen. Trotzdem vermochte er doch nicht die Bemerkung zu unterdrücken, «daß bis zu dieser Stunde kein Zusammenhang in den (militärischen) Operationen bemerkbar sei», was gewiß vom übelsten Einfluß auf die Stimmung Ungarns sein müsse. Hier wäre sofort Abhilfe zu schaffen. «Eines» — ermahnt er jedoch — «wäre den Befehlshabern ganz besonders zu empfehlen, nämlich unnachsichtlicher Ernst mit Mäßigung gepaart, Schonung des Nationalgefühls und des Landvolkes und Vermeidung alles dessen, was die gesetzliche Autorität der Behörden in den Augen des Volkes gefährden könnte. Denn — wie es weiter heißt — der König will Ordnung zurückführen, er kann also nicht wollen, daß die Organe der Ordnung im Verwaltungswesen an Ansehen verlieren. Unbeschadet bleibt hiebei die Strenge gegen wirkliche Aufrührer.»

Mit begreiflicher Sehnsucht erwartete Dessewffy den Erfolg der siegreichen Waffen, weil er hoffte, dann dem Provisorium ein Ende bereiten zu können. Er sagte wohl, es sei schwer, schon jetzt den Endpunkt hiefür zu bestimmen. Nichtsdestoweniger schien ihm die Bewältigung der ungarischen Hauptstadt einen Wendepunkt für die Beseitigung des Provisoriums zu bezeichnen. «Hat sich Pest unterworfen» — so lauten seine Worte — «und sind die übrigen militärischen Operationen analog vorgerückt, so ist der Moment gekommen, wo der König die konstitutionellen Formen wieder einhalten kann und soll.» Als erster Schritt auf diesem Wege dünkte ihm die Ernennung eines Premierministers. Vorher aber müßten seiner Ansicht nach die Fragen erledigt werden: wie mit der Presse zu verfahren, die politischen Klubs unschädlich zu machen seien und die Macht und der Einfluß der Kossuthschen Partei für alle Zeiten gebrochen werden könnten?

Diesem Gegenstand widmet Graf Dessewffy eine dritte Denkschrift, die er «Rhapsodisches Detail in bezug auf die in Ungarn zu lösenden Aufgaben»⁵⁾ benennt.

Als die wichtigste und in erster Reihe zu ergreifende Maßregel erschien dem Grafen die Unterdrückung der Journalistik, die sich,

⁵⁾ Gleichfalls im Besitze Sr. Exzellenz des Grafen Aurél Dessewffy. Auch dieser, als Nummer 3 bezeichnete Teil der Denkschrift liegt nur in Abschrift vor, ohne Namensunterfertigung. Es unterliegt nach allem, was schon über die vorhergehenden Abschnitte gesagt wurde, keinem Zweifel, daß auch Nummer 3 von Graf Emil Dessewffy verfaßt wurde. Alle drei Teile bilden ein harmonisches Ganzes.

seiner Ansicht nach, in allen größeren ungarischen Städten in den Händen der Radikalen befinde. Vor allem sei dies in Pest der Fall mit folgenden Blättern: «Kossuth Hirlapja» («Das Kossuthblatt»), redigiert von Bajza; «Die Opposition», Redakteur Chownitz; «Március Tizenötödike» («Der 15. März»), Redakteur Albert Pálffy; «A Munkások Ujsága» («Arbeiterzeitung»), redigiert von Michael Tancsics⁶⁾. Da diese vier Blätter seit Monaten Hochverrat, Bürgerkrieg, Mord und Totschlag predigen, seien, wie Dessewffy betont, ihre Redakteure eigentlich «für den Galgen vollkommen reif», müßten daher sofort nach der Besetzung Pests verhaftet und das Erscheinen der betreffenden Zeitungen unmittelbar hierauf eingestellt werden. Für ein milderes Vorgehen plaidierte der Graf dagegen in Győr (Raab), Pécs (Fünfkirchen), Kassa (Kaschau) und Debreczen, wofern sich die Redakteure der dortigen Journale zu einem dauernd ruhigen Verhalten verpflichten und außerdem in der Lage wären, zwei kautionsfähige Männer zu stellen, die sich dafür verbürgen, daß der Inhaber der Zeitung bei dem geringsten Vergehen einer Vorladung vor das Militärgericht Folge leisten werde.

Nach Dessewffy sollte ein gleicher Vorgang auch gegenüber den Kasinos und politischen Klubs beobachtet werden, deren Schließung zum allgemeinen Grundsatz zu erheben wäre. Besonders müßten von dieser Verfügung in Pest betroffen werden der «Radikale Verein» und der «Gleichheits-Klub», die, von Dessewffy als «revolutionäre und anarchische Zentralpunkte» bezeichnet, «unendlich viel Böses gewirkt haben». Dagegen sollte einigen Kasinos und Klubs die Wiedereröffnung gestattet werden, wenn sich deren Ausschüsse durch eine Bürgschaftsurkunde persönlich für ein gutes Verhalten der von ihnen vertretenen gesellschaftlichen Vereinigungen verantwortlich erklären.

Indem Dessewffy derartige Vorschläge gegen die «ungarische Schreckensregierung» Kossuths empfahl, hatte er gleichfalls das Gefühl, Maßregeln anzuraten, die stark nach Karaffa und Heister «riechen» und ganz und gar «drakonisch klingen.» «Wenn mancher erwägt — äußerte er — «daß der König von Ungarn im gegenwärtigen Augenblick nicht über 5 Gulden und nicht über einen einzigen Soldaten im ganzen Königreiche Ungarn verfügen kann, daß vielmehr alle seine Soldaten in diesem Augenblicke der rebellischen Partei gehorchen, daß alle Geldquellen des Königreiches sich in den Händen der Rebellen befinden und daß faktisch eine Schreckens-

⁶⁾ Bis zum Jahre 1847 schrieb er sich Stancsics, so nennt ihn auch noch Graf Dessewffy in seiner Denkschrift.

regierung besteht, so liegt es klar am Tage, daß die Revolution nur mit den nämlichen Mitteln, durch welche sie sich behauptet, mit Erfolg bekämpft werden kann.» Man müsse daher, wie es Dessewffy wünschte, entschlossen sein, so viele von der «Besatzung der Rebellen-Festung» über die Klinge springen zu lassen, als nötig wäre, um die Aufrührer zur Vernunft zu bringen. Im entgegengesetzten Falle würde es kaum möglich sein, Ungarn ferner auch nur für einige Jahre zu behaupten. Wie der Graf erfahren haben wollte, sei es nicht unwahrscheinlich, daß die Führer der Pester und Wiener Besatzung scheinbar kapitulieren wollen, um Zeit zu gewinnen. «Wenn» — lautet es in der Denkschrift — «die Dynastie dieser Heuchelei aufsitzt, so ist sie verloren. Ihre unzeitige Milde hat bis jetzt immer die schlechtesten Früchte getragen.» Naturgemäß müßte sich Dessewffy, wie er es ja auch tat, die Frage vorlegen: Welches Verfahren soll denn gegenüber den Rebellen eingehalten werden? «Die Antwort» — erwiderte er hierauf — «ist einfach: man ermittle die wirklichen Urheber der Rebellion — und lasse sie ohne weiteres hängen. Alle übrigen betrachte man als Verführte, gebe sich den Anschein, als wolle man sie vor das Kriegsgericht stellen, lasse sie die Todesangst ausstehen, mache das Publikum mit ihrer zutage kommenden Erbärmlichkeit bekannt und lasse sie dann — laufen.» Mit diesem Vorschlag eigentümlicher «Milde» gegenüber den sogenannten Verführten verfolgte Graf Dessewffy ein ganz bestimmtes politisches Ziel. Er wollte mit seinem Rate die Möglichkeit der Entstehung einer ungarischen Emigration hindern, gewitzigt durch den großen Schaden, den bereits die lombardischen und galizischen Emigranten der Monarchie im Auslande zugefügt hatten. Aber die Männer, die in Wien das Heft in ihre Hände bekamen, wünschten kein beschränktes Schreckensregiment nach dem Rezept unseres Autors, sondern eine volle, unumschränkte, durch die Macht der Bajonette gestützte Schreckensherrschaft. Doch auch Dessewffy gab sich Illusionen hin, als er meinte, er könnte von einer Regierung, die um ihre Existenz kämpft und den ungezügeltsten Absolutismus begründen wollte, auf der einen Seite unbarmherzige Verfolgung und auf der anderen Seite das Walten von Milde und Nachsicht fordern. Ein solches Verlangen mußte der gleichen Ablehnung begegnen, mit der man etwas später in Wien die Mahnung Lord Palmerstons zum «generösen» Gebrauch der erlangenen Überlegenheit über Ungarn abwies⁷⁾.

Nichts war jedoch imstande, den Grafen zu erschüttern und auf

⁷⁾ Ashley, *The life of Viscount Palmerston*, I. Bd., 137.

dem von ihm eingeschlagenen Wege zur Umkehr zu veranlassen. Er fühlte sich stark in dem von ihm übernommenen Berufe, der Mittler zwischen Ungarn und der Wiener Regierung zu sein. Seine Siegeszuversicht verlieh ihm Kraft, über die schwersten Hindernisse, die sich ihm entgegenstellten, hinwegzusehen, belebt und ermuntert von dem Bewußtsein, daß er seinem Vaterlande den Frieden bringen müsse, den er für dieses so sehnsuchtsvoll herbeiwünschte. Deshalb ruhte er keinen Augenblick, um auch weiter während des Tobens des Kampfes in Wien seine Ideen über die künftige Gestaltung Ungarns und über dessen Verhältnis zur Gesamtmonarchie zur Geltung zu bringen. In dieser Hinsicht verdienen vollste Beachtung sein Brief an Graf Anton Szécsen, den nachmaligen Obersthofmarschall, vom 24. Januar und die an den Fürsten Windisch-Grätz gerichtete Denkschrift von Ende Januar 1849. Sie stammen aus der Zeit, da Kossuth vor den anrückenden kaiserlichen Truppen den Sitz der ungarischen Regierung nach Debreczen verlegt hatte. Ihrer Wichtigkeit halber als sehr wertvolle Dokumente zur Geschichte jener Tage teilen wir hier beide einander ergänzende Aktenstücke unverkürzt mit. Sie sind gleichsam lebendige Monumente dessen, was dem politischen Ehrgeiz der ungarischen Altkonservativen als anzustrebendes Ziel vorschwebte.

Sowohl der Brief an Graf Szécsen wie die für Fürst Windisch-Grätz bestimmte Denkschrift sind eigenhändig von Graf Dessewffy geschrieben. Auf der Außenseite der Denkschrift findet sich von der Hand des Grafen folgender Vermerk: «Verfaßt gegen Ende Januar 1849, dem Fürsten Windisch-Grätz gesendet. Der Kopist wird gebeten, die Paragraphe nach der Reihenfolge ihrer Numerierung abzuschreiben.» Graf Dessewffy hatte nämlich seine ganze Arbeit total umgestellt, was schon aus dem Aviso für den Abschreiber hervorgeht: «Nummer 1 fängt auf Seite 20 an.»

Graf Emil Dessewffy an Graf Anton Szécsen.

Preßburg, 24. Jänner 1849.

Mein lieber Anton! Ich will Dir heute Material liefern, um zu einer Conclusion zu kommen. Deinen Brief⁸⁾ habe ich erhalten — ob Du meinen⁹⁾? Das weiß ich nicht. Ich muß Dir gestehen, daß ich Dich diesmal¹⁰⁾ nicht verstanden habe. Dem Andrassy¹¹⁾ ist es ebenso gegangen. Du hast Dir gar keine Mühe gegeben, klar zu sein.

8) Dieser Brief liegt nicht vor.

9) Auch dieser nicht.

10) Alle im Briefe vorkommenden unterstrichenen Worte sind von Dessewffy selbst im Original unterstrichen worden.

11) Graf Georg Andrassy.

Mir war nur so viel klar, daß Du und die Freunde, Euch hauptsächlich mit der Idee der Vertretung Ungarns im gesamtmonarchischen Parlamente zu beschäftigen scheint. Ich finde das recht schön von Euch, aber nicht zeitgemäß. Diese Frage kommt erst dann an die Reihenfolge, wenn zwei Prämissen als faits accomplis dastehen: 1. die vollendete österreichische Verfassung, und zwar nicht die Grundrechte, sondern den legislativen, konstitutionellen ganzen Mechanismus betreffend. 2. Wenn Ungarn die unerläßlichen Umgestaltungen erfahren hat. Gegenwärtig fehlen beide Prämissen. Die Aufgabe des österreichischen Ministeriums und Kremsiers bezieht sich auf den ersten Punkt — wir sollten die Lösung des zweiten Punktes uns zur Aufgabe machen. Denn es ist ja klar, daß, wenn man vor Lösung des zweiten Punktes die Vertretung Ungarns, in welcher immer Weise, bei dem österreichischen Reichstage forzieren wollte, dabei nur die größtmöglichste Konfusion herauskommen müßte. Vor allem würde die Linke einen sehr großen Zuwachs erhalten und das Ministerium expedieren. Auch würde die Monarchie, durch diese Vertretung vor der Umgestaltung eingeführt, an Kraft und Einheit dem Wesen nach nichts gewinnen, denn nicht darum mangelt der Monarchie die Kraft, weil die ungarischen Deputierten beim Kremsierer Landtag nicht mitfäseln, sondern darum, weil die ungarischen Länder einer inneren Dissolution, Fäulnis, Verarmung preisgegeben und durch die Rebellion aufgewühlt sind. Überdies ist die Monarchie, von dem Momente an, wo das Land erobert ist, wieder ein politisches Ganzes, denn mit der Eroberung fallen alle die Gesetze und künstlichen Hindernisse, welche Ungarn von der Monarchie militärisch, finanziell, diplomatisch und handelspolitisch zu trennen die Absicht hatten. Die Aufgabe ist also: dieser Dissolution Einhalt zu tun, den Geist der Rebellion und seine nährenden Ursachen auszurotten. Damit dies geschehe, muß eine vollständige, administrative, ökonomische Umgestaltung vor sich gehen. Dieses kann nur durch Lösung jener schwebenden Fragen bewirkt werden, durch welche eine derlei Umgestaltung bedingt wird. Diese Fragen sind: Das Kirchen- und Schulwesen der Katholiken, Reform der inneren Verwaltung und ihrer Organe, Besteuerung des Adels, Entschädigungsfrage für die Urbarialitäten, Aufhebung der Zolllinie und Tabaksmonopol, Kreditanstalt, Reform der Militärverpflegung, eine Einteilung der Komitate mit Rücksicht auf Nationalitäten.

Die Lösung kann in zwei bis drei Jahren praktisch durchgeführt sein, wenn zwei Dinge vorhanden sind: 1. der Wille, durch kein bestehendes Gesetz sich am Beschließen des für nötig Erkannten hindern zu lassen. 2. Der weitere Wille und die Macht, das Beschlossene mit schonungsloser Energie durchzuführen.

Ist die Lösung ein fait accompli, so wird der Reichstag (der die ungarischen Länder oder Völker vertretende) berufen, nach einem billigen, neuen, oktroyierten Modus der Wahl, und ihm gesagt, er möge sich mit inneren Angelegenheiten befassen, und um seinen Einfluß, den man den ungarischen Völkern nicht vorenthalten will, auf die der ganzen Monarchie gemeinsamen Angelegenheiten: Finanzen, Krieg usw. geltend zu machen, den österreichischen Gesamt-Reichstag beschicken.

Bei diesem Procedé ist nichts riskiert, denn wenn auch keine Verfassung in Österreich zustande kommt oder die zustandegekommene in zwei bis

drei Jahren nicht mehr existiert — Fälle, die unter die möglichen Eventualitäten gehören, so hat man Ungarn umgestaltet, seine materiellen Interessen mit jenen der Monarchie verschmolzen und viele andere Verhältnisse den allgemein monarchischen näher gebracht — mit einem Wort: die Basis gewonnen.

Mir scheint, daß, sobald man die Frage der Vertretung der ungarischen Völker beim großen Reichstag in erster Linie stellt, eo ipso alles kompromittiert ist. Es ist nämlich klar, daß, wenn z. B. im künftigen Juli die Deputierten der ungarischen Völker nach Wien wandern, um dort über die gemeinsamen Dinge zu beraten, man eo ipso es nicht vermeiden kann, andere Leute nach Preßburg oder Pest zu berufen, um über die inneren Angelegenheiten des Landes zu deliberieren. Aber gerade diese Notwendigkeit muß vermieden werden, denn bei der Anarchie, die in den ungarischen Köpfen eingerissen ist, wäre dies die größte Gefahr und würde die Lösung der Hauptfragen, die ich angedeutet, geradezu unmöglich machen. In Ungarn ist der gesunde Menschenverstand gänzlich in die Irre geraten. Dieser muß vor allem gesucht und gefunden werden. Das kann nur durch strenge Zucht geschehen. Diese kann nur der König autonomisch handhaben. Ergo kein Landtag — ergo keine Vertretung für jetzt, sondern allerdings dann, wenn die Prämissen da sind.

Ich hoffe, ich war klar. Vielleicht ist aber alles Unsinn, was ich rede, indessen ist es wenigstens klar. Teile es den Freunden mit. In diesem Sinne habe an Feldmarschall¹²⁾ geschrieben. Dies vorausgeschickt, bin ich also der Meinung, allen Disput über die Verfassungsfrage ganz zu beseitigen und mit dem Zeitgemäßen sich zu befassen.

Also einen Plan, umfassend 1. die Form, 2. die Aufgaben, 3. die Modalitäten dieses Provisoriums auszuarbeiten, das wäre die Aufgabe! Georges¹³⁾ hat, wie ich glaube, viel fertiges Material. Setzt Euch nieder, trachtet eine gemeinsame Basis zu gewinnen. Wie lange bleibt Georges in Wien? Wenn er und du auch fortgehst, so sei es auf kurze Zeit. Denn es ist klar: wenn wir uns der Sache nicht annehmen, so wird nichts geschehen, die Sache in Zsedényische¹⁴⁾ & Comp. Hände geraten.

In Ofen nehmen die Sachen eine ganz reaktionäre Wendung. Die Bureaukraten und Angestellten früherer Epochen fallen wie die Heuschrecken über die Beute, d. i. die Ämter, wieder her. Sobald sie wieder festsitzen, glauben sie, daß der Staat gerettet sei. Alles Übrige kümmert sie nicht. Die reaktionären Gelüste werden später noch mehr und auch in partibus hervortreten. Wir werden auf diese Art vom Misthaufen auf den Scheißhäufel geraten.

Meine Meinung ist also folgende: Der Samu¹⁵⁾ muß am 1. März mit großen Pouvoirs als königlicher Statthalter in Ofen sitzen. Er mag sich die Leute auswählen, die ihn umgeben werden. Bis dahin müßten wir Georges, Du, Josi, Andrassy, Barkóczy¹⁶⁾ und ich, sowie Samu über alle

¹²⁾ Fürst Windisch-Grätz. Der Brief wird weiter unten mitgeteilt.

¹³⁾ Graf Georg Apponyi, ungarischer Hofkanzler.

¹⁴⁾ Hofrat Eduard von Zsedényi.

¹⁵⁾ Baron Jósika, siebenbürgischer Hofkanzler.

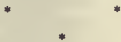
¹⁶⁾ Johann Graf Barkóczy, einer der 24 Altkonservativen, die später — 7. April 1850 — dem Kaiser eine Adresse überreichten.

Fragen einig werden. Am 1. März trifft Samu in Ofen ein. Aller subalterner Einfluß Rousseaus¹⁷⁾, Torkos'¹⁸⁾ usw. wird beseitigt. Früher wird eine Verständigung mit dem Ministerium über die Aufgaben, die man während des Provisoriums sich stellt, eingeleitet.

Nachdem dies geschehen und gleichzeitig mit Samus Auftreten in Ofen erläßt der Kaiser ein Manifest, wo er sagt, was er will, wo er Samus Ernennung verkündigt. Zu gleicher Zeit ernennt der Kaiser einen Ungarn und einen Siebenbürger zu Ministern, mit Sitz und Stimme im Kabinett, ferner eine Organisations-Kommission, mit ihrem Sitze in Wien, welche im Einvernehmen mit diesen Ministern dem Kaiser die erforderlichen Vorschläge zu unterbreiten beauftragt wäre.

Voilà mon plan. Es ist höchste Zeit, daß etwas geschieht!

Sobald schönes Wetter kommt, soll der Kaiser nach Preßburg und später im Mai oder Juni nach Ofen. Viel zu Pferde, energische Sprache, brillante Umgebung, gar kein Zopf, generös mit Geld! Es wird ihm alles zuströmen und sich absolut regieren lassen. Denke über diesen Plan nach. Es muß etwas und bald geschehen! Ich komme in den letzten Tagen Jänners nach Wien. Antworte sehr bald dem Emilius (Dessewffy).



Denkschrift des Grafen Emil Dessewffy Ende Januar 1849¹⁹⁾.

Es ist ein Irrtum, zu glauben, die österreichische Monarchie werde schon durch irgendeinen, die Vertretung aller Teile des Reiches umfassenden politisch-legislatorischen Mechanismus innerlich erstarken und somit an Einigkeit und Kraft gewinnen. Ein gleicher Irrtum ist es, zu glauben, es sei ersprießlich, die Einführung dieses Mechanismus, mit Einbeziehung Ungarns und Siebenbürgens, in erster Linie als Zweck zu verfolgen. Ein solcher Mechanismus ist allerdings das notwendige Corollarium vieler anderer Prämissen, soll er jedoch als Mittel der Erstarkung und Einigkeit wirken, so müssen naturgemäß die zur Vertretung zu berufenden Teile in ihren Formen früher pazifiziert, der zutage gekommene Geist der Rebellion in ihrem Innern dauernd bewältigt, die Übel und Gebrechen, welche diesen Geist genährt haben und fortan beleben könnten, gehoben, es muß zugleich das Gefühl der Notwendigkeit eines solchen Mechanismus in den einzelnen Teilen allgemein lebendig sein.

Wirft man einen unbefangenen Blick auf die Lage Ungarns und Siebenbürgens, so kann man nicht verkennen, daß diese Bedingungen insgesamt noch fehlen. Es wird zugleich klar, daß diese sich schlechthin nicht erzielen lassen, wenn der Einführung des gedachten Mechanismus die Priorität eingeräumt wird, denn sobald dies geschieht, eröffnet sich für den Geist der Rebellion wieder ein gesetzliches Feld der Tätigkeit — die

¹⁷⁾ G. M. Rousseau, der die Armeieintendanturgeschäfte im Lager bei Wien geleitet hatte.

¹⁸⁾ Bei Eröffnung des Feldzuges gegen Ungarn kam an Stelle des Generals Rousseau der ungarische Hofrat von Torkos mit dem Titel eines provisorischen Ober-Landes-Kommissariatsdirektors.

¹⁹⁾ Die Einteilung in kleinere Abschnitte rührt von Graf Dessewffy selbst her.

ungarischen Revolutionärs werden sich mit den österreichischen auf erlaubter gesetzlicher Basis verbinden, um die Regierung an der Ausführung derjenigen Maßregeln zu hindern, welche zur Bewältigung des Geistes der Rebellion und der Hebung seiner Ursachen unerlässlich sind. Es ist ekelhaft und zugleich erschreckend, in welchem Maße in Ungarn und Siebenbürgen Demoralisation, Ungehorsam, Gesinnungslosigkeit, Verwirrung aller Begriffe über öffentliche Moral, Recht und Pflicht um sich gegriffen, bis zu welcher Tiefe diese Übel bereits gedrunken sind! Der ungarische Stamm ist in der letzten Zeit mit einemal feig, treulos und dumm geworden, und trotzdem hat sich die Mehrzahl der Völkerschaften anderer Zunge dem Despotismus eines so gearteten Stammes willig unterworfen. Es war eine große Armee erforderlich, um diesen Despotismus zu brechen, und es haben die unterdrückten Bevölkerungen ihrer Mehrzahl nach dieser Armee keinen positiven Vorschub geleistet.

Diese traurige Wahrnehmung scheint anzudeuten, daß in den ungarischen Zuständen ein tief liegendes Übel vorhanden sei, welchem durch Deplazierung der repräsentativen Formen und Modalitäten nicht abgeholfen werden kann. Dieses Übel ist nichts anderes als eine allgemeine Dissolution, welche alle politischen und sozialen Verhältnisse des Landes ergriffen hat — eine Dissolution, erzeugt durch fünfzigjähriges Walten einer apathischen Regierung inmitten einer sehr bewegten Zeit, durch zwanzigjährige ungehinderte Wühlereien der revolutionären Partei bei Begünstigung der zum Durchbruch gekommenen revolutionären Ideen, endlich erzeugt durch die positive Einwirkung einer neunmonatlichen Herrschaft der verworfensten Faktion, die in der Geschichte vorkommt, ausgeübt während einer europäischen Erlahmung aller Regierungsgewalten!

Diesem allgemeinen Übel kann nur die eiserne Hand eines gerechten Königs steuern; nur er kann, als Träger der höchsten Gewalt, den Strom des Übels dämmen und versiegen machen, denn nur er vereinigt alle Bedingungen des Erfolges in seiner Hand. Diese Bedingungen sind: Die Macht und die Möglichkeit einer durchdachten, berechnenden Einheit und Konsequenz im Verfahren. Aber selbst bei dieser günstigen Lage der königlichen Autorität braucht sie Zeit, um zu reussieren. Man benütze sie ohne Aufschub, mit möglichster Tatkraft und Umsicht, aber man greife ihr ja nicht vor, man lasse sich ja nicht verleiten, die Frucht vor ihrer Reife pflücken zu wollen; man heile die vom Kontagium ergriffenen Glieder, bevor man sie mit dem übrigen, auch nicht vollkommen gesunden Körper in noch nähere Berührung bringt.

*
*

Die dauernde Pazifikation Ungarns und Siebenbürgens kann nur die Folge von vielen Praemissen sein. Nur das Einfügen eines befriedeten und innerlich regenerierten Ungarns in den großen Neubau kann die Monarchie kräftigen und beleben. Das Einfügen einer Konfusion in eine andere kann unmöglich die Quelle einer guten Ordnung sein. Noch nie war ein Regent aus dem Hause Habsburg in einer so günstigen Lage wie Se. Majestät Kaiser Franz Josef I. Die früheren Rebellionen konnten unter den damals obwaltenden Umständen nur zur Sicherung des Thronfolgerechtes benützt werden. Die Kossuthsche Rebellion gibt dem König

die Möglichkeit an die Hand, die Elemente künftiger Empörungen dauernd zu beseitigen. Die kräftigste Gewähr des Friedens liegt in der Monarchie, in der energischen Handhabung der monarchischen Gewalt. Das Land muß mehrere Jahre hindurch durch die eiserne Hand des gerechten Königs regiert werden und während dieser Zeit unter militärischer Diktatur bleiben. Es darf während dieser Zeit von irgendeiner Einwirkung ungarischer oder österreichischer Reichsstände auf den Umgestaltungs-Prozeß keine Rede sein. Diese Zeit sollte benützt werden, um alle die schwebenden Fragen durch königliche Machtvollkommenheit zu lösen, an welchen sich die ungarischen Reichsstände wegen ihrer ererbten Vorurteile, ihrer Ignoranz und ihrer Nebenabsichten bis jetzt immer ohne Erfolg versucht haben.

Die Durchführung dieser Lösung faßt eine vollständige ökonomische und administrative Umgestaltung in sich und legt den Grund zur politischen und sozialen Verjüngung. Verhilft man zu gleicher Zeit den verschiedenen Nationalitäten zu dem, was sie billig und vernünftig verlangen können, so hat man die Quelle der Empörungen verstopft, die Grundlagen des Friedens gelegt. Diese Fragen sind: Die Reform der inneren Verwaltung mit Inbegriff der Komitate und Städte, die Organisation stabiler Gerichte in den Komitaten und Städten, Reform des Steuerwesens mit Inbegriff der Besteuerung des adeligen Grundbesitzes, Gründung einer Hypothekenbank, Lösung der Entschädigungsfrage für die abgeschafften Urbarial-Gerechsamte, neuer Organismus der Militär-Verpflegung und des Einquartierungssystems, Abschaffung der Zolllinie zwischen den österreichischen und ungarischen Erblanden, neue, bessere Einteilung der Komitate mit Rücksicht auf die Nationalitäten, Reformen im Unterrichtswesen.

Es sind dies sehr große Aufgaben, aber es ist unzweifelhaft, daß sie, nachdem viel brauchbares Material vorhanden ist, wenn tüchtig gearbeitet wird, im Laufe des Jahres 1849 gelöst sein, zum großen Teile mit der Einführung des Beschlossenen ins wirkliche Leben noch im Laufe des Jahres 1849 der Anfang gemacht werden könne. Es ist dies aber nur unter zwei Voraussetzungen möglich, 1. daß der König sich durch kein bestehendes Gesetz, durch keinen vorhandenen Usus oder Abusus hindern lasse, dasjenige zu beschließen, was das wirkliche Wohl seiner Völker fordert; 2. daß er entschlossen sei, jeden Widerstand, der sich in der praktischen Anwendung des Beschlossenen entgegenstemmen sollte, mit schonungsloser Energie niederzuwerfen.

Der Ausübung der königlichen Machtvollkommenheit werden sich in Ungarn die Massen, das Landvolk und die städtischen Bevölkerungen, gewiß nicht widersetzen. Daß diese sich annoch ohne Schwierigkeiten regieren lassen, sobald sie eine Macht sich gegenüber erblicken, hat die Erfahrung aller Zeiten und auch die der jüngsten bewiesen. Der Bauer und Bürger wird mit der königlichen Regierung ganz zufrieden sein, nur muß es ihm offenkundig vorliegen, daß ihm die Konzessionen, die er erhielt, nicht verkümmert werden, daß, wenn er auch etwas stärker als früher besteuert wird, er doch im Vergleich seines früheren Zustandes

gewonnen habe und endlich, daß der Adel zu den Staatslasten wirklich beizusteuern und sie mitzutragen gezwungen sei. Sind die Massen in betreff dieser drei Dinge beruhigt, so ist ein Widerstand, der von den adeligen Klassen ausgehen könnte, nicht zu fürchten, denn er hätte in den Massen keinen Halt. Die adelige Klasse Ungarns und Siebenbürgens ist dem moralischen Bankerotte unwiederbringlich verfallen. Dies gilt vom höheren Adel noch mehr als vom mittleren. Dieser läßt sich durch die Furcht bändigen, durch seine Geldinteressen leiten, wie es die Erfahrung sattsam bewiesen hat. Von dieser Erfahrung muß profitiert werden, denn es ist sehr nützlich, vom Feinde sich belehren zu lassen. Der höhere Adel in Ungarn ist eine durch und durch verfaulte und unverbesserliche Menschenklasse, welche mit der Regierung nie zufrieden sein und mit ihr ewig schmallen wird! Ihr Schmallen wird aber unmächtig sein, wenn die Massen neutral bleiben. Der mittlere Adel durch Furcht im Zaume gehalten, das ganze Land mit einer mobilen und schlagfertigen Armee von 65—75 Tausend Mann während mehrerer Jahre besetzt ist, und wenn zugleich die Regierung den praktischen Beweis liefert, daß die Rettung des Adels vom materiellen Bankerott ihr Werk sei²⁰⁾. Diese Rettung kann nur geschehen, wenn die zwei Fragen der Entschädigung und des Real-Kredites sobald als nur möglich gelöst sind. Wird dem Adel die Perspektive dieser Rettung gezeigt, und empfindet er die praktische Wirkung der Lösung, so wird er sich mit vielem aussöhnen, was ohne sein Zutun ins Leben treten muß, insbesondere wenn die Regierung bei dem einzuführenden Steuer-Propositorium mit Mäßigung, Klugheit und Billigkeit verfährt und die materielle Belegung des Landes mit Energie betreibt. Selbst diese unerläßlichen Bedingungen vorausgesetzt, wird der Adel, insbesondere der höhere, schmallen und schimpfen, vielleicht auch konspirieren, wodurch man sich aber durchaus nicht beirren lassen darf. Alle Länder der Welt müssen ohne Rücksicht auf den hohen Adel regiert werden, mit Ausnahme Englands, denn nur hier hat der hohe Adel seine Stellung begriffen und im Staate, als es noch an der Zeit war, einzunehmen verstanden. Die Rettung des Adels vom materiellen Bankerotte ist nicht nur eine politische, sondern auch eine finanzielle Frage, denn seine Steuerfähigkeit und mittelbar auch die des Bürgers, wird dadurch bedingt, daß seiner fortschreitenden Verarmung baldmöglichst Einhalt getan und ihm auf die Beine geholfen werde.

Denkt man über die notwendigen Praemissen einer dauernden Pazifikation Ungarns nach, so ist es unmöglich, das protestantische Element des Landes außer acht zu lassen. Es hat die Erfahrung dreier Jahrhunderte und auch die jüngste Zeit den unwiderlegbaren Beweis geliefert, daß in Ungarn und Siebenbürgen das revolutionäre Element sich immer mit dem Protestantismus identifiziert hat. Der Umstand, daß der Regierung bis jetzt nie gelungen ist, und es nie ernstlich versucht wurde, auf das Kirchen- und Schulwesen der Protestanten Einfluß zu gewinnen, ist sehr beklagenswert. Um zu diesem notwendigen Resultate zu gelangen, müßte

²⁰⁾ Mangelhaft konstruiert steht der Satz im Original.

dem Prinzipie gemäß: *divide et vincas*, mit den Protestanten evangelisch-lutherischer Konfession der Anfang gemacht werden. Diese sind meistens Deutsche und Slawen; sie sind lenksamer und williger als die Kalviner, sie sind jetzt in betreff der Geltung ihrer Nationalität in *petitorio*, also ist der jetzige Augenblick günstig. Es haben die meisten protestantischen Mächte Europas einen Einfluß auf das Kirchen- und Schulwesen ihrer katholischen Untertanen, nur in Ungarn und Siebenbürgen hat das *jus inspectionis* gar keine praktische Bedeutung.

Es ist unzweifelhaft, daß der revolutionäre Geist in Ungarn für die Dauer nicht bewältigt werden kann, wenn der Protestantismus sich ohne einer wirksamen Kontrolle der Regierung in seinem Kirchen- und Schulwesen bewegen darf und er nicht in das Staatsinteresse gezogen wird. In Irland dürfte die Besoldung des katholischen Klerus durch den Staat bald als eine Notwendigkeit sich darstellen — ein gleiches dürfte auch in Ungarn der Fall sein.

In welchem Grade in Ungarn die wohlhabenden Klassen der Gesellschaft an wahrer Bildung zurückgeblieben sind und verwahrlost seien, davon haben die jüngsten Ereignisse unwiderlegbare Beweise geliefert. Die vorübergehende Allmacht Kossuths läßt sich zum größten Teile nur aus der fundamentalen Ignoranz dieser Klassen erklären. Dies liegt ganz klar am Tage, so auch, daß unter allen Dingen, die ihnen unbekannt sind, diese Klassen in keiner Sache größere Ignoranten sind als im Gehorchen und Zahlen. Das Hauptaugenmerk während der Zeit, daß das Land rein königlich regiert wird, müßte darauf gerichtet sein, den Leuten in dieser Beziehung einen praktischen und sozialen Unterricht zu geben. Es ist dies die unentbehrliche Grundlage für alle anderen Kenntnisse.

Diese Dressur des Landes im Gehorsam und Zahlen ist unerläßlich, bevor davon die Rede sein kann, Ungarn und Siebenbürgen mit der Monarchie legislativ oder administrativ enger zu verbinden. Von dem Augenblick an, als der Kaiser durch Bewältigung der Rebellion in die Rechte eingetreten ist, die ihm als König von Ungarn gebühren, bildet Ungarn und Siebenbürgen mit der Monarchie politisch ohnehin wieder ein Ganzes. Um dieses Ganze mit einem festeren Bande, namentlich mit dem einer in gewissem Maße gemeinschaftlichen Gesetzgebung zu umgeben, muß die Umgestaltung, die Verjüngung Ungarns vor sich gegangen sein — Ungarns, nicht des magyarischen Stammes allein, denn man soll sich die traurige Wahrheit nicht verhehlen: alle Stämme, das ganze Land, alle Verhältnisse sind in der Dissolution begriffen und sind dem Verfaulen nahe! In Ungarn ist der gesunde Menschenverstand in die Irre geraten. Nur unter der Herrschaft einer strengen Zucht kann er wieder gefunden werden. Diese Zucht kann nur durch das autonome Wirken des Königs gehandhabt werden. Bevor dieser kostbare Fund nicht gemacht ist, kann nicht davon die Rede sein, den Lehrkurs dieser Zucht zu unterbrechen.

Die Übelstände der Zeit, in der wir leben, der Umfang und die Gefährlichkeit der Krankheit, von deren Heilung die Rede ist, sind zu groß, um daß kleine Mittel ausreichen können. Das Land muß und kann nur mit drastischen Mitteln in großem Maßstabe königlich regiert werden. Wenn es noch zu heilen ist, so ist dies nur in dieser Weise möglich. Soll Ungarn für die Monarchie ein Element der Kraft sein, muß es dem Siechtum entrissen, es muß früher gesund werden.

* * *

Eine große Wahrheit darf bei Beurteilung der ungarischen Verhältnisse nie aus den Augen verloren werden, und diese Wahrheit ist: daß während der ganzen Regierung des Kaisers Franz und Ferdinand in Ungarn kein einziger höher gestellte königliche Beamte oder Würdenträger, mag er sich wie immer schlecht oder dumm benommen haben, eklatant gestraft worden ist. Man hat stets das verderbliche Prinzip befolgt, Leute, die sich schlecht oder dumm benommen haben, zu pensionieren oder gar zu promovieren, damit sie amoviert werden. Dazu kam, daß man Leute, die der legalen Regierung in faktioser Weise entgegentraten, häufig angestellt hat und hierdurch zu paralisieren hoffte. Die herben Früchte dieser falschen Regierungspolitik liegen nun vor! Die Idee, daß einem höher Gestellten, einem Magnaten oder Würdenträger, mag er nun aktiv oder passiv konspirieren, nichts geschehen könne, der auf der Erfahrung gegründete Glaube, daß die großen Diebe leer ausgehen und nur die kleinen gestraft werden, ist gleichsam eingewurzelt und kann nur infolge offenkundiger und eklatanter Tatsachen, entgegengesetzter Natur wieder ausgerottet werden. Nur durch eine solche, konsequent festgehaltene Politik können die gänzlich gelockerten Bande des Gehorsams wieder die nötige Konsistenz gewinnen, die eingerissene Begriffsverwirrung über dasjenige, was durch die Pflicht geboten und verboten wird, wieder beseitigt werden.

* * *

Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß die stark Kompromittierten sich mit den weniger Kompromittierten zu verbinden und gleichsam zu identifizieren beabsichtigen werden, um auf diese Weise die Wirksamkeit der strafenden Gerechtigkeit zu lähmen oder wenigstens sehr zu erschweren. Gegen diese Ränke kann man nicht genugsam auf seiner Hut sein. Die stärker Kompromittierten, deren man habhaft geworden ist, werden suchen, alle Schuld auf die Entwichenen zu wälzen und hierin durch alle Gattungen von Intriguen der weniger Kompromittierten unterstützt werden. Um diesen Plan zu vereiteln, muß es je eher durch vollbrachte Tatsachen klar werden, daß man die Absicht habe, die kleinen Diebe laufen zu lassen, die großen jedoch möglichst schnell zu bestrafen. Sobald dies klar geworden ist, werden die kleinen Diebe, statt sich mit den großen zu identifizieren, diese Diebe gänzlich desavouieren und preisgeben, welcher Umstand das ganze Verfahren sehr erleichtern wird.

* * *

Unter den vielen Abnormitäten und Skandalen, wovon die Geschichte Ungarns in den letzten neun Monaten strotzt, ist vielleicht die Haltung

des katholischen Klerus während dieser Zeit der größte Skandal. Nicht nur haben die Bischöfe gar nichts getan, um den Machinationen, durch welche die rebellische Partei die Treue der katholischen Bevölkerungen an ihren König wankend zu machen suchte, entgegenzuwirken, sondern sie ließen sich vielmehr in den Strudel der Rebellion hineinreißen, ohne daß vor dem Widerstand, den sie solchen Versuchen pflichtgemäß hätten entgegensetzen sollen, auch nur eine leise Spur vorhanden wäre. Ist das ein Benehmen für den katholischen Episkopat, dessen Ruhm auch in Ungarn zeither darin bestand, daß er die Freiheit des Gewissens, die Pflichten seines hohen Berufes gegen die Angriffe der Gewalt zu verteidigen stets den Mut hatte? Der Reichsprimas²¹⁾ vergißt so sehr die Pflichten seiner hohen Stellung, daß er sich nicht entblödet, die Bewaffnung der Rebellen und ihrer Sensenmänner zu unterstützen, indem er aus seinen Waldungen 15 000 Stiele für diesen Zweck ausfolgen läßt! Der Erzbischof von Erlau, Lonovics²²⁾, fungiert als Werkzeug des rebellischen Reichstages und nimmt in Verbindung mit dem Csanáder Bischof Horváth²³⁾ und dem Zipser Bischof Jekelfalussy²⁴⁾ teil an der Verfassung einer Adresse an Se. Majestät Kaiser Ferdinand²⁵⁾ — einer Adresse, die in unziemlichen und verletzenden Ausdrücken abgefaßt ist und ein Gewebe von unverschämten Lügen enthält²⁶⁾! Der Titular-Bischof Fogarasy²⁷⁾ hat die Dreistigkeit mit einer solchen Adresse als Abgesandter des ungarischen Episkopats nach Olmütz zu gehen, während die Verfasser dieses sauberen Machwerkes, diese Kirchenfürsten, deren Beruf in der Wahrung des Friedens besteht, es geschehen lassen, daß diese aufregende, den König verletzende Schrift in allen Zeitungen als Ausdruck der Gesinnungen aller Bischöfe veröffentlicht werde, zu welcher unwürdigen Mystifikation aber diejenigen, die daran keinen Anteil hatten, es bequemer, geratener und sicherer finden, gänzlich zu schweigen und nicht einmal zu protestieren!!

Sind dies nicht ekelhafte Skandale und können solche durch den apostolischen König von Ungarn und selbst durch den heiligen Stuhl geduldet werden? Und was kann von einem solchen Klerus, der so feig und pflichtvergessen ist, erwartet werden? Wer soll das gänzlich konfus gemachte Volk wieder belehren und aufklären in betreff seiner Pflichten, wenn nicht der Klerus, wer soll das unsägliche Unkraut wieder ausrotten, welches die Rebellen und ihre Helfershelfer systematisch gepflanzt haben? Und was wird künftig aus der Autorität des apostolischen Königs von Ungarn, wenn er alle diese Skandale, ohne sie zu ahnden, hingehen läßt?

* * *

21) Johann Hám, seit dem 25. Juni 1848 Fürst-Primas von Ungarn.

22) Josef von Lonovics.

23) Michael Horváth, der berühmte ungarische Geschichtsschreiber.

24) Vincenz von Jekelfalussy, derselbe, der später wegen seiner intransigenten Haltung gegenüber dem Unfehlbarkeitsdogma mit der ungarischen Regierung in Konflikt geriet und im Ministerrat auf Befehl des Königs eine Rüge erhielt.

25) Ferdinand V. von Ungarn, dankte Dezember 1848 ab.

26) Es ist die Repräsentation der Bischöfe an den König vom 28. Oktober 1848.

27) Michael von Fogarasy, daselbst Studien-Direktor und Lonovics, Erzbischof von Eger (Erlau) brachten diese Repräsentation nach Olmütz, wo der Kaiser weilte.

Analoge Fragen drängen sich auf, wenn man das Betragen der Würdenträger des Landes betrachtet. Hat namentlich der judex curiae Majláth seiner Pflicht Genüge geleistet, indem er aus Österreich, wo er sich Ende Oktober in vollkommener Sicherheit befand, nach Ungarn zurückreiste und in Pest den Vorsitz der Magnatentafel zu einer Zeit wieder einnahm, wo der Reichstag bereits offenkundig die Bahn des Gesetzes verlassen hatte? Der Komorner Obergespan Nádasdy²⁸⁾, der vor ein paar Jahren alles in Bewegung setzte, um für sich die geheime Ratswürde, für seine Frau²⁹⁾ die Auszeichnung einer Dame du Palais zu erlangen, hat bei Schwechat den Komorner Landsturm in Person angeführt. Der Ugocser Obergespan Perényi³⁰⁾ war Mitglied des Landesverteidigungsausschusses³¹⁾, der das Zentrum der Rebellion bildete. Der Veszprémer Obergespan Hunkár³²⁾ war Schreckenskommissär; der Präsident des Repräsentantenhauses Pázmándy³³⁾ hat die hochverräterische Schrift mit Kossuth und Csányi³⁴⁾ unterzeichnet, worin der Feldmarschall zu Windisch-Grätz zur Aufhebung der Belagerung Wiens unter der Drohung, daß sonst die gefangenen Kroaten ein trauriges Schicksal zu gewärtigen hätten, aufgefordert wurde, während zugleich alle Könige aus dem Hause Habsburg des Meineides beschuldigt wurden³⁵⁾.

Können alle diese feigen und ehrlosen Menschen und alle die andern, die nicht besser waren, die Ämter und Würden noch länger behaupten, deren Pflichten sie schmählich verletzt oder vernachlässigt haben? Können Leute in diesem Alter und in solcher Stellung als Verführte angesehen werden? Oder kann die Feigheit, die Miserabilität und die Zweideutigkeit dieser Leute als Entschuldigung gelten?

*
*

Die Frage: ob die Obergespáne Batthyányischer³⁶⁾-Kossuthscher Kreation, obwohl dieselben stillschweigend schon außer Funktion gesetzt sind, nicht auch offiziell entlassen werden sollen? verdient erwogen zu werden. Es scheint, daß Obergespáne, solange die Zivilkommissäre unter der Autorität der Militärbehörde fungieren, überhaupt überflüssig sind. Das offizielle Entlassen der jetzigen Obergespáne scheint inzwischen doch notwendig, damit es keinem einfalle, fungieren zu wollen, wodurch das Vor-

²⁸⁾ Graf Leopold Nádasdy. Nach der Bewältigung Ungarns kam er auf die Festung von Theresienstadt als politischer Gefangener.

²⁹⁾ Eine geborene Julia Freiin Forray-Sabortin, die sich durch gemeinnützige Werke auszeichnete.

³⁰⁾ Sigmund Freiherr von Perényi.

³¹⁾ Der Landesverteidigungsausschuß gestaltete sich allmählich zu einer förmlichen provisorischen Regierung, die sich total in der Gewalt Kossuths befand.

³²⁾ Anton von Hunkár war Mitglied der Kommission, die die Unabhängigkeitsakte Ungarns und ein Manifest an die Völker Europas zu verfassen hatte.

³³⁾ Dionys Pázmándy 1816—1856.

³⁴⁾ Ladislaus Csányi, von 1848—49 mit Vollmacht versehener Regierungsoberkommissär.

³⁵⁾ Kossuths Ultimatum an Windisch-Grätz vom 25. Oktober 1848.

³⁶⁾ Ungarischer Ministerpräsident Graf Ludvig Batthyány, der später, zum Tode verurteilt, erschossen wurde.

gehen der Zivilkommissäre nur beirrt werden könnte. Unter einem müßten mehrere, die sich bei der Rebellion beteiligt haben, zur Untersuchung gezogen werden.

*
*

Die Leitung der ungarischen Angelegenheiten von Ofen aus könnte füglich unter dem Titel: «Königliche Kommission für die Landesregierung des Königreiches Ungarn» («Magyar királyi orszáigigazgatási Bizottmány») in nächster Zeit eingerichtet werden. Es bietet keine geringen Schwierigkeiten, die tauglichen Personen für dieses Geschäft herauszufinden. Als tauglich können bezeichnet werden: Emerich Péchy, gewesener Obergespan im Agramer Komitat, Franz Justh, Septemvir, diese beiden repräsentieren das slawische Element. Franz Vághy³⁷⁾ und Franz Koller³⁸⁾, beide bürgerlicher Abkunft, in Pest wohnhaft, Johann von Lónyay, reformierter Religion, Ignaz von Noszlopy, früher Präsident des Ödenburger Wechselgerichtes, Paul von Högyész, Protonotär, Graf Johann Cziráky, baro tabulae, Graf Emanuel Péchy, früher Administrator³⁹⁾, Vincenz von Szent-Iványi, früher Statthaltereirat, Joseph von Havas, früher Statthaltereirat, auch bürgerlicher und slawischer Abkunft, Gabriel Gyurcsányi⁴⁰⁾, Septemvir, Georg von Mailáth der Jüngere⁴¹⁾, früher Administrator, Baron Anton Nyáry, baro tabulae, protestantischer Religion, Ladislaus Dókus, Septemvir, Protestant, Anton Babarczy⁴²⁾, früher Statthaltereirat. Die hier erwähnten sind lauter Ehrenmänner von verlässlicher Gesinnung. Aus diesen könnte eine Wahl von 5—6 Mitgliedern getroffen werden, wobei jedenfalls zu berücksichtigen wäre, daß sowohl das slawische als das protestantische Element in dieser Kommission ihre Vertreter finden müßten und daß es unzweckmäßig wäre, dieselbe bloß aus Adeligen zu bilden.

Die größte Schwierigkeit bietet insbesondere nach der Weigerung des Grafen Keglevich⁴³⁾ die Frage: wer soll Präsident dieser Kommission sein? Der frühere Vizekanzler Szögyény⁴⁴⁾ wäre an dieser Stelle in vollem Maße geeignet, da er ein vollkommener Ehrenmann und sehr ausgezeichnet an Verstand, Fleiß, Geschäftskennntnis ist. Inzwischen muß bemerkt werden, daß er mit geringem politischen Mut begabt, keine hin-

³⁷⁾ Rat beim obersten Gerichtshof.

³⁸⁾ Nachmaliger k. k. Rat und Ministerialkommissär.

³⁹⁾ In Wien wollte man der Anarchie, als die man die Opposition bezeichnete, mit einem Schläge ein jähes Ende bereiten. Aus diesem Grunde wurde 1845 das sogenannte «Administratorensystem» eingeführt. Es bestand darin, daß in den ungefügigen Komitaten den Obergespanen, von denen man annahm, daß sie nicht im Sinne der Wiener Minister vorgehen werden, ernannte Beamte, sogenannte Administratoren, an die Seite gesetzt wurden, die mit der nötigen staatlichen Macht ausgerüstet waren, jeden Widerstand im Keime zu ersticken und die Komitate zu willenlosen Werkzeugen der Regierung zu machen.

⁴⁰⁾ Gabriel von Gyurcsányi.

⁴¹⁾ Er wurde 1865 zum ungarischen Hofkanzler ernannt und war der Sohn des 1861 verstorbenen judex curiae Georg von Majláth.

⁴²⁾ Altkonservativer.

⁴³⁾ Graf Gabriel Keglevics, Tavernicus.

⁴⁴⁾ Ladislaus von Szögyény-Marich.

längliche selbständige Entschlossenheit — eine Eigenschaft, die jetzt mehr als je notwendig — besitzt, wenn er nicht von Männern umgeben ist, die diesen Mangel zu ersetzen imstande sind. Sollte er das Präsidium erhalten, so wäre er mit Szent-Iványi, Emerich Péchy, Havas, Koller und Lónyay zu umgeben. Sollte diese Kombination nicht annehmbar erscheinen, so wäre das Präsidium an Szent-Iványi zu übertragen, statt Lonyay etwa Baron Nyáry zu nehmen und Anton Babarczy oder Georg Mailáth der Jüngere auch zu ernennen, wodurch die Zahl der nötigen sechs Mitglieder fertig wäre. Durch eine solche Kombination wäre das slawische, bürgerliche und das protestantische Element vertreten. Der Präsident könnte mit 6000 fl. Gehalt, 1000 fl. Tafelgeldern und 1200 fl. Quartiergeld, die Mitglieder der Kommission mit 4000 fl. Gehalt und 700 fl. Quartiergeld transitorisch dotiert werden.

* *
*

Die Geschäftseinteilung dieser Kommission läßt sich, nachdem die Ministerien als solche wegfallen und nur einige der bestandenen Verwaltungsabteilungen fortbestehen sollen, ohne Schwierigkeit bewerkstelligen, wobei als leitender Grundsatz gelten müßte, daß die siebenbürgischen und kroatisch-slavonischen Gegenstände von der Kompetenz dieser Kommission gänzlich ausgeschlossen werden müßten als notwendige Folge der vollbrachten Tatsachen. Eine andere Frage betrifft die großen Gehalte und die vielen Ministerialbeamten, welche unter Batthyány-Kossuth eingeführt und kreiert wurden. Daß sowohl die übermäßigen Gehalte als auch die Zahl der Ämter mit Rücksicht auf einen vernünftigen Staatshaushalt, besonders bei den höheren Ämtern bedeutend reduziert werden sollten, braucht kaum erwähnt zu werden. Dieser Umstand wird die ohnehin unerläßliche Epuration der verschiedenen Verwaltungsabteilungen sehr erleichtern.

* *
*

Inbetreff der Komitatsbehörden muß hier eine Bemerkung, die nicht ohne Wichtigkeit ist, ihren Platz finden. Infolge der März-Ereignisse ist die Klasse der Unadeligen, welche bis dahin gesetzlich nicht berechtigt war, an der Komitatsverwaltung teilzunehmen, mit dieser Befugnis bekleidet worden. Infolge des einschlägigen Gesetzes ist die alte gesetzliche Form der Komitatsversammlungen umgestürzt worden. Früher hatte jeder Adelige das persönliche Recht, bei den Verhandlungen der Komitate mitzuwirken. Dieses wurde abgeschafft. Das Gesetz bestimmte, daß in jedem Komitate ein durch die Repräsentanten der Gemeinden ohne Unterschied des Standes in beliebiger Zahl zu erwählender Ausschuß fortan die Befugnisse ausübe, mit welchen früher die adeligen Komitatsversammlungen gesetzlich bekleidet waren. Infolge dieses Gesetzes wurden die Wahlen dieser Ausschüsse vorgenommen. Es wurden Ausschüsse von 150 bis zu 1000 Mitgliedern gewählt. Es war natürlich, daß bei der herrschenden Aufregung und dem zum Durchbruch gekommenen demokratischen Geist eine große Menge Bauern überall gewählt, an vielen Orten die adelige Klasse beinahe gänzlich ausgeschlossen wurde. Die so gearteten, sehr zahlreichen Ausschüsse finden indessen an, dem Kossuth und seinem

Anhänge Besorgnisse einzulösen, und sie wurden später durch seine Faktion bedeutend reduziert, in einen permanenten Ausschuß von etwa 12—20 Mitgliedern umgewandelt und der Rest von aller Mitwirkung ausgeschlossen. In dieser Form befindet sich nun, gelegentlich der Okkupation des Landes durch die k. k. Armee, die Komitatsbehörde.

Es liegt auf der Hand, daß die Mitglieder der permanenten Kommission notwendigerweise einer Auflösung oder wenigstens Epuration unterworfen werden müssen. Es scheint auch, daß in dieser Beziehung in den bereits okkupierten Komitaten der Anfang gemacht wurde. Wenn dasjenige in Erwägung gezogen wird, was zum Beispiel mit dem Ausschusse des Preßburger Komitats vorgenommen wurde, so drängen sich einige Bedenken auf. Der Preßburger Komitatsausschuß, wie er durch den FML. Kempen⁴⁵⁾ zusammengesetzt wurde, besteht aus lauter adeligen Individuen. Es ist unzweifelhaft, daß dies bei dem Bauernvolke, welches viel mehr Beweise des treuen Festhaltens an der Krone gegeben hat als der Adel, böses Blut verursachen muß. Es ist gar kein Grund abzusehen, warum die Komitatsverwaltung wieder gänzlich in die Hände des Adels, von welchem die Rebellion ausging, gelegt werden sollte. Die unadelige Klasse hat die Abschaffung der erwähnten Bevorzugung des Adels als eine wesentliche und gerechte Konzession begrüßt, was sie auch ist. Es wäre daher gleichsam ein durch keine hinlänglichen Gründe motivierter Rückschritt, wenn bei der neuen Konstituierung der Komitatsausschüsse diese Konzession nicht ihre praktische Geltung fände. Um das zu erzielen, wären die Militär-Distrikts-Kommandos anzuweisen, bei Ernennung dieser Ausschüsse folgende Gesichtspunkte festzuhalten: a) Verlässlichkeit der politischen Gesinnung; b) billige Berücksichtigung sowohl der verschiedenen christlichen Religionsbekenntnisse als der verschiedenen Nationalitäten, wo die Bevölkerung gemischt ist; c) angemessene Vertretung des größeren Grundbesitzes; d) unerläßliche billige Beteiligung der Unadeligen, namentlich der bäuerlichen Grundbesitzer; e) Einbeziehung des katholischen, ruthenischen Klerus und auch des protestantischen, jedoch mit großer Vorsicht und nur dort, wo die Protestanten die Mehrzahl oder einen sehr namhaften Teil der Bevölkerung bilden; f) Zulassung von Advokaten, aber nur als Ausnahme in Fällen, wo solche durch ganz besondere Verlässlichkeit und Tauglichkeit sich auszeichnen und durch vollkommen verlässliche Leute empfohlen werden.

Die in Preßburg eingehaltene Modalität, vermöge welcher dem Vizegespan das Recht eingeräumt wurde, den Ausschuß in Vorschlag zu bringen, kann auch nicht für zweckmäßig anerkannt werden, da es notorisch ist, daß die Vizegespane in der Regel Parteimänner sind, somit auf diese Weise ihren eigenen Anhang in den Ausschuß zu bringen, dadurch einer wirksamen Kontrolle des Ausschusses zu entgehen und den Nepotismus zu begründen beflissen sein werden. Die Ernennung des Ausschusses hätte zwar vom Militär-Distrikts-Kommando auszugehen, aber auf Vorschlag des Zivil-Kommissärs, der anzuweisen wäre, unter Festhaltung der obigen Gesichtspunkte nicht nur den Vizegespan, sondern auch mehrere einfluß-

⁴⁵⁾ Der nachmalige allgewaltige Chef der Obersten Polizeibehörde. Als Bach fiel, wurde auch Kempen entlassen.

reiche und verlässliche Männer des Komitats ohne Unterschied des Standes vertraulich zu Rate zu ziehen.

*
*

Die Epuration der Komitats- und städtischen Magistratual-Körper ist eine unerläßliche Notwendigkeit. Bei der Wiederbesetzung durch die Militärbehörde wären die in früheren Paragraphen angedeuteten Gesichtspunkte und Modalitäten festzuhalten. Die größeren privilegierten Marktflecken und Gemeinden des Landes, insbesondere Nieder-Ungarns überfließen von gefährlichen Aufwieglern, deren Zahl durch die Flüchtlinge, die sich in den größeren Städten nicht mehr behaglich fühlen werden, einen namhaften Zuwachs erhalten dürften. Diese Gemeinden müssen künftig Gegenstand einer fortwährenden Überwachung sein, die Ausdehnung des Prinzipes der Epuration auf dieselben ist jetzt schon eine unerläßliche Notwendigkeit und wäre den Distrikts-Kommandos aufzutragen.

*
*

Infolge der seit neun Monaten herrschenden Anarchie ist das Bauernvolk sehr ungehorsam und gewalttätig geworden. Die revolutionäre Regierung duldete die gegen das Eigentum der Grundherrschaften verübten Frevel, und hat sie sogar begünstigt. Abgesehen von den Übeln, welche dieser Zustand mit sich führt, ist hiedurch die Rechtssicherheit im allgemeinen, insbesondere die Sicherheit der Rechte, welche gesetzlich den Grundherrschaften zustehen, ganz wankend geworden. Soll Ordnung, Ruhe eingeführt, das adelige Besitztum besteuert werden, was unzweifelhaft geschehen wird, so muß diesem Übel in energischer Weise gesteuert werden. Das Prinzip der Autorität und der Achtung vor dem Gesetze ist ein und dasselbe in der ganzen Stufenleiter der menschlichen Gesellschaft. Gewöhnt sich das Landvolk, die Masse der Bevölkerung an willkürliche Verletzung gesetzlicher Rechte und sieht es, daß es Frevel jeder Art ungestraft verüben kann, so wird es bald auch seiner vorgesetzten Behörde nicht mehr gehorchen, so wird es bald auch die Rechte seines Königs zu mißachten sich angewöhnen!

*
*

Daß die rebellische Partei in Ungarn nicht nur physisch besiegt, sondern auch moralisch in der öffentlichen Meinung der Welt, im Interesse einer besseren Zukunft, zugrunde gerichtet werden müsse, darüber kann wohl kein Zweifel sein. Um zu diesem Resultate zu gelangen, müßte die Schändlichkeit und Niederträchtigkeit der Mittel, welche durch diese Partei in Bewegung gesetzt wurden, so auch ihre stupide und verschwenderische Finanzwirtschaft dem Publikum, auf authentische Belege gestützt, mitgeteilt werden. Zu diesem Behuf wären alle hierauf Bezug habenden Dokumente zu sammeln und dem Individuo, welches mit der Redaktion einer solchen Schrift beauftragt wäre, auch der Zutritt zu den Rechnungsbelagen zu gestatten. Die Publikation selbst könnte unter dem Titel: «Beiträge zur Kenntnis der Kossuthschen Rebellion und ihrer Geldwirtschaft aus authentischen Aktenstücken» heftweise erfolgen und in alle landesüblichen Sprachen übersetzt mit dem Amtsblatte versendet und auch durch den

Buchhandel verbreitet werden. Zur Redaktion dieser Publikation kann J. Veber⁴⁶⁾, in der letzten Zeit beim ungarischen Minister der öffentlichen Arbeiten angestellt, als tauglich empfohlen werden, die Aufsicht über das Ganze würde der Unterzeichnete gerne übernehmen.

* * *

Nach allen Nachrichten, die dem Unterzeichneten, der jetzt in der Nähe des karpathischen Kriegsschauplatzes weilt, von verlässlicher Seite zu-, kommen, erzeugt das Auftreten der evangelischen slawischen Geistlichen Hurban⁴⁷⁾, Stur⁴⁸⁾ und Hodža⁴⁹⁾, welche sich als Bundesgenossen der kaiserlichen Armee gebärden sollen, so auch eines gewissen Jakubek, genannt Zsiska, viel böses Blut. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Leute höchst gefährliche Freunde sind vermöge ihrer exaltierten und demagogischen Tendenz, die an den Kommunismus streift. Bei den Mitteln und der Kraft, welche der kaiserlichen Regierung zugebote stehen, scheint die Hilfe dieser Wühler, welche zum Überfluß protestantisch sind, ganz gut entbehrlich und es würde eine sehr gute Wirkung haben, wenn es klar würde, daß man sie nicht in Anspruch nehmen will und wenn hieraus gar kein Hehl gemacht, es im Gegenteil dem Publikum zur Kenntnis gebracht würde.

* * *

Der Buchdrucker Bucsószky in Pest ist Verleger vieler anarchischer und brandstifterischer Flug- und Volksschriften, namentlich Kalender, welche auf die öffentliche Moral von bösestem Einfluß sein müssen.

* * *

Aus den hier veröffentlichten Schriften Dessewffys atmet noch dessen volle Zuversicht auf rasche Herstellung der Ordnung, bei der er und seine Gesinnungsgenossen eifrig und von der Wiener Regierung gern gesehene Mitarbeiter sein würden. Noch ahnte der Graf nicht, daß bereits einige Monate später — April 1849 — sich in Debreczen die verhängnisvollsten Ereignisse vollziehen sollten: die Proklamierung der Unabhängigkeit Ungarns und die Thronentsetzung des Hauses Habsburg. Die Hoffnung auf die ersehnte baldige Unterdrückung des ungarischen Freiheitskampfes erfüllte sich nicht. Dessewffy trachtete sich auch mit dieser neuen Situation auseinanderzusetzen. Er tat dies in einer für Bach, den damaligen Minister des Innern, verfaßten umfangreichen Denkschrift vom 5. Juni 1849, die hier in einem folgenden Artikel mitgeteilt werden soll.

⁴⁶⁾ Johann Veber wurde am 4. Mai 1848 vom Erzherzog Palatin-Stefan zum Sekretär im ungarischen Handelsministerium ernannt.

⁴⁷⁾ Josef Miloslav Hurban, luther. Geistlicher und panslawischer Agitator.

⁴⁸⁾ Ludwig Stur, evangelischer Lyzeumsprofessor und slovakischer Agitator.

⁴⁹⁾ Michael Milos Hodž, slovakischer Agitator.

Das Banat von Machow (Macsó).

Von Privatdozent Emerich Szentpétery.

SERBIENS nordwestliche Ecke, der Winkel der Save und der Drina, wurde abermals mit Blut begossen. Wie ehemals vor Jahrhunderten, «scharenweise starben die braven Helden» dort wieder, wie das Lied von der Einnahme von Šabac im Jahre 1476 sagt. Dieser blutbegossene Boden ist einmal ungarisches Gebiet gewesen; er gehörte durch Jahrhunderte zu Ungarn; seine Herren und Herzöge verdankten dem ungarischen König ihre Macht; seine Bane ernannte der König von Ungarn. Der Boden hat seinen Namen von einer heute schon verschwundenen Festung Machow (Macsó, lies: Matschoo) erhalten, welche vielleicht das heutige Valjevo war.

Das Banat von Machow (Macsó) war durch lange Zeit ein wichtiger Vorposten an der Südgrenze unseres Vaterlandes; seine Bane spielten seit der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts durch das ganze Mittelalter eine bedeutende Rolle in unserer Geschichte. Die Geschichte des Machower Banats ist bis heute noch nicht zusammenhängend bearbeitet. Unsere größeren, zusammenfassenden geschichtlichen Werke benützen zwar zerstreut die bezüglichlichen Daten¹⁾; einige Aufmerksamkeit erweckende Skizzen beschäftigen sich sogar mit ihm²⁾, aber eine systematische Bearbeitung seiner Geschichte ist nicht vorhanden.

Nachdem unsere Könige Ladislaus der Heilige und Koloman durch Kroatiens und Dalmatiens Eroberung Ungarns Grenze bis zum Meere ausgedehnt hatten, war die natürliche Richtung der Ausbreitung unseres Vaterlandes südwärts klar bezeichnet. Schon Béla II. breitete seine Obermacht auf den südlichen Teil des heutigen Bosnien, d. h. auf die Rama aus. Und bald gehörte der von der Rama südwärts liegende Teil, der Chulm- oder Hum-Boden, die heutige Herzegovina, hierher.

Die von der Save südwärts und von der Bosna westlich liegende Gegend war ein integraler Teil Ungarns, auf welchem drei ungarische Komitate: Dubicza, Szana und Orbász sich ausdehnten. Die Spuren der Geschichte derselben können wir schon seit der Zeit des

¹⁾ So Pauler in seinem Werke über die Geschichte Ungarns unter den Árpáden und das große Milleniumsgeschichtswerk Bd. II—IV. u. a.

²⁾ So z. B. Friedrich Pestys Einleitung zur Serie der Machower (Macsóer) Bane (Századok 1875. 361 u. ff.) und viel gründlicher: Thallóczy in der Einleitung zum II. Bande des Diplomatariums der Nebenländer Ungarns.

Königs Emerich mit durch Diplome bestätigten Daten verfolgen. Weiter nach Osten, zwischen der Bosna und der Drina, finden wir zwei ungarische Banate: Ozora und Só, welche seit der Zeit Andreas II. eine Rolle spielen. Die ungarische Botmäßigkeit reichte also schon am Anfang des XIII. Jahrhunderts auf der Balkan-Halbinsel weit hinein, ganz bis zur Drina. Die von der Drina östlich liegende Gegend war bis zur Morawa serbisches Gebiet, jenseits dessen sich das durch Johann Asên gegründete Bulgarische Reich ausdehnte.

Die Serben lebten im XII. Jahrhundert in locker zusammenhängender Stammesverfassung als Untertanen des griechischen Kaiserreichs, bis es dann um 1165 Nemanja gelang, die serbischen Stämme zu vereinigen und ihre Unabhängigkeit von Byzanz durchzusetzen. Seitdem regierten er und seine Nachfolger über Serbien bis 1371.

Der nördliche Teil dieses zwischen der Drina und der Morawa sich ausbreitenden serbischen Bodens auf dem rechten Ufer der Save war Macsó. Nach manchen Geschichtsschreibern, so z. B. auch nach Engel³⁾ gehörte dieses Gebiet schon seit alter Zeit zu Ungarn sowie die obenerwähnten Orbász, Szana oder Keve an der unteren Donau, aber sie wurden erst später zu einem Banate organisiert. Doch ist es wahrscheinlicher, daß das rechte Ufer der unteren Save erst unter König Emerich zu Ungarn gelangte, und zwar anlässlich seines serbischen Feldzuges von 1201.

Emerich mengte sich nämlich in die serbischen Angelegenheiten, wobei er den Zwist der Söhne Nemanjas, Stephan und Vuk, ausnützte, Vuk gegen Stephan hilfreiche Hand bot und selber den Titel König von Serbien annahm. In seinem um 1202 datierten Diplom über die Güter der Arader Kirche gebraucht er auch schon diesen Titel⁴⁾. Es ist wahrscheinlich, daß Macsó seit dieser Zeit zu unserer Vaterlande gehörte. Andreas II. verfügt schon über dieses Gebiet.

Als nämlich die Tochter unseres Königs Béla III., Margit, die Gemahlin des griechischen Kaisers Isaak Angelos, mit ihrem Sohne Kalojohannes an den Hof Andreas II. flüchtete, gab ihr dieser Syrmien, die Gebiete an der Save und Kewe, in deren Besitz sie im Jahre 1223 auch durch den Papst Honorius III. bestätigt wurde⁵⁾. Kalojohannes fungiert diesmal als Syrmiens Herr und Comes von Keve, aber sein Besitz dehnte sich auch auf Macsó am rechten Ufer

3) Geschichte von Serbien und Bosnien S. 227.

4) Wenzel, Cod. dipl. Arp. cont. I. 85.

5) Dasselbst I. 190 und Fejér, Codex dipl. IV. I. 27.

der Save aus. Daß die Organisierung des Macsóer Banats schon zu dieser Zeit geschehen wäre ⁶⁾, kann deshalb nicht bewiesen werden, weil derzeit der Name Macsó noch nicht vorkommt; aber daß das Gebiet schon damals Ungarns tatsächliche Appertinenz war, dies ist auf Grund der obigen Daten bestimmt.

Die topographische Bestimmung dieses Macsó ist insofern schwer, weil dessen Gebiet sich fortwährend änderte; es hatte niemals pünktliche Grenzen. Es reichte sogar auf das linke Ufer der Save, auf die Gegend des heutigen Mitrowicz, damals Száva-Szent-Demeter hinüber. Seine westliche Grenze war die Drina, während es ostwärts nach Pesty ⁷⁾ bis zum Flusse Morawa reichte. Dies aber ist nicht annehmbar, weil dann auch die Belgrader Hauptmannschaft und die Gegend von Szendrö (Semendria) hineingefallen wäre. Es ist wahrscheinlich, daß das Macsóer Banat während des größeren Teiles seines Bestehens nicht über die Linie des Kolubara-Flusses reichte. Dieses geht außer anderen auch aus dem Diplom von 1392 ⁸⁾ des Königs Sigismund hervor, woselbst die von Nikolaus Garai übernommenen Besitze als an der Grenze liegend hingestellt werden. Zeitweise konnten natürlich die Grenzen des Banats auch über die Kolubara reichen.

Das Gebiet, welches Andreas II. Kalojohannes schenkte, trug noch nicht den Namen Macsó. Dieser Name erscheint zuerst mitten in der Regierung Bélas IV. im Jahre 1254 in demselben Diplom, in welchem die Güter und Privilegien der Piliser Abtei zusammengeschrieben werden. Unter den in der Klausel dieser Urkunde angeführten hohen Würdenträgern finden wir Ratislaus, den Herzog und Herrn von Macsó erwähnt ⁹⁾. Zwei Jahre nachher aber, den 17. Dezember 1256, ebenfalls in einer Urkunde Bélas IV., welche von der Besitzeinteilung der Mitglieder des Geschlechtes Csanád handelt ¹⁰⁾, finden wir die Erwähnung des Macsóer Distriktes jenseits der Save (districtus de Maco ultra Zawa). Der Herr des Macsóer Distriktes war also zu dieser Zeit Ratislaw.

Dieser Ratislaw oder Rastislaw war der Schwiegersohn Bélas IV., der Gemahl seiner Tochter Anna (anders Agnes), der lange umsonst nach dem Besitze von Halic strebte. Nach dem Tode des Kalojohannes schenkte Béla IV. Macsó seinem Schwiegersohne, da-

⁶⁾ Thallóczy, z. W. 2. B. S. XIV.

⁷⁾ Zitirtes Werk 362.

⁸⁾ Hazai okmánytár VII. 428.

⁹⁾ Fejér a. O. IV. 2. 218.

¹⁰⁾ Wenzel, z. W. VII. 429.

mit er ihm, nach den Worten Gustav Wenzels¹¹⁾ «für den Verlust Galiziens entschädige». Damals war Macsó noch kein Banat. Rastislaw nennt sich den Herrn von Macsó, und daß sein Ansehen beinahe königlich gewesen, geht aus der Reimchronik des beinahe zeitgenössischen Öttokar von Steiermark hervor, der Rastislaw «den Kunig von Matschau» nennt und ihn mit den serbischen und galizischen Königen in eine Reihe stellt¹²⁾. Rastislaw breitete seine Macht später auf Bosnien, sogar auch auf Bulgarien aus. Er starb im Jahre 1262, Macsó seinem jüngeren Sohne Béla vermachend, der es bis 1272 besaß. Inzwischen trug aber auch Rastislaws Witwe, Anna, den Titel der Herzogin von Macsó, so im Jahre 1264¹³⁾.

In dieselbe Zeit, während der Herr von Macsó Rastislaws Sohn Béla war, fällt der Angriff gegen Macsó des Enkels von Nemanja, des serbischen Königs Uroš I. Das Gedächtnis dieses aus Eroberungsabsicht veranstalteten Angriffs wird durch mehrere unserer Urkunden bewahrt. Am ausführlichsten ist die Urkunde¹⁴⁾ Bélas IV. vom 9. April 1269, mit welcher der König Michael dem Sohne Peters aus dem Geschlechte Csák mehrere Dörfer im Somogyer Komitate schenkt im Austausch gegen das aus dem Kreuze Christi gefertigte wertvolle Kreuz, welches Michael als Lösegeld für die Gemahlin des serbischen Königs Uroš und für den Sohn des Schatzmeisters desselben samt 800 Mark erhielt. Nach der Urkunde geschah die Gefangennahme der genannten damals, als Béla IV. zur Hilfe seines Enkels, des Herzogs Béla, gegen den zur Verwüstung des Macsó hereingebrochenen serbischen Uroš eine Schar sandte. Dieser Feldzug muß im Jahre 1268 gewesen sein; aus anderen Quellen wissen wir, daß der Führer des ungarischen Heeres der Pozsonyer Comes Stephan war, und daß Uroš selber in Gefangenschaft gefallen ist. Aber Béla IV. machte ihn frei und Uroš ließ von nun an Macsó in Ruhe.

Also die Macsóer Herrschaft Bélas, des Sohnes von Rastislaw, war nicht ruhmlos. Noch im Jahre 1271 fungierte er auch in Stephans V. mit Öttokar geschlossener Friedensurkunde¹⁵⁾, aber derselbst ist auch schon Roland als Ban von Macsó genannt. Neben seinem Namen finden wir zwar nur den allgemeinen Ausdruck «Banus» ohne die Angabe des Ortes; nach den späteren Daten aber

11) Rastislaw, Herzog von Galizien, S. 14.

12) Zitiert bei Wenzel.

13) Árpádkori új okmánytár. III. 99. Fejér IV. 3. 236 und Hazai okmánytár. VIII. 98.

14) Fejér. IV. 3. 490.

15) Árpádkori új okmánytár. III. 247.

muß sich dies zweifellos auf Macsó beziehen, und so ist er der erste bekannte Ban von Macsó.

Der Herzog Béla fiel im Jahre 1272 einer Mordtat zum Opfer; er wurde von dem Ban Heinrich von Némétújvár getötet. Seine Besitze jenseits der Save wurden in Banate geteilt. Ban von Macsó wurde derselbe Roland, der auch schon im Jahre 1271 als solcher fungierte. Damit fängt eigentlich die Geschichte Macsó's als Banates an. Von 1272 bis 1280 wechseln die Bane sehr häufig¹⁶⁾, was ein Erfolg derselben höfischen Parteizwiste war, welche den Anfang der Regierung Ladislaus IV. ausfüllen. Jährlich zwei-dreimal wechseln die Bane zu dieser Zeit, und dieselben Namen kehren abermals wieder. Es ist charakteristisch für die damaligen Zustände, daß einer der Bane, Ugrin, ein Mitglied des mächtigen Geschlechtes Csák, sich einmal gerade den Herrn von Macsó und Bosnien nennt, wie seinerzeit Rastislaw und Herzog Béla¹⁷⁾.

Zwischen 1280 und 1284 wird aus dem Macsóer Banat wieder ein wirkliches Herzogtum, so wie es zur Zeit des Herzogs Béla war. Die aus dieser Zeit stammenden Urkunden nennen die Witwe Stephans V., die ältere Königin Elisabeth, Herzogin von Macsó und Bosnien¹⁸⁾, aber ihre Herrschaft in Macsó bestand nur dem Namen nach und hörte bald auf und Macsó erhielt der Schwiegersohn Stephans V., der Sohn des serbischen Königs Uroš II.: Stephan Dragutin.

Stephan Dragutin, der Mann der Katherine, der Tochter Stephans V., wird nämlich durch seinen Bruder Milutin im Jahre 1282 seines Thrones beraubt, und Stephan Dragutin bekommt unter ungarischer Botmäßigkeit einen Teil von Macsó und Bosnien. Die anderen Teile Serbiens und Bosniens behält Milutin. Damit kommt schon eine gewisse Verbindung zwischen Macsó und Serbien zustande, und während der unter den beiden letzten Königen aus dem Hause Árpád verheerenden inneren Wirren wird die Verbindung zwischen Macsó und Ungarn locker.

Doch spielt zu dieser Zeit Macsó noch immer die Rolle eines vorgeschobenen Nebenlandes von Ungarn. Die Urkunde Andreas III. von 1298¹⁹⁾ erzählt, daß, als die Tartaren die Macsóer Teile be-

¹⁶⁾ Siehe die Serie der Macsóer Bane bei Pesty a. a. O. und bei Thallóczy a. a. O. II. 456 ff.

¹⁷⁾ Hazai okmánytár. VII. 340. — Vgl. Karácsonyi, A magyar nemzet ségek, I. 339.

¹⁸⁾ Árpádkori új okmánytár. IV. 223. Hazai okmánytár VI. 261. Im Jahre 1284: Hazai okmánytár VIII. 234; dies ist aber natürlich Elisabeth, die ältere Königin und nicht die Frau Ladislaus IV., wie Wenzel meint (Rastislaw S. 15).

¹⁹⁾ Árpádkori új okmánytár XII. 617.

setzten und verwüstend nach Ungarn hereinbrechen wollten; da setzte ein ungarisches Heer über die Save unter Führung des Meisters Ugrin aus dem Geschlechte Csák und kämpfte dort heldenmütig. Matthäus, Paul und Michael, die Söhne des Comes Urban, die sich im siegreichen Heere ausgezeichnet hatten, wurden durch den König mit Besitztümern belohnt. Dieser siegreiche Feldzug geschah wahrscheinlich 1291²⁰⁾ und zeigt zur Genüge, welche wichtige Rolle diese Nebeländer Ungarns in Hinsicht der Vermehrung der Kraft und Widerstandsfähigkeit des Landes haben konnten. Aber in der Zeit der unter den letzten Árpáden herrschenden Verwirrung sind diese bedeutungsvollen südländischen Besitztümer beinahe in Verlust geraten. Es ist nur natürlich, daß die Lage sich unter den unmittelbaren Nachfolgern der Árpáden zur Zeit des Schattenkönigtums Wenzels und Ottos nicht bessern konnte, sondern sich nur verschlimmerte. Ja sogar Karl I. war am Anfang seiner Regierung durch seine schweren Sorgen, besonders durch den Kampf gegen die Oligarchen viel mehr beschäftigt, als daß er sich um die südlichen Grenzgebiete des Landes hätte kümmern können.

Der Umstand, daß seit 1284, seit dem Ende der Macsóer Regierung Elisabeths, bis 1313 keine Erwähnung von Macsóer Banen vorkommt, ja sogar seit 1313 erst nach 1319 Macsóer Bane erwähnt werden, deutet darauf, daß Macsó sich mit der Regierung Stephan Dragutins, beziehungsweise seines Bruders Milutin, der ungarischen Botmäßigkeit entzogen hat²¹⁾.

Ja, schon 1307 fallen die Serben aus dem Macsó in Syrmien ein und verwüsten dort. Erst der erfolgreiche Feldzug 1319 des Königs Karl I. knüpfte Macsó aufs neue fest an unser Vaterland. Dieser Feldzug von 1319 hatte außer der Herstellung der Unversehrtheit des Landesgebietes auch noch weitere Gründe. Der eine war, daß die ungarischen Oligarchen, die König Karl nicht anerkennen woll-

²⁰⁾ Karácsonyi: *A magyar nemzetségek.* I. 340.

²¹⁾ In Pestys Zusammenstellung (a. a. O. S. 370) sowie Thallóczy II. 456 u. ff. sind auch zwischen 1312 und 1320 Macsóer Bane aufgezählt. Die Daten aber des letzteren Werkes, die sich auf Paul Kazali beziehen, stammen alle aus den Zeiten nach 1320. Sein früheres Wirken ist hier nur auf Grund der Behauptung Pestys angenommen. Doch Pestys Angabe von 1312 ist fehlerhaft, denn die bei Fejér, VIII. 1, 439, lesbare Urkunde ist von 1328 datiert. 1312 ist nur das Datum der transsumirten Urkunde. Die Berufung auf 1314—1317 bei Pesty beruht auf dem *Liber Dignitatorum*, dessen Daten — gerade nach Pesty — ganz unzuverlässig sind, im Jahre 1318 aber nennt sich Paul nur so im allgemeinen einen Ban. Es bliebe also nur Pestys Datum von 1313, welches so ganz abgesondert ist.

ten, die gegen Ungarn feindliche Haltung und Ausbreitungsgelüste des serbischen Königs benützten. So sind z. B. die Söhne des aus dem Geschlechte Gútkeled stammenden Dionysius, wie wir in der Urkunde von 1324 des Königs Karl lesen ²²⁾, zum serbischen König «nach den Teilen jenseits der Save» geflohen und sind dann mit einem serbischen Heere nach Ungarn eingebrochen, wo sie raubten und verwüsteten. Der andere Grund aber war, daß der Onkel des Königs Karl, Philipp von Tarent, auf den serbischen Thron gegen König Milutin Anspruch erhob und seine Ansprüche so durch den Papst wie auch durch Karl unterstützt wurden. Der Feldzug von 1319 Karls I. war also auf jede Weise vorbereitet. Auch der König selber nahm teil an dem Feldzuge ²³⁾, dessen Schauplatz Macsó war. Das ungarische Heer eroberte auch die Burg Macsó, jagte die Serben aus dem Gebiete des Macsóer Banats hinaus, drang sogar nach Serbien ein und besetzte auch Mazedonien. Der Krieg, dessen Gedächtnis durch mehrere Donationsurkunden bewahrt wird, war von vollem Erfolg. Macsó kam wieder unter die ungarische Herrschaft zurück. Bald nahm auch die Regierung des serbischen Königs Milutin ein Ende (1321) und nach ihm gelangte sein Sohn, Stephan Uroš III. auf den Thron, unter welchem von serbischer Seite keine Gefahr drohte, weder für die Grenzen unseres Vaterlandes noch für das Besitztum des Macsóer Banats.

Nach Uroš aber kam in der Person Stephan Dušans wieder ein Herrscher der Serben, der die Grenzen seines Landes nicht nur erweitern wollte, sondern dazu auch wirklich fähig war. Er war der erste unter den serbischen Herrschern, der auf Grund seiner Kriegserfolge gegen das griechische Kaiserreich den Titel Czar (Kaiser) annahm. Er wollte aber sein Besitztum nicht nur südwärts, sondern auch nordwärts ausdehnen und brach gleich im zweiten Jahre seiner Regierung (1337) in das Macsóer Banat und in Syrmien ein. Zu dieser Zeit war Nikolaus aus dem Geschlechte Osl Ban von Macsó; seiner harrte die Verteidigung des Banates gegen die Serben. Eine viel spätere Urkunde ²⁴⁾ des Königs Ludwig erzählt, daß infolge des serbischen Einbruchs auch die Einwohnerschaft des Macsóer Banates und Syrmiens sehr abgenommen hatte, weil der serbische König die

²²⁾ Anjoukori okmánytár. II. 128.

²³⁾ Siehe z. B. seine Urkunde vom 16. September 1319, welche neben Kalabar in Macsó datiert wurde. Anjoukori okmánytár I. 532.

²⁴⁾ Hazai okmánytár II. 83, 87. Daß Dušans Angriff in 1377 war, das geht aus der im Anjoukori okmánytár III. 622 mitgeteilten Urkunde von 1339 des Palatins Wilhelm Druget hervor. Magyar orsz. mellékartományainak oklevéltára 2. XXX. stellt nur soviel fest, daß dieser Angriff vor 1340 geschah.

Einwohner samt Kindern als Gefangene mit sich schlepte. Der Ban Nikolaus, nachdem er dem serbischen Angriff mit seinem Heere Einhalt getan, bevölkerte den entvölkerten Landesteil, und sein jüngerer Bruder und Nachfolger im Banate, Ban Dominik, setzte nicht nur das Werk des Bruders fort, sondern brach mehrere Male auf serbische Gebiete ein und störte mit Eroberungen und Belagerungen von Festungen die Serben.

Diese Unternehmungen des Bans Dominik gegen die Serben, welche sich wahrscheinlich öfters erneuerten, sind schon während der Regierung Ludwigs des Großen geschehen. Dieselben hatten keine größere Bedeutung, aber doch hielten sie die Serben von den ungarischen Grenzen fern. In den Jahren 1353—54 kam es zu einem größeren Krieg, in welchem das Glück dem König Ludwig hold war²⁵), obzwar sich keine größeren Erfolge zeigten. Erst unter dem Nachfolger des Czars Dušan, Uroš V. 1359 erneuerte sich mit größeren Kräften der ungarisch-serbische Krieg, dessen Erfolg die Vermehrung des Gebietes vom Macsóer Banate war. Den Feldzug führte der Palatin Nikolaus Kont, aber auch König Ludwig nahm daran persönlich teil. Uroš V., der letzte unter den Nemanjič, anerkannte am Ende des Krieges die Botmäßigkeit des ungarischen Königs²⁶).

König Ludwig ließ das territorial vermehrte Macsóer Banat zwanzig Jahre hindurch in der Hand Nikolaus Garais, der diese Würde seit 1356 trug. Während dieser Zeit spielte Macsó in der Geschichte keine besondere Rolle. Erst nach dem Tode König Ludwigs des Großen zur Zeit der Wirren unter Königin Marie und unter der Regierung Sigismunds wurde es wieder bedeutungsvoll.

Derselbe Johann Horváti, der das Oberhaupt der gegen Königin Marie aufrührerischen neapolitanischen Partei gewesen, war nämlich Macsóer Ban am Ende der Regierung Ludwigs des Großen und stützte sich in seinem mit dem Aufruhre verknüpften Kämpfen auf diesen Süden. Er stand in Verbindung mit dem Despoten Lazarus, der 1371 auf den serbischen Thron kam und der die Sache der Rebellen mit Einbrüchen in das Macsóer Banat und Syrmien unterstützte²⁷). Das Macsóer Banat war auf dem Wege, für unser Vaterland verloren zu gehen, aber dem durch König Sigismund zum Macsóer Ban ernannten Nikolaus Garai, dem Sohne des gleichnami-

²⁵) Anton Pór in Szilágyi: *A magyar nemzet története*. III. 240. Nach Engel (a. a. O. 287) wurde Macsó in diesem Kriege durch die Serben erobert und Ludwig I. gewann dasselbe erst 1359.

²⁶) Pór (a. a. O. 257).

²⁷) Fejér, *Cod. Diplom.* XI. 87.

gen Palatins von 1356—1375, dem Schwiegersohne des Despoten Lazarus, gelang es, den Schwiegervater zum Frieden, beziehungsweise zur Treue gegen den ungarischen König zu bewegen²⁸⁾. Lazarus blieb, wie es scheint, bis zu seinem Tode ruhig. Seine Regierung nahm aber mit der gegen die Türken auf dem Kossowopolje (Amselfeld) gefochtenen Schlacht der Serben (1389) ein tragisches Ende. Sein Sohn und Nachfolger Stephan konnte seine Herrschaft nur gegen Anerkennung der türkischen Botmäßigkeit behalten. So reichte die türkische Macht jetzt bis zur Grenze unseres Vaterlandes. Damit beginnt das Zeitalter der türkischen Kämpfe.

In der Zeit der türkischen Kriege hatte das Macsóer Banat als Grenzgebiet eine doppelte Bedeutung. Wahrscheinlich dessen bewußt übernahm König Sigismund von Nikolaus Garai, dem gewesenen Macsóer Bane, 1392 nach der schon oben zitierten Urkunde²⁹⁾ die an der Kolubara liegenden Festungen und Besitztümer in Austausch für andere ungarländische Festungen, damit die bedrohte Gegend mittelst der königlichen Burgen je besser gesichert werde. Das Eindringen der Türken in das Gebiet von Macsó, nach dem diesjährigen Feldzuge Sigismunds bewies sehr bald, daß die Verteidigung dieses Gebietes von großer Bedeutung sei. Zu welcher Wichtigkeit die Würde des Macsóer Bans sich infolgedessen erhob, zugleich aber wie schwer sie gewesen, wird durch die Donationen, mit denen der König die Kriegsverdienste der Macsóer Bane zu dieser Zeit häufig genug belohnte³⁰⁾, bewiesen.

Am Anfang des XV. Jahrhunderts verursachten die bosnischen und dalmatinischen Angelegenheiten dem König Sigismund viel Not und Sorgen. Er mußte, um das Ansehen und die Obermacht Ungarns in dieser Gegend anerkannt zu sehen, mehrere Feldzüge führen. Von diesen Feldzügen muß man in Anbetracht der Geschichte des Macsóer Banats zwei hervorheben. Der eine war Sigismunds, siegreicher bosnischer Feldzug 1411, infolgedessen der König das Sóer Banat dem Macsóer Banat anschloß³¹⁾, der andere war der gegen die Türken und gegen Herzog Hervoja 1415 geführte mißlungene Feldzug, in dem einer der Führer Johann Maróthy war, der kurz vorher und später noch einmal die Würde des Macsóer Bans bekleidete. Es wird in Sigismunds Urkunde vom 7. Juli 1427³²⁾ aus-

²⁸⁾ Dasselbst S. 88.

²⁹⁾ Hazai okmánytár VII. 428.

³⁰⁾ Z. B. die Verdienste des Banes Johann Maróthi betreffend siehe: Magyar ország mellékart. oklevéltára B. II. S. 43—44.

³¹⁾ Daß zu dieser Zeit auch Só und Ozora militärisch mit dem Macsó vereinigt wurden, siehe Turul Jg. 1892. S. 6 (Thallóczys Artikel).

³²⁾ Fejér X. 6. 888.

führlich erzählt, wie Maróthy sich heldenmütig benahm, wie er in Gefangenschaft geriet und von dort nach vier Jahren für 40 000 Goldgulden (aus seinem eigenen Gelde) ausgelöst wurde. Das südliche Grenzgebiet des Landes gelangte damals in die Hände Hervojas und seiner Bundesgenossen, Macsó aber blieb, wie es scheint, in ungarischen Händen. Aber sein Gebiet hatte sich am Ende des XIV. und Anfang des XV. Jahrhunderts zu Serbiens Gunsten sehr vermindert, weil es sich in dem Kontrakte, welchen König Sigismund mit dem Despoten Stephan Lazarevics die Erbfolge des Georg Brankovics betreffend, 1426 in Tata schloß³³⁾, darum handelt, daß Stephan Lazarevics die Burg Macsó und die an der Kolubara liegenden Festungen, welche vorher dem Macsóer Banat angehörten und über welche Sigismund seine Rechte aufrethielt, an Sigismund zu übergeben verpflichtet ist.

Doch wurde aus der Übergabe dieser wichtigen Grenzfestungen serbischerseits nichts, weil Stephan Lazarevics 1427 starb, seinen Nachfolger aber, Georg Brankovics, den Neffen des Despoten Stephan, obzwar er durch seine ungarländischen Besitztümer auch ungarischer Magnat war, ebenso wie Stephan Lazarevics, an Ungarn kein so gutes Verhältnis knüpfte wie seinen Vorfahren.

König Sigismund verlor 1428 bei Galambóc (Golubacz) gegen die Türken die Schlacht, und nachher konnte er schwerlich auf die Erfüllung des Kontraktes von 1426 denken. Nichtsdestoweniger blieb wenigstens der nördliche Teil des Macsóer Banats während der ferneren Regierung Sigismunds, sowie auch unter Albrecht und Wladislaus I. im Besitze unseres Vaterlandes.

Dies war eine hochwichtige Tatsache, denn solange das Macsóer Banat in ungarischer Hand liegt, können die vom Süden kommenden Angriffe Ungarns Gebiet nicht unmittelbar erreichen. Unsere Herrscher wußten dies nur zu gut, und deshalb betrauten sie mit der Würde des Macsóer Banen immer nur ausgezeichnete Männer. Unter Ludwig dem Großen hatte Nikolaus Garai, der spätere Palatin, diese Würde 20 Jahre getragen, und Macsóer Ban war auch Johann Horváthy, der mächtige Führer des südländischen Aufbruches unter Königin Marie und Sigismund, sowie auch der Sohn des erwähnten Palatins Garai, ebenfalls Nikolaus Garai, der Schwager des Königs Sigismund; Hermann Cilleis Tochter Barbara war nämlich Sigismunds Frau, ihre Tochter Anna war Nikolaus Garais Frau. Es werden die Verdienste desselben Nikolaus Garai in der

³³⁾ Dasselbst S. 809 u. ff. (In ungarischer Übersetzung: Magyarország mellék-tartományainak oklevéltára. B. II. S. XXV.)

Urkunde von 1438³⁴⁾ des Königs Albrecht ausführlich aufgezählt, woselbst auf seine Dienste, welche er durch die Verteidigung des Macsóer Banats leistete, besonderes Gewicht gelegt wird.

Sogar zweimal trug unter Sigismund die Würde des Macsóer Bans der erwähnte Johann Maróthy, der hervorragende Held, wie auch Nikolaus Garais Sohn, Ladislaus, längere Zeit die Würde inne hatte. Der mächtige Nikolaus Ujlaki, der außer vielen hohen Würden zur Zeit des Königs Matthias, wenn auch nur dem Namen nach, zum König von Bosnien ernannt wurde, war seit Anfang der Regierung Wladislaus I. lange Zeit hindurch Ban von Macsó³⁵⁾. Alle diese glänzenden Namen, an die sich je ein Abschnitt der Geschichte unseres Vaterlandes knüpft, beweisen zur Genüge die Bedeutung des Macsóer Banats. Manchmal bekleideten zweie gemeinsam diese wichtige Würde; so am Anfang des XV. Jahrhunderts Johann Maróthy und Ladislaus Ujlaki, in der Mitte des Jahrhunderts aber Nikolaus Ujlaki und Johann Kórógyi³⁶⁾. König Matthias erläßt seine Verordnungen oft an die «Macsóer Bane» (...magnificis banis nostris Machoviensibus).

Während des Gouvernements Johann Hunyadis ist diese wichtige Provinz für Ungarn beinahe in Verlust geraten. Georg Brankovics, Stephan Lazarevics's Nachfolger in der Despotenschaft, war ein Feind Hunyadis. Die Hauptursache der Feindseligkeit war, daß Brankovics der Schwiegervater desselben Ulrich Cillei war, der als Oberhaupt der Partei gegen Hunyadi bekannt ist. Als nach der Niederlage am Kossowo-polje 1448 Hunyadi in die Gefangenschaft geriet, kam unter den Bedingungen der Freilassung auch die Übergabe der in ungarischen Händen liegenden serbischen Festungen vor. Wenn Brankovics diese Bedingung hätte geltend machen können, wäre das Macsóer Banat wahrscheinlich gänzlich in seine Hände geraten. Zum Glück wurde die Vollstreckung der Bedingungen, was einer der gründlichsten Kenner der Verbindungen unseres Vaterlandes und des Balkans, Ludwig Thallóczy³⁷⁾ mit Recht eine Erpressung nennt, zu nichts, und die Versöhnung Hunyadis mit Brankovics 1451 machte die ganze Sache gegenstandslos. Trotzdem war das Schicksal des Macsóer Gebietes damals schon besiegelt. Zur selben Zeit, als bei uns Matthias, der Sohn des großen Hunyadi, den Thron bestieg, 1458, starb der Despot Brankovics, und seine Nachfolger waren nicht einmal fähig, die scheinbare Unabhängig-

³⁴⁾ Fejér, XI. 82.

³⁵⁾ Er schrieb sich schon 1441 Macsóer Ban. Hazai okmánytár. I. 339.

³⁶⁾ Zichy- oklevéltár. V. 330. IX. 287 usw.

³⁷⁾ Magyarország mellékart. oklevéltára. B. II. S. XXXVII.

keit Serbiens zu bewahren, welche Stephan Lazarevics und Georg Brankovics im großen und ganzen noch bewahrt hatten. Die wirklichen Grenzen des türkischen Reiches rückten den Grenzen unseres Vaterlandes immer näher: 1459 ist Szendrö (Semendria) gefallen, 1462 kam die Reihe an Bosnien.

König Matthias konnte in mehreren Feldzügen die verlorenen Gebiete nicht zurückerobern, später aber vermochte er sich wegen der böhmischen Kriege um die südländischen Verhältnisse nicht sehr zu kümmern. Im Jahre 1472 breitet sich die türkische Macht schon auf einen Teil des Macsóer Banates aus, und im Winkel der Drina-Save wird damals Šabac als türkische Befestigung erbaut. Gerade die Erstürmung dieser Festung setzte sich Matthias 1476 zum Ziele. Und der Feldzug hatte einen guten Erfolg. Šabac wurde von den ungarischen Heeren genommen und blieb bis 1521 in ungarischen Händen. Das Macsóer Banat hörte aber schon viel früher, am Anfange der Regierung Wladislaus II. auf. Verböczy erklärt zwar im Art. 94 des I. Teiles seiner «Tripartitum», daß das Macsóer Banat zu seiner Zeit durch die Türken zu nichte wurde. Diese Erklärung muß aber nicht gerade gegen 1517 gemeint werden.

Als letzter unter den Macsóer Banen wird Lorenz Ujlaki, der Sohn des bosnischen Königs, durch unsere Quellen bis 1496 erwähnt. Das Gebiet des Macsóer Banats blieb seitdem in türkischen Händen, solange, bis die Serben ihre Befreiung von der türkischen Herrschaft in ihren Kämpfen unter Führung des Karagyorgyevics ausgefochten haben. Da wurde das Gebiet, welches ungefähr 300 Jahre unter ungarischer Herrschaft stand und einen Bestandteil Ungarns bildete, zum selbständigen, serbischen Besitztum.

Zu den ältesten kroatisch-ungarischen Beziehungen¹⁾.

Vom Universitätsprofessor Dr. Milan v. Sufflay (Zagreb).

ÜBER die mittelalterlichen kroatisch-ungarischen Beziehungen nicht so zu schreiben, wie es der von Politikern vor und nach dem Ausgleiche aufgestellten Auffassung entsprach, kam bisher in Kroatien nur wenigen Leuten in

¹⁾ Dr. Ferdinand von Šišić: Priručnik izvora hrvatske historije, dio I, čest I, (do godine 1107), Zagreb 1914, Trošak i naklada kr. hrv. slav. dalm. zemaljske vlade. (Handbuch der Quellen für kroatische Geschichte, Bd. I, T. I, bis 1107, Zagreb 1914, auf Kosten und in der Auflage der kgl. kroat. Landesregierung) 8°, XVI, 653 mit 24 Bildern und zwei Karten.

den Sinn. Es herrschten dort in dieser Beziehung ähnliche Zustände wie in Rußland, wo es noch heute an Tollkühnheit grenzt, wollte man den Resultaten der modernen Forschung gemäß der glagolitischen Schrift die Priorität vor der cyrillischen zuschreiben²⁾.

Denn außer Kroatien gibt es kaum noch ein Land, wo historische Thesen so früh ins politische Treffen geführt wurden, wo die früheste Geschichte, die mit den tatsächlichen Verhältnissen sachlich kaum etwas gemeinsam haben kann, zu einem so mächtigen Faktor der staatsrechtlichen Dynamik sich emporschwingen konnte, wo wissenschaftliche Dilettanten durch Konstruktion von aprioristischen staatsrechtlichen Gebäuden einen so billigen Gelehrtenruhm, aber auch greifbaren Nutzen erlangen konnten.

Schon bei der Königswahl zu Cetin (1527), wo die kroatischen Stände Ferdinand von Habsburg zu ihrem König proklamierten, findet man Anklänge an die längst erloschene Nationaldynastie, an den letzten kroatischen König Zvonimir³⁾. In den späteren Instruktionen der kroatischen Adegaten wird bei wichtigen Angelegenheiten öfter (1578, 1607) betont, daß «Kroatien immer frei war und sich aus eigenem Willen den gewesenen ungarischen Königen unterworfen habe»⁴⁾. In dem Art. VII: 1712 des kroatischen Landtages («die kroatische pragmatische Sanktion») heißt es: «Einst hatten wir eigene, und nicht ungarische Könige; nicht durch Gewalt wurden wir den Ungarn unterworfen, sondern wir haben uns aus eigenem Willen nicht dem Königreiche sondern ihren Königen unterordnet»⁵⁾.

Parallel damit entwickelte sich auch die Richtung der wissenschaftlichen Geschichtsforschung in Kroatien, in ihren wirklich monumentalen Anfängen auf dalmatinischem Boden (Johannes Lucius aus Traù 1666) noch von jeder politischen Tendenz frei; nachher aber, besonders durch zweimaligen politischen Impuls (1830, 1868) schon vollständig im Banne der Politik, was endlich auch einen starken Resens in der ungarischen Geschichtschreibung auslösen mußte. Bis 1844 nahm die ungarische Historiographie (Timon 1714, Pray 1763, Gebhardi 1778, Katona 1780, Engel 1798, Fessler 1815, Majláth 1828) sowohl die Quellen wie auch die Ausführungen von Lucius einfach zur Kenntnis. Der erste, der die von Kroaten ins Treffen geführten Quellen einer wissenschaftlichen Kritik unterzog, war der

²⁾ Vgl. Jagić, Archiv für slav. Philologie 15 (1893), 157.

³⁾ Šišić, Hrvatski saborski spisi (Monumenta Slav. merid. Bd. 33, Zagreb 1912) I 99.

⁴⁾ Fraknói, Mon. comitalia 6, 479; Pliverić, Beiträge zum kroatischen Staatsrecht, Zagreb 1886, 152.

⁵⁾ Kukuljević, Iura regni Croatiae 2, 106.

Bibliothekar des ungarischen Nationalmuseums Stephan Horvát⁶⁾. Darauf folgte bis 1861 ein Kampf mit Broschüren, worin den ruhigeren ungarischen Fachleuten (Horvát, Ladislaus Szalay 1861) nur aufbrausende kroatische Politiker (Žigrović Pretočki 1846, Eugen Kvaternik 1861) gegenüberstanden. Der Streit, für kurze Zeit durch Franz Deák beschwichtigt⁷⁾, brach nach 1868 wieder aus.

Zum Protagonisten des kroatischen Standpunktes wurde der Agrarier Domherr Dr. Franz Rački († 1894), zugleich einer der glühendsten politischen Anhänger des Bischofs Stroßmayer⁸⁾. Nach seiner Auffassung versuchte König Ladislaus, das innere Gähren in Kroatien ausnützend, Kroatien (wozu auch das Land zwischen Drave und Save gehörte) zu erobern, drang aber nur bis zum Kapela-Gebirge und machte im eroberten Lande Álmos zum König (1091). Doch nach dem Tode des Ladislaus vertrieben die Kroaten Álmos und setzten zu ihrem König Peter Svačić ein. Im Jahre 1102 zog Koloman gegen die Kroaten, machte aber schon an der Drau durch Vertrag mit ihnen Frieden. König Peter wurde bei Gvozd (Kapela) geschlagen und getötet. Zu Belgrad am Meere wurde Koloman zum kroatischen König (1102) gekrönt und damit die Personalunion zwischen Kroatien und Ungarn besiegelt.

Den ungarischen Standpunkt vertrat mit großer Gelehrsamkeit und seltener quellenanalytischer Gabe Julius Pauler († 1903). Seine Resultate sind kurz folgende: Das mittelalterliche Slavonien (das heutige Kroatien) gehörte seit Árpáds Zeiten zu Ungarn; die Organisation aber wurde hier erst unter Ladislaus durchgeführt. Ladislaus drang im Jahre 1091 auch nach Kroatien bis Knin. Nach seinem Tode empörten sich die Kroaten und nahmen zum König einen gewissen Peter. Gegen diesen zog 1097 Koloman und schlug ihn bei Gvozd. Koloman schloß keinen Vertrag mit den Kroaten; auch seine Krönung in Belgrad ist zweifelhaft, da die betreffende Urkunde, in der die Krönung erwähnt wird, falsch ist.

Die Auffassung Račkis wurde zum Dogma in Kroatien, wie auch Paulers Ansicht in alle ungarischen Schulbücher aufgenommen wurde. Es fehlte zwar auch in Kroatien nicht an Versuchen,

⁶⁾ Über Kroatien als eine durch Unterjochung erworbene Provinz und des Königreiches Ungarn wirklichen Teil (Leipzig 1844). Vgl. Vass, Horvát István életrajza, Budapest 1895, 485 ff.

⁷⁾ Kónyi, Deák Ferencz beszédei 2, 360—377 (Artikel erschienen in P. Napló 1861, 24. Juli = Denkschrift über das Verhältnis zwischen Ungarn und Kroatien, Budapest 1861).

⁸⁾ Zagorski, François Rački et la renaissance scientifique et politique de la Croatie (Paris 1909).

einige durchaus unhaltbare Thesen Račkis umzustürzen, worunter besonders die gediegene Arbeit Kršnjavis⁹⁾ hervorzuheben ist; aber die Stimme des wissenschaftlichen Gewissens wurde durch volle fünf Jahre durch die bekannte Arbeit des gewesenen kroatischen Ministers und späteren Banus von Kroatien, Dr. Nikolaus von Tomašić vollkommen zum Schweigen gebracht. Denn Tomašić übertraf bei weitem die Behauptungen Račkis; auf Grund verschiedener Quellen konstruierte er einen «völkerrechtlichen Vertrag», den Koloman mit den Kroaten schloß (1102) und der sowohl für das mittelalterliche Slavonien (das heutige Kroatien) wie auch für die dalmatinischen Städte volle Gültigkeit hatte¹⁰⁾. Es war dies ein zu rein politischen Zwecken mit großem Fleiß, aber noch größerem Zynismus angelegtes Machwerk¹¹⁾, dessen Hauptthesen zwar leicht und vielleicht sogar zu eingehend von dem ungarischen Historiker Johann Karácsonyi widerlegt wurden, welches aber trotzdem oder auch eben deswegen das höchste Lob der damals schon stark mit der Minenarbeit beschäftigten Entente-Presse sich erwarb¹²⁾.

Nun erhalten wir von dem Agramer Universitätsprofessor für kroatische Geschichte Dr. Ferdinand von Šišić ein Buch, welches im Rahmen eines für seine Hörer geschriebenen und auf Kosten der Landesregierung herausgegebenen Kompendiums für kroatische Geschichtsquellen sich hauptsächlich mit dem ganzen Komplex der Fragen beschäftigt, wie Kroatien unter die ungarischen Könige kam. Wenn auch der öfters äußerst heftige polemische Ton, den der Verfasser einigen ungarischen Gelehrten gegenüber anwendet, in einem Lehrbuche gar nicht mehr am Platze ist, so ist andererseits hervorzuheben, daß Prof. Šišić auch vor den kroatischen historischen Dogmen keinen besonderen Respekt besitzt, sondern daß er seine wissenschaftliche Überzeugung überall offen ausspricht, trotzdem er weiß, daß «seine Resultate vielen (in der Heimat) nicht gefallen werden, weil er das Buch nicht geschrieben hat, um verschiedenen patriotischen Fraseuren und Trinksprüchlern Material zu liefern» (S. 527). Gewiß ein kühnes Wort für einen in dem staats-

⁹⁾ Vjestnik hrv. zem. arkiva 2 (1900) = Zur Historia Salonitana, Zagreb 1901.

¹⁰⁾ Temelji hrv. državnog prava, Vjestnik hrv. arkiva 1909, S. 115.

¹¹⁾ S. meine Rezension in Bud. Hirlap 1909, 20. November.

¹²⁾ S. den Artikel «Croatie et Hongrie» in Journal des Debats (Paris) 1910 Nr. 202. Vgl. Bud. Hirlap 1910, 6. September S. 3 und den Artikel in Novoje Vremja (Petersburg) 1911, 2. Oktober (nach neuem Kalender), dazu Pesti Hirlap 1911, 8. Oktober S. 2.

rechtlich stark erhitzten kroatischen Medium lebenden Mann, welches ihm aber das stolze und wohlverdiente Bewußtsein diktierte, daß er den Gegenstand wenigstens ebenso gut kennt wie alle seine Vorgänger und Kritiker zusammengenommen. Denn nicht nur in vielen Detailfragen zerstört Šišić die Thesen seiner kroatischen Vorgänger (S. 298, 379, 381), auch in den Hauptfragen geht er seinen eigenen Weg, der nicht selten mit demjenigen der ungarischen Historiker zusammenläuft.

Šišić unterscheidet genau das mittelalterliche Slavonien von Kroatien (im Küstenlande) und dieses wiederum von dem byzantinischen Thema Dalmatien; Syrmien gehörte schon im X. Jahrhundert zum ungarischen Besitz (S. 346). Ladislaus drang wirklich in das kroatische Küstenland ein (S. 298); die Macht des letzten kroatischen Königs Peter, der 1097 fiel, ging nicht über Kapela (Gvozd) gegen Norden (S. 374, Nr. 1). Die «pacta conventa» der Kroaten mit Koloman konnten (1102) nicht an der Drave geschlossen worden sein (S. 524), ihr Inhalt bezog sich nicht nur nicht auf das alte Slavonien oder auf die dalmatinischen Städte, es war dies überhaupt kein staatsrechtlicher oder gar völkerrechtlicher Vertrag, sondern ein einfaches Privileg für eine gewisse Zahl von Leuten im Süden des Kapela-Gebirges (S. 524). Von einer personalen Union im modernen Sinne kann keine Rede sein (S. 528). Die dalmatinischen Städte (Zara inbegriffen) unterwarfen sich den Ungarn erst im Jahre 1107 und nicht 1105 (S. 563 ff.).

Wäre Šišić noch einen Schritt weiter gegangen und hätte auf Grund der Widersprüche, die er selbst gut sah und gelegentlich auch hervorhob, das Memoriale (pacta conventa) als Quelle für die Zeit Kolomans verworfen, so wäre er nicht nur zum Schismatiker, sondern zum Revolutionär des in Kroatien herrschenden historischen Glaubens und wahrscheinlich zum Märtyrer der objektiven historischen Wahrheit geworden. Doch das Beharrungsvermögen seiner Erziehung und der seinem Milieu anhaftenden Ideen ließen ihn diesen Schritt nicht machen. Nicht nur, daß Šišić den Versuch gar nicht unternahm, aus seiner Darstellung des frühesten Ganges der kroatisch-ungarischen Beziehungen den «diabolus rotae», das Memoriale, auszuschneiden; im Gegenteil, er sammelte ein Riesenmaterial zusammen, um die Glaubwürdigkeit einzelner Punkte dieser Quelle zu beweisen und damit auch die ganze Quelle für die Geschichte Kolomans zu retten. Und wenn ihm auch dies letztere natürlich nicht gelingen konnte, so hat er durch sein Verfahren doch eine sehr nützliche Arbeit vollbracht. Auf Grund derselben ist es nämlich ziemlich leicht, die Genesis und den wahren und sehr hohen

Wert dieser Quelle aufzudecken, deren Inhalt wirklich einen Markstein in dem biologischen Prozesse der küstenländischen kroatischen Gentilverfassung bildet. Durch das richtige Werten dieser Quelle wird eine Parallaxe jenes Bildes gewonnen, welches uns ungarische und kroatische Historiker über die ältesten kroatisch-ungarischen Beziehungen entworfen, und man wird sehen, daß die *Pacta conventa* ein wirklich echter Reflex jener wichtigen Caesur waren, die in das Leben des küstenländischen Kroatentums — Ludwig der Große einschneidet!

* * *

Infolge seiner geographischen Lage war das ostadriatische Küstenland seit jeher eine Grenze der Sprachen, Religionen und Mächte. Als am Ende des 11. Jahrhunderts die Ungarn gegen diese Küste vordrangen, standen hier die Niederschläge zweier verschiedener Welten einander gegenüber: die romanisch-byzantinische Kreation der dalmatinischen Städte und vor den Toren derselben die von ihrem slawischen Urtypus noch sehr wenig abweichende Gentilverfassung der Kroaten, die zu ihrem Ideal die Geschlechtszupe, das Teilfürstentum, mit einem Worte, die Staatsamöbe hatte. Hinter den dalmatinischen Ständen stand der Zauber des Kaisertums von Byzanz, stand die Flotte Venedigs, während nach dem gewaltsamen Tode des kroatischen Königs Zvonimir (1089) die durch das 11. Jahrhundert mühsam geschaffenen Anfänge einer Autorität der königlichen Zentralgewalt bei den Kroaten bald vollkommen in die Brüche gingen. Den zähen Anspruch der Byzantiner beweist nichts besser als der bisher gar nicht beachtete Vertrag des Kaisers Alexios I. mit der toskanischen Stadt Pisa vom Jahre 1111, worin unter den Ländern, die der Kaiser zurückerobern will, Dalmatien und Kroatien ausdrücklich erwähnt werden¹³⁾. Die Praetensionen Venedigs beweist genügend die baldige Invasion des Dogen Ordelafo Faledro nach Dalmatien im Jahre 1116.

Unter solchen Umständen ist es nur natürlich, daß die Aufmerksamkeit Koloman's hauptsächlich auf die dalmatinischen Küstenstädte gerichtet war. Diesen gegenüber verfuhr er so, daß sie sich unter ihm besser fühlen konnten als unter Byzanz oder Venedig, während er in bezug auf die Kroaten des Hinterlandes nur darauf achten mußte, daß irgendein Geschlechtsoberhaupt nicht selbständig werde.

¹³⁾ ἀπὸ ταύτης τῆς ὥρας καὶ ἐς τὰ ἐμπροσθεῖν ἐπικτησέσθαι μέλλετε ἀπὸ τε χρωβτιος, Αἰαλοτίας καὶ τοῦ Αὐρρακίου Miklosich-Müller, Acta graeca 3, 3; Müller, Documenti sulle relazioni delle città Toscane coll' Oriente 43. Thallóczy-Jireček-Sufflay, Acta Albaniae I, n° 80.

Um dem vorzubeugen, genügte vollkommen seine Krönung zum kroatischen Könige in Belgrad am Meere, die kurz nach der Übergabe der Stadt Zara (1105) stattfand¹⁴). Und während für die dalmatinischen Städte die Privilegien Kolomans einen neuen Lebensabschnitt bedeuteten, begann mit der Krönung Kolomans zu Belgrad für die Kroaten nur eine Übergangsperiode. An die Stelle der nationalen Könige mit gar nicht konzentrierter Staatsgewalt trat zwar eine absolut viel stärkere königliche Gewalt der Árpáden, denen aber physisch teils wegen großer Entlegenheit dieser Gebiete, teils aber wegen Mangels an geeigneten Vermittlungsorganen nicht sofort möglich war, innerlich umgestaltend einzugreifen.

Auf slawischem Substrat stand und entwickelte sich der mittelalterliche ungarische Staat. Den ungarischen Komitaten liegt zum Grunde die slawische Župe, den adeligen Kongregationen der sbor, die Tagung dieser Župe. Die Verarbeitung des slawischen Elementes im Donaubecken war im 11. Jahrhundert schon ziemlich vollendet; es kam die Reihe an das alte Slavonien. Die vom König Ladislaus begonnene Organisation auf diesem Gebiete wurde auch schon von den ungarländischen Slaven — wir erinnern nur an den ersten Bischof von Zagreb, einen Slaven aus dem Komitate Zala — nach Kräften unterstützt. Im 13. Jahrhundert verschwinden in Slavonien vollkommen die Geschlechtsžupen, das Donationssystem reibt das Geschlechtsgut (plemenščina, djedina, baština) vollständig auf. Im 14. Jahrhundert gibt es keinen Unterschied mehr zwischen ungarischen und slawonischen Adeligen, selbst die Erlangung der Palatinuswürde wurde den letzteren zugänglich¹⁵); die staatliche Verarbeitung Slavoniens war vollendet. Ein natür-

¹⁴) Die Urkunde, worin diese Krönung erwähnt wird (postquam coronatus fui Belgradi supra mare in urbe regia), halte ich trotz der Ausführungen Paulers und Karácsonyis mit Krönjavi und Šišić für echt. Formell kann man derselben nicht nahetreten, der Zweck der Fälschung (der natürlich nur privatrechtlicher Natur sein konnte) ist vollkommen unsichtbar. Ein so allgemein gehaltenes, zu keiner Zeit keiner juridischen Person Rechte tangierendes Privileg konnte von jedem größeren Kloster bei jedem ungarischen König leicht erlangt werden. Meiner Ansicht nach ist nur das Datum der Urkunde fehlerhaft. Anstatt «anno millesimo centesimo secundo» stand im Original wohl: «anno millesimo centesimo sexto». Die Verwechslung der Zahlworte sexto mit secundo und umgekehrt kommt bei den Abschnitten nicht selten vor. Ich muß noch betonen, daß die Ausführungen Šišićs, wonach auch die Stadt Zara mit den Städten Spalato und Traù im Jahre 1107 dem ungarischen Könige sich unterworfen, mich gar nicht überzeugt haben. Ich halte in bezug auf Zara auch weiterhin an dem inschriftlich festgestellten Jahr 1105 fest.

¹⁵) S. meinen Artikel «A horvátok és a magyarok hajdan és most» in Bud. Hirlap 1910, 1. Jänner S. 32 ff.

liches Bindeglied zwischen dem magyarischen Staatsnukleus und dem küstenländischen Kroatentum war somit schon vorhanden, als auf den Thron der Árpáden die Anjous kamen mit ihren zentralistischen Anschauungen und ihrer großzügig angelegten, bis nach Albanien und der Provinz Achaya reichenden Balkanpolitik¹⁶⁾, wozu wieder die kroatische Stämme die Brücke bilden sollten.

Einen Adel im engeren Sinne des Wortes gab es bei den südlichen Slaven ebensowenig, wie bei den Franken und Langobarden in der früheren Zeit. Von Gvozd (Kapela) bis tief in die Zeta und Duklja erstreckte sich ein im großen und ganzen sozial einheitliches Gebiet der slavischen Gentilverfassung mit unzähligen Geschlechtszupen, an deren Spitze die Ältesten des lokalen Geschlechtes standen¹⁷⁾. Aus den Urkunden des 12.—15. Jahrhunderts sehen wir im kroatischen Küstenlande im Grunde ähnliche Zustände, wie dieselben noch vor wenigen Jahren in Montenegro¹⁸⁾ zu beobachten waren. Den Grundbesitz normierten hier Bräuche, die hauptsächlich dahingingen, das Geschlechtsgut (Vatergut, Erbgut) womöglich intakt im Besitze des Geschlechtes zu erhalten¹⁹⁾. Das Geschlecht hielt Versammlungen und Gerichtstage am bestimmten Orte ab; es war dies der Sabor, okup, welcher uns sowohl für die nördlichen (kroatischen) Stämme bei Zara wie für die adelige Gemeinde von Poljice bei Spalato²⁰⁾ und diejenige der Pastrovići bei Budva²¹⁾ gut belegt ist. In Montenegro hatte das Geschlecht seinen eigenen Heerbann unter eigener Fahne.

Es ist somit ziemlich überflüssig, weitläufige Beweise darüber anzuhäufen, daß es im küstenländischen Kroatien in der Árpádenzeit, also vor der Niederschreibung des Memoriale Geschlechter gab, die nach ihren Bräuchen (*consuetudines Croatorum*) lebten und gewisse, anfänglich selbstverständliche Freiheiten (*libertates*) genossen. Was an dieser Beweisführung interessant ist, ist erstens der Umstand, daß es auf dem Gebiete des alten Kroatens mehr als zwölf Geschlechter gab, die aber doch, wie z. B. die schon im

¹⁶⁾ S. meinen Artikel «Ungarisch-albanische Beziehungen im Mittelalter» im Pester Lloyd 1913, 29. Jänner S. 2.

¹⁷⁾ Jireček, Staat und Gesellschaft im mittelalterlichen Serbien (Denkschriften der Wiener Ak. Bd. 56, 1912) I, 27 ff.

¹⁸⁾ Rovinskij, Sbornik russ. akad. 63 (1897), 196; Jireček, a. a. O. 31.

¹⁹⁾ S. darüber besonders die Urk. vom J. 1459 bei Ljubić, Listine 10, 146; Šišić, Priručnik 494 f.

²⁰⁾ Pavić, Bos. Glasnik 15 (1903) 89 = Wiss. Mitteilungen aus Bosnien 10 (1907) 192.

²¹⁾ «sborrum Pastrovichiorum, bancada» Jireček, a. a. O. 32.

12. Jahrhundert erwähnten Glamočani und die Virevići auch zur Zeit der Vorherrschaft der zwölf Geschlechter (14. Jahrhundert) zu dem kroatischen Uradel gezählt wurden; zweitens ist daraus der ausgesprochene Hang der Geschlechter zur fortwährenden Spaltung²²⁾, drittens aber die Tatsache klar sichtbar, daß eine Erwähnung des kroatischen adeligen Zwölferbundes authentisch vor 1350 nicht geschieht. Daraus geht aber weiter klar hervor, daß der kroatische Uradel (1273 «*veri, primi et naturales regni Croatiae nobiles*») ein Prius, der Adelsbund der zwölf Geschlechter (1360 «*nobiles duodecim generationum regni Croatiae*») ein Posterius sein mußte, somit, daß der letztere nur ein spezieller Niederschlag des ersteren sein dürfte, an dessen Zustandekommen gewiß höchst eigentümliche Umstände mitwirken mußten. Diese aufzudecken ist die Aufgabe der modernen genetischen Geschichtsforschung.

Den ersten Stoß zu einer Evolution erhielt die patriarchalische Urwüchsigkeit der kroatischen Gentilverfassung durch die Krystallisation des nationalen Königtums. Gewiß, schon damals flossen die Tagungen einzelner, ursprünglich eine politische Einheit bildender Geschlechtsgaue, an denen jeder einzelne «Geschlechtsmann» (*plemeniti muž, plemeniti človik*, kroatisch *pleme* = Stamm, *plemenit* = adelig!) teilnehmen konnte, in eine Generalversammlung, in einen Reichstag der meisten unter der Oberherrschaft des Königs stehenden Župen zusammen. Dieser Reichstag der Geschlechter erhielt sich natürlich auch unter den Árpáden. Unter den Anjouvinern steht diese «*congregatio generalis*» (1353), oder das «*colloquium universale*» (1354)²³⁾, in Knin und Podbrisaie abgehalten, als ratgebender Körper dem Banus oder dem Vizebanus zur Seite und erhielt sich in sehr primitiver Form gerade auf dem Gebiete um Zara noch in die venezianische Zeit hinein²⁴⁾. An dieser Generaltagung der Kroaten nahmen natürlich nur jene Geschlechter teil, die durch den gemeinsamen nationalen kroatischen Namen schon miteinander verbunden waren. Die Gebiete dieser Geschlechter bildeten auch das «*regnum Croatiae*». Das Gebiet aber, wo der kroatische Name schon früh durchdrang, war gar nicht umfangreich und gewiß viel kleiner als

²²⁾ Außer den schon bekannten und auch von Šišić (S. 497) aufgezählten Fällen mache ich besonders auf meine im Turul 25 (1907), 142 ff. erschienene Abhandlung über die Familie Nelepić aufmerksam, wo ich nachgewiesen zu haben meine, daß eines der zwölf kroatischen Geschlechter, die Svačići, eigentlich eine Abzweigung des mächtigen Stammes der Kačići waren.

²³⁾ Smičiklas, Cod. dipl. 12, 197 u. 260.

²⁴⁾ «*sboro universale*», Jelić, Vjestnik hrv. arkeol. društva N. Ser. 3 (1898), 125; Jireček, Staat und Gesellschaft I, 22.

das Territorium, worüber die kroatischen Nationalkönige zur Zeit ihrer Machtkulmination geboten. Denn, wie dies Rešetar und Jagić schon feststellten²⁵⁾, gab es in den älteren Zeiten, vom 12. bis über das 16. Jahrhundert hinaus, von der Drave bis in die Zeta (Montenegro) breite Zonen oder Landstriche, wo weder der kroatische noch der serbische Name gebräuchlich war und wo neben der geographischen Benennung des Landes der allgemeine ethnische Terminus «slovenisch» (slovênsks) für die Sprache als das wesentlichste Kriterium des Volkstumes vorherrschte. Dazu gehörte zum Beispiel im Norden das ganze alte Slavonien, im Süden aber besonders der Landstrich von Spalato bis über Ragusa²⁶⁾. Der kroatische Name hatte im Mittelalter seine Zentra nordwestlich von Zara und besonders in der Gegend um die einstige Residenz des letzten kroatischen Königs Peter, um Knin (Tininium). Der Bischof von Knin wurde auch *par excellence* «der kroatische Bischof» genannt, analog wie man den Bischof von Kroja im Zentrum Albanien «den albanischen Bischof» nannte. Dieses Attribut (Croatensis, fälschlich auch Croacensis, Croyacensis) führte im 14. und 15. Jahrhundert bei der römischen Kurie zu der separaten Evidenzführung eines «episcopus Croatensis» neben dem «episcopus Tininiensis» und gab auch Anlaß zu Verwechslungen mit dem Bischof von Koja in Arbanum (episcopus Croensis, Crojacensis)²⁷⁾. An diesen Bischof zahlten «nach ihrem Brauch» alle kroatischen Adeligen den Zehnten²⁸⁾. Dieser geringe Umfang ihres Gebietes, der im besten Falle von Gvozd (Kapela) bis an die obere Cetina sich erstreckte, ermöglichte den kroatischen Geschlechtern einen ständigen und festen Kontakt, der ihnen besonders zugute kam, als für ihre Verfassung, ihren Besitz und ihre Freiheit durch das Emporkommen einzelner Familien, deren Häupter zu Lehensmännern des ungarischen Königs wurden, eine wirkliche Gefahr entstand.

Trotzdem nämlich die Árpádenkönige der kroatischen Gentilverfassung im großen und ganzen freien Lauf ließen, so nahmen sie doch in zahlreichen einzelnen Fällen auf dieselbe gar keine Rücksicht und verfuhr nach ungarischen Begriffen. Im Jahre 1193 gab König Béla III. dem Knezen von Vegla die Župe Modruš zum Lehen. Für

²⁵⁾ Archiv für slav. Philologie 17 (1895) 63 ff.

²⁶⁾ Vgl. den Passus in den Beschlüssen der Stadt Spalato vom Jahre 1358: in provincia Dalmatie, Croatie, Cetine, Almisse et Sclavonie (Smiciklas, Cod. dipl. 12, 495).

²⁷⁾ Vgl. meine Abhandlung: Die Kirchenzustände im vortürkischen Albanien (deutsch) in Vjestnik hrv. arkiva 18 (1915), 23 N. I.

²⁸⁾ Smičiklas, Cod. dipl. 12, 197 (1353).

besondere Verdienste erhielt 1210 der Župan von Šibenik, Domaldo, der Ahnherr der Nelepići, den ganzen Gau Cetina, den er wieder im Jahre 1223 durch die Entscheidung des Königs an Gregor und Stefan vom Geschlechte der Šubići verlor. Durch solches Eingreifen der ungarischen Könige entstehen hier mächtige Familien, deren Oberhäupter nur an der Erweiterung ihres Besitzes und ihrer Macht-sphäre arbeiten, denen als Ideal die erbliche Banatwürde, als Lebensziel die Niederringung der Rivalen vorschwebte²⁹⁾. Aus Furcht treue Anhänger ihres feudalen Herrn, des ungarischen Königs³⁰⁾, bildeten diese mächtigen Vasallen nicht nur eine wahre Gefahr für das Geschlechtsgut, für die persönliche Freiheit einzelner Adelliger des betreffenden und der benachbarten Geschlechtsgaue, sie bildeten sogar eine Gefahr für das Bestehen des ganzen Geschlechtes, dem sie entstammten, wie uns dies die Geschichte der Geschlechter Svačići und Gušići lehrt, die wie Karpfen nach dem Erscheinen der großen Hechte, der Familien Nelepić bzw. Kurjaković, bald vollkommen verschwinden³¹⁾. Die rücksichtslosen Übergriffe der mächtigen Familien, gegen welche besonders an der Wende des 13. Jahrhunderts selbst vom König keine Hilfe kommen konnte, waren es zweifellos, die der kroatischen Gentilverfassung die eigentümliche Evolutionsrichtung gaben, zum Schutze des kleinen «Geschlechtsmannes» (Adeligen) einen Adelsbund der Geschlechter zustandezubringen. Dieser Adelsbund war in der Praxis gewiß schon perfekt, als in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts König Karl I. und besonders Ludwig der Große den Großen des Küstenlandes zwar gehörig auf die Finger klopfte, dennoch aber ungarische Institutionen methodisch einzuführen begann. Aus den Urkunden der Jahre 1350 bis 1360 sehen wir einerseits, wie der König die Anordnungen der kleinen kroatischen Dynasten ganz einfach für nichtig erklärt³²⁾, andererseits aber, wie es zwischen den administrativen bzw. Ge-

²⁹⁾ S. meine Charakteristik der Familie Nelepić im Turul 25 (1907), 71, vgl. 144.

³⁰⁾ Dafür s. besonders den bisher völlig unbeachteten Brief des Königs von Neapel, Karl I. Anjou vom Jahre 1278 an Banus Paul Subić von Bribir, worin unter anderem auch der folgende Passus zu lesen war: ... «che esso Paolo é fedele a Ladislao ré di Ungeria suo genero, non solo per affetto verso quel sovrano, ma ancora per la esaltazione della corona Ungarica.» Der Inhalt dieses Briefes ist nur aus dem Regest von Minieri, Archivio storico Italiano, IV. Serie 1 (1878), 2 N. I. bekannt. Das betreffende Blatt der Registri Angioini: 32 (1278 D) fol. 291 v. ist heutzutage (Capasso, Inventario 46) nicht mehr vorhanden, bestand aber noch im Jahre 1886 (Durrieu, Les archives Angevines 2, 296).

³¹⁾ S. Turul 25 (1907) 145.

³²⁾ 1349, «non valente prescriptione tempore tirampnorum terram Croatie contra nostram maiestatem tenentium». Die Urkunde (ed. von Smičiklas, Cod. dipl.

richtsorganen des Königs und den Kroaten in bezug auf einzelne, das Privatrecht betreffende Anordnungen des Königs zu aufgeregten Auftritten kam³³⁾, wie aber der König darauf beharrte, daß solche Fälle «nicht nach dem Brauche der Kroaten oder der Dalmatiner, sondern nach dem ungarischen Gesetz und Gebrauch» (1361, non more aut secundum consuetudinem Croatorum an Dalmaticorum sed iuxta legem et consuetudinem Hungaricalem)³⁴⁾ zu erledigen seien. Dies ist der Moment, wo der in der Praxis hauptsächlich zum Schutze des Geschlechtsgutes den mächtigen Familien gegenüber fungierende Adelstrust der zwölf Geschlechter auch in die Rechtstheorie umgesetzt wurde und in den obersten Gerichtsurkunden die «nobiles regni Croacie duodecim generacionum» erscheinen. Daß es bei der etwas stärkeren Zahl der kroatischen Geschlechter gerade zu einem Zwölferbunde kam, ist einerseits durch die große Beliebtheit dieser Zahl im Allgemeinen³⁵⁾, speziell aber durch die fast durchschlagende Anwendung dieser Zahl im mittelalterlichen Gerichtsverfahren der sämtlichen südlichen Slaven leicht erklärlich³⁶⁾.

Es erübrigt noch, die Frage zu beantworten, wie das Memoriale, oder besser die verlorene Uraufzeichnung, über den Vertrag der zwölf kroatischen Geschlechter mit König Koloman an der Drave (pacta conventa) eigentlich entstanden, denn der Zeitpunkt der Entstehung dieser Uraufzeichnung ist nach den obigen Ausführungen und nach den paleographischen Merkmalen der im Spalatenser und

12, 587) ist in der Abschrift des Domkapitels von Zara (vom Jahre 1459) gewiß fehlerhaft mit dem Jahre 1359 datiert, was schon daraus hervorgeht, daß derselben schon im Jahre 1354 (Smičiklas 12, 260) Erwähnung getan wird. Das richtige Datum wird wohl das Jahr 1349 sein.

³³⁾ 1354, «contentione non modica existente inter predictum dominum vicebanum et Croates» (Smičiklas 12, 260).

³⁴⁾ Thallóczy-Horvát, *Alsó szlavoniai okmánytár* 69 ff. (Šišić 489).

³⁵⁾ Im Verträge zwischen Venedig und Ragusa ist folgender Passus zu lesen: *obsides dabunt Ragusini duodecim de duodecim parentatibus nobiliorum illius terre* (Ljubić, *Listine* I, 48). Am Anfange des 14. Jahrhunderts werden in Böhmen zwölf «seniores, senatores» erwähnt (J. Jireček, *Slovanské pravo* 2, 134). Der albanische Stamm der Klimentiner bestand im 17. Jahrhundert aus 12 Sippen (Tomić, *Spomenik srp. akademije* 42, 7).

³⁶⁾ Das Material über die Zwölferzahl der Eideshelfer und der Geschworenen bei den Kroaten, Bosniern, Serben usw. findet man gesammelt bei K. Jireček, *Staat und Gesellschaft* 2, 9. Dazu besonders die Urkunde des Banus Mladen II. Subić vom Jahre 1318: «de consilio nobilium et procerorum Croacie adiudicavimus prefatos Radoslaum etc. in numero duodenario prestare debere sacramentum» (Smičiklas 8, 497; Šišić 487).

vatikanischen Kodex erhaltenen Redaktionen³⁷⁾ ziemlich genau die Mitte des 14. Jahrhunderts. Ich spreche von einer verlorenen Ur- aufzeichnung, denn, wie darauf besonders der verdrehte Name des Stammes Mogorići, Mogorovići³⁸⁾ (Cithorum, Murithorum) hinweist, gehen alle die uns erhaltenen, fast identischen Texte mittel- oder unmittelbar auf eine nicht erhaltene Originalaufzeichnung zurück.

Schon Šišić hat unumstößlich bewiesen (S. 516), daß der Verfasser dieser Privataufzeichnung in dem einleitenden Teile fast wörtlich das 17. Kapitel der «Historia Salonitana» des Thomas Archidiakonus von Spalato benutzt hatte. Aber nicht nur die Einleitung zu den Pacta, sondern der ganze Gang des Paktierens ist der Erzählung des Archidiakonus über den Friedensvertrag (foedus pacis) der Spalatiner mit Koloman angepaßt. Auch das Jahr 1102 konnte aus der Erzählung des Archidiakonus leicht deduziert werden; es scheint aber, daß dem Verfasser in dieser Beziehung die auch uns bekannte Abschrift der Urkunde Kolomans für das Marienkloster in Zara (von der unten die Rede sein wird) als Quelle gedient hatte. Den Rahmen für die Pacta lieferte also das Werk des Archidiakonus und in diesen Rahmen wurden der adelige Zwölfbund und die vor der Niederwerfung der kleinen kroatischen Dynasten durch Ludwig den Großen bestehenden Rechtsanschauungen der kroatischen Geschlechter eingesetzt. Die Namen der Župane sind allem Anschein nach den Stammsagen der betreffenden Geschlechter entnommen³⁹⁾. Aus dieser Kompilation sollte unzweideutig hervorgehen, daß schon der erste Gründer der ungarischen Herrschaft an der Adria, König Koloman, jedem einzelnen der zwölf Geschlechter gewisse Rechte eingeräumt hat, Rechte, die dann auch König Ludwig respektieren mußte, falls man dies — beweisen konnte!

Denn daß diese Privatnotiz zu jener Zeit keine Beweiskraft haben konnte, ist ganz selbstverständlich. Wenn man aber doch zu ihrer Abfassung schritt, so mußte dabei ein sehr praktischer Zweck vor-

³⁷⁾ Die mit BUCHERMINUSKELN geschriebene Aufzeichnung in der Trauer-Handschrift, die nach Šišić (S. 464 vgl. 471) spätestens am Anfang des 14. Jahrhunderts entstand, halte ich paleographisch für viel jünger und setze sie trotz der leidenschaftlichen Ausfälle Šišić mit Karácsonyi in das 15. Jahrhundert.

³⁸⁾ «Nicht slawisch, an uraltaische Namen anklingend, ist der Name der Mogorovići», meint Jireček, Staat und Gesellschaft I, 28. Šišić (S. 501) leitet den Namen dieses Stammes von dem Heiligennamen Hermagoras (kroat. Mogor?, slawonisch Mohor) ab. Das Wappen dieses Stammes (blauer Schild mit fünf silbernen horizontalen Wellen, Laszowski, Vjestnik ark. društva N. Serie 2, [1896]) erinnert an das ungarische Staatswappen.

³⁹⁾ Vgl. über solche Stammsagen Jireček, Staat I, 24 u. 34.

schweben, zu dessen Erreichung die Abfassung der Notiz nur als Etappe diene. Dieser Zweck konnte aber meines Erachtens nur die Herstellung eines richtigen Beweises, einer Urkunde auf den Namen Kolomans sein. Das Memoriale ist somit nur als ein Teilkonzept für ein größeres Hauptwerk aufzufassen, wie dies besonders auch aus dem Schluß desselben, aus den Worten «et cetera» zu ersehen ist. Andere Behelfe für das Hauptwerk sollten von anderswo bezogen werden!

Und wir haben auch wirklich eine glaubwürdige Nachricht über eine solche Urkunde Kolomans, wozu das oben Gesagte vollkommen paßt. Es ist dies das Privileg, welches Koloman im Jahre 1102 an Mrmonja (Marmogna) aus dem Geschlechte der Šubići (den uns auch das Memoriale nennt!) verliehen haben soll⁴⁰⁾. Die Nachricht über diese Urkunde ist uns von Kercselich in seiner Geschichte der Agramer Kirche erhalten (1770) und geht auf eine «alte Handschrift» zurück, als deren Autor, wie Šišić (S. 525 f.) es zeigt, fast mit Sicherheit Paul Ritter Vitezović (um 1770) gelten kann. Nach dieser «alten Handschrift» war diese Urkunde im Archiv der Grafen Zrinyi (die bekanntlich ein Zweig der Šubići waren) zu finden. Der Inhalt dieser Urkunde, wie er uns durch Vitezović-Kercselich erhalten ist, deckt sich in seinem Hauptteile vollkommen mit dem Memoriale. Außerdem sieht man aber klar, daß zur Herstellung dieser Fälschung auch die meiner Ansicht nach echte Urkunde König Kolomans für das Marienkloster in Zara (vom Jahre 1106, in der erhaltenen Abschrift fehlerhaft datiert mit 1102), worin die Krönung Kolomans erwähnt wird, benutzt wurde. Zur Herstellung dieser Fälschung, welche die nach dem Erscheinen Ludwigs des Großen ganz klein gewordenen Šubići ins Treffen zu führen gedachten, diene die Uraufzeichnung der «pacta conventa».

⁴⁰⁾ Geheimnisvoll meldet Šišić (S. 524), daß «eine ähnliche Urkunde Kolomans, auch aus dem Jahre 1102, in einem gewissen herzoglichen Archiv in Italien vorhanden wäre», die er aber noch nicht in die Hand bekam. Ich mache aus diesem herzoglichen Archiv kein Geheimnis. Es dürfte dies das Archiv der Familie Cito-Filomarino in Neapel sein: antica familia originare di Croazia, di cui si ha memoria del XI. secolo (Anuario della nobilitá italiana 1902, 525).

Zur Geschichte des gemeinsamen Zollgebietes¹⁾.

Von Vizearchivar **Dr. Franz Eckhart** in Wien.

Es gibt kaum eine Frage, mit welcher sich unsere Politiker im letzten Jahrhundert mehr beschäftigt hätten, als das Zollverhältnis zwischen Öster-

¹⁾ Vortrag, gehalten in der Ungarischen Historischen Gesellschaft.

reich und Ungarn. Wenn die öffentliche Meinung der zwei Reiche gegen einander aufgehetzt war, so trug gewöhnlich die Zollpolitik daran Schuld; wenn die politischen Parteien einen Stoff für ihre Agitation suchten, so fanden sie ihn immer in der Zollpolitik. Es gibt kaum eine Frage, deren Entwicklung objektiv darzustellen für einen österreichischen oder ungarischen Historiker schwieriger wäre, als die Zollpolitik.

Und doch ist die gründliche Kenntnis der Entwicklung der Zollpolitik eine der Hauptaufgaben unserer Geschichtsschreibung. Die Zollpolitik bildet sozusagen die Achse, um die sich die wirtschaftliche Entwicklung des modernen Ungarns dreht. Wir werden die Geschichte der 30er—40er Jahre, die Rolle unserer größten Männer: Széchenyi, Kossuth und Deák, den Gegensatz, welcher zwischen ihnen bestand, nicht richtig kennen, wenn wir nicht wissen, wie sich das Zollverhältnis zwischen Österreich und Ungarn entwickelt hat und wie sich die beiden aufeinander angewiesenen Reiche infolge dieser Zollpolitik wirtschaftlich entfaltet haben.

Diese Zeitschrift ist nicht berufen, sich mit den Fragen der Tagespolitik zu befassen, sie soll aber zur Verbreitung unserer historischen Kenntnisse auch dann beitragen, wenn manche daraus — was uns fernsteht — politische Schlüsse ziehen könnten.

«Es ist zu unserem Erbübel geworden, daß wir geschichtslos sind. Darum fließt der reiche Quell geschichtlicher Erkenntnis für uns nicht... Und darum ist uns der Quell der Erfahrung verschüttet, darum erleben wir unsere Tagesgeschichte nicht denkend und tätig, sondern leidend, als Opfer schwankender Stimmungen. Wir stehen vor dem handelspolitischen Schicksalsjahre der Monarchie, vor 1917, vor der Erneuerung des Zolltarifs, der Handelsverträge und des Ausgleiches. Für jene nahe Zeit möge diese Studie einen Beitrag geschichtlicher Orientierung bringen und wenigstens für ein Sondergebiet beistellen, was uns im allgemeinen abgeht: Den historischen Wegweiser!» (S. 221.)

Mit diesen Worten charakterisiert Rudolf Sieghart, ein hervorragender und auch durch seine literarische Tätigkeit bekannter österreichischer Nationalökonom den Zweck seines neuen Werkes, betitelt «Zolltrennung und Zolleinheit» (220 I. Wien 1915. 8^o. 413 S. Das Ziel seiner Arbeit ist also, die Geschichte der österreichisch-ungarischen Zollpolitik darzustellen.

Von einer Zollpolitik im heutigen Sinne des Wortes kann eigentlich erst vom 17.—18. Jahrhundert an die Rede sein. Die Absoluten, hauptsächlich aber die aufgeklärten Absolut-Herrscher, erkannten in der Zollpolitik das wirksame Mittel zur Hebung der wirtschaftlichen Entwicklung ihrer Länder und zur Verstärkung ihrer eigenen Macht. Von einer Zollpolitik konnte erst gesprochen werden, als die Territorien des Mittelalters und das Übergewicht der Stände aufhörte, als so größere wirtschaftliche Einheiten entstanden, welche an und für sich lebensfähig waren und sich im Interesse ihrer Entwicklung von anderen ähnlichen Einheiten abschließen konnten. Die Zollpolitik nimmt zwecks wirtschaftlicher Verstärkung ihren Anfang, als die absolutistischen Herrscher bestrebt waren, in ihren Ländern einerseits die Fabriksindustrie zu begründen, andererseits die Bodenkultur zur höheren Entwicklung zu bringen. Den preußischen Königen Friedrich Wilhelm I. und Friedrich dem Großen ist es am besten gelungen, diesen doppelten Zweck zu erreichen.

In der Habsburg-Monarchie nahm die Zollpolitik, d. h. die Regelung

der Zölle nicht nur mit Rücksicht auf die finanziellen, sondern auch auf die politischen Interessen unter der Regierung Maria Theresias ihren Anfang. Im Erbfolgekrieg ging das wertvollste unter den Erbländern, das reiche und industriell hoch entwickelte Schlesien trotz des ausdauernden Kampfes und der Opferwilligkeit der ungarischen Stände verloren. Nach dem Friedensschluß von Aachen handelte es sich darum, ob sich die Monarchie den fremden wirtschaftlichen Interessen ausliefern und der Absatzmarkt des unter preußische Herrschaft geratenen Schlesiens bleiben oder aber, wenn auch unter Schwierigkeiten, innerhalb ihrer Grenzen anderswo eine neue Industrie begründen und dadurch die Grundlage ihres Reichtums, ihrer Steuerfähigkeit, mit einem Wort ihrer Großmachtstellung schaffen solle.

Die Mitte des XVIII. Jahrhunderts und die darauffolgenden Jahrzehnte sind die Zeit der Entstehung der österreichischen Industrie. Die erste Bedingung der Schaffung einer neuen Industrie ist ein sich gleichbleibender Preis der Lebensmittel. Dieser Preis muß einerseits so niedrig sein, daß die Arbeiter sich von ihren Löhnen erhalten können, andererseits aber nicht zu niedrig, damit er den Müßiggang hintanhalt. Die zweite Bedingung ist die Billigkeit der durch die Industrie zu verarbeitenden Rohstoffe; die dritte ist ein gegen die fremde Konkurrenz durch Zölle gut geschützter, sicherer und großer Absatzmarkt, auf welchem die neue Industrie ihre Produkte, wenn sie auch teurer zu erstehen sind, als die fremden, sicher verkaufen kann.

Alle diese Bedingungen wurden für die im Entstehen begriffene Industrie der Erbländer durch die Zollpolitik Maria Theresias geschaffen. Sie verstand es, mittels der Zollpolitik einesteils den Import der ausländischen Industrieartikel zu unterbinden, anderenteils den Export der Rohprodukte Ungarns nach anderen Gebieten als den Erbländern zu erschweren und gänzlich zu verhindern. Wie die Wirtschaftspolitik des Hofes in der Frage der Approvision Ungarn gegenüberstand, kann man mit den Worten eines Mitgliedes des Hofkommerzienrates, eines die wirtschaftlichen Fragen der Monarchie beratenden Kollegiums, am besten charakterisieren: «Es ist zu bemerken, dass nemlich Hungarn der Kornkasten ist, woraus die teutsche, besonders aber die österreichischen Provinzen in Fällen eines Mißwachses, oder auch in Kriegen Umständen ihre Bedürfnis an derley Erd-Früchten herbeyhollen müssen...» (Gem. Fin. Arch. Hung. Commerz 30. 1763 Nov. 14). Der Kommerzienrat sorgte dafür, daß die Getreide- und Viehpreise in Ungarn durch zu große Ausfuhr oder durch die Industrialisierung gesteigert werden.

Wenn es sich um das Zollverhältnis zwischen Österreich und Ungarn und um dessen Einfluß auf die Entwicklung der zwei Reiche handelt, so ist das XVIII. Jahrhundert die wichtigste Periode. Es ist die Grundlage der späteren Entwicklung, der Anfang der wirtschaftlichen Rückständigkeit Ungarns und der mächtigen wirtschaftlichen Fortschritte der Erbländer. Die Wirkung der theresianischen Zollpolitik auf Ungarn werden wir erst dann klar sehen, wenn wir den wirtschaftlichen Zustand des Landes unter der Regierung des Königs kennen gelernt haben.

Das Buch Siegharts aber beschäftigt sich eben nicht eingehend genug mit jener Zeit, welche für die wirtschaftliche Entfaltung der Monarchie die wichtigste ist. Er schildert kurz das Vectigal von 1754, erwähnt, daß

1762 und 1766 auch für Ungarn geltende Einfuhrverbote erlassen wurden, geht aber nicht auf die Darstellung der Wirkung dieser höchst wichtigen Verbote ein. Er begnügt sich mit der Feststellung: «Die merkantilistische Politik erstrebt vornehmlich zur Verhinderung der Geldausfuhr Ersatz der Wareneinfuhr durch Erzeugung im Inlande, für Ungarn aber möglichst reichlichen Bezug österreichischer Manufakturwaren.» (S. 10.)

Er erwähnt ferner nur mehr die erbländische Zollreform von 1775, deren Härte Ungarn gegenüber er anerkennt, da die ungarischen Naturprodukte bei der Überschreitung der österreichischen Grenze den gleichen Einfuhrzoll zu entrichten hatten, wie die ausländischen, und auch die Manufakte Ungarns die Hälfte des Auslandszolles zahlen mußten (S. 15).

Der Tarif von 1764 ist zweifellos ein Grenzstein in der Zollpolitik. Das neue Zollsystem hatte eine doppelte Aufgabe: die ausländischen Manufakte, für welche viel Geld aus der Monarchie hinausgeführt wird, von Ungarn fernzuhalten, und dem Handel der Erbländer mit Ungarn wieder einen Aufschwung zu geben. Die Wiener Handelsleute beklagten sich schon lange, daß die Ungarn ihr Bedürfnis vornehmlich an Textilprodukten seit einem Menschenalter auf den Leipziger und Breslauer Messen decken, und so der Wiener Markt seine seit Jahrhunderten sicheren Kunden in ihnen verlor. Sie fanden den Grund in jenen Einfuhrverboten, die noch zur Zeit Kaiser Karls VI. im Interesse der Linzer Wollenzeugfabrik erlassen worden waren. Da der ungarische Kaufmann die ausländischen Waren in Wien infolge der Einfuhrverbote nicht erhielt, hat er sich angewöhnt, dieselben ohne die Vermittlung des Wiener Handels vom Ausland direkt zu beziehen. Der Zweck des neuen Tarifs war, die Vermittlerrolle für den Wiener Handel wieder zu erlangen und sie möglichst zu erweitern.

Sieghart vergißt, daß der Zolltarif, welcher am 1. Oktober 1754 ins Leben trat, eigentlich nur ganz kurze Zeit gültig war. Er wurde zugunsten der Erbländer schon durch eine allerhöchste Resolution vom 4. Januar 1755 geändert; und diese ist eigentlich die Grundlage der späteren Entwicklung. Danach zahlen die in den Erbländern gekauften ausländischen Erzeugnisse bei der Einfuhr nach Ungarn 5 %, die erbländischen 3 %; sämtliche ausländische Erzeugnisse haben bei Überschreitung der Grenze der Monarchie 30 % ihres Schätzwertes zu entrichten. Den österreichischen Handelsleuten wurde aber der bei der Einfuhr der ausländischen Waren gezahlte Zoll rückvergütet, wenn sie dieselben nach Ungarn ausführten²⁾. — Durch diesen Rückzoll wurde der ungarische Markt — wie es leicht einzusehen ist — dem österreichischen Handel vollkommen ausgeliefert.

In den 60 er Jahren wurde eine ganze Reihe von Einfuhrverboten im Interesse der erbländischen Industrie erlassen; durch mehrere Verfügungen wurde die Ausfuhr der ungarischen Hauptexportartikel, des Weins und des Viehes, möglichst erschwert. Die Weinausfuhr wurde zugunsten des österreichischen Weinexportes verhindert, welcher infolgedessen tatsächlich einen Aufschwung nahm. Das Vieh sollte in der Monarchie bleiben, damit die erbländische Bevölkerung billiges Fleisch erhalte. Umsonst beklagten sich die ungarischen Stände, die Hofkanzlei und die Statthalterei

²⁾ Gem. Finanzarchiv Hung. 4. Jan. 1755.

gegen die Politik des Hofkommerzienrates, es wurde daran nichts geändert. —

In den 70er Jahren beschränkte sich die wirtschaftliche Politik nicht mehr nur darauf, die österreichische Industrie zu heben, sondern war sogar bestrebt, auch die wenigen und anfangs von den Hofkreisen unterstützten ungarischen Manufakturen zugrunde zu richten. Wir wissen noch nicht, auf wessen Einfluß hin die Politik der Hofkreise sich noch mehr gegen die ungarischen Interessen wendete. Josef, der spätere Kaiser, scheint seine Hand dabei im Spiel gehabt zu haben. Die Ungarn so schädlichen Bestrebungen wurden durch den erbländischen Zolltarif von 1775 gekrönt.

Zu diesen Folgerungen kommt der Forscher, wenn er die Akten und Vorträge des Hofkommerzienrates und der Staatswirtschaftsdeputation aus dieser Zeit bearbeitet. Aus den Vorträgen des Staatsrates, welcher erst im Jahre 1761 seine Tätigkeit begann, kann man schon infolge ihrer Beschaffenheit kein klares Bild der thesianischen Zollpolitik und ihrer Wirkung schaffen, wie dies Sieghart versucht. Erst eine methodische Forschung wird es ermöglichen. Es ist zweifellos, daß das Vectigal von 1754, an dessen Verhandlungen auch die ungarischen Dikasterien teilgenommen hatten, im Interesse der Industrie und der wirtschaftlichen Entwicklung der Erbländer abgeändert wurde — ohne die ungarischen Dikasterien zu befragen, ja sogar gegen deren Ansicht, bloß auf Grund jenes Majestätsrechtes, in dessen Sinne der König in Zollangelegenheiten nach Gutdünken verfügen könne.

Es ist bekannt und wird in allerhöchsten Handschriften und in den Verhandlungen der Hofstellen unzähligemal wiederholt, daß Ungarn gegenüber deshalb nicht die gleiche Wirtschaftspolitik angewendet werden konnte wie in den Erbländern, da der ungarische Adel infolge seiner Steuerfreiheit nicht den ihm eigentlich gebührenden Anteil der finanziellen Lasten der Monarchie trug (Sieghart S. 15). Das Ziel, welches die Hofstelle fortgesetzt verfolgte, war das Emporblühen der mit Kontribution schwer belasteten Erbländer, und dies selbst auf Kosten Ungarns, von dem man auf indirekte Weise einbringen wollte, was es direkt zu zahlen nicht gewillt war. Die Politik der Hofstellen wurde zwar durch diesen Umstand eine berechtigte, die Frage aber, auf welche der Geschichtsschreiber eine Antwort zu suchen hat, ist, ob nicht dieser Satz zu einem bequemen Dogma wurde, dessen übertriebene Befolgung seitens der Wiener Hofstellen dem wirtschaftlichen Wohlstande der Monarchie mehr schadete, als den Erbländern nützte.

Den ungarischen Ständen und Regierungsstellen waren die Nachteile der Wiener Zollpolitik wohl bekannt. «Während die Hofstellen die möglichste Förderung der österreichischen Manufaktur durch erleichterte Ausfuhr nach Ungarn anstreben, ist die Aufhebung aller Beschränkungen des Zwischenverkehrs in der thesianischen Zeit vor allem der Wunsch der ungarischen Stände.» Die ungarischen Stände und die Dikasterien dachten kaum an eine Aufhebung der Zollschranken, sondern nur an eine gerechtere Zollpolitik. Das Dreißigste war der wichtigste Zweig der Kamaleinnahmen und die Prinzipien des Freihandels konnten auf Ungarn keinen Einfluß haben.

Die Stände bemerkten nur, daß die Produkte ihrer Güter keinen Wert

hatten, die Regierungsstellen faßten auch den Umstand ins Auge, daß die ungarische Industrie, welche um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts emporzublühen begann, ganz zugrunde ging. Ihre erste und Hauptklage gegen die Zollpolitik war also, daß sie die Ausfuhr der ungarischen Produkte, hauptsächlich des Weines, in das Ausland, ja sogar größtenteils in die Erbländer unmöglich mache; die zweite, daß sie die Ausfuhr der Rohstoffe (Leder, Wolle, Knoppere usw.) verhindernd, deren Preis zugunsten der österreichischen Industrie niederdrücke; die dritte, daß die schwache ungarische Industrie durch die übertriebene Unterstützung der Einfuhr der erbländischen Industrieartikel geschwächt und mit künstlichen Mitteln in ihrer Grundlage gefährdet werde.

Wie sehr diese Beschwerden begründet waren, wird sich dann herausstellen, wenn wir durch systematische Durchforschung der Archive, auch der der ungarischen Stellen, die wirtschaftliche Entwicklung Ungarns unter Maria Theresia kennen gelernt haben werden. Ein Vortrag der ungarischen Hofkanzlei 1780 schildert in lebhaften Farben die wirtschaftliche Lage Ungarns am Ende der Regierung der Königin und kritisiert mit anerkanntem Mut die für Ungarn so schädliche Politik der Wiener Hofstellen³⁾.

Unter der an Reformen reichen Regierung Josefs II. tauchte zum ersten Male der Gedanke der Aufhebung der Zollgrenze zwischen Österreich und Ungarn auf. Kaunitz war — nach Sieghart — der erste, der betonte, daß dies das Endziel sei, welches die zukünftige Zollpolitik immer vor Augen zu halten habe (S. 17). Josef ebnete den Weg zur Erreichung dieses Zieles: nach seiner Verfügung von 1786 zahlen die österreichischen Erzeugnisse bei der Einfuhr nach Ungarn weder ein Essito in Österreich, noch das ungarische Dreißigst. Ungarns Produkten wurde aber eine ähnliche Begünstigung nicht erteilt. Der Kaiser ging mit seinen Zollerlässen 1788 noch weiter. Die Erklärung für dieses Verfahren sucht Sieghart in dem starren Festhalten des ungarischen Adels an der Steuerfreiheit (S. 23).

Ich sehe in Josefs Zollpolitik nur die weitere Verwirklichung der thesianischen Prinzipien, in deren Feststellung im Staatsrate Josef und Kaunitz schon unter der Regierung Maria Theresias einen entscheidenden Einfluß gehabt haben. Es wäre übrigens auch in dieser Frage die Kenntnis der ganzen wirtschaftlichen Entwicklung notwendig, um ein sicheres Urteil fällen zu können.

Der nationale Widerstand schaffte mit den übrigen Reformen auch die auf den Zoll bezüglichen ab, und Franz I. stellte 1793 die Zustände von 1784 her, welcher Verfügung 1795 ein neuer Zolltarif folgte, den wir aber aus Siegharts Buch nicht kennen lernen.

Was Sieghart über die Zollpolitik im XVIII. Jahrhundert sagt, läßt uns nicht nur deshalb unbefriedigt, weil wir die Wirkung und den wahren Wert der Zollpolitik daraus nicht kennen lernen, sondern auch, weil sein Material zu lückenhaft ist. Seine Darstellung gibt kein klares Bild der Zollpolitik jener Zeit. Doch sind die zollpolitischen Bewegungen der schönsten Periode der ungarischen Geschichte, der sogenannten Reformperiode, ohne die Kenntnis der schlechten wirtschaftlichen Lage Ungarns infolge der Zollpolitik der vergangenen Jahrzehnte nicht zu verstehen.

³⁾ Gemeins. Finanzarchiv Commerz Hung. 30.—31. Jul. 1780. Sieghart kennt nur jenen Teil dieses außerordentlich interessanten Vortrages aus den Beratungen des Staatsrates, in welchem die Vorschläge enthalten sind.

Nachdem der aufgeklärte Absolutismus die Zolllinie nicht aufgehoben hatte, wurden, wie Sieghart schreibt, die Rollen vertauscht: Die ungarischen Stände strebten dies an, und zwar unter dem Einfluß der Lehren Smiths. Ihre Bestrebungen wurden aber durch die Hofstellen und die Bureaucratie immer vereitelt, welche nicht geneigt waren, an den bestehenden Verhältnissen etwas zu ändern. «Zum bequemen Dogma war ihr die Erkenntnis geworden, daß die avitische Steuerverfassung Ungarns jede Reform verhindere, aber ebenso fest gewurzelt war bei ihr der Glaube, daß an dieser Verfassung nicht zu rütteln sei» (S. 29).

Der Reichstag von 1802 soll nach Sieghart den Freihandel gefordert haben, wie er in England selbst erst 1846 eingeführt wurde (S. 30). Die zahlreichen Kriege und die starre Reaktion der Regierung ließen keine Neuerungen zu. 1829 wurden die Zwischenzölle erhöht infolge der Einführung der allgemeinen Verzehrungssteuer, welche an Stelle jener ständischen Zuschläge trat, die früher als Schutzzölle galten.

Die Reichstage in den 30er Jahren verlangten, daß über die Zollangelegenheiten mit den Ständen verhandelt werde, und wiederholten vergeblich, daß eine Parität in der Zollfrage nicht bestehe. Die allgemeine Hofkammer verhielt sich diesen Klagen gegenüber immer abweisend (S. 60).

Die Lehre, welche Sieghart aus seiner für Historiker lückenhaften Schilderung zieht, ist, daß das getrennte Zollgebiet Ungarn unbedingt schädigte, und daß die ungarischen Stände sich dessen bewußt waren.

Die Bureaucratie beging in der Wirtschaftspolitik nicht nur Ungarn gegenüber Fehler, sondern unterstützte auch die österreichische Industrie nicht hinreichend. Sie hatte Angst vor den Fabrikarbeitern als einem revolutionären Element. Der Gewerbefleiß der Bevölkerung der Erbländer, ihre Bildung, die Tätigkeit der Industrievereine, der Geschäftsgeist der Einzelnen vollzogen die Industrialisierung Österreichs. «Die Annahme ist sicherlich irrig, daß die österreichische Industrie eine Schöpfung des Staates sei» (S. 73). Man mußte die Bureaucratie zur Unterstützung sozusagen zwingen, da deren Haupt, Metternich, in den Erscheinungen der Industrie den Geist des Liberalismus fürchtete, und Kaiser Franz plante nach der Julirevolution besondere Verfügungen zur Beschränkung der Gewerbebefugnisse. Sein Nachkomme Ferdinand und der alternde Metternich waren jener Neuerung abhold und brachten nichts im Interesse der Industrie zum Vollzuge (S. 76—77).

«Die ungarische Kritik tat darum der österreichischen Industrie bitter Unrecht, wenn sie sie als Geschöpf der einseitigen Regierungsprotektion hinstellte. Wahr ist, daß Josef II. und seine Bureaucratie Österreichs Manufaktur kräftig und wirksam gefördert haben. Wahr ist es auch, daß die Hofstellen wiederholt Ansätze zu einer liberalen Gewerbepolitik machten, daß sie für das gewerbliche Bildungswesen, für den Patentschutz und die Kodifikation des Gewerberechtes ernsthafte Bemühungen zeigten. Aber gerade diese Gesetzgebungsfragen standen auf dem Boden Ungarns dem ungarischen Reichstag und nicht den Hofstellen zu. . . . Ebenso wenig wie die innere Verwaltung des industriellen und Handelsressorts riefen die Begünstigungen des Zollsystems Österreichs Industrie ins Leben, im Gegenteil erzeugten die Zwischenzölle tausendfache Hemmungen auch für die österreichische Industrie. . .»

Sieghart hat wohl recht, wenn er behauptet, daß die österreichische In-

dustrie, welche in den 30er bis 40er Jahren infolge der Fortschritte der Technik und der allgemeinen Verbreitung der Dampfmaschinen mächtig emporblühte, der Zwischenzolllinie nicht mehr bedürfe, — da sie schon ihren sicheren Markt in Ungarn hatte und eine solche Entwicklung erreichte, daß sie nicht mehr zu befürchten brauchte, es würde im Falle der Aufhebung der Zwischenzölle in Ungarn eine konkurrenzfähige Industrie entstehen. Dazu mangelte es in Ungarn an Kapital- und Industriegeist. Sieghart vergißt aber infolge der oben geschilderten Mängel seines Buches, daß die Entwicklung der österreichischen Industrie, die Ansammlung eines Industriekapitals großenteils auch der Wiener Zollpolitik zu verdanken waren. Jene Bedingungen, welche die Beförderung der Manufakturen in den Erbländern ermöglichten, waren im XVIII. Jahrhundert auch in Ungarn vorhanden, und zwar in Oberungarn und in Siebenbürgen⁴⁾. Eine Anzahl Manufakturen begann sogar um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts in Ungarn zu blühen. Die ungarische Hofkanzlei beschwerte sich in dem oben erwähnten Vortrag nicht darüber, daß sich die Hofstellen um die ungarischen Manufakturen nicht so eifrig annähmen, wie um die österreichischen, sondern daß das schon emporblühende ungarische Manufakturwesen durch verschiedene Zollverfügungen geschwächt und absichtlich unterdrückt werde. Wenn wir die Zollpolitik des XVIII. Jahrhunderts genau kennen werden, so müssen wir einsehen, daß diese Klagen nicht unberechtigt waren. Bei einer ähnlichen Unterstützung, wie sie den erbländischen Manufakturen im XVIII. Jahrhundert zuteil wurde, wäre auch in Ungarn eine Industrie entstanden und wäre die Aufrechterhaltung und Erhöhung der Zwischenzolllinie im XIX. Jahrhundert in Ungarn gewiß von niemandem angestrebt worden.

Der Liberalismus Siegharts beklagt sich nicht ohne Grund über die Bureaukratie zur Zeit Franz I., welche in ihren Ansichten zurückgeblieben, reaktionär war und die Interessen von keinem der beiden Länder kannte. Können wir aber dasselbe von der Bureaukratie unter Maria Theresia und Josef II. behaupten? Und die Begründung der österreichischen Industrie und die Ansammlung des Kapitals, welches den großen Aufschwung unter Kaiser Franz ermöglichte, fällt — und das können wir nicht genug betonen — in die thesesianische und josephinische Zeit.

Dem Reichstag der Stände kann man mit Recht vieles vorwerfen, stand aber die Initiative nicht den Hofstellen zu? Man kann den ungarischen Ständen nicht verzeihen, daß sie durch ihr Festhalten an der Steuerfreiheit das Land in eine so jämmerliche wirtschaftliche Lage brachten. Wurden aber die Stände in ihrem starren Konservativismus und im Festhalten an der Immunität seit der französischen Revolution nicht durch die Wiener Hofstellen unterstützt?

Sieghart führte als Beweis der Behauptung, daß das Privatunternehmen mit der Bureaukratie viel zu kämpfen hatte, die Eisenindustrie an. Die Privateisenwerke konnten gegen die ärarische Industrie, welche mit dem zollfrei eingeführten ungarischen Stabeisen arbeitete? Es soll auch hier bemerkt werden, daß die österreichische Eisenindustrie ihren Aufschwung nicht in der letzten Reihe dem Umstand zu verdanken hatte, daß die öster-

⁴⁾ Das wird auch gelegentlich vom Hofkommerzienrat anerkannt. Gem. Finanzarchiv Hung. Com. Fasc. 36. 1763. Aug. 2.

reichischen Eisenfabrikate nach Ungarn schon um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts mit einem geringen Zoll (von 2 %) einzuführen waren und daß das Roheisen aus Ungarn zollfrei in die Erbländer ausgeführt wurde⁵⁾.

Je mehr wir uns dem Zeitalter nähern, welches das gemeinsame Zollgebiet zustande brachte, um so befriedigender und überzeugender wird die Darstellung Siegharts. Die Entwicklung der ungarischen und der österreichischen Ansichten in den wirtschaftspolitischen Fragen, die Würdigung der wirtschaftlichen Bestrebungen der ungarischen Reformzeit finden wir nirgends in einer so leicht verständlichen und so genußreichen Form, wie in dem neuen Buche.

In der Zollfrage gab die erste Gestaltung der deutschen wirtschaftlichen Einheit, die Bildung des Zollvereins in Österreich und Ungarn Gelegenheit zu einer neuerlichen Stellungnahme. Die Bedeutung des Zollvereins wurde nach Sieghart von der österreichischen Bureaucratie nicht erfaßt. Die Hofkammer hielt jede Verfügung der neuen wirtschaftlichen Vereinigung gegenüber für unnötig. Nur zwei Staatsmänner verrieten ein tieferes Erkennen dieser Angelegenheit: Metternich und Kossuth. Nach Ansicht des ersten lief Österreich infolge des Zollvereins Gefahr, für das deutsche Reich wirtschaftlich Ausland zu werden. Und Kossuth «führte im Pesti Hirlap in rhetorischer Übertreibung aus... daß die Staaten des Zollvereins innerhalb zehn Jahren an Wohlstand, Industrie, nationalem Selbstgefühl und Nationalkraft um ein Jahrhundert vorwärts geschritten sind; es ist unmöglich, zu übersehen, daß der deutsche Fürstenbund innerhalb von 25 Jahren nicht entfernt so viel für die politische Einheit des deutschen Volkes gewirkt hat, wie der Zollverein in einem Zeitraum von acht Jahren» (S. 115). Metternich strebte umsonst ein näheres Verhältnis mit dem Zollverein an, da die Monarchie vor 1849 wirtschaftspolitisch nicht einheitlich und aktionsfähig war. Nach der Revolution war es schon zu spät. Preußen vereitelte, gestärkt durch die wirtschaftliche Politik, anderthalb Jahrzehnte die Politik Schwarzenbergs. — Sieghart schreibt also die Niederlage Österreichs im Kampfe um die deutsche Hegemonie indirekt der verfehlten Zollpolitik, der wirtschaftlichen Trennung Österreichs und Ungarns zu.

In den 30 er Jahren des 19. Jahrhunderts betritt auch Ungarn die Bahn der wirtschaftlichen Reformen infolge der Tätigkeit Széchenyis, von welcher Sieghart eingehend und mit großer Anerkennung spricht. Als 1839 der Zollverein erneuert wurde, entspann sich auch in Ungarn eine lebhafte Debatte über dessen Wirkung. Eine öffentliche Meinung hatte sich noch nicht gebildet, als 1841 das Buch Lists erschien: «Nationales System der politischen Ökonomie.» «Bezeichnend für die Regsamkeit des magyarischen Geistes in jenen Tagen ist, daß es in Ungarn sofort beachtet und bald, 1843, ins Ungarische übersetzt wurde» (S. 129). Die öffentliche Meinung schlug entschieden zugunsten des getrennten Zollgebietes um. List wurde 1844 in Ungarn mit großer Begeisterung empfangen. «Nicht Freihandel und Gegenseitigkeit durch den Abbau der Zoll-Linie, sondern deren Ausbau im Sinne des national-ungarischen Schutzzolles, somit Umgestaltung und Ausbau des Dreißigsten und Erhöhung der Zollschränken an den Grenzen Ungarns zur Hervorzauberung einer ungarländischen Industrie

⁵⁾ Gem. Finanzarchiv Hung. 1754. Okt. 26.

wurde... die Losung der Reformfreunde, der Gentry und des fortgeschrittensten Stadtbürgertums, eine Losung, die viele deutsche Bürger Ungarns ins Lager der Magyaren führte und so die Wiener Hofstellen ihrer stärksten Stütze in Ungarn beraubte» (S. 120). Welche zutreffenden Worte!

Kossuth war noch 1842 ein Anhänger der Aufhebung der Zwischenzolllinie; bald begann er aber die Agitation gegen die österreichische Industrie. So wurde der Schutzverein gegründet, welcher statt der an den vielen Versäumnissen schuldigen Regierung die österreichische Industrie angriff. Die Bewegung erreichte ihren Höhepunkt mit der Vorstellung der ungarischen Stände von 1844. Der Schutzverein verursachte der österreichischen Industrie nur vorübergehenden Schaden.

Als die durch die Opposition geführte Bewegung mit der Gründung von Fabriken positive Ziele erreichen wollte, unternahm man in Wien selbst die Einführung der Reformen. Kübeck, der Hofkammerpräsident, — fährt Sieghart fort — unterbreitete auf allerhöchste Aufforderung einen Vortrag über «die Emporbringung des materiellen Wohlstandes in Ungarn», dessen vorgeschlagene Maßnahmen erst — nach der Revolution verwirklicht wurden.

Wenn wir schon über die wirtschaftlichen Bewegungen von 1848 viel neues von Sieghart hören, besonders was deren Wirkung auf die Hofstellen und die österreichische Industrie betrifft, so ist es geradezu überraschend, was wir von den Verhandlungen der österreichischen und der ungarischen Regierung bezüglich der gemeinsamen Angelegenheiten in 1848 erfahren. Die Verhandlungen wurden von der ungarischen Seite durch Franz Pulszky, von der österreichischen durch einen Sektionschef des Finanzministeriums geführt. Auf die Initiative der ungarischen Regierung wurde über die Zivilliste, die äußere und die Handelspolitik, die beide Länder betreffenden Finanzangelegenheiten, die Wehrkraft und den Zwischenverkehr, d. h. die Zwischenzolllinie verhandelt. Das sind die gemeinsamen Angelegenheiten in 1848! Die Verhandlungen dauerten bis Oktober. Pulszky wollte im Interesse der ungarischen Industrie Österreich gegenüber ein Schutzzollsystem schaffen. Der österreichische Bevollmächtigte zog die Verhandlungen absichtlich in die Länge. Die diesbezügliche und von Sieghart im Anhang seines Buches mitgeteilte Korrespondenz liefert sehr wichtige neue Angaben zur Vorgeschichte der Revolution.

Jene Feststellung Siegharts, daß die österreichische Regierung es war, welche die Verhandlungen absichtlich vereitelte und von Anfang an eine willkürliche Lösung anstrebte, zeugt von nicht geringer Objektivität. Die Gelegenheit zu einer Lösung der Zollfrage bot sich bald. Im Dezember 1848 wurde der erste Schritt in dieser Angelegenheit getan. Das ungarische Dreißigst wurde aufgehoben. Nach Világos erfolgten rasch die übrigen Maßnahmen. Im November 1849 hörte die Steuerfreiheit der Adelligen auf (S. 185). — Der Adel hat schon in den Gesetzen von 1848 selbst darauf verzichtet.

1850 wurde das Tabakmonopol in Ungarn eingeführt, welches schon nach Kübecks Vorschlägen die Bedingung der Zolleinheit war. Am 7. Juni 1850 hörte die Zolltrennung auf und an deren Stelle trat die österreichisch-ungarische Zolleinheit. Was Sieghart über die Wirkung des gemeinsamen Zollgebietes auf die wirtschaftliche Entwicklung Ungarns sagt, betrifft die Geschichte der Gegenwart und gehört nicht hierher.

Die Geschichte der wirtschaftlichen Entwicklung der Monarchie seit dem XVIII. Jahrhundert ist uns nicht genug bekannt, obwohl dies die Grundlage unserer Machtstellung ist. Die österreichische Geschichtsschreibung verfügt, wenn sie auch in diese Frage noch nicht tief eingedrungen ist, doch über einige spezielle Arbeiten, während wir, wie in so vielen anderen Fragen, auch hier vor einem Bruchfeld stehen. Es wäre nicht erwünscht, den uns gebührenden Anteil in der Forschung, wie es neuerlich in einigen Fällen geschehen ist, auch diesbezüglich unseren Nachbarn zu überlassen.

Sieghart griff aus den diese wirtschaftliche Entwicklung betreffenden Fragen eine, vielleicht die wichtigste, heraus und spricht mit einer für uns eher freundlichen Objektivität über die ungarischen Bewegungen in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts. Es herrscht in seinem Buche nicht jener Ton, welchen wir bei österreichischen Schriftstellern so häufig finden, die historische Fragen behandeln, welche auch unsere gegenseitigen politischen Verhältnisse betreffen. Den Förderern der politischen Wiedergeburt Ungarns, sowie den sie leitenden Motiven zollt er bereitwilligst Anerkennung. Wir können schon die Wirkung unseres jetzigen gemeinsamen Riesenkampfes darin erblicken. Sieghart hat um uns Ungarn große Verdienste dadurch erworben, daß er über die wirtschaftlichen Bestrebungen der Reformzeit die deutschen Leser und in mancher Hinsicht auch — uns selbst belehrt.

Ich glaube, er tat nicht unrecht, wenn er die Urheber des Zwiespaltes und der Katastrophe von 1848/9, welche die zwei Länder einander so sehr entfremdete, in der Bureaukratie sucht. Diese konnte mit ihren traditionellen Ansichten, ihrer an Lächerlichkeit grenzenden Unfähigkeit und der Furcht vor den Reformen (S. 79, 146, 167, 172 usw.) die gemeinsame Entwicklung der Länder nicht in Einklang bringen, sondern verhinderte eher den Fortschritt in beiden.

Der Politiker und der Nationalökonom kommen in Siegharts Buche mehr zur Geltung, als der Historiker. Über manche Fragen, die eigentlich nicht streng zu seinem Gegenstand gehören — wie das Salz- und das Tabakmonopol, der Schleichhandel usw. — gibt er uns neue und höchstinteressante Darstellungen. Das Buch entbehrt aber einer einheitlichen Komposition. Und daran trägt der Mangel an systematischen Forschungen schuld. Es ist zweifellos, daß wir die ganze Geschichte des österreichisch-ungarischen Zollverhältnisses aus dem neuen Buch in nicht ganz befriedigender Weise kennen lernen. Der Nationalökonom bringt aber so viel neue Gedanken, so scharfsinnige Bemerkungen in seine Darstellung, daß wir die historischen Lücken gerne vergessen. Auch müssen wir an den vom Autor geschilderten Zweck des Buches denken, welches für das große Publikum geschrieben wurde, und daran, daß Vorarbeiten sozusagen gänzlich fehlten.

Ich kann dieses nicht alltägliche Buch unseren Historikern sowohl wie dem Publikum wärmstens empfehlen. Das letztere erhält dadurch eine lehrreiche Lektüre und die ersteren eine ganze Menge von Wegweisungen zu weiteren Forschungen. Das Geschichtsmaterial des modernen Ungarns enthalten nicht nur die politischen Flugschriften und die Korrespondenzen, sondern auch die große Masse der Akten der Regierungsstellen. Zu diesen griff Sieghart sozusagen als erster — und zwar mit glücklicher

Hand. Mögen ihm viele darin folgen! Ihr Studium ist eine zwar mühevollere, aber lohnenswerte Arbeit.

Academia Istropolitana. Die Universität des Königs Mathias zu Pozsony.

Von Prof. Mich. Császár.

Um seiner gewaltigen Plänen eine reale Grundlage zu schaffen, mußte König Mathias nach der Niederwerfung seiner Widersacher im Innern vor allem die Finanzen des Landes regeln, die Landesverteidigung organisieren, was ihn zur Errichtung des stehenden Heeres führte, den Wirkungskreis des Palatins scharf begrenzen, die Rechtssicherheit heben und die Gesetzgebung ordnen. Seine größte Sorge war aber die Unabhängigkeit des ungarischen Staates nicht nur den Türken, sondern auch dem Kaiser und sogar dem Heiligen Stuhle gegenüber. Diesem Gedanken diente ganz besonders sein lebhaftes Interesse für die literarischen und künstlerischen Strömungen der Renaissance und seine Vorliebe für die humanistische Gelehrsamkeit, welche ihn die griechischen und lateinischen Klassiker in der Ursprache genießen ließ. Sein glänzendes Hoflager in Buda (Ofen) und Visegrád, von den berühmtesten italienischen Meistern in Palästen von höchster Kunstvollendung untergebracht, vereinigte die vornehmsten ausländischen und heimischen Gelehrten, und seiner hochsinnigen Bewertung der geistigen Güter verdanken ihre Entstehung die mächtigste Bibliothek des Zeitalters (Corvina), das theologische Institut in Buda und die Academia Istropolitana in Pozsony (Preßburg)¹⁾. Die Gründung der letzteren hatte eine vorwiegend politische Bedeutung. Denn was mochte den König veranlaßt haben, zum Sitz seiner neuen Universität eben Pozsony zu wählen, wo doch der Organisator und erste Kanzler derselben, einst sein Erzieher, nunmehr sein Vertrauter und Palatin, der ausgezeichnete Humanist Johannes Vitéz als Erzbischof in Esztergom (Gran) residierte? Gewiß war in Betracht gekommen, daß Pozsony nach der Hauptstadt der bedeutendste Ort des Landes war, und daß die Nähe der aufblühenden Universität zu Wien auf die Professoren und Studenten der neuen Hochschule gleich aneifernd wirken mußte; auch waren die kulturellen Verhältnisse hier günstiger, als wo immer im Lande und die Lage in unmittelbarer Nähe der Grenze machte den Ort fremden Professoren und Studenten leicht zugänglich.

Neben diesen vollgültigen Argumenten waren aber dem König sowohl beim Entschluß zur Gründung, als auch bei der Wahl des Sitzes der neuen Hochschule noch Momente eminent politischer Natur maßgebend, denn die Universitäten galten dem Mittelalter neben dem Papsttum und dem Kaisertum als dritte Großmacht, welche sich auch in politischen Fragen als gewichtiger Faktor gar sehr fühlbar machte. Darum bezweckte Mathias mit seiner Hochschule, sein Land auch geistig unabhängig zu machen

¹⁾ Az Academia Istropolitana. (Festschrift zur Eröffnung der kön. ung. Elisabeth-Universität in Pozsony am 3. Oktober 1914. Mit 40 Urkunden. Von Oberrealschulprofessor und Bibliothekar Dr. Michael Császár. Pozsony 1914.)

und die Intelligenz Ungarns dem politischen Einflusse der fremden Universitäten zu entziehen. Dagegen, daß ein ansehnlicher Teil seiner lernbegierigen Untertanen die höhere Ausbildung auf italienischen Universitäten suchte hatte er keine Einwendung, im Gegenteil, er förderte diesen Eifer, — um so weniger konnte es ihm aber gleichgültig sein, daß ein anderer ansehnlicher Teil seiner wissensdurstigen Jünglinge keine höhere Ausbildung und damit zugleich auch keine politische Schulung in den Hauptstädten zweier ihm feindlich gesinnter Herrscherhäuser — in Wien und Krakau — erhalte.

Von den gesamten Universitätshörern in der Hauptstadt Polens stammten in den Jahren 1461—1470 nicht weniger als 10,2 % aus Ungarn, nach einer anderen Quelle machten in Krakau im Laufe des XV. Jahrhunderts die Hörer ungarischer Herkunft 16 % der akademischen Bürger aus. In Wien war von der Gründung der Universität an die Zahl der ungarischen Hörer so groß, daß sie nach dem Statut vom Jahre 1366 die vierte, nach dem vom Jahre 1384 die dritte *Natio Academica*, nämlich die *Natio Hungarica* bildeten. Diese Ziffern stellen die Gründe, welche der König in seinem Gesuche an den Papst um Genehmigung seiner Universität anführte, in ein ganz anderes Licht. Die Mittellosigkeit der Studierenden, die Größe der Entfernungen, die Unsicherheit der Wege, die sprachlichen Schwierigkeiten — Latein war die internationale Vortragssprache! — waren den der Studien Beflissenen beim Besuche ausländischer Universitäten gewiß nicht hinderlich, und wenn man nicht annehmen will, daß Mathias, in dem guten Bewußtsein, daß die wohlhabenden Untertanen auch in Zukunft ins Ausland gehen werden, seine Hochschulen direkt für die Mittellosen errichtet hätte, drängt sich einem unwillkürlich der Gedanke auf, daß der König als gewandter Diplomat seine wirkliche Absicht verbergen wollte. Diese konnte aber nichts anderes gewesen sein, als mit Hilfe der heimischen Hochschule seine Untertanen an die Heimat zu fesseln und hauptsächlich von Wien und Krakau fernzuhalten. Pozsony war also der Punkt, welcher den nach Wien strebenden Jünglingen der westlichen Landesteile und dem nach Krakau gravitierenden Ober-Ungarn in gleichem Maße leicht zugänglich war, wo die erstgenannten ebenso wie die Siebenbürger Sachsen deutsche Kultur in vollster Blüte fanden, welche sie bisher nach Wien gelockt hatte. Und noch ein anderer Umstand bewog Mathias, seine Hochschule an die Grenze und nicht ins Innere des Landes zu setzen. Das Wiener Universitäts-Statut vom Jahre 1366 erkannte die Tschechen noch als selbständige *Natio Academica* an, 1384 aber wurden diese bereits der ungarischen Nation einverleibt, denn nach den Matrikeln von 1453—1630 kamen tatsächlich nur 74 % der *Natio Hungarica* aus Ungarn, während der vierte Teil überwiegend aus Böhmen und dessen Nebenländern (Mähren, Schlesien, Lausitz) stammte. Wie aus dem Gesuch an den Papst zu erkennen ist, hoffte Mathias für seine neue Universität auch die in Wien mit den Ungarn gemeinsam organisierten Böhmen zu gewinnen, denn er betont, daß seine Universität Geistliche gegen die Ketzeri der Nachbarländer ausbilden will, womit er nur auf die Hussiten anspielt, so daß seine Universität die tschechischen Katholiken zu gelehrten Streitern der Kirche gegen die Hussiten erziehen würde. Ob er schon damals darauf gerechnet hat, was später wirklich eingetroffen ist, daß die Katholiken Böhmens, Mährens und Schlesiens sich auf diesem

Wege seiner Politik anschließen werden oder ob er mit der Beteuerung seiner Absicht nur auf die Geneigtheit des Papstes wirken wollte? — Jedenfalls ist es charakteristisch, daß in der Glanzperiode des auf den Balkan gerichteten Imperialismus von Ludwig dem Großen eine Universität im Süden des Landes, in Pécs (Fünfkirchen), nach dem Sturze des Imperialismus aber von König Sigismund eine im Herzen des Landes, in Óbuda (Altofen) errichtet wurde — bei Beginn seiner nach Westen gerichteten Eroberungspolitik suchte König Matthias eine Stätte für seine Hochschule ebenso naturgemäß an der westlichen Landesgrenze.

Die Academia Istropolitana war sonach die dritte in Ungarn errichtete Universität. Die erste, von Ludwig dem Großen 1367 in Pécs gegründet, war durch die in der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts entstandenen Wirren gezwungen, ihre Tätigkeit einzustellen. Dasselbe Schicksal erfuhr schon nach einer nur wenige Jahrzehnte langen Blüte die von König Sigismund 1389 in Óbuda gegründete Hochschule. Matthias hatte die Notwendigkeit einer neuen und zwar vollständigen Universität rasch erkannt und machte sich gleich nach seiner Krönung (25. März 1464) an die Arbeit, wobei es ihm offenbar sehr daran gelegen war, seine Hochschule an der Jahrhundertwende der Pécs'er Universitätsgründung ins Leben treten zu lassen. Als Mitarbeiter standen ihm die bedeutendsten Humanisten des Landes, der Erzbischof von Esztergom, Johannes Vitéz, und der Bischof von Pécs, Johann von Csezmice (Janus Pannonius) zur Seite. Die von Matthias allein zu erteilende Bewilligung zur Errichtung dieser Hochschule hätte dieser nur Geltung im Lande selbst gesichert. Um ihr nun die vollen Rechte (*venia legendi* der absolvierten Hörer usw.) auch für sämtliche ausländische Universitäten zu erwerben, mußte der König die Genehmigung einer größeren Macht einholen. Er hatte nur die Wahl zwischen dem Oberhaupte der Kirche, dem Papste, und dem nominellen Oberhaupte der christlichen Staaten, dem Kaiser. Bei seinem schon damals recht schlechten Verhältnisse zum Kaiser Friedrich III. war nur an die Sanktion des Papstes zu denken, was ihm auch seine geistlichen Berater empfahlen, um so mehr, als er an seiner Hochschule auch der dem Pécs'er Institute seinerzeit vom Papste versagten theologischen Fakultät bedurfte und zur Verminderung der Erhaltungskosten auf geistliche Dotationen für die Professoren bedacht sein mußte. Die Genehmigung seitens der Kirche wurde durch den 1464 auf dem päpstlichen Stuhl erfolgten Wechsel verzögert, doch beeilte sich König Matthias, gleich nach der Krönung des neuen Papstes Paul II., sich dessen wohlwollender Unterstützung nicht nur in Sachen der Universität, sondern auch für sein neues kriegerisches Unternehmen gegen die Türken zu vergewissern. Im Vorfrühling 1465 machte sich seine glänzende Gesandtschaft auf den Weg. Schon die Führer, Janus Pannonius und der Siebenbürgische Wojwode Johann Rozgonyi hätten genügt, um Aufsehen zu erregen — und erst das Gefolge von 300 stattlichen, überaus reich adjustierten Personen und noch 20 000 herrlich geprägte Goldstücke! Der gelehrte Buchhändler Vespasiano Bisticci sah den Aufzug in Florenz und fand nicht genug Worte der Bewunderung.

Janus Pannonius war der Sprecher. In der öffentlichen wie auch in der ersten Privataudienz brachte er die Angelegenheit der Universität noch nicht vor. In kurzer aber wirksamer Rede übergab er den Gruß seines Königs an den Papst anläßlich der Thronbesteigung des letzteren und bat

um Hilfe gegen die Türken, bemerkte aber schon jetzt, daß er im Verlaufe der späteren Audienzen noch viele und sehr wichtige Angelegenheiten zu unterbreiten habe. Auf die verhältnismäßig günstige Äußerung des Papstes über die Hilfe gegen die Türken legte er in den Audienzen vom 19.—28. Mai unter den anderen «vielen und sehr wichtigen Angelegenheiten» in erster Linie das (schon wiederholt erwähnte) Gesuch seines Königs wegen der Universität vor. Es ist darin gesagt, daß in dem ausgedehnten und fruchtbaren Ungarn derzeit keine einzige Universität tätig ist (non viget aliquot studium generale); dann folgen die schon oben angeführten Gründe, warum viele Würdige ihr Studium unterbrechen müssen: weil sie wegen ihrer Mittellosigkeit, wegen der großen Entfernung und Unsicherheit der Wege und wegen der sprachlichen Schwierigkeiten am Besuche fremder Universitäten gehindert sind, was nicht nur für das Land, sondern wegen der aus den Nachbarländern eindringenden Ketzerei auch für die Kirche ein großer Schaden ist. Darum bittet er als gehorsamer Sohn des Papstes und der katholischen Kirche um die Erlaubnis, nach dem Organisationsstatut der Universität zu Bologna eine neue Universität mit sämmtlichen Fakultäten und einem Kanzler an der Spitze zu errichten; er bittet für den Kanzler um die Ermächtigung, die geeigneten Hörer mit akademischen Graden auszuzeichnen und bittet wiederholt, den Kanzler sowie die Professoren und Studenten der zu organisierenden Universität derselben Rechte und Privilegien teilhaft werden zu lassen, wie jene der Universität zu Bologna. Papst Paul II. genehmigte sämtliche Bitten des Königs und setzte auf das Gesuch eigenhändig mit seinem Signum: «fiat, ut petitur de creacione P.» Noch denselben Tag verfügte er, daß seine Kanzlei den Erzbischof von Esztergom wie auch den in Audienz erschienenen Bischof von Pécs in einer festlich ausgestatteten und gesiegelten Urkunde von der Genehmigung amtlich verständige; zum Zeichen dessen, daß dieselbe ganz dem Ansuchen des Königs entsprechend erfolgte, ließ er das Gesuch — mit geringfügigen stilistischen Änderungen — in die festliche Urkunde aufnehmen; sein einziger Vorbehalt war, daß das nach dem Muster von Bologna anzufertigende Organisationsstatut ihm zur Sanktion unterbreitet werde.

Nach diesem glänzenden, aber durchaus nicht vereinzelt Erfolg des jugendlichen Bischofs von Pécs übertrug der König die schwierige und sorgenvolle Aufgabe der Organisation unverzüglich dem Erzbischof Johannes Vitéz, welcher sich derselben in knapp zwei Jahren rühmlichst entledigte und bei angespannter geistiger Arbeit selbst ansehnliche materielle Opfer nicht scheute. Jedenfalls war die Ausarbeitung des Organisationsstatutes und die Einholung der päpstlichen Sanktion, sowie die Auswahl und Berufung der Professoren sein Werk, wie es auch seiner Intention entsprach, die neue Hochschule in Pozsony und nicht etwa — was späterhin häufig angenommen wurde — in Esztergom zu errichten, so daß sie erst nachträglich nach Pozsony verlegt worden wäre. Unter Academia Istropolitana war also immer nur die Universität des Königs Mathias in Pozsony gemeint. Woher aber die Bezeichnung? Die Universitäten hatten im Mittelalter allgemein den Namen «studium generale», wo studieren sich sowohl auf das Lernen als auch auf das Lehren bezog, und «generale» das Umfassende dieser hohen Studien bezeichnete, indem es andeutete, daß die Professoren und absolvierten Hörer einer

solchen Universität die *venia legendi* auch auf allen anderen Universitäten besaßen. Die Hochschule zu Pozsony wird auch in päpstlichen, königlichen und erzbischöflichen Urkunden amtlich immer *studium generale* genannt, während ihr die gleichzeitigen Urkunden der Universität Wien die Namen «*universitas Istropolitana*», «*Histropolensis*», ausnahmsweise auch «*universitas Poseniensis*» gaben; die gleichzeitigen Rechnungsbücher der Stadt Pozsony gebrauchen die Ausdrücke «*Hochschull*», «*Hoche schuell*», welche der damaligen deutschen Benennung der Wiener Universität entsprechen. Erst in den Prozeßakten des Győrer Bischofs und Pozsonyer Propstes Franz Ujlaky (1544 und 1546) taucht der gemeingebräuchliche Name «*academia*» und der andere griechische, vielleicht ebenso gebräuchliche Name «*Istropolitanum gymnasium*» auf. Diese Benennung wurde bekanntlich von den Humanisten propagiert und so ist es bei der ausgesprochen humanistischen Richtung der Pozsonyer Schule sehr wahrscheinlich, daß die griechische Bezeichnung unter den Zeitgenossen gang und gäbe war und von dem des Griechischen kundigen Professor Regiomontanus herrührt, der auch auf dem Titel seiner lateinischen Werke die gebräuchlichsten lateinischen Bezeichnungen gerne durch griechische Ausdrücke ersetzte. Indem also der amtliche Titel «*studium generale*» die Gleichberechtigung mit den übrigen ausländischen Universitäten betonte, sollte der griechische Doppelname *Academia Istropolitana* den humanistischen Geist der neuen Hochschule dokumentieren (der letztere Name ist in unserer Literatur erst durch die Monographie von X. Schier: «*Memoria Acad. Istrop.*» allgemein geworden; bei den Zeitgenossen findet er sich in dieser Zusammenstellung nicht).

Mit unermüdlichem Eifer und unbegrenzter Opferwilligkeit sorgte Johannes Vitéz für die würdige Unterbringung der neuen Hochschule und für die Besetzung der Lehrkanzeln mit vornehmen und angesehenen Gelehrten. Die letzteren versammelte er bei sich in Esztergom und brachte sie von dort nach Pozsony, wo ihnen die Stadt mit traditioneller Gastfreundschaft einen glänzenden Empfang bereitete. Die amtliche Eröffnung der Universität fand am 20. Juli 1467 statt, nachdem eine symbolische Inauguration schon am 20. Juni in Esztergom gefeiert und von den Professoren Regiomontanus und Martin von Ilkusz in der Sternwarte des Erzkapitels der jungen Hochschule das Horoskop gestellt worden war. Die Sterne weissagten eine großartige Zukunft («*Figura coeli hora institutionis Universitatis Histropolitani*» am Ende eines am 7. März 1467 beendeten Plinius-Kodex der Wiener Stadtbibliothek).

Nach der Studienordnung war die *Acad. Histropol.* eine vollständige Universität, und zwar als solche in Ungarn die zweite, da Papst Urban V. die Einrichtung einer theologischen Fakultät in Pécs direkt verboten hatte; dort dürfte auch die medizinische Fakultät gefehlt haben. Der Errichtung der Universität in Óbuda hatte Papst Johann XXIII. keinerlei Beschränkung auferlegt und die Namensliste der als Vertreter der Universität zum Konzil nach Konstanz geschickten Professoren beweist, daß in Óbuda tatsächlich alle vier Fakultäten bestanden. So gab es auch mit Genehmigung des Papstes Paul II. in Pozsony eine vorbereitende philosophische Fakultät (*facultas artium*), wo auch die Gegenstände der Mittelschulen (Kapitel- und Klosterschulen) gelehrt wurden: im *trivium*: lateinische Grammatik, Rhetorik und Dialektik, im *quadrivium*: Arithmetik, Geometrie, Astrono-

mie und Musik. Vollständig waren auch die höheren Fakultäten: die juristische für kanonisches und römisches Recht, die medizinische und endlich die höchste Fakultät: die theologische. Infolge Vernichtung sämtlicher Akten haben wir vom inneren Leben der Pozsonyer Universität gar keine Kenntnis, da aber ihre Professoren vorher zumeist an anderen Universitäten gewirkt hatten und die Wiener Universität ihre Vorträge für vollkommen gleichwertig anerkannte, ist es anzunehmen, daß die Studienordnung in Pozsony dieselbe gewesen ist, wie in den Universitäten Frankreichs, Englands und Deutschlands. Dementsprechend hat die Universität Wien die Laureaten der Pozsonyer Schwesternanstalt in die Reihe ihrer eigenen Laureaten aufgenommen. Unter den Fakultäten dürfte dem König Mathias die juristische die wichtigste gewesen sein, da ihn seine humanistische Begeisterung drängte, das ungarische Rechtssystem durch die Rezeption des römischen Rechtes einer gründlichen Neugestaltung zu unterziehen, weshalb ihm als Muster stets die in der Pflege des römischen wie des kanonischen Rechtes unerreichte Universität zu Bologna vorschwebte, deren älteste uns bekannte Statuten auf einem Pergament der Bibliothek des Pozsonyer Domkapitels erhalten sind (vom Jahre 1317 mit Ergänzungen bis 1347). Der Organisation nach steht die Pozsonyer Hochschule den Kanzler-Universitäten näher, denn von einer so allmächtigen Autonomie der Hörschaft wie in Bologna findet sich hier keine Spur. Bei der Qualifikation der Hörer hielt man sich hier an die drei Grade: Bakkalaureat, Lizenziat und Doktorat, während in Bologna nur das letztere in Geltung war. Dagegen hat der von Italien ausströmende Humanismus gegenüber dem Scholastizismus der Kanzler-Universitäten dem Pozsonyer Institute eine wesentlich andere geistige Richtung gegeben. Dafür bürgt nicht nur die allen Neuerungen zugängliche klassische Bildung des Erzbischofs Vitéz und des Janus Pannonius, sondern auch der Umstand, daß der scharfe Gegensatz zwischen Humanismus und Scholastik dem ersteren nur an den alten Lehranstalten hinderlich war, wo eben die letztere sich schon seit langem festgesetzt hatte. Bei Neugründungen war dem geistigen Leben von vornherein größere Bewegungsfreiheit gesichert. Also auch in Pozsony.

Dagegen war der Organisator darauf bedacht, dem Kanzler der Universität die weitestgehenden Rechte zu sichern: die Besetzung der Lehrstühle, die Gerichtsbarkeit über die Studenten, wie über die Professoren, ja, auch das Recht, sich durch einen selbstgewählten Vizekanzler ständig vertreten zu lassen. Der Umfang dieser Machtbefugnisse war so groß, daß die theologische Fakultät der Universität Wien ein Protokoll ihrer Sitzung vom 23. Januar 1471 die Pozsonyer Hochschule geradezu die Universität des Erzbischofs Vitéz nennt («in dicte sua universitate»). Sein Vizekanzler war der ausgezeichnete Pozsonyer Domherr Georg von Schönberg, der im Laufe der Zeit auf kirchlichem wie auch politischem Gebiete, die höchsten Ehren erreichte, wie er ja schon im Jahre 1469 von Vitéz zu dessen erzbischöflichem Vikar ernannt wurde. Schönberg hat es ebenso verstanden, sich und seinen Nachfolgern im Erzbistum wie in der Universität das größte Ansehen zu schaffen. Die an Vollmachten überreiche Urkunde des Erzbischofs Vitéz an Schönberg wurde für dessen Nachfolger Anton Sánkfalvi vom späteren Erzbischof Hippolyt 1488 erneuert. Infolge des unerwarteten Unterganges der Universität blieb freilich der neue

Vizekanzler nur wenige Jahre lang (1486—1498) im Genusse der Befugnisse.

So weit bewegt sich die überaus gehaltreiche und fesselnde Darstellung unserer Festschrift auf sicherem Boden. Die Vernichtung des ganzen Aktenmaterials zwingt nun den Verfasser, vom inneren Leben und besonders von den persönlichen Verhältnissen der Hochschule auf Grund von Vermutungen ein Bild zu entwerfen, wobei ihm seine ungewöhnliche Versiertheit in den ihm zugänglichen Archiven die besten Dienste leistete; ebenso hinderlich war ihm aber auch der noch immer wütende Weltkrieg, indem er ihm die Forschungen in den wichtigsten Sammlungen unmöglich machte. Vor allem stellt er die Namen von acht Domherren fest, welche von Schönberg Dotationen erhielten, die ursprünglich nur Universitätsprofessoren zudedacht waren: seit 1459 Nikolaus Schrickler von Hütten-
dorf, lic. theol. und Dekan des Kapitels; 1470 Magister Johann Han von Vép, Stadtpfarrer; 1473 Erasmus de Ratisbona, Dr. theol.; 1474 Magister Angelus, ebenfalls Dr. theol.; 1474 Sigismundus de Lenginfeld, bacc. theol.; 1479 Wolfgang Prechtl von Hasleiten, gewesener königl. Kaplan, Prof. emer.; 1481 Magister Martinus de Sembriczya und endlich 1485 Johann Rauch, mag. art. und bacc. jur. Von diesen war Nikolaus Schrickler gewiß, Dr. Angelus wahrscheinlich auch Professor an der Universität. — Als Professoren können weiterhin nachgewiesen werden: an der philosophischen Fakultät Regiomontanus (Johann Müller aus Königsberg in Franken = Joannes Molitor de Monte Regio), dessen ausgebreitete humanistische Tätigkeit in Deutschland zur Genüge bekannt und anerkannt ist, und Magister Martinus de Ilkusz, doct. art. Trotzdem letzterer als Schriftsteller und Lehrer rührig und fruchtbar war, ist von ihm außer den mit Regiomontanus gemeinsam redigierten «*tabulae directionum*» unseres Wissens nichts im Druck erschienen; die Manuskripte werden in der Krakauer Universitätsbibliothek aufbewahrt. Während seiner Wirksamkeit in Pozsony verfaßte er für König Mathias ein Gutachten (*judicium*) über die Kometen vom Jahre 1468 und 1472; ein Kodex der Krakauer Universitätsbibliothek enthält unter anderem die von Ilkusz gestellten Horoskope für König Mathias, die Königin Beatrix, den Prinzen Johann Corvinus sowie für Johann und Georg von Thurzó. Im Gegensatz zu dem streng exakten Regiomontanus pflegte er seine Wissenschaft im Sinne der traditionellen Astrologie und benützte sie zu Weissagungen im Dienste des Aberglaubens, worin er das vollste Vertrauen des Erzbischofs Vitéz und vielleicht noch mehr des Königs Mathias genoß. Am 25. Juli 1468 erteilt letzterer der Stadt Pozsony den Auftrag, den Magister Martinus und den zurzeit in Pozsony weilenden Marzio Galeotto auf einem guten Wagen mit starken Pferden unverzüglich ins Feldlager bei Hradistye oder wohin er eben vorgedrungen sein wird, zu schicken. Warum er des Magisters Martinus so dringend bedurfte, erhellt aus der Charakteristik, in welcher der Zeitgenosse Antonio Bonfini von Mathias sagt, daß er, «*bevor er mit seinem Heere aufbricht, die Sterne befragt und sich von ihnen eine Weissagung holt; er scheint nie etwas zu unternehmen, ohne vorher die Sterne beobachtet zu haben.*» Durch seine astrologischen Leistungen scheint Martinus bei Mathias auch eine politische Rolle erhalten zu haben. So war er es, der im Auftrage des Königs dem ungarischen Hochklerus von dem Einzug des Königs in Wien Mitteilung machte. Wie seine Manu-

skripte, so wurden auch seine astronomischen Geräte von der Krakauer Universität aufbewahrt; auch der von ihm aus Erz hergestellte Globus ist bis auf den heutigen Tag erhalten; sein näheres Verhältnis zur Universität Krakau, wie auch Zeit und Umstände seines Todes sind nicht bekannt. Mit geistlichen Dotationen war er schon in Pozsony reichlich versehen.

Trotzdem König Mathias auf die Rechtsstudien das größte Gewicht legte, stehen uns gerade von den Professoren an der juristischen Fakultät die spärlichsten Daten zur Verfügung und wenn die Annahme, daß der Vizekanzler Probst Schönberg selbst als Professor des kanonischen Rechtes gewirkt hätte, als hinfällig nicht mehr in Betracht kommt, bleibt einzig und allein Johann Gallus, über welchen als Professor des Kirchenrechtes einiges nachgewiesen werden kann. Jedenfalls ist in dem Empfehlungsschreiben des Erzbischofs Vitéz er gemeint, wenn es dort heißt: «... transmissimus hinc doctores, ante omnia venerabilem fratrem Johannem doctorem decretorum et magistrum sancte theologie...» Er war in Italien geboren, Dominikanermönch und tüchtiger Theologe, Mathematiker, Astronom, Philosoph und Jurist, und hatte, bevor er nach Pozsony kam, an den Universitäten zu Florenz, Ferrara und Bologna gelehrt. Von seiner Tätigkeit in Ungarn ist nichts bekannt; jedenfalls war sie von kurzer Dauer, denn schon im Jahre 1469 (oder 1471) kehrte er nach Sizilien zurück, wurde dort Abt und beschloß seine Laufbahn 1484 als Bischof. Marzio Galeotto, der den gelehrten Dominikaner nach Ungarn geleitet hatte, erzählt einen heiteren, aber höchst bezeichnenden Vorfall: An der Tafel des Erzbischofs Vitéz war Gallus von König Mathias in die Enge getrieben worden durch die Frage: warum Christus zum Oberhaupte der Kirche nicht den herzensreinen, stets treuen Apostel Johannes, sondern den seinen Meister verleugnenden Petrus bestimmte? Gallus erklärte das Problem für ein in theologischen Werken niemals behandeltes und die menschliche Vernunft übersteigendes Geheimnis, der König aber fand mit einem Zitat aus Hieronymus eine alle anwesenden geistlichen Würdenträger befriedigende Lösung. Gallus begnügte sich damit, die Geringschätzung zu zeigen, mit welcher die Humanisten die wissenschaftliche Methode der Scholastiker behandelten.

Die Pflege der medizinischen Wissenschaften erhob sich nur in Salerno (Sizilien) und Montpellier (Frankreich) zu einiger Bedeutung; die übrigen Universitäten begnügten sich mit ein bis zwei Lehrstühlen zur rein theoretischen Interpretierung altklassischer medizinischer Werke. So ist es nicht zu verwundern, daß uns von der medizinischen Fakultät der Universität Pozsony nur die blasse Erinnerung an einen einzigen Professor verblieb. Nach dem bereits wiederholt zitierten Empfehlungsschreiben des Erzbischofs Vitéz begann bei Eröffnung der Hochschule auch Magister Petrus, Dr. art. et. med. seine Tätigkeit, von dessen Herkunft, Studien und Wirksamkeit nichts bekannt ist; Johann Thüringer, der vielfach für einen Professor der Medizin in Pozsony gehalten wurde, kam nur irrtümlich und mit arg entstelltem Namen aus der Reihe der Hörer in die der Professoren; Martin von Ilkusz hat wohl das Doktorat der Medizin erworben, war aber in Pozsony nachweisbar nur Hörer dieser Fakultät.

Für die theologische Fakultät in Pozsony hatte Erzbischof Vitéz die Professoren zum größten Teil von der berühmten Wiener Fakultät gewonnen, infolgedessen wir eben aus den Akten der Wiener Universität

nähere Auskunft über die betreffenden erhalten. Nach der wissenschaftlichen Bedeutung steht an erster Stelle Laurentius Koch de Kropmarch. In Kropmarch (Komitat Szepes, Zipsen) geboren, begann er 1449 seine Studien in Wien, wo er 1461 Prokurator der ungarischen Nation war und ein Jahr später als Vorzugsschüler in der Universitätskirche predigte. Bald darauf wirkte er als Professor an der philosophischen Fakultät, während er an der theologischen seine Studien fortsetzte; hier erhielt er von Erzbischof Vitéz die Berufung an die Pozsonyer Universität. Weil aber Koch den in Wien zur Erreichung der theologischen Grade streng vorgeschriebenen Formalitäten noch nicht genügt hatte, mußte Vitéz für ihn wiederholt intervenieren. So erlaubte die Wiener Fakultät auf Vitéz' Ansuchen am 17. August 1469 dem Koch, obwohl er nicht sechs Jahre an der theologischen Fakultät systematisch gehört hatte, unter der Aufsicht des führenden Professors Nikolaus Kreutznach im Wintersemester seine Vorträge über Bibelexegese zu beginnen. Bald darauf stellte aber Vitéz das Ansuchen, Koch nicht an die Wiener Universität zu binden, sondern ihm die Abhaltung der Vorträge an der Pozsonyer Universität zu gestatten. Die Wiener Fakultät gab am 20. Oktober 1469 ihre Zustimmung und Koch setzte seine Vorträge tatsächlich in Pozsony fort. Alsbald aber wandte sich der Erzbischof auch ein drittes Mal im Interesse seines Schützlings an die Wiener Universität, und zwar diesmal mit der Bitte, daß Koch nicht zwei Jahre hindurch zur Abhaltung exegetischer Vorträge verpflichtet sein sollte, sondern schon im zweiten Jahre die Sentenzen des Petrus Lombardianus behandeln dürfe ohne dadurch seinen Anspruch auf das Wiener Bakkalaureat zu verlieren. Die Wiener Universität gab mit Rücksicht auf das hohe Ansehen des Erzbischofs und die großen Verdienste Kochs ihre Zustimmung, jedoch nur unter der Bedingung, daß Koch die dritte Reihe seiner Vorträge wieder an der Wiener Universität absolviere. Dementsprechend hat Koch, nachdem er von Oktober 1469 bis Januar 1471 in Pozsony gewirkt hatte, am 3. Februar 1471 seine Vorträge in Wien wieder aufgenommen und gleichzeitig den Amtseid abgelegt. Der ganze Vorgang ist ein schlagender Beweis dafür, daß die Pozsonyer Studienorganisation mit der Wiener vollkommen identisch war, da sonst die Wiener Universität die in Pozsony gehaltenen Vorträge ihrem eigenen Professurskandidaten nicht vollwertig eingerechnet hätte. Koch kehrte wohl auf seinen Lehrstuhl in Pozsony nicht mehr zurück, denn schon im Jahre 1473 bereitete sein Tod einer vielverheißenden wissenschaftlichen und literarischen Laufbahn ein jähes Ende. Von seinen Werken ist die Biographie des Bischofs Skt. Martin bei den Benediktinern zu den Schotten in Wien handschriftlich erhalten. — Nikolaus Schrickler von Hüttendorf war schon im Jahre 1459 Mitglied und Dekan des Pozsonyer Kapitels, seine Studien hatte er in Wien absolviert, wo er bereits 1442 Laureat, dann auch Professor der Theologie war. Als erfahrener Hochschullehrer mußte er dem Erzbischof Vitéz besonders willkommen sein; für seine Vorträge hat die philosophische Fakultät in Wien ein Buch leihweise («pro exemplari») überlassen. Er war nachweisbar in einer Person Bibliothekar der Universität und des Kapitels und starb 1479. — Auch der Fortgang der theologischen Studien und die Vorbereitung der Professorenlaufbahn des Mathias Gruber von Mödling wurden von Erzbischof Vitéz an der Wiener Universität betrieben, deren Hörer jener seit dem 14. April 1456 war; durch Vitéz erhielt

er von der Wiener theologischen Fakultät am 13. August 1469 die Erlaubnis zum Beginn seiner exegetischen Vorträge. Vier Tage später bestimmte die Wiener Fakultät auf Vitéz neuerliches Ansuchen die Episteln Pauli an Timotheus und Titus zum Gegenstand seiner Vorträge und bestellte den ordentlichen Professor Leonardus de Valle Brixinensis, der den Verkehr des Erzbischofs mit der Fakultät vermittelte, zum führenden Professor. Die eifrige Unterstützung seitens des Erzbischofs konnte nur der Absicht entsprechen sein, den jungen österreichischen Theologen für die Pozsonyer Professur vorzubereiten, doch über eine solche Tätigkeit des genannten fehlt jede Aufzeichnung. — Magister Angelus, Dr. theol., seit 1474 Domherr in Pozsony, kann auch mit Recht zu den Professoren der Pozsonyer Universität gerechnet werden. Im Grundbuch der Stadt erscheint er als «her Angelus Rangon von Pern», stammt also entweder aus der Schweiz (Bern) oder aus Südfrankreich; in letzterem Falle wäre er der Vertreter der von Vitéz angestellten französischen Professoren. — Die Annahme, daß Marzio Galeotto, Aurelio Brandolini, Wolfgang Prechtel, ebenso Georg Schönberg (jus. can.) und Peter Thüringer (Medizin) an der Universität gelehrt hätten, hat sich als unhaltbar erwiesen.

Über die Hörschaft fehlen ebenfalls verlässliche Daten; sie dürfte sich unter den Fakultäten so verteilt haben, wie im Auslande, d. h. die Hörer der Philosophie und des Jus waren gewöhnlich in der Überzahl, während die medizinische und theologische Fakultät schwach besucht waren (die Universität in Köln hatte in der Mitte des XV. Jahrhunderts an der philosophischen Fakultät 67 %, an der juridischen 16 %, an der theologischen 4,5 % und an der medizinischen Fakultät gar nur 0,6 % der gesamten Hörer). Dabei scheint König Mathias seinen Zweck, die nach Wien und Krakau strebende Jugend an Pozsony zu fesseln, wenigstens teilweise erreicht zu haben, denn während 1461—1470 in Krakau noch 208 Ungarn studierten, ging die Zahl derselben 1471—1480 auf 185 zurück. Eine solche Schwankung zeigt sich nach der Eröffnung der Pozsonyer Hochschule auch an der Wiener Universität; dagegen finden sich in Pozsony Hörer auch aus den östlichen Komitaten, einzelne sogar aus Österreich und Böhmen, beziehungsweise Schlesien. Der kulturelle Wirkungskreis der Pozsonyer Universität erstreckte sich also nicht nur auf ganz Ungarn, sondern auch über die Grenzen des Landes hinaus. — Für die Wohnungen der Studenten hatte König Mathias im Universitätsgebäude in unmittelbarer Nähe der Professoren gesorgt; die Studenten standen also unter strenger, sozusagen klösterlicher Disziplin, zählten zum Klerus und trugen geistliches Gewand, genossen aber auch die Vorrechte der kirchlichen Orden (Zoll- und Steuerfreiheit usw.).

Das erwähnte Gebäude verdankt die Universität der Munifizenz des Erzbischofs Vitéz und der Energie des Königs Mathias, indem der erstere die eine Hälfte für 600 Goldgulden erstand, während der letztere den anderen Teil, nachdem der ursprüngliche Eigentümer ohne Erben gestorben war, als sein Erbteil beschlagnahmte; dieser Teil gelangte nach dem Erlöschen der Universität auf Anordnung des Prinzen Johann Corvinus und des Königs Wladislaw II. an die Verwandten des ursprünglichen Eigentümers zurück. Diese Grundstücke wurden von König Mathias nach der Eröffnung der Universität durch ausgebreitete Gärten ergänzt. Auch für die Bibliothek und die Sternwarte war reichlich gesorgt; vom Bau einer

eigenen Universitätskirche haben wir keine Kenntnis; die benachbarte Domkirche konnte den Zwecken der Universität, mit welcher sie durch eine Brücke verbunden war, vollkommen entsprechen.

Nach dem Tode ihres Schöpfers Mathias ist diese Institution nach 23-jähriger Blüte inmitten der zwischen König Wladislaw II. und dem Herzog Max von Österreich ausgebrochenen Feindseligkeiten erloschen. Gebäude und Gärten wurden Kasernen und Werkstätten der königlichen Büchsenmacher, und Professoren und Studenten zerstreuten sich aus dem entweihten Musentempel in alle Länder. König Ferdinand II. gedachte im Jahre 1625 die Universität wieder aufzurichten, der Plan wurde jedoch vom Erzbischof Pázmány zehn Jahre später in Nagyszombat (Tyrnau) ausgeführt, der eine zur geistigen Leitung der Gegenreformation bestimmte Universität errichtete, welche später von Maria Theresia nach Ofen verlegt wurde. Das geistige Erbe der unter Kriegsstürmen untergegangenen Academia Histropolitana, die neue, am 3. Oktober 1914 eröffnete kön. ung. Elisabeth-Universität beginnt die Fortsetzung der unterbrochenen wissenschaftlichen Tätigkeit unter dem Toben eines welterschütternden kriegerischen Ringens.

Der Eröffnungsfeier dieser jüngsten ungarischen Kulturstätte widmet der Bibliothekar Prof. Dr. Michael Császár die im obigen skizzierte, trotz des mangelhaften Quellenmaterials überaus gründliche, das humanistische Leben des XV. Jahrhunderts mit tiefem Verständnis und wohlthuender Wärme beleuchtete Studie — eine Festschrift in des Wortes vornehmster Bedeutung.

Über die Zipser Hunnensage.

Von Prof. Arthur Weber.

Dr. Julius Gréb vermutet in seinem Artikel über die Zipser Hunnen¹⁾, daß der berühmte Professor und kaiserliche Mathematikus David Frölich aus Kesmark als erster das Entstehen der Sage über die Hunnenschlacht in der Zips veranlaßt habe. Seine Vermutung beruht auf einem Zitat des jüngeren Samuel Augustini ab Hortis²⁾, der sich in einem Artikel direkt auf ein Werk von Frölich beruft. Leider ist die Frage über die Zipser Hunnensage mit größeren Schwierigkeiten verbunden, als dies auf den ersten Blick zu vermuten ist, so daß eine eingehende Untersuchung geboten sein wird.

Die Stelle bei S. A. ab Hortis lautet folgendermaßen³⁾: «Der Name Hunßdorf rührt nach einiger Meynung von der Henne her, die auf dem Kirchthurme stehet, so wie die Lomnitzer den Hahn auf demselben haben.

¹⁾ Ungarische Rundschau 1914 S. 654.

²⁾ Die Topographische Beschreibung des Flusses Poprad war zuerst im Ungarischen Magazin von Windisch (1782 II) erschienen. Rudolf Weber veröffentlichte daher das Werk nicht aus dem Manuskript, wie dies von J. Gréb irrtümlich angenommen worden ist.

³⁾ Ungr. Mag. 1782. II. S. 59—61. — Ausgabe von R. Weber (1900) S. 44 bis 45. — Auch in einem Artikel des Neuen Ungarischen Magazins (1794 II. 231) ist die Hunnenschlacht erwähnt, doch ohne Berufung auf Frölich.

Andere hingegen wollen diese Benennung von den Hunnen herleiten, die hier und in Kaißmark im Jahre 441 den Römern eine blutige Schlacht geliefert haben sollen. Frölich berichtet davon in seinem *Chronico Hungarico Scopusiensi* aus dem Bonfin folgendes: Im Jahre 441 haben die Hunnen mit den Römern im Kaißmarker Felde von der ersten Stunde des Tages bis auf die neunte Stunde gestritten und scharmutzieret; allda ist Makrin, der eine Römische Hauptmann, auf dem Platz geblieben. Der andere, Tetricus, ward mit einem Pfeil in die Seite verwundet, doch nicht tödtlich, daher er mit seinem übrigen beschädigten Hauffen davon geflohen, und das Eisen von Pfeile in der Wunde behalten, darinnen es so fest gesteckt, daß man es bald nicht hat daraus ziehen können, bis nach Rom gebracht, und dasselbe dem Römischen Rathe als ein Zeichen seiner Mannhaftigkeit gezeigt. In dieser Schlacht sind 40 000 Hunnen umgekommen, und die Römer, derer noch dreymal soviel geblieben, überwunden worden. Haben also die Hunnen einen blutigen Sieg davongetragen. Hingegen aber sind die Römer durch diese einzige Niederlage so geschwächt worden, daß sie nachmals in vielen Jahren sich wider die Hunnen nicht aufmachen durften»⁴⁾. Soviel zitiert ab Hortis aus dem angeblichen Frölich, wonach dann mehrere Gründe für die Wahrscheinlichkeit dieser Mutmaßung angeführt werden. Bei ab Hortis ist, wie aus dem Vergleich mit Bonfin hervorgeht, die Rolle des Anführers Keve, dessen Tod die gekünstelte Etymologie des Wortes Kesmark eigentlich verursacht hatte, ganz

4) Der lateinische Text de Bonfin aber lautet: «Romani duces, quamvis duplici jam habita strage, attenuati, ac viribus impares forent, animos tamen non tam à supplementis, auxiliariisque copiis, quam ab re ipsa concipiunt, ut Scythicam audaciam coesceant, hostibus occurrere decernunt. In Kesmarkensem agrum veniunt, ubi eos offendunt, utrinque mutuo conspectu agmina consistere, instituuntur pariter utrinque ingenia intenduntur. Unnis certum erat, aut vincere aut pulcherrime mori: quod eo facilius sibi quisque persuaserat, quo magis patrio ritu mortem contemnere didicerat. Contra Itali, vitae rationem habere solent, ne temere quidem se morti exponunt. Proinde continuo signum datur, obstinatissime utrinque concurritur. Unnis in proelio mos est, altissimis vocibus hostem detertere, pulsare tympana, sagittarum jactu aerem in speciem nubium obscurare. Quare tantus ab his clamor et tam horribilis confestim editus, et ita telis aer obscuratus, ut Romanorum animi admodum consternaentur: à prima hora diei ad nonam usque pugnatum est, magna utrinque caedes oritur. Demum Tetricus et Macrinus, ubi se numero impares, et cum fera gente rem sibi esse, quae mortem pro nihilo ducat, suorumque stragem in horam augeri conspiciantur, ut reliquorum saluti consulere, cum bellum facile dirimere non possent, tandem terga vertunt, pedem sensim referunt, ne palantes fugere cogantur. Unni quamvis longo praelio defatigati, et pugna deficere cogerentur, revocatis spe imminentis, victoriae, viribus instant, ac magis adurgent. Hic Macrinus, cum fortiter redintegrato praelio instare cepisset, occubuit. Tetricus fronti infixam sagittam saucius, cum his qui super fuerant, evasit: truncumque sagittae, quem excutere nequierat, in senatum usque Romanum retulisse ferunt. Unni haud incruenta victoria potiti, se confestim in castra receperunt. In hoc praelio quadraginta Unnorum millia desiderata, ducesque Bela, Chevecz (!) et Ladicha (!) cecidere.» (Antonii Bonfinii *Rerum Ungaricarum Decades* IV. Editio sexta. Posonii 1744. Decadis I. Liber. III. p. 37.)

unterdrückt. Diese aber mußte mit der Zipser Hunnensage verknüpft gewesen sein, da bei den späteren Schriftstellern beide Elemente gemeinschaftlich auftreten⁵⁾.

Die willkürliche Verbindung des Wortes Hunsdorf mit den Hunnen und Kesmarks mit Keve sind daher integrierende Elemente der Zipser Sage, deren Ursprung zweifellos mit einem Zipser Schriftsteller zusammenhängt. Ob dies aber David Frölich gewesen sein konnte, bleibt mindestens fraglich. Von Frölich haben wir zwar ein Werk, das seine engere Heimat, die Zips, behandelt⁶⁾; darin aber kommt die erwähnte Beschreibung der Kesmarker Hunnenschlacht nicht vor. Nun erwähnt Frölich in der Vorrede zu diesem kleinen Buche, es sei nur eine Einführung zu einem größeren Werke, das leider Manuskript bleiben mußte, weil er keinen Gönner fand, der die Druckkosten übernommen hätte. Seit seinem Tode ist dies Manuskript der *Chronologia Pannoniae* gänzlich verschollen, was den Schriftstellern Matthias Bél⁷⁾, Petrus Bod⁸⁾ und Alexius Horányi⁹⁾ zu berechtigten Klagen Anlaß gab.

In seinen gedruckten Werken hat Frölich zu verschiedenen Malen Gelegenheit gehabt, über Kesmark, seine Vaterstadt, und auch über Hunsdorf zu sprechen. Und doch findet man in seinen Beschreibungen nicht die leiseste Anspielung auf die dort stattgefundene Hunnenschlacht, was um so auffallender ist, da er ja andere Ereignisse und Angaben in seinen Werken oft wiederholt. Ab Hortis konnte jedoch seine Beschreibung einem ungedruckten Werke Frölichs entnommen haben. Hätte er aber ein so wichtiges handschriftliches Werk Frölichs, nach dem die berühmtesten ungarischen Gelehrten schon seit Jahrzehnten forschten, so unauffällig, ohne es anderen zur Kenntnis zu bringen, gebrauchen können? Dem Zitat ab Hortis' folgend, verlieren sich die Spuren der Zipser Hunnensage im Sande. Wir werden einen anderen Ausgangspunkt wählen müssen, um in die Frage einiges Licht zu bringen.

Schon ungefähr 60 Jahre vor dem Erscheinen des ab Hortisschen Artikels finden sich Spuren, die auf das Vorhandensein der Zipser Hunnensage schließen lassen. Im Jahre 1723 erwähnt nämlich Bél in seinem *Prodromus*¹⁰⁾ die bei Hunsdorf stattgefundene Hunnenschlacht. «*Poprado traiecto, Hunnisvilla, Germ. Hunsdorff, sedet*»; — berichtet Bél — «*fre-*

⁵⁾ So finden wir die Hunnensage bei Jakob Melzer mehrmals erwähnt. Zuerst in seinem *Der ungrische Zipser Sachse in seiner wahren Gestalt*, Leipzig 1806, S. 9, dann ausführlich nach ab Hortis in *Csaplovics' Topographisch-statistischem Archiv des Königreichs Ungarn* (Wien 1821) Bd. II. S. 340; auch S. 299.

⁶⁾ *Der Uralte Deutsch-Ungerische Zipserische und Siebenbürgische Landßmann*. Das ist: Vorläuffer der *Newen Ungerischen Chronic*, welche von Davido Frölichio.... ausführlich gestellet und zur Feder gebracht worden usw. Leutschaw bey Lorentz Brewern 1641. — Ins Lateinische wurde diese Schrift von M. Bel übersetzt, der sie in seinem *Adparatus ad Historiam Hungariae* (Posonii 1735, S. 381—408) veröffentlicht hat.

⁷⁾ In der Einleitung zu der erwähnten Übersetzung (S. 384—385).

⁸⁾ *Magyar Athenas* 1766. S. 88.

⁹⁾ *Memoria scriptorum* I. 1775. S. 729—730.

¹⁰⁾ *Hungariae Antiquae et Novae Prodromus*. Norimbergae 1723. S. 115.

quens vicus, et mutua Romanorum atque Hunnorum clade nobilitatus». Und auch die Etymologie von Kesmark aus dem Namen Keve ist ihm nicht unbekannt, ohne aber seinen Beifall zu erlangen. Darüber äußert er mit Recht: «Nugas agunt, qui ab Hunnorum Duce, Keve nomen urbi inditum, credunt, ac si esset Keve Mark»¹¹⁾.

Im Jahre 1774 erschien in den «K. k. privilegierten Anzeigen» ein Artikel über Kesmark auf Grund eines Manuskriptes von Jakob Kray, wo die Zipser Hunnensage in ihrer ursprünglichen Gestalt wiedergegeben ist¹²⁾. Der Herausgeber bemerkt über den Aufsatz: «Es ist dieses ein kurzer Auszug jener Handschrift, welche Hr. Jakob Kray, ehemaliger Notarius dieser Stadt, hinterlassen hat»¹³⁾.

Von der Lage Kesmarks berichtend, erzählen die Privilegierten Anzeigen die Zipser Hunnensage. «An diesem Orte sollen zu der Zeit, als die Hunnen im Lande mit den Römern Krieg führten, an den Ufern des Flusses Poprad einige Häuser gestanden seyn. Unter dem römischen Feldhern (Maurino (!) soll mit den Hunnen eine große Schlacht vorgefallen seyn, in welcher selbst Keve, der Hunnen Heerführer, erschlagen worden. Doch sollen die Hunnen bey dieser Schlacht den Sieg davon getragen, und die Römer genöthiget haben, sich zurück gegen der Donau zu ziehen. Man will behaupten, daß eben darum, weil diese Schlacht auf ihrem Felde geschehen, die Stadt, nach der Zeit, zu ihrem Wappen ein doppeltes Schwert bekommen habe. — Unter den ersten ungarischen Königen ist dieser Ort mehr und mehr angewachsen, und ihm der Name Käsmark gegeben worden. Etliche meynen, die Benennung des Ortes stamme von dem, in der gedachten Schlacht gebliebenen Hunnischen Heerführer Keve, obgleichsam, als ob man schreiben sollte: Kevesmark. Andere sagen: die Stadt hätte ihren Namen den Käsen zu verdanken»¹⁴⁾.

Die Übereinstimmung Béls mit der Vermutung der Priv. Anzeigen ist augenscheinlich. Die Ausdrücke «etliche meynen» und «andere sagen» lassen aber darauf schließen, daß wir es hier nicht mit einer vom Herausgeber willkürlich geänderten Fassung des Manuskriptes, sondern mit dem ursprünglichen Zweifel des Verfassers (Kray) zu tun haben. Bél konnte das Manuskript Krays nicht gekannt haben, da dieser ja sein Werk erst im Jahre 1749, also 26 Jahre nach dem Erscheinen des Bélschen Prodromus beendet hat. Auch wird in Béls Quellenangaben Krays keine Erwähnung getan. Möglicher wäre eine entgegengesetzte Beeinflussung. Doch haben wir in der Berufung von Kray mit solchen Momenten zu rechnen, die aus Bél nicht erklärt werden können. Solche Momente sind die ausführlichere Erwähnung der Schlacht und ihres Ausganges, der Name des römischen Feldherrn und das Argument der Doppel-Schwerter im Kes-

¹¹⁾ Bél: Prodromus S. 91.

¹²⁾ Merkwürdige Begebenheiten der königl. freyen Stadt Käsmark. (Allergnädigst-privilegirte Anzeigen aus sämtlich-kaiserlich-königlichen Erbländern 1774 IV. 8, 9, 11, 14. Stück.)

¹³⁾ An einer andern Stelle (S. 130—131), wo ausführlicher über Kray berichtet wird, erfahren wir, daß er sein Manuskript im Jahre 1749 beendet hat. Dasselbe befindet sich jetzt im Besitze des Herrn Dr. Viktor Bruckner zu Igló. Eine Abschrift davon ist im Kesmarker ev. Lyzeum vorhanden.

¹⁴⁾ Anzeigen IV. 1774. S. 55.

marker Wappen. Diese Elemente konnte Kray nicht aus Bél geschöpft haben, so daß die Existenz einer noch älteren Beschreibung dieser Sage, die beiden als gemeinschaftliche Quelle gedient haben konnte, unbedingt angenommen werden muß.

Die Zipser Hunnensage war also schon vor Bél verbreitet. Sie mußte ihm durch diejenigen Werke vermittelt worden sein, die ihm als Quellen bei der Behandlung des Zipser Komitats gedient haben. Persönliche Mitteilungen waren ihm hauptsächlich von Johann Maleter zugekommen, an handschriftlichem Material aber benutzte er die Werke von Paul v. Kray, Georg Bohusch und der zwei Buchholtz¹⁵⁾. Das Werk von Kray, eine Karte der Zips, hat hauptsächlich geographisches, die Buchholtzschen Aufzeichnungen aber naturwissenschaftliches Interesse. Von geschichtlichem Standpunkt aus interessiert uns besonders Bohusch.

Georg Bohusch (Bohussius) war im Jahre 1687 zu Besztercebánya (Neusohl) geboren. 1703 kam er auf die Universität Wittenberg und später 1711 als Professor und Rektor an das Kesmarker Lyzeum. Hier in Kesmark war er im Jahre 1722 gestorben. Im nächsten Jahre schon erschien Béls Prodomus, in dem er sich auf ein handschriftliches Werk Bohuschs beruft, das er zu benutzen Gelegenheit gehabt hat. Er äußert darüber: «amicus (Georg Bohusch) ille, cuius potissimum opera, in describendo Comitatu illo profeci, maturiore quam optassem, fato extinctus est»¹⁶⁾. Die Beschreibung der Zips bei Bél beruht also hauptsächlich auf dem Manuskripte Bohuschs. Dies Werk war auch dem Geschichtsschreiber der Zips, Carolus Wagner, nicht unbekannt geblieben. In seinem *Analecta Scepusii profani et sacri*¹⁷⁾, wo er eine Menge Zipser Urkunden und Chroniken veröffentlicht hat, beruft er sich auch einige Male auf ein handschriftliches Werk Bohuschs über die Zips¹⁸⁾. So zitiert er eine Stelle aus demselben bei Erwähnung der Streitigkeiten zwischen Kesmark und der Familie Thököly (S. 313), eine andere bei der Beschreibung des Kesmarker Schlosses (S. 314). Bei letzterer Stelle lautet die Quellenangabe: «Hactenus laudatus Bohussius in M. S. Opere de Scepusio». Dadurch ist ersichtlich, daß auch Wagner die Zipser Geschichte Bohuschs und nicht eine Kesmarker Chronik von ihm gebraucht hat. Später zitiert auch Ja-

¹⁵⁾ Prodomus. Einleitung.

¹⁶⁾ Prodomus p. 76.

¹⁷⁾ Wagner: *Analecta Scepusii sacri et profani. Posenii et Cassoviae 1774 bis 1778. II.*

¹⁸⁾ Szinnyeï spricht in seinem Schriftstellerlexikon (*Magyar Írók I. Sp. 1175*) irrthümlich von zwei geschichtlichen Werken Bohuschs. Das eine soll die Geschichte der Zips behandelt haben und von Bél benutzt worden sein, das andere soll ein über die Geschichte von Kesmark geschriebenes Manuskript gewesen und von Car. Wagner verwendet worden sein. Wie aus unserer Darstellung hervorgeht, haben beide Schriftsteller ein und dasselbe Werk Bohuschs gebraucht. Der Irrtum Szinnyeïs entstammt dem Biogr. Lexikon von Wurzbach (II. p. 27), wo sich außerdem auch die ganz falsche Angabe befindet, daß Bél das Werk von Bohusch in seinem Prodomus veröffentlicht hat. Beide Irrtümer sind seither in verschiedene ungarische Bücher übergegangen.

kob Melzer einmal das Manuskript¹⁹⁾ und in neuester Zeit wurde es auch durch Samuel Weber erwähnt²⁰⁾.

Das fragliche Manuskript befindet sich in der Bibliothek des Kesmarker ev. Gymnasiums unter dem Titel: *Historica-geographica terrae scypusiensis in superiore Hungaria celeberrime descriptio concionata auctore Georgio Bohusch*²¹⁾. Über die Gothen berichtend, erwähnt er in dem dritten Kapitel *De incolis* die Zipser Hunnenschlacht: «Amisso rege suo et regno in Avarum potestatem concessa, novas hinc inde sedes quaesivere, et hinc non mirum eos aut accepta hac strage, aut paulo ante, ut Minsichtus refert *Descriptione Hungariae* p. 3. Post commissum in campis Kesmaur, vel Kesmarck speciatim in Tractu, quem nunc occupat Hunnis villa notabilem illam Macrinum inter et Tetricum Exercitus Romani Duces et Hunnos pugnam, aut vero utriusque stragis occasione, ad radicem Montis Carpathici consedisse, ut refert citatus Minsichtus, ubi etiam Gepidas hos Germanos fuisse ex Zeileri *descriptione Hungariae* affirmat» (S. 47—48). Auch die Hunnengräber bei Hunsdorf finden Erwähnung: «Aeternum praeterea Pago huic famam conciliant ingentis molis erectiorum instar collium sepulchra, in quibus multa Romanorum Hunnorumque millia, strage illa notissima, de qua supra dictum est, caesa, humata iacent. Hinc et ab Hunnis pago huic Nomen inditum fuisse probabilissimum est» (p. 281). Endlich aber findet sich auch die eigentliche Etymologie des Wortes Kesmark bei Bohusch vor: «Urbs... Kesmark... ex tribus in specie pagis, nempe Petri Pauli, S. Michaelis et Kesmarki in unam adhuc ante conflictum illum Hunno-Romanum, qui ad urbem hanc hinc iam Cesmaur teste Bonfinio lib. III. Decade I. dictam, contigit, coaluit civitatem. Hinc etiam nonnullis placet causam appellationis Urbis istius petere, ab uno celeberrimo duce Hunnorum, quorum tres hic occubuisse constat, Keve dicto, ob praeclara ducis huius in Gentem suam praestita merita, quasi secuturis temporibus mutata nomine Cesmaur, appellari in honorem Ducis Keve consueverit *Kevesmarck*» (p. 169).

Wie aus den angeführten Zitaten ersichtlich ist, war zu Bohuschs Zeiten schon die ganze Zipser Hunnensage bekannt. Während er sich aber in ihrem ersten Teile auf eine literarische Quelle beruft, gibt er den zweiten Teil derselben für eine von einigen («nonnullis placet») Leuten vertretene Behauptung aus, mit der er sich selbst nicht ganz zu identifizieren scheint. Vor Bohusch läßt sich für diese Etymologie des Wortes Kesmark vorläufig keine literarische Quelle nachweisen, so daß man annehmen muß, es darin mit einer unter dem Einfluß des ersten Teiles der Zipser Hunnensage entstandenen Gelehrten- oder Volksetymologie zu tun zu haben.

Der erste Teil der Sage aber läßt sich auch literarisch weiter zurückverfolgen. Die Neue und kurze Beschreibung des Königreiches Un-

¹⁹⁾ Csaplovics: *Archiv*. II. S. 352.

²⁰⁾ Grádeczi Stansith Horváth Gergely és családja. Irta Weber Samu. Késmárk 1896 S. 10.

²¹⁾ Die Abschrift der Stellen aus Bohusch verdanke ich der Freundlichkeit des Prof. Dr. Johann Lipták in Kesmark, dem ich dafür auch hier meinen besten Dank ausspreche.

garn, beschrieben durch C. M(indsight)²²⁾, berichtet folgendes über diesen Gegenstand: «Frölichius schreibt: daß Ungerland Anno 381. erstlich ein Königreich worden / und ihr erster Heidnischer König Balamber geheissen. Anno 441. haben die Hunnen mit den Römern / im Keysermarcker Feld eine gewaltige Schlacht gehalten / darinn Macrinus / der eine Römische Hauptmann / auff dem Platz geblieben; der ander Tetricus aber verwundt davon kommen: und doch der Sieg den Hunnen auch viel Bluts gekostet. Anno 454 hätten sich erstlich die Zipser (vorzeiten Gepidae genannt) in die Gegend deß Carpathischen Schneegebirges niedergelassen. . . . Wie dieses Herr Zeiler / in seiner Beschreibung des Königreichs Ungarn / aus dem Iudicio Astrologo-Physico erwehnten Autoris auf das Jahr 1633 unter andern anzeucht / am 168. Blatt.» Bei Zeiler aber lautet die Stelle folgendermaßen: «Obwolgedachter Herr David Frölich / hat in seinem Iudicio Astrologo Physico auff das Jahr 1633. unter anderem folgendes: Anno Christi 374. seyn die Hunnen in Pannonien kommen. Ao. 381. ist Ungerland ein Königreich worden. Ihr erster König ist gewesen Balamber ein Heyde. Anno 441. haben die Hunnen mit den Römern im Keysrmarcker Feld ein gewaltige schlacht gehalten darinn Macrinus, der eine Römische Hauptmann auff dem Platze geblieben; der Ander / Tetricus aber verwundt davon kommen. Die Hunen haben einen blutigen Sieg davon getragen»²³⁾.

Zeiler, der sich in seinem Werke über Ungarn hauptsächlich an Frölichs Viatorium²⁴⁾ anlehnt, hat also seinen Bericht einem Iudicium Astrologo Physicum Frölichs entnommen. Damit aber ist jene astronomische Erklärung gemeint, die Frölich seinem berühmten Kalender²⁵⁾ alljährlich beizufügen gewohnt war.

So wäre denn die mysteriöse Quelle gefunden, aus der die Zipser Hunnensage in die späteren Geschichtswerke herüberkam, wenn nicht noch eine kleine Schwierigkeit zu heben wäre.

Es ist nämlich ein einziges Exemplar des Frölichschen Kalenders bekannt, welches sich im Besitze des ungarischen National-Museums befindet. Auch der Jahrgang 1633 ist vorhanden²⁶⁾, doch ist die daran geknüpfte astronomische Erklärung nicht Iudicium Astrologo Physicum sondern Prognosis Astrologica auff das Jahr . . . MDCXXXIII betitelt. Dieser Umstand würde nicht viel zu sagen haben, da Frölich in einigen früheren Jahrgängen tatsächlich die Bezeichnung Iudicium etc. gebraucht und diese dem damaligen Publikum ja geläufiger sein konnte. Ein

²²⁾ Zum andermal gedruckt und an etlichen Orten von neuem übersehen. Nürnberg. Joh. Hofmann. 1664. p. 3—4.

²³⁾ Martini Zeilleri Beschreibung Deß Königreichs Ungarn etc. . . . Anjetzo wieder durchgangen, vom Autore hin und wieder verbessert etc. Ulm. Batth. Kühne 1660. p. 168.

²⁴⁾ Bibliotheca seu cynosura peregrinantium, hoc est Viatorium. Ulmae 1643.

²⁵⁾ J. Gréb (S. 654) verwechselt Frölichs Kalender irrthümlicherweise mit dem Breuerschen Leutschauer Kalender. Ersterer erschien bei Georg Baumann in Breslau.

²⁶⁾ Davidis Frölichii Schreib Calender Auff das Jahr nach Christi Geburt 1633. Breßlaw. Georg Baumann.

viel größeres Unglück ist, daß einige Seiten (C_1 — C_4) aus diesem Bande herausgerissen sind, und so die Richtigkeit des Zeilerschen Zitates leider nicht kontrolliert werden kann. Da die gesuchte Stelle auch in den übrigen Jahrgängen des Kalenders nicht aufzufinden war, muß vorläufig angenommen werden, daß sie sich tatsächlich auf den verlorenen Blättern des von Zeiler zitierten Jahrganges befunden habe.

Eine gewisse Bestärkung würde diese Annahme auch dadurch erhalten, daß das Exemplar des Nationalmuseums aus dem Nachlaß des Jonathan Andreas Czirbesz in die Sammlung von Nikolaus Jankovich, und mit dieser dann in den Besitz des Museums gekommen war. Czirbesz (1732—1813) aber war als gebürtiger Zipser und ev. Pfarrer zu Igló nicht nur Amtskollege von ab Hortis, sondern er stand mit ihm auch als Mitarbeiter der K. k. Privilegierten Anzeigen und von Windischs Ungrischem Magazin in Berührung. Wie leicht konnte ab Hortis Einsicht in das Czirbeszsche Exemplar des Kalenders von Frölich bekommen, oder aber einen diesbezüglichen Hinweis von seinem Freunde erhalten haben. Freilich bleibt seine Berufung auf ein angebliches «Chronicon Hungarico Scepusiense» auch so noch rätselhaft, wird aber wahrscheinlich als unangenehmer Gedächtnisfehler schon entschuldigt werden müssen.

H. A. Seuse in der ungarischen Codex-Literatur.

Von Prof. Damján Vargha, O. Cist.

Heinrich Amand Seuses Leben und Werke stehen in zweifacher Beziehung zur ungarischen Handschriftliteratur.

1. Seuses Lebensgeschichte ist in enger und inniger Übereinstimmung und Harmonie mit der Perle unserer Kodexliteratur, mit der Lebensgeschichte der seligen Margarete aus dem königlichen Hause Árpád.

2. Ein bedeutendes Werk (Hor. Sap.) von Seuse wird von einem Dominikaner Ende des XV. Jahrhunderts ins Magyarische übersetzt. Eine Kopie dieser Übersetzung (aus dem Jahre 1512) blieb auf uns. —

Aus dieser zweifachen Berührung und deren Erforschung kann ein doppelter, auf neueren Grund gelegter Erfolg festgestellt werden.

Erstens, daß das Leben der seligen Margarete und die auf sie bezügliche Legende auf die asketische Literatur des damals schon in hohem Grade gebildeten Westens von Einfluß war, d. h. vor allem auf die Mönche und Nonnen, die diese Lebensgeschichte mit wahrer Seelenfreude lasen und das fromme, heilige, in der Gnade Gottes verbrachte Leben dieser ungarischen Königstochter nachahmten.

Zweitens, daß die ungarische Klosterliteratur nicht vereinsamt, blutlos und zurückgeblieben dastand. Den einzigen Kulturzweig jener Zeit, d. h. die schönsten Produkte der wissenschaftlich-theologischen Literatur studieren dazu berufene ungarische Mönche, begreifen die darin vorhandenen geistigen und seelischen Schätze, die sie zur Erbauung und zur Freude der Einheimischen ins Magyarische übertragen.

Die zweifache Beziehung des mystischen Lebens H. A. Seuses und seiner tief sinnigen Schriften zur ungarischen Handschriftliteratur ist ein größerer,

tiefschürfenderer Umstand, als es dem ruhig-kalten Auge des Beschauers erscheint.

Wir wissen es wohl, daß dies nicht ein allein dastehender Umstand ist. In unserer Kodex- und auch späteren Literatur finden wir auch andere, noch regere Berührung der ungarischen Nation mit dem Leben und Wirken des Westens. Das in gegenwärtiger Abhandlung angeführte Resultat ist dennoch besonders schätzbar, da es in der ausländischen wie in der ungarischen Literatur gleich neu ist.

1. Wir bestimmen Seuses Platz in der europäischen Literatur und in den ungarischen Klöstern.
2. Wir liefern Beweise durch angeführte Beispiele der Übereinstimmung aus Seuses Biographie und der Margareten-Legende.
3. Wir sprechen von der Übersetzung und Art des *Horolog. Sapientiae*.

I.

Heinrich Amand Seuse, einer der bedeutendsten mystischen Schriftsteller Deutschlands, war die eigenartigste Persönlichkeit seines Zeitalters und zugleich ein hervorragendes Mitglied auch unter den Großen des Ordens S. D., eine Größe ersten Ranges. Durch sein Leben voll Selbstverleugnung und Betrachtung mit seinen schon hinieden himmlische Freuden verheißenden Werken war er allen nach Gott strebenden frommen Seelen weit und breit bekannt. Seine Werke, seine Ideen, seine glühenden Gedanken und feurigen Gefühle besiegelte er mit seinem Leben, welches auch das unfehlbare Forum der Kirche selig sprach¹⁾.

Seuse war auch in seinen Leiden «selig» und diese innige Wonne fühlte ein jeder, dessen Seele sich in den sanften Wellen seines tiefen und begeisterten Glaubens erquickte. Seuses «Leben und Werke» verkünden so ganz die wonnig leidenden, «in den Himmel blickenden» Ideen des Mittelalters. Im Glanze eines wahren und tiefen Glaubens, in der Nähe Gottes und der Heiligen verschwindet allmählich das sinnliche Dasein; die körperlichen Leiden werden zu innerer, seelischer Wonne; das geistige Auge öffnet sich und führt den Gläubigen mit magischer Kraft aus der «schönen» Welt zu einem schöneren Leben, in die mystische Einsamkeit der düsteren Klosterzelle.

S. Bernhard ist der leitende Geist des XII., S. Thomas v. Aquino der des XIII., Seuse der des XIV. Jahrhunderts. Während jedoch S. Bernhard auch in der profanen Welt eine führende Persönlichkeit ist, die Sachen der Päpste und Könige schlichtet, Kreuzzüge predigt, wissenschaftliche Religionsdebatten entscheidet, ferner Thomas v. A. auf Grundsätzen der Vernunft eines heidnischen Aristoteles mit unwiderstehlicher Macht des hellsten menschlichen Geistes eine himmlische Leuchte des christlichen Glaubens und Wissens entzündet: verharrt Seuse, dem letzteren mit seinem Geiste folgend, jedoch mit ganzem Herzen am ersteren hängend — in Betrachtung der göttlichen Liebe und Weisheit, in der himmlischen Wonne seelischer Verzückerung. Mit einer auf den hehren Schwingen der Phantasie flutenden Macht des Glaubens überströmt sein Ich die Gefilde des Golgata, durchlebt die Ereignisse der Erlösung, prüft mit seinem ganzen tiefen Gefühl die Einzelheiten, verkehrt mit den Mitwirkenden und wie mit der Charisma gesegnet, erforscht er deren begeistertes oder ergriffenes Ge-

müt, singt mit den Engeln, ruht am Busen der hl. Jungfrau, umarmt die ewige Weisheit, und himmlische Speise und Trank wird ihm zuteil. Hoch über allem Irdischen, entrückt aus Zeit und Raum, schwebend in der unermeßlichen Welt der Seele, nur in seinen Gott versunken betrachtet, erforscht er die Glaubenswahrheiten; die Flamme seines in himmlischer Liebe erglühenden Herzens sengt, entzündet, verzehrt alles Irdische, was sie berührt, was sie erreicht.

S. Bernhards Leben voll Begeisterung, sein inbrünstiges Wirken ehrt und bewundert die profane Welt auch heute noch; der tiefen Weisheit eines S. Thomas huldigen die Denker aller Zeiten: Seuses Werke würdigt heute nur noch die Theologie und die Literatur.

Seuse wirkt ausschließlich mit der Macht seines Glaubens und der göttlichen Gnade, folglich ist er den in Gott sich versenkenden, in Gott aufgehenden Seelen lieb und wert. Es sind dies in erster Reihe jene, die innerhalb der Klausur des Klosters auf himmlischen Rosen wandeln, weil sie irdische Dornen treten; die im Glanz himmlischer Hingebung ihren Körper blutig geißeln, die sich zu den Festen der Kirche durch strenges Fasten und Wachen vorbereiten, sich mit stacheligem Cilicium gürtten und in allen diesen Leiden, und ebendaher in den Auen einer höheren Glückseligkeit schweben. Seuse verbreitet mit seinem Leben und Wirken die wohlthuende Wärme eines frommen Lebenswandels, welchen sein Zeitalter wohl verstand. Seuse führt zu jeder Stunde des Tages ein gottgefälliges, liebenswürdiges (Amandus) Leben (Horologium). In den Flammen seiner Begeisterung, seines tiefführenden Herzens schmelzen die Eisblöcke der kalten, erstarrten Herzen, fallen die Ketten der irdischen Ideale, erweicht so sanft die spröde Hülle des Herzens, und es teilt sich der Schleier vor dem irdischen Auge, welches die Schönheit und Liebe des Himmels schon fast vergessen hatte. Seuse wies mit seinem Lebenswandel und seinen Werken den Mitbrüdern und Zeitgenossen einen lichtumwobenen, gnadenreichen Pfad.

Seuses Werke wurden überall unter ergreifenden Tränen und mit hinreißender Begeisterung gelesen. Glücklich war vor allen der Mönch, der in diesem heiligen Hain eines tiefseelischen Lebens seines Herzens lauterem Drange gemäß die Blumen dieser großen Dichterseele pflücken, die Gedanken, Gefühle und Worte dieses großen Schriftstellers mit wahrhafter Liebe, so recht nach Herzenslust genießen konnte.

Auch magyarische Herzen umwoben diese Töne, umfächelte diese Luft, denn auch die magyarische Brust erfüllte ein Verlangen, eine brennende Sehnsucht nach solchem Geist der Askese. Auch die Luft ungarischer Klöster umwehten, belebten und beseelten heilige Dulder, die der Lehre der ewigen Weisheit gemäß allem leiblichen Wohle gern entsagten, aus Liebe zu Gott alle, wenn auch gestattete Freuden, verwarfen und mit Füßen traten; sie weihten jedoch die Erde mit ihren blutigen Spuren, das Wasser und noch so manche Gegenstände durch ihre Berührung und mit ihren heiligen Seufzern die Luft. Die Seele, der Geist der ungarischen Klöster war der Seele Seuses nahverwandt.

Mit seinen äußeren Mitteln und zugleich mit seiner inneren Macht fand der katholische Glaube in Ungarn ein liebes Heim. Es war nicht vonnöten, die Einrichtungen einzeln einzuführen: der in den Humus des heimatischen Bodens versetzte Keim faßte Wurzel, trieb Stengel, Blätter und

Blüten und brachte seine wertvolle, köstliche Frucht. Der edle Impfling des Glaubens und der Bekenntnis durchgeistigte, veredelte, heiligte das Werk des magyarischen Herzens, der Muskeln und Arme, gab Wert und Gewicht der Arbeit der Nerven: das magyarische Blut wallt für die Heimat und den heiligen Glauben, für deren Gedeihen und Erstarkung steigt aus magyarischer Brust das Flehen zum Throne des Allerhöchsten.

Die unsterblichen Ideale der ewigen Weisheit waren also auch auf ungarischem Boden heimisch, die begeisterten Meister und Lehrer des Auslands fanden auch bei uns wissensbegierige, treue Jünger.

Die ungarischen Schüler besuchen ausländische Schulen, bringen die Größen des seelischen und geistigen Lebens des Westens heim, um auch den Einheimischen das Eindringen in die die Menschheit «beglückenden» literarischen Werke zu ermöglichen.

Die Klöster waren mit dem Auslande in noch näherer und innerer Beziehung. Der einheitliche Geist, der sie alle verband, brachte es mit sich, daß alles, was gut und heilsam, erfolgreich und erbaulich war in deutschen, französischen, englischen und italienischen Klöstern, ebenso wohlthuenden Einfluß auch in unserem Vaterlande üben mußte.

Dabei waltete, sorgte ein jeder Orden in seinem besonderen Geiste: Die Benediktiner begeisterten sich für S. Benedikt, die Zisterzienser für S. Bernhard, die ungarischen Franziskaner als Söhne des Hl. Franciscus flammten in Liebe und Verehrung für S. Franciscus und Bonaventura; die Dominikaner waren von der Macht und Größe des S. Thomas und Seuses be-seelt; alle jedoch ohne die übrigen großen geistigen Gestirne verschleiern oder gar verdunkeln zu wollen. Wenn man im Mittelalter von einer Absonderung überhaupt sprechen kann, so ist dies ein Wandeln auf eigenem Wege anderer Richtung, jedoch demselben Ziele zustrebend.

Da auch die weitgelegenen Klöster ihren gemeinsamen Geist, geistigen Zusammenhang bewahrten, mußte jede Bewegung, jede Neuerung, die zur Frömmigkeit und Andacht der Brüder beitrug, von einem zum anderen ohne Verzug gelangen. Die deutsche oder französische Dominikanerin hört mit derselben Freude von dem frommen Leben, der Selbstverleugnung und den Wundern der sel. Margarete, wie die ungarische von der Weisheit und dem Gehorsam des Hl. Thomas, oder von den in Liebe flammenden Werken, dem gottgefälligen Leben des Bruders Heinrich Amand Seuse.

In den einzelnen Klöstern der Orden pocht derselbe Eifer, dieselbe In-brunst, indem die Brüder den Allerhöchsten loben und preisen, sie nehmen zur selben Zeit ihr bescheidenes Mahl ein und begeben sich zur selben Stunde zur Ruhe oder kehren zu ihrer Arbeit.

Heinrich Amand Seuse ist ein Kind seiner Zeit; auch in seinen Schriften spiegelt sich deren Geist. Eben deshalb eignen sie sich ganz besonders dazu, durch ihre fromme Innigkeit Leser jeder Nation zu erbauen, zu begeistern. Seuses Werke sind Produkte eines kristallisierten, frommen Eifers, und als solche sind sie mit dem Geiste des Dominikanerordens eng verbrüdet.

Aus fernem Westen, von Kloster zu Kloster getragen, gelangt endlich eines der schönsten Werke Seuses, das *Horologium Sapientiae*, auf ungarischen Boden und faßt Wurzel. Jedoch nicht alle frommen Mönche verstehen seine fremde Sprache. Man mußte dafür sorgen, daß diese schöne, geistige Welt sich einem jeden offenbare. Der Gegenstand, der Eifer, die Seele und der Gedanke bleiben, nur das Äußere, die Sprache, wird

anders, wird magyarisch. Einer der Brüder übersetzt es zur Erbauung, zum geistigen Wohl seiner magyarischen Mitbrüder.

Das ungarische «Teljes Bölcsesség» als herrliches Produkt, entsprossen der tiefen Seele, dem hehren Geiste und warmen Herzen eines Seuse, begeistert kraft der magyarischen Sprache, wappnet und spornt ihre Seelen, das magyarische Herz zur Beharrlichkeit, zum steten heiligen Kampfe an.

Aber nicht nur innerhalb der Klostermauern waren so geistvoll erbauliche Werke nötig. Das magyarische Volk besuchte mit Freude die Klosterkirchen, um seinem Gott zu dienen, seine Gnade für sich, die Seinen und das teure Vaterland zu erleben. Die aufrichtige, im tiefsten Herzen wurzelnde Frömmigkeit führte die Kinder des Volkes besonders an Sonn- und hohen Festtagen zusammen, bei welcher Gelegenheit die Ordensbrüder bemüht waren, mit innigen Worten des Trostes und der Erbauung Reich und Arm im Glauben zu stärken, wider jede Versuchung zum Kampfe zu rüsten. Das Volk liebte und ehrte seine Ordensbrüder; diese wiederum unterwiesen es mit Hingebung und Liebe in allem, was sein leibliches und moralisches Wohl erheischte. Das Volk erbaute sich stets am Beispiele seiner Ordensbrüder, deren starker Glaube und frommer Lebenswandel ihm mustergültig war. Mit edler Aufopferung, aufrichtiger Liebe lehrten sie das magyarische Volk jene edlen Gefühle und unvergänglich schönen Gedanken, an denen ihr Herz und Sinn so reich war, da ja bekanntlich «der Mund stets aus der Fülle des Herzens spricht».

Trotz des verschiedenen Berufes, jedoch aufeinander angewiesen, in steter und reger Verbindung mit der Außenwelt, drang der veredelnde Geist des Klosters in breite Schichten des Volkes, und dieses Licht, diese wärmenden Strahlen wirkten befruchtend auf Glauben, Geist, Kultur der Nation. Wer konnte es sagen, wie oft der magyarische Mönch aus den unübertrefflichen Werken Seuses schöpfte? wie oft erbaute, begeisterte sich das Volk, indem es diese Werke in seiner Muttersprache hörte?

Mit der Übersetzung von Seuses Horologium gewann nicht nur das religiöse Leben neue Nahrung, unsere Nation kam in nähere Beziehung zum Westen, dessen hohe Kultur ihre anregende Wirkung nicht verfehlen konnte.

Ein glücklicher Zufall kann es genannt werden, daß uns — obzwar aus späteren Jahrhunderten — eine ungarische Übersetzung dieses großen, mystischen Schriftstellers blieb. Unsere Handschriftliteratur gewann damit ein Bedeutendes an Inhalt und Wert.

II.

Bruder Heinrichs Lebensbeschreibung und Werke sind ein erfrischendes, helles Spiegelbild seiner Zeit. Der Quell seiner Schriften ist ganz sein Herz, seine Seele. Er erlebte Christus, die ewige Weisheit, er fühlte dessen Kraft und Schönheit in menschlich vollkommener Weise. Christus war die Hefe seines frommen Lebens, welches wie das «Sol» des Evangeliums — und seine Werke, welche wie «Sal» überall segensreich waren.

Es wäre eine schwere Aufgabe, Seuses Leben und Werke abgesondert und gegenübergestellt zu würdigen; beide sind wertvoll und ergreifend.

Auch in unserer ungarischen Handschriftliteratur verdient nicht mindere Aufmerksamkeit das fromme Leben der sel. Margarete, des Hl. Franzis-

kus, Hl. Dominikus, der Hl. Christina, oder die belehrend-erörternden Werke und Legenden Bonaventuras, Thomas' v. Kempis, Pelbarts v. Temesvár und andere. Im Mittelalter mußte beides Hand in Hand gehen.

Das heilige Leben erleuchtet und versetzt mit Hilfe des überzeugenden Beweises der «Möglichkeit», den theoretischen Inhalt der Wahrheiten, Lehren und Regeln in das alltägliche Leben. Die guten Ordensbrüder sahen stets auf Christus, auf die frommen Ordensgründer und deren heilige Nachfolger: «si his ille et haec illi, cur non et ego?» Laut diesem tief sinnigen Grundsatz strebten sie vom ersten Augenblick ihres Noviziates bis zum Tode nach höherer, größerer Vollkommenheit.

Den aufrichtigen, wahren Geist des mystischen Lebens und Zeitalters vergegenwärtigen uns auch Seuses Lebensgeschichte und Schriften. Beides blieb auf uns, beides hat Wert und so manche Beziehung auch zu unserer ungarischen Kodexliteratur. Zeit und Ort, da er lebte, sind bloß als Grenzen vonnöten, innerhalb welcher dieses ausgezeichnete Glied des hl. Dominikanerordens mit seinem frommen Lebenswandel und seinen begeisterten Schriften unter seinen Mitbrüdern und Zeitgenossen als eine wahre Leuchte der Nachfolge Christi steht.

Seuse ging nicht auf ungebahnten Wegen. Viele — wenn auch nicht mit so lebhafter Begeisterung wie er — wandelten den mühevollen Weg des Klosterlebens. Ihr Leben gleicht in vielen Stücken dem Seuses; daher kann es uns nicht überraschen, wenn wir im Leben der auf der «Boldog azzon zigete» (Margareteninsel) lebenden seligen Margarete O. S. D. und in dem, des in Ulm so begeisternd wirkenden deutschen Heinrich viel gemeinsame Züge finden. Es ist ganz natürlich, denn zu den gemeinschaftlichen, strengen Regeln gehört bloß ein für Christus flammendes Herz, eine tiefgläubige Seele, und der Born aller in besonderem Maße sich gleichenden Andachtsübungen ist da. Es sind dies bei verschiedenen Individuen und in weiter Ferne Offenbarungen eines weltverachtenden, für Gott duldben, in seelischen Verzückungen sich ergötzenden, heldenhaften, extatischen Lebens.

Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß Bruder Heinrich das glorreiche Leben der seligen Margarete kannte, — da Margarete fast ein Jahrhundert vor ihm lebte und das Protokoll der Zeugenaussagung bereits ein Vierteljahrhundert fertig, vielleicht auch schon ein Gesamtbild der lateinischen Legende da war (1275—1276), als Seuse in den Dominikanerorden trat (1308).

Der Dominikanerorden war kaum hundert Jahre alt und erfreute sich einer bedeutenden Verbreitung; seine zahlreichen Mitglieder führten ein frommes Leben oder trachteten danach: dies alles trug dazu bei, den heiligen Eifer der Brüder zu mehren.

Die Ordensvorsteher fanden jedenfalls Mittel und Wege, die lebenden Mitglieder mit dem schönen und seligen Lebenswandel der verklärten Brüder und Schwestern bekannt zu machen und sich auch auf diese Art zu erbauen, sich für den Kampf zu gürtten, zu wappnen.

1340 war die lateinische Legende von Garinus bereits fertig, welche später die Dominikanerbrüder Georg und Konrad Walter ins deutsche übertrugen.

Und eben in den Dominikanerklöstern (in Ulm, Töss) wurde diese Lebensgeschichte mit innerer Erregung und Freude gelesen, da ja doch da-

zumal im Dominikanerorden die selige Margarete die größte Heilige war. Also kannte sie jedenfalls auch H. Seuse, der damals wegen seines frommen Lebenswandels und seiner Schriften schon eine bedeutende Persönlichkeit war. Zu derselben Zeit verfaßte Elsbet Stagl O. S. D. die Lebensgeschichte des geistlichen Führers Heinrich, bei welcher Arbeit ihr die bereits allgemein bekannte ungarische Legende der hl. Margarete als Muster dienen konnte. Diesen — vorausgesetzten — Zusammenhang bestärkt noch die nötige, lebhaftete Betonung der gemeinschaftlichen Züge des Ordens; die unterschiedlichen lokalen und persönlichen Verhältnisse bildeten nur das Gerippe, innerhalb dessen die Befolgung der gemeinsamen Regeln, wie Fleisch und Blut, Muskeln und Nerven ein hehres Leben, eine liebliche Legende formten.

Die Margareten-Legende und Seuses Lebensgeschichte sind in religiöser, literarischer, kultureller und zeitgeschichtlicher Beziehung in gleichem Maße von hohem Wert. Was wir von unserer Margareten-Legende, halten die Deutschen — vielleicht in noch höherem Maße — von Seuses Lebensgeschichte. Diepenbrock, Görres, Preger, Denifle, Dr. Bihlmayer, usw., die sich mit Seuses Leben und Werken sehr eingehend befaßten, können kaum Worte finden, diese schöne, überwältigende Lebensgeschichte gehörig zu würdigen. — Uns interessiert sie diesmal nur zwecks des Zusammenhanges mit der ungarischen Margareten-Legende.

Die ausländischen Handschriften, welche sich mit Seuses Lebensgeschichte und Werken befassen, enthalten unseres Wissens in vier separaten Kodices auch die Legende der seligen Margarete von Ungarn. Es ist dies kein geringer Umstand. Wozu hätte man der Lebensgeschichte Seuses in ein und demselben Buche auch die der seligen Margarete hinzugefügt, wenn man nicht bedacht gewesen wäre, auch sie als nachahmungswürdiges Beispiel des vollkommenen Lebens den Dominikanerbrüdern und anderen hinzustellen. Der eine als Mann, die andere als Weib sind schöne Ideale des Dominikanerordens. Im Leben dieser zwei edlen Naturen finden wir die gemeinschaftlichen Ziele nicht nur im Ganzen und Großen, wie es auch ihre Ordensregeln erheischen, sie sind sogar in so manchen Einzelheiten deutlich zu erkennen.

Beide Seelen waren ihrem himmlischen Bräutigam innig ergeben, beide befolgten die strengen Regeln bezüglich der Tagesordnung, Zucht, Gebet und Gehorsam mit flammender Begeisterung, mit heiliger Andacht und Heldenhaftigkeit.

Seuse trat zwar später (mit 13 Jahren) in den Dominikanerorden, als Margarete (im vierten Lebensjahre), jedoch nach den fünf Jahren, die er in Lauheit verbrachte, also seit seinem 18. Jahr, wäre schwer zu entscheiden, wessen Seele ihrem Heiland mehr ergeben war, wer von ihnen mehr Selbstverleugnung übte, wer vor Gott angenehmer war.

Margarete und Heinrich sind gleich eifrig und inbrünstig im Gebet, begnügen sich nicht mit den vorgeschriebenen Andachtsübungen: ihre Seele dürstet nach mehr. Während ihre Genossen nach des Tages Mühen vorschriftsmäßig der Ruhe pflegen, opfern sie sogar ihre Nachtruhe, um dem Herrn im allerheiligsten Altarsakramente zu dienen.

Nicht im Bette, am Boden, oder auf nicht minder harter Binsenmatte ruhten sie. Im Winter entsagten sie dem Calefactorium und aus Liebe zu Christus ertragen sie mit Freude und Heldenmut die bitterste Kälte.

Um Gott zu gefallen, verschmähten sie Waschung und Bad und dulden gelassen alles Ungeziefer.

Aber auch in anderen Arten der Selbstverleugnung, z. B. im Üben der venie sind sie gleich. Sie tragen Cilicium, den stacheligen Gürtel oder ein härenes Hemd, peitschen sich blutig, bei welcher Gelegenheit sich beiden auch ein Wunder offenbarte. Als in finsterner Kammer Soror Sabina Margarete geißelt, bemerkt sie um die Heilige einen himmlischen Schein. Als Heinrich in Köln predigte, sah einer seiner frommen Hörer das Antlitz des Heiligen in Sonnenglanz erstrahlen.

Beide übten die Zucht: sie fasten, wachen und kasteien sich in solchem Maße, daß die Vorsteher und Genossen ihren Tod befürchten mußten, und ihnen daher die überstrenge Zucht untersagten. Für ihre große, flammende Liebe wurde ihnen noch bei ihren Lebzeiten von Gott so manches erhebende Wunder, so manche seelische Verzückerung zuteil.

Von Gott erleuchtet, liest Margarete die Gedanken ihrer Mitschwestern von deren Antlitz und prophezeit; Bruder Heinrich sieht auch in die Seelen seiner Mitbrüder; entzückt sich an himmlischen Erscheinungen, verkehrt mit Engeln und Seelen Verstorbener. Auf Margaretens Flehen überströmt — zur Bekräftigung des Gesagten — die Donau. Heinrich vermehrt Wein und verschafft dem Konvent Geld auf wunderbare Art.

Da die angeführten gemeinsamen Züge als heldenhafte Offenbarungen einer exaltierten Seele dastehen, können sie auch bei anderen Heiligen beobachtet werden und wiederholen sich oft in jener Zeit. Auch wir behaupten nicht mehr, als die vorkommenden Erscheinungen, aber wir betonen wiederholt denselben Geist, die auffallende Ähnlichkeit einiger Einzelheiten dieser zwei Leben und deren Beschreibung und müssen diesen gegenseitigen Einfluß als unausbleiblich erachten.

Wie Margaretens Seelenleben ihren Mitschwestern, so ist Heinrich seinen Ordensbrüdern ein Ideal. — Während jedoch Margaretens Frömmigkeit bloß in der Heiligkeit der Gefühle zu suchen ist, leitet die tiefe Gläubigkeit Heinrichs ein klarer Sinn und ein bewußtes Kennen der Glaubenswahrheiten. Margarete lernte nicht viel, sie brauchte es auch nicht; Heinrich disputiert oft über die forschende Philosophie des Hl. Thomas, und als Lektor veranstaltet er auch solche Dispute.

Die aus königlichem Blute stammende Margarete ist ebenso arm, gehorsam und rein, wie der mutmaßlich aus gräflichem Hause stammende Heinrich. Margarete liest gerne die Heiligen Legenden und Schriften der Väter; Heinrich vertieft sich auch in wissenschaftliche und fromme Lektüre, besonders in die Gedankenwelt der Hl. Schrift.

Seuse jedoch liest nicht nur, er schreibt auch. Er verewigt die Gefühle seines feurigen Herzens, die mit seinem in Christus erblühten Geist erfaßten und durchlebten Glaubenswahrheiten. Er schafft Werke, die kraft ihres eigenartigen und tiefen Inhalts in alle europäischen Klöster besseren Geistes einziehen.

III.

Die kritische Untersuchung, der gründliche Vergleich des Urtextes beweist uns überzeugend, daß der Text des sich im Nagyszombater (Tyrnauer) Kodex befindlichen «Telyes bölőeseg» dem Lateinischen in Seuses Hor. Sap. entspricht. Einige Gedanken, Worte, sind jedoch unzweifelhaft

in dem deutschen BDEW. nachzuweisen. Wir finden dies in der Berührung beider Werke begründet.

In der auf uns gebliebenen Nagyszombater Kopie finden wir nur einzelne Abschnitte aus dem kulturgeschichtlich so typischen lateinischen Werk, und zwar das II., III., IV., XV. und XVI. Kapitel des ersten Buches. Das Ende des letzteren Kapitels ist unvollständig; die ersteren sind vollständig übersetzt. Eine Übersetzung in ungarische Sprache der übrigen Kapitel und des anderen Buches besitzen wir nicht.

Dem Charakter, der technischen Einteilung der Schrift, ferner dem hinweisenden Texte und dem unvollständigen Schluß nach geurteilt, können wir behaupten, daß der Kopist der Nagyszombater (Tyrnauer) Handschrift aus einer älteren Übersetzung schöpfte.

Die Übersetzung des lateinischen Originals ins magyarische bewerkstelligte wahrscheinlich ein Dominikaner, den eben auch ein besonderes Interesse dazu anspornte. Es verrät zwar keine Angabe die Stellung des Übersetzers, jedoch die gewandte Übersetzung, ferner der Beweis, daß der Übersetzer im Latein und in der Theologie ziemlich bewandert war, läßt einen Geistlichen ahnen, und zwar einen Dominikaner höherer literarischer Bildung, wie es auch der Eigenartigkeit des Werkes gemäß zu erwarten ist.

Die Zeit der Übersetzung können wir nur rückgängig und kombinativ bestimmen. Der aus dem Jahre 1513 auf uns gebliebene Text ist unzweifelhaft eine Kopie. Diese Abschrift scheint von einer nicht viel älteren Originalübersetzung gemacht zu sein, da im ganzen keine besonderen älteren Kennzeichen zu merken sind. Wir irren uns kaum, wenn wir das Original in das letzte Viertel des XV. Sec. versetzen; also in eine Zeit, in der auch andere Nationen Seuses Werke übersetzten.

Der Kopist machte seine Arbeit ziemlich mechanisch und unverständlich.

Die ungarische Seuse-Kopie befolgt — nach einer selbständig verfaßten Vorrede im ganzen Großen das lateinische Original. Ich verglich mit dem ungarischen Text fünf verschiedene (aus den Jahren 1390, 1407, 1436, 1456 und einen o. J.) Kodizes, zwei Inkunabeln (1492, 1496) und einen späteren Druck (1539), aber eine bis aufs Wort gehende Ähnlichkeit konnte ich nicht bestimmen. Es wäre dies nur dann möglich, wenn zufällig jenes Original zum Vorschein käme, welches der Übersetzer benützte. Gleichwohl wäre auch dann noch die Möglichkeit da, daß die zwei Texte manchen Unterschied zeigen würden, da ja doch der Übersetzer am Urtext nach eigenem Gutdünken ändern konnte, und zwar zielbewußt, oder weil er den lateinischen Text nicht vollkommen verstand, oder die Gedanken in magyarischer Sprache nur unvollkommen zum Ausdruck bringen konnte. Es ist auch an der Übersetzung eine gewisse Selbständigkeit wahrzunehmen.

Die Übersetzung ist ziemlich exakt, getreu; an manchen Stellen überraschend gewandt, bestimmt und treffend.

Der Übersetzer konnte ein Magyar gewesen sein, den bei seiner Arbeit sein sicheres, unverfälschtes Sprachgefühl leitete. Er kannte hinlänglich die Eigenartigkeiten und Gesetze der magyarischen Sprache: er übersetzt leicht und mit einer gewissen Fertigkeit. Er verstößt selten gegen den richtigen Magyarismus seiner Zeit, sogar Latinismen sind selten bei ihm.

Er bevorzugt besonders das Häufen sinnverwandter Wörter. Man sieht, daß er Wörter und treffende Ausdrücke suchte.

Aus dem ungarischen Text können wir auch ersehen, daß der Übersetzer im natürlichen Gebrauch der ungarischen Sprache gewandter war, als in der Theologie oder in der scholastischen Philosophie. Er versteht nicht immer vollkommen die großen und tiefen Gedanken Seuses, und eben deshalb kann er deren ursprüngliche Schönheit nicht wiedergeben. Daher an manchen Stellen die Abweichung oder gar der vollständige Gegensatz; — obwohl an vielen Stellen auch die Unaufmerksamkeit des Kopisten geschadet haben mag. Also nicht alle Fehler können dem Übersetzer zugeschrieben werden.

Dort, wo im lateinischen Original die Gedanken einfach und minder tieferschürfend sind, ist auch die Übersetzung entsprechender. So im «Lob Mariä», welcher Teil zur Genüge beweist, mit welcher aufrichtiger Wärme, Begeisterung der Übersetzer arbeitete.

Die Schwerfälligkeit der Übersetzung können wir uns übrigens auch teils aus dem unentwickelten Zustande der Sprache, teils aus dem außerordentlichen Form- und Gedankenreichtum des Originals erklären. Die subtilen Erörterungen der Theologie und Philosophie, die poetischen und ästhetischen Vorzüge, die in diesem Werk Seuses sich so innig aneinander schmiegen, erschweren das Übersetzen.

Die «telyes Bölceseg» im Tyrnauer Kodex erörtert die größten Gedanken und Wahrheiten der Theologie und Philosophie. Seuse, als hochbegabter Schriftsteller schrieb sein Horologium mit der ganzen Macht seines Wissens und seiner flammenden Begeisterung, weshalb auch die Übersetzung von hohem Wert ist und einen eigenartig-vornehmen Rang in der ungarischen Kodexliteratur einnimmt.

Von ganz besonderer Wichtigkeit ist, daß mit der Kenntnis der Urquelle der «telyes Bölceseg» auch «Mariä Leiden» im Tyrnauer Kodex zu einer bestimmten und vollkommenen Quelle zurückgeführt werden kann. In den magyarischen Handschriften gibt es mehrere «Mariä-Leiden», die wahre Perlen der ungarischen Kodexliteratur sind. In elegischem Ton, mit warmem, poetischem Gefühl verewigen sie die Leiden Marias unter dem Kreuze, da sie ihren einzigen und Gottes Sohn sterben sieht und nicht beistehen kann. Im Tyrnauer Kodex klagt Maria am längsten unter dem Kreuze; aber diese «Mariä Leiden» sind von geringerer dramatischer Kraft, jedoch von größerer Tiefe, Innerlichkeit und Ästhetik, als die der anderen Kodizes. Seuse versetzt Maria unter das Kreuz, aber er beschreibt nicht nur die Leiden: das ganze Werk hat eine wahrhaft selbständige, vollkommene Mariologie.

Vor allem lobt und preist er Maria mit den harmonischen Schönheiten der Natur (Sonnenaufgang, Lenz, Blumen) und Dichtung, und zwar mit edler, innerer Kraft; dann bemüht er sich, durch Beschreibung der mütterlichen Leiden den Leser zu rühren.

Das XVI. Kapitel ist der poetisch schönste Teil des «telyes Bölceseg». Schriftsteller und Übersetzer sind im innersten Herzen eins: hier finden wir den schönsten Abschnitt der Übersetzung und die vollkommenste Übereinstimmung. Diesen Teil erfaßte, durchfühlte der ungarische Übersetzer. Hier offenbart sich auch die Wärme seines eigenen Herzens, die Tiefe und Andacht seiner eigenen Seele. An dieser Stelle ist auch die Sprache

im höchsten Maße ausdrucksvoll, lieblich blühend. Er scheint an einer Stelle auch auf die Blumen- und weltlichen Lieder zu deuten, indem er den «hellen Klang des Meerwunders, des mädchengleichen Fisches» erwähnt. Eine eminente Kraft und Schönheit der magyarischen Sprache war nötig zu einer solchen Übersetzung. Die Seuse-Übersetzung der «telyes Bölceség» (Ewige Weisheit) im Tyrnauer Kodex ist mit Recht eine Zierde unserer Kodexliteratur.

Die erste Übersetzung von Seuses lateinischem *Horologium Sapientiae* Anno 1389 ist in französischer Sprache unter dem Titel «Orloge de Sapience». Die Übersetzung, in Chastelneuf auf Velin-Papier geschrieben, mit vier Miniaturen geziert, stammt von einem Franziskaner aus Lothringen und befindet sich in Paris. Ferner kennen wir eine englische und holländische (Anno 1483) und eine italienische Übersetzung (1492). An diese reiht sich nun eine magyarische Übersetzung, von deren Vorhandensein der europäischen Seuse-Literatur die gegenwärtige Abhandlung Kunde gibt.

Für Ungarn sind Seuses Leben und Werke nicht nur in der Tyrnauer Kodex-Übersetzung und in den äußeren Beziehungen zur Margareten-Legende von Interesse: wir finden auch andere, ganz eigenartige Ähnlichkeiten, Übereinstimmungen.

Pelbárt v. Temesvár, der große ungarische Scolastiker, begann sein *Stellarium* zur Zeit der Pest; als Seuse sein BDEW schrieb, wütete die Pest auch in der Gegend von Konstanz. Pelbárts Aufmerksamkeit erstreckt sich auch auf die Zeitverhältnisse, auf die launenhaften Verordnungen des Regenten (Mathias). Ähnliches finden wir bei Seuse, der die Widersetzlichkeit Ludwigs von Bayern gegen Papst Johann XII. erwähnt und tadelnd kritisiert. Mit Trauer gedenkt Seuse des gottlosen und sittenlosen Lebenswandels der «modernen Weltlichen»: dasselbe finden wir in Pelbárts Werken und in der Margareten-Legende.

Greith berichtet über H. A. Seuse, daß er 18 Jahre Beichtvater der ungarischen Elisabeth (Tochter Andreas' III., des letzten Königs aus dem Hause Árpád), die in Töss als Dominikanerin lebte und 1336 starb, gewesen wäre. Chronologisch können wir unmöglich 18 Jahre annehmen, da Bruder Heinrich erst 1334 Seelsorger in Töss wurde; trotzdem ist es für uns Ungarn ein interessanter Umstand, da Seuse auf diese Weise mit uns in nähere Beziehung kommt. Zwei Jahre können wir jedenfalls annehmen.

Seuses Vater starb am 21. Dezember 1300; seine Leiche wurde 1690 in das Grab des anno 1468 gestorbenen Dominikaners Johann Herolt (*Discipulus*) gelegt, aus dessen Reden und Gleichnissen unsere magyarischen Codices vieles übernahmen. Auch dieser Umstand dient nur dazu, uns Seuses hehre Persönlichkeit näher zu rücken.

Das albanische Problem.

Von Josef Molnár.

Das Schoß- und Schmerzenskind Europas vor dem Weltkriege, Albanien, bietet dem Ethnographen, dem Sprachforscher, dem Geschichtsschreiber eine Fülle von Rätseln, deren Lösung bisher nicht gelungen ist,

trotzdem es an größeren und kleineren Werken über diesen jüngsten Staat unseres Kontinents nicht mangelt. Ja, je reicher die Literatur wird, desto größer wird die Verwirrung, denn wenn irgendwo, gilt hier das Wort: Tot capita tot sensus. Und mit Recht sagte Delaisi mit Bezug auf Albanien: «Die Sahara ist besser bekannt, Tibet kaum geheimnisvoller.» Nun hat es Frédéric Gibert¹⁾ unternommen, in einem Bande von etwas mehr als 300 Seiten, der den obigen Titel führt, auf Grund der kritisch gesichteten Quellen alles Wissenswerte über Albanien zusammenzutragen, und er bietet, soweit als möglich, eine vollständige Ethnographie, Geographie und Geschichte dieses Landes, welches im vorigen Jahre noch im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses stand und, wenn einmal der europäische Friede hergestellt sein wird, den Diplomaten noch viel Kopfzerbrechen verursachen dürfte. Ein Vorzug des Buches sei schon jetzt hervorgehoben: es ist gut, in elegantem Französisch geschrieben, dabei von entsprechendem Ernst und frei von Oberflächlichkeiten; das von ihm zu einem zusammenhängenden Bilde gruppierte reiche Material setzt den Leser in den Stand, sich ein eigenes Urteil zu formen und ist geeignet, die Grundlage für weitere Forschungen zu bilden. Zu besonderem Danke verpflichtet der Autor durch die mitgeteilten Proben albanischer Sagen, Märchen, Erzählungen und Volkslieder, die einen Einblick in die Denkweise und Psyche der Albanesen gestatten. Und noch eins sei hier vorweg konstatiert: Gibert sucht jede Voreingenommenheit von sich fernzuhalten, ist aber von Sympathie für das albanische Volk beseelt, in dem er einen gesunden Kern findet, der unter günstigen Umständen gute Früchte zeitigen wird. Diese Sympathie, die sich mit der Objektivität ganz gut verträgt, nimmt den Leser gefangen.

Am fesselndsten ist naturgemäß der erste Teil des Buches, der ethnographische. Dieser bot auch die größten Schwierigkeiten, denn der Charakter der Albanesen ist voller Widersprüche und Zwiespälte, so daß man sich schwer ein Urteil über ihn bilden kann. «In der Tat ist dieses Volk intelligent und kindisch, ritterlich und spitzbübisch, freigebig und diebisch, fromm und bar der Religiosität. Es kennt die Liebe nicht und besingt sie in reizenden Liedern. Im Grunde träge, interessiert es sich für praktische Dinge. Es liebt sein Vaterland innig und hat kein Gefühl für Nationalität; duldsam dank seines angeborenen Indifferentismus, nimmt es an blutigen konfessionellen Kämpfen teil.» Alle diese Anomalien erklären sich durch drei Worte: Armut, Unwissenheit, Impulsivität. Die Albanesen stecken als Volk noch in den Kinderschuhen. Wird ihnen in umsichtiger und kluger Weise ein energischer Impuls auf den Weg der Ordnung und Bildung gegeben, so werden sie ohne Zweifel rasch ihren Platz unter den zivilisierten Nationen einnehmen. Pouqueville, der Jahre lang als französischer Konsul in Janina wirkte, schrieb einmal: «Alles, was exakt und nützlich ist, gefällt diesem Volke ausnehmend, das sich beeilt hat, die Impfung einzuführen (die man noch heute — im Jahre 1825 — im päpstlichen Staate verfolgt), und das, frei von Vorurteilen, alles aufnehmen wird, was seine Lage zu verbessern vermag.» Die Albanesen zeichnen sich durch gesunden Menschenverstand aus, der, in die richtigen Wege ge-

¹⁾ Les pays d'Albanie et leur histoire. Par Frédéric Gibert. — Paris. Librairie P. Rosier 1914.

leitet, ihren Fortschritt in glücklicher Weise beeinflussen würde. Dieser bon sens findet auch in ihren Sprichwörtern seinen Ausdruck, wie z. B.: «Mit deinen Verwandten iss und trink, aber mache mit ihnen keine Geschäfte. — Dem Glücklichen legt selbst sein Hahn Eier. — Wenn ein Armer etwas findet, ist es ein Blatt oder ein Nagel.» Die schlechte Verwaltung, der Mangel an Sicherheit und Kapital sind schuld daran, daß dieses zum Teil reiche Land unkultiviert und unbebaut ist. Dies ist die Hauptursache der Trägheit und Armut seiner Bewohner. «Wenn deine Mutter dich fragt: was besitzt du? antworte: Die Erde ist mein Bett, ein Stein mein Kissen», sagt ein albanisches Lied. Während die meisten Reisenden — es sind ihrer nicht viele —, die ins Innere Albaniens gedungen sind, sich über die Unsicherheit des Landes beklagen, schreibt Baron Nopcsa, daß eine Reise in Albanien dem nächtlichen Spaziergange in den Vorstädten einer europäischen Großstadt gleiche. Tatsächlich — so versichert unser Autor — hat der Fremde von den Albanesen nichts zu befürchten, nur muß er sich hüten, den Eindruck zu erwecken, als wollte er sie einem fremden Einfluß unterwerfen oder nach ihren Mineralschätzen schürfen, auch auf ihre große Empfindlichkeit muß er Rücksicht nehmen. Die Albanesen sind, wie schon oben erwähnt, tolerant, und wenn es doch blutige religiöse Kämpfe unter ihnen gibt, so sind diese eigentlich Clan-Gehässigkeiten. Den Antisemitismus kennen sie nicht, übrigens gibt es in Albanien wenig Juden; eine Sage gibt die Ursache davon an: «Eines Tages wollte sich ein Jude, der nur einen Kürbis besaß, in Scutari niederlassen. Als er hinkam, fragte er einige Gassenjungen, was er machen könne, um etwas Geld zu verdienen. Sie antworteten ihm, er brauche nur das Innere des Kürbisses zu verzehren, dann die Schale in eine Lampe umzuwandeln, die er für wenige Piaster verkaufen könne. Daraufhin schüttelte der Jude den Staub von seinen Füßen, denn — sagte er — in einem Lande, wo schon die Knaben so kaufmännisch veranlagt sind, hat ein Israelit nichts zu suchen». — An homerische Sitten erinnert die weitgehende, durch minutiöse Vorschriften geregelte Gastfreundschaft. Eine wahre Landplage ist die Vendetta, Kroarina genannt, welcher Verfasser ein ganzes Kapitel widmet, ebenso wie dem religiösen Leben. Die Albanesen zerfallen in Katholiken, Orthodoxe und Muselmanen. Im Grunde genommen nicht religiös, sind die Albanesen überaus abergläubig. In der Gegend von Dibra sind sie überzeugt, daß der Mensch zwei Seelen hat, eine tierische und eine geistige. Während des Schlafes irrt diese im Raume, und wenn sie die Rückkehr durch den Mund nicht findet, so ist das der Tod. Die Skyptaren glauben an eine Art Seelenwanderung (Lugat). Der Teufel spielt in den Sagen und Erzählungen eine wichtige Rolle. Das Volk glaubt an Stregas (Zauberinnen), Vampyre (Vroks-laks), phantastische Tiere, mal'occhio; einzelne abergläubige Zeremonien lassen sich aus antiker Zeit ableiten.

Die Lage der Frauen in Albanien beleuchtet der Verfasser in einem ininteressanten, durch zahlreiche Volkslieder illustrierten Abschnitt. Die Sprichwörter lassen die Lage der Frau in ungünstigem Lichte erscheinen. So heißt es: «Was ist eine Frau? Der Türke sagt: eine Gefangene, der Albanese: eine Sklavin, der Serbe: eine Magd, der Bulgare: eine Gefährtin, der Jude: Genossin, der Grieche: eine Souverainin.» Ein Sprichwort lautet: Es gibt drei Plagen auf der Welt: das Feuer, die Frau und

das Wasser. In Wirklichkeit sind die Frauen geachtet und genießen in ihrer Familie und selbst in ihrem Stamme einen gewissen Einfluß. Die Albanesen haben poetische Liebeslieder, doch auch Spottverse auf Frauen, die es mit der Treue nicht allzu genau nehmen. Ausführlich schildert der Autor die Heiratsitten und -Zeremonien der Albanesen. Wehe dem Manne, der ein gegebenes Heiratsversprechen nicht einlöst! Dagegen ist es der Braut gestattet, zurückzutreten, doch muß sie sich dann einem endgültigen Zölibat widmen und einen Eid leisten, daß sie eine «virdschin» (vom lateinischen *virgo*) sein werde. Solche Frauen werden als Mannweiber betrachtet, sie dürfen eine Flinte tragen und nehmen an allen Kriegs- oder Razzia-Expeditionen teil. Sie gehen wie Männer gekleidet und geben gute Reiseführer ab. Brechen sie ihren Eid, so werden sie mit dem Tode bestraft.

Dem Kapitel über die Leichenfeierlichkeiten und die Witwenschaft folgt das über die Sprache der Albanesen, wohl das schwierigste Thema des Buches. Denn die albanische Sprache hat nicht einmal ein festgesetztes Alphabet, und die berufensten Sprachforscher sind über die Stellung dieses Idioms innerhalb des indo-germanischen Sprachstammes nicht einig. Große Schwierigkeit bereitet auch die Mannigfaltigkeit der Dialekte. Gilbert faßt die Ergebnisse der Erforschung der albanesischen Sprache übersichtlich zusammen. Von einer eigentlichen Literatur kann nicht die Rede sein; sie umfaßt Gesänge verschiedener Art, einige Fabeln und Erzählungen (Märchen), von denen der Autor Proben liefert.

Der zweite und dritte Teil des Buches behandeln die Geographie, Ethnographie und Geschichte Albaniens; ohne Neues bieten zu wollen, gibt der Verfasser eine auf den Resultaten der neuesten Forschungen beruhende, umfassende Darstellung. Die Geschichte wird bis in die neueste Zeit fortgeführt — bis zur Errichtung des selbständigen Fürstentums Albanien. Im letzten Abschnitt (*La future Albanie*) wirft der Verfasser die Frage auf, ob das autonome Albanien lebensfähig sei? Er gibt eine Gegenüberstellung der pro und contra vorgebrachten Meinungen. Während die Einen versichern, das albanische Fürstentum sei nicht lebensfähig, weil es 1. keine natürlichen geo- und ethnographischen Grenzen besitzt; 2. weil es keine albanische Nation gibt; 3. weil eine derartige künstliche Schöpfung nur der Herd von Anarchie und eine Quelle der Schwierigkeiten unter den Mächten werden könne, — führt Verfasser eine Reihe von Autoritäten an, die trotz allem und allem ein Fürstentum Albanien für möglich und lebensfähig halten, und er schließt mit den Worten Jean Herbettes: «Nicht die Gerechtigkeit ist es, die wir bei der Neuordnung der Dinge im Orient zu fordern berechtigt sind, sondern einfach die Stabilität, welche den balkanischen Nationen neue Prüfungen und Europa neue Unruhen ersparen wird. Die Stabilität, die im Orient leichter herzustellen ist als im Okzident, da die verschiedenen Stämme der europäischen Türkei, so lebhaft in ihnen auch das nationale Empfinden sei, nicht in besonderen Staaten gelebt haben und sich ohne zu großen Groll in neue Grenzen einordnen können.» Eine Genealogie des Fürsten Wilhelm und eine umfangreiche Bibliographie beschließen das für eine Einführung in das albanische Problem so sehr geeignete Buch, dem auch zwei Kärtchen beigegeben sind.

Kleine Beiträge zur deutschen Literatur.

Ungarisches zu Goethes Legende vom Hufeisen.

Von Robert Gragger.

Für das Gedicht Goethes ist noch keine sichere Quelle nachgewiesen worden. Johannes Bolte hat im Goethe-Jahrbuch 19, 307 f. die Vermutung ausgesprochen, daß völkische Darstellungen der Legende nur Wiedergaben der ins Volk gedrunghenen Dichtungen seien. Ähnliche Fälle wurden bekanntlich sehr oft beobachtet. So wurde etwa der Erbkönig im flämischen, so die Grimmschen Märchen im schwedischen oder im ungarischen Volksmunde aufgefunden und ihre literarische Herkunft nachgewiesen. — Doch schon im 21. Bd. des Goethe-Jahrbuches konnte Bolte mit neuen Beiträgen darauf hinweisen, daß in den Volkslegenden echte Überlieferung vorzuliegen scheine. Seine spanischen, flämischen, mährischen, galizischen und ruthenischen Varianten ließen es als möglich erscheinen, daß nicht die Goethesche Dichtung in dieser geographisch weitverbreiteten und so verschiedensprachig vertretenen Erzählung reproduziert ist, sondern daß, umgekehrt, Goethe eine alte Variante dieser Legende benutzt hat. Somit erhält ein jeder folkloristische Nachweis ihrer Verbreitung einen besonderen, auch literaturgeschichtlichen Wert.

In Ungarn, wo die Schwänke über Sankt Peter besonders volkstümlich sind ¹⁾, ist die Erzählung von den Kirschen nicht allein bei den Ruthenen ²⁾, sondern, wie Julius Sebestyén nachgewiesen hat (Ethnographia 23, 93 ff.), auch im ungarischen Volksmunde vertreten. Im Jahre 1893 hatte er eine Variante aus dem Zalaer Komitat, vom Plattensee, mitgeteilt (Pesti Napló, Weihnachtsnummer), die er dann auch in seine Sammlung von «Jenseits der Donau» (Magyar Népköltési Gyűjtemény Bd. VIII. Budapest 1906, S. 473—4) aufgenommen hat, und die in deutscher Übersetzung hier mitgeteilt werden soll.

Die Kirschen.

Als Jesus Christus mit Sankt Petrus auf der Wanderschaft war, ging Petrus voran; hinter ihm ging unser Herr. Wie sie so gingen, schritten, fand Petrus ein Hufeisen, doch da es schadhafte war, ließ er es liegen. Unser Herr Christ war schon nicht so faul: als er es sah, bückte er sich, dann hob er es schön auf.

Bald kamen sie in ein Dorf. Da verkaufte Christus das Hufeisen dem Trödlerjuden für einen Groschen. Wieder gingen sie weiter. Die Sonne stand schon im Mittag, als sie gegen die Hälfte des Weges zum nächsten Dorfe wanderten. Petrus sah bald hinauf zur Sonne, bald lauschte er nach

¹⁾ Namentlich in der Gegend von Szeged. L. Kálmány hat in seiner Sammlung «Szeged Népe» (Das Volk Szegeds) eine Anzahl solcher Petrus-Schwänke mitgeteilt. Darunter eine Variante des Hans Sachsischen Gespräches «St. Peter mit den Landsknechten» (Keller V. 117 ff.), wo es St. Peter mit einem Husaren zu tun bekommt.

²⁾ Mitgeteilt von Stef. Szémán, Ethnographia 20, 241.

der Mittagsglocke. Nun ja, denn er hatte einen mächtigen Hunger. Endlich dann erschien der Kirchturm. Hatte da Petrus eine Freude! Mit beiden Händen machte er einen Schirm über die Augen und schaute — doch nicht den Turm betrachtete er, sondern ob wohl der Schornstein noch rauchte? Doch nicht ein einziger qualmte mehr, denn im Dorfe hatte man bereits selbst das Küchengeschirr abgespült, und auch die Glut im Herd war schon zugedeckt. So konnte der arme Petrus nicht einmal auf die Überbleibsel mehr hoffen.

Als sie ins Dorf kamen, wurde Petrus schon so traurig, daß er sich nicht einmal die Vorübergehenden anzusehen getraute. Nur vor der Kirche, als er das Zeichen des Kreuzes machte, drehte er sich seitwärts. Siehe da: dort im Schatten stand der Wagen mit Kirschen! Mehr hatte er nicht nötig! Er sagte zu Christus: ist der Groschen noch da? Der Meister nickte und trat an den Wagen heran. Hei, wie freute sich Petrus, als man ein Tuch voll gab; doch wie traurig wurde er, als der Herr, ohne zu sehen oder zu hören, weiter ging!

Nun schritt also der Heiland voran, hinterher aber zottelte der hungrige Jünger und paßte treulich auf, wann sie sich wohl setzen würden, um die Kirschen zu vertilgen. Wie er so lauerte: plumps! fiel aus dem Tuche eine Kirsche heraus. Petrus bückte sich und aß sie, staubig wie sie war, sogleich auf. Plumps! die zweite Kirsche. Petrus bückte sich auch nach dieser und aß auch diese auf. Unser Herr Christ aber ging, schritt, und das löcherige Tuch ließ die schönen Kirschen auch weiter herausfallen. Als auch die letzte Kirsche herausgerutscht war, ist Petrus satt geworden. Der Meister aber wandte sich zu ihm und lehrte wie folgt:

— Petrus, Petrus, fortan bücke dich auch nach einem schadhaften Hufeisen, denn siehe: wärest du früher nicht faul gewesen, so hättest du dich jetzt nach den sieben und siebenzig Kirschen nicht sieben und siebenmal bücken müssen.

Ein Jahr später, 1894, wurde eine Variante der Legende aus dem nördlichen Ungarn aus der Gemeinde Vály im Gómörer Komitat im Palóczen-Dialekt mitgeteilt (Magyar Nyelvőr 23, 236). Sie ist auch in Benedek Eleks populärem Märchenbuch (Budapest 1896. V. Bd. S. 223—4) enthalten. Obzwar eine Übersetzung nur einen schwachen Abglanz von der Urwüchsigkeit des Originals zu geben vermag, möge sie hier folgen:

Der Faule muß sich mehr bemühen.

Sankt Peter ist wahrlich auch nicht viel besser gewesen als andere Leute, da er noch mit unserem Herrn Christ auf der Erde wanderte. Denn seht ihr, er war ebenso faul wie ein jeder Ungar.

Einmal, ich weiß nicht mehr, wann es war, ich weiß nur, daß es um die Kirschenernte sein mochte, ging unser Herr Christ mit Sankt Peter in eine Stadt. Wie sie so gehen, bemerkt unser Herr Christ plötzlich im Staube einen Kreuzer. Er sagt zu Sankt Peter:

— Du, Petrus!

— Ich höre, mein Herr und Schöpfer.

— Siel 'mal, ein Kreuzer. Nimm ihn, und bewahre ihn; wir können ihn noch einmal brauchen.

— Aber, mein Schöpfer, für einen Kreuzer tu ich das einmal nicht, ich bücke mich nicht, wenn er auch da bleibt.

Unser Herr Christ sagte kein Wort, nur bückte er sich hübsch nach dem Kreuzer; er hob ihn auch auf und bewahrte ihn. Dann schritten sie weiter. Sie gingen durch die Stadt, wo unser Herr Christ ohne das Wissen des Petrus von einem Weibe Kirschen für den Kreuzer kaufte. Er bekam gerade hundert.

Als sie nun aus der Stadt kamen, ließ unser Herr Christ, der stets voranging, im geheimen eine Kirsche fallen, und sprach dann nach hinten zu Sankt Peter:

— Du, Petrus!

— Ich höre, mein Herr und Schöpfer.

— Siel 'mal die schöne Kirsche. Hebe sie doch auf und iß sie!

Sankt Peter war auch ein wenig naschhaft und bückte sich tatsächlich; er hob sie auf und aß sie hübsch auf.

Etwas weiter wirft nun unser Herr Christ wieder eine Kirsche fort und sagt zu Petrus, er möchte sie aufheben und essen. Und dieser hebt sie auf und ißt sie.

So ging es, bis die hundert Kirschen alle waren. Als nun Sankt Peter auch die hundertste aufgehoben und verschluckt hatte, sagt Christus zu ihm:

— Nun siehst du, Petrus. Nach dem Kreuzer, den ich dir gezeigt hatte, warst du faul, dich zu bücken, und nun hast du dich hundertmal nach ihm gebückt; denn die hundert Kirschen habe ich für den einen Kreuzer gekauft, und habe sie nur deshalb fortgeworfen, damit du selber sehest, daß «der Faule mehr gehen, der Geizige mehr ausgeben muß»; und «wer müde ist, es aufhebt und seinen Mund erquickt.»

So originell volkstümlich sich auch diese Erzählungen anhören, ist doch kaum anzunehmen, daß sie frei von literarischem Einfluß sind. Wie Elisabeth Rona-Sklarek den Einfluß Grimmscher Märchen auf ungarische Volksmärchen gezeigt hat (Festschrift für Gustav Heinrich, Budapest 1912. 366 ff.), so wurde in diesem Falle von Julius Sebestyén (a. a. O.) auf die Möglichkeit einer literarischen Beeinflussung hingewiesen. Die Legende vom Hufeisen ist in Ungarn von Kindheit auf jedem Menschen geläufig. Sie gehört zum alten Bestand ungarischer Lesebücher; doch seit Goethes Gedicht auch ins Ungarische übersetzt wurde, scheint die Feststellung dessen nicht mehr möglich, ob die Erzählungen der Lesebücher aus dem Volksmunde stammen oder von Goethe abhängig sind. — Schon 1821 ist Goethes Legende metrisch übersetzt, ohne den Namen des Verfassers ungarisch von Paul v. Edvi-Illyés erschienen (Zsebkönyv, kiadta Igaz Sámuel. Bécs. 1821 S. 167—169. Szent Péter. Legenda).

Als volkstümliche Originalerzählung erscheint die Legende im populären Lesebuch für kleine Kinder des Johann Gáspár 1848. Der Verfasser (1816—1892) hatte 1841—1844 und 1855 in Deutschland, namentlich in Berlin bei Diesterweg gelebt und war ein vorzüglicher Kenner der deutschen pädagogischen Literatur. In seinen Lesebüchern für Volksschulen folgte er auch deutschen Mustern, und er hat Lesestücke deutscher Autoren mit Vorliebe übernommen. Da diese Lesebücher außer der ungarischen auch in deutscher, slovakischer, kroatischer und rumänischer Sprache erschienen, sind ihre Erzählungen bei allen Nationalitäten Ungarns unmittelbar eingedrungen. Sein erstes Lesebuch, betitelt «Csemegék olvasni még nem tudó gyermekek számára» (Leckerbissen für kleine Kinder,

die noch nicht lesen können) Kolozsvár 1848, ist nach dem Muster des Wilhelm Curtmannschen Lesebuches (Geschichten für Kinder, welche noch nicht lesen. Ein Gedenkbüchlein des Gutenbergfestes 1840. Offenbach. Verlag v. E. Heinemann) zusammengestellt. Es enthält als 66. Erzählung folgende Geschichte:

Das Hufeisen.

Als einmal unser Herr Christ auf der Reise war, bemerkte er auf der Straße etwas Glänzendes. Als sie näher kamen, sahen sie, daß es ein altes Hufeisen war.

— «Petrus», sagte der Herr, «das könntest du mitnehmen.»

Doch der Apostel dachte bei sich: «Wozu soll ich mir ein so unnützes Ding aufbürden, welches gar nicht wert ist, daß ich mich darnach bücke», und er ging weiter. Unser Herr Christ aber hob selbst schweigend das Eisen auf und verbarg es in sein Kleid. Als sie in das erste Dorf kamen, verkaufte der Herr das Stück Eisen dem Schmied; er erhielt dafür einen Kreuzer. Am Tore wurden Kirschen verkauft und Christus kaufte für den Kreuzer eine gute handvoll Kirschen.

Unterdessen wurde es gar drückend heiß, und da der Weg durch eine baum- und quellenlose Heide führte, wurden die Reisenden alsbald durstig. Ihr Mund trocknete aus, und sie hätten viel für ein Glas Wasser gegeben. Als Petrus so ermattet hinter seinem Herrn herging, ließ dieser wie von ungefähr eine Kirsche fallen. Petrus bückte sich rasch nach ihr, die Kirsche war eine wahre Wohltat für seine Zunge. Einige Zeit später warf Christus wieder eine Kirsche fort, dann eine dritte, vierte, fünfte, und er setzte solange fort, bis sie alle waren. Und Apostel Petrus griff jedesmal gierig darnach.

Da sagte der Herr mit seiner gewohnten Sanftmut:

— «Siehst du Petrus, an diesen Kirschen, die ich gekauft habe, und an dem Hufeisen kannst du etwas lernen, was du bisher, wie es scheint, nicht gewußt hast. Wenn du nicht die kleine Mühe gescheut hättest, das Hufeisen aufzuheben, wärest du von der viel größeren Mühe verschont geblieben, nach jeder Kirsche dich zu bücken. Wer eine gefundene Kleinigkeit nicht beachtet, der muß sie später mit viel Mühe suchen, wenn er ihrer bedarf.

Diese Erzählung stammt offensichtlich aus Goethes Gedicht, denn charakteristische Einzelheiten verraten das Original. Die beiden Wanderer sehen etwas Glänzendes auf der Straße blinken, von dem es sich herausstellt, daß es ein Hufeisen ist. Christus hebt es schweigend auf, verkauft es dem Schmied. Auf der Heide hätte Petrus viel für ein Glas Wasser gegeben usw. Alles weist darauf, daß Gáspár selbst die Legende unmittelbar dem Gedichte Goethes ungarisch nacherzählt hat.

Es ist wohl sicher festzustellen, daß die ungarischen Varianten der Legende vom Hufeisen, die bisher aus dem Volksmunde aufgezeichnet wurden, sämtlich durch Vermittlung der Schulen aus Goethes Dichtung ins Volk gedrungen sind.

Ähnlich scheint es auch um die übrigen volkstümlichen Erzählungen der Hufeisenlegende bestellt zu sein, denn Goethes Gedicht war seines lieblicheren Tones und seiner anschaulich-moralischen Darstellung wegen in Lehr- und Jugendbüchern allerorten sehr verbreitet.

In der ungarischen Literatur hat der Hans Sachsisierende Schwankton der Legende einen ebenbürtigen Nachklang gefunden in Johann Arany's heiter-volkstümlichem Gedicht von «St. Peter mit der Geige» (1853). Vom Goldenen Humor Arany's überstrahlt wird in dieser «lustigen Legende» erzählt, wie Christus auf der Wanderschaft durchs Ungarland über die Heide ging und sein treuer Jünger Petrus hinterher kam. Der Weg führte an einer Heideschenke vorbei, in der es gar hoch herging. Auch Petrus wandelt es an, in die «Csárda» einzukehren, und er trat denn auch schließlich trotz der sanften Mahnung seines Herrn ein. Dieser schuf ihm zur Strafe eine Geige auf den Rücken. Kaum war er eingetreten, umdrängte ihn die bezechte Schar mit den Rufen: «Spiel' auf, spiel' uns auf.» Petrus weigerte sich, doch vergebens suchte er zu beweisen, daß er nicht zu musizieren verstehe. Die Ausflüchte waren nur Öl ins Feuer, und in der Hitze des Gefechtes bekam er so manchen tüchtigen Stockhieb ab. Indessen schritt der Heiland ruhig weiter, und als ihn der Apostel endlich eingeholt hatte, lehrte er wie folgt: Neugier ist halbe Sünde, und schon der Anblick des Schlechten verdirbt. Wer aus eigenem Willen ein Narr wird, den meide man den Tag. Denn einem Trunkenbold gehe ich selbst aus dem Wege. (Varianten bei O. Dänhardt, *Natursagen*, 2, 172).

Auch dieser Schwank wurde im ungarischen Volksmunde aufgezeichnet (Kálmány, *Szeged népe*), doch ist er gewiß durch Arany's Gedicht in ganz Ungarn populär geworden.

In dieser Rundschau (I. 220 ff.) habe ich nachgewiesen, wie Arany auf Theodor Fontane eingewirkt hat. Dieses eben analysierte Gedicht des Dichters ist gleichfalls in die deutsche Literatur eingedrungen, und zwar durch Julius Hammers Legende «Sankt Peter in der Schenke». Hammer folgt getreu den Spuren Arany's und seiner Stimmung, doch ändert er die Erzählung insofern, daß die Geige nicht auf dem Rücken des Apostels hängt, sondern daß er bei seinem Eintritt in die Schenke für einen musizierenden Zigeuner angesehen wird, und die Geige in den Arm gedrückt erhält. Da er nicht spielen kann, ist der Ausgang derselbe, und der Heiland zieht die Lehre daraus mit denselben Worten wie bei Arany.

Ein deutsches Schmähdgedicht auf die Kurutzen.

Mitgeteilt von Prof. Dr. Arthur Weber.

Als Franz Rákóczi II. im Jahre 1703 die Waffen gegen den König ergriff, waren ihm rasch die meisten Städte und Gegenden Ungarns beigetreten. Im Westen erstreckte sich seine Macht bis über die Grenze, so daß Kurutzenscharen bis nach Mähren drangen und selbst die Kaiserstadt bedrohten.

Bei Oedenburg (Sopron) aber wurde der Siegeslauf der Kurutzen gehemmt. Zu wiederholten Malen trachteten sie in den Besitz dieser Stadt zu gelangen, doch wurden die Angriffe Forgács's (1704) ebenso erfolgreich zurückgewiesen, wie die des General Bottyán (1705) und seiner Nachfolger (1706). Bei Gelegenheit dieser zweiten Belagerung entstanden Schmähdgedichte in Oedenburg, die sich voll Haß gegen die Angreifer wandten und unter der Einwohnerschaft regen Widerhall fanden. Ein

Oedenburger Bürger namens Johann Georg Ritter, der die Begebenheiten von 1701 bis 1719 gewissenhaft aufgezeichnet hat, berichtet in seiner Chronik auch über die Schmähdgedichte, die damals in Oedenburg zirkulierten. «Es sind auch noch folgende Reimen» — erzählt er — «zu dieser Zeit componiret und dem Vak-Bottyán zum Schimpf und Spott aufgesetzt worden:

Vak Bottyán, du Teufelsbrutt —
Dein Thun ist Gott zuwider!
Er hat die Stadt in seiner Hut,
Und stürzet dich darnieder,
Drum pack und trolle dich davon,
So hast du den verdienten Lohn:
Dein Nahm wird ewig stinken.

Andere noch mehr, so gemacht worden, welche hinten hernach zu finden sind.» Trotz dieser Äußerung Ritters befinden sich aber die erwähnten Gedichte nicht in dem Manuskript, welches im Jahre 1875 von Koloman Thaly veröffentlicht worden ist¹⁾.

Es ist mir gelungen, eine dieser Schmähschriften in der Handschriftensammlung des ungarischen National-Museums aufzufinden. Sie befindet sich in einer Pasquillensammlung, die im Jahre 1807 durch Jakob Ferdinand Miller, den damaligen Vorsteher der Bibliothek, niedergeschrieben worden ist²⁾. Die Seiten 173—177 enthalten das deutsche Schmähdgedicht, das bei der Belagerung Oedenburgs im Jahre 1705/6 entstanden war. Die darin auftretenden kulturhistorischen Momente rechtfertigen vielleicht seine Veröffentlichung in der Ungarischen Rundschau, die sich ja die Vermittlung des Geisteslebens in Ungarn dem Ausland gegenüber zur Aufgabe machte.

Encomia Rakoczianorum a Soproniensibus procusa sub titulo: Der Schelmen Diebs-Rebellen schönes Lob.

Die sind meist schlimme Leuth, so die Natur marquëret,
Welches man an Vak Bottyani³⁾ dem schlimmen Schelm spüret,
Der aller Schelm Schelm an heiligen Christ Tag zeigt,
Wes Geistes Kind er sey? des Teuffels, der ihm neiget
Sein ganz durchteuffeltes Herz, auch an dem heiligen Tag
Da jeder Christe bett, der Hund nicht ruhen mag?⁴⁾
In dem er Oedenburg (wie die Mort-brenner pflegen)
Demselben Tag anfieng in Staub und Schutt zu legen.
Denckest nicht an Christi Kripp, du Dieb, wo bleibt die Metten?
Der Teuffel wird davor dir in der Hölle betten.
Du liebes Oedenburg der Name mit der That
Der blinde Höllen Hund dir nun gemacht hat.
Ist das Raison de Guerre! wo bleibt das Völcker-Recht?

¹⁾ Monumenta Hungariae Historica XXVII.

²⁾ Collectio Pasquillorum Hungaricorum. Quart. Hung. 153.

³⁾ Johann Bottyán, berühmter Kurutzengeneral, der, da ihm das eine Auge fehlte, «der Blinde» (Vak) genannt wurde.

⁴⁾ Nach Ritters Zeugnis eröffnete Bottyán am 24. Dezember (1705) vormittags 11 Uhr das Bombardement der Stadt (Mon. Hung. Hist. XXVII. S. 494).

Thust du auffordern nicht⁵⁾, du hündisches Geschlecht
 Der Tyrann Attila thät selbst die Stadt begrüßen,
 Den man doch damals muß als Gottes-Rutte küssen,
 Der Bottyán bild sich ein, er sey schon ein Monarch,
 Ihm solte entgegen gehen, wie jenem ein Patriarch.
 Weit, weit gefehlt, du Schelm! dir wird entgegen geh'n
 Der Henker, der einmahl wird auf deinem Nacken steh'n.
 Ist gewiss Bertsényi⁶⁾ Geist, des aufgeblasenen Narren,
 Oder Rákóczy Sinn, des Königs in dich gefahren?
 Der eitel Kupfer Geld pro paupertate schlägt,
 Et Libertate⁷⁾; doch das Geld in Beütl legt⁸⁾.
 Capiret ihr das nicht, ihr dumme Esels-Köpfe?
 Ich mein', ihr seyd verfinstert durch eure dicke Schöpfe⁹⁾.
 Seyd ihr dann von Natur zu Knechten auserkohren?
 Habt ihr dem einen Narren die Dienstbarkeit geschworen?
 Ihr Schelmen, Diebe, Räuber, ihr Flegeln, Henckers-Knecht!
 Die Mühl¹⁰⁾ und Lazareth¹¹⁾ zu brennen, ist es Recht?
 Die Kranken massacriren, wo ist's Licht der Natur?
 Der Teuffel wird dafür euch nehmen in sein Cur.
 Ihr Diebe! wie oft habt ihr das Vieh uns weggestohlen?¹²⁾
 Das man dasselbige mit grossen Geld muß hohlen.
 Heisst das die Freiheit fachen? ihr Schelme, Diebe Mordbrenner
 Mit den vermaledeyten la Meme¹³⁾ und Revier¹⁴⁾,

⁵⁾ Auch das Theatrum Europaeum (Teil 17. Band III. S. 59. 1718) erwähnt, daß die Stadt ohne vorhergegangene Aufforderung angegriffen wurde.

⁶⁾ Graf Nikolaus Bercsényi, Oberbefehlshaber der Kurutzen und die eigentliche Seele des Aufstandes, der seinem Herrn auch in die Verbannung folgte und in der Türkei starb.

⁷⁾ Anspielung auf die durch Rákóczi geprägten Kupfermünzen, die die Aufschrift Pro libertate trugen.

⁸⁾ Auch bei Ritter ist diese Beschuldigung erwähnt: «so haben sie doch diesen Vortheil zu ihren sonderlichen Nutzen erdacht, und haben Kupfergeld schlagen lassen, und ihre Leuthe damit ausgezahlet, und Jedermann, wo sie schon zu gebiethen gehabt, hat selbiges auch von ihnen nehmen müssen; das Silber und Gold haben die Vornehmen für sich gespart und weggeführt» (S. 447).

⁹⁾ Die Kurutzer trugen ihre Haare in Zöpfe geflochten über die Ohren gelegt.

¹⁰⁾ Den 9. Jänner zündeten die Belagerer die am Schlipper-Tor gelegene Mühle an (Mon. Hung. Hist. XXVII. S. 511), doch waren Mühlen auch schon früher eingäschert worden.

¹¹⁾ Das Lazaret war noch bei der vorigen Belagerung am 19. Februar 1704 beschossen und in Flammen gesetzt worden (Chronik des Joh. Csáky. Magyar Torténelmi Tár V. S. 188).

¹²⁾ Graf Simon Forgách betrachtete das den Oedenburgern entführte Vieh als Kriegsbeute. (Siehe seinen Brief darüber. Ebenda S. 225).

¹³⁾ Wahrscheinlich Schreibfehler statt Le Maire, der als Ingenieur-Kommandant an der Belagerung teilnahm. (Vgl. Archivum Rakoczianum. Abt. I. Bd. V. S. 4 und Bd. VIII. S. 27.)

¹⁴⁾ De la Rivière, französischer Huguenotte. Als Artillerieoberstleutnant leitete er die Belagerung Oedenburgs, bei welcher er auch in Gefangenschaft geriet. (Mon. Hung. Hist. XXVII. S. 515 und 525.)

Ihr Philou! habt ihr nicht in Túrkey können crepiren,
Ehe ihr gekommen seyd die Stadt zu bombardiren?
Wart' Pluto, blinder Dieb! wird dich schon canoniren,
Er wir dich mit la Marx ins arsenal logiren,
Was haben dir die Schulen, und Gottes Häuser gethan?¹⁵⁾
Die Klagen dich daroben bey Gott dem Richter an.
Du Hundsfutt! habt (!) wir die Freyheit dir genommen?
Dass du uns so kränkest mit dein verfluchten bomben,
Cartatschen und Granaten, mit Stürmen und mit Stücken
Doch trauest du nicht persönlich anzurücken¹⁶⁾.
Willst du die Niederlag zu Kohlenhoff¹⁷⁾ revangiren?
Warte Schelm, wir wollen es schon notiren.
Was macht Ocskay¹⁸⁾, der Schelm, der schon lang
Sein Leben hätte endigen sollen durch Henkers Hand und Strang?
Bist du ein General, du Dieb, du HenkersKnecht?
Zwar für solche Canalien ist bald ein Schelm recht
Was thut der junge Scheissmatz, der Csaky¹⁹⁾ draußen lauren?
Ihr Schurken! keiner ist, der sich wagt an die Mauren.
Stürmt immer drauf, ihr Lumpen: wir bleiben doch unseren Joseph treu;
Und wenn es gleich dauret durch März, April und May²⁰⁾.
Doch lässt die blessirten zuvor erst auscuriren,
Die Todten aber sanft in Charons-Schifflein führen,
Kommt immer früh, an die Maur bey Morgensternen.
Die sollen leichten, und euch die Weege lernen.
Alte Weiber mit ihre Offengäbeln
Verlachen eure stumpfe Säbeln.
Ihr müsset besser dran, ihr müsst ja avanciren,
Es wird an Tapferkeit den Bürgern nicht mangiren.
Ihr werdet doch mit Spott und Schand abziehen müssen,
Und endlich legen euch zu Josephs Füßen.
Ihr Schurken, Bettelhunde, schämt ihr euch nicht, Geld zu fordern,
Nachdem ihr uns verbrant? Wartet nur, man wird beordern
Acht Millionen Flöh, und hundert tausend Stränge

¹⁵⁾ Am 2. Jänner fielen 15 Bomben in die Kirche der Jesuiten (Ebenda S. 503).

¹⁶⁾ Bottyán berichtet am 3. Februar 1706 an Rákóczi über die Belagerung und entschuldigt den Mißerfolg mit dem Mangel an Belagerungsgeschütz. (Arch. Rak. Abt. I. Bd. IX. S. 284).

¹⁷⁾ Kohlenhof, das ungarische Kópháza, ein kleines kroatisches Dorf bei Oedenburg.

¹⁸⁾ Ladislaus Ocskay, einer der tapfersten Kuruzengeneräle; 1708 übergang er zu den Kaiserlichen, wurde aber von seinen ehemaligen Genossen gefangen genommen und 1710 hingerichtet. Sein Schicksal wurde von J. N. Vogl in einer Ballade (der Rabenfels) behandelt, die Koloman Thaly wahrscheinlich nicht unbekannt war, als er sein lange Zeit für ursprüngliches Volksgut betrachtetes Gedicht über Ocskay schrieb. — Ocskay führte am 6. Jänner die zweite Sturmlinie gegen Oedenburg an.

¹⁹⁾ Ende Jänner übernahm Bercsényi selbst die Leitung, in der ihm dann Graf Michael Csáky folgte.

²⁰⁾ Das Gedicht scheint also noch im Laufe des Februar entstanden zu sein.

Zu eure verfluchten Hälse, und Ketten in der Menge
 Wollt ihr Stöcke²¹⁾ ausschlagen, und Weingebürg verderben
 Spitzbuben? wir achten's nicht. Wir wollen lieber sterben,
 Als uns ergeben: seyd ärger, als die Tartarn
 Die Teuffel wird auch euch dafür martern.
 Wir bleiben Josephs treue Bürger, seine Gnad wird werden neu
 In Oedenburg. Wir bleiben unseren Joseph treu.

²¹⁾ d. i. Weinstöcke.

Der Name «Hienz».

Von Dr. Elemér Schwartz in Szentgotthárd.

Über die Etymologie des Wortes «Hienz» wurde bisher schon vieles geschrieben, aber ohne daß man zu einem befriedigenden Schluß gekommen wäre. Bevor wir diesbezüglich eine positive Ansicht äußern, fassen wir die über diese Frage veröffentlichten Hypothesen ins Auge.

Schwicker, der sich eingehend mit den Hienzen befaßte, äußert sich folgendermaßen über ihren Namen: «Name und Herkunft der Hienzen ist strittig; einige deuten den Namen aus ‚Heinz‘ oder ‚Henz‘, so daß er Heinrichs Leute besagen würde, und erinnern dabei an den Kaiser Heinrich III., der wiederholte Kriegszüge (1042, 1043, 1045) nach Ungarn unternahm: und die Westgegenden des Landes besetzte (bis 1052), oder an den Grafen Heinrich von Güssing, der als gewaltiger Dynast in dieser Gegend waltete (XIII. Jhd.). Eine andere Tradition erzählt von einem Henzo, dem Besitzer der Burgen Schladning (heute Schleining) und Bernstein, nach dem das ganze Gebiet «Henzonia» geheißt. Unter König László IV. (1272—90) erscheint in der Tat ein Henz als königlicher Kammergraf. Doch wir lassen diese Vermutungen und etymologischen Deutungen und fügen nur noch bei, daß die Magyaren den Namen Hienzen auch als Spottwort gegen die westungarischen Deutschen gebrauchen. Außerdem führen die Hienzen unter sich noch besondere Prädikate. Da sind die «Kotzenhienzen» (grobe Leute), die «Hechtenhienzen», die am Neusiedlersee wohnen und den Hechtenfang gewerbemäßig betreiben, die «Spiegelhienzen», die «Pummelhienzen» und endlich die geduldigen Hienzen. Diese sind soviel als «rari Lait»¹⁾.

So Schwicker. Er konstatiert, bringt aber keinen einzigen Beweis für die gegebenen Zeilen. Er hat alles, was er schreibt, — so scheint es mir — von Karl Czoernig übernommen, der den Namen auch von Heinrich, Heinz, Henz ableitet, aber noch dazufügt, daß der Name ein Spottname sei und nach der Tradition von Henzo, der die Burgen Szalonok (Schleining) und Borostyánkő (Bernstein) im Besitz hatte, herrührt. Von ihm wurde dann die ganze Gegend Henzonia (Henconia) genannt. Diese Tradition hält Czoernig darum für richtig, weil unter Ladislaus IV. tatsächlich ein

¹⁾ J. H. Schwicker: Die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen. Wien und Teschen, 1881.

Henz, als comes camerae regiae, lebte²⁾). Zum Schlusse sagt Czoernig, daß sich diese Tradition auch auf Heinrich, Grafen von Güssing, der mächtig in dieser Gegend waltete, beziehen kann³⁾).

Diese Ansicht wird von nun an von den meisten, die sich mit dieser Frage befassen, angenommen. So lesen wir dies bei Anton Hermann⁴⁾, Anton Martin⁵⁾, Elemér Koloszá⁶⁾, bei den Verfassern von Schul- und Handbüchern und in lexikalischen Werken.

Eingehend, sich auf die Ethnographie und Geschichte stützend, befaßt sich Irene Thirring-Waisbecker mit dem Namen und der Herkunft der Hienzen. Sie hält Czoernig vor Augen und trachtet seine Hypothese wissenschaftlich, d. h. historisch zu begründen. So scheint ihr dann jene Version die glaubwürdigste, «die mit der Geschichte der Hienzen tatsächlich den meisten Zusammenhang hat, jene Version, die den Namen von Heinrich, Grafen von Güssing (1228—74), einem der mächtigsten Dynasten Ungarns, dessen Macht besonders die Steiermärcker und Österreicher zu fühlen bekamen, ableitet. Heinrich von Güssing und seine Söhne (hauptsächlich Iván) waren die Erbauer mehrerer Burgen in unserer Gegend. Ihre Macht fußte nur hier und ausschließlich in den deutschen Besatzungen ihrer Burgen, die sich zumeist aus den Bewohnern unseres Gebietes rekrutierten; daher liegt die Erklärung nahe, daß die Deutschen unseres Gebietes nach ihm mit dem Namen Hienzen oder Heanzen belegt worden sind oder sich selbst so genannt haben»⁷⁾).

Und nun versucht die Verfasserin die zwei anderen Ansichten Czoernigs zu widerlegen, und zwar auf historischem Wege. Es gelingt ihr auch, denn die Überlieferung, die mit Kaiser Heinrich III. im Zusammenhange ist, hat wirklich keine geschichtliche Berechtigung. Gut bemerkt sie: «Heinrich III. wich während seiner Züge durch Ungarn unserem Gebiete zumeist aus; ein einzigesmal zog er über Sopron (Ödenburg) in die Mitte des Landes, doch weist die Geschichte keinen Anschluß unserer Deutschen an ihm nach. Warum wären sie also nach ihm benannt worden?» Es müßte eine Einwanderung oder Ansiedlung unter ihm stattgefunden haben, daß sie den Namen der Hienzen mit dem seinen in Verbindung bringen können.

Geschickt weist sie auch die Überlieferung von Henz zurück. «Der traditionelle Henczo, ein Comes aus dem XIII. Jhd., ist wahrscheinlich mit unserem Heinrich von Güssing identisch; denn gerade in diesem Jahrhunderte beherrschten Heinrich und seine Söhne unser ganzes Gebiet.»

In diesem Punkte gehe ich weiter und meine, daß Henz, comes camerae

²⁾ Tudományos Gyűjtemény. 1819. I. 87 und Joh. von Csaplovics: England und Ungarn. 120.

³⁾ K. Czoernig: Ethnographie der österreichischen Monarchie. Wien, 1855. 3, 191.

⁴⁾ Die Ungarische Monarchie in Wort und Bild, IV. A hiencek. Az osztrák-magyar monarchia.

⁵⁾ Vándorlások a pupos világban. Vasmegeyi közlöny. VIII. évf. 1884. 21, 22, 23 sz. und Henconia. Szent-Gotthárd, XI. éof. 1906, 25. sz.

⁶⁾ Hienceinkröl. Szombathelyi Ujság. 1909. 4, 5 sz.

⁷⁾ Irene Thirring-Waisbecker: Zur Volkskunde der Hienzen. Ethnologische Mitt. aus Ungarn. 1896. V. 103.

regiae, nicht nur «wahrscheinlich» mit Heinrich, Grafen von Güssing, identisch ist, sondern ganz und gar, denn nicht ein einziges Wort widerspricht dieser Voraussetzung. Henz (Hinz) ist nämlich eine Bildung aus Heinrich, wie H. Paul in seinem deutschen Wörterbuche (S. 222) sagt: «Hinz, Koseform für Heinrich, die wie Hans u. a. im Volksmunde mehrfach appellativen Sinn erhalten hat.» Comes camerae regiae bedeutet königlicher Kammergraf, in welcher Würde sich auch unser Heinrich, Graf von Güssing, befand. Auch die Jahreszahl, in welcher Heinrich und jener gewisse Henz lebte, stimmt mit unserer Behauptung überein. Heinrich besaß seine Macht vom Jahre 1228—74 und Henz lebte zur Zeit Ladislaus IV., der 1272—90 regierte. Warum man sich gerade auf Ladislaus IV. beruft, das könnte man vielleicht daraus erklären, daß unser Heinrich gerade mit diesem König den größten Zusammenstoß hatte⁸⁾.

Es sei noch erwähnt, daß von nun an (obwohl unser Heinrich noch einen Sohn seines Namens hatte) kein berühmter Heinrich mehr unter den Güssingern vorkommt.

Mir scheint, mithin ist jenes Rätsel, welches von einem Heinrich und Henz spricht, gelöst, da beide Namen identisch sind und ein und dieselbe Person bezeichnen.

Eingehend befaßt sich Johannes Ebenspanger mit dem Namen der Hienzen, nachdem aber die von Czoernig, Schwicker usw. geäußerten Erklärungen oder wie er sagt, Annahmen solcher Art sind, daß es einem Wunder nimmt, wie man sie überhaupt stellen» konnte, sucht er nun den Namen «in naturgemäßer Weise zu erklären».

Er erinnert an den im XIII. Jhd. in Deutschland vorhanden gewesenen Hansabund. Hansa — meint er — ist ein altdeutsches Wort, das Gesellschaft bedeutet, und das davon abgeleitete «Hans» bedeutet nach dem Wörterbuch von Heinsius so viel, als Mitglied einer Gesellschaft. «Die Ansiedler (sagt er), welche zur Zeit Karls des Großen nach dem von den Avaren eroberten Pannonien zogen, mögen nicht nur wegen größerer Sicherheit auf der Reise, sondern auch vor allem zum Schutze gegen feindliche Überfälle unter sich ein Trutz- und Schutzbündnis geschlossen haben und diese Tatsache nach allen Seiten recht publik gemacht haben. Dieser Bund war auch eine Hanse. Und warum sollte man die Glieder des Bundes nicht Hanser oder Hänser genannt haben? Und warum hätte daraus nicht der Name Hienze entstehen können? All das hat so sehr den Schein der Wahrscheinlichkeit für sich, daß es schließlich weiterer Beweismittel gar nicht mehr bedürfte. Nichtsdestoweniger wollen wir noch einiges in Erwägung ziehen. Wenn jemand in eine Hanse aufgenommen wurde, so

⁸⁾ Vgl. Wertner Mór: A Güssingiek. Századok. 1895. 29, 50 ff. In deutscher Übersetzung. «Im Jahre 1274 entsteht ein Bündnis gegen Ladislaus, welches den jüngeren Bruder des Königs, Andreas, auf den Thron heben will. An der Spitze dieser Koalition stand außer J. Gutkeled Banus Heinrich mit seinen Söhnen... Im Jahre 1274 am 30. September trafen sich die Mannen der Empörer und die des Königs bei Fövény, südlich von Székesfehérvár (Stuhlweißenburg), und der Zusammenstoß erfolgte in dem von hier eine Stunde nach Westen entfernten Böke, am Fuße des Gebirges Somló. Im Kampfe wurden die Empörer gänzlich geschlagen; unter den Toten fand man auch den Banus Heinrich, der durch P. Csák dem Tode geweiht wurde.»

nannte man dies hänsen oder hänseln. Bei dieser Gelegenheit wurde auf Kosten des neuen Hans wacker gezech. Dabei wurde auch allerlei Ulk getrieben. So erhielt das Hänseln allmählich die Bedeutung von Necken»⁹⁾.

Wenn wir schon geschichtlich nichts einwenden wollen, dürfen wir doch sprachwissenschaftlich diese Erklärung nicht gelten lassen, da wir es in «hänseln» mit einem Sekundärumlaut zu tun haben, der in unserer Mundart zu *a* wird und nie zu *ie* werden kann. Mithin ist diese Erklärung sehr unwahrscheinlich.

J. R. Bünker sucht den Namen von dem Worte «jetzt» abzuleiten: «Meiner Anschauung nach haben sich die Heanzen diesen ihren Namen durch eine Eigenheit ihres Dialektes zugezogen oder besser gesagt, er ist ihnen infolge einer Eigenheit ihrer Sprechweise von ihren Nachbarn beigelegt worden. Wieder sind es vornehmlich die Deutschen des Eisenburger Komitates, die, wenn sie etwas erzählen, die Gewohnheit haben, das Wörtchen «jetzt» (hienz) ungewöhnlich häufig zu gebrauchen. Diese Sprechweise kann ich wohl nicht besser, als durch folgenden Vierzeiler charakterisieren, den ich dem Volksmunde abgelauscht habe:

Hieñz hauñi-amâl g'hairat't,
Hieñz piñi a Mauñ,
Hieñz sitz' i' pan-Oufn
Schau' maiñ Waibal auß»¹⁰⁾.

Diese Erklärung halte ich auch für unwahrscheinlich. Denn, ist der häufige Gebrauch des «hīents» im Komitate Vas die Ursache der Benennung, warum nennt man dann auch die Deutschen des Soproner Komitates so? Ja, und weiter, warum nennt man dann die Steirer, sogar die Raab-Lafnitzaler nicht so, die gerade so oft, vielleicht noch häufiger, das «hients» gebrauchen, als die wirklichen Hienzen?

Schröer gibt dem Namen «Hienzen» die von Georg Friedr. Sterzing erschlossene fränkische Bedeutung: Waldkater. Diese Form leitet er so ab: «Die Bewohner der fränkischen Täler und des Grabfeldes nennen den Bewohner des Thüringer Waldes spottweise waltheanze, was offenbar nichts anderes heißt, als Waldkater.» «Heanz, Pl. heanzm, das ist Heinz, Hinz, bedeutet im Henneberg-Fränkischen 1. Männchen der Kaninchen, 2. Kater»¹¹⁾.

D. J. Schatz¹²⁾ hält den Namen für einen Necknamen, aber macht uns dabei auch auf Pauls Deutsches Wörterbuch aufmerksam. A. Pfalz¹³⁾ plädiert für Heinrich — Heinz — Hinz — Hienz. Rudolf Bedi¹⁴⁾ er-

⁹⁾ Joh. Ebenspanger: Der Name der Hienzen. A Magy. Turista Egyesület évi jelentése. S. 22.

¹⁰⁾ J. R. Bünker: Schwänke, Sagen und Märchen in heanzischer Mundart. Leipzig 1906. S. 6.

¹¹⁾ Fromman: Deutsche Mundarten VI.: Schröer, Heanzen Mundart. 21 ff. — G. Fr. Sterzing, Einiges Bemerkenswerte aus der henneberg-fränkischen Mundart. 315.

¹²⁾ Rezension von Birós Lautlehre. ZfdPh. 1912, 44, 237.

¹³⁾ Rezension von Birós Lautlehre. ZfdMaa. 1911. 6, 177.

¹⁴⁾ A soproni hienc nyelvjárás hangtana. Sopron, 1912. 2.

wähnt in seiner Doktorarbeit mehrere Ansichten über die Etymologie des erwähnten Namens, doch er selbst befaßt sich nicht mit der Etymologie desselben.

Eingehend gibt sich L. A. Biró dieser Frage hin, der für die wahrscheinlichste Erklärung die von Nagel in der Zeitschrift für österreichische Volkskunde erschlossene Hypothese hält. Danach sollte *hezts* aus dem mundartlichen *hez* (Hühner) hervorgegangen sein und Hühnerhändler bedeuten. Biró bemerkt noch, «daß lauthistorische Schwierigkeiten hier nicht vorhanden wären». Das ist richtig, im Worte *hez* oder wie bei uns *h^a* ist wirklich keine Schwierigkeit vorhanden, solange der mundartliche Ausdruck Henn, d. h. Huhn und Hühner bedeutet. Aber wie erklären wir *h^ants* aus *h^a*? Von einer *-nts* Wortbildungssilbe, die solche Wörter bildet, welche eine Beschäftigung bedeutet etc. weiß man allgemein nichts und der Hühnerhändler heißt auch nicht *h^ants*, sondern *h^alkräm^m*. Im Eisenburger Komitate ist es wenigstens so.

Was dann Birós andere Bemerkungen anbelangt, vorzüglich die Ableitung des Wortes von *jetzt* und *Hin^s*, darauf möchte ich folgendes bemerken: Als Biró Bünkers Etymologie über unseren Namen bespricht, sagt er, es sei unmöglich *h^ants* von *jetzt*, mundartlichem *h^ats*, abzuleiten, «denn diese Ansicht läßt den starken Nasallaut ganz außer acht. In *jetzt* = *h^ats* ist gar kein Nasallaut vorhanden.» Es ist vielleicht doch nicht ganz so, denn in der verlängerten Form: *h^antsst*, welcher man sich im Raab-Lafnitztale häufig bedient, ist der Nasallaut ganz deutlich vorhanden. Beobachten wir die kurze Form *h^ats* mit Hilfe der von Sievers¹⁵⁾ und Czermak¹⁶⁾ angeführten Experimente, dann ist klar, daß im mundartlichen *h^ats* das *i* nasalisiert ist.

Obwohl ich hier für Bünker spreche, will ich doch keinesfalls sagen, daß seine Erklärung die richtige ist. Biró nimmt auch die allgemeinste Ansicht, die den Namen von Heinrich, Heinz, Henz, Hinz ableitet, nicht an. Diese seine Auffassung begründete er folgendermaßen: «Beide Ansichten (nämlich die schon obenerwähnten von Schröder und Anton Hermann) wären leicht zu verknüpfen, denn so viel folgt aus einer jeden, daß der Volksname Heanzen auf den Personennamen Heinz (Heinrich) zurückgeführt werden kann. Anton Herrmann tut dies direkt, Schröder unbewußterweise indirekt. Nehmen wir an, daß der Name Heanz Waldkater bedeutet. Woher aber wird im Henneberg-Fränkischen der Kater Heanz, d. i. Heinz, Hinz genannt? Offenbar durch die Vermittlung der im Mhd. weit und breit fabulierten Tiersage, wo der Kater den Personennamen Heinz (Heinrich) führt. Das sprachgeschichtliche Interesse wäre mit dieser Beantwortung der Frage halbwegs befriedigt, — doch nicht das historische Problem, ob die Hienzen ihren Namen durch die Vermittlung der von Karl dem Großen angesiedelten Franken erhielten, oder durch einen Grundherrn namens Heinz so genannt wurden. Doch seit Karl dem Großen berührten sich die Heanzen mit Franken nicht mehr und in der Zeit Karls des Großen konnte der Kater im Henneberg-Fränkischen noch nicht Heanz heißen, da damals dieser Name durch die Tiersage noch nicht vermittelt sein konnte. — Sprachgeschichtlich entsteht zwar

¹⁵⁾ Grundzüge der Phonetik. Leipzig, 1901. 5, 31.

¹⁶⁾ Wiener Sitzungsberichte d. math.-naturwiss. Klasse XXIV. 4. (1857); XXVIII. 575. (1858.)

mundartliches *ea* aus mhd. *ie*, *ie*, *ei* vor Nasalen, doch kann man der Erklärung «heants» aus Heinz keinen Glauben schenken, da dasselbe Wort als Familienname in der Mundart nicht «heants», sondern «hainz» ausgesprochen wird»¹⁷⁾.

Im ersten Teile dieser Belegstelle stimme ich mit Biró überein, doch nicht in der Folgerung. Denn, wird mhd. *ie*, *ie*, *ei* wirklich zu e^a/n^a in der Mundart, warum berufen wir uns dann auf den einzigen Beleg, der als Familienname vorkommt? Wäre der Beleg noch ein anderes Wort! Denn gerade die Aussprache der Familiennamen ist nicht maßgebend, da die Aussprache dieser Namen meist, ja fast immer, unter dem Einfluß der Schule steht. Ja, und wenn wir den Namen nicht von Heinz ableiten, wie erklären wir dann das uralte und häufig gebrauchte Wort «Henzonia» oder «Henconia»?

Es bleibt also nichts übrig, als das Wort von Heinrich, Heinz, Hinz, Henz abzuleiten. Freilich wäre es hier nötig, was Irene Thirring-Waisbecker in ihrem schon oben erwähnten Beitrage (S. 5) andeutet, nämlich, «es wäre nur noch nachzuweisen, ob Heinrich tatsächlich auch Henz oder Hinz genannt wurde, und ob sein Heer, das oft aus mehreren tausend Kriegersleuten zumeist aus den Besatzungen seiner Burgen und aus deutschen Bewohnern unseres Gebietes bestand, auch Hinzen, Henzen oder Hienzen genannt wurde?»

Daß Heinrich Henz genannt wurde, dafür spricht die Tatsache, daß seine Ahnen, die auch Heinriche waren, Henz genannt wurden, und daß unser Heinrich, Graf von Güssing, auch Henz hieß, das bezeugt die oben-erwähnte Urkunde.

Unser Heinrich wurde also Henz genannt; nun ist die Frage, ob man $he^a/nz/h^a/nz$ auch von Henz ableiten kann? Es sind manche, die dieser Benennung mitteldeutschen Ursprung zuschreiben. Wenn wir dies annehmen, dann lautete der Name des Grafen: *Hēnz*. Von diesem md. *ē* wissen wir aber, daß es mundartlich zu e^a , ja sogar zu i^e werden kann. Wie also fränkisches *kēn* im Mhd. *kien* wurde, so wurde *Hēnz* zu *Hienz*.

Aber nehmen wir an, was viel wahrscheinlicher ist, der Name sei bayrisch-österreichischen Ursprungs. In diesem Falle erklären wir die Sache so, daß altbairisches *ē* im Hienzischen oft zu e^a , i^e und e^a/n^a wird vor Nasalen. Z. B. ahd. *henna*, mhd. *henne* ist mundartlich he^a/n^a . Dieser Prozeß vollzog sich auch im Worte *Hēnz* — *Hienz*.

Was die Frage anbelangt, ob die Untertanen HENZEN wohl Henzen oder Hienzen heißen wurden, dafür gibt es bisher keine urkundlichen Berichte. Um die Frage nicht ganz unbeantwortet zu lassen, könnten wir vielleicht folgende Hypothese aufstellen: War es denn nicht etwas ganz gewöhnliches im Altertum und auch noch im Mittelalter, besonders bei uns in Ungarn, daß man die Untertanen eines Burgherren mit seinem Namen bezeichnete? Bedeuteten die Namen Caesariani und Pompeiani usw. nicht die Parteigenossen der Caesar und Pompeius; verstand man unter diesem Namen nicht auch seine Klienten? Steht das gleiche nicht von den «Káldorok» und «Sámsonok», den Anhängern eines Káldor und Sámson? Ist heute bei uns eine Deputiertenwahl, spricht man dann nicht von Széllianer (Anhängern Szélls), Somssichianer, Kossuthianer usw.?

¹⁷⁾ Lautlehre der heanzischen Mundart von Neckenmarkt. Leipzig, 1910. 3.

Sonach meine ich, daß die Hienzen von Heinrich, eventuell Henz ihren Namen haben, und darum, weil für diese Voraussetzung auch historische und sprachgeschichtliche Beweisgründe sprechen, halte ich diese Hypothese von den bisherigen für die wahrscheinlichste.

Faust auf der ungarischen Bühne.

Von Desider Rexa, Archivar in Székesfehérvár.

Der weltberühmte deutsche Schwarzkünstler hat seine Bühnenlaufbahn in Ungarn bereits vor zwei Jahrhunderten begonnen. Am 13. März 1729 wurde, wie Alexander Károlyi, der Held des Szatmärer Friedens (1711), in seinem Tagebuch schreibt, im Hause des Primas in Pozsony (Preßburg) eine «Komoedie von Doctor Faustus» aufgeführt. Das Stück hat sich nicht erhalten, und wir wissen auch nicht, ob die Aufführung in ungarischer, lateinischer oder deutscher Sprache erfolgt ist. Aller Wahrscheinlichkeit nach handelt es sich um ein lateinisches Schuldrama der Jesuiten, die, wie in allen ihren Lehranstalten, so auch in Pozsony das Theater eifrig pflegten.

Nun vergeht nahezu ein Jahrhundert, daß Drama und Theater bei uns von Faust nichts wissen. Erst im Jahre 1818 treffen wir wieder auf seine Spur: ein Theater-Almanach dieses Jahres bringt eine Übersetzung von Lessings fragmentarischem «Faust» (die sogenannte dritte Szene des II. Aufzuges). Der Übersetzer ist unbekannt, doch vermute ich ihn nicht ohne Grund in Gabriel Pap, der auch Grillparzers «Sappho» ins Ungarische übersetzt hat.

Ein wirkliches Faust-Drama erschien einige Jahre später über Wien auf einer ungarischen Bühne. Am 16. März 1816 spielte das Wiener Theater an der Wien August Klingemanns einst beliebtes Faust-Drama, und schon am 25. Oktober 1824 erschien dieses effektvolle, aber wertlose Produkt auf der ungarischen Bühne in Székesfehérvár (Stuhlweißenburg). Der Übersetzer, Daniel Franz Komlósy, machte sich seine Arbeit so leicht als möglich, was nicht hinderte, daß Klingemanns Drama in der Provinz sehr oft gegeben wurde und am 19. August 1839 sogar die Bretter des hauptstädtischen National-Theaters eroberte, um aber dann schnell auf immer zu verschwinden, wenn wir von dem seltsamen und selbstverständlich mißglückten Versuch des Schauspielers Alexander Ujfalussy absehen, der im Jahre 1862 das Klingemannsche Stück mit Tiraden und Szenen aus Goethes Meisterwerk (auf Grund der kurz vorher erschienenen Übersetzung des Goetheschen «Faust» durch Stefan Nagy) «vervollständigte» und «verbesserte». Diese Bearbeitung, der nur der Charakter eines Kuriosums zukommt, wurde meines Wissens nur einmal, am 24. Februar 1864 in Kolozsvár (Klausenburg) aufgeführt und ist niemals im Druck erschienen.

Inzwischen wurde endlich auch Goethes «Faust» ins Ungarische übertragen, doch fiel der erste Versuch dieser schwierigen Leistung seltsam genug aus. Im Jahre 1844 begann der fruchtbare und verdienstvolle Schauspiel-dichter (anfangs auch Schauspieler) Eduard Szigligeti eine Übersetzung des Goetheschen «Faust», den er dem ungarischen Publikum zur Lektüre zugänglich machen wollte, ohne an eine Aufführung des Stückes zu denken. Als jedoch einige Schauspieler hievon Kenntnis erhielten,

sporten sie ihren Kollegen an, das Drama für die Bühne zu übersetzen, und Szigligeti legte nun seine begonnene Arbeit beiseite und übertrug die mißglückte Deinhardsteinsche Bearbeitung von Goethes «Faust» ins Ungarische. Die Übersetzung ist äußerst mangelhaft und kam zum Glück weder im Druck heraus, noch fand sie jemals den Weg auf die Bühne.

Eine würdige ungarische Übersetzung des Goetheschen Werkes erschien endlich 1873 von Ludwig Dóczy und diese verständnisvolle und formell vorzügliche Übertragung hat allmählich Goethes «Faust» dauernd für die ungarische Bühne erobert. Aber zunächst hat auch Dóczis Übertragung eine seltsame Mißgeburt gezeitigt. Der talentvolle, auch als Dichter nicht unbegabte Schauspieler Julius Kovács fabrizierte nämlich auf Grund der Dóczischen Übersetzung ein «Goethisches» Faust-Drama, welches durch wesentliche Elemente aus dem Libretto der Gounodschen Oper bereichert war. So verlangt z. B. hier der «Page» Siebel am Beginne des Stückes von Valentin die Hand Gretchens, welche er sofort zugesagt erhält, worauf er vor den Souffleurkasten hintritt und die bekannte Arie an den Blumenstrauß aus Gounods Oper deklamiert, eventuell sogar singt! Ein geschmackloseres Machwerk wie diese verböserte Bearbeitung einer großartigen Dichtung ist kaum denkbar, und doch wurde dieser pseudo-goethesche «Faust» am 8. Januar 1876 in Kolozsvár mit Beifall gegeben und war einige Jahre hindurch auch auf anderen Provinzbühnen beliebt.

Endlich kam am 1. April 1887 der echte «Faust» Goethes in Dóczis Übersetzung im Budapester National-Theater auf die Bühne. Eduard Paulay, der damalige verdienstvolle Direktor der ersten ungarischen Bühne, der auch die ursprünglich theaterfremde «Tragödie des Menschen» von Emerich Madách für die weltbedeutenden Bretter eingerichtet und dauernd erobert hat, machte Goethes Werk für die Aufführung zurecht, indem er an der umfangreichen Dichtung nur maßvolle Kürzungen vornahm, wie sie auch bei deutschen Bühnendarstellungen mit wechselndem Detail üblich sind. Das Hauptgewicht legte er auf die Gretchen-Tragödie, die er vollständig zur Geltung brachte. In dieser, im großen und ganzen einwandfreien Gestalt ging Goethes «Faust» vom 1. April 1887 bis 16. Juli 1903, also in 16 Jahren, 44 mal mit vollem Erfolg über die Bretter. Paulays Nachfolger in der Direktion des National-Theaters, Emerich Tóth, verbesserte dessen Bearbeitung durch Aufnahme einiger Szenen, die Paulay weggelassen hatte, und brachte das Stück in dieser vervollständigten Gestalt am 6. April 1910 zur Aufführung. Bisher hat diese Fassung des Dramas 17 Vorstellungen erlebt.

So wurde Goethes «Faust» ein ständiges und gern gesehenes Repertoirestück des ungarischen Theaters (auch in der Provinz), das sich allerdings wie leicht denkbar, auch in Ungarn mit der Beliebtheit von Gounods Oper nicht messen kann. Diese wurde bei uns zuerst am 2. Oktober 1863 gespielt und erlebte seitdem über 400 Aufführungen.

Der Vollständigkeit wegen sei noch bemerkt, daß auch die lustige, aber nicht sehr geschmackvolle Faust-Parodie des österreichischen Schriftstellers Julius Hoff seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sehr oft und mit Beifall über die Bretter der ungarischen Bühnen (zum ersten Male in Arad) ging.

Date	Description	Amount
1890	Jan 1	
	Feb 1	
	Mar 1	
	Apr 1	
	May 1	
	Jun 1	
	Jul 1	
	Aug 1	
	Sep 1	
	Oct 1	
	Nov 1	
	Dec 1	
	Total	



DB
901
U532
Jg.4

Ungarische Rundschau für
historische und soziale
Wissenschaften

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY
